Europäiſches Sclavenleben.

I.

Europäiſches Sclavenleben

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1854.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

	Seite
Erſtes Kapitel. Der Theaterwagen	1
Zweites Kapitel. Schwarze und rothe Schleifen	13
Drittes Kapitel. Sclavinnen	26
Viertes Kapitel. Ein Loch im Vorhang	37
Fünftes Kapitel. Clara	48
Sechstes Kapitel. Die Familie Wundel	59
Siebentes Kapitel. Sclavenleben	73
Achtes Kapitel. Arthur	86
Neuntes Kapitel. Coeur de rose	98
Zehntes Kapitel. Herr von Dankwart	109
Eilftes Kapitel. Zwei Begräbniſſe	125
Zwölftes Kapitel. Johann Chriſtian Blaſſer und Comp.	135
Dreizehntes Kapitel. Ueberſetzungs-Angelegenheiten	150
Vierzehntes Kapitel. Häusliche Scenen	171
Fünfzehntes Kapitel. Lebende Bilder	190
Sechszehntes Kapitel. Eine Mutter und ihr Kind	204
Siebenzehntes Kapitel. Falſches Zeugniß	217
Achtzehntes Kapitel. Hinter der achten Couliſſe	229
Neunzehntes Kapitel. Richard und Marie	249

Inhalt.

		Seite
Zwanzigſtes Kapitel.	Toiletten-Geheimniſſe	267
Einundzwanzigſtes Kapitel.	Jäger und Kammerjungfer . .	277
Zweiundzwanzigſtes Kapitel.	Auf der Polizeidirection . . .	287
Dreiundzwanzigſtes Kapitel.	Räubergeſchichten	298
Vierundzwanzigſtes Kapitel.	Papier und Schlüſſel	311
Fünfundzwanzigſtes Kapitel.	Das Siegel des Herrn von Brand	325

Europäiſches Sclavenleben.

Erſtes Kapitel.

Der Theaterwagen.

Es iſt eigenthümlich, theurer und geneigter Leſer, daß man beim Beginn einer Geſchichte ſo gern Betrachtungen über das Wetter anſtellt, eigenthümlich, aber durchaus nothwendig. Was wollte man zum Beiſpiel von einem Gemälde halten, wo ſich die Figuren — und wären ſie auch noch ſo intereſſant — in einer Staffage bewegten, von der man nicht ſagen könnte, von welcher der vier Jahreszeiten ſie gerade beherrſcht werde. Es bringt den Leſer nichts ſo in eine angenehme Stimmung, als wenn er beim Beginn eines Kapitels erfährt, die Sonne habe mit voller Gluth geſchienen, der Wind habe geſauſt oder der Regen in ſchweren Tropfen an die Fenſterſcheiben geklatſcht. Bei uns findet er aber von dieſen drei ebengenannten Dingen nichts; unſere einfache und dieſes Mal vorzugsweiſe ſehr wahrhaftige Geſchichte beginnt im Winter, — jener Jahreszeit, wo man die Natur als erſtorben betrachtet, ihr als unſchön ſo gern den Rücken kehrt, um in glänzende, durchwärmte Säle einzutreten und ſich an künſtlichen Blumen

und Freuden zu ergötzen, da man lebendige und natürliche ſo wenige gefunden.

Aber man thut Unrecht, geneigter Leſer; es gibt Wintertage, deren eigenthümliche Schönheit wir nicht vertauſchen möchten für den blüthenreichſten Frühlingsmorgen, für den glänzendſten Sommerabend. Wir meinen nämlich einen Wintertag, wo die Erde nach einem Thauwetter oder nach einem gelinden Regen mit ſchweren Nebeln bedeckt war, wo alsdann dieſe Nebel durch eine plötzliche Kälte zu dichtem Reif erſtarrten, wo ſich der Boden mit einem Male weiß bezog, ohne aber verhüllt zu ſein durch eine langweilige, einförmige Schneedecke, die in ihrem kalten Gleichheitsprincip Berg und Thal zudeckt und ohne Unterſchied begräbt und verbirgt endloſe Wieſen und Moorgründe, ſtille Thäler, kleine Seeen und allerliebſte Gärten. — Gewiß, jener ſo plötzlich angeſetzte Reif iſt wunderbar ſchön, jene Verhüllung, wo doch Alles in ſeiner urſprünglichen Geſtalt erſcheint, nur mit weißem, feinem Pelze bedeckt. Die dunkle Erde ſchimmert leicht durch den Flaum, es iſt kein Thal, keine Schlucht verdeckt: Alles behält die ihm eigene Geſtalt. Dort auf der Wieſe ſcheint weißes Gras zu wachſen; die kleinen Sträucher ſind mit den feinſten Kryſtallen bedeckt; wenn man einen Baum anſieht, ſo möchte man darauf ſchwören, ſeine Zweige ſeien von Zucker und er erwarte nur, wie er da iſt, auf irgend eine Weihnachtstafel geſetzt zu werden.

Dabei iſt die Luft klar und ſcharf, und wenn du einen Berg hinanſteigſt, ſo zieht dein Athem in einer bläulichen Wolke dir voraus; während du aber durch den Hohlweg gehſt, um zu dem Plateau zu gelangen, wo die alte Straße mit der neuen Chauſſee zuſammentrifft, und wo du die weite, große Stadt überſehen kannſt, verſäume es ja nicht, rechts und links zu blicken und dir genau zu betrachten einen Stein, einen Strauch, ja jeden Gegen-

ſtand, den du willſt; denn wenn du am heutigen glückſeligen Tage irgend etwas genau unterſuchſt, ſo entdeckſt du Zaubereien ohne Ende, ganze Eiswelten in jedem Maßſtabe. Hier von der Wand des Hohlwegs herab hiengen geſtern noch die kahlen, erſtorbenen Zweige einer Brombeerſtaude, naß, faſt triefend von dem angeſetzten Nebel, heute iſt daraus ein Brillantſchmuck geworden, würdig den Hut einer Fürſtin zu zieren, ein Schmuck von Tauſenden von Diamantblumen in der phantaſtiſchſten Geſtalt, und jetzt, wo ein Strahl der Sonne darüber hingleitet, glänzend wie eine ganze Million von Lichtbergen. Ja, ſo ein Tag verſchönert mehr wie Frühlingsluft und Sommerhitze; bemerken wir nicht hier neben uns einen Erdhaufen, geſtern noch kahl, mit einigen mageren Grashalmen und zerſtreutem Stroh, der heute mit einem Mal eine ganze Eisreſidenz geworden! Weiße Steine bilden eine förmliche Stadt, die rings von Zaubergärten eingeſchloſſen iſt; man muß nur genau hinſehen und das Ding nicht oberflächlich betrachten. Es ſind da Straßen und Plätze mit den regelmäßigſten Alleen von weißbereiften Grashalmen, auch impoſante Waldungen; nur Alles, was im Sommer grün erſcheint, iſt jetzt weiß und hat eine fabelhafte Form. — Ah! es iſt Schade, daß unſere Illuſion durch einen Sperling geſtört wird, der jetzt plötzlich in die Stadt hineinfliegt und den größten Platz mit ſeinen beiden Füßen bedeckt. Aber auch er gehört zur Zauberwelt, denn wie er jetzt nach einem Regenwurme pickt, den Kopf in den Reif ſteckt, ihn wieder empor hebt, und ihn dann mit der Beute hin und her ſchlenkert, ſtieben von allen Seiten funkelnde Brillanten davon. — Doch gehen wir weiter.

Wenn wir uns auch nicht mehr ſo ins Detail einlaſſen wollen, ſo erblicken wir doch Sachen, die nicht minder merkwürdig ſind. Auf der Spitze des Berges ſteht eine kleine Laube, vom

Ende eines Gehölzes blickt ſie ins Thal; ihre Mauern haben eine röthliche Farbe, zwei Fenſter funkeln wie Augen. Ueber das Dach ſchlingen ſich wilde Reben, vielleicht auch Geisblatt, und hängen an den Seiten herab, Alles mit Reif überzogen; ſie verleihen der Front des Häuschens, das in der Entfernung wie ein coloſſales Rieſenhaupt ausſieht, ſchneeweißes Haar und ſilberfarbenen Bart. Es iſt täuſchend, dieß Rieſenhaupt, und wenn man es ſo über den Berg herüberlugen ſieht, ſo wendet man unwillkührlich ſeinen Blick, um zu ſehen, was es da unten Merkwürdiges gebe.

Ah! es iſt die große Stadt, die vor uns weit ausgeſtreckt im Thale liegt; in allen Farben zeigen ſich die Häuſer, ein wahres Chaos von Grau, Grün, Roth, Blau, Schwarz mit ebenſo vielen Schattirungen und unbeſchreiblichen Tönen. Dazwiſchen heben ſich die rieſenhaften Thürme zahlreicher Kirchen hervor, ſind aber trotz ihrer ausgezeichneten Geſtalt nicht deutlich zu erkennen, denn der Nebel von geſtern und vorgeſtern erſcheint plötzlich wieder und zieht graue Schleier über die Stadt; dazu dampfen Tauſende von Schornſteinen und Alles das bildet in weniger als einer halben Stunde eine ziemlich dichte Decke, durch welche man nur noch in einzelnen Umriſſen die Häuſermaſſen ahnet. Doch wird der Nebel nicht oben bleiben: er ſinkt zuſehends tiefer und tiefer und gibt uns jetzt einen neuen unbeſchreiblich ſchönen Anblick. Gänzlich verſchwunden iſt die Stadt und es iſt gerade als ſtänden wir am Rande eines ungeheuren See's — jenes verzauberten See's, deſſen wir uns aus unſerer Kindheit erinnern, in welchem die verſunkene Stadt liegt, die wir, wenn wir ſie auch nicht ſehen, doch hören. An unſer Ohr ſchlägt dumpfes Murmeln und Raſſeln, zuweilen rollt es deutlich auf dem Pflaſter, und wenn wir noch nicht überzeugt waren, ſo ſind wir es im

nächſten Augenblicke, denn viele Uhren ſchlagen hell und deutlich die vierte Nachmittagsſtunde.

Da nun aber die vierte Nachmittagsſtunde an einem Tage im Monat Dezember nicht weit von der Nacht entfernt iſt, ſo wollen wir unſere Zauberlandſchaft verlaſſen und uns zur Stadt hinab begeben. Fürchte ſich der geneigte Leſer nicht vor dem Nebel: er ſcheint artig gegen uns zu ſein und ſinkt ſchneller hinab als wir gehen. Schon treten die höheren Gebäude wieder aus der ſcheinbaren Waſſerfluth empor, und jetzt da wir das Thor erreichen, ſind die grauen Schleier mit Hülfe eines leichten Abendwindes zerriſſen und wehen nur noch in einzelnen Stücken um unſer Geſicht, während ſie eilig gen Süden fliehen. Auch die Sonne berührt uns mit einem letzten Blick und färbt die Landſchaft roſig und violett.

Das Ende einer langen Straße, in der wir wandeln, führt ins Freie und zeigt, wie holdſelig die Sonne der Erde gute Nacht ſagt. In unnennbar ſüße, beruhigende Farben hüllt ſich die Landſchaft ein, bevor ſie in Schlummer ſinkt, und wie ein liebendes „gute Nacht!“ zittert der letzte Strahl der ſinkenden Sonne über ſie dahin. — Die ſtattlichen Gebäude zu unſerer Rechten empfangen dieſen letzten Gruß ſchon kälter und geſetzter; es fallen tiefe, ſcharf ausgeprägte Schatten der gegenüberliegenden Häuſer ſchon auf ihre oberen Stockwerke; nur Fries und Dach iſt noch hell beleuchtet. Dieſe Schatten ſteigen langſam empor, wie eine Schlafdecke; denn wenn ſie das ganze Haus eingehüllt haben, kommt die Nacht und es ſchließt ſeine müden Augen. — — Daß die Sonne nun endlich hinter den Bergen niederſinkt, bemerkt man an einer Gaslaterne, die draußen einſam vor dem Thore ſteht, denn auf ihren Scheiben blitzte noch vor wenig Augen-

blicken ein helles Licht, ein Licht, das darauf tief röthlich niederſtrahlte und plötzlich ganz verſchwand.

Um vier Uhr Nachmittags und auch noch etwas ſpäter ſind um dieſe Jahreszeit die Straßen einer großen Stadt ziemlich belebt; man beſorgt noch ſeine Gänge vor der einbrechenden Nacht, man ſchließt viele Gewölbe und Läden, und dann haben auch alle Schulen ihre Thore geöffnet und ausgeſpieen eine Legion kleiner Vagabunden, die nun in gewiſſer Beziehung Straßen und Plätze ziemlich unſicher machen. Da werden Trottoirs benützt zu Schleifbahnen, die kleinen Burſche faſſen Poſto hinter einander, ihre Torniſter auf dem Rücken, und wer zufällig mitten zwiſchen ſie hinein und auf das glatte Eis geräth, wird ohne alle Barmherzigkeit niedergerannt. Was die Schneeballen anbelangt, ſo hat der Himmel bis jetzt ein Einſehen gehabt und gönnte der Jugend noch nicht dieſes Vergnügen zum Schaden ihrer Nebenmenſchen. In der Nähe der Schule, wenn auch nicht unmittelbar vor dem Hauſe ſelbſt, iſt der Lärmen nun eine Zeit lang am ſtärkſten. Wenn ſo der ganze Strom aus dem Thore ſtürzt, ſo ſcheint Jeden nur die Luſt zu treiben, endlich ins Freie zu kommen; ſind ſie aber draußen, ſo finden ſie ſich gleich wieder in einzelnen Gruppen zuſammen, einer der Schlimmſten gibt den Ton an, und dann ziehen ſie, wie es heißt, nach Hauſe, in Wahrheit aber auf ſo großen Umwegen, daß die Glocken ſchon alle Fünf geſchlagen haben, bis die letzten und wildeſten mit blauen Naſen und krumm gefrorenen Fingern in das warme Zimmer treten, wo Mama ihnen den Kaffee aufgehoben hat.

Auf den Straßen und Plätzen iſt es nunmehr wieder ruhiger geworden; wer draußen nichts zu thun hat, bleibt im geheizten Zimmer; zum Spazierengehen und Fahren iſt es zu ſpät, und die Zeit, wo man Geſellſchaften beſucht, noch nicht herangerückt.

Es dämmert bereits; der Laternenanzünder mit ſeinem langen Stocke, woran oben ein kleines Lichtchen befindlich, läuft eilig durch die Straßen, und ſelbſt ernſthafte Vorübergehende unterbrechen zuweilen einen Augenblick ihren Gang, um zuzuſehen, wie die Flamme ſo plötzlich emporſtrahlt. Auch die Läden erleuchten ſich nach und nach, und helles Licht zeigt die ausgelegten Stoffe in doppelt ſchönen Farben und verlockt allenfallſige Käufer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Um dieſe Zeit, geneigter Leſer, rollt ein Wagen über die Straßen der Stadt, meiſtens durch jene Viertel, wo ſonſt nicht viele Equipagen zu ſehen ſind. Dieſer Wagen, eine breite Glascaleſche, kommt aus den königlichen Marſtallsgebäuden und iſt gewöhnlich beſpannt mit zwei Rappen; auf dem Bock ſitzt ein alter Kutſcher mit weißen Haaren in einen dicken blauen Mantel gehüllt und mit ziemlich mürriſchem Geſicht. Als dieſer Würdige am heutigen Tage die Zügel in die Hand nahm, fragte er einen Bedienten in blauem Ueberrock, der im Begriff war, hinten aufzuklettern: „Wird Alles geholt?“ worauf dieſer erwiederte: „Alles.“ —

So rollt der Wagen dahin, und der Bediente hintenauf hält ſich bequem an den Riemen deſſelben feſt und ſchlenkert ſanft hin und her; er hat im Gegenſatz zum Kutſcher ein freundliches, ſtets lächelndes Geſicht, und er würde ſeinem Collegen gern ein Wort mittheilen, doch weiß er wohl, daß er von dem da vornen keine Antwort bekommt.

In den entlegeneren Straßen, wohin der Wagen fährt, hält er meiſtens vor den kleinſten, unſcheinbarſten Häuſern. Dort ſpringt der Bediente vom Tritt herab, zieht heftig an einer Klingel, die außen am Hauſe angebracht iſt und wartet alsdann, während der alte Kutſcher ſeine Zügel nachläßt, noch ein paar Zoll mehr zuſammenſinkt und die Peitſche auf den Schenkel auf-

ſtützt. Nachdem die Klingel ertönt, öffnet ſich irgendwo im Haus ein Fenſter, ein Kopf ſteht heraus und es wird herabgerufen: „Gleich, gleich, Schwindelmann! Ich will nur meinen Kaffee austrinken;“ oder: „ich packe gerade meinen Korb zuſammen.“ Darauf brummt der Kutſcher etwas in den Bart, Schwindelmann aber pfeift eine Melodie und hüpft von einem Fuß auf den anderen, um ſich warm zu machen. Bald nachher hört man Tritte auf der Treppe des kleinen Hauſes; die Thüre öffnet ſich und ein junges Mädchen erſcheint in derſelben, feſt in ein großes Tuch oder einen Mantel gewickelt, während hinter ihr eine Schweſter oder eine Mutter ein großes Paket, einen Korb oder dergleichen im Arme hat, welchen Schwindelmann ſogleich übernimmt und in den Wagen befördert. Dann läßt er den Tritt herunter, und wenn der Wagen dicht am Hauſe vorgefahren oder die Straße gerade trocken iſt, ſo hüpft die junge Dame, die unter der Hausthüre ſteht, gewöhnlich mit einem einzigen Sprung in den Wagen. Iſt es aber ſchmutzig oder die Caleſche hat nicht recht herangekonnt, ſo ſagt das Mädchen auf der Hausſchwelle: „Schwindelmann ſei artig,“ und dann lacht Schwindelmann, hebt ſie ſo leicht auf, wie vorhin das Paket und befördert ſie mit einer ſchwingenden Bewegung in den Wagen, ſchließt den Schlag und läßt ſogleich weiter fahren.

Das geſchieht ſo an vier bis fünf Häuſern nacheinander, und da hiebei der Wagen durch ebenſoviel junge Damen angefüllt wird, ſo tritt Schwindelmann an den Schlag und frägt: „Haben wir noch Platz zu Einer oder Zwei, oder müſſen wir heimfahren?“ Er ſetzt auch wohl hinzu: „Es wird kalt heute Abend und der alte Andreas möchte früh nach Haus; ihr könnt wohl ein Bischen zuſammenrücken.“ Und dann lachen die drinnen meiſtens laut auf, es kreiſcht auch hie und da Eine, die ein wenig

an ihre Füße gestoßen wurde; da aber die Calesche breit ist und die Mädchen den alten Andreas gut leiden können, so drücken sie sich zusammen und machen noch Platz für Zwei oder Drei, so daß der Wagen oft mit Acht dahinrollt, nicht mitgerechnet ein paar kleine Kinder, die unterwegs ebenfalls noch mitgenommen werden, die sich aber sehr dünn machen und rechts und links am Schlage stehen bleiben müssen. Die Pakete und Körbe allein verursachen dem ehrlichen Schwindelmann einige Verlegenheiten. Wenn es gutes Wetter ist, weiß er sich zu helfen; er bepackt alsdann die ganze Decke der Calesche, schiebt dem brummenden Andreas auch zuweilen eins der Passagierstücke auf den Sitz, er selbst nimmt nicht selten einen großen Korb auf den Kopf, das heißt, wenn es unterdessen dunkel geworden ist, und so rollt der Wagen dahin, die Pferde langsam trabend, Andreas mürrisch und verdrießlich, und die junge weibliche Welt im Innern meistens lustig und heiter und tausend gute und schlechte Witze machend.

Diese Equipage aber, geneigter Leser, die du in der Residenz wöchentlich mehrere Male zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags bei dir vorüberrollen siehst, ist der Theaterwagen, von Leuten mit wenig Witz und viel Behagen auch der Thespiskarren genannt, seiner Abstammung nach eine geborene Hofcalesche, die so lange für die Ehrendamen und Ehrenfräulein benützt wurde, bis diese kostbaren Wesen behaupteten, nicht länger mit Ehren darin fahren zu können.

An dem Nachmittage nun, wo unsere Geschichte beginnt, fuhr der Theaterwagen abermals und ziemlich früh durch die Straßen. Es wurde an diesem Abend ein neues Ballet gegeben, und das ganze große tanzende Personal mußte zusammengeholt werden. Der Wagen war schon ziemlich besetzt und Schwindel-

mann trat an den Schlag, um ſich zu überzeugen, daß noch für Jemand Platz da ſei oder genugſam guter Wille um zuſammenzurücken.

„Wen holen wir noch?“ fragte eine Stimme aus dem Wagen.

„Mamſell Clara,“ antwortete der Theaterdiener.

„Ah! die Prinzeſſin!“ lachte eine andere Tänzerin aus dem Wagen. „Die vornehmen Plätze ſind beſetzt; ſie wird ſich mit einem Rückſitz bequemen müſſen.“

Und eine Dritte fügte hinzu: „Ich fürchte, Mamſell Clara wird es übel nehmen, wenn wir ſie einladen als Sechste bei uns zu ſitzen.“

Schwindelmann konnte unter Umſtänden grob werden, bevor aber dieß geſchah, zupfte er ſich ſelbſt an einem ſeiner Ohren, als wenn er ſagen wollte: „Mäßige dich.“ Heute that er auch alſo, mäßigte ſich aber nicht, ſondern entgegnete mit ziemlich lauter Stimme: „Spart doch euer Geſchwätz; wenn Jede von euch auch nur halb ſo zufrieden wäre wie die Clara, ſo brauchte man in der Garderobe ein paar Ankleiderinnen weniger, und wir würden in der halben Zeit fertig. Pfui Teufel! ſo ein Aufheben zu machen! — Wollt ihr oder wollt ihr nicht?“

„Ich habe im Grunde nichts dagegen,“ ſagte lachend eine Stimme aus dem Wagen.

Zwei Andere erwiederten. „Ich auch nicht, wenn ſie ſich behelfen will.“

Und eine Vierte rief: „Ich weiß was Neues: die Clara hat ein Verhältniß mit dem Schwindelmann; die wird protegirt,“ — ein ſchlechter Witz, über den aber alle Fünf in Ermangelung eines beſſeren laut hinaus lachten.

Unterdeſſen ſchlug Schwindelmann brummend und murrend den Schlag zu, und der Wagen rollte durch ein paar Straßen,

um endlich vor einem alten aber ziemlich großen Hause zu halten. Dieß Gebäude mit hohem, spitzem und ausgezacktem Giebeldach hatte vier Stockwerke, rechnete man aber die Wohnungen in benanntem hohem Giebel dazu, sechs Etagen, in welchen jedoch wenigstens fünfzehn Familien wohnten. Abends, wenn die Fenster beleuchtet waren, sah dieß Haus aus wie eine Kaserne oder eine Fabrik, hatte auch sonst mit diesen beiden einige Aehnlichkeit, denn hier hörte man ein ewiges Summen und Rauschen, und den ganzen Tag lief Groß und Klein geschäftig die alten, ausgetretenen Treppen auf und ab.

Schwindelmann sprang von seinem Tritt herab, zog an einer Glocke, die außen angebracht war, und kaum ertönte der Klang, als sich auch schon oben hoch im Giebelfelde ein Fenster öffnete und eine schwache, zitternde Stimme herabrief: „Gleich, gleich — sie kommt schon.“

„Sie wird sich wieder recht abhetzen,“ sagte nachdenkend Schwindelmann, worauf die Fünf in dem Wagen ein abermaliges Gelächter erhoben, welches ihnen aber von dem Theaterdiener die Bemerkung eintrug, daß sie sammt und sonders keine Schwäne seien.

Jetzt öffnete sich die Hausthüre und zwei Gestalten wurden sichtbar, eine größere und eine kleinere. Die größere war Clara, die kleinere ihre sechsjährige Schwester, die ein Paketchen unter dem Arm hatte, während die Tänzerin selbst ein größeres trug, das auch Schwindelmann sogleich mit außerordentlicher Sorgfalt abnahm.

„Hast du die Näherei?“ fragte Clara darauf ihre kleine Schwester. „Gib sie her, mein Herz, und geh hinauf, es ist kalt.“ Darauf beugte sie sich zu dem Kinde nieder, nahm das Paketchen aus ihrer kleinen Hand und strich ihr leicht über das Haar, ehe sie in den Wagen stieg.

Schwindelmann drückte den Schlag zu und ſagte zu dem Kutſcher: „In's Theater!“ worauf der Wagen davonraſſelte.

Clara hatte ſich leicht in eine Ecke gedrückt und ſprach mit einer ruhigen und ſanften Stimme: „Ich kann in der Dunkelheit nicht ſehen, wer von euch da iſt, ich ſage euch aber insgeſammt guten Abend, und thut es mir wahrhaftig leid, daß ihr meinetwegen ſo eng zuſammenrücken müßt.“

„O, wir ſind das ſchon gewöhnt,“ entgegnete die Tänzerin ihr gegenüber. Und eine Andere verſetzte: „Wenn du nur nicht immer ſo furchtbar viel Gepäck mitbrächteſt. Was thuſt du denn heute wieder mit den zwei Paketen?“

„In dem großen ſind meine Tanzröcke,“ erwiederte ſchüchtern das Mädchen, „und in dem kleinen — — ja, darin habe ich eine Arbeit.“

„Eine Arbeit?“ lachte eine Stimme aus der andern Ecke. „Bei deinem Fleiße mußt du am Ende noch reich werden.“

Clara antwortete nur mit einem tiefen Seufzer, und da der Wagen, der bis jetzt auf einer chauſſirten Straße gefahren war, das Pflaſter erreichte, ſo wurde die Converſation plötzlich abgeſchnitten. Wenige Minuten nachher fuhr Andreas bei einem großen Gebäude vor und hielt dicht an einer erleuchteten Treppe.

Das Ausſteigen ging wie das Einſteigen vor ſich, nur in umgekehrter Ordnung; zuerſt empfieng Schwindelmann die Pakete und Körbe, dann half er den Eigenthümerinnen ausſteigen. Clara, die zuletzt kam, wurde auch hier von dem Theaterdiener wieder einigermaßen begünſtigt. „Da Sie zwei Pakete haben,“ ſprach Schwindelmann, „ſo will ich Ihnen eins hinauftragen.“ Hierauf ſchloß er den Wagen, ſagte dem Kutſcher, er müſſe um neun Uhr wieder kommen und erſtieg hinter den Tänzerinnen die Treppen.

Zweites Kapitel.

Schwarze und rothe Schleifen.

Wenige unserer geneigten Leserinnen werden schon in einer Theatergarderobe gewesen sein. Von den Lesern gar nicht zu reden; denn für sie sind die Ankleidezimmer, namentlich die des Ballets, vor, während und nach einer Vorstellung vollkommen verschlossene und unzugängliche Orte, wir wollen nicht sagen ein verbotenes Paradies, obgleich sich auch hier wie dort ein Hüter befindet: vor der Balletgarderobe freilich nicht mit flammendem Schwerte, wohl aber mit großem Stock, angehörend einem alten invaliden Portier von ziemlich mürrischem Gemüthe, und auf die Privilegien der Theaterankleidezimmer eifersüchtig wachend wie ein alter Türke. An ihm scheitert alle Bestechung, und nur wir vermögen es vermittelst der Macht, die uns verliehen, den geneigten Leser unsichtbar einzuschwärzen.

Diese Balletgarderobe besteht aus drei ineinandergehenden großen Zimmern; in jedem befinden sich mehrere Ankleidespiegel, rechts und links mit Armleuchtern versehen, die aus der

Wand heraustreten und aus welchen Gasflammen brennen. Dieſe Armleuchter ſind zum Drehen eingerichtet, um dem Spiegelglas eine größere oder kleinere Helle zu verleihen; an den Wänden dieſer Zimmer befinden ſich kleine weiß angeſtrichene Käſten, die wie ebenſoviele Kommoden ausſehen, nur daß ſie ſtatt der Schubladen Doppelthüren haben. Jedes dieſer Schränkchen iſt mit dem Namen der Tänzerin verſehen, der es angehört, und hier verwahrt ſie die nothwendigen Gegenſtände zum täglichen Gebrauch, die ſie nicht jedesmal mit nach Hauſe nehmen will. Es iſt das wie der feldkriegsmäßig verpackte Torniſter eines guten Soldaten, und enthält alle Mittel für unverhergeſehene Fälle. Da befinden ſich neuere und ältere, engere und weitere Tanzſchuhe, ſowie Vorrathsbänder zu denſelben, ein paar Tricots zum Auswechſeln, falls irgend ein Unglück geſchähe, kleine Lappen und Flecken von verſchiedenen Sorten, Nadeln und Faden von allen möglichen Größen und Farben. Auch die Theatertoilettegegenſtände ſind hier verwahrt: rothe und weiße Schminke, Pomade, Kämme, Haarnadeln, eine Schachtel voll Magneſia zum Pudern und die nothwendige Pfote eines verſtorbenen Haſen, um die weiße Schminke auf dem Geſicht gleichmäßig zu vertheilen.

Es mag ungefähr fünf Uhr ſein, und der letzte Wagen, den wir begleitet, hat mit ſeinem Inhalte das weibliche Balletperſonal vollſtändig zuſammengebracht. In den drei Zimmern befinden ſich vielleicht vierundzwanzig junge Mädchen, die lachend und plaudernd durcheinander rennen, ſich ihrer Mäntel und Halstücher entledigen, ihre verſchiedenen Anzüge ordnen und nun mit Hülfe der Ankleiderinnen daran gehen, ſich von unten herauf anzuziehen. Sonderbar iſt es, daß die Geſpräche, namentlich aber Scherzen und Lachen, ſo lange nicht zum rechten Durchbruch kommen wollen, als die Kleider und Unterröcke den Tricots und enganliegenden

Leibchen nicht Platz gemacht haben. Iſt aber erſt die ganze leichtfüßige Schaar unten vollſtändig gerüſtet und bis zur Taille mit den enganliegenden Tricots verſehen, ſo ſcheint ein anderer Geiſt in ſie gefahren zu ſein, und Späſſe, eigenthümliche Attitüden und unausſprechliche Pas wechſeln ſo drollig ab und werden mit ſo ſchallendem Gelächter begleitet, daß ſich oftmals die Oberanzieherin veranlaßt ſieht, die Hauptſchuldigen durch ihre Brille feſt anzuſehen und ernſtlich um Aufhören des Spektakels zu erſuchen. Hierauf wird aber das leiſe Gekicher und die anſcheinend harmloſen Späſſe doppelt eifrig fortgeſetzt. Ein lauter Schrei erhebt ſich dazwiſchen, denn es wurde heftig an eine der Thüren geklopft; es iſt Monſieur Fritz, der Theaterfriſeur, der ſich von außen erkundigt, ob er eintreten dürfe. Alsbald ſetzen ſich die Damen des erſten Zimmers durch umgeworfene Mantillen oder Tücher ſowie durch Tanzröcke, die proviſoriſch über den Schooß gelegt werden, in gehörige Verfaſſung, um den eintretenden unglücklichen jungen Mann gehörig empfangen zu können; was übrigens nicht ohne einiges Gekreiſch abgeht. Wir ſagen: unglücklichen jungen Mann, und zwar aus doppelten Gründen, denn einmal iſt es keine Kleinigkeit, vierundzwanzig junge Mädchen zur Zufriedenheit zu friſiren, und anderntheils hat Monſieur Fritz den Verſuch gemacht, gegen die eine oder die andere der hübſchen Tänzerinnen gelegentlich zu avanciren, was ihm nun bei jeder Veranlaſſung aufs Schonungsloſeſte vorgehalten wird.

Der Theaterfriſeur und Schneider werden ſeltſamer Weiſe von den Tänzerinnen meiſtens für Weſen gehalten, welche der Liebe unfähig ſind, für geſchlechtsloſe Geſchöpfe; und es iſt eigentlich ſehr gut, daß dieſe Anſicht beſteht, denn ſonſt wäre des Zierens und Genirens kein Ende.

Monſieur Fritz iſt alſo eingetreten; die Thüre zum zweiten

Zimmer wird geſchloſſen, weil man dort noch nicht ſo weit angezogen iſt, und das Friſiren nimmt unter Scherzen und Lachen ſeinen Anfang.

Aber man muß nicht glauben, daß Alle in dieſen luſtigen Ton mit einſtimmen, daß es Allen gleichgültig iſt, wenn die umgeworfene Mantille zufällig von den Schultern herabrutſcht, wenn der Friſeur das Haar lockt oder ein Diadem aufſetzt. Nein, dieſe Stunde des Anziehens und ſpäter des Heraustretens vor die Lampen, vor das verſammelte Publikum, ſind für manche dieſer armen Mädchen Stunden der bitterſten Qual, ja tiefen Herzeleids. Man wird ſagen: warum brauchen ſie Tänzerinnen zu bleiben? Sie ſind es ja aus freiem Willen geworden. — Doch iſt dieſe Anſicht eine vollkommen falſche; ihr Wille wurde und wird nicht gefragt. Da iſt eine Mutter in dürftigen Verhältniſſen, die hat zwei kleine hübſche Mädchen; da ſie aber für das tägliche Brod zu Haus arbeiten muß und keine Magd anſchaffen kann, um ihre armen Kinder, wie ſo viele Reiche und Glückliche, zu beaufſichtigen und zu verpflegen, ſo betrachtet ſie die Balletſchule als eine gute Gelegenheit, die Kinder zu verſorgen und bedenkt nicht, wie theuer dieſelben dieſer erſte Schritt meiſtens zu ſtehen kommt. Die kleinen Mädchen werden unterſucht, ob ſie gerade Glieder haben, auch hübſche Augen und geſunde Zähne, und dann werden ſie eingeſchrieben zu einem äußerlich oft glänzenden aber innerlich meiſtens erbärmlichen Leben. Anfangs betrachtet man Alles mit dem glücklichen Leichtſinn der Jugend; die kleinen Weſen freuen ſich, wenn ſie in den engen Tricots mit einem goldenen Gürtel hinaus dürfen, und ahnen nicht, daß all' dieſes glänzende Schmuckwerk goldene Ketten ſind, die ſie zu Sclavinnen machen und an ein bewegtes, ja wildes Leben feſſeln. Dieß Bewußtſein kommt erſt nach einigen Jahren und meiſtens wenn es

zu spät ist, wenn die Tänzerin nichts Anderes gelernt hat und allein auf den Balletsaal und die Bühne angewiesen ist, um von der geringen Gage sich und oft noch Eltern und Geschwister zu erhalten.

Es ist dieß ein Leben, in vielen Fällen schlimmer als das einer wirklichen Sclavin; ist diese traurig, ist ihr Herz von Kummer und Schmerz zerrissen, so ist es doch ihrem Herrn gleichgültig, ob sie die Lippen zusammenbeißt, ob eine Thräne über ihre Wange herabträufelt; aber die Tänzerin muß lachen, muß vor den Lampen eine Glückseligkeit heucheln, wenn auch ihr Herz darüber brechen möchte. — Es ist wahr, eine Sclavin wird wie eine Waare untersucht, ihre Gestalt, ihr Wuchs, ihre Augen, ihre Zähne, aber das geschieht nur einige Mal in ihrem Leben; die Tänzerin dagegen muß sich allabendlich von dem gesammten Publikum untersuchen lassen: jedes Glas richtet sich scharf auf sie und jedes Auge prüft genau die Formen ihres Körpers, um dem Nachbar sagen zu können: „sie ist schöner geworden, sie blüht auf," oder: „sie nimmt ab, es geht zu Ende mit ihr." —

Und das setzt sich auch hinter den Coulissen fort und spielt ins gewöhnliche Leben hinüber. Wem es nur irgend möglich ist und wer hiezu ein Recht zu haben glaubt, macht sich ein Vergnügen daraus, zu untersuchen, ob eine Tänzerin fest geschnürt sei, und jeder Geck glaubt eine Verpflichtung zu haben, diesem armen Mädchen nachzulaufen, eben weil es eine Tänzerin ist. ——Und dabei hat sie nicht einmal das Mitleid ihres Geschlechtes für sich. Was ist eine Tänzerin? — Ein Geschöpf, über welches die Nase zu rümpfen man berechtigt ist, der es ja ein Vergnügen macht, sich so und so vor dem Publikum zu präsentiren. — Nein, ihr Damen vom ersten und zweiten Rang, es macht ihnen in den meisten Fällen kein Vergnügen, und es ist nur ein Beweis, daß

es auch bei uns Sclaven und freie Menschen gibt, ein Beweis, auf welch' traurige Weise auch bei uns die Glücksgüter vertheilt sind; denn wenn immer nach der Reinheit der Gesinnung und den Gefühlen des Anstandes die Stellen des gesellschaftlichen Lebens vertheilt wären, so säße manche Tänzerin in eurer Loge, nachlässig zurückgelehnt mit verächtlich zugedrücktem Auge, und Manche von euch zeigte sich da unten dem lachenden Publikum. Das heißt, wenn an ihr irgend etwas zu zeigen ist. — — — —

Im dritten Zimmer ist dasselbe Treiben, dieselbe Geschäftigkeit wie in den beiden anderen. Hieher entlud sich der Inhalt des letzten Wagens, den wir begleitet, und da diese Tänzerinnen später kamen wie ihre Colleginnen, so ist man hier auch noch weiter im Anzuge zurück. Doch ist jede Tänzerin eifrig beschäftigt; die Ankleiderinnen helfen ihnen angelegentlichst und bald schält sich aus dem Chaos von Tricots, Weißzeug, gestickten Kleidern, falschen Blumen und dergleichen mehr etwas Solides und Fertiges heraus, und das stellt sich nun vor die Spiegel, probirt vorläufig die neue Frisur, schminkt sich nach der Lancasterschen Methode oder läßt sich von einer der Schneiderinnen noch hie und da etwas am Anzuge ändern.

Vor einen der Spiegel tritt gerade eine als Nymphe des Waldes gekleidete Tänzerin; fleischfarbene Tricots sind oben mit einem äußerst kurzen Rock bedeckt, der Oberkörper steckt in einem Leibchen von hellgrünem Atlas, das bei jeder Bewegung des Körpers kracht und sich dehnt. Neben ihr auf einem Stuhle sitzt eine andere Tänzerin, die Arme über einander geschlagen, die Füße weit von sich abgestreckt, so daß der Tanzrock mehr als eine Spanne über dem Knie bleibt. Beide sind sehr schöne Mädchen; die vor dem Spiegel hat dunkle Haare, blitzende Augen und ist tadellos gewachsen; die Andere, eine Blondine, hat ein sanftes Gesicht und ruhige, weniger leidenschaftliche Bewegungen.

„Haſt du bemerkt," ſagte Letztere, „daß die Marie dort in der Ecke wieder eine Thräne um die andere fallen läßt? Warum nimmt das Mädchen auch keine Vernunft an!"

„Wird ſchon kommen," erwiederte die vor dem Spiegel, indem ſie ſich übermäßig ſtark zurückbog, um zu ſehen, ob die Verbindung zwiſchen Rock und Leibchen nichts zu wünſchen übrig ließe. „Wem iſt es am Ende nicht ſo ergangen? Wer von uns hat ein Verhältniß ganz vollkommen nach ſeiner Neigung anfangen können?"

„Ich," verſetzte die Blonde; „und deßhalb dauert mich die Marie."

„Nun, du haſt was Rechtes," entgegnete die Andere lachend und hob mit einem gelinden Ausdruck der Verachtung ihre Oberlippe, während ſie mit den Händen ihre Hüfte umſpannte und ſich ſelbſtzufrieden in dem Spiegel beſah.

„Aber er wird mich heirathen," fuhr die Blonde fort.

„Und dann biſt du fertig! Nein, nein, Eliſe, da macht's unſereins ganz anders. Und wenn die Marie nun einmal nicht will, wer kann ſie zwingen?"

„Du weißt, daß ſie keine Eltern mehr hat und bei ihrer Tante wohnt."

„Bei dem Drachen am Kanal! Oeffentlich hat ſie Aepfel feil und verkauft Singvögel; was ſie aber im Geheimen treibt wiſſen wir. — Pfui Teufel! Nun zwingen ſoll ſie ſich nicht laſſen; man muß mit ihr ſprechen."

„Thu' das, Thereſe," ſagte die Blondine. „Du weißt, die Marie iſt ein gutes Geſchöpf, ruhig und ſanft, ſie iſt keines großen Widerſtands fähig, und eine intime Freundin hat ſie auch nicht."

„Man muß mit ihr ſprechen," wiederholte ſtolz Thereſe.

„Laß mich nur machen.“ Mit dieſen Worten trat ſie noch einmal feſt vor den Spiegel hin, hob den Kopf hochmüthig in die Höhe, beſah ſich rechts und links, griff nochmals, ſich lang ſtreckend, um ihre Taille, und wandte ſich dann höchlich zufrieden mit einer halben Pirouette vom Spiegel, worauf ſie ſtolz wie eine Kaiſerin nach der vorhin angedeuteten Ecke ſchritt.

Hier war der unvortheilhafteſte Platz des ganzen Gemaches; er war neben einem Fenſter, wo wenig Licht hinfiel und ſich nur ein kleiner Wandſchrank befand. Hier mußten ſich die Jüngſten begnügen, bis ſie endlich älter und erfahrener wurden und durch den Abgang einer Collegin oder durch irgend eine Protection an einen beſſeren Platz vorrückten.

Die zwei Mädchen, die ſich hier anzogen, waren beide jung, beide ſchön, ſie hatten beide dunkles Haar und dunkle Augen, und waren doch unendlich von einander verſchieden.

Wir kennen Beide bereits; von der Einen ſprachen eben die beiden Tänzerinnen an dem großen Spiegel; die Andere war Mamſell Clara, welche zuletzt in den Wagen geſtiegen.

Die Erſtere war ein Bild der Friſche und Ueppigkeit, dabei hatte ſie eine gute Taille, ſtarke Arme, ein rundes, blühendes Geſicht, und die Röthe ihrer Wangen drang ſo ſtark hervor, daß ſie mit keiner anderen Schminke zu bewältigen war; von Rothauflegen war gar keine Rede, und ſchon nach den erſten Schritten des Tanzes glühte ſie ſo, daß man ihr vorwarf, ſie ſei ungeſchickt und übermäßig geſchminkt. Ihre Augen waren dunkel und glänzend, der Geſichtsausdruck aber nicht ſehr geiſtvoll; Hände und Füße ließen auch etwas zu wünſchen übrig, woher es denn auch wohl kam, daß es ihr ſchwer wurde, eine graziöſe Stellung anzunehmen, und ſie, obgleich wie geſagt ein ſehr ſchönes Mädchen, doch nie in die erſten Reihen geſtellt wurde.

Clara war von einer mittleren Größe und mit einer Zierlichkeit und Eleganz gewachsen, die Jedermann in Erstaunen setzte. Dabei hatte sie den kleinsten Fuß, die kleinste Hand, und ihre Taille, nicht unverhältnißmäßig schmal, stand zu dem langen und vollen Oberkörper in so richtigem Verhältniß, daß das schärfste Kennerauge in diesem Körper nur die vollkommenste Harmonie entdecken mußte. Auch Hals und Kopf paßten vortrefflich zu dem Ganzen; ihr Gesicht war lang, doch nicht schmal, die Farbe desselben etwas blaß; dabei hatte sie große Augen und zwischen frischen Lippen glänzend weiße Zähne. Ihr fast schwarzes Haar war wegen seiner Fülle der Kummer des Friseurs; denn Monsieur Fritz war, wie er sagte, nicht im Stande, irgend eine correcte Frisur damit herzustellen. Wenn wir dabei versichern, daß dieses Mädchen mit einer außerordentlichen natürlichen Grazie begabt war, daß keine ihrer Bewegungen etwas Eckiges hatte, daß ihr Körper und ihre Füße schmiegsam und biegsam wie bei keiner Anderen waren, daß sie den größten Pas mit Leichtigkeit lernte und nach dem ersten Jahr vor allen ihren Colleginnen während des Tanzes auffallend hervortrat, so wird man sich wundern, weßhalb sie bei dem Corps de Ballet blieb und nicht zur Solotänzerin ausgebildet wurde. Doch hatte das seine guten Gründe, und Clara, die, wie wir später sehen werden, fast schutzlos in der Welt stand, dagegen viel Schutz zu verleihen hatte, fand nicht die Zeit, täglich die langwierigen Exercitien zu machen, die nothwendig sind, wenn man es in der Tanzkunst zu Etwas bringen will. Dabei fürchtete sie sich auch vor dem ersten Tänzer, der sich ihr anfänglich auffallend genähert hatte, dem sie aber mit ihrem richtigen Gefühl schaudernd auswich. Ueberhaupt konnte sie sich nie mit dem wilden Treiben vieler der anderen Tänzerinnen befreunden und nahm deßhalb eine isolirte Stellung

ein, die häufig Veranlaſſung war, daß ſie Spott und Neckereien aller Art ertragen mußte. Mamſell Marie war die Einzige, welche mit großer Anhänglichkeit an Clara hing, ſie wahrhaft verehrte und faſt unterthänig gegen ſie war, wie gegen eine Gebieterin.

Die beiden Mädchen waren ſtillſchweigend übereingekommen, Monſieur Fritz ſo wenig als möglich in Anſpruch zu nehmen, und da ſie ſich ſchon ſeit längerer Zeit ſo gegenſeitig bedienten und, namentlich Clara, eine große Fertigkeit erlangt hatten, ſo wurde es ihnen nicht ſchwer, ſich gegenſeitig die kunſtvollſten und ſchwierigſten Friſuren zu machen. Dadurch waren ſie meiſtens vor allen Uebrigen fertig; ſo auch heute, und als in allen Zimmern und vor allen Schränken noch große Bewegung herrſchte, hatten ſie ihre gewöhnlichen Kleider ſchon aufgeräumt und beſchäftigte ſich, völlig angezogen, mit etwas Anderem.

Dieſe Beſchäftigung war aber ſehr verſchiedener Art; Clara hatte ſich vor ihr Schränkchen geſetzt, das zweite Paketchen ihrer Näherei geöffnet und fieng an zu arbeiten, während Marie an dem Fenſter lehnte und mit gefalteten Händen in die dunkle Nacht hinausſah. Uebereinſtimmend aber waren die Geſichtszüge beider Mädchen; auf beiden lag ein tiefer Schmerz und die etwas gerötheten Augen zeigten Spuren von häufigem Weinen. Clara hatte ſtark Roth auftragen müſſen, um die durchdringende Bläſſe ihres Geſichts zu bewältigen. Weßhalb die am Fenſter geweint, haben wir bereits erfahren, und wenn wir einen Blick auf die Arbeit der Anderen werfen, ſind wir auch hier über die Urſache des Schmerzes nicht mehr im Zweifel: Clara nähte an einem Kinderkleidchen, und war eben im Begriff daſſelbe mit ſchwarzen Schleifen zu beſetzen.

In dieſem Augenblick kam Mamſell Thereſe von ihrem Spiegel und trat mit erhobenem Kopfe vor die Beiden hin. „So,

ihr ſeid ſchon fertig?" ſagte ſie. „Und Clara iſt ſchon wieder am Arbeiten? — Was machſt du denn da?"

„Mir iſt heute Nacht meine kleine Schweſter geſtorben," antwortete das Mädchen. Und als ſie ihren Kopf aufhob um die Tänzerin anzuſchauen, ſtanden ihre großen Augen voll Thränen.

„So, ſo," entgegnete Thereſe mitleidig, „deine arme kleine Schweſter iſt geſtorben? Ei, ich habe nichts davon gewußt. Und da machſt du ihr das letzte Kleidchen?"

Clara nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe.

„Wie alt war denn das Kind?"

„Sie war zwei Jahre — aber ſo lieb — ſo lieb —"

„Nun ihr iſt wohl," verſetzte die Andere; „aber es thut mir leid für dich, du haſt das Kind gewiß ſehr gern gehabt."

„Wie ihr eigenes," ſagte Marie am Fenſter; und unter dem Dunkel des Vorhanges glänzten ihre feuchten Augen hervor.

Einige andere Tänzerinnen in der Nähe, namentlich die blonde Eliſe, welche ihrer Freundin gefolgt war, hatten dieſe Unterredung theilweiſe gehört und traten nun mitleidsvoll näher. Bald war Clara von allen Damen umringt, die ſich im Zimmer befanden, und es war ein eigener Anblick, wie die vorhin noch ſo lachenden Geſichter der jungen luſtigen Tänzerinnen auf das dürftige Todtenhemdchen niederſchauten. Um daſſelbe herum ſtand nun ſo plötzlich ein lautloſer Kreis, glänzend in Spitzen, Atlas, Silberſtoffen und falſchen Brillanten. Dabei contraſtirte die Stille hier im Zimmer auffallend mit dem Lärmen in den anderen; dort wurde geplaudert, gelacht, auch wohl ein luſtiges Lied geſungen, und zwiſchen hinein knatterten die Caſtagnetten und hörte man hin und wieder das tactmäßige Auftreten der Füße, wenn die Eine oder die Andere irgend einen Pas verſuchte.

„Aber warum nähſt du ſchwarze Schleifen auf das Kleid?"

fragte nach einer längeren Pauſe Thereſe, indem ſie ſich niederbeugte und das Kleidchen mit der Hand berührte. „Man nimmt ja gewöhnlich Roſaband; auch ſind die hier von Baumwollenzeug.“

Clara blickte in die Höhe und verſuchte zu lächeln, aber es wollte ihr nicht recht gelingen. „Schwarz iſt ja die Farbe der Trauer,“ ſagte ſie, „und dann hatte ich dieſe Bänder ſchon: Roth iſt ſo theuer.“

„Du haſt ſie von einem Kleid heruntergetrennt,“ fuhr die Andere fort, nachdem ſie genauer hingeſehen. — „Ich will das nicht leiden.“ Dabei richtete ſie ſich ſtolz in die Höhe. „Dein Schweſterchen ſoll nichts Schlechteres haben, wie die anderen Kinder. — Allons!“ wandte ſie ſich an die Andern, „ſucht rothes Atlasband zuſammen, aber eilt euch. — Wie viel Schleifen brauchſt du ungefähr?“

„Laß nur gut ſein, Thereſe,“ bat Clara, „meine Liebe zu dem armen Kind iſt nicht geringer, wenn ich auch ſchwarze Schleifen hinnähe.“

„Aber es muß einmal ſo ſein,“ entgegnete Thereſe eigenſinnig. „Du haſt ja kaum mit deinem ſchwarzen Band angefangen. Macht, daß wir rothe Schleifen bekommen!“

Schon auf den erſten Ruf hin waren mehrere der Tänzerinnen zu ihren Schränken geeilt, und Eine brachte das Verlangte herbei.

Thereſe durchſchritt alle Zimmer und rief nach rothem Atlasband.

„Wozu?“ fragten mehrere Stimmen. „Zu welchem Zweck?“

Und kaum hatte die Tänzerin erklärt um was es ſich handle, ſo wurden bereitwillig Schränke und Schachteln geöffnet, und jede der glänzenden Nymphen, der ſtrahlenden Göttinnen und edlen Ritterfräuleins beeilte ſich ihre rothe Schleife zu bringen, ſo daß Clara kaum mit dem Annähen fertig werden konnte.

Wie wohl that ihr übrigens dieſe Theilnahme, und wie erfreut war ſie, als nun das Kleidchen fertig war und nicht mehr ſo düſter in Schwarz und Weiß ausſah, ſondern freundlich und roſig, wie es für das liebliche Geſichtchen des verſtorbenen Kindes paßte.

„Wann wird dein Schweſterchen begraben?“ fragte die blonde Tänzerin, die jetzt in den Kreis trat, in ihrer Hand einen kleinen Kranz haltend von künſtlichen Orangenblüthen, faſt ihr einziges und beſtes Eigenthum, das ſie aber gerne hingab, um das Köpfchen der Verſtorbenen damit zu zieren. „Wann wird es begraben?“ wiederholte ſie. „Denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Alle mitgehen.“

„Natürlich,“ ſagte Thereſe; „da wird gewiß keine fehlen. Und an Blumen bringen wir mit, was wir auftreiben können; die jetzt gewachſenen und blühenden ſind freilich theuer, aber es thut nichts, ſollte es auch ein gemachter Strauß ſein. Es hat die gleiche Wirkung, wenn es nur vom Herzen kommt.“

„Es ſoll mich freuen,“ erwiederte Clara, „wenn Ihr auf den Kirchhof kommen wollt; das Begräbniß iſt übermorgen um zehn Uhr.“

„Verlaß' dich darauf, es fehlt keine,“ verſetzte Thereſe beſtimmt. Und damit nahm ſie das fertig gewordene Kleidchen in die Höhe, und Alle betrachteten die wohlgelungene Arbeit.

In dieſem Augenblicke ertönte eine Klingel dreimal und heftig; es war das Zeichen für die Tänzerinnen auf die Bühne zu kommen, weßhalb die Schränke eilfertig zugeſchloſſen wurden. Jede trat noch einen Augenblick vor den Spiegel, ſtreckte den Oberkörper ſo weit als möglich in die Höhe, zog den Tanzrock herab, betrachtete prüfend die Schuhe, ob nirgendwo ein Fehler zu entdecken ſei, und darauf flatterte die leichte Schaar die Treppen hinab und rauſchte auf die Bühne, wie ein anderes wildes Heer.

Drittes Kapitel.

Sclavinnen.

Wie meiſtens vor einem größeren Ballet ein kleines Luſtſpiel gegeben wird, ſo auch am heutigen Abend. Es geſchieht das, um den erſten Hunger des Publikums zu ſtillen, um den Zuſpätkommenden genügende Zeit zu laſſen, ihre Plätze einzunehmen, und um Alle, oftmals durch einige Langeweile, empfänglicher zu machen für den nun folgenden Spektakel, für Decorationen, Coſtüme, Tänzer und Tänzerinnen. Hiezu wird meiſtens ein harmloſes Luſtſpiel gewählt, an dem man nicht viel verliert, wenn man auch erſt in der Mitte deſſelben ins Theater kommt; es hat gewöhnlich eine einfache Decoration, damit man hinten genugſam Platz hat für die Zurüſtungen, ſowie eine Stelle, wo ſich das Corps de Ballet aufhält und wo die Solotänzerinnen die verzweifeltſten Anſtrengungen machen, damit ihre Glieder nachher im höchſten Glanze der Gelenkigkeit erſcheinen.

Es iſt heute Abend ein Ballet in vier Aufzügen, zwölf Tableaux, mit viel Tyrannei, viel Liebesſchmerz und ungeheurem

Gefühl. Eine Scene, wo viel des Letzteren vorkommt, muß als ſehr ſchwierig noch probirt werden. Der Herzog, ein gutmüthiger Kerl, — ſo ſcheint er wenigſtens im erſten Aufzug, obgleich der emporgewichste Schnurrbart und der lange drohende Knebelbart deutliche Vorzeichen ſind, daß ſpäter einiges Zähneknirſchen und Augenverdrehen ſtattfinden wird, — der Herzog alſo kommt, wie es in Balleten meiſtens der Fall iſt, unglücklicher Weiſe in dem Augenblick zu ſeiner Braut, wo deren eigentlicher Liebhaber, der junge Ritter Aſtolfo, ebenfalls bei ihr iſt. Das gibt eine furchtbare Scene; der Herzog bleibt wie angewurzelt ſtehen und gleitet dann mit einem fürchterlichen Blick, faſt ohne die Füße zu bewegen, bis auf die andere Seite der Bühne. Ritter Aſtolfo zieht ſein Schwert; einige zwanzig Tänzerinnen, die Begleitung der Braut, ſchaudern im Chor, die Cavaliere des Herzogs ſchlagen ein pantomimiſches Hohngelächter auf, und die Braut reißt ſich endlich aus ihrer Erſtarrung in die Höhe, faßt ihren verzweifelnden Liebhaber an der Hand und tanzt vor den Augen des erſtaunten Herzogs ein Pas de deux, worin ſie ihm deutlich zu verſtehen gibt, hier Aſtolfo ſei ihr Jugendfreund und ſchon ſeit erſter Kindheit von ihr geliebt worden, ſie könne und werde ihn nie verlaſſen, ſie ſcheere ſich den Henker um den Herzog und ſein ganzes Reich, und werde eher ſterben als ihm angehören.

Dieſe Scene wurde, wie geſagt, nochmals in der Geſchwindigkeit durchgemacht, worauf der erſte Tänzer in Abweſenheit des Balletmeiſters das Corps de Ballet eine kleine Revue paſſiren ließ. Er ſchaute nach, ob die Friſuren übereinſtimmend mit der Vorſchrift waren, ob die Schuhe in gutem Zuſtande, ob die Tricots feſt und ſorgfältig angezogen ſeien. Die meiſten der jungen Damen ließen ſich dieſe Unterſuchung lachend gefallen, namentlich wenn der Tänzer, ein hagerer junger Mann mit ſehr

lebhaften Augen, gerade nicht ins Detail eingieng. Andere, um geſchwind fertig zu ſein, drehten ſich vor ſeinen Augen lachend mit einer Pirouette, um ſich von allen Seiten zu präſentiren und machten darauf ein übermäßiges Battiment, um ſo Tricots und Schuhe im beſten Glanz vorzuzeigen, und ſprangen dann in die Couliſſe zurück. Einige der Tänzerinnen beantworteten die Aufforderung ihres Collegen, näher zu treten, mit einem unbeſchreiblichen Blick, drehten ihm ganz einfach den Rücken, oder ließen ſich auch, die Hände auf den Hüften, nicht im Mindeſten in ihrer Unterhaltung ſtören.

„Wo iſt Mamſell Clara?“ rief der Tänzer, nachdem er das Mädchen vergebens geſucht, obgleich ſie nicht weit von ihm hinter einem gemalten Baume ſtand. — „Wo iſt Demoiſelle Clara?“ wiederholte er mit lauter Stimme. „Ich muß ſie bitten, augenblicklich vorzutreten.“

Dieſem zweiten Ruf mußte Folge geleiſtet werden, und das Mädchen trat, obgleich widerſtrebend, auf die halbdunkle Bühne, in deren Mitte der lange Tänzer allein ſtand.

„Es iſt doch ſonderbar,“ ſagte er mit einem häßlichen Lächeln, „daß man Sie immer zweimal rufen muß. — Es wäre wahrhaftig für Ihr Fortkommen beſſer,“ ſetzte er leiſe hinzu, „wenn Sie meinen Aufforderungen gleich auf das erſte Mal Gehör gäben.“

„Was wollen Sie von mir?“ fragte die Tänzerin mit unſicherer Stimme.

„O, für jetzt nicht viel,“ entgegnete ihr College. „Sie tanzen in der vorderſten Reihe, Sie tanzen zu ſechs mit mir, ich möchte nach Ihrem Anzuge ſehen; dann könnten wir auch geſchwind die letzte Stellung probiren.“

„Mein Anzug iſt in Ordnung,“ verſetzte das Mädchen, indem es einen Schritt zurücktrat.

„Ihre Schuhe nicht zu weit?“

„Ein wenig; aber ich habe ſie eingenäht.“

„Ihre Tricots feſt angezogen? Ich will keine Falten bemerken. — Laſſen Sie ſehen.“

Das Mädchen rührte ſich nicht. Doch wenn es auf der Bühne nicht ſo dunkel geweſen wäre, hätte man deutlich bemerken können, wie ſelbſt unter der Schminke eine glühende Röthe ihr Geſicht überfuhr.

„Seien Sie nicht kindiſch,“ ſagte der Tänzer, „und laſſen Sie ſehen. Sie wiſſen, Clara, daß ich mit mir nicht ſpaſſen laſſe, und daß Sie auf eine Zulage nächſten Monat durchaus nicht zu rechnen haben, wenn ich Sie immerwährend wegen Ungehorſams und Widerſetzlichkeit anzeigen muß. — Nun!“

Das arme Mädchen knitterte mit der rechten Hand ihren ſeidenen Tanzrock zu tauſend Falten zuſammen, dann erhob ſie ihn ein paar Zoll hoch, ſo daß ihr Knie ſichtbar wurde.

Der Tänzer wollte ſich genauer überzeugen, doch trat Demoiſelle Clara abermals einen Schritt zurück.

„Sie ſind ein kindiſches Mädchen,“ ſprach der Vorgeſetzte; „Sie werden noch viel lernen müſſen oder Sie bringen es zu gar nichts. — Sind Sie nicht zu feſt geſchnürt?“

„Ich ſchnüre mich nie feſt,“ entgegnete Clara kurz abgebrochen und wollte ſich entfernen.

Der erſte Tänzer aber faßte ihren Arm und hielt ſie feſt. „Ich glaube,“ ſagte er mit leiſer Stimme, „die Schneiderinnen behandeln Sie mit gar keiner Aufmerkſamkeit; für Ihre unvergleichliche Taille findet ſich gar nichts Paſſendes in der Garderobe; man müßte Ihnen eigentlich immer neue Sachen machen. Und wenn Sie wollten, Clara —“

Das Mädchen verſuchte ihre Hand zwiſchen den feuchten

Fingern des dürren Tänzers hervorzuziehen; es durchschauerte sie eisig. Doch hielt er sie fest.

„Es scheint mir," fuhr er stockend fort, während er sich auf sie herabbeugte, „die Garderobière will Ihnen nicht wohl; sie gibt Ihnen immer alte zu stark wattirte Leibchen. — — — — Ah! ich muß das untersuchen! — —"

Doch wurde dem dienstefrigen Collegen zum Glücke des jungen Mädchens für jetzt keine Zeit zu dieser Untersuchung gelassen, denn als er sie beginnen wollte, kamen aus der Seitencoulisse zwei der Tänzerinnen in einem so rasenden Walzer dahergeflogen, daß sie kein Hinderniß beachten konnten und mit solcher Gewalt gegen den ersten Tänzer anprallten, daß dieser weithin auf die Bühne flog und nur durch eine Säule, die er krampfhaft ergriff, vor einem gänzlichen Falle errettet wurde.

Clara, die hocherfreut aber erstaunt war, sich so plötzlich befreit zu sehen, fühlte sich von den beiden Colleginnen ergriffen und mußte den tollen Wirbel mitmachen, der in einem weiten Bogen über die Bühne ging und nicht eher endigte, bis alle Drei wieder hinter den Coulissen angekommen waren. Dort hielt die Eine, die Kräftigste von Allen, — es war Demoiselle Therese, — das Terzett mit einem plötzlichen Rucke fest, löste ihre Arme aus denen der beiden Anderen und ließ sich laut lachend auf eine gepolsterte Rasenbank niederfallen. Clara schöpfte einen Augenblick tief Athem, dann sagte sie: „Wie danke ich dir, Therese; du hast mir da aus einer sehr unangenehmen und schmerzlichen Scene weggeholfen."

„Die aber morgen wiederkehren wird, mein Schatz," lachte die Andere.

„O mein Gott, ich weiß das; aber was kann ich dagegen thun? Ich, ohne Schutz, hilflos und allein dastehend!"

„Dagegen kannſt du zweierlei thun," entgegnete Demoiſelle Thereſe, indem ſie ihren rechten Fuß auf das linke Knie hinaufzog, um ihren Schuh anzuſehen, ob er bei dem raſchen Walzer keinen Schaden genommen. „Wie ich geſagt habe, zweierlei, entweder du läßt dir die Narrheiten gefallen, du läßt dem lächerlichen Kerl ſeine Grille —"

„Nie! nie!" rief Clara entrüſtet.

„Nun wohl," ſagte gleichmüthig die Andere, „ſo ſchaffſt du dir einen Liebhaber an, der unſerem erſten und zweiten Tänzer und allen Denen, die das Recht zu haben glauben, deine Taille unterſuchen zu dürfen, an einem ſchönen Morgen zwei Worte ſagt, ungefähr des Inhalts: „Mein lieber Freund! Wenn Sie ſich nochmals unterſtehen, der Demoiſelle Clara mit der Spitze Ihres Fingers zu nahe zu kommen, ſo mache ich mir dagegen das Privatvergnügen, Sie dreimal nacheinander auszuziſchen zu laſſen."

„Oder," ſetzte die blonde Tänzerin, welche die Dritte im Bunde geweſen war, hinzu, „dein Liebhaber macht ſich das Vergnügen, Abends in einer dunklen Straße dem erſten Tänzer oder ſonſt Jemand ein paar freundliche Worte zu ſagen."

„Darnach der Liebhaber iſt," antwortete Thereſe mit etwas verächtlichem Tone, „kann das auch geſchehen; doch iſt es nicht ſehr nobel."

„Aber ich will keinen Liebhaber," verſetzte ſchüchtern das junge Mädchen, dem dieſe Rathſchläge gegeben wurden. „O mein Gott, ich bin eine Tänzerin, das iſt wahr, aber ich habe mich doch zu ſonſt nichts verkauft."

„Aber verkauft haſt du dich," entgegnete Demoiſelle Thereſe, und umſpannte mit ihren beiden Händen ihre ſchlanke Taille. „Verkauft haben wir uns Alle mit Leib und Seele."

„Das wäre ja ſchrecklich!“ meinte die blonde Tänzerin. „Nein, Thereſe, du übertreibſt; ich habe mich nicht verkauft.“

„Du haſt dich nicht verkauft?“ fragte Thereſe hochmüthig, indem ſie ſich ſtolz aufrichtete und ihre blitzenden Augen ſo feſt auf die Collegin richtete, daß dieſe die ihrigen ſcheu zu Boden niederſchlug. „Wir ſind hier unter uns, und ich für meine Perſon will mich wahrhaftig nicht beſſer machen wie ich bin. Erinnerſt du dich noch — es ſind jetzt drei Jahre, wir Beide waren damals Sechszehn alt — weißt du noch, Schatz, wie man dir eine Zulage verſprochen und wie dich der Balletmeiſter da hinten ins blaue Zimmer beſtellte, in das blaue Zimmer mit dem gelben Sopha? — Ja, mein Kind, du bekamſt eine Zulage, das heißt, du erhielteſt ſie ſpäter, aber — — ſprechen wir nicht mehr davon. — — — — Hat man dir noch keine Zulage verſprochen, meine ſchöne Clara?“

„Nein, nein,“ entgegnete dieſe finſter, „wenn man mir ſie auch verſpricht, ſo gehe ich doch nicht ins blaue Zimmer.“

„Das wird man dir ſchon ſagen, mein Lieb,“ erwiederte finſter lachend Thereſe. „Man beſtellt dich und du kommſt. Damit iſt die Sache abgemacht.“

„Ich bin keine Sclavin,“ verſetzte ſtolz die junge Tänzerin. Und dabei warf ſie die Lippen auf und ihr Auge blitzte.

Thereſe lächelte ſtill vor ſich hin, dann blickte ſie in die Höhe zu einem gemalten Palmbaume, der ſeine rieſige Blätterkrone über die drei Mädchen ausſtreckte und ſagte: „Wir ſtehen gerade unter dem rechten Symbol; du meinſt, wir ſeien keine Sclavinnen, das heißt Sclavinnen, was die Leute ſo darunter verſtehen, Sclavinnen, die in jenen Ländern wohnen unter einem freundlich lachenden und ſonnigen Himmel, von Blumen umgeben und ſchönen Früchten, die nicht Kälte und Hunger kennen. Nein, du

haſt Recht, ſolche Sclavinnen ſind wir nicht. — — — Aber unſere Sclaverei iſt viel härter, viel dauernder, viel grauſamer. Diejenigen, welche mit einem dunkeln Geſicht auf die Welt kommen, wiſſen ganz genau, daß einmal eine Abſtufung zwiſchen ihnen und ihren weißen Schweſtern beſteht; warum hat Gott die beiden Racen geſchaffen? Er hat wohl ſeine Gründe dazu gehabt. Aber wir, Sclavinnen durch Geburt und Verhältniſſe, obgleich unſer Geſicht nicht eine Idee dunkler iſt wie das der Anderen, die mit Verachtung auf uns herabſchauen — übrigens bin ich mit meinem Geſichte wohl zufrieden, — wir haben das volle Recht, unſeren Zuſtand bitterer zu empfinden als jene Anderen. Und welch Herzeleid thut man ihnen, das uns nicht doppelt geſchieht?"

„Weil wir Tänzerinnen ſind," ſeufzte Clara mit gefalteten Händen.

„Nicht blos weil wir Tänzerinnen ſind," fuhr die Andere fort. Und bei jedem Worte, das ſie ſprach, blitzten ihre weißen Zähne. „Seht unter all' euren Bekannten nach in der ganzen Claſſe, der wir angehören, alle wir, die wir keine Schuld daran haben, daß wir nicht vornehm geboren wurden, wir alle ſind Sclavinnen und haben ein härteres Loos als Jene, die wirklich ſo heißen."

„Da iſt ein neues Buch geſchrieben worden," ſagte Clara, „habt ihr davon geleſen. Mein Vater überſetzt es zu Hauſe für einen Buchhändler und ich leſe die Correcturbogen."

„Freilich habe ich es geleſen," erwiederte die andere Tänzerin. „Und die Abſicht der Verfaſſerin iſt gewiß lobenswerth; aber lächerlich iſt es, wie man bei uns dafür ſchwärmt, wie man ſich an fremdem, vielfach eingebildetem und übertriebenem Elend wollüſtig erlabt, während man dicht vor der Naſe daſſelbe in noch viel größerem Maßſtabe hat."

„Thereſe ſpricht wie ein Buch," verſetzte die Blondine. „Aber es iſt begreiflich und ich beneide dich wahrhaftig um deine Sucht, Alles zu leſen und dich über Alles belehren zu laſſen."

„Das kommt daher," bemerkte Thereſe mit ruhigem Tone, „weil ich nur mit gebildeten Leuten umgehe und vielen Sinn für alles Schöne und Gute habe. An mir iſt mindeſtens eine ganze Gräfin verloren gegangen."

„Man ſagt ſogar, du ſeiſt eine halbe Prinzeſſin," meinte lachend die blonde Tänzerin.

Thereſe zuckte mit den Achſeln, dann fuhr ſie fort: „Und ſeht nur die Meiſten von Denen an, welche für die Leiden jener unglücklichen Geſchöpfe ſcheinbar ſo warm fühlen und Alles thun zur Verbreitung des Buches, um der Welt zu ſagen, wie ſchrecklich es in jenen fernen Ländern zugehe, wie es ſo chriſtlich und nothwendig ſei, jenen Leuten ein paar ſtille Thränen zu weihen, ſeht ſie euch doch an! ich kenne ein Paar, die nach der Sclaverei ſo viele tauſend Meilen von ſich ausſchauen und die zu Hauſe darüber ſtolpern, die das Elend jener unglücklichen Menſchen täglich und ſtündlich beklagen, und die in ihrem Hausweſen und für ihre Mitmenſchen ſelbſt die ſcheußlichſten Sclavenhändler ſind. — Ah! ich rede mich in eine wahre Wuth hinein."

„Und du übertreibſt," ſagte Eliſe.

„Worin übertreibe ich? Biſt du nicht verkauft — bin ich nicht verkauft, ſind es nicht all die tauſend armen Mädchen, die für ihr tägliches Brod arbeiten? Vorausgeſetzt, daß ſie hübſch ſind. — Und an wen ſind ſie verkauft? Vielleicht wie jene Schwarzen an einen Herrn, der ſein Intereſſe dabei hat ſie gut zu behandeln, damit er ſie erhält? — Nein! tauſendmal nein! Was kümmert ſich Dieſer oder Jener bei uns morgen um ein

armes Mädchen, das ihm heute gefallen? Er läßt sie durch die Finger gleiten, läßt sie so tief sinken als ihr beliebt; er fragt nicht, ob sie Hunger und Kälte ausstehen muß, und wenn er ihr nach Jahren begegnet, dem Mädchen, jetzt abgehärmt und elend, das er früher jung und schön in seine Arme gedrückt, so zuckt er verächtlich die Achseln oder er lacht über sie."

„Aber man kann mein Kind nicht wie dort verkaufen," sprach nachsinnend die blonde Tänzerin.

„Leider! leider!" rief heftig die Andere. „Wo könnte man die armen Dinger verkaufen, daß sie in Hände kämen, die sie ordentlich nährten und verpflegten, statt daß Tausende bei ihren Müttern in Kummer und Elend zu Grunde gehen! Und wozu soll Manche ihr Kind erziehen? Zu dem Geschäft, das sie selbst treibt? — Ah! Das muß ich sagen, da sieht sie ein glückliches Loos vor Augen und blickt in eine schöne Zukunft, wenn sie ihrem armen kleinen Kinde den rothen Mund küßt!"

„Ja, es ist für Manche besser, wenn sie sterben," sagte Clara mit leisem, traurigem Tone.

„Aber wir leben," erwiederte Therese, dieß energische und schöne Mädchen. „Und ich meines Theils will Allem trotzig die Stirn bieten, was über mich hereinbrechen will. — — Denen da draußen" — damit streckte sie ihre rechte Hand gegen das Publikum aus, das man lachen und applaudiren hörte, — „denen habe ich einen ewigen Krieg geschworen, und ich führe ihn auf meine eigene Art. Es sollte mich wahrhaftig gar nicht wundern, wenn ich nicht für meine vielen glücklichen Siege noch einmal General würde." Damit warf sie den Kopf stolz in den Nacken und verschwand in dem Dunkel der Coulissen.

Clara blieb noch einen Augenblick nachsinnend stehen, dann sagte sie still für sich: „Sie hat nicht ganz Unrecht. Habe ich

doch geſtern in dem Buche geleſen, daß die Sclavinnen, ehe man ſie verkauft, wie eine Waare unterſucht werden. — Ah! etwas Aehnliches ſchien der da hinten auf der Bühne auch mit mir vorzuhaben. — Und er wird in ſeinen Verſuchen nicht ablaſſen. — Fürchterlich! Fürchterlich!“ ſeufzte das junge Mädchen, und ein tiefer Schauder durchbebte ihren Körper.

Viertes Kapitel.

Ein Loch im Vorhange.

Das kleine Luſtſpiel war zu Ende, der Vorhang ſank herab, und das Publikum, nachdem es einigen wenigen Applaus geſpendet, lehnte ſich bequem auf ſeine Sitze, lachte, ſcherzte, ſprach rechts und links, mit dem Hinter- und dem Vordermann; und ſo entſtand ein artiges kleines Summen in dem weiten Hauſe. Dazwiſchen hörte man Logenthüren auf- und zuſchlagen, Sperrſitze niederklappen, kurz das Geräuſch der Eintretenden, welche das ihnen langweilige Luſtſpiel vorbeigehen ließen, um ſich jetzt mit friſchem Sinn an dem Ballet zu ergötzen. Im Parterre unterhielt man ſich von den Schönheiten und den Mängeln des eben vorübergegangenen Stückchens, man ſprach von dem neuen Ballet, namentlich aber von der Beſetzung deſſelben, die nun natürlicher Weiſe, wie immer vor dieſen Kunſtrichtern, etwas zu wünſchen übrig ließ. Da hätte der dieſe Rolle übernehmen müſſen, und jene Tänzerin die Rolle der Anderen. Von den Decorationen verſprach man ſich ohnehin nicht viel; und was die Maſchinerie

anbelangt, was war da von einem Maſchiniſten zu erwarten, dem jeden Augenblick die Flugwerke in der Luft hängen blieben, bei dem die Vorhänge auf halbem Wege nachdenkend wurden und nicht herab wollten, und durch deſſen Schuld die Leute, die nicht verſinken ſollten, verſanken, dagegen Geiſter, Geſpenſter und Hexen, die unter die Erde gehörten, hartnäckig und trotz alles Stampfens auf der Oberfläche blieben! —

Auf der Scene bewegte ſich ein noch regeres Leben durcheinander. Die Decorationen des Luſtſpiels waren weggeräumt; das Theater ſtellte einen großen Feſtſaal vor mit weißen und vergoldeten Säulen; Kronleuchter wurden herabgelaſſen und angezündet; die Tänzerinnen des Balletcorps ſchwärmten ab und zu und hielten ſich viel in der Nähe des Vorhanges auf, wo an den beiden Löchern, durch welche man auf das Publikum ſchauen kann, immer wenigſtens ein halbes Dutzend ſtand, die ſehnlich auf eine Ablöſung harrten, um nach irgend Jemand ſehen zu können.

Geneigter Leſer, wenn du dich im Theater befindeſt und der Vorhang niedergefallen iſt, ſo erſcheint dir an demſelben alles ſo einfach und unſchuldig. Der langweilige rothe oder blaue Faltenwurf, die Masken oder Köpfe, die darauf gemalt ſind, das Alles kommt dir außerordentlich harmlos vor; für dich iſt die Hauptgardine nichts weiteres als ein Vorhang, der das Publikum von der Bühne vollkommen ſcheidet. Du bemerkſt keine Bewegung an demſelben, durchaus nichts Auffallendes, wenn du nämlich kein Eingeweihter biſt. Wir ſehen das Ding ſchon mit ganz anderen Augen an, heften unſeren Blick feſt auf den großen Vorhang und ſehen, daß derſelbe in Zeichen ſpricht wie der beſte Telegraph. In jeder anſtändigen Gardine befinden ſich wie geſagt zwei Löcher mit einigen ſchwarzen Flecken umgeben, die von

Weitem einem Geſichte nicht unähnlich ſind, wie man ſie denn auch faſt den Abdruck eines Geſichts nennen könnte, denn die dicken pomadiſirten Augbrauen, die ſich beſtändig dagegen drücken, dunkeln nach und nach durch, ebenſo die Schnurr- und Kinnbärte, und treten ſo allmälig an der anderen Seite hervor. Durch dieſe beiden Löcher nun wird eine fortwährende und umſtändliche Converſation mit Dieſem oder Jenem aus dem Publikum unterhalten; natürlich hat Jeder ſeine Zeichen, die er verſteht. Eine neue Perſon, die hinter den Vorhang an jene Stelle tritt, iſt dadurch bemerkbar, daß ſich derſelbe ſanft bewegt, was ſo viel heißt, als: Gebt Achtung! Nun wird ein Finger durchgeſteckt, mit oder ohne Handſchuh, denn das hat Beides ſeine Bedeutung; der Finger bewegt ſich nach rechts, nach links, nach oben oder nach unten, vier neue Zeichen, die wichtige Dinge telegraphiren. Der Finger bewegt ſich auf und ab und erzählt ſo eine ganze Geſchichte; der Finger verſchwindet mehrere Male und kommt mehrere Male wieder, und erklärt damit, wenn und was nach dem Theater geſchehen könnte. Oft erſcheint die Oeffnung ſchwarz, dann wird ſie plötzlich weiß; man hält ein Sacktuch daran, ein Zeichen von außerordentlicher Bedeutung. Spricht das Loch im Vorhang nicht, ſo ſpricht ſie ſelbſt, die ſonſt ſo langweilige Gardine: man bemerkt an irgend einer Stelle wie ſie ein Finger berührt, der ſich längs eines Theils der Bühne fortbewegt oder hinter der Leinwand allerlei Figuren macht; man entdeckt ein paar Füßchen, die den Verſuch machen, ſich unter der Bordure einzubohren; man ſieht endlich, wie der Vorhang an den beiden Seiten zuweilen, anſcheinend ohne alle Abſicht, eine kleine Bewegung macht. Alles das hat ſeinen Grund, lieber Leſer, und wenn du dir einmal zufällig die Mühe geben willſt, dieſe Zeichen und damit die ſtrahlenden Blicke deiner Nachbarn und Nach-

darinnen ſowie auch andere Zeichen zu beobachten, welche dieſe gegen den Vorhang machen, ſo haſt du im Zwiſchenact viel Vergnügen und du amuſirſt dich während deſſelben oft weit beſſer als in manchen langweiligen Stücken.

Die Solotänzerinnen ſind jetzt auch auf der Bühne erſchienen. Doch iſt es im gegenwärtigen Augenblicke nicht der Mühe werth, viel von ihnen zu ſagen. Sie dienen dem Theater ſchon ſeit einer ziemlichen Reihe von Jahren und ſind dadurch wohl größere Künſtlerinnen, aber weder jünger noch hübſcher geworden. Es iſt das faſt bei jedem Theater anders: dort iſt das Balletcorps verbraucht und unanſehnlich und die Solotänzerinnen jung und friſch, anderswo umgekehrt. Und gerade ſo war es auch hier der Fall. Dafür ergab ſich aber für die jungen hübſchen Mädchen vom Chor auch nicht die geringſte Ausſicht, einen Solotanz zu erhalten; die alte Garde hielt hartnäckig an ihrem Privilegium und nahm keine jungen Rekruten in ihre Reihen auf.

Das Ballet begann wie immer mit einer langen Ouverture; endlich flog der Vorhang empor, das Publikum beklatſchte den Glanz und die Pracht der Decoration, und die Geſchichte nahm mit einem ſtrahlenden Ballfeſte ihren Anfang. Die Muſik erklang luſtig und herausfordernd, Tänzer und Tänzerinnen wogten lebhaft durcheinander, jetzt in ſcheinbarer Unordnung, aus welcher ſich aber die ſchönſten Figuren entwickelten. Die ganze Bühne war angefüllt mit buntfarbenen ſeidenen Gewändern, mit Gold- und Silberſtickerei, mit fliegenden Schärpen, blitzenden Brillanten und wallenden Federn. Vollkommen geblendet war das Auge der Zuſchauer und kam erſt wieder zur Ruhe nach der erſten Scene, nachdem das Balletcorps auf allen Seiten verſchwunden war, nachdem die Klingel ertönt, die Decorationen gewechſelt und

das Theater einen Garten bei Mondscheinbeleuchtung darstellte, wo er und sie sich fanden und verstanden.

Nach so einem großen anstrengenden Tanze kommen die armen Tänzerinnen gewöhnlich in einer Verfassung hinter den Coulissen an, welche Aehnlichkeit mit der von jungen Rennpferden hat, welche trainirt werden. Die Stärksten und Ausdauerndsten unter ihnen tanzen von der Bühne ab, um hinter derselben schwer athmend stehen zu bleiben; Andere erreichen zur Noth wohl eine Bank oder einen Stuhl, wo sie sich niederlassen können. Die Schwachen und Unbehülflichen haben aber nicht sobald die schützende Coulisse erreicht, als sie krampfhaft irgend einen Pfahl oder eine Latte fassen, die Hand an das Herz pressen, die Stirne irgendwo anstützen und in Schweiß gebadet allmälig und keuchend ihren Athem an sich ziehen. Alle aber sind erschöpft, und wenn Manche sogar in diesem Augenblicke lachen und plaudern, so geschieht es doch mit großer Anstrengung und mit auf- und abwogender Brust. Dabei wird aber der Anzug und die Frisur nicht außer Acht gelassen und die Eine beschäftigt sich mit der Anderen, hier eine Locke wieder aufzustecken, dort eine Schleife zu befestigen, oder einen Schleier, der sich gelöst hat, wieder anzubinden.

„Das muß ich schon sagen," meinte Demoiselle Therese, eine der Ersten, die wieder vollständig zu Athem kam, „der Kapellmeister ist heute wieder einmal ganz von Sinnen. Hat man je ein so rasendes Tempo gesehen? Mir ward mein Leibchen zu eng, und das will doch viel sagen. — Armer Schatz," wandte sie sich an eine schmächtige Collegin, welche, die heiße Stirne an einen Balken gedrückt, vergeblich darauf zu warten schien, daß sich ihr Herzschlag beruhige, „dich habe ich noch zu guter Zeit aufrecht erhalten; ich werd's aber dem da drunten stecken, wenn er im

Zwiſchenact heraufkommt. — — Fühlſt du dich unwohl?“ wandte ſie ſich abermals an die erſchöpfte Collegin.

Dieſe ſchüttelte mit dem Kopfe und verſetzte nach einer längeren Pauſe: „Unwohl gerade nicht, aber es hat mich furchtbar angegriffen; wenn du mich nicht aufrecht gehalten hätteſt, ſo wäre ich am Souffleurkaſten niedergeſtürzt. Ich danke dir, Thereſe.“

„Keine Urſache,“ entgegnete dieſe, „aber ich will dir was ſagen: du biſt zu feſt geſchnürt, laß' dich ein Bischen loſer machen.“

„Ich kann nicht,“ ſagte die Andere mit leiſer Stimme, „mein Kleid iſt mir ſo eng genug; ich würde mich gerne krank melden, aber wenn ich das jetzt ſchon thue, ſo muß ich fürchten entlaſſen zu werden, und wovon ſoll ich alsdann leben?“

Demoiſelle Thereſe zuckte die Achſeln und wandte ſich hinweg. „Armes Geſchöpf!“ murmelte ſie zwiſchen den Zähnen. Dann winkte ſie jener Tänzerin, die ſich in der Garderobe neben Clara angezogen, und die mit verweinten Augen in der Fenſternische geſtanden. Die Beiden gingen etwas abſeits und ſtellten ſich hinter eine Felspartie, die im dritten Acte vorkommen ſollte.

„Du haſt mir etwas mitzutheilen,“ ſprach Demoiſelle Thereſe hier zu ihrer Collegin. „Eliſe hat es mir geſagt.“

„Es iſt mir recht lieb, daß ich mit dir ſprechen darf,“ antwortete die andere Tänzerin. — „Aber haben wir auch Zeit?“

„Ueber eine Viertelſtunde; die langweilige Gartenſcene dauert wenigſtens zehn Minuten, dann kommt der Chor der Ritter und Burgfräulein, bei dem wir ja nichts zu thun haben. — Nun, fängt deine Tante endlich an, dich zu plagen?“

Das junge Mädchen nickte mit dem Kopfe und ſah einen Augenblick ſtumm vor ſich nieder. Dann ſagte ſie: „Du kennſt meine Tante?“

„Leider kenne ich ſie. Der Teufel ſoll ſie holen! — Aber weiter; ich habe immer geglaubt, du erfahreſt nichts von ihrem heimlichen Geſchäfte.“

„Lange erfuhr ich auch nichts davon,“ verſetzte Marie. „Gott! wenn man ſechszehn Jahre alt iſt, hat man ja keine böſen Gedanken. Und dann habe ich im Hauſe auch nie was Schlimmes bemerkt; wir leben wie die ruhigſten Bürgersleute.“

„Ja, ja, das glaube ich wohl,“ lachte Thereſe. „Madame vermittelt blos. — Nun, und endlich?“

„Was ſoll ich ſagen, endlich? Schon ſeit mehreren Wochen ſpricht ſie von der ſchweren Zeit, von dem wenigen Verdienſt, den ich habe; meine Wäſche allein koſte mehr, ſagt ſie, und daß es auf längere Zeit nicht ſo gehen könne. — — Warum ich mir keinen Geliebten anſchaffe? meinte ſie neulich.“

„Ah! zu einem Geliebten wird ſie ſchon Einen in Ausſicht haben. Tritt dir Jemand häufig in den Weg, auf den du Verdacht haſt, oder kommt irgend wer ins Haus, dem ſie dich verkaufen will?“

„Nein, nein,“ ſagte das junge Mädchen, „in meine Nähe kommt Niemand. Und doch hat ſie Jemand in Ausſicht für mich.“

„Alſo ein kalter Handel!“ ſprach verächtlich die ſchöne Tänzerin. „Pfui Teufel! das iſt ſehr unangenehm.“

„Nicht wahr, es iſt ſchrecklich, Thereſe? O gib mir einen Rath! Ich habe ja Niemand auf der Welt, dem ich mich anvertrauen könnte, Niemand, der mir die geringſte Hülfe leiht, wenn ich mich weigere.“

„Es iſt eine vollkommene Niederträchtigkeit,“ entgegnete Demoiſelle Thereſe nachdenkend. „Aber wenn du nichts Näheres weißt, ſo iſt dir ſchwer zu helfen. — Wer iſt's denn? Hat man dir keinen Namen genannt?“

„Den Namen kann ich dir nicht ſagen, aber er kam einmal in unſer Haus und zufällig war ich im Nebenzimmer und habe an der Thüre gehorcht. Da hat ſie freilich geſagt, ſie wolle mich nicht zwingen, aber es wäre ihr recht, wenn ſie ſich ſo aus der Verlegenheit reißen könne."

„Du haſt ihn alſo geſehen?

„Ja!"

„Und kennſt du ihn nicht?"

„Nein."

„Iſt es ein junger Mann?"

„So ziemlich; in die Dreißig."

„Aber liebes Kind," verſetzte halb ärgerlich Thereſe, „wenn du mir keine genaueren Kennzeichen anzugeben im Stande biſt, ſo kann ich dir keinen Rath ertheilen. Ich muß vor allen Dingen wiſſen, um wen es ſich handelt; ich muß den Feind kennen, wenn wir den Krieg beginnen wollen. Erkundige dich alſo wenn du kannſt nach ſeinem Namen."

„Vielleicht kennſt du ihn."

„Wohl möglich, wenn ich ihn ſehe."

„Ich will ihn dir zeigen."

„So iſt er alſo im Theater?"

„Ja, ich habe ihn geſehen."

„Ah! das iſt etwas Anderes," erwiederte die Tänzerin lachend. „Dann wollen wir ihn im Zwiſchenact beobachten, und wenn ich ihn kenne, will ich dir aufrichtig ſagen, ob da viel oder wenig zu befürchten iſt."

Hiemit hatte die Unterredung ein Ende, denn der Inſpicient rief in dieſem Augenblicke: „Meine Damen, das dritte Tableaux beginnt!" Die Klingel ertönte; die Decoration wechſelte abermals; das Theater ſtellte einen weiten Park vor, die beiden

unvorsichtig Liebenden freuen sich ihres Lebens inmitten des ebenfalls lustigen Hofstaates, da erscheint plötzlich der Herzog, begleitet von Fackelträgern, und jetzt erfolgt die Scene, wie wir sie schon oben beschrieben. Fürchterlich schön war der Herzog anzusehen, und als er so über die Bühne dahinglitt, angefüllt mit Wuth und Rachedurst, die Fäuste geballt, den Bart ordentlich emporgesträubt, da wurde ihm ein unendlicher Applaus zu Theil. Die unglückliche Braut sinkt nach ihrem großen Pas de deux in Ohnmacht, der ganze Chor macht übermäßige Anstrengungen, Entsetzen, Schrecken, sowie alle möglichen Leidenschaften auszudrücken, und — der Vorhang fällt.

Es war ein Glück, daß die Solotänzer und Tänzerinnen sich im Zwischenacte umziehen mußten, denn sonst wäre an dem Vorhang nicht so bald eine Oeffnung frei geworden. Auch ohnedieß mußte Demoiselle Therese ihr ganzes nicht geringes Ansehen aufwenden, um ein halbes Dutzend verschiedenartiger Gespenster und junger Teufel, die im letzten Act vorkommen, zu verscheuchen, bis sie endlich an der Gardine einen Platz erobern konnte. Dann stellte sie ihre Collegin vor sich hin und sagte: „Jetzt schau durch und sage mir wo er sitzt."

Die andere Tänzerin legte ihr Auge eine kleine Weile an die Oeffnung, dann trat sie zurück und bat Therese hinauszuschauen und mit dem Blick ihren Erklärungen zu folgen. „Du siehst," sagte sie, „die königliche Mittelloge, von der zähle rechts vier Säulen. — Hast du?"

„Allerdings," entgegnete Therese, „doch ich sehe da Niemand als den alten General von L."

„Ja, auf dem ersten Rang," erwiederte die Andere eifrig. „Ich meine aber den zweiten Rang."

„Ah! du meinst den zweiten Rang!" versetzte Demoiselle

Thereſe in gedehntem Tone. „Das wird ſich kaum der Mühe verlohnen. — Nun, wir wollen nochmals zählen. Die erſte, zweite, dritte, vierte Säule — halt!“

Hierauf ſchaute ſie einen Augenblick aufmerkſam hinaus, dann fuhr ſie heftig zurück und rief aus: „Ah! Marie! du mußt dich irren; der Herr in der dritten Loge kann's doch nicht ſein! Oder iſt der, den du meinſt, vielleicht gerade weggegangen; ſieh' noch einmal hin.“

Die jüngere Tänzerin ſah nach dieſer Aufforderung über die Achſel ihrer Freundin, dann ſagte ſie ruhig: „Nein, er ſitzt noch da; ſieh, er ſcheint ſich zu langweilen, er legt den Kopf in die Hand.“

„Ganz richtig. Und du irrſt dich nicht?“

„Wie ſollte ich mich irren! Ich habe ihn vorhin ganz deutlich geſehen und gleich erkannt. — Du weißt alſo, wer er iſt? Und die Dame, die neben ihm ſitzt?“ —

„Die Dame, die neben ihm ſitzt, iſt ſeine Frau. — Schöne Geſchichten!“

„Das wäre ſchrecklich!“ rief das junge Mädchen aus. „Was iſt da zu thun, Thereſe? O denke nach; du mußt mir helfen!“

Dieſe blickte, ohne eine Antwort zu geben, noch eine Zeit lang in das erleuchtete Haus, dann trat ſie einen Schritt zurück und auf ihrem ſchönen Geſichte zeigte ſich ein finſteres Lächeln. Sie preßte die Lippen zuſammen, ſtemmte die rechte Hand in die Hüfte und fuhr mit der linken über die Stirne, während ſie eifrig nachzudenken ſchien. — „Ja, ja, es wird gehen,“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe. „Warte Heuchler!“

„Du kennſt ihn alſo?“ fragte Marie.

„O ja, ich kenne ihn, obgleich ich ihn nie geſprochen. Das iſt Einer von den ſcheinheiligen Böſewichtern, welche die Achſel

zucken, wenn man nur vom Ballet ſpricht; mit dem Haus habe ich überhaupt eine Geſchichte abzumachen. Du weißt, meine Schweſter iſt eine Näherin; ſie ſuchte die Kundſchaft dieſes Hauſes nach; Madame war nicht abgeneigt dazu, und meine Schweſter glaubte ſchon ſo glücklich zu ſein, dort hie und da etwas verdienen zu können. Der Herr aber meinte, eine Arbeiterin von unbeſcholtener Familie wäre ihm lieber. — Von unbeſcholtener Familie!“ ſetzte die Tänzerin hinzu und biß ihre Zähne übereinander. „Das war vor vier Jahren, und die Aeußerung ging allein auf mich, und war ich doch damals ſo unbeſcholten wie nur eines der jungen Mädchen auf allen Gallerien; aber ich war eine Tänzerin und ſomit ein verlorenes, beſcholtenes Geſchöpf. — Doch wir wollen uns revanchiren!“

„Was ſoll ich aber thun?“

„Vorderhand ſollſt du nichts thun und mir nur genau berichten, wie die Angelegenheit ſteht,“ antwortete Thereſe. „Aha!“ fuhr ſie ſpöttiſch lachend fort und machte einen tiefen Knix gegen den Vorhang, „man will ſich mit dem Ballete einlaſſen — gut denn! ich erkläre dir da oben den Krieg; du ſollſt einen heftigen Kampf haben und keine Schonung.“

Fünftes Kapitel.

Clara.

Wie Alles in dieſer Welt ging auch das Ballet zu Ende; der Liebhaber der Braut wurde auf die eine oder andere Art tanzgemäß weggeſchafft, der Herzog verzieh, und im letzten Act fand eine ungeheuer glänzende Vermählung Statt, wozu der magere Tänzer mit der erſten Tänzerin einen Pas de deux nach allen Regeln der Kunſt tanzte. Eines bemühte ſich, ſeinen Körper noch unſchöner zu verdrehen als das Andere, und beide zuſammen ſtrebten darnach, dem Publikum zu beweiſen, zu welch' erſtaunlich unzweckmäßigen Wendungen und fürchterlichen Verzerrungen man die menſchlichen Glieder mit Kunſt und Ausdauer zu bringen im Stande ſei. Namentlich der magere Tänzer ſetzte Alles in Erſtaunen, und man hätte darauf ſchwören mögen, er habe im Rücken ein beſonderes Gelenk und ſeine Kniee können ſich wie bei einem Nürnberger hölzernen Collegen einwärts und auswärts biegen. Dabei überboten ſich beide in übermäßigen Pirouetten und wahnſinnigen Sprüngen. Schnellte die Tänzerin bei einer

ſanften Melodie einen Schuh vom Boden empor, ſo brachte es der Tänzer mit Pauken, Trompeten, mit Tſchambldibam und Bumbldibum, mindeſtens auf zwei und einen halben. Und hiebei nicht genug, daß er mit Gottes Hülfe wieder auf ſeine Füße niederfiel: er machte auch während des Herabfallens die ſchauerlichſten Verſuche, ſchief gegen den Fußboden zu kommen, was vielleicht außerordentlich ſchwierig, jedenfalls aber ſehr häßlich war. Dazu ſpielte die Muſik immer toller, Tänzer und Tänzerin lachten immer krampfhafter gegen einander und gegen das Publikum; zuletzt hatte die ganze Geſchichte etwas Hexenartiges, und man konnte der Befürchtung nicht los werden, es ſei für die Beiden da oben hier auf Erden Alles vorbei, irgend ein geſpenſtiger Wirbelwind führe ſie fort in unabſehbare Weiten nach öden, unendlichen Haiden, und dort müßten ſie ſich ohne Publikum fort drehen, immer fort bei Sonnenſchein und Mondeslicht; oder plötzlich ſäßen ſie à cheval auf ein paar tüchtigen Beſenſtielen und führen rechts und links in die Luft auf. Doch ehe es zu dieſem fürchterlichen Ende kam, fiel glücklicher Weiſe der Vorhang, das Publikum applaudirte und verließ alsdann ſtürmiſch das Theater.

Auf der Bühne wurden die Lampen ausgelöſcht und ſchon nach einer Viertelſtunde lagen die vorhin noch ſo erhellten und belebten Räume in nächtlichem Dunkel und tiefem Schweigen da. Wenn einer der alten Zimmerleute, der über die Bühne hinweg und nach Hauſe ging, zufällig huſtete, ſo ſchallte es gerade in dem weiten leeren Hauſe, als habe oben auf der vierten Gallerie eine ſehr bekannte Stimme ebenfalls gehuſtet.

Die Garderoben allein waren noch voll Leben, Licht und Bewegung. Letztere aber hatte nichts mehr von der ruhigen Emſigkeit des Anziehens; man ſah keine der Tänzerinnen mehr be-

haglich vor dem Spiegel ſtehen, wie zu Anfang des Stückes; jede beeilte ſich mit dem Ausziehen, ſtreifte Leibchen und Röcke herunter ſo raſch wie möglich und ſchlüpfte in ihre gewöhnlichen Kleider. Die Tricots auszuziehen hätte für jetzt viel zu viel Zeit in Anſpruch genommen, weßhalb die meiſten ſie anbehielten, Strümpfe und Schuhe darüber zogen und durch dieſe kleinen Kunſtgriffe in einer unglaublich geſchwinden Zeit zum Nachhauſefahren bereit ſtanden.

Schwindelmann erſchien an der Thüre und die, welche zuerſt fertig waren, wurden auch zuerſt nach Hauſe geführt; daher auch der Wetteifer, mit welchem das Auskleiden vor ſich ging.

Demoiſelle Clara hatte ihre Toilette mit größerer Ruhe gemacht, Tricots, Schuhe und was dazu gehört, ausgezogen und ordentlich hingelegt, alsdann ihre Sachen ſorgfältig zuſammengepackt, das Kleidchen mit den rothen Schleifen ebenfalls in ein Tuch gewickelt, und war gerade fertig geworden, als der Wagen wieder kam und Schwindelmann ihr winkte mitzufahren.

Es war ein kalter dunſtiger Abend; die Gaslaternen brannten mit einem röthlichen Lichte, und den Athem der Pferde ſah man deutlich wie weißen Dampf aus ihren Nüſtern hervorkommen. Das Rollen der Räder auf dem Pflaſter klang dumpf, und da die Caleſche ringsum verſchloſſen war und fünf der ziemlich erhitzten Tänzerinnen in ſich ſchloß, ſo liefen die Scheiben ſo dicht an, daß keine derſelben ihre Straße erkennen konnte und es bei jedesmaligem Anhalten eine kleine Debatte gab, wo man ſich eigentlich befinde. Schwindelmann ſchlichtete dieſen Streit aber augenblicklich, indem er die betreffende junge Dame bei ihrem Namen rief. Endlich erklang der von Demoiſelle Clara, worauf dieſe mit ihren beiden Paketen den Wagen verließ, ihren Colleginnen gute Nacht wünſchte und an die Hausthüre trat.

„Soll ich für Sie anläuten?“ fragte der freundliche Schwindelmann.

Doch das Mädchen erwiederte eifrig: „Ich danke recht sehr; ich habe meinen Hausschlüssel, und wünsche eine gute Nacht.“

Ehe sich aber Schwindelmann hierauf entfernte, sagte er leise zu der jungen Tänzerin: „Sie werden mir schon erlauben, Fräulein Clara, daß ich morgen Früh ein Bouquet für Ihr kleines Schwesterchen bringe; ich habe einen Freund, der Handelsgärtner ist und der es mir fast umsonst gibt.“ Nachdem der Theaterdiener diese Worte angebracht, wartete er keine Genehmigung oder keinen Dank ab, sondern trat an seinen Wagen, schloß geräuschlos den Schlag, nannte dem Kutscher eine Straße und fuhr davon.

Clara blieb an ihrer Hausthüre stehen, ohne den erwähnten Schlüssel herauszuziehen. Sie horchte auf den davonrollenden Wagen, und als er ihr weit genug entfernt schien, verließ sie das Haus wieder und ging die Straße hinab, bis sie in der schon völlig dunkeln Häuserreihe den noch spärlich erleuchteten Laden eines Bäckers erreichte. Hier trat sie ein, zog eine magere Börse hervor, und nachdem sie ein paar kleine Weißbrode gekauft, ging sie sehr langsam nach ihrem Hause zurück. Wir sagen sehr langsam; ja mehrere Male blieb sie beinahe stehen, öfter aber schaute sie hinter sich, und jeden Augenblick horchte sie auf das entfernte Rollen eines Wagens oder auf schallende Fußtritte, die sich in irgend einer Nebenstraße verloren. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte mit leiser Stimme; „Sonderbar! Es ist heute das erste Mal, daß ich ihn nicht gesehen; er war nicht im Theater auf seinem Platze, er stand nicht am Wagen, als wir einstiegen, und auch hier ist nichts von ihm zu sehen.“

Mit diesen Worten hatte sie ihre Hausthüre wieder erreicht, suchte ihren Schlüssel hervor, drehte das Schloß auf und wollte

gerade in den finstern Gang schlüpfen, als sich eilige Schritte auf der Straße näherten, die Gestalt eines Mannes sichtbar wurde und eine leise Stimme rief: „Fräulein Clara — nur einen Augenblick!“

Die Tänzerin blieb in der geöffneten Thüre stehen und erwartete ruhig die Ankunft dieses Mannes, der darauf in drei Sprüngen neben ihr in dem dunkeln Flur stand. Er holte tief Athem und konnte kaum sprechen. „Ich bin so gelaufen,“ sprach er nach einer kleinen Pause, „um Sie noch einen Augenblick zu sehen; wie froh bin ich, daß ich noch zur rechten Zeit komme.“

„Sie waren nicht im Theater,“ versetzte das Mädchen. „Ich hatte nicht erwartet, Sie heute Abend noch zu sehen.“

„Ich konnte nicht, Fräulein Clara, es war mir unmöglich das Theater zu besuchen. Ah! hören Sie, wie ich gelaufen bin; ich war in einer großen, sehr langweiligen Gesellschaft, und erst vor einer Viertelstunde gelang es mir, mich wegzuschleichen. Ich bin nur gekommen, Ihnen gute Nacht zu wünschen.“

„Das freut mich in der That,“ entgegnete das junge Mädchen und sah ihn treuherzig mit ihren großen Augen an. „Sie haben mich ganz verwöhnt, und wenn ich Sie nicht im Theater sehe oder am Wagen oder hier eine Secunde, so fehlt mir etwas.“

„Wie danke ich Ihnen für dieses Wort, und wie bin ich so froh, daß Sie mir wenigstens erlauben, Sie einen Augenblick zu sehen und zu sprechen. Ach, Fräulein Clara, wenn Sie nicht so hart und unerbittlich wären, so hätte ich schon lange einen Vorwand gefunden, mich bei Ihrem Vater einzuführen.“

„Nein, nein,“ erwiederte eifrig das Mädchen; „ich will keine Vorwände und kann Sie auch bei uns nicht sehen. Ist es nicht genug, daß ich Ihnen hier an der Thüre eine freundliche gute Nacht sage? Ich habe so Etwas in meinem ganzen Leben noch nicht gethan. Sind Sie damit nicht zufrieden?“

„Doch, doch, liebe Clara! ich bin ja damit zufrieden. — Aber Ihre Hand werden Sie mir heute Abend nicht verſagen."

„Nun meinetwegen!" entgegnete freundlich lachend die Tänzerin. „Eine Hand will ich Ihnen reichen, aber dann müſſen Sie auch ſtill nach Hauſe gehen."

„Und zufrieden," ſagte ebenfalls lachend der junge Mann.

Clara nahm nicht ohne einige Mühe die Pakete, den Hausſchlüſſel und das Brod in die eine Hand, um die andere ihrem jungen Freunde reichen zu können. Er faßte ſie eifrig mit ſeinen beiden und drückte in aller Geſchwindigkeit mehrere Küſſe auf ihre niedlichen Finger, eine Ueberſchreitung der gegebenen Erlaubniß, welche Clara dadurch beſtrafte, daß ſie ihre Hand haſtig wegzog, flüchtig gute Nacht rief und die Thüre hinter ſich zudrückte und verſchloß.

Der junge Mann blieb noch einen Augenblick auf der Schwelle ſtehen, blickte an dem Hauſe hinauf, ohne irgend etwas ihn Anziehendes zu ſehen, als ein matt erleuchtetes Fenſter droben hoch in dem Giebelfelde. Nachdem er dieſes eine Weile betrachtet, und nachdem es ihm geſchienen, als bewege ſich ein weißer Vorhang an dieſem Fenſter, gerade ſo, als öffne Jemand die Thüre und trete ins Zimmer, verließ er ſeinen Standort und ging dann in der That höchſt zufrieden ſeiner Wege.

Clara war unterdeſſen die dunklen Treppen hinaufgeſtiegen, hatte ein wahres Labyrinth von finſteren Biegungen und ſchmalen Gängen hinter ſich gelaſſen und erreichte nun den vierten Stock, wo ſie nach einigem Suchen mit der Hand eine Thüre fand, die ſie geräuſchlos öffnete. Sie trat in ein unerleuchtetes Zimmer, doch hatte ſie vor ſich eine andere Thüre, durch deren breite Spalten und Riſſe einiges Licht in dieß erſte Gemach fiel, hier eine zweifelhafte Helle verbreitend, bei welcher man einen kleinen Tiſch entdeckte,

auf dem etwas Bettwerk lag, über das man ein weißes Tuch gebreitet hatte. Clara ging auf den Zehen durch dieses Zimmer, öffnete die andere Thüre und trat in das Wohnzimmer der Familie, welches dem geneigten Leser näher zu beschreiben wir genöthigt sind.

Es war dieß ein ziemlich großes und kahles Gemach mit schiefen Seitenwänden, welche der Stellung des Daches folgten, und einem einzigen Fenster, das wir schon von unten beobachtet haben. Das Meublement bestand aus einem großen eisernen Ofen, von dem übrigens, der wenigen Wärme im Zimmer nach zu urtheilen, ein sehr bescheidener Gebrauch gemacht wurde; neben demselben stand in einer Ecke ein Schreibtisch, das heißt, ein großer Tisch mit Büchern und Papieren aller Art bedeckt, hinter demselben befand sich ein Stuhl, auf welchem ein Kissen von rothgestreiftem Zeug lag; in einer anderen Ecke war ein gewöhnliches Bett und ein Kinderbett. Unter dem einzigen Fenster stand ein Tisch und ein paar Stühle, daneben eine große alte Kommode, über welcher ein Spiegel hing. Sonst bestanden die Verzierungen sämmtlicher Wände aus einem Crucifix mit halb vertrocknetem Zweig über dem großen Bette, sowie aus dem Portrait einer berühmten Tänzerin, das dieselbe bei ihrer Anwesenheit einer Jeden vom Ballet zum Geschenk gemacht hatte.

In dem Zimmer befanden sich zwei kleine Kinder, ein Mädchen von sechs und ein Bübchen von vier Jahren, die zusammen in dem kleinen Bette lagen — Clara's Stiefgeschwister, und ihr und Clara's Vater, ein alter Mann, der an dem Schreibtische stand und im Begriffe war, sich eine Feder zu schneiden, wobei er gerade den Kindern einige Ermahnungen zurief, da sie nicht einschlafen wollten, sondern sich unruhig hin und her warfen.

Als Clara in das Zimmer trat, wurde ein Weinen, das aus der Ecke kam, wo die kleine Bettlade stand, plötzlich unterdrückt.

Der alte Mann trug einen langen blauen, fadenſcheinigen Rock, den er bis zum Halſe zugeknöpft hatte, gelbe Sommerhoſen, obgleich es Winter war, und ein paar große, dicke Hauspantoffeln. Trotzdem er auf der Naſe eine Brille hatte, mußte er doch die Finger mit der Feder ganz nahe vor die Augen halten, um den Spalt abknickſen zu können.

„Seid nur ruhig, ſeid nur ruhig," ſagte er gegen das Bett gewendet; „eure Leiden ſind noch klein, theilweiſe eingebildet; ihr ſteigt den Berg aufwärts und könnt ſchon einigermaßen Mühſeligkeiten ertragen, da ihr dereinſt Hoffnung auf eine ſchöne Ausſicht habt. Uebrigens kann ich euch wahrhaftig nicht helfen und ihr müßt ſchon warten bis die Clara kommt, unſer Aller Hort und Stern."

Darauf erfolgte das Weinen, von dem wir oben geſprochen, und wurde unterdrückt beim Eintritt der jungen Tänzerin.

„Ah! da iſt ſie ja!" ſprach der alte Mann. „Grüß dich Gott, liebe Clara. Du kannſt auch jetzt wieder eine Troſtſpenderin ſein; die beiden kleinen Geſchöpfe da haben allerlei Kummer, den ſie dir anvertrauen werden." Bei dieſen Worten ließ er ſich auf das Kiſſen von geſtreiftem Zeug nieder, ſchob das Schreibpapier zurecht, murmelte: „Seite zweiundvierzig," und machte ſich wieder an ſeine Arbeit.

Die beiden kleinen Kinder hatten ſich beim Eintritt der Schweſter aufrecht in ihr Bettchen geſetzt und ſchauten aufmerkſam und mit leuchtenden Augen allen Bewegungen derſelben zu, wie ſie ihr großes Tuch ablegte und ihre Pakete, und wie ſie darauf das Weißbrod auf den Tiſch unter dem Fenſter legte. Namentlich das letzte Manöver ſchien ihren vollen Beifall zu erringen, denn während das kleine Mädchen blos ihren Mund ſpitzte, ſagte der Knabe halblaut und mit lächelndem Geſicht und indem die

Thränenfluth auf ſeinen Wangen plötzlich ſtockte: „Ein Brod! ein Brod!“

Clara trat an den Tiſch, wo ihr Vater emſig ſchrieb, und bot ihm einen guten Abend. „Biſt du noch immer am Schreiben?“ ſagte ſie. „Es iſt ſchon ſpät, Vater; du ſollteſt deine Augen ſchonen.“

„Ei, mein liebes Kind,“ entgegnete heiter der alte Mann, „vor Thorſchluß oder vor dem Läuten der Abendglocke legt man nicht die Hände in den Schooß, es kommt ja nächſtens doch eine lange, lange Zeit, wo ich meine Augen ſchonen kann und muß, deßhalb will ich ſie jetzt noch ein Bischen gebrauchen. — Aber ſiehſt du, Clara,“ fuhr er ſich emporrichtend fort, indem er ſie feſt anſchaute, „in dieſem Moment mache ich von meinen Augen den mir liebſten Gebrauch.“

„Und welchen?“ fragte lachend die Tänzerin.

„Dich anzuſehen, mein Kind; das iſt Troſt und Licht in meinen Tagen. Heute Abend ſieht dein Kopf aus wie der einer Fürſtin, und wenn ich mein Bischen Phantaſie zuſammennehme, ſo könnte ich mir eine Zeit vorſtellen, wo du ein wirkliches Diadem trägſt und dieſe falſchen Brillanten in deinem Haar echt und von großem Werthe ſind.“

„Wenn ich je dergleichen wünſchte,“ verſetzte Clara, während ſie eine der weißen mageren Hände ihres Vaters nahm und ſie küßte, „ſo thäte ich es nur um deinetwillen. Welch' ſchönes Leben würden wir führen! — Aber warum haben die Kinder vorhin geweint? Haben ſie dich geärgert, muß ich ſie zanken?“

„O nein! o nein!“ erwiederte der alte Mann, „ſie haben den Abend über recht artig geſpielt; — ich habe mich ſelbſt an ihren Kindereien ergötzt,“ ſetzte er mit einem faſt unmerklichen Seufzer hinzu, und lehnte ſich in den Stuhl zurück; „es iſt

eigenthümlich, ſie haben ſich große Gaſtmahle zubereitet und von herrlichem Eſſen und Trinken geſprochen."

„Während ihr zu Nacht geſpeist?"

„Das könnte ich eigentlich nicht ſagen," antwortete der Vater. „Richtig, jetzt fällt mir Etwas ein, was ich faſt ganz vergeſſen hätte."

„Doch nicht, das Geld von dem Buchhändler holen zu laſſen?" fragte ängſtlich das Mädchen.

„O nein! den Verſuch habe ich wohl gemacht," entgegnete ſchmerzlich lächelnd der alte Mann; „aber der Herr Blaſſer ſei nicht zu Hauſe, ſagte man mir."

„Und darauf bekamt ihr kein Geld?"

„Natürlicher Weiſe," antwortete gutmüthig der Vater. „Wenn man nicht zu Hauſe iſt, kann man auch nicht bezahlen."

„Und euer Nachteſſen? — Ich hatte das ſo gut angeordnet."

„Ja, das hatteſt du, liebes Kind; aber der Menſch denkt, Gott lenkt, und wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren. Uebrigens hatte ich mich mit an den Phantaſieen der Kinder gelabt, und während wir gemeinſchaftlich ein ſchwarzes, ſehr gutes Brod aßen, träumten wir von Torten und Paſteten und allerlei köſtlichen Leckerbiſſen."

„Halb und halb habe ich mir das gedacht," ſagte Clara, indem ſie zu lächeln verſuchte, „und wenigſtens einiges Weißbrod mit nach Hauſe gebracht; ich will geſchwind zur Nachbarin gehen, ich ſah noch Licht, als ich die Treppen herauf kam, und will mir etwas Milch von ihr geben laſſen, dann mache ich euch in aller Geſchwindigkeit eine koſtbare Suppe."

Die letzten Worte ſprach ſie mehr gegen das kleine Bettchen gewendet, worauf die Kinder ſie mit ſtrahlenden Blicken anſahen

und mit dem Kopfe nickten; der kleine Bube stand sogar auf, als Clara eilig das Zimmer verließ, und versuchte es, ihr nachzuschauen, was einen äußerst komischen Anblick gab, da seine Kehrseite nicht gehörig bekleidet war.

Der alte Mann hatte sein Buch aufgeschlagen, die Feder eingetunkt und fieng wieder an emsig zu schreiben.

Clara ging mit einigem Widerstreben zu der Nachbarin, von der sie vorhin gesprochen. Es war dieß eine Wittwe mit zwei Töchtern, von, wenigstens äußerlich, sehr frommem und gottesfürchtigem Lebenswandel; so versäumte sie für ihre Person fast keinen Gottesdienst, und wenn ein Buß- und Bettag angesetzt war, so schlich sie zerknirscht über die Straßen und man hätte darauf schwören sollen, sie, obgleich frei von eigenen Lastern und groben Fehlern, habe sich aus Barmherzigkeit eine tüchtige Sündenlast ihrer Mitmenschen aufgeladen und helfe so aus christlicher Liebe die allgemeine Verderbniß geduldig mittragen. Was ihre Töchter anbelangte, so gingen diese nur in die Garnisonskirche und nur Vormittags von Zehn bis halb Zwölf, zur gleichen Zeit, wo auch fromme Soldaten, von gläubigen Lieutenants geführt, auf hohen und höchsten Befehl zum wohlgefälligen Wandel angehalten wurden.

Die Wittwe mit ihrer Familie gehörte in die Klasse der „verschämten Hausarmen," und wurde von Glaubensgenossen so reichlich unterstützt, daß sie alle ihre Zeit der Beschaulichkeit zuwenden konnte und nicht viel zu arbeiten brauchte.

Sechstes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Als Clara auf höfliches Anklopfen in das Zimmer trat, das, obgleich ebenfalls im vierten Stock, doch recht wohnlich und angenehm eingerichtet war, drang ihr der angenehme Duft eines guten Nachteſſens entgegen, der von geröſteten Kartoffeln und Bratwürſten herzurühren ſchien, ein kräftiger Geruch, welcher der müden Tänzerin einen einzigen und ſtillen Seufzer abpreßte. Die Wittwe hatte ſich eben zu Tiſch begeben und ſaß in einem guten Stuhle; die eine ihrer Töchter hatte ebenfalls Platz genommen, die andere befand ſich noch vor dem Spiegel, um ihre Friſur wieder in Ordnung zu bringen, die durch Abnahme des Hutes einigermaßen Schaden gelitten. Das Zimmer war von einer lieblichen Wärme erfüllt, denn in dem Ofen krachte und praſſelte ein gutes Holz.

„Ei, Fräulein Clara," ſagte die Wittwe, indem ſie die ergriffene Gabel wieder niederlegte, „was verſchafft uns noch ſo ſpät das Vergnügen?"

„Ich wollte Sie nur freundlichst bitten, Madame Wundel," entgegnete das Mädchen, „mir mit ein wenig Milch auszuhelfen; die unsere ist alle geworden und ich bin so spät aus dem Theater gekommen, daß der Laden im Nachbarhaus bereits geschlossen war."

„So, so, Milch wollen Sie haben? — Du lieber Gott! wenn wir nur selbst noch etwas haben. Ich fürchte fast, wir haben heute wieder alle zum Kaffee gebraucht. — Weißt du nicht, Emilie," wandte sie sich an ihre Tochter, die am Tische saß, „ist noch etwas da?"

Hiebei hätte aber ein mehr argwöhnischer Beobachter als die junge Tänzerin deutlich bemerken können, wie Madame Wundel leicht mit ihren Augen zwinkerte.

Emilie, als gelehrige Tochter, verstand übrigens dieß Zeichen vollkommen, denn während sie die Schüssel mit den Bratwürsten an sich zog, sprach sie mit dem ruhigsten Tone von der Welt: „Es thut uns wahrhaftig leid, Fräulein Clara, aber wir haben nicht einen Tropfen Milch mehr im Hause."

„Richtig, ich besinne mich," bekräftigte die Wittwe und ergriff ihre Gabel wieder, „es ist kein Tropfen mehr da."

„Und ihr irrt euch alle Beide," versetzte ruhig die andere Tochter, die vor dem Spiegel stand und sich nun herumdrehte, „man hat heute Abend zwei Töpfe gebracht, und wir können der Clara schon bis morgen einen davon geben."

Madame Wundel preßte krampfhaft ihre Hand, in der sie die Gabel hielt, zusammen und sandte ihrer jüngeren Tochter einen nichts weniger als liebevollen Blick zu. „Wie die es so genau weiß!" sagte sie alsdann. „So sieh' du nach, Emilie. Wenn Milch da ist, so steht sie mit Vergnügen zu Diensten."

Emilie stieß die Schüssel etwas ärgerlich zurück, und sprang auf, um in die Nebenkammer zu gehen.

Die arme Tänzerin ſtand wie auf Kohlen, denn trotz ihres argloſen Gemüthes fieng ſie doch an, die fatalen Hin- und Herreden ſowie die finſtere Miene der Madame Wundel zu begreifen.

Die jüngere Tochter hatte ſich unterdeſſen an den Tiſch geſetzt und ſchien durchaus nicht von dem Blick der Mutter eingeſchüchtert zu ſein. — „Ich habe Ihnen auch noch meine Complimente zu machen," ſagte ſie ruhig zu Clara, „Sie haben heute Abend vortrefflich getanzt und ſehr ſchön ausgeſehen."

Auf dieſe unvorſichtigen Worte fließ die würdige aber vorſichtige Mutter ihre aufrichtige Tochter unter dem Tiſche ſo derb mit dem Fuße, daß dieſe zuſammenzuckte.

„Sie waren alſo im Theater?" fragte die Tänzerin, welche dieſen Ausbruch mütterlichen Gefühls nicht bemerkt hatte. „Ja, ich glaube, es iſt ein ſchönes Ballet; wir können das freilich nie genau ſagen, weil wir mitwirken, aber es wurde viel applaudirt. — Gehen Sie öfters ins Theater?"

„Sie geht zuweilen hin, natürlich höchſt ſelten," erwiederte Madame Wundel mit einem Ausdrucke ſittlicher Entrüſtung auf dem Geſichte. „Was wollen Sie? Jugend hat nicht Tugend. Ich und meine ältere Tochter betreten nie das Theatergebäude — niemals; der Herr ſoll mich bewahren!"

„Es iſt aber doch ein angenehmes Vergnügen," ſagte Clara, um doch Etwas zu erwiedern, mit einem unruhigen Blick auf das Nebenzimmer, denn ſie hörte dort ein ſtarkes und verdächtiges Plätſchern.

Madame Wundel lehnte ſich in ihren Stuhl zurück und zuckte die Achſeln, während ſie gen Himmel blickte. „Es wohnt in der Nachbarſchaft eine chriſtliche Familie," verſetzte ſie, „die zuweilen Billete geſchenkt erhält, und da bietet man hie und da meiner Tochter eines an. Sie können denken, daß es mir Kummer

verurſacht, aber was will ich machen? Es iſt traurig aber wahr, daß trotz der größten Ermahnungen bei manchem Menſchen die Gnade nicht zum Durchbruch kommen will."

In dieſem Augenblicke trat Emilie Wundel mit dem erſehnten Topfe aus dem Nebenzimmer, Clara empfieng ihn dankend, verſprach auf morgen Früh die Wiedererſtattung und verließ das Zimmer.

Wir können dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß das Abendbrod dieſer verſchämten Hausarmen, beſtehend aus geröſteten Kartoffeln und Bratwurſt, wozu noch etwas Bier getrunken wurde, nicht ohne einige Streitigkeiten vorüberging. Von der älteren wurde die jüngere Tochter mit einer wahren Verachtung behandelt und Madame Wundel meinte, ihre Letztgeborene ſei und bleibe nun einmal eine coloſſale Gans, und es hätte ſie wahrhaftig gar nicht gewundert, wenn ſie vorhin noch hinzugeſetzt hätte, das Theaterbillet ſei nicht geſchenkt, ſondern gekauft worden, — was denn auch leider der Wahrheit ſehr nahe gekommen wäre.

Unterdeſſen hatte im gegenüberliegenden Zimmer der alte Mann fleißig darauf losgeſchrieben und der kleine Knabe ſtand hartnäckig an ſeinem Bettchen aufrecht, obgleich ihn ſein entblößtes Hintertheil in dem kühlen Zimmer einigermaßen fror. Es war aber auch kein Wunder, daß der kleine Mann ſeine Naſe beharrlich nach der Gegend hindrehte, wo die Schweſter verſchwunden war. Es kam nämlich aus dem Zimmer der Wittwe Wundel jener angenehme Geruch, von dem wir vorhin geſprochen, und der, ſo ſchwach er herüberdrang, doch von dem Bübchen gleich entdeckt wurde. Kleine arme und hungrige Kinder haben eine gar feine Naſe.

„Du," ſagte der Knabe zu ſeiner Schweſter, „Clara bringt uns was Gutes zum Eſſen."

„Sie wird nichts mitbringen," entgegnete das verſtändigere Mädchen.

„Aber ich rieche was, und was Gebratenes. Bekomm ich nichts davon?"

„Nein, davon kriegſt du nichts; das iſt für andere Leute, die es gekauft und gekocht haben."

„Ihr ſeid recht dumm," antwortete das Bübchen; „warum kauft ihr nicht auch etwas und kocht es uns? Dann könnten wir es eſſen; denn wenn ihr etwas kauft und uns bratet, ſo gehört es uns und nicht anderen Leuten."

Der alte Mann, der ebenfalls durch den Geruch aufmerkſam geworden war, erhob ſeinen Kopf und ſagte lächelnd: „Das Kind ſpricht ſehr logiſch; ſeine Folgerungen ſind ganz richtig; nur ruht ſeine Theſis auf ſchwachen Füßen."

„Komm herab ins Bett," ſprach das Mädchen, als drüben abermals die Thüre aufging; „du wirſt dich erkälten, und wenn dich Clara ſo blos daſtehen ſieht, ſo zankt ſie mit mir."

Jetzt kam die Tänzerin mit ihrem Milchtopf zurück. Die beiden Kinder ſchauten vergnügt empor, das Bübchen klaſchte in ſeine kleinen Hände und rief: „Siehſt du, jetzt kommt das Gebratene."

„Nein, nein, es iſt nichts Gebratenes," entgegnete lachend die ältere Schweſter, „aber was viel Beſſeres. Jetzt mache ich eine Milchſuppe mit Brocken darin, und ihr ſollt ſehen, wie das ſchmeckt!"

„O laß mich zuſehen, wie du es machſt!" ſagte das Bübchen. „Bitte Clara, laß mich zuſehen!"

„Aber es wird dich frieren im Zimmer."

„O, es thut nichts, wenn es mich friert; ich friere gern, wenn ich nur zuſehen darf."

„Aber dann bekommſt du einen Huſten," erwiederte Clara, während ſie den Topf mit Milch in die verglimmenden Kohlen ſtellte, „und wirſt krank werden."

„Das thut nichts," entgegnete entſchloſſen der Knabe, „wenn ich zuſehen darf, bekomme ich gern einen Huſten und werde auch gerne krank."

„Nun meinetwegen!" verſetzte die gutmüthige Schweſter, „dann könnt ihr helfen das Brod einzuſchneiden. Aber vorher muß ich dir ein Röckchen anziehen und Strümpfe." Und darauf nahm ſie den kleinen Bruder aus dem Bette, legte ein Kiſſen auf die Kommode und ſetzte ihn darauf. Das größere Mädchen zog ſich allein an.

Wie war das Bübchen ſo froh, als es die Hoffnung hatte zuſehen zu dürfen, wie die Milchſuppe eingebrockt wurde. Er ſchlang ſeine beiden Aermchen der Schweſter um den Hals, drückte ſein rundes Geſicht feſt auf ihre ſchwellenden Lippen und ſagte: „du biſt die allerbeſte Clara, und ich habe dich lieb — ſo viel und ſo groß wie — wie — ein ganz großes Haus." — Nachdem der Knabe hinreichend bekleidet war, um die kühle Temperatur in dem Zimmer aushalten zu können, zu welchem Zweck ihm die Schweſter noch ein großes wollenes Tuch um ſeine Füße ſchlang, wurde er auf den Tiſch geſetzt, an welchem die jüngere Schweſter bereits auf einem Stuhle ſtand, nachdem ſie eine große irdene Suppenſchüſſel herbeigeſchleppt.

Die junge Tänzerin nahm die Milch von den Kohlen, und als ſie ſolche in die Schüſſel goß, bemerkte ſie an der bläulichen Farbe derſelben, daß es nicht räthlich ſei, um eine größere Menge zu erzielen, noch etwas Waſſer zuzuſetzen; dieß Geſchäft hatte Mamſell Wundel im Nebenzimmer bereits gehörig ſelbſt verſehen.

„Mir ſcheint," ſagte der alte Mann an ſeinem Schreibtiſch,

indem er ſeine Feder einen Augenblick anhielt und durch die Brille nach dem Tiſche ſchaute, „wir bekommen noch ein Nachteſſen. Ei, ei! das iſt, obgleich Verſchwendung, doch ſehr wohlthätig. Auch trifft das prächtig mit meiner Arbeit hier zuſammen; ich überſetze auch gerade ein Souper in Onkel Tom's Hütte, und es iſt ſonderbar, wenn ich von Eſſen und Trinken ſchreibe, da bekomme ich einen ſtärkeren Appetit.“

„Mir geht's auch ſo, Papa,“ antwortete Clara, wobei ſie lachend herum ſchaute. „Wenn ich zum Beiſpiel in einem Luſtſpiele bin und ſie fangen auf der Bühne an zu eſſen und zu trinken, da könnte Einem das Waſſer im Munde zuſammenlaufen: und es geht nicht allein mir ſo: Alle, die um mich herum ſitzen, haben begehrliche Augen und machen ſpitze Mäuler, — wie du, du kleiner Freſſer.“ Damit patſchte ſie dem Bübchen mit dem Löffel auf den Mund, was dieſer aber gar nicht übel zu nehmen ſchien, ſondern die herabrinnenden Tropfen begierig ableckte.

Der Vater hatte ſeine Feder niedergelegt, die Brille abgelegt und wiſchte ſich die trübe werdenden Augen.

„Dieſes Innere von Onkel Tom's Hütte,“ ſagte er nach einer Pauſe, „iſt als recht comfortable geſchildert und kommt Einem gar nicht ſo unrecht vor; es iſt ein anſtändiges, feſtes Gebäude mit einem kleinen Garten davor; auf dem Heerde lodert ein Feuer und verbreitet in dem Zimmer eine behagliche Wärme.“ — Er ſprach das mit leiſer Stimme und mehr zu ſich ſelber.

Clara ſchien auch nicht darauf zu achten, denn ſie wandte ſich in dieſem Augenblick zu ihrer kleinen Schweſter und ſagte zu ihr: „Aber warum haſt du es hier in dem Zimmer ſo kalt werden laſſen? So kann der arme Papa ja nicht ſchreiben; ſeine Finger müſſen ihm ganz ſtarr werden.“

„Schon die Idee eines Kamins hat etwas höchst Behagliches," fuhr der alte Mann fort, indem er sich die Hände rieb; „man sieht in die spielenden Flammen, man stellt sich behaglich davor hin und dreht die mächtigen Holzblöcke mit der Zange herum."

„Ich hätte gern Holz nachgelegt," entgegnete das kleine Mädchen, „aber Papa hat selbst zugesehen und meinte, wir müssen noch acht Tage lang mit auskommen, ehe du neues kaufen könntest, und wenn man da zuviel brauche, werde es nicht langen."

„Ich begreife nur nicht," sprach Clara, „du bist doch schon so ein erwachsenes und vernünftiges Mädchen, daß du nicht früher zur Madame Wundel gegangen und sie um etwas Milch gebeten hast; sie hätte es dir auch nicht abgeschlagen. Da muß man nachdenken, mein Kind; ihr hättet schon um acht Uhr eure Milchsuppe essen können, und nun habt ihr bis jetzt gehungert."

„Es war noch ein Stück Brod in der Schublade," erwiederte die jüngere Schwester, „und das haben wir drei gegessen."

Der alte Mann schaute träumerisch an die Decke empor und sagte: „Tante Cloe steht am Küchenfeuer und aus ihrer Bratpfanne hervor dringt der Geruch von was Gutem; sie hat eben noch ein Stück Speck hineingethan und bemerkt, daß der Kuchen sich wunderschön färbt, daß er sich zu einem prächtigen Braun anläßt; darauf hebt sie den Deckel der Backpfanne weg und läßt einen schöngebackenen Pfundkuchen sehen, dessen sich kein städtischer Zuckerbäcker zu schämen gebraucht hätte. — Ah!" fuhr er mit lauterer Stimme fort, „es ist etwas sehr Vortreffliches um so einen Kuchen."

Bei dem Worte Kuchen wandte das Bübchen rasch den Kopf herum und seine Theilnahme für die Milchsuppe wurde augenscheinlich geringer.

„Der Papa ſpricht von Kuchen," ſagte die kleine Schweſter zu Clara; „haben wir vielleicht welchen?"

„O nein!" entgegnete die Tänzerin in bitterem Tone. „Papa ſpricht nur Einiges vor ſich hin aus dem Negerleben von Amerika."

Das Bübchen aber gab ſich nicht ſo leicht zufrieden, ſondern es wandte den Kopf herum und rief laut: „Haſt du Kuchen, Papa? Du haſt was von Kuchen geſagt!"

„Ich habe eigentlich nur laut gedacht," verſetzte der alte Mann mit einem trüben Lächeln; „ich hatte vorhin geleſen von den armen Negerſclaven —"

„Die Kuchen eſſen?" fragte das Mädchen.

„Allerdings, mein Kind," ſagte der Vater träumeriſch, „die Kuchen eſſen und ein warmes behagliches Zimmer haben." Dabei rieb er ſich die Hände und zog den alten fadenſcheinigen Ueberrock feſter um ſeine Schultern.

„Ah!" antwortete das kleine Mädchen, indem ſie ihren Kopf auf die Hände ſtützte und in die dünne Milchſuppe ſchaute, „wenn ſie Kuchen eſſen, ſo ſind ſie ja nicht arm. — Wir haben keinen Kuchen zu eſſen und oft kein warmes Zimmer; alſo ſind wir auf jeden Fall noch viel ſchlimmer daran."

„Das Kind hat in mancher Beziehung nicht unrecht," ſprach kummervoll der alte Mann, indem er ſeinen Blick umherlaufen ließ auf den kahlen Wänden ſeiner Wohnung, auf den ärmlichen Möbeln und Betten, und ihn dann auf die kleine Schüſſel voll Milch heftete, in welche zwei Kreuzerbrode gebrockt waren, und die ein vollſtändiges Abendeſſen abgeben ſollte für vier Perſonen, die bis Abends zehn Uhr gefaſtet. — — — —

„So, jetzt iſt es angerichtet!" rief die Tänzerin mit luſtiger

Stimme. Sie wollte dadurch alle trüben Gedanken verscheuchen. „Jetzt laß deine Schreiberei sein, Papa, und komm' zu Tisch."

„Das reicht ja kaum für euch aus," entgegnete Dieser, „eßt nur, eßt nur, ich schreibe noch."

Doch blickte er, seinen eigenen Worten widerstreitend, sehnsüchtig nach dem Tische, und als das kleine Mädchen ihm entgegenlief und ihn bei der Hand fortzog, brauchte sie gar keine Kraft anzuwenden, um ihn bis an die Milchschüssel zu bringen.

Die Familie setzte sich um den Tisch herum; Jedes hatte seinen Löffel ergriffen, doch ehe das Abendessen eigentlich begann, mußte sich das Bübchen entschließen, sein gewöhnliches Tischgebet herzusagen. Es faltete die Hände und sprach:

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, und segne was ich bescheeret hab."

Es war dieß ein Sprachfehler, den man ihm trotz aller angewandten Mühe nicht abgewöhnt hatte, und den er sich heute Abend vollends nicht verbessern ließ, denn seine ganze Seele schwamm in der Milchschüssel.

So ging nun das Nachtessen vor sich, und die kleine Familie beim flackernden Scheine der Talgkerze wäre in ihrer Zusammenstellung ein kleines, herrliches Genrebild geworden. Der alte Mann mit dem wohlwollenden, freundlichen Gesichte, der nur mit großen Zwischenpausen aß, die junge schöne Tänzerin in dem ärmlichen Kleidchen, das volle schwarze Haar aber frisirt wie eine Fürstin und aus demselben hervor zahllose falsche Brillanten blitzend. Sie behauptete, fast gar keinen Hunger zu haben, und schaute mit dem liebenden Blick einer jungen Mutter den beiden kleinen Geschwistern zu, die eine Wette eingegangen zu haben schienen, wer von ihnen zuerst auf den Grund der Suppenschüssel gelange. Wir müssen gestehen, daß sich das Bübchen

am Tapferſten hielt, namentlich aber viel Milch ſchlürfte und die Brocken mehr oder weniger verſchmähte. Doch iſt hiebei nicht zu überſehen, daß es von dem Stück Brod vor ein paar Stunden das größte Drittel erhalten.

„Karl, Karl!“ ſagte Clara, die ihm lächelnd zuſah, „du vergißt wieder ganz die Geſchichte von dem Kind und der Eidechſe. Das mußt du ihm erzählen, Marie.“

Und darauf ſprach die kleine verſtändige Schweſter: „Das Kind ſaß vor der Hausthüre und hatte ein Schüſſelchen mit Milchſuppe vor ſich ſtehen, da kam die Eidechſe und aß mit, aber die Eidechſe trank blos die Milch und ließ die Brocken liegen, da nahm endlich das Kind ſein Löffelchen, ſchlug das Thier auf die Schnauze und rief: Wenn du mithalten willſt, ſo iß auch Brocken, du Ding!“

„So iß auch Brocken, du Ding!“ wiederholte Clara und ſchlug den kleinen Bruder zum Scherz abermals mit dem Löffel auf ſeinen milchtriefenden Mund, worüber dieſer in ein unauslöſchliches Gelächter ausbrach, ſo daß er faſt an einem Brocken, den er gehorſam zu ſich genommen, erſtickt wäre.

Jetzt war die Milch faſt verzehrt und es blieb auf dem Grunde der Schüſſel nur eine kleine bläuliche Fluth.

„Seht ihr wohl,“ rief plötzlich das Bübchen mit großem Ernſt: „ihr Alle habt wieder nicht an die arme Anna gedacht. Soll ſie denn gar nichts zu eſſen bekommen?“ — Er meinte damit die kleine todte Schweſter, die draußen im Vorzimmer lag und den ewigen Schlaf ſchlief.

„Sie will nichts mehr eſſen,“ ſagte Marie; „ſie iſt ja geſtorben und jetzt im Himmel.“

Clara, die trotz ihrer Beſchäftigung den ganzen Abend an die Verſtorbene gedacht, die aber durch ihre Erwähnung den

Schmerz des alten Mannes nicht vermehren wollte, zwinkerte leicht mit den Augen und blickte ihren Vater von der Seite an.

Dieser hatte, wie schon bemerkt, fast gar nichts gegessen und saß schon lange da mit gefalteten Händen. Denn wenn er auch im Drange der Arbeit nicht so innig an das Kind gedacht, so fiel ihm die Erinnerung an dasselbe jetzt doppelt schmerzlich auf die Seele, als er nun am Tische den leeren Platz sah, wo sonst die kleine Anna auf ihrem Stühlchen gesessen. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und seine Augen funkelten auf eine ganz eigenthümliche Art.

„Die Anna ist nicht im Himmel," sagte entschieden das Bübchen; „wie kann sie im Himmel sein, da sie draußen auf dem Kissen liegt? Sie kommt erst in den Himmel, wenn sie begraben ist, und das geschieht morgen."

„Schon morgen?" versetzte der alte Mann und sah seine ältere Tochter fragend an. — „Du hast Alles besorgt, nicht wahr, Clara?"

„Alles so gut wie möglich," erwiederte die Tänzerin; „und wenn die beiden Kinder brav sein wollen, so zeige ich ihnen das Kleidchen, in welchem die Anna ein Engelein wird."

Sie stand auf, um das kleine Paket zu holen, blieb aber an der Kommode länger als nöthig war stehen, um ihre hervorstürzenden Thränen, namentlich vor den beiden Kindern, zu verbergen. Da aber diese endlich ungeduldig wurden, so mußte sie wieder kommen und ihnen das Kleidchen zeigen. Nachdem sie den Tisch abgeräumt, schlug sie das Tuch auseinander und breitete es vor ihnen aus.

„Das ist schön," sagte der Knabe; „ich möchte das Kleidchen wohl einmal anprobiren, mir müßte es recht gut stehen."

„Warte nur, Karl," entgegnete ernst der Vater, indem er

mit der Hand über die Augen fuhr, „einem ſolchen Kleide entgehſt du nicht; wenn du aber recht brav und folgſam biſt, ſo möge der liebe Gott gnädigſt bewilligen, daß du eins bekommſt, das noch viermal ſo lang iſt.“

„Mir wäre dieß ſchon recht,“ antwortete das Bübchen, wobei es die rothen Schleifen durch die Finger gleiten ließ, „das iſt wirklich ſchön. — Und du haſt es ganz ſelbſt gemacht?“ fragte er die ältere Schweſter.

„So ſchönes rothes Band!“ ſagte Marie. „Das ſieht doch beſſer aus wie die ſchwarzen Schleifen.“

„Ja, ja, es iſt freundlicher,“ verſetzte der Vater. — — — „Wo haſt du denn das Band noch aufgefunden?“

„Die im Theater haben es mir gegeben,“ erwiederte Clara, „und es hat mich recht gefreut, daß ſie ſo viel Antheil nahmen.“

„Es iſt ſonderbar,“ ſprach lächelnd der alte Mann, „wie die Dinge in dieſer Welt ſo ſeltſam ihren Platz wechſeln. Dieß rothe Band, das vielleicht noch geſtern in den Haaren einer Tänzerin geflattert, kommt nun morgen in die kühle Erde. Aber es iſt ſchön, daß ſie dir ſo geholfen, es freut mich; und wenn mein Kind in den Himmel einſchwebt, ſo werden ihnen dieſe Schleifen dort oben keine üble Nachrede machen. — — — Amen!“ — —

„Amen!“ wiederholte auch Clara, und dann ſetzte ſie mit gewaltſam verändertem Ton hinzu: „Aber jetzt Kinder zu Bett! Ihr habt gegeſſen und getrunken und könnt nun ruhig ſchlafen.“ Dabei lächelte ſie durch ihre Thränen und ſagte zu dem Bübchen: „Gaislein, biſt du ſatt?“

Worauf der Knabe lachend erwiederte:

„Oh! wo ſollt ich ſatt von ſein?
Ich ſprang über ein Gräbelein
Und fand kaum ein Blättelein.

Aber ich bin ſchläfrig und bitte dich, liebe Clara, mich zu Bett zu legen.“

Dieß geſchah denn auch; Clara lockerte zuerſt die dünnen Kiſſen in dem Bett, dann zog ſie die Kinder aus und legte ſie hinein. Sie krochen dicht an einander hin, um ſich zu erwärmen und die ältere Schweſter deckte zu dem gleichen Zweck noch einen wollenen Rock über ſie hin. Dann ſprachen die Kleinen zu ihrem Spaſſe den Spruch von vorhin ein paar Mal gegenſeitig und entſchliefen bald unter Lachen und Scherzen.

Siebentes Kapitel.

Sclavenleben.

Der Vater ſetzte ſich an den Schreibtiſch, um noch einen angefangenen Bogen zu vollenden, und die Tänzerin zündete eine Lampe an, nahm das Kleidchen und den Kranz von Orangenblüthen und ging ins Vorzimmer. — Hier lag das todte Schweſterchen auf einem weißen Kiſſen und war mit einem Tuche zugedeckt. Als Clara dieſes Tuch wegzog, durchſchauerte es ſie leicht, und als ſie darauf das Kind betrachtete, rollte eine Thräne um die andere aus ihrem Auge. Es lag da ſo ruhig als ob es ſchliefe, die Augen halb geöffnet, die Händchen über der Bruſt gefaltet. Daß es wirklich todt war, ſah man nur an der gelblichweißen Geſichtsfarbe, an der glanzloſen Haut und an einem ſchmerzlichen Zug, der um den zuſammengepreßten Mund und das ſpitzige Näschen ſpielte, und man fühlte das, wenn man, wie Clara es that, das warme lebensfriſche Geſicht an die bleichen Lippen des Kindes drückte und dann jene eiſige ſonderbare Kälte empfand,

jene Kälte, die mit nichts Anderem zu vergleichen iſt, jene Kälte, welche die unerbittliche Hand des Todes zurückläßt.

Clara deckte das Kleidchen mit den rothen Schleifen über ihre kleine Schweſter hin, legte den Blumenkranz auf ihr Haupt und ſank dann vor der Kleinen auf die Knie. Das Kind hatte viel gelitten und war in herben Schmerzen geſtorben. Vor dem inneren Auge der Tänzerin gingen Stunde um Stunde die zwei kummervollen Jahre vorüber, welche dieß arme Kind durchlebt und welche Clara mit ihm geduldet und gelitten. Das war eine harte Zeit geweſen ſeit der Geburt der kleinen Anna. Ihre Mutter, Clara's Stiefmutter, war wenige Tage nach der Geburt des kleinen Kindes geſtorben und die Tänzerin hatte es aufgezogen als wäre es ihr eigenes. Ah! ſie liebte das arme kränkliche Geſchöpf mehr wie Alles in der Welt. Sie hieng in ſeinen Leiden inniger an ihm, als an dem Vater und den anderen Geſchwiſtern; es war ihr Eigenthum, ſie hatte es ſich erobert durch die unermüdlichſte Sorgfalt, durch unzählige Nachtwachen. Ein halbes Jahr nach der Geburt hatte der Hausarzt geſagt: es iſt ein Wunder, Fräulein Clara, daß Sie mit Gottes Hülfe das Kind durchgebracht haben. — Ja, es lebte, es gedieh, und das junge Mädchen ſah mit Entzücken, wie es ſtärker und kräftiger wurde, wie es eines Tags zum erſten Mal lächelte, wie es endlich Mama zu ihr ſagte, dann lange Unterredungen mit ihr hielt, aber in unartikulirten Tönen, nur ihr allein verſtändlich. — — — — — Und doch mußte es ſterben! Wie hatte ſie dem Tode dieſe Beute ſtreitig gemacht! Wie hatte ſie Tag und Nacht über ſeinem Lager gewacht, am Morgen ſeinen erſten Blick empfangen, am Abend ſeinen letzten! Wie war ſie athemlos die vier Treppen hinaufgerannt, um hereintretend zu fragen: „Was macht das Kind?“ — — Da endlich überfiel es eine neue Krankheit, und ſchon nach wenigen Tagen ging ſein

Athem ſchnell und ſchwer, ſanken ſeine Augen ein und wurden Mund und Naſe ſpitzig. Wenn ſich auch Clara überreden wollte, das ſeien nur vorübergehende Symptome, und wenn ſie auch an jedem Abend die ganze Familie an das Bettchen führte und fragte: „Nicht war, heute geht's mit der Anna beſſer? ihre Augen ſind lebhafter, ihr Athem leichter," ſo ſchüttelte doch der Hausarzt den Kopf, und der verzweifelnde Blick, mit dem die junge Tänzerin an ſeinen Lippen hieng, verhinderte ihn mehrere Tage die Wahrheit zu ſagen. Endlich aber mußte er doch eingeſtehen, daß alle Hoffnung vergebens ſei. —

An dem Tage war gerade ein neues Ballet, und Clara mußte tanzen und luſtig ſein; aber im Zwiſchenacte ſtahl ſie ſich von der Bühne weg und ging an eine kleine Thüre, welche auf die erſte Gallerie führte, und dort wartete ſie, bis der Leibarzt des Königs ſeine Loge verließ. Das war ein alter freundlicher Herr, und als er vorbeigehen wollte, hatte ſie ſich ihm beinahe zu Füßen geworfen, auch konnte ſie lange vor ihren Thränen nicht ſprechen. Dem Arzte erſchien es natürlich ſonderbar, hier von der glänzend gekleideten aber weinenden Tänzerin angehalten zu werden, doch da er ihr ein paar liebevolle Worte ſagte, ſo war Clara bald im Stande, ihm ihr Leid mitzutheilen. Er verſprach nach dem Kinde zu ſehen und kam auch noch an demſelben Abend zum Erſtaunen ſämmtlicher Hausbewohner, die ſeinen Wagen anfahren hörten. Doch zuckte er ebenſogut die Achſeln wie der Hausarzt, und nachdem er das Kind einige Minuten angeſchaut, auch ſich nach den Vorgängen erkundigt, tröſtete er das Mädchen ſo gut er konnte und ſagte richtig voraus, das kleine Kind werde die Nacht nicht überleben. — — Am andern Morgen war es todt. In Clara's Leben entſtand eine große Lücke; ſie ſah vor ſich ein weites, graues Feld, in deſſen Mittelpunkte das

todte Kind ſchwebte, das langſam vor ihren Augen verſank. — — — —

Das Alles überdachte ſie in der heutigen Nacht, und all' die Tage, welche das Kind gelebt, gingen in einem ſtillen Gebete vor ihrem Geiſt vorüber. Endlich erhob ſie ſich wieder, deckte das Tuch über das weiße Geſicht der Kleinen, nachdem ſie daſſelbe vorher noch mit ihren Küſſen und Thränen bedeckt, dann ging ſie gefaßter in das Wohnzimmer zurück.

Der alte Mann ſchien eben ſeine Arbeit für heute Nacht beendigt zu haben, er klappte das Buch, aus welchem er überſetzte, zu, und legte die Feder darauf hin; dann lehnte er ſich in ſeinen Stuhl zurück und ſah nachdenkend vor ſich hin.

Clara, welche noch keinen Schlaf verſpürte, ſetzte ſich ihm gegenüber und bedeckte ihre rothgeweinten Augen mit der Hand.

„Das Buch iſt ein eigenes Stück Arbeit," ſagte der Vater, „wohl für Amerika berechnet, namentlich jene Diſtrikte, wo man Sclaven hält oder für deren Abſchaffung alle möglichen Schritte thut. Wie es aber mit ſeinem gewiß vielfach übertriebenen und eingebildeten Elend bei uns ſo großes Aufſehen machen konnte, iſt mir nur dadurch erklärlich, wenn ich überhaupt unſere kindiſche Sucht nach Fremden ins Auge faſſe, oder eine Art wollüſtig kitzelnder Grauſamkeit annehme, mit der man nach weit entfernten fremden Leiden ſchaut, da man nicht den Muth hat, das Auge auf den eigenen Weg vor ſich zu ſenken, um hier eine ungleich härtere Sclaverei zu entdecken, tieferen Jammer, größeres Elend."

„Glaubſt du das wirklich, Vater?" fragte nachdenkend Clara, die an jene Unterredung auf der Bühne dachte.

„Ob ich es glaube, mein Kind!" entgegnete finſter der alte Mann. „Fragſt du mich das im Ernſt? Blick doch zunächſt auf

uns Alle, auf dich ſelbſt. Sieh doch, wie es uns bei angeſtrengtem Fleiß, bei der größten Thätigkeit nicht möglich iſt, unſere kümmerliche Lage zu ändern; ſieh doch zu, wie ich mich hier bis Mitternacht mit meiner Feder abmühe, und ohne deine Hülfe, mein gutes Kind, doch nicht im Stande wäre, ausreichend für unſern nothdürftigen Unterhalt zu ſorgen."

„Es iſt wahr, Vater, es iſt ſehr wahr."

„Jener Onkel Tom zum Beiſpiel iſt glücklich gegen mich zu nennen; er iſt ein Sclave geboren, und konnte, ich gebe zu, daß es ſehr traurig iſt, von einem Tage auf den anderen gewärtigen, was ihm endlich zugeſtoßen. Und wenn nun dieſe Geſchichte wirklich wahr, wenn ſolche Grauſamkeiten dort jenſeits der Meere verübt werden, ſo haben ſeine Leidensgenoſſen das Mitleid aller Nationen für ſich; man beklagt ihr Daſein, man bejammert ihr Schickſal, man thut durch Wort und Schrift, was man kann für Erleichterung des Looſes jener ſchwarzen Sclaven, während man dagegen zu Hauſe wieder Alles thut, um uns recht hinabzudrücken, recht den Fuß auf den Nacken zu ſetzen, uns, den weißen Sclaven der Armuth und Geburt. — — Die Verfaſſerin," fuhr der alte Mann nach einer Pauſe fort, „eine Amerikanerin, Augenzeuge des von ihr geſchilderten Sclavenlebens hatte gewiß die ſchönſte und lobenswertheſte Abſicht. Glaubſt du vielleicht, mein Kind, daß der Gedanke, Etwas zur Beglückung jenes gedrückten Theiles des Menſchengeſchlechtes beizutragen, die zahlloſen Buchhändler in unſeren damit und mit ſo vielem Anderem geſegneten deutſchen Landen vermocht hat, das Publikum mit Onkel Tom's Hütten zu überſchwemmen, in Wort und Bild, in Geſängen und Theaterſtücken? — Glaubſt du das? — Ich nicht! Ich habe von einem gehört, der ſeinen Enthuſiasmus ſo weit trieb, daß er ſeine ſämmtlichen Zimmer mit Schilderungen aus jenem Negerleben

ausschmückte, in übermäßiger Freude, daß er endlich etwas gefunden, was in den jetzt interesselosen Zeiten nach seinem Ausdrucke zieht. Tritt doch hin vor diesen — geistigen Sclavenhändler, der dir die Arbeit ruheloser Tage und schlafloser Nächte, der dir ein Stück deines Inneren, das du ihm geschrieben anbietest, abfeilscht, ja abjaunert, der dir ein paar magere Kreuzer hinwirft für dein bestes Herzblut; — tritt doch vor ihn hin und sage ihm, du habest auch eine Elise gefunden, deren Mann, ein fleißiger Mann, sich von ihr und ihrem Kinde trennen müsse und weit über's Meer fliehen, weil er hier kein Brod für sich und die Seinen mehr findet. Der hiesige Georg ist freilich kein Sclave, und sein Weib und sein Kind sind bei keiner guten Herrschaft, die sie aufs Freundlichste pflegt, auf's Beste erhält, die ihr Hülfe verspricht und in guten tief gefühlten Worten Trost spendet. O nein, mein Kind, die hiesige Elise, obgleich auch einstens schön, jung und blühend, ist nun nach wenigen Jahren ein armes, verkümmertes Weib geworden und sitzt auf einer ungeheizten Bodenkammer mit ein paar traurigen Gesellschaftern, dem Hunger und der Kälte; und dazu pfeift der Wind höhnend durch die Risse des Daches; sie selbst friert gern und muß ja frieren, denn in ihren letzten warmen Rock hat sie ihr Kind gewickelt und es schlummert nun leise an ihrer Brust, und wenn es auch zuweilen stöhnt und sich im Schlafe hin und her wendet, so ist es doch im Augenblicke vor der Kälte geschützt, und wenn der liebe Gott im Himmel sie nicht gänzlich verlassen hat, so findet sie wohl im Laufe des Tages eine mitleidige Seele, die ihr mit etwas Suppe aushilft. — Vorderhand aber hungert sie und hofft, hofft auf ihren Gatten, daß er ihr Hülfe sendet, hofft auf die Barmherzigkeit des Himmels, daß er ihren kränklichen Körper genesen läßt, um sich alsdann durch Arbeit wieder fortbringen zu können. — — — — Und

wie sie so sinnt und denkt, erweitern sich vor ihren Augen die zahlreichen Spalten und Risse im Dach, und ihr Blick fliegt hinaus über die Dächer der Stadt hinweg in das weite Land und über andere Städte und andere Länder, und endlich sieht sie vor sich eine weite, graue, hie und da mit Schnee bedeckte Fläche, eine trügliche Ebene, die auf und nieder wankt. — Sie fühlt auch den Seewind, denn es fröstelt sie kalt und schaurig an; am Ufer des weiten Meeres aber stehen Leute und erzählen sich von dem großen Sturm, der gestern stattgefunden und von dem großen Auswandererschiff, das mit so vielen Menschen elend zu Grunde gegangen." — — — —

„Wie das Weib an diese Stelle des Traumes gekommen, da schreckt sie zusammen und ein herzzerreißender Schrei erweckt fast das Kind auf ihrem Schooße, sie aber zum klaren Bewußtsein. Sie streicht krampfhaft lachend das Haar aus ihrem Gesichte und redet sich ein, es sei doch lächerlich, eine solch' traurige, solch' schlimme Vorahnung zu haben." — —

„Und sie hat in ihrem Geiste die Wahrheit gesehen," fuhr der alte Mann erschüttert fort. Und dabei hatte er die Hände gefaltet und blickte mit einem seltsam stieren Gesicht an die Decke des Zimmers. — „Aus der Tiefe auf stiegen nächtlich die Geister der Ertrunkenen und sie flogen unverwandten Blicks aufwärts gen Himmel. Es waren viele, viele darunter, wie sie hier in dem Buche beschrieben sind, und auch ihnen wurden droben als armen Sclaven eilfertig die Thüren des Paradieses aufgerissen und sie trugen Alle an sich ihr Sclavenzeichen, nicht jenes eingebrannte II an der Hand, das man im Nothfall ausschneiden oder mit einem eleganten Handschuh bedecken kann, sondern ihnen war dasselbe auf die Stirne geschrieben, und an den zusammengebissenen Zähnen und auf den weißen eingefallenen Wangen las man ein

ganzes Sclavenleben, ein Daſein ohne Luſt und Freude, dahingeſchleppt in Kummer und Entbehrungen."

Clara hatte mit Entſetzen dieſen wilden, ſo heftig ausgeſtoßenen Worten ihres ſonſt ſo gemüthlichen und ruhigen Vaters gelauſcht. Sie drückte ihre Hand auf ſeinen Arm, wie um ihn zu erwecken, zu beſänftigen, und es gelang ihr auch; ſeine Augen verloren ihren ſtarren Ausdruck und er blickte ſie mit inniger, väterlicher Zärtlichkeit an, die aber nicht ohne eine tiefe Traurigkeit war. Dann legte er ſeine Hand auf ihr dunkles Haar, auf ihre zierliche Friſur, und warf ſie leicht auseinander, daß ein paar falſche Perlen und Brillanten auf den Boden rollten, die er verächtlich mit dem Fuße von ſich ſtieß, dann die junge Tänzerin auf die Stirne küßte, wobei ein paar Thränen aus ſeinen Augen auf die ihrigen herabträufelten.

„Ich verſtehe dich wohl, mein Vater," ſagte Clara nach einer Pauſe; „auch ich bin ja eine arme Sclavin, tief erniedrigt durch meine Stellung und durch die Bösartigkeit der Menſchen."

„Sei es, mein Kind," erwiederte ruhiger der alte Mann, „ſei es wenigſtens äußerlich; aber bewahre dein Inneres, bewahre dein Herz, dein gutes Gewiſſen, daß du frei und ſtolz um dich blicken kannſt, daß du das Auge Gottes nicht zu ſcheuen haſt. Was kümmern dich dann die Reden der Menſchen!" — — — —

Einen Augenblick blieb es hierauf ſtill in dem Gemach, und der Vater blickte während der kleinen Pauſe mit ungetrübter Zärtlichkeit auf das junge Mädchen, dann aber drückte er ſie ſanft an ſich, ſein Blick wurde wieder finſterer, und um ſeinen Mund ſpielte abermals ein hartes, ja verächtliches Lächeln. „Da haben ſie," ſagte er, „aus dem Buch ein Lied gemacht. Es behandelt den Moment, wo die Sclavin Eliſe mit ihrem Kinde über die auf- und abſchwankenden Eisſchollen des Ohio flieht, aller-

dings eine entschlossene und schöne That. Dieses Lied ist nun von irgend Einem zierlich in Musik gesetzt und wird nun schmachtend gesungen von Tausenden deutscher Frauen und Jungfrauen zu den Accorden eines Klaviers oder dem Geklimper einer Guitarre, sich selbst und den Zuhörern zum unaussprechlichen Vergnügen, und es ist eine Heldenthat, deren Vorbild man Tausende von Meilen weit herholen mußte, weil sie nichts Aehnliches aufzuweisen hat im lieben Vaterlande. — So glauben sie."

— — — —

„Ich aber habe eine Mutter gekannt," fuhr der alte Mann fort, indem er sich erhob und im Zimmer auf- und abschritt, „die hat für ihr Kind noch unendlich mehr gethan, und man hat sie nicht gepriesen in Büchern und Balladen. Dieses Weib war ein armes, unglückliches Weib, und obgleich sie nicht von Sclavenhändlern gejagt wurde, so jagten sie doch noch viel grimmigere Feinde: Noth und Hunger. Sie schrack nicht vor der Arbeit zurück, aber sie hatte in ihren guten Tagen nur gelernt, mit der Nadel kunstvolle Arbeiten zu machen, und nun waren ihre Finger vor Kälte steif geworden, und da sie zurückgekommen und verarmt war, so wollte ihr auch Niemand mehr etwas anvertrauen, womit sie sich einen Verdienst machen und das Leben ihres Kindes fristen konnte. Dieses Weib war keine geborene Sclavin; sie war von einer guten, ehrlichen Familie, und deßhalb konnte es ihr in ihrem tiefen Jammer nicht gelingen, irgendwo nur ein Almosen zu betteln; auch hatte sie nicht das Geschick dazu: glücklichere und erfahrenere Almosensammler ließen sie nicht aufkommen. — Da irrte sie Abends herum, ihr Kind in ein ärmliches Tuch gewickelt, — ich glaube es war um die Weihnachtszeit, und da thut es doppelt weh, wenn man mit einem halberfrorenen hungerigen Wurm vor hellerleuchteten Fenstern stehen muß, um zuzu-

ſehen, wie andere glücklichere Kinder in der Fülle der Geſundheit jubelnd um den glänzenden Weihnachtsbaum ſpringen; — das arme Weib hatte gerade keinen Neid auf dieſe Eltern und Kinder, ſie wünſchte nur ein kleines Brod für das ihrige, und als ſie ſo an einem Bäckerladen vorbeikam, wo viel zierliches Backwerk ausgelegt war, kam ihr der Gedanke, dort etwas für ihr Kind zu ſtehlen. — — — — Anfangs ſchauderte ſie zurück, denn ſie war arm aber ehrlich. Als aber das kleine Kind vor Hunger leiſe wimmerte, als ſie ſo gejagt war von Noth und Verzweiflung, da ſtreckte ſie die zitternde Hand aus und nahm ein kleines Brod hinweg, konnte aber damit nicht entfliehen, denn als das Verbrechen begangen war, ſtand ſie vor Schrecken feſtgebannt. — — — — Die Sclavin entging nicht ihren Verfolgern, ſie wurde jenſeits ihres mit ſchlimmeren Eisſchollen bedeckten Ohio's nicht von freundlicher Hand aufgenommen. — Die weiße Sclavin erhielt für ſich und ihr Kind kein warmes Zimmer, kein gutes Bett; ſie fiel der ſtrafenden Gerechtigkeit anheim; ſie iſt verſchwunden und verſchollen, kein Buch beſchreibt ihre größere That, keine Ballade beſingt ihr Elend und das ihres Kindes."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dieſen Worten hob der alte Mann ſeine Hand wie beſchwörend gen Himmel und durchſchritt mit haſtigen Schritten das Zimmer nach allen Richtungen. So oft er aber bei dem Stuhle ſeiner Tochter vorüberkam, berührte dieſe leicht ſeine Hand, worauf ſein Schritt jedes Mal ruhiger, ſein Blick ſanfter wurde. Endlich blieb er vor Clara ſtehen, faßte ihre Hand und ſagte, nachdem er ihr eine Zeitlang in die dunklen Augen geſehen, mit lächelndem Ausdruck im Geſicht: „Ja, ja, es iſt leider wahr, mein Kind, wir Alle ſind Sclaven; ſieh' nur mich,

deinen Vater, an, glaubst du nicht, daß ich ebenso gern ein Zuckerfeld bearbeiten würde, wenn das meine Kräfte zuließen, als diese geistigen Frohndienste zu versehen, die vielleicht hundertste Uebersetzung eines Buches zu machen, das mir unangenehm, ja unheimlich ist! — — Aber ich weiß mich zu trösten, liebe Clara," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher sein Gesicht wieder den alten gemüthlichen und heiteren Ausdruck erlangt hatte, während seine Augen wieder sanft und freundlich strahlten und um den Mund wieder das alte zufriedene Lächeln erschien. „Ja, ja, ich weiß mich zu trösten," sagte er, „denn siehst du, mein Kind, wären wir, ich, du und vielleicht noch Tausende von Menschen der gleichen Classe allein dazu berufen, die Sclaven aller Anderen zu machen, es wäre entsetzlich, es könnte das nicht lange fortbestehen, und bald müßten sich die Niedergedrückten mit einem einzigen Schrei der Verzweiflung gegen die usurpirte Herrschaft ihrer Unterdrücker auflehnen. Aber es ist nicht so: Alle sind Sclaven, Alle haben keinen freien Willen, auch die, welche stolz auf uns herabblicken; und je höher sie stehen, desto herber fühlen sie ihre Sclaverei."

Das junge Mädchen sah ihren Vater fragend an, und sagte: „Aber, lieber Vater, die Reichen, die sich für ihr Geld alle Genüsse dieses Lebens verschaffen können — ?"

„Sind die Sclaven eben dieses Geldes," versetzte rasch der alte Mann, „die Sclaven ihrer Leidenschaften, die Sclaven eines oft kranken und deßhalb für viele Genüsse unbrauchbaren Körpers. Sieh' dich um, mein Kind, mit offenem, ruhigem Blick, frage durch alle Schichten der menschlichen Gesellschaft, erkundige dich, wer vollkommen glücklich und zufrieden sei; — du wirst Wenige finden, und wahrlich diese Wenigen am wenigsten in den hohen und reichen Ständen. Dort drückt die unzerreißbare Sclavenkette

des sogenannten guten Tons, des Herkommens am Stärksten, wenn sie auch der oberflächliche Beschauer nicht sieht, da sie unter Gold und Blumen versteckt ist; dort verletzt ein Wort, ein Blick die kranken Herzen, dort gelten freundliche Augen und lachende Lippen nicht für den Ausdruck eines zufriedenen Gemüths; sie dienen nur dazu, Verdruß, Haß, Wuth, Neid zu verdecken; ein Händedruck, ein freundliches Wort will dort nichts sagen, es ist das hundert Mal die Maske eines Sclaven, der viel lieber knirschend in seine Kette beißen möchte, und den nur die Macht, das Ansehen des Anderen dazu zwingt, ein süßes Gesicht zu machen und den Rücken zu krümmen." —

„Und Alle schleppen diese Kette mit sich herum und lassen sie erst fallen, wenn der erstarrten Hand mit ihr zugleich die Zeichen der Macht und des Reichthums entfallen. — Es ist dieß wahrlich in der Welt recht schön und klug eingerichtet," fuhr der alte Mann lächelnd fort; „Einer ist wie gesagt der Sclave des Andern, und so hängen alle Menschen an einer gewaltigen Kette, vom Bettler bis hinauf zum Könige."

„Aber der König ist frei," sagte lächelnd das Mädchen; „ihn kannst du nicht zu den Sclaven rechnen."

„Gewiß, mein Kind, ihn auch," antwortete der alte Mann und starrte nachdenkend, doch nicht unfreundlich aussehend vor sich hin. „Er ist auch Sclave der Verhältnisse, seines Schicksals, ja theilweise seiner Umgebung; sein Wille vermag nicht immer durchzudringen, und glaube mir, er in seiner Höhe fühlt es doppelt hart, wenn sich ihm eine andere unsichtbare Gewalt gegenüberstellt, wenn sein Befehl an einer Intrigue abgleitet. Es sind vielleicht nur Kleinigkeiten, die den Herrscher mit den unsichtbaren Ketten umgeben und einengen, aber gerade weil er sonst herrscht

und gebietet, fühlt er hier um so schmerzhafter, daß er gefesselt ist. — — — — Ja, Alle, Alle sind Sclaven!"

Bei diesen Worten erhob der alte Mann seine Augen, ließ sie einige Minuten auf dem schönen Gesicht seiner Tochter ruhen, dann wandte er sie sinnend gegen die Mauer, die das Gemach umgrenzte, die aber seinen Blick nicht aufhielt; sie schien sich vor ihm zu öffnen und er in weite Fernen, in andere Verhältnisse, in fremdes Leben zu schauen. Seinen Mund umspielte ein freundliches Lächeln; er sah in Gestalten und Bildern vor sich, was er vorhin in Worten ausgesprochen, er blickte in die Zukunft und zugleich in die nachfolgenden Kapitel dieses Buches.

Achtes Kapitel.

Arthur.

Es mochte etwas über zehn Uhr an dem Abend gewesen sein, als der junge Mann, der der Tänzerin, Mamsell Clara, so unverhofft, wenn auch vielleicht nicht unerwartet, einen guten Abend gewünscht, das Haus verließ, nachdem sie die Thüre sanft hinter ihm zugemacht. Als er hierauf durch die Straße ging, konnte er sich nicht enthalten, noch öfters nach dem Hause mit dem hohen Giebeldache zurückzuschauen, und da bemerkte er nur noch ein einziges kleines Fenster erhellt; das übrige Haus lag schon in tiefer nächtlicher Ruhe und Dunkelheit. An dem Lichte aber, das noch so freundlich hinaus schien, saß sie wahrscheinlich; sie blickte vielleicht in die Flamme, die auch er jetzt von Weitem sah — sie mochte vielleicht sogar an ihn denken.

Unter diesen angenehmen Träumereien setzte der junge Mann einen Weg fort wie Jemand, der durchaus keine Eile hat. Er befand sich, wie wir bereits wissen, in einem entlegenen Stadttheile, wo die Straßen krumm und winkelig liefen, bald mit

Häuſern beſetzt waren, bald nur mit einfachen Gartenmauern, hinter denen Bäume ihre nackten Aeſte emporſtreckten, und die ſeltſam angeſtrahlt waren von dem Schein einer Gaslaterne, die auf der Höhe der Mauer brannte und ſowohl dieſſeits als jenſeits das Terrain beleuchtete.

Zuweilen wurde in dieſer Gegend der Stadt die Straße von Kanälen durchſchnitten, und dann paſſirte man kleine hölzerne Brücken, auf denen der Fußtritt in der nächtlichen Stille ſo ſeltſam klang. Allerlei unregelmäßige Gebäude, Kirchen, große Fruchtſpeicher, alte Thürme ſtellten ſich dem Wanderer trotzig und verziert mit weißen Schneekappen in den Weg, und man mußte genau ſeine Richtung kennen, um ſich in dieſem Labyrinthe nicht zu verirren. Es gab auch freilich noch einen andern Weg, um von dem erwähnten Hauſe mit dem Giebeldach in die beſſeren und vornehmeren Stadtviertel zu gelangen, doch ſuchte der junge Mann, den wir eben begleiten, deßhalb dieſe andere Straße zwiſchen den alten Häuſern hindurch, weil ihn die ſeltſamen Formen dieſer Gebäude anzogen und er ſich ergötzte an dem ſonderbaren Lichteffect, der dadurch hervorgebracht wurde, daß die Straßen immerfort in einer Schlangenlinie liefen, weßhalb oft jener Theil grell beleuchtet wurde, während die vorſpringende Ecke im tiefſten Schatten lag.

Bald befand ſich der einſame Spaziergänger in der Nähe des großen Fruchtmarktes, dem älteſten Theile der Stadt, wo es noch mehrere Häuſer gab, die durch ihren Aus- und Eingang ein paar Straßen mit einander in Verbindung ſetzten. Einer dieſer Paſſagen pflegte der junge Mann nie aus dem Weg zu gehen, weder bei Tage noch bei Nacht, und er erfreute ſich jedesmal an der förmlichen Tunelgeſtalt, welche der Hauptdurchgang zwiſchen den Gebäuden darſtellte.

Das waren zwei alte, massive Häuser mit großen Thoren, mehreren Höfen, und zwischen jenen lag die Passage, von der wir oben gesprochen. Es war das eine Art gewölbter Gang, der unter dem einen Hause durchlief und mit der Straße in Verbindung stand. In diesem Gange selbst befand sich eine einzige Thüre, welche durch ein eisernes Gitter verschlossen wurde und vermittelst einer steinernen Treppe in den ersten Stock des großen Gebäudes führte, wo sich eine sonderbare Restauration und Gastwirthschaft befand. Hier war nämlich der Aufenthalt sämmtlicher Bänkelsänger, Orgelmänner, Besitzer von Raritätenkasten, Poeten, welche den Leuten Mordgeschichten erklärten, Harfenmädchen und ähnlichem Volk. Alle fanden hier für billiges Geld ein Unterkommen; man nahm es hier mit den Pässen und Papieren nicht sehr genau, und der Wirth dieser mildthätigen Anstalt, Herr Scharffer, galt nicht blos als sehr entschlossen, wenn es darauf ankam, eine unschuldige Harfenistin vor den Krallen der Polizei zu beschützen, sondern man munkelte auch, er habe schon zum öfteren Male sehr gefährliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft längere Zeit vor den Augen der Justiz zu verbergen gewußt.

Dem sei nun wie ihm wolle, dieser Gasthof — er hieß der Fuchsbau — war wie gesagt sehr malerisch gelegen, und schon zum Oefteren von armen Künstlern benützt worden, um das Album irgend einer vornehmen Dame mit einem interessanten Gegenstand zu bereichern. Man fand hier Kloster- und andere Höfe, Theile irgend einer Burg, und wenn man dazu eins der Harfenmädchen nahm, die man zuweilen am Fenster sah, so war ein artiges Bildchen fertig.

Der junge Mann, dem wir folgen, durchschritt träumend den äußeren finsteren Hof und blieb, als er jenen Durchgang erreichte, still betrachtend vor dem herrlichen Lichteffect stehen, der

ſich ſeinem Auge darbot. Der ganze Schein einer Laterne war förmlich in dieſen Durchgang gepreßt und ſtrahlte nur in einzelnen Blitzen auf den Hof hinaus, hier die ſchönen Sculpturen eines Thorbogens erleuchtend, dort von den matten Scheiben irgend eines alten Fenſters abſtrahlend. Nachdem er ſich dieß einige Augenblicke betrachtet, wollte er ſeinen Weg fortſetzen, als er hörte, wie das eiſerne Thor in dem Durchgange geöffnet wurde; er vernahm deutlich das Klirren der Schlüſſel und hörte Fußtritte, welche die Treppe herab kamen. Da man nicht wiſſen konnte, mit welcher Geſellſchaft man hier zuſammentraf, ſo blieb der junge Mann noch einen Augenblick ſtehen, um die Anderen vorangehen zu laſſen und ihnen alsdann zu folgen. Doch mußte er ſich eine Weile gedulden, denn zwei Männer, welche aus dem Hauſe traten, blieben vor der Gitterthüre plaudernd ſtehen. Der Eine war der Wirth, Herr Scharffer, ſelbſt, ein großer Mann in einer grauen Jacke, einer einfachen Hausmütze, unter der ein ſehr entſchloſſenes und markirtes Geſicht hervorſchaute; es war eine Phyſiognomie, die man, wenn man ſie einmal geſehen, nicht ſo bald wieder vergißt, und die man mit ein paar Bleiſtiftſtrichen treffend hinzeichnen kann. Er hatte eine große und lange Naſe, einen breiten, ſtets lächelnden Mund und einen kohlſchwarzen, ſtruppig abſtechenden Backenbart. Der andere Mann, der neben ihm ſtand, hatte einen großen Radmantel über die Schultern geſchlagen, der ihm bis über die Naſe reichte und ſo ſein Geſicht ſchwer erkennen ließ. Er trug einen gewöhnlichen runden Hut, und in der Hand unter dem Mantel ein Spazierſtöckchen, mit dem er heftig auf ſeine Stiefel ſchlug.

Dem Zuſchauer im Hofe waren dieſe beiden Männer vollkommen gleichgültig, ja er hatte ſchon die Abſicht, bei ihnen vorbei zu gehen, als der Unbekannte mit dem Mantel einige Worte

lauter ſprach, worauf der Klang dieſer Stimme den jungen Mann plötzlich aufmerkſam machte.

„Aber ſie ſoll von hier fort," ſagte er mit klarem und beſtimmtem Tone. „Sie ſoll unter allen Umſtänden und ſchon morgen fort. Teufel auch! Man hat ihr noch vor einem halben Jahre mit neuen Papieren ausgeholfen und ſie mobil gemacht. Ich kann mich nicht ſo überlaufen laſſen."

„Sie hat ſo feſt darauf gerechnet," entgegnete der Wirth, „Sie werden ihr nochmals helfen. Deßhalb erlaubte ich mir auch, Sie hieher zu bitten; übrigens iſt ſie nicht unbrauchbar; es iſt ein Teufelsmädchen."

„Ja, ja," meinte der Andere nachſinnend, ſetzte aber mit lauterer Stimme hinzu: „Aber zu bekannt, hier viel zu bekannt."

„Bah!" verſetzte der Wirth, „dafür haben wir Mittel, und die iſt mit allen Hunden gehetzt. Was gilt die Wette, ſie ſtellt ſich Ihnen irgendwo als franzöſiſche Gouvernante vor, und Sie ſollen ſie nicht wieder erkennen. Mein Rath wäre wahrhaftig, ſie da zu behalten; ſeit die Liſette verſchwunden iſt, fehlt uns Jemand derartiges. Du lieber Gott! bei dem erſten größeren Unternehmen befinden wir uns in Verlegenheit."

„Aber es kann nicht ſein, es kann wahrhaftig nicht ſein!" erwiederte der Andere, wie es ſchien ärgerlich; „wir wollen ihr Empfehlungen geben, ſie ſoll nach B. gehen, aber hier kann ich ſie nicht gebrauchen, das wäre compromittirend."

„Nur ein paar Tage," bat der Wirth; „ſprechen Sie ein kluges Wort mit ihm."

„Mit wem?"

„Nun, mit Meiſter Chriſtoph," ſagte der Wirth mit leiſerer Stimme, indem er ſich ſcheu umblickte.

„Ah! mit ihm iſt ſchlecht Kirſchen eſſen," entgegnete der Andere. „Und ſo Kleinigkeiten! Ich habe wichtigere Sachen für ihn."

„Aber ich bitte herzlich darum," fuhr der Wirth dringender fort. „Man kann ihm auch einmal wieder einen Gefallen erweiſen."

„Ihr ſeid wahrhaftig ein eigenſinniger Kerl, Scharffer," ſprach der im Mantel, indem er ungeduldig mit den Achſeln zuckte. „Laßt ſie laufen; glaubt mir, es iſt beſſer."

„Ich habe es ihr ſo gut wie verſprochen."

„Nun denn, ins Teufels Namen! Ich will ihn darum fragen; aber wenn er befiehlt, ſie ſolle abreiſen, dann macht mir keine Geſchichten, und verſteckt ſie nicht heimlich bei euch."

„Gegen ſeinen Befehl? — Gott ſoll mich in Gnaden bewahren!" ſagte der Wirth, indem er erſchreckt zurücktrat. „Nein, nein, durch Schaden wird man klug, und ich verlange in meinem Leben nicht mehr, mit ihm auf unfreundliche Art zuſammenzukommen."

„Ja, er kann hart ſein," erwiederte der Andere lachend, während er ſeinen Mantel, der herabgerutſcht war, wieder über die Schultern warf. — „Nun gute Nacht! Vergeßt mir nicht Zeichen und Adreſſe für die nächſte Woche; ſichtbar bin ich für keinen Menſchen."

„Will's ſchon behalten!" verſetzte der Wirth. „Schneegäßchen Nummer vierundachtzig."

„Schön," ſprach der Unbekannte im Mantel, und ging mit hallenden Schritten den Durchgang hinab.

Der junge Mann, der dieſer Unterredung, ohne es zu wollen, gelauſcht, wäre gerne gefolgt. — Dieſe Stimme war

ihm nicht unbekannt; doch wenn er daran dachte, der, dem diese Stimme gehörte, solle hier eine solch' vertrauliche Conversation mit dem verrufenen Wirth zum Fuchsbau halten, so mußte er lächeln. Das war ja gar nicht möglich! Und doch — wie gern hätte er sich überzeugt! Aber es war unmöglich, denn Meister Scharffer blieb, sobald der Andere fortgegangen war, aufmerksam lauschend stehen und schaute bald auf die Straße, bald auf den Hof. Erst als die Tritte des Mannes im Mantel gänzlich verklungen waren, trat der Wirth in das Haus zurück, schloß die Gitterthüre hinter sich und stieg langsam die schmale, steinerne Treppe hinauf.

So schnell als möglich eilte jetzt der junge Mann auf die Straße und bis zur nächsten Ecke, wo er horchend stehen blieb. Doch war es für dieß Viertel schon Schlafenszeit, und man hörte nirgendwo auf der Straße ein Geräusch; Alles war todtesstill; so sehr er sich auch anstrengte, vernahm er doch keinen Ton von Fußtritten. Kopfschüttelnd schritt er durch mehrere enge Straßen, über den großen Fruchtmarkt, und kam nach einer Viertelstunde in einen belebteren Stadttheil und in die Nähe des Schloßes. Dort blieb er vor dem hohen steinernen Portal einen Augenblick stehen, denn hier schieden sich drei Wege, die er alle drei verfolgen konnte, den ersten nach Haus, den zweiten in ein beliebtes Kaffeehaus und den dritten zu einem Bekannten, dem jungen Grafen Fohrbach, der vielleicht schon in seiner Wohnung anzutreffen war, und es von jetzt ab bis ein paar Stunden nach Mitternacht gerne sah, wenn man eine Tasse Thee bei ihm nahm und eine Cigarre rauchte. Er entschied sich für das Letztere; er ließ das Schloß rechts liegen, beging die weitläufigen Nebengebäude desselben und gelangte nach kurzer Zeit in jene lange Straße, in welcher der geneigte Leser zu Anfang dieser wahrhaf-

tigen Geſchichte bei Sonnenuntergang einen flüchtigen Blick geworfen.

Da wir nun aber im Begriffe ſind, dem in der breiten Straße vor uns Wandelnden in eine kleine auserleſene Geſellſchaft zu folgen, ſo halten wir es für unſere Schuldigkeit, dem geneigten Leſer zu ſagen, daß der junge Mann, dem wir heute Abend gefolgt, der Sohn eines reichen Banquiers der Reſidenz iſt, daß er in einer Academie zugleich mit den Söhnen der erſten Familien des Landes erzogen wurde, daß er durch ſein gebildetes, feines und liebenswürdiges Betragen in allen Kreiſen gern geſehen wurde, daß er ſeines Zeichens ein Maler war und mit ſeinem Vornamen Arthur hieß; — den hiezu gehörigen Familiennamen werden wir ſpäter noch kennen lernen.

Graf Fohrbach war der einzige Sohn ſeines Vaters, des alten Generals und jetzigen Kriegsminiſters, und wohnte, ſeit er mündig geworden, in einem kleinen reizenden Hinterhauſe des väterlichen Palaſtes. Der nachſichtige alte Herr hatte ihm in der Mauer, die Hof und Garten umgab, einen neuen Eingang herſtellen laſſen, an dem ſich eine Klingel befand, die mit dem kleinen Hauſe in Verbindung ſtand. Eigentlich befanden ſich hier zwei Schellenzüge, jede für die Dienerſchaft des Grafen von beſonderer Bedeutung. Die eine war für die Vertrauten und Freunde, und wenn ſie erklang, ſo ſprang die kleine Thüre in der Mauer wie von ſich ſelbſt auf, um dann hinter den Eingetretenen ſogleich durch eine unſichtbare Macht wieder zugedrückt zu werden.

Auf dieſe Art trat auch Arthur in den winterlichen Garten, deſſen Bäume in weißem Reif prangten; die Blumenbeete waren mit Tannenreiſern zugedeckt; Spaliere und Statuen unter ſtarrenden Strohdecken gaben ſo recht das Bild des tiefen Winterſchlafs,

in den die Natur verſunken war. Aus dem Schornſtein eines kleinen Gewächshauſes zur Seite qualmte eine dicke Rauchwolke, und das war das einzige Zeichen von Leben, das man im Hof und Garten ſah; ein Weg, der bei dem großen Hauſe vorbeiführte, war vom Schnee rein gefegt und brachte den Maler in wenig Augenblicken in die Thüre des Pavillons, in welchem Graf Fohrbach reſidirte. Auch hier öffneten ſich Haus- und Vorthüre wie von ſelbſt, und erſt, als man die letztere hinter ſich hatte, trat man in ein hell erleuchtetes und ſanft erwärmtes Veſtibul. Ein Diener in Livree hob ſchweigend einen ſchweren Teppichvorhang auf und ließ den Ankommenden in ein Vorzimmer treten, wo ſich der Kammerdiener des Grafen befand.

Dieſer war ein alter Mann mit weißen ſorgfältig gebürſteten Haaren, und ſchien derſelbe im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde auf die Welt gekommen zu ſein; wenigſtens erinnerte ſich von der jetzigen Generation Niemand, ihn je Anders als in dieſem Anzuge geſehen zu haben. Er las gerade in einem Buche, erhob ſich aber aus ſeinem bequemen Fauteuil, als der Thürvorhang rauſchte und ging dem Eintretenden freundlich entgegen.

„Ah! Herr Arthur kommen früh," ſagte der alte Mann, der ſich dieſen vertraulichen Ton ſeit den Zeiten der Schule, wohin er ſeinen Herrn begleitet, nicht mehr abgewöhnt hatte und ihn auch auf die genaueren Bekannten und Freunde deſſelben ausdehnte. Doch war es eine Auszeichnung, alſo von ihm angeredet zu werden; entfernter Bekannten oder Leuten, über deren Charakter er nicht genau ins Klare kommen konnte, gab er ihre vollſtändigen Titel. — „Der Herr Graf iſt vor einer halben Stunde aus dem Theater gekommen."

„Und iſt ſchon Beſuch da?" fragte der Maler.

„O ja," entgegnete der Kammerdiener mit freundlicher Stimme; „Herr Eduard, Herr Eugen ſind da, ſowie auch," ſetzte er mit plötzlich ernſter werdendem Tone und feierlichem Weſen hinzu, „der Herr Baron von Brand." Darauf nahm er halbverſtohlen eine Priſe — die goldne Doſe ließ er faſt nie aus der Hand — nickte ernſthaft mit dem Kopfe, als wollte er ausdrücken: Es iſt gewiß ſo, wie ich geſagt, und ging ſodann auf die Thüre des Nebenzimmers zu, dieſe zu öffnen.

„Iſt der Herr Baron ſchon längere Zeit im Salon?" fragte Arthur.

„Er kam vor einer kleinen Viertelſtunde," entgegnete der Kammerdiener.

„Zu Wagen oder zu Fuß?"

„Zu Fuß, — wie die Lakaien ſagen, von dem Haupthauſe her; er ſchien drüben einen Beſuch gemacht zu haben."

„So, ſo," erwiederte nachdenkend und mit leiſer Stimme der Maler, fuhr aber laut fort, als er den aufmerkſamen Blick ſah, mit dem ihn der Kammerdiener betrachtete: „Ja, das habe ich mir gedacht; ich glaubte ſchon, ich hätte ihn anderswo geſehen, aber ich habe mich geirrt." Nach dieſen Worten grüßte er den alten Mann freundlich und trat in einen kleinen Salon, der mit ein paar Lampen erhellt war, in dem ſich aber Niemand befand. Dicke Teppiche, die den Boden bedeckten, dämpften ſeinen Schritt und ſo konnte er einzelne Worte einer Converſation im Nebenzimmer hören, ohne daß man dort ſeine Annäherung bemerkte.

Arthur hob den Thürvorhang auf und kam in ein achteckiges Gemach, von welchem noch nach drei anderen Seiten Thüren ausliefen: nach dem Eßzimmer, dem Schlafzimmer und nach

einem anderen kleinen Vorſaal, der an ein Glashaus ſtieß, durch welches allein der Pavillon mit der Einfahrt des Haupthauſes in Verbindung ſtand. Zu dieſem Eingang beſaß nur Graf Fohrbach die Schlüſſel, die er ſelten, faſt nie Jemand anvertraute.

Das achteckige Gemach war mit einem außerordentlichen Comfort ausgeſtattet, und erſchien namentlich bei Nacht äußerſt wohnlich; ſilbergraue Tapeten widerſtrahlten das Licht eines kleinen Kronleuchters mit Lampen auf die freigebigſte Art; die Fenſteröffnungen ſah man nicht, da Vorhänge von roth geſtreifter Seide davor zuſammengezogen waren. Von dem gleichen Stoff waren die meiſten Möbel hergeſtellt, und alle von einer wahrhaft raffinirten Bequemlichkeit. Der Salon war ziemlich groß und hatte Platz für eine Menge Divans, Fauteuils, Chaiſelongues, die aber alle ziemlich auffallend durcheinander geſchoben waren, und von denen drei und vier immer einen kleinen Plauderwinkel bildeten. Ein Smyrnateppich bedeckte den Boden, und überall, wo es möglich war, ſah man obendrein noch kleine perſiſche Vorlagen. Etwas Eigenthümliches hatte übrigens dieſer Salon oder vielmehr die Einrichtung deſſelben. Ueberall, wohin man blickte, herrſchte eine maleriſche Unordnung, ohne daß übrigens irgend etwas verwahrlost geweſen wäre. So lagen zum Beiſpiel Handſchuhe, Bücher, ein Blumenbouquet zuſammen auf einem rothſeidenen Fauteuil, ein ſchwerer Cavalleriesäbel ſtand mitten in einer Gruppe von Blumen und Sträuchern aufgepflanzt, und über den Schultern eines marmornen Amors hieng als Schärpe ein reicher perſiſcher Stoff, den der Graf Gott weiß zu welchem Zwecke gekauft.

Obgleich das ganze Haus frei lag und der Wind nach Belieben um daſſelbe her ſauſen konnte, ſo bemerkte man doch in dem Salon nichts hievon, denn er ſtieß nur mit der Fenſterecke

an das Freie, die übrigen Theile waren, wie bereits erwähnt, von anderen Gemächern umgeben, woher es denn auch kam, daß das Zimmer so behaglich, warm und angenehm war. Im Kamin brannte ein helles Feuer, und vor demselben standen einige Fauteuils, in welchen die jungen Leute, von denen der Kammerdiener vorhin gesprochen, so bequem als möglich ausgestreckt lagen.

Neuntes Kapitel.

Coeur de Rose.

In dem Augenblick, als Arthur eintrat, wurde die Unterhaltung nicht gerade besonders lebendig geführt; irgend Einer hatte eine Bemerkung hingeworfen, welche den Anderen vielleicht nicht wichtig genug erschien, um viel darauf zu antworten. Genug, man hörte einige beistimmende Ja, ein Ah! dann rauchten Alle ruhig ihre Cigarren fort. Graf Fohrbach, der mit dem Rücken gegen den Kamin saß, winkte dem Eintretenden freundlich mit der Hand und sagte: „Es freut mich, daß Sie noch kommen, Arthur; rollen Sie einen Stuhl herbei. Wo das kleine Rauchmaterial ist, wissen Sie; wenn Sie aber eine lange Pfeife wollen, so klopfen sie nach gutem türkischem Gebrauch dreimal in die Hände."

Der Maler dankte und nickte den drei anderen Herren zu, welche sich im Zimmer befanden. Zwei von ihnen, die der Kammerdiener mit Herr Eugen und Herr Eduard bezeichnet hatte, saßen vor dem lodernden Feuer, der Dritte, der Baron von Brand,

lehnte dem Hausherrn gegenüber nachläßig an dem Kamingesims, auf welches er den rechten Arm gestützt hatte, während er die linke Hand zwischen dem zugeknöpften schwarzen Fracke verbarg.

Arthur langte nach einer Cigarre und zündete sie an; nachdem er die einfachen Fragen, als: ob er im Theater gewesen, ob es nicht heute Nacht verflucht kalt werde, mit Ja oder Nein beantwortet hatte, lehnte er sich in den Fauteuil zurück und konnte nicht unterlassen, seine Augen mehreremal über das Gesicht und die Gestalt des Baron Brand hingleiten zu lassen, was wir im Interesse des geneigten Lesers ebenfalls zu thun uns erlauben wollen.

Der Baron Brand mochte einige Jahre über dreißig zählen, er war von mittlerer Größe, schlanker Taille und, obgleich ziemlich mager, sah man an ihm doch eine hochgewölbte Brust und sehr breite Schultern. Nebenbei, daß die Körperformen dieses Mannes etwas sehr Elegantes, ja Graziöses hatten, entnahm man noch an Allem, was er that, eine außerordentliche Gelenkigkeit, welche auf eine große Körperkraft hindeutete, die er auch in der That besaß und von der er gerne scherzweise Proben ablegte. Seine Kopfform war eher länglich als rund, sein Teint weiß und frisch, die grauen Augen sehr lebhaft, das Haar von sehr hellem Blond, oder wenn man wollte streifte es, aber kaum merklich, ins Röthliche. Er trug es aus dem Gesichte gestrichen, kurz geschnitten und emporstehend, was zugleich mit dem aufgedrehten Schnurrbart seinem Gesichte etwas Keckes, ja Unternehmendes gab.

Von den zwei anderen jungen Herrn war Eugen von S. der Aelteste dieser Gesellschaft, — er mochte vielleicht nahe an die Vierzig sein — eine feste, gedrungene Gestalt mit schwarzem Haar und großem Schnurrbart gleicher Farbe, und trug als Major die

Königliche Adjutantenuniform. Der Andere, Eduard von B., war ein junger Aſſeſſor, der ſehnſüchtig nach dem Rathstitel verlangte und ſich ſchon darauf hin ein äußerſt bedächtiges Reden und Benehmen angewöhnt hatte.

Graf Fohrbach endlich, der Hausherr, ebenfalls Adjutant des Königs, hatte höchſtens achtundzwanzig Jahre und war ein hübſcher, luſtiger Offizier von gutem, treuem Gemüthe, aber etwas zu fröhlicher Natur, und namentlich, wenn er Waffenrock und Säbel abgelegt hatte, zu allerlei kecken, zuweilen unüberlegten Handlungen aufgelegt.

Es trat eine längere Pauſe ein, während welcher alle Vier rauchten, und ſich der Hausherr mit dem Kopf an das Kamin lehnte, um mit großer Aufmerkſamkeit dem blauen Dampfe zuzuſchauen, wie er in kunſtreichen Ringeln an die Decke emporſtieg.

„Was meinen Sie, Baron?“ ſagte er endlich. „Ich hätte wohl Luſt, die Wette von voriger Woche nochmals mit Ihnen durchzumachen.“

„Was iſt das für eine Wette?“ fragte der Major.

„Wir ſaßen neulich beim Kaffee,“ erzählte der Hausherr, „als der Baron Brand auf ſeinem neuen Rappen vorüber kam. Du weißt, wie er mit der Flüchtigkeit dieſes Pferdes renommirt.“

„Und da man deine Leidenſchaft für Wetten kennt,“ ſagte der Aſſeſſor, „ſo trugſt du ihm natürlicher Weiſe gleich eine an?“

„Das verſteht ſich von ſelbſt,“ erwiederte lachend der Graf. „Ich ſchlug ihm alſo die bekannte Geſchichte vor, er ſolle nach dem eine Stunde weit entfernten A. hin und zurück reiten, und ich wolle unterdeſſen ein halbes Pfund kleiner Bisquite auf einem Sitze eſſen. Wer zuerſt mit ſeinem Geſchäft zu Ende ſei, ich mit dem Eſſen oder er mit dem Hin- und Herreiten, habe begreiflicher Weiſe gewonnen.“

„Und ebenſo begreiflich verlorſt du," verſetzte der Major. „Ich habe dieſe Wette ſchon oft machen und verlieren ſehen."

„Freilich verlor ich," entgegnete der Hausherr, „aber es fehlten keine ſechs Biſquit mehr; und ich hätte unfehlbar gewonnen, wenn ich nicht mit meinem verfluchten Huſten wenigſtens zwei Minuten eingebüßt hätte. Aber wie geſagt, ich proponire die Wette nochmals; ich kann mich nicht ſo ſchlagen laſſen."

Der Baron, dem dieſe Worte galten, blickte auf den Sprecher nieder und lächelte dabei. Aber dieſes Lächeln paßte ſo gar nicht zu der hohen Stirne, zu dem ganzen kecken Kopfe; es war etwas Süßes und Geziertes darin, ebenſo wie in ſeiner Sprache, ja wie in den Worten, die er ſprach. Es war eine wirkliche Enttäuſchung, ihn, nachdem man ihn geſehen, auch reden zu hören. Dabei war der Klang ſeiner Stimme friſch und kräftig, aber die Manier, wie er ſeine Worte ausſprach, weichlich, ja läppiſch — eine böſe Angewohnheit oder der Beweis von einem ſchwachen, verzärtelten Gemüthe.

„Nein, nein," ſagte er lachend, „die kleine Wette hat mir zu wohl gethan; ich verſichere Sie auf Ehre, es iſt etwas Delicióſes, eine Wette zu gewinnen. Und bei Ihnen kommt man ſelten dazu, lieber Graf. Aber wenn Sie dieſelbe vielleicht umgekehrt annehmen würden, ſo können Sie verſichert ſein, ich mache mir das unendlichſte Vergnügen daraus."

„Daß der Baron den Biſquit verſchluckte?" fragte der Major mit ſeiner tiefen Stimme, „das wäre ein Anblick für Götter! Da betheilige ich mich bei der Wette, wenn ich zuſchauen darf; ich ſehe ihn ſchon vor mir, wie er mit dem Daumen und Zeigefinger jedes Biſquit auf die zierlichſte Weiſe herumdreht, um es mit Anſtand in den Mund zu ſchieben. — Nein, da würden Sie nicht weit kommen."

Der Baron lächelte wohlgefällig, wobei er zwei Reihen ſchneeweißer Zähne zeigte, dann fuhr er mit der Hand durch das dichte Haar, zupfte ſeinen Hemdkragen in die Höhe und entgegnete: „Sie haben Recht, Major, ich könnte meine Wette verlieren, blos durch den Gedanken, vor den Augen Anderer haſtig und ungeſchickt zu eſſen. Ich halte das für fürchterlich; wenn ich überhaupt im Stande wäre, eine neue geſellſchaftliche Ordnung einzuführen, ſo gäbe es keine Diners, keine Soupers mehr. Es iſt doch in der That nichts unangenehmer und alle Illuſion zerſtörender, als wenn man um ſich herum eine ganze Menge eſſender Lippen und kauender Zähne ſieht. — Coeur de rose! ich verabſcheue das, und wenn ich namentlich an einer Dame Antheil nehme, ſo bin ich völlig unglücklich, wenn ich mich neben ſie zu Tiſche ſetzen muß. Ich verbleibe alsdann das ganze Diner mit niedergeſchlagenen Augen.“

„Unglücklicher Baron!“ verſetzte Graf Fohrbach. „Man kennt Ihre niedergeſchlagenen Augen. Das iſt eines von Ihren unwiderſtehlichen Mitteln; Sie ſchauen nur auf Ihren Teller, um dann plötzlich das neben Ihnen ſitzende arme Schlachtopfer mit einem einzigen Blicke niederzuſchmettern.“

Der Baron lächelte wie ein vollendeter Geck, worauf er vergnügt ſeine Fingerſpitzen beſah, dann den aufrecht ſtehenden Enden ſeines Schnurrbarts eine noch drohendere Stellung gab, nachdem er ſeine Cigarre auf das Kamingeſims niedergelegt. „Sie thun mir Unrecht,“ ſprach er, „ich verſichere Sie, wenn ich zuweilen meine Augen auch aufſchlage, ſo habe ich gewiß niemals die Idee, indiscrete Blicke umherzuwerfen. Sagen Sie ſelbſt, meine Herren,“ wandte er ſich an die Uebrigen, „kann man überhaupt zurückgezogener leben, kann man weniger aus ſich ſelbſt machen, als ich thue?“ Bei dieſen Worten und einem Lächeln,

das augenſcheinlich dazu beſtimmt war, ſeine eigenen Worte Lügen zu ſtrafen, zog er ſein Tuch aus der Taſche, und fuhr zierlich damit an ſeinem Bart und ſeinen Lippen umher. Das Wehen des Tuches verbreitete einen eigenthümlichen, ſehr angenehmen Geruch.

„Da hat er wieder ein neues Odeur entdeckt," ſagte Graf Fohrbach, indem er mit der Hand die Luft gegen ſich fächelte und dann den Geruch eifrig einſog. „Was Teufel iſt das wieder?"

„Das ſind ſeine Geheimniſſe," verſetzte lächelnd der Major. „Aber es riecht in der That nicht unangenehm. Wo bekommen Sie das her, Baron? Wie heißt dieſes höchſt angenehme Parfum?"

Der alſo Gefragte wedelte mit ſeinem Schnupftuche hin und her, dann ſteckte er es in die Taſche und antwortete mit großer Wichtigkeit: „Sehen Sie, meine Herren, das ſind meine Geheimniſſe. Jeder Menſch hat die ſeinigen; der Major als zweiter Chef der Adjutantur kennt alle geheimen Ordonnanzen Sr. Majeſtät, unſer theurer angehender Rath blickt in die Entſtehung der Geſetze hinein, Sie, Graf Fohrbach, beſchäftigen ſich mit den Geheimniſſen verſchiedener Anzüge, und unſer junger Maler unterſucht faſt dieſelben Geheimniſſe, nur daß er ſich ganz an's Aeußere hält. — Aber mein Departement iſt das der feinen Odeurs; meine Forſchungen ſind emſig darauf gerichtet, und meine Arbeiter und Geſandten darauf hingewieſen, mich im Fach des Wohlriechenden beſtändig au fait zu halten."

„Teufel auch!" rief der Major laut lachend, „das war eine ſchöne Rede. — Aber jetzt wiſſen wir gerade ſo viel wie vorher. Nun, ſein Sie ehrlich, wie heißt dieſer koſtbare Wohlgeruch und wo iſt er zu haben?"

„Hier iſt er vorderhand nicht zu haben," entgegnete ſehr

ernſt der Baron. „Ich bekomme ihn von einem Freunde aus Conſtantinopel, wo faſt das ganze Fabrikat in's Serail geht. Er wird nur von einem einzigen Künſtler, einem Armenier, gemacht und heißt coeur de rose."

„Aha! Daher kommt denn auch Ihr neuer Schwur!" erwiederte der Hausherr. — „Ihr werdet doch bemerkt haben, daß der gute Baron ſeit einiger Zeit nur bei coeur de rose ſchwört? — Aber ich kenne ihn," ſetzte er mit einer Handbewegung hinzu, „morgen Früh erhalten wir Alle einen Flacon coeur de rose."

„Das wäre in der That zu viel verlangt," ſagte bedächtig der Aſſeſſor, „denn der gute Baron, der im Punkte des Geruchs ein Monopol haben will, müßte ſich augenblicklich ein anderes Odeur anſchaffen."

„Aber halten Sie es nicht für gefährlich, Baron," meinte lachend der Graf, „ſo ein ausſchließliches Odeur für ſich zu beſitzen? Das könnte doch bei Ihren vielen Eroberungen zu unangenehmen Verwicklungen führen. So ein armer Ehemann kommt in das Boudoir ſeiner Frau und merkt gleich, daß Sie da geweſen ſind."

„Das iſt gewiß ſchon oft paſſirt," ſagte der Major. „Und wenn man das recht in's Auge faßt, ſo kann man ſich eine Verſtimmung, die man hie und da bemerkt, erklären. — Apropos! um von Verſtimmungen zu reden, ſo muß dem alten Baron von W. auch wieder was in die Quere gelaufen ſein."

„Ei der Teufel!" verſetzte Graf Fohrbach aufmerkſam, „erzähl' uns das, Major."

„Es war eigentlich nur ein Spaß," entgegnete dieſer, „denn wenn wirklich etwas daran wäre, ſo müßteſt du am Erſten davon wiſſen."

„Von dem alten Baron weiß ich verflucht wenig," erwie-

derte der Hausherr. „Es ist dir bekannt, daß ich gar nicht in seinem Vertrauen stehe."

„Aber die Baronin kommt doch häufig in Euer Haus."

„Ah! die schöne junge Frau!" sprach melancholisch der Baron Brand, indem er seufzend in die Höhe blickte.

„In unser Haus?" sagte der Graf. „Du weißt doch, daß ich mit Papa kein gemeinschaftliches habe, und was drüben geschieht, davon erfahre ich nicht besonders viel."

„Aber zu deiner Mutter kommt die Baronin häufig," erwiederte der Major.

„Das ist wohl wahr," versetzte Graf Fohrbach; „aber leider nie in den Stunden, wo ich drüben bin."

„Er hat leider gesagt, dieser vortreffliche Graf!" mischte sich der Baron mit einem süßen Lächeln in das Gespräch. „Das Leider klingt mir ungeheuer verdächtig."

„Dießmal hat Sie Ihr gewöhnlicher Scharfsinn getäuscht," entgegnete trocken der Hausherr. — „Aber was meintest du mit einem Auftritt?" wandte er sich an den Major.

„Oh, es ist eigentlich unbedeutend. Du weißt wohl, daß man von unserem Dienstzimmer in den gegenüberliegenden Flügel des Schlosses sieht, wo Seine Excellenz, der Generaladjutant des hochseligen Königs, der Baron W. wohnt; und du weißt auch, daß ich sehr gute Augen habe. Da stand ich nun vorgestern am Fenster, halb hinter dem Vorhang verborgen, und betrachtete mir die gegenüberliegenden Fensterreihen von oben bis unten. An einem dieser Fenster steht Seine Excellenz mit dem gewöhnlichen finstern Blick, aber nicht mit der gewöhnlichen Ruhe. Jetzt fängt er auf einmal an, auf den Fensterscheiben zu trommeln; es schien mir irgend ein Sturmmarsch zu sein, aber er trommelte nur einige Tacte."

„Wahrscheinlich zum Loslassen der Plänkler," meinte der Assessor.

„Vielleicht wohl. Es mußte etwas vom Loslassen darin vorkommen, denn gleich darauf ließ er sich selbst los. Sein nicht gerade schönes Gesicht wurde dunkelbraun, sein eines Auge blickte eine Zeit lang stier in den Hof hinaus, dann wandte er sich mit einer raschen Bewegung um und gesticulirte und telegraphirte ins Zimmer hinein, was ich mir ungefähr mit den Worten übersetzte: Madame, ich kann und will Ihren Worten nicht glauben; hol' der Teufel die ganze Geschichte! Aber wenn ich noch einmal sehe, Madame, daß Sie die Vorhänge Ihres immer verschlossenen Wagens hinaufziehen oder daß Sie Jemand Anders anblicken wie mich, so scheue ich einen öffentlichen Eclat ganz und gar nicht und schicke Sie nach Schloß Werdenberg, wo Sie mit undurchdringlichen Waldungen und den alten Portraits meiner Familie kokettiren können!"

„Ich möchte den Major mir nicht gegenüber wohnen haben," sagte der Baron; wobei er sich indessen Mühe gab, ein starkes Gähnen zu unterdrücken. Offenbar war ihm die Erzählung langweilig.

„Aber woher vermutheſt du, daß dieſe ganze Geſchichte ſich auf die arme Frau bezog?"

„Ich vermuthe nie," ſprach ernſt der Major, „ſondern ich urtheile nur nach Vorfällen und Thatſachen. Nachdem alſo Seine Excellenz den wahrſcheinlichen Sturmmarſch mehrmals auf die Fenſterſcheibe getrommelt und öfters wie ein Kreiſel in das Zimmer hinein geflogen war, verſchwand er plötzlich von dem Fenſter. Ich blieb an dem meinigen ſtehen und dachte: du willſt doch ſehen, ob da nichts weiter vorfällt. Nun dauerte es aber nicht lange, ſo fuhr drüben ein Wagen vor, Seine Excellenz kamen die Treppen

herab, ſetzten ſich ein und fuhren davon. Eine lange Weile nachher wurde drüben an den Fenſtern nichts ſichtbar, und man bemerkte nur etwas wie einen Schatten im Zimmer auf- und ab gehen. Endlich erſchien die Baronin zwiſchen den Vorhängen, ſie hatte ein weißes Tuch in der Hand, und ich ſah deutlich, wie ſie ihre vom heftigen Weinen gerötheten Augen an die Scheiben drückte. So blieb ſie einen Augenblick ſtehen, dann zog ſie ſich ins Zimmer zurück und die Geſchichte war zu Ende."

„Iſt denn der Baron ſo außerordentlich eiferſüchtig und gibt ihm ſeine Frau Urſache dazu?" fragte der Aſſeſſor.

„Das erſte ja, das zweite gewiß nicht," erwiederte der Major. „Sie iſt ein armes, kleines, gedrücktes Weib, das bei dem alten Währwolf ein rechtes Sclavenleben führt. Wie hätte die Frau ſo glücklich ſein können, wenn ſie in die rechten Hände gefallen wäre! Ich kenne in der That kein freundlicheres, beſſeres und reicheres Gemüth. Daß ſie ſchön iſt, wißt ihr ſelbſt am Beſten zu beurtheilen."

„Sehr ſchön," ſagte der Baron nun wirklich gähnend; „Figur, Geſicht, Alles. Es wäre eine vollendete Schönheit, nur will mir das Haar nicht gefallen."

„Das Haar? — Ah! da muß ich bitten," entgegnete eifrig der junge Maler, der hier eine Veranlaſſung hatte, ſich in das Geſpräch zu miſchen. „Es gibt kein glänzenderes Haar, kein ſchöneres Blond."

„Baron, geben Sie das zu!" rief Graf Fohrbach luſtig. „Und Sie werden das Haar gewiß ſchön finden, wenn ich Ihnen ſage, daß es mit dem Ihrigen einige Aehnlichkeit hat."

Alles lachte, doch Arthur ſagte ſehr ernſt: „Der Graf hat Recht; es iſt da nichts zu lachen; das Haar der Baronin W. hat in der That mit dem unſeres Freundes hier eine große Aehnlich-

keit; ja, ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß ich sogar in der Gesichtsbildung der beiden Genannten eine gewisse Harmonie finde."

„Baron, das schmeichelt," meinte der Hausherr. „Und der Teufel soll mich holen, Arthur hat nicht ganz Unrecht. Forschen Sie einmal in Ihren Geschlechtsregistern nach, am Ende sind die Familien Brand und die der Baronin mit einander verwandt."

Auf das hin flog ein düsterer Schatten über das lachende Gesicht des Barons, er preßte eine Secunde lang die Lippen auf einander, worauf aber sogleich wieder seine Züge von dem bekannten süßen und unwiderstehlichen Lächeln erheitert wurden. Er stellte sich breit vor den Spiegel, der über dem Kamine hieng, betrachtete sich lange und forschend sowie mit großer Selbstzufriedenheit, und sagte endlich mit entschiedenem Tone: „Nein, meine Herren, ihr irrt euch, die Baronin, so schön sie ist, kann keine Ansprüche machen, mir ähnlich zu sehen."

Es sollte das natürlicher Weise nur ein Scherz von dem jungen Manne sein, doch alle Anwesenden, da sie mit seinen Schwächen bekannt waren, konnten sich eines schallenden Gelächters nicht erwehren.

„Wir wollen die Sache nicht weiter untersuchen," meinte der Major; „nur so viel ist jetzt gewiß, daß die Baronin eine sehr schöne Frau ist."

„Und der Baron ein schöner Mann," sagte galant der Hausherr. — „Aber," setzte er ungeduldig hinzu, „ich begreife nicht, wo unser Thee bleibt. Es muß doch eilf Uhr vorüber sein. — Klingeln wir."

Dabei hob er seinen Arm empor und zog an der über seinem Haupte befindlichen Glockenschnur.

Zehntes Kapitel.

Herr von Dankwart.

Fast zu gleicher Zeit öffnete sich die Thüre und der alte Kammerdiener trat herein, gefolgt von einem Lakaien, der auf einem großen Präsentirteller das Theeservice hereinbrachte, einen Tisch in die Nähe des Kamins stellte und auf demselben Geschirr und Tassen zu ordnen begann, dazu Butter und Brod, etwas kaltes Geflügel und eine einzige Flasche Champagner. Er war mit diesem Arrangement noch nicht zu Ende, als der Bediente, der das Service gebracht und sich wieder entfernt hatte, abermals in das Zimmer schlich und dem alten Manne einige Worte in das Ohr flüsterte.

Dieser richtete sich in die Höhe, dachte einen Augenblick nach, schüttelte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem Grafen hin, dem er meldete: „Herr Baron von Dankwart sind draußen und lassen fragen, ob der Herr Graf zu Hause seien."

„Nein," antwortete dieser ganz ruhig, indem er die Achseln

zuckte. „Ich bin für den Herrn von Dankwart selbst am Tage nicht zu Haus; er soll mich in der Nacht ungeschoren lassen!“

Der Kammerdiener blickte auf den Bedienten, dieser zog mit einem sehr verlegenen Gesicht die Achseln in die Höhe, worauf der alte Mann seinem Herrn sagte: „Er hat die zweite Klingel gezogen, weßhalb ihm der Portier sogleich geöffnet.“

„Woher weiß er beim Teufel, daß an meinem Hause zwei Klingeln sind? Für ihn ist nur die einzige da!“

In diesem Augenblicke schien der Vorhang, der im äußeren Zimmer hieng, sich leicht zu bewegen. Der Bediente hustete verlegen, näherte sich seinem Herrn auf einige Schritte, und sagte mit vorgestrecktem Halse zu ihm: „Euer Erlaucht wollen gnädigst verzeihen, aber der Herr Baron von Dankwart sind bereits draußen im Salon.“

Graf Fohrbach, der ebenfalls ganz genau gesehen, daß bei der Thüre sich etwas bewege, blickte scheinbar nachsinnend zur Decke empor und rief dann mit so lauter Stimme, daß man ihn nothwendig draußen hören mußte: „Ah! das kann nur ein Irrthum sein; Baron von Dankwart kenne ich gar nicht; es gibt keinen Baron dieses Namens hier. — Nicht wahr?“ wandte er sich an den Assessor.

„Ich kenne auch keinen Baron dieses Namens,“ entgegnete der Gefragte mit vollen Backen, denn er hatte eben angefangen, dem kleinen Goutté zuzusprechen.

„Ah! welch' vortreffliche Späße!“ ließ sich eine laute Stimme im Hinterhalt vernehmen, während ein kleiner Mann zwischen den Vorhängen der Thüre sichtbar wurde, der sich die Gesellschaft schalkhaft lachend betrachtete und sich mit außerordentlicher Beweglichkeit und etwas gespreiztem Wesen derselben näherte. Ein paar Mal schaute der kleine Mann mit vieler

Wichtigkeit rechts und links, und seine Hände zuckten beständig, als wolle er sie einer Menge unsichtbaren Bekannten zum Schütteln darreichen, — ein Manöver, das er nun, am Kamin angekommen, dort ebenfalls genau auszuführen trachtete, ohne aber großen Anklang zu finden.

Der Graf hatte sich einer Tasse Thee bemächtigt, die er mit einer Hand hielt, während er in der andern die Cigarre hatte. — „Ah! Sie sind's, bester Herr von Dankwärt?" sprach er scheinbar erstaunt. „Die Bedienten sprechen alle Namen so furchtbar ungeschickt aus; aber Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen meine Hand nicht reichen kann, ich müßte sonst die Tasse oder Cigarre fallen lassen."

Der kleine Mann, der seine gelben Glacehandschuhe schon zu dem erwähnten Zwecke emporgehoben hatte, kam durchaus nicht aus dem Gleichgewicht; er hob seine Finger etwas höher, um dem Grafen sanft auf die Schulter zu klopfen, wobei er lachend sagte: „Wie dieser gute Graf so ungeheuer bequem ist! Nun, unter Bekannten nimmt mans nicht so genau." Hierauf sah er forschend im Zimmer umher, rief dem Major einen guten Abend zu, grüßte den Assessor vertraulich, und stieß den Baron von Brand, der am Tische beschäftigt war und ihm deßhalb den Rücken drehte, sanft mit dem Finger in die Seite.

Worauf dieser ohne umzuschauen, einfach mit dem Kopfe nickte, und dabei sagte: „Ah! Herr von Dankwart, so spät noch? — Es freut mich Sie zu sehen."

„Das ist in der That ein possirlicher Herr!" erwiederte laut lachend der kleine Mann; „dieser theure Baron von Brand behauptet mich zu sehen und dreht mir den Rücken; das ist außerordentlich komisch!" Alsdann legte er seinen Hut auf eine Chaise longue, sah sehr freundlich aber nicht ohne Wichtigkeit nochmals

im Kreiſe umher, natürlicher Weiſe, ohne aber den Maler zu bemerken, der ihm am nächſten ſaß, und ließ ſich dann mit einem leichten Seufzer in den neben ihm ſtehenden Fauteuil hineinfallen.

Der Graf konnte nicht umhin, Arthur dem eben Angekommenen vorzuſtellen. „Herr Arthur, ein junger talentvoller Maler," ſagte er — „Herr von Dankwart, Geſchäftsmann Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin."

Arthur verbeugte ſich, und der kleine Mann drehte mit großer Lebendigkeit ſeinen Kopf herum, indem er verſetzte: „Habe noch nie die Ehre gehabt, in der That noch niemals die Ehre, von Ihnen zu hören, was mir eigentlich ſehr befremdend iſt, denn die Herren alle hier werden mir bezeugen, daß ſich jeder Künſtler um meine Bekanntſchaft bemüht, daß — wie ſoll ich mich genau ausdrücken? — es für jeden Künſtler von Wichtigkeit iſt, von mir gekannt zu ſein." —

„In dem Falle," entgegnete Arthur lächelnd, „muß ich dem heutigen Abend beſonders dankbar ſein, daß er mir das Glück verſchafft, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und mir geſtattet, ſo viel Verſäumtes nachzuholen."

Herr von Dankwart ſchaute einen Augenblick aufmerkſam in das Kamin; er ſchien die Antwort des Malers vollkommen überhört zu haben; wie es überhaupt eine Gewohnheit von ihm zu ſein ſchien, nur zu ſprechen und zu fragen, ohne eine genügende Antwort zu erwarten. — „Sollten Sie es glauben, beſter Graf," ſagte er nach einer Pauſe, „daß die jungen Künſtler völlig auf eigenen Füßen ſtehen wollen und die Protection tüchtiger Männer für gar nichts achten, keine gute Lehre, keinen Rath mehr annehmen wollen? Ich verſichere Sie — nun, ich brauche es eigentlich nicht zu betheuern; die Welt weiß, wie ich mich auf

Anordnung und Colorit verſtehe, — aber die Herren wollen Alles beſſer wiſſen. — Haben Sie das Portrait Ihrer Hoheit geſehen, ſeit es fertig iſt — früher etwas mangelhaft, etwas leer in der Staffage, aber jetzt ſuperb, herrlich! gemalt von Herrn Wieſel — ?"

„Ein ſehr gutes Portrait!" verſetzte Arthur.

„Jetzt — freilich," erwiederte Herr von Dankwart mit ſcharfer Betonung des erſten Wortes. „Ihre Hoheit ſteht vor dem Portal Höchſt Ihres Landhauſes und ſchaut hinaus in die Gegend. Das war Alles recht ſchön und gut, die Allerhöchſte Figur kann man ſehr gelungen nennen, aber ſie ſchaute in eine Gegend, ohne daß ſich etwas Intereſſantes begibt; alſo blickte Ihre Hoheit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, aufmerkſam in ein Nichts, denn die bekannte Gegend dürfte doch nicht im Stande ſein, die geſpannte Aufmerkſamkeit Ihrer Hoheit zu feſſeln. Darin lag der Fehler, ich fühlte das gleich, obgleich ich mich lange vergebens bemühte, dem Maler Wieſel dieß ebenfalls begreiflich zu machen; aber es wäre Schade, wenn man es nicht geändert hätte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, aber es war eine Leere da, die dem verſtändigen Beſchauer drückend erſchien."

„Und dieſer Leere halfen Sie?" fragte trocken der Major.

„Allerdings," entgegnete wichtig Herr von Dankwart.

„Was aber nicht ſchwer ſein mußte," warf der Baron von Brand dazwiſchen," indem er ſich mit dem Battiſttuch den Schnurrbart wiſchte. „Man brauchte ja nur ein zierliches Rosengebüſch anzubringen."

„Dießmal hatte ich eine beſſere Idee," ſagte lächelnd der kleine Mann mit Selbſtzufriedenheit. „Wieſel war erſtaunt darüber; unter uns geſagt, er äußerte ſich, es ſchmerze ihn tief, daß ihm das nicht ſelbſt eingefallen. Ich ließ alſo," — fuhr

Herr von Dankwart mit gehobener Stimme fort, wobei er Daumen und Zeigefinger der linken Hand vereinigte und sie bestimmt auf und ab richtete, während er diese Worte sprach, — „ich ließ also hinten aus dem Gebüsche den kleinen Hund der Frau Herzogin heraustreten, wodurch die ganze Scene belebt wurde und ein Gegenstand da war, auf welchen sich der fragende Blick der hohen Frau im nächsten Augenblicke richten würde."

„Vortrefflich!" meinte der Major, indem er große Wolken aus seiner Cigarre blies.

„Und malte Wiesel den Hund?" fragte Arthur.

„Ob er ihn malte!" entgegnete Herr von Dankwart im wegwerfenden Tone, „auf allerhöchsten Befehl —"

„Ich dachte, Sie hätten es befohlen," sagte bedenklich der Assessor.

„Ich — nun ja, ich," erwiederte der kleine Mann mit vieler Würde. „Natürlich ich, aber wie es sich von selbst versteht, in hohem Auftrage, im Namen Ihrer Hoheit, der Frau Herzogin. — — Aber wissen Sie auch," fuhr er nach einer Pause in natürlicherem Tone fort, „weßhalb ich eigentlich hieher gekommen?"

„Nein," versetzte bestimmt der Graf, „ich habe keine Idee davon."

„Man hat mich versichert, Sie hätten eine Sendung des vorzüglichsten Latakia erhalten, und nun bin ich da, um zu untersuchen, ob er wirklich von so guter Qualität ist. Sie werden mir zugestehen, daß man bis jetzt die beste Pfeife bei mir rauchte; ist aber die Ihrige vorzüglicher, lieber Herr Graf Fohrbach, so kann ich Ihnen in der That nicht helfen; in dem Falle müssen Sie mir einen Theil erlassen. — Soll ich in die Hände klatschen?" — Nach diesen Worten und einem vergeblichen Versuche, mit den

kurzen Füßchen den Fußboden zu erreichen, warf ſich Herr von Dankwart graziös in dem Fauteuil hin und her und ſtützte die Ellenbogen auf die Knie, die Handflächen ausgebreitet, um ſie leicht zuſammenſchlagen zu können.

„Laſſen Sie das Klatſchen nur ſein," ſprach ruhig Graf Fohrbach, „wiſſen Sie, mein theurer Herr von Dankwart, man iſt hier im Hauſe nur an meine Befehle gewöhnt und Ihr Klatſchen könnte mißverſtanden werden. Aber ich will für Sie die Klingel ziehen, mit Vergnügen ſollen Sie eine Pfeife haben." Damit hob der Hausherr ſeinen Arm in die Höhe, ſchellte zweimal, worauf ſich in der Thüre des anſtoßenden Schlafzimmers der Jäger des Grafen zeigte und auf erhaltenen Befehl eine angezündete lange Pfeife brachte, die er dem kleinen Mann in den Mund ſteckte.

Während demſelben auf dieſe Art das Maul geſtopft wurde und endlich einmal ſtille ſtand, und während er ſich mit Behaglichkeit in dem Fauteuil ausſtreckte, haben wir Muße, ihn dem geneigten Leſer näher zu beſchreiben.

Herr von Dankwart war von ſehr kleiner Geſtalt, die, an ſich in recht guten Verhältniſſen, nur zu dem ziemlich dicken und unförmlichen Kopfe durchaus nicht paſſen wollte, welcher der ganzen Figur etwas Zwerghaftes verlieh. Der eben erwähnte Kopf bildete ein vollkommenes Dreieck von dem ſpitzen Kinn an bis zu der breiten Stirne, die nach oben an eine außerordentlich dünne Haarlichtung ſtieß und ſich ſolchergeſtalt faſt bis zum Hinterkopf fortzuſetzen ſchien. Das Geſicht hatte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck; es lag etwas Verſchmitztes und zugleich ſehr Hochmüthiges darin. Die Wangen waren ſehr eingefallen und ſelbſt das Geſträuch des dort wuchernden Bartes war nicht im Stande dieſe tiefen Thäler auszufüllen. Der Mund war ziemlich klein, die Augen aber weit geöffnet und von einer

unangenehmen bläulichen Farbe und geistlosem Ausdruck. Obgleich Haar und Bart so sorgfältig als möglich gepflegt waren, so machte doch der ganze Kopf den Eindruck, als sei er vernachläßigt worden, habe lange Zeit vergessen in einem Winkel gelegen und sei dort von den Ratten angenagt worden. — Der Anzug des Herrn von Dankwart war untadelhaft von den fein lakirten Stiefeln an bis zu den steifen und hohen Halskrägen; er befand sich im schwarzen Frack und schien aus einer Soirée zu kommen.

Hier beim Grafen Fohrbach hatte sein Erscheinen indeß nicht zur Belebung der Unterhaltung beigetragen. Der Hausherr lehnte ziemlich verdrießlich an dem Kamin und ließ große Rauchwolken aus seiner Cigarre aufsteigen; der Major war still und einsylbig geworden, und während sich der Assessor bei einer soliden Restauration mit Champagner und kaltem Geflügel beschäftigte, tauchte der Baron von Brand verschiedene Bisquits in Zuckerwasser — au fleur d'orange.

Der kleine Mann rauchte seinen Tabak prüfend aus der langen Pfeife, sog den Dampf ein, verschluckte ihn unter verschiedenen Grimassen, trank eine Tasse Thee darauf und ließ eine Weile nachher den Tabaksrauch nach ächter orientalischer Manier wieder aus dem Magen herauf steigen, um ihn hierauf von sich zu blasen.

„Der Latakia ist gut," sagte er nach einer Pause, „ich möchte sagen, fast so gut wie der meinige, und wenn es Ihnen recht wäre, mein lieber Graf, so machten wir einen kleinen Tausch. — Apropos," fuhr er nach einem abermaligen tiefen Zuge fort, ohne vorher eine Antwort abzuwarten, „um vom Tauschen zu reden, so kennen Sie, lieber Major, gewiß den kleinen Fuchsen des Prinzen A. Halten Sie ihn von einer guten Zucht, von

einer unverfälschten Race, würden Sie zum Beispiel zu einem Tausche zwischen jenem Pferde und meinem Schimmel rathen?"

Der Major blickte einigermaßen erstaunt empor und entgegnete: „Der Fuchs ist ein vortreffliches Pferd, und bei allem Respect vor Ihrem Schimmel begreife ich doch nicht, wie einem Kenner hiebei ein Tausch einfallen könnte."

„Es ist vielleicht dem Prinzen darum zu thun," meinte der Baron von Braud mit einem süßen Lächeln, „etwas zu bekommen, was dem Herrn von Dankwart gehörte; wie man auch sonst wohl die unbedeutendsten Sachen, wenn sie großen Männern angehören, in hohem Werthe hält."

Der Graf Fohrbach lächelte in sich hinein, und Herr von Dankwart blickte verwundert auf den Sprecher; doch da er dessen gleichmüthiges, unbewegliches Gesicht sah und sich gnädigst erinnerte, man müsse dessen beschränktem Verstande schon etwas zu gute halten, so begnügte er sich damit, die Achseln zu zucken, die Backen aufzublasen und alsdann aus seinem Pfeifenkopfe eine Menge Rauch zu stoßen.

„Es wird spät," sagte der Major, „ich gehe nach Hause. — Du kannst morgen nicht auf die Jagd?" wandte er sich an den Grafen.

„Herrendienst!" erwiederte Dieser; „ich bin morgen in das Vorzimmer gefesselt. Wenn du Nachmittags zurück kommst, kannst du mir erzählen, wie es draußen ausgesehen."

„Ich komme gegen Abend und werde dich besuchen," versetzte der Major, indem er sich erhob. „Nun Assessor, du fährst doch mit mir?"

„Ich hatte auf einen Platz bei Ihnen gerechnet, lieber Major," sagte Herr von Dankwart, „und schickte deßhalb meinen Wagen nach Hause."

„Daran haben Sie bei dieſem Wetter ſehr unrecht gethan,“ entgegnete der alſo Angeredete. „Den Teufel auch, man muß im Winter nicht ſo unvorſichtig ſein! — Ich könnte Ihnen nur ein kleines Bänkchen in meinem Coupé anbieten, aber es iſt voll Pelzfußſäcke und dergleichen.“

„Laſſen Sie ſich eine Droſchke holen, Herr von Dankwart,“ meinte der Baron von Brand. „Sie können ſich denken, daß ich Ihnen mit großem Vergnügen einen Platz bei mir anbieten würde, aber erſtens habe ich da den Maler aufgeladen, und zweitens fahren wir nicht ganz direct nach Hauſe. — Sie waren auch einmal ein fröhlicher Garcon und werden mich ſchon verſtehen.“ Bei dieſen Worten hatte er ſeinen Hut genommen und Arthur leicht angeſtoßen, als er bei dieſem vorüber kam.

Unter dem allgemeinen Aufbruch, der nun erfolgte, ſchien das ziemlich lange Geſicht des kleinen Mannes, mit dem er dieſe Abweiſungen erhalten, nur von dem Hausherrn bemerkt zu werden. Dieſer führte den Major wie abſichtslos in eine Ecke, und ſagte dort leiſe zu ihm: „Rückt in Gottesnamen zuſammen und nimmt mir den Kerl mit fort, ſonſt ſitzt er mir dahin, langweilt mich noch eine Stunde, und ich muß ihn am Ende nach Hauſe fahren laſſen.“

„Recht!“ erwiederte der Andere, indem er den Mund zum Lachen verzog, „wir wollen ihn in die Mitte nehmen.“ Dann wandte er ſich an Herrn von Dankwart und ſagte ihm: „Sie werden hoffentlich ſo gut von unſerer Galanterie denken, daß wir Sie nicht bei Nacht und Nebel allein und zu Fuß nach Hauſe gehen laſſen. Wenn Sie den Mittelplatz zwiſchen dieſen reſpectabeln Körpern einnehmen wollen“ — dabei zeigte er auf den Aſſeſſor und ſich ſelbſt — „ſo wird's uns freuen.“

„Das iſt mir wahrhaftig angenehm," entgegnete hierauf Herr von Dankwart mit großer Lebhaftigkeit; „und ich verſichere Sie, den Weg zu Fuß zu machen wäre mir eine Kleinigkeit, da ich bedingungsweiſe die kühle Nachtluft liebe; aber ich habe Ihnen einiges nicht Unwichtiges mitzutheilen. Ihre Hoheit nannte beim Frühſtück Ihren Namen und — doch davon ſpäter! Bringen wir alſo dieſen guten Aſſeſſor nach Hauſe, er wohnt nicht weit von hier, und dann fahren wir äußerſt angenehm zu mir." — Bei dieſen Worten erhob ſich Herr von Dankwart ſtolz und beruhigt, zog ſeinen ſchwarzen Frack in die Taille hinein, warf den Kopf mehr wie gerade nöthig war, in die Höhe und reichte ſeine Finger mit vieler Grazie rechts und links zum Abſchiede. Da aber zufälliger Weiſe Niemand beſonders darauf achtete, ſo gingen mehrere ſchöne Händedrücke für dieſe undankbare Welt verloren.

An der Thüre ſagte der Baron von Brand zu dem Hausherrn: „Ich hätte bald vergeſſen, Sie zu fragen, lieber Graf, wie Sie es morgen bei dem Begräbniß der Fräulein von M. halten?"

„O, ich ſchicke einfach einen geſchloſſenen Wagen hin."

„Kutſcher und Bedienten?"

„Natürlicher Weiſe; je größer die Pracht, deſto mehr bezeugt man ſein Beileid. — Gute Nacht! — Gute Nacht!" —

Der Wagen des Majors fuhr zuerſt ab, er ſelbſt darin mit dem Aſſeſſor und dem Herrn von Dankwart; doch muß man durchaus nicht glauben, es habe der Letztere ſich des angebotenen Mittelplatzes bedient; im Gegentheil, er ſetzte ſich unter vielen wichtig ausgeſprochenen, im Grunde aber ſehr unwichtigen Redensarten in die rechte Ecke des Coupè's und verſicherte, man könne ſagen was man wolle, die in hieſiger Reſidenz gebauten Wagen ſeien alle unerträglich, ein Uebelſtand, dem er aber ab-

helfen werde, indem er gerade im Begriffe ſei, einen neuen Unterwagen zu conſtruiren, ſo vortrefflich, ſo tief, ja ſinnreich erdacht, daß er nothwendiger Weiſe bei der Ausführung die allgemeine Bewunderung erregen müſſe.

Als Arthur im zweiten Wagen mit dem Baron durch die Straßen fuhr, und dieſer über gleichgültige Dinge ſprach, fiel dem Maler abermals die Aehnlichkeit mit der Stimme auf, die er heute Abend an jenem Durchgange gehört.

„Es iſt ſonderbar," ſagte er, „wie ſich zwei Organe gleichen können; heute Abend zog ich in den Straßen der Stadt umher, und hätte unter anderen Verhältniſſen darauf ſchwören wollen, Sie, Baron, da gehört zu haben."

„Ei der Tauſend," entgegnete Herr von Brand, „und wo war das, wenn ich fragen darf?" Dabei zog er ſein Sacktuch hervor, und der ganze Wagen füllte ſich mit dem eigenthümlichen Parfum des ſchon erwähnten coeur de rose.

„Natürlich iſt es eine Täuſchung," fuhr der Maler fort, „es war in der Gegend des Marktplatzes, wo die alten merkwürdigen Häuſer ſtehen, für uns Künſtler ein intereſſanter Platz. Es iſt dort ein Durchgang."

„So, ein Durchgang? — Ich erinnere mich nicht."

„Das glaube ich wohl," ſagte Arthur lachend. „Dieſer Durchgang führt namentlich zu einer ſonderbaren Kneipe, wo ſich herumziehende Muſikanten, Gaukler von der Meſſe, und allerhand Leute von noch weniger ausgeſprochenem aber doch einträglichem Gewerbe zuſammen finden."

„Ah! das muß nicht unintereſſant ſein!" meinte der Baron. „Waren Sie ſchon da?"

„In dem Hauſe ſelbſt nie."

„Das iſt Schade, ſonſt könnten Sie mich einmal hin führen; man ſieht da luſtige und pikante — — Scenen; ich liebe dergleichen. — Wie heißt die Kneipe?“

„Zum Fuchsbau,“ entgegnete Arthur.

„Habe den Namen nie gehört,“ verſetzte lachend der Baron, „will mir ihn aber merken.“

Damit war der Wagen an dem Hauſe Arthur's angekommen; der Kutſcher hielt die Pferde an, der junge Maler öffnete den Schlag, ſprang heraus und wünſchte dankend eine gute Nacht.

Als der Baron ſeine Wohnung ebenfalls erreicht, verließ er das Coupé, welches nach den Stallungen fuhr, während er in den Thorweg ſeines Hauſes trat. Hier war er eben im Begriff, die Klingel zu ziehen, als er bemerkte, daß ihm Jemand von der Straße nachgefolgt war, der, dicht in einen Mantel gehüllt, ganz nahe vor ihn hintrat.

Der Herr von Brand wich bei dieſer plötzlichen Begegnung einen Schritt zurück und griff mit der Hand in ſeine Bruſttaſche, vielleicht abſichtslos, vielleicht aber hatte er auch dort eine Waffe verborgen.

Der Andere, welcher dieſe Bewegung ſah, rief laut lachend: „Gut Freund! Baron; laſſen Sie nur ſtecken! — Teufel auch! ich glaube, Sie hätten nicht übel Luſt, eine Piſtole gegen mich zu wenden.“

Der Baron, welcher augenblicklich dieſe Stimme zu erkennen ſchien, ſprach im Tone der höchſten Ueberraſchung: „Wie? Sie ſind es, gnädigſter Herr? — Ich muß geſtehen, ich hätte Euer Durchlaucht nicht zu der Zeit hier erwartet.“

„Daran ſind Sie ſelbſt Schuld; man findet Sie ja nie, und wo Sie oft ſind, habe ich nicht immer Luſt hinzugehen.“

„Ah! zum Grafen Fohrbach!"

„Ganz recht! ganz recht! — Haben Sie Zeit für mich zu zwei Worten?"

„Die ganze Nacht. — Aber wollen Euer Durchlaucht nicht zu mir hinauf spazieren?"

„Nein, nein, ich will nach Hause. — Kommen Sie einen Augenblick in die Straße, es ist gleich abgemacht." — Damit faßte er den Baron unter dem Arm, und Beide traten aus dem Thorwege hinaus, um bei der Häuserreihe in langsamem Schritt auf und ab zu gehen.

„Sie wissen," sagte der Unbekannte, „ich habe es mit vieler Mühe durchgesetzt, daß Eugenie von S. zum Ehrenfräulein ernannt wurde."

„Schön," entgegnete der Baron, indem er mit dem Kopfe nickte; „sie wird im Schlosse wohnen. — Euer Durchlaucht haben da die beste Gelegenheit, sich ihr zu nähern."

„Teufel auch! wenn mich das nur was nützt! — Sie soll sehr streng sein und wird hier bald einen Anhang von Leuten haben, die mir gerade nicht besonders gewogen sind; ihre Mutter war eine genaue Bekannte des Grafen Fohrbach, sie selbst ist eine Nichte des Major von S. — Und dann ist Eugenie zu schön, sie muß Aufsehen erregen; man wird sich um sie bewerben. — Ich fürchte wahrhaftig den jungen Grafen Fohrbach."

„Pah!" lachte der Baron, „wen hätten Sie zu fürchten, gnädiger Herr?"

„Na, lassen wir alle Schmeicheleien," entgegnete der Andere mit einer ungeduldigen Kopfbewegung; „ich stehe schon für mich ein, aber die Partie ist ungleich: Sie wissen, ich bin weder bei den Fohrbach's noch bei Major S. sehr gelitten, habe also keine Verbündeten."

„Mit Ausnahme des Vaters," erwiederte der Baron mit seltsamem Lächeln, das aber der Andere nicht sehen konnte, denn er fuhr ungeduldig fort:

„Was nützt mich der Vater? Ich muß hier auf dem Platze auf sie einwirken können."

„So muß man Ihnen Verbündete schaffen."

„Deßhalb wende ich mich an Sie. — Glauben Sie, daß das möglich ist?"

„Auf die großen Familien kann ich begreiflicher Weise nicht einwirken, aber ich sehe wohl ein, es ist nothwendig, daß wir vorderhand von allen ihren Schritten unterrichtet werden, daß wir erfahren, wohin sie geht, wen sie empfängt, mit Einem Wort, was sie thut und treibt."

„Und ist das möglich? — Es wird schwierig sein."

„Nicht so sehr," meinte der Baron nach einigem Nachdenken. „Was ich verspreche, das pflege ich zu halten. — Aber auch Graf Fohrbach muß beobachtet werden."

„Das ist auch meine Ansicht, bester Baron," sprach eifrig der Andere; „ich wäre Ihnen zu tausend Dank verpflichtet, wenn Sie im Stande sind, so Etwas für mich anzurichten."

„Verlassen sich Euer Durchlaucht ganz auf mich; ich mache mich anheischig, Ihnen in kurzer Zeit täglich, ja stündlich die gründlichsten und getreusten Berichte sowohl über Fräulein von S., als auch über den Grafen zu machen. — Dagegen aber, gnädigster Herr, hoffe ich, auch vorkommenden Falls vielleicht auf Sie rechnen zu können."

„Sie wissen, bester Baron, daß Ihnen mein ganzer Einfluß zu Befehl steht" —

„Und werde ich mir erlauben," unterbrach ihn Herr von Brand, „Euer Durchlaucht — einstens daran zu erinnern."

„Das hoffe ich, und — die Sache wäre abgemacht.“

„Vollkommen.“

„Ich erhalte meine Berichte“ —

„Sobald das Fräulein da iſt.“

„Nun denn, vorderhand meinen beſten Dank! — Gute Nacht, Baron!“

„Gute Nacht, gnädigſter Herr!“

Eilftes Kapitel.

Zwei Begräbniſſe.

Es iſt ſeltſam, wie man erſt nach und nach dazu kommt, Kirchhöfe zu beſuchen und ohne Scheu zwiſchen den kleinen Hügeln umherzuwandeln. Man geht zuweilen hin bei gewiſſen Veranlaſſungen, dem großen Schwarm folgend und irgend eine Perſon zu ihrer letzten Ruheſtätte begleitend, die einem im Grunde ziemlich gleichgültig geweſen iſt. Zu der Zeit iſt für uns hinter den Mauern des Kirchhofes noch ein fremdes, ja faſt gänzlich unbekanntes Land. Vorübergehend ſchauten wir wohl durch das Gitterthor, und ſahen Steine, Kreuze, blühende Roſen und wehende Trauerweidenzweige, und wir liebten es, nicht mehr davon zu wiſſen, denn der ganze Garten war ein Räthſel, deſſen Löſung uns frühe genug klar werden würde. — Wir ſchritten alſo im Zuge zwiſchen den Gräbern dahin, laſen hie und da einen bekannten Namen, traten an ein offenes Grab, ſahen Den hinab ſenken, den wir begleitet, und kehrten dann wieder zurück, froh darüber, eine oftmals läſtige Pflicht erfüllt zu haben. — Da

trat der Tod näher in den Kreis der Freunde und zum erſten Mal ſchritten wir im Zuge, mit wirklichen Thränen im Auge. Wir begleiten Jemand in ſein frühes Grab, deſſen Augen noch vor Kurzem in das unſrige geblickt, deſſen Hand die unſrige gedrückt. Und während wir dahin ſchreiten auf dem breiten Wege, ſchauen wir uns ſchon ſorgfältiger um, denn es iſt uns ſchon von größerem Intereſſe, die Umgebung kennen zu lernen, zwiſchen der unſer Freund ruhen, vielleicht träumen wird. Sie ſchauen uns nicht mehr ſo fremd an, die verſchiedenartig geformten Steine, die kleinen Gärtchen, von Gitterwerk eingefaßt, die verſchiedenen Kreuze in ihrer einfachen Geſtalt, nur in der Ausführung ſo verſchieden, vom künſtlich gebildeten Marmor bis zum ärmlichen Holz, alle Schichten der menſchlichen Geſellſchaft darſtellend; nein, ſie tauſchen geheime Zeichen mit uns aus, ſie wiſſen es wohl, daß wir ſie auf dem heutigen Gange mit Intereſſe betrachten. Kommt aber erſt die Stunde, wo wir der feuchten Erde draußen etwas anvertrauen, das uns noch näher liegt als Bekannte oder Freunde, kommt jener Augenblick, wo man etwas von unſerem warmen Herzen losreißt, um es von den kalten Schollen zudecken zu laſſen, ſo haben wir auf dieſe Art ein Plätzchen erhalten, ein Eigenthum, an dem wir Stunden lang ſitzen können, um träumeriſch an vergangene Tage zu denken, während wir auf die ſproſſenden Pflanzen und Gräſer blicken. Und dann hat der Kirchhof nichts Fremdes mehr für uns; wir haben alle Scheu vor ſeinem ſtillen Raume verloren, wir machen gerne Bekanntſchaft mit ſeinen Wegen, ſeinen Bäumen, ſeinen verſchiedenen Monumenten; denn Alles das bildet ja für uns die Umgebung für einen einzigen, ſei es auch noch ſo beſcheidenen Platz, für einen Mittelpunkt, der unſer Alles ausmacht, für ein kleines Fleckchen Erde, in dem unſer Liebſtes ruht.

Von da an intereſſirt man ſich auch für die anderen Gräber; — — Alles, was ſich auf dem Friedhofe befindet, ſcheint einer einzigen, großen Familie zu gehören, der Verwandtſchaft der Todten. — — Man freut ſich über bunte Blüthen, die hier und dort entſtehen, über einen neuen Stein, der aufgerichtet wird, über ein kleines ärmliches Gypsfigürchen, das einen betenden Engel vorſtellt, und das herzliche Liebe auf ein ſtilles, lange verwildertes Grab geſetzt.

Es gibt Leute, welche ſich am Liebſten auf dem Kirchhofe ergehen bei einem düſteren, melancholiſchen Wetter, wenn ein leiſer Wind durch die Bäume rauſcht, wenn einzelne ſchwere Regentropfen melancholiſch herabrieſeln, oder wenn an den umliegenden Bergen dichte Nebel hangen, die wie graue Schleier tief in das Thal herab hängen, und Monumente, Bäume und Sträuche nur in undeutlichen Umriſſen ahnen laſſen: ſtilles verdrießliches Wetter, wo die Natur mit trauert, wo die Kapelle des Friedhofes wie ein nebelhaftes Geſpenſt ausſieht, wo an den Brettern, Hauen und Schaufeln ein Tropfen nach dem andern hinabläuft, wo das offene Grab recht freundlich ausſieht, wie ein trockener Zufluchtsort gegen die naſſe und kalte Witterung draußen. — Wie geſagt, es gibt Leute, die dieſer Anſicht ſind. Wir aber können uns damit nicht einverſtanden erklären; wir lieben den Kirchhof an einem klaren heitern Tage, wie der des gegenwärtigen Kapitels iſt, wo die Sonne mit aller Pracht aufſteigt. — — Auf dem Kreuze der Kapelle und dem Metalldache derſelben funkeln Blitze, mit den Bergen rings umher liebäugelnd, die wie im roſigen Licht freundlich lächelnd ins Thal herab blicken.

Im hellen Glanze liegt die ganze Gegend, wie an einem Tag allgemeiner Freude. Obgleich es Winter iſt, haben doch die Sonnenſtrahlen ſeit einigen Tagen eine eigene Kraft; halbver-

welkte Blätter ſcheinen ein neues Leben zu empfinden, ein paar frühzeitige Blumen haben unbeſonnener Weiſe ihre Kelche geöffnet, um heute Nacht eines frühzeitigen Todes zu ſterben; der Reif an den Bäumen löst ſich auf und tropft als Waſſer herab; von dem weißen Schnee iſt faſt nichts mehr zu ſehen, und wo noch hie und da in einer Vertiefung etwas liegen blieb, da unterbricht das nicht unangenehm den einförmigen, blätterloſen Kirchhof. Und doch iſt hier Alles lebhafter, feſtlicher geſchmückt, wie in jedem anderen Garten, denn die vielen Kreuze und Steine brauchen nicht auf neue Blätter und Blumen zu warten, ſie ſtehen da, immer fertig, immer geputzt, von der Sonne beſtrahlt und von ihr mit tiefen, ſcharf ausgezackten Schatten geſchmückt. — — Ja, die Imortellenkränze, die hier hängen, ſind ſo warm und ſchön beleuchtet, daß man glauben könnte, die todten Strohblumen hätten ſich eben jetzt geöffnet.

So liegt der Kirchhof da im hellen Morgenſonnenſcheine; die hohe Mauer, welche mit aus- und einſpringenden Winkeln in einer ununterbrochen glänzenden Linie, hie und da tiefe Schatten werfend, ihn umgibt, ſcheint darauf ſtolz zu ſein, und von ihrem Rande glänzen glatte Kieſelſteine, helle Glasſcherben und dergleichen mehr gar wunderbar in der Sonne. — Und Alles iſt hier ſo ſtill und aufmerkſam; die Arbeiter haben zwei Gräber beendigt, ein großes auf dem ſchönſten und freieſten Platze des Kirchhofs, ein kleines zwiſchen alten hölzernen und vermoderten Kreuzen und eingeſunkenen Hügeln in einem entfernten Theile, wo man viele Gräber und wenig Wege ſieht, wo die Beſuchenden ſparſam, der blühenden Blumen wenige ſind.

Die ſubalternen Kirchhofbeamten ſitzen auf der Treppe der Kapelle, ſie haben fadenſcheinige ſchwarze Fräcke an, und Einer läßt eine zinnerne Schnupftabaksdoſe herumgehen, welche mit

den Emblemen ſeines Handwerks, einem Todtenkopf und zwei Knochen, geziert iſt.

Jetzt ſchlagen die Glocken auf dem Kirchthurme in der Stadt an, und der Schall dringt durch die klare Morgenluft recht hell herüber. Einige Augenblicke ſcheinen ſelbſt die Kreuze und Steine dieſen bekannten Klängen zu lauſchen; man könnte glauben, hie und da ſtrecke ſich eines von ihnen, um auf den Weg zu ſchauen und früher zu erfahren, wer denn dort ſchon wieder gebracht werde.

Der geneigte Leſer weiß es bereits, wenn er jetzt aus den Thoren der Stadt zwei Züge hervorkommen ſieht, an der Spitze des einen den großen Trauerwagen mit den reich geſchirrten Pferden, an der Spitze des anderen aber einen Kirchhofdiener, der unter ſeinem langen, breiten Mantel Etwas trägt; er wird mit uns den erſteren Zug vorbei laſſen: eine lange Reihe von reichen Equipagen mit bunten Wappenſchildern am Schlag, Kutſcher und Bediente in großer Livree, und er will ſich dem zweiten Zug anſchließen, welcher von dem Hauptwege, den jener andere ſtolz betritt, beſcheiden abweicht und ſich in den nämlichen Regionen des Kirchhofs verliert, von denen wir oben geſprochen. Bei beiden Zügen ſieht man unter den Sacktüchern Thränen fließen; wenn es aber von der tiefen Trauer der Anzüge abhinge, ſo müßte dort größerer Schmerz zu finden ſein wie hier.

Hinter dem Manne mit dem Mantel ſchreiten die beiden kleinen Geſchwiſter, und die gute ältere Schweſter hat das Mögliche gethan, um ſie der traurigen Handlung gemäß herauszuputzen. Das kleine Mädchen trägt ein ſchwarzes Merinokleid, das aber auf allen Nähten und den Aermeln ſchon ſtark ins Röthliche ſchimmert; dem hellbraunen Röckchen des Bübchens eine andere Farbe zu geben, war nicht wohl möglich, weßhalb ſich

Clara begnügt hatte, an ſeiner Mütze eine ziemlich lange Florſchleife anzubringen, die an der Seite herunter hieng und von dem kleinen Leidtragenden mit bedeutendem Stolze betrachtet wurde.

Die junge Tänzerin ſelbſt ging mit ihrem Vater; hinter ihnen folgten die Colleginnen, die, ſowie ein paar Tänzer des Theaters mit dem würdigen Schwindelmann, es ſich nicht hatten nehmen laſſen, die kleine Leiche zu begleiten. Natürlicher Weiſe ſchritt Mademoiſelle Thereſe in erſter Reihe; ſie trug ein ſchwarzes Atlaskleid, ſehr zierliche Schuhe, einen violetten Sammthut, und das Geſicht mit einem dichten Schleier bedeckt. In ähnlicher Toilette, ſoviel wie möglich Trauer ausdrückend, befanden ſich die übrigen Tänzerinnen; alle hatten in ihren Händen Blumenbouquets, theils wirkliche blühende, theils künſtlich gemachte.

Die beiden Züge kamen faſt zu gleicher Zeit an den betreffenden Stellen an, und von dem Glanz und der Pracht, mit der die verſtorbene Stiftsdame zur Erde beſtattet wurde, ging ein gutes Theil auf das Begräbniß der kleinen Anna über. — „Und ohne daß es nur einen Kreutzer koſtete“ — meinte Schwindelmann.

Drüben am Grabe ſtand einer der erſten Geiſtlichen, und ein Muſikchor unterſtützte ſeine Bemühungen, die Umſtehenden in eine recht traurige Stimmung zu verſetzen; ſie bliesen einen Choral, und einzelne Accorde deſſelben hörte man deutlich auch am anderen Ende des Kirchhofs. Ja, die Muſik klang dort viel ſanfter und angenehmer, und dann vernahm man vor allen Dingen nicht das häßliche Echo der Kirchhofmauer, welche jeden lauten Ton hart und ohne Rückſicht auf den Tact zurückwarf.

Als die Muſik geendigt, wurden die Beiden zu gleicher Zeit in ihre Ruheſtätte hinabgelaſſen, und jetzt müſſen wir geſtehen,

daß hier bei der kleinen Anna weit mehr thränende Augen der in dem dunkeln Schooß der Erde Verſchwindenden nachſchauten, und daß hier alle die kleinen Hände der Tänzerinnen zitterten, als ſie eine Hand voll Erde hinab warfen, ja ſich dieſelben weit bewegter fühlten, als es drüben bei den Herrſchaften der Fall war, wo Einer nach dem Anderen, aber Alle in der Reihenfolge ihres Ranges, hervortrat, ſich offiziell die Augen wiſchte, und mit tiefer Trauer die Schaufel ergriff, um der Dahingeſchiedenen eine letzte Ehre zu erweiſen; dann betete der Pfarrer dort leiſe das herkömmliche Gebet, hier aber Clara mit lauter Stimme, was ihr gerade ihr Herz eingab, und als ſie ſagte: „Leb wohl, mein Schweſterchen, es lag nicht in unſerer Macht, dich zu retten, obgleich wir Alles an dir nach unſeren Kräften gethan. Auch du mußteſt ſterben, ſo klein, ſo lieb und ſo unſchuldig; doch iſt es weit beſſer ſo: du hätteſt ein elendes Leben geführt voll Kummer, Noth und Entbehrungen!“ — als ſie das geſagt und ihre Thränen floßen, da weinte ihr Vater, der alte Mann, ebenfalls vor ſich hin, und das Bübchen, welches dieß bemerkte und zu gleicher Zeit ſah, daß nun die kleine Schweſter völlig mit Erde bedeckt war, fieng an ganz troſtlos zu werden und erhob ein gewaltiges Klaggeſchrei. Die umſtehenden Tänzerinnen, die bei den Worten Clara's Manches denken mochten, blickten dem Arbeiter aufmerkſam zu, wie er nun das kleine Grab ebnete, und Manche hatte, in tiefe Gedanken verſunken und der Thränen nicht achtend, die von ihren Wangen herab floſſen, die Hände auf einem nebenſtehenden naſſen Grabſtein gefaltet und ſchien nicht daran zu denken, daß ſie ihre neuen Glacehandſchuhe verderbe.

Drüben, wo der Pfarrer eben ſeine Rede begonnen, war Alles ſtille wie in einer Kirche; nur hie und da hörte man ein unterdrücktes Huſten und Räuſpern. — — Da auch faſt kein

Windhauch die Luft des unermeßlichen glänzenden Himmelsgewölbes bewegte, ertönten die Worte des Geiſtlichen laut und klar, und drangen weit in die Ferne.

Hier bei dem anderen Grabe hörte man wohl die einzelnen Töne, doch ohne den Zuſammenhang zu verſtehen, man vernahm nur zuweilen Worte und Ausrufungen, die aber trotzdem recht gut für die kleine Leiche paßten. Es klang herüber von der Liebe Gottes für alle ſeine Geſchöpfe, reich und arm, von einem freudigen Wiederſehn, von einer Vergeltung jenſeits nach den guten Thaten hier auf Erden, und nach dem, was man hier geduldet und gelitten. — — — — Amen! Dieſes letzte Wort klang lauter als alle übrigen, und dann vernahm man das Geräuſch einer Menge, die ſich zum Weggehen anſchickte, lautes Huſten, Stimmengemurmel, Fußtritte auf dem breiten harten Wege, endlich das Rollen von Wagen, in denen ſich Jeder eilfertig nach Hauſe begab. — Die anderen Leidtragenden im Winkel des Kirchhofes — es waren ihrer auch viel weniger — reichten der armen Clara die Hand, ſagten ihr ein paar freundliche Worte und ſchlichen darauf, nachdem ſie ihre Blumen in das friſche Grab geſteckt, leiſe davon. Von den Männern blieb Schwindelmann allein zurück, um die Blumen zu ordnen, die man ihm darreichte; es war eine recht hübſche Menge, und die künſtlich gemachten, die am längſten aushielten, rangirte er an dem Kopfende. Endlich war auch dieſes Geſchäft beſorgt, und ſchickten ſich die Letzten an miteinander fortzugehen. Das war Clara, ihr alter Vater, die beiden kleinen Kinder und Thereſe; Letztere hatte draußen einen Wagen und ließ es ſich nicht nehmen, ihre Freundin nach Hauſe zu begleiten.

Der alte Mann verließ die Kinder am Thor des Kirchhofes, denn er mußte in der ſchon geſtern beſprochenen Angelegenheit

einen Gang zu ſeinem Buchhändler thun. Schwindelmann hatte Dienſtgeſchäfte und empfahl ſich mit einem Händedruck von Clara, worauf er in ſeinem gewöhnlichen kurzen Trabe in die Stadt zurückkehrte.

Demoiſelle Thereſe hob die Kinder in den Wagen, ließ Clara einſteigen und ſetzte ſich an ihre Seite. Bei dem Bübchen war dieß Nachhauſefahren das beſte Linderungsmittel für den Schmerz um die kleine Schweſter; er ſchaukelte ſich in den weichen Kiſſen, lief mit den Pferden Trab, das heißt, in ſeinen Phantaſieen, und indem er ſeine Beine ſo ſchnell als möglich auf und ab bewegte, trommelte er zur Abwechslung auf die Fenſterſcheiben und verfiel endlich in ein langes und tiefes Nachſinnen, als deſſen endliches Reſultat er Thereſe fragte, wo ſie den Wagen eigentlich her habe und ob ſie ſeiner Schweſter Clara nicht auch einen ähnlichen verſchaffen könne.

Clara ſelbſt hatte dieſe Frage überhört, denn ſie dachte an allerlei, an verſchiedene Leute, die auf dem Kirchhof waren, ſowie an Andere, die ſie nicht da geſehen, und als jetzt der Wagen bei einem gewiſſen großen Hauſe vorbei rollte — es war ein ſehr ſtattliches Gebäude, welches an der Spitze gothiſche Fenſter und mehrere Balkons hatte — da blickte ſie erröthend auf die Seite und ſeufzte tief auf.

Clara's Vater war inzwiſchen auf einem anderen Wege zur Stadt zurückgekehrt, und wenn er auch, je näher er an die Häuſer kam, um ſo langſamer ging, ſo erreichte er dieſelben doch am Ende, ſowie auch das Ziel ſeines Ganges, obgleich er recht kleine Schritte, ja ſogar wohl abſichtlich einen Umweg machte; auch rechnete er unterwegs viel zuſammen, wenigſtens ſpreizte er im Dahingehen die Finger ſeiner linken Hand oftmals weit von einander und fuhr mit dem Zeigefinger der rechten daran herum,

worauf er nachdenkend zum Himmel aufblickte. Wir glauben aber nicht, daß das Reſultat dieſer Berechnungen für den alten Mann angenehm oder befriedigend ausfiel, denn ſo oft es beendigt zu ſein ſchien, ließ er ſeinen Kopf ein paar Linien tiefer zwiſchen die Schultern ſinken und zog auch wohl ein rothgelbes Sacktuch aus der Taſche, um damit über das Geſicht zu fahren.

Endlich bog er aus der engen in eine breitere Straße ein und blieb vor einem Hauſe ſtehen, neben deſſen Thüre ein kleiner ſchwarzer Schild angebracht war, auf dem mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Johann Chriſtian Blaſſer und Comp.“

Da es uns, geneigter Leſer, kraft einer gewiſſen Zaubermacht, verliehen iſt, mit Leichtigkeit uns von einem Ort zum anderen zu verſetzen, ohne Treppen, Wege und dergleichen benützen zu müſſen, ja ſogar ganz verſchloſſene Thüren für uns kein Hinderniß ſind, ſo wollen wir uns in den erſten Stock des gedachten Hauſes begeben, und unſichtbar in ein Zimmer an der Treppe eintreten, wo wir den Herrn des Hauſes und des ſchwarzen Schildes, Johann Chriſtian Blaſſer, Verlagsbuchhändler, antreffen.

Zwölftes Kapitel.

Johann Christian Blaffer und Comp.

Der würdige Mann, der diese Firma repräsentirte, saß bei seinem Frühstückstisch und hatte eine Menge Druckpapiere aller Art: Zeitungen, Broschüren, Correcturbogen und dergleichen neben sich liegen; er stöberte emsig darin herum, hatte aber die Gewohnheit, alle paar Minuten über das Blatt, das er gerade in der Hand hatte, hinweg zu sehen und einen Blick in das Nebenzimmer zu werfen, dessen Thüre halb geöffnet war; meistens blieb es aber nicht bei diesem Sehen, denn sehr häufig räusperte sich Herr Blaffer sehr laut, oder er spuckte auf die Seite und rief alsdann mit heiserem, schnarrendem Tone: „Herr Veil! — Herr Veil! — ich glaube nicht, daß ich Sie auf meinem Comptoir angestellt habe, um Decke und Wände zu betrachten. Sie thäten weit besser, Herr, wenn Sie sich um Ihr Buch bekümmerten, oder die Bestellzettel sortirten. Was Teufel haben Sie denn immer an die Decke zu schauen?“

„Es ist eine Art Naturwunder, Herr Blaffer, was meine

Aufmerksamkeit zufällig in Anspruch nimmt," antwortete eine tiefe Baßstimme.

„Ich huste in Ihr Naturwunder!" rief entrüstet der Principal, und führte das auch wirklich aus; nur bediente er sich des Spucknapfes dazu.

„Eine Fliege, Herr Blasser," fuhr die Baßstimme fort, „im Monat Dezember eine lustige Fliege; sie spazierte so eben an den Wänden und an der Decke umher. Es wäre mir von Wichtigkeit, zu ergründen, ob diese Fliege ein übrig gebliebener Familienvater vom vorigen Jahre oder ob sie ein zufällig neu geschaffenes Geschöpf ist. Ich möchte eine Abhandlung darüber schreiben, vielleicht könnten wir sie selbst verlegen."

„Sie sind ein Narr!" entgegnete ärgerlich der Principal, indem er emsig in einer Zeitung blätterte; in Wahrheit blickte er aber schärfer als je in das Nebenzimmer.

Es war dieß das eigentliche Comptoir, ein Zimmer wie viele der Art, mit weiß getünchten Wänden, an welchen ein Posttarif und ein paar Landkarten hiengen, mit einem eisernen Ofen, einem großen doppelten, zweisitzigen Schreibpult und einem Bücherschrank, worin sich die Werke befanden, die Herr Blasser verlegt oder von seinen Freunden zum Geschenk erhalten.

An dem Ende des Schreibpultes saß Herr Veil, ein Mann von einer merkwürdigen Persönlichkeit. Er war klein, engbrüstig, und sah bis zum Halse, von unten an gerechnet, etwas verwahrlost aus; aber auf diesem Halse, der ziemlich lang war, befand sich ein Kopf, der wohl zu dem tiefen Basse der Stimme, aber durchaus nicht zum Körper des Mannes paßte. Dieses lange Gesicht, die breite Stirne, dieses schwarze Haupthaar und der wohlgepflegte Husarenbart hätten einem sechsfüßigen Untergestell alle Ehre gemacht, während das Alles zusammen hier ziem-

lich lächerlich ausſah. Herr Beil war dabei ärmlich gekleidet und ſchien durchaus keine Vorliebe für weiße Wäſche zu haben; unter dem alten blauen Ueberrocke ſah man eine graue Weſte, welche ſo feſt an die hohe ſchwarze Merinohalsbinde anſchloß, daß man auf die Vermuthung kam, ſie ſei oben angenäht, was wohl auch der Fall ſein mochte. Dieſes unvortheilhafte Aeußere war ihm, obgleich er kein ſchlechter Arbeiter war, ſchon oftmals bei Erlangung guter Stellen hinderlich geweſen, und er mußte ſich daher mit ſehr mittelmäßigen begnügen, was einer der Gründe war, weßhalb er ſich denn auch jetzt hier auf dem Comptoir des Herrn Plaſſer befand. Da ihm aber die Beibehaltung ſeiner Condition nicht beſonders am Herzen lag, er auch wohl wußte, daß der Principal für das wenige Geld, was er ihm gab, nicht leicht einen anderen Arbeiter bekomme, ſo nahm er ſich, wie wir bereits vorhin geſehen, hie und da einige Freiheiten heraus, wofür er ein dankbares Publikum an dem Lehrling des Geſchäftes hatte, der, den Principal ſehr fürchtend, ſich außerordentlich darüber freute, wenn der Andere demſelben ein paar paſſende Worte ſagte.

Beſagter Lehrling war ein blaſſer blonder Menſch mit einem immerwährenden, halb blödſinnigen Lächeln auf den Lippen, der, wie wir ſpäter genauer erfahren werden, bei dem Herrn Plaſſer im Hauſe wohnte und in ſeinen Freiſtunden Dienſte verrichten mußte, die gerade nicht mit dem Buchhandel und der Literatur zuſammenhingen.

Herr Beil warf einen durchdringenden Blick auf den Lehrling und zeigte ihm die bewußte Fliege, die in der That, aber ziemlich matt, an der Decke umher ſpazierte, rückte hierauf das große Buch vor ſich hin und fieng an einzutragen.

Der Principal trat in dieſem Augenblicke in das Comptoir. Dieſer war ein magerer, ziemlich großer Mann in die

Vierzig; er ging etwas vorn übergebeugt und liebte es, die Hände auf dem Rücken zu halten. Seine Kleidung, ziemlich alt, abgeſchaben und nicht gewählt, beſtand aus einem blauen Frack, deſſen ſpitze Schöße hinten über einander gingen, aus einer grauen Hoſe, die, eng anliegend, die Mode der weiten Beinkleider glücklich überdauert hatte, und nun wieder elegant geworden wäre, wenn ſich nicht die Schwächen des Alters an den Knieen ſehr bemerkbar gemacht hätten. Herr Blaſſer trug ziemlich große Schlappſchuhe, und um dieſelben nicht von den Füßen zu verlieren, hatte er ſich einen Schlittſchuhgang angewöhnt, vermittelſt deſſen er nun, die lange dürre Naſe und das ſpitze Kinn emporgehoben, die gebogenen Kniee vorgeſtreckt, in dem Zimmer auf und ab fuhr. Dabei hatte ſich dieſer Mann ein unangenehmes Geſichterſchneiden angewöhnt, indem er das linke Auge zukniff und den Mund höhniſch verzog. Dieß that er namentlich, wenn er ſich in einer Gemüthsaufregung befand, was bei ſeinem giftigen reizbaren Temperament häufig genug vorkam.

Nachdem Herr Blaſſer einige Male im Comptoir auf und ab gefahren war, blieb er mit einer plötzlichen Wendung vor dem Lehrling ſtehen, ſchlug ihn leicht an den Kopf und ſagte: „Sie ſind ein junger verſchwenderiſcher Taugenichts. Meinen Sie denn, das Makulatur hätte kein Geld gekoſtet, daß Sie mit Ihren Füßen darauf herum trampeln?“

„Da haben Sie Recht, Herr Blaſſer,“ verſetzte des Commis, indem er geräuſchvoll ein Blatt umwandte, „Makulatur iſt eine theure Geſchichte, namentlich die, womit er gerade einpackt.“

„Ich habe Sie nicht um Ihre Anſichten gefragt,“ antwortete entrüſtet der Principal, während er ſein Geſicht auf die oben beſchriebene Art verzog.

„Es iſt die Geſchichte des türkiſchen Reiches,“ fuhr der

Andere mit lauter Stimme fort, „die vor vier Jahren gedruckt wurde, und von welcher von der erſten Oſtermeſſe ein Exemplar mehr zurückkehrte als fortgeſchickt worden. — Ja, ja, ſo iſt's, und Sie machten mir von dieſem merkwürdigen Buch ein Exemplar zum Geſchenk, das dient mir von da ab jede Nacht zum Einſchlafen. — Ein ſchönes Werk! — Pagina ſechs und dreißig — Roſtbraten und Comp. — ſechs Exemplare: keine Hühneraugen mehr! — 1850, bei Johann Chriſtian Blaſſer.“ —

Dieſe letzten Worte ſprach Herr Veil mit großer Gemüthlichkeit, während er dabei das eben Bemerkte eintrug.

Der Principal hatte Anfangs Luſt, ſich ernſtlich zu ärgern; da er aber ſeinen Untergebenen kannte, ſo begnügte er ſich damit, die Arme über einander zu ſchlagen, ſeinen Commis mit einem feſten Blicke anzuſehen und zu ſagen: „Herr Veil, werden Sie denn eigentlich nie vernünftig werden? — Es iſt wahrhaftig Schade, daß ein Menſch von wirklich einigen guten Anlagen durch ſeine ewigen Faſeleien nie auf einen grünen Zweig kommt.“

„Da haben Sie wieder einmal Recht,“ antwortete der Commis ſcheinbar mit großem Ernſte. „Ich bin fürchterlich herunter gekommen, wie geſagt — 1850, bei Johann Chriſtian Blaſſer. — Es iſt ganz entſetzlich!“

Der Principal hatte keine Antwort erwartet, ſondern ſich in das Poſtpaket vertieft, das am frühen Morgen gekommen war, dann ſah er nochmals die Beſtellzettel durch, bald mit einem Lächeln auf den Lippen, bald mit einem finſteren Stirnerunzeln.

Letzteres trat aber häufiger ein wie erſteres, denn da Herr Blaſſer zugleich ein Commiſſionsgeſchäft hatte, ſo gehörten die dickleibigen Poſtpakete, welche jeden Montag und Donnerſtag kamen, dem größten Theile ſeinen glücklicheren Collegen, und ihm ſelbſt blieb nur äußerſt wenig, und noch dazu meiſtens Artikel,

die ſich ſehr ſchlecht ausnahmen gegen die ſchweren Zahlen, die hinter anderen Werken prangten.

„Bah! bah!“ machte der Buchhändler zuweilen und warf irgend einen Zettel mit geringſchätzender Miene auf den Tiſch. — „Was das deutſche Publikum nach und nach verwildert!“ ſagte er dann ſeufzend, „es iſt fabelhaft. Nichts als Schund, Schund und wieder Schund! — Das zieht! — Die ſchönſten Ueberſetzungen gehen nicht mehr und die beſten deutſchen Originalwerke, für die der Verleger Zeit und Koſten aufgewendet, bleiben ſchmachvoll liegen. Pfui Teufel! — Die beſten, beſten Werke!“

„Vierhundert Mittel gegen die Engbrüſtigkeit und den Huſten,“ ſprach Herr Beil, indem er ſeine Feder tiefer wie gewöhnlich ins Dintenfaß tauchte. — „Geſtatten Sie davon Diſponenda?“ fragte er den Principal, indem er ſein linkes Auge, welches Herr Blaſſer nicht ſehen konnte, gegen den Lehrling auf eine bedeutungsvolle Art zukniff, ſo daß dieſer harmloſe junge Menſch beinahe laut aufgelacht hätte.

Herr Blaſſer legte nach einer kleinen Weile das Poſtpaket ſeufzend nieder und verſetzte: „Wenn Onkel Tom nicht wäre, oder ein paar gangbare Dumas'ſche Romane, ſo ſollte mich der Teufel holen, wenn ich noch länger deutſcher Buchhändler bliebe. Da haben wir vierzig anſtändige Beſtellungen auf die Hütte; nehmen Sie und laſſen Sie ſolche gut verſenden.“ — Damit reichte er ein Paket über den Pult hinüber. — „Ich hätte weiß Gott nie gedacht,“ fuhr er nach einer Pauſe mit einem grinſenden Lachen fort, „daß der Sclavenhandel ſo ergiebig wäre. Es iſt doch was Schönes darum, wenn man ſo jeden Poſttag ſeine vierzig Schwarze verhandelt.“

„Ja, ja,“ entgegnete der Commis wie tiefſinnig, „dazu

haben Sie auch alles Zeug, Herr Klaſſer; Sie haben eigentlich Ihre Beſtimmung verfehlt."

„Und welche Beſtimmung, Herr Veil, wenn ich fragen darf?"

„Sie hätten Ihren Papa ſeliger bitten ſollen, daß er Sie in irgend einem Sclavenlande geboren werden ließ, da würden Sie mit der Zeit ganz artige Beiträge zu einer zweiten Ausgabe irgend einer Onkel Tom's Hütte geliefert haben."

Der Principal begnügte ſich, die Achſeln zu zucken und dann mit der Hand an ſeine Stirne zu fahren, als wollte er auf ſolche Art pantomimiſch anzeigen, wo die ſchwache Seite ſeines Commis eigentlich zu finden ſei.

Herr Veil ſtöberte unterdeſſen eifrig in den Beſtellzetteln und ſortirte unter den vierzig, die ihm übergeben, mit ſichtlichem Wohlbehagen einige zehn heraus, die er lächelnd über den Pult zurück ſchob, indem er ſagte: „Sie haben ſich ein wenig geirrt, Herr Klaſſer; auf dieſen Zetteln werden allerdings Onkel Tom's Hütten verlangt, aber von anderen Firmen."

Der Buchhändler, der unterdeſſen das Beſtellbuch eifrig durchgeſehen, würdigte dieſe Einwendung gar keiner Antwort, ſondern ſchob die Zettel mit der Hand wieder zurück und verſetzte anſcheinend ruhig und beſtimmt: „Wenn ich Ihnen Zettel zur Auslieferung übergebe, ſo liefern Sie aus und machen mir weiter keine unnütze Bemerkungen, denn — —"

Da der Principal ſeinen Satz nicht beendigte, ſo hielt ſich der Commis hiezu für verpflichtet und ſagte: „Ich bin der Herr und ihr ſeid die Sclaven. — Alſo vierzig Onkel Tom's Hütte, erſter Theil. — Gut!"

In dieſem Augenblicke wurde leiſe und ſehr beſcheiden an die Thüre geklopft.

Der Buchhändler, der dieß wohl hörte, that übrigens nicht, als ob ihn das Klopfen im Geringsten anginge, Herr Beil ebensowenig, obgleich er einen Augenblick in die Höhe schaute. Nur der harmlose Lehrling, der sich am Nächsten bei der Thüre befand, wandte das Gesicht herum und rief von „Herein!" die erste Sylbe, die zweite aber blieb ihm in der Kehle stecken, denn er erinnerte sich augenblicklich eines Verbots des Principals, nicht „Herein!" zu rufen, bis ein zwei- oder dreimaliges Klopfen erfolgt sei.

Herr Blasser hatte dafür seine guten Gründe, und er pflegte zu sagen: wer zwei- oder dreimal klopft, der verlangt selten was von uns, wer aber einmal und so bescheiden anpocht, ist größtentheils ein Bettler oder unbekannter Schriftsteller.

„Habe ich Ihnen nicht schon hundertmal gesagt," lispelte der Principal mit gedämpfter Stimme, aber trotzdem sehr eindrucksvoll, „daß Sie Ihr Maul halten sollen, wenn angeklopft wird! Wie können Sie überhaupt Herein! rufen? — Wer will zu Ihnen? — Niemand! Sie —"

„Junger Sclave!" ergänzte Herr Beil, wobei er aber aufmerksam eine Illustration zum bewußten Buche anschaute, als gälte dieser der besagte Ausruf.

Indessen klopfte es zum zweiten Male und etwas lauter.

Auch dießmal gab der Buchhändler keine Antwort; doch wurde der erste Commis von einem gewaltigen Husten überfallen, der ihm einen bösen Blick des Chefs eintrug, und worauf sich dieser denn nun veranlaßt sah, sein gastliches „Herein!" erschallen zu lassen.

Die Thüre öffnete sich und der alte Mann trat herein, den wir vom Kirchhofe, vom Grabe seiner Tochter, hieher begleiteten und dem wir vorausgeeilt sind.

Begreiflicher Weise hatte er seinen Hut schon draußen abge-

nommen, und als er nun ſo demüthig an der Thüre ſtehen blieb, ſtrich er verlegen ſein weißes Haar von der Stirne zurück, begrüßte den Principal, den Commis und ſogar den Lehrling.

„Ah! Herr Staiger!“ ſagte der Principal, indem er ihn mit einer Handbewegung begrüßte. „Setzen Sie ſich einen Augenblick dort auf die Kiſte, ich muß hier eben einen wichtigen Artikel in der Buchhändlerzeitung durchleſen, der auch auf Sie einige Beziehung hat.“

Bei dieſen Worten warf Herr Blaſſer einen ſchnellen Blick auf ſeinen Commis; doch war Herr Beil anſcheinend gänzlich vertieft in die Beſchauung ſeiner Zettel.

Der alte Mann ließ ſich auf die Kiſte nieder, nahm ſeinen Hut zwiſchen die Kniee und richtete die hellen, klaren Augen auf den Buchhändler, welcher übrigens nicht geneigt ſchien, dieſen offenen Blick zu erwiedern.

„Ja,“ fuhr Herr Blaſſer fort, indem er mit ſeinem knöchernen Zeigefinger der rechten Hand über die Zeitung fuhr und etwas zu ſuchen ſchien; „hier ſteht's. — Richtig! Onkel Tom's Hütte bei Johann Chriſtian Blaſſer. — Geben Sie Achtung, ich muß es Ihnen vorleſen, obgleich es nicht gerade ſehr angenehm klingt. — Von dieſer neuen Ueberſetzung, der vierundvierzigſten in hieſiger Stadt, und, wenn wir nicht irren, der ſechshundertſten im geſammten Deutſchland, tritt uns als Ueberſetzer ein ganz obſcurer Name entgegen. — Wer iſt dieſer Herr Staiger, der u. ſ. w. u. ſ. w. — — Man muß indeſſen nicht zu viel auf Recenſionen geben,“ ſagte Herr Blaſſer, indem ſein Blick das Zeitungsblatt verließ. „Wiſſen Sie, der Beurtheiler macht eigentlich mir allein den Vorwurf; ich hätte mir ſollen einen bekannten Namen erwerben, um ihn auf den Titel zu ſetzen, wiſſen Sie, einen Doctor ſo und ſo. Es hat ja deren genug, vollkommen genug, die außer-

ordentlich zufrieden sind, wenn man ihnen Veranlassung gibt, ein anständiges Honorar zu erwerben."

Bei diesen Worten sah der alte Mann schmerzlich in die Höhe.

„Dann spricht der Artikel ferner," fuhr Herr Blasser fort, „von mangelhaften Stellen in der Uebersetzung, und vor allen Dingen beklagt er sich über die Langsamkeit, mit der die einzelnen Lieferungen bei mir erscheinen. — Und das muß wahr sein, Herr Staiger; langsam geht die Geschichte vorwärts. An dem wievielsten Hefte sind wir eigentlich?"

„Am vierten," entgegnete ruhig Herr Beil, „während vierundzwanzig andere Buchhandlungen hiesiger Stadt das zweite kaum ausgegeben haben."

„Die zweite Lieferung!" rief Herr Blasser mit einem wahren Giftblick auf seinen Gehülfen. „Den zweiten Band wollen Sie sagen. — Doch das ist gleich viel. Sie müssen sich wahrhaftig beeilen, mein lieber Herr Staiger, sonst kommen uns die anderen weit zuvor."

„Ich arbeite Tag und Nacht," erwiederte der alte Mann, „denn es ist mir selbst darum zu thun, etwas für mich und die Kinder zu verdienen. Hier ist Manuscript zur fünften Lieferung; sie wäre schon ganz fertig, doch habe ich in den letzten Tagen einiges Herzeleid zu Haus gehabt, was mich am Arbeiten verhindert. Wenn man ein sterbendes Kind vor sich sieht, Herr Blasser, so will es einmal so gar nicht recht vor sich gehen mit der Uebersetzung des Sclavenlebens eines anderen Welttheils."

„Es ist Ihnen ein Kind gestorben?" fragte theilnehmend der Commis. „Doch nicht Mamsell Clara?"

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der alte Mann; „das hat

der liebe Gott denn doch nicht gewollt. Mein kleinſtes Mädchen ſtarb, ein armes Kind, das immer kränklich war."

„Nun, ſo danken Sie dem Schöpfer, daß er es zu ſich genommen. Kinder ſind ein Segen, aber auch eine Laſt. — Nun geben Sie Ihr Manuſcript her. — Aber da fehlen noch zwei Bogen, bis die Lieferung fertig iſt. Ah! ich wollte, wir hätten ſie ganz!"

„Das wollte ich auch," ſprach Herr Staiger mit einem verlegenen Lächeln, indem er den Hut zwiſchen den Händen herum drehte und von der Kiſte aufſtand. — „Das wollte ich in der That auch, mein verehrter Herr Blaſſer; denn ſehen Sie, ich hatte darauf gerechnet, die fünfte Lieferung heute Früh noch zu beendigen, — es iſt Mitte des Monats, das Bischen Einkommen meiner Tochter Clara iſt längſt verbraucht, die kleine Leiche hat meine Kaſſe in Anſpruch genommen, und ſo wäre ich denn außerordentlich glücklich und zufrieden, wenn die fünfte Lieferung fertig wäre, um — um — das Geld dafür — —"

„Auch ich wäre ſehr zufrieden, wenn die fünfte Lieferung fertig wäre," unterbrach ihn raſch der Buchhändler. „Es iſt ſehr traurig, daß ſie nicht fertig iſt. Da wartet das Publikum, da wird man hinaus geſchoben, da kommt man mit dem Buch in's neue Jahre hinein, und da muß man mit der Heimbezahlung warten, daß Einem Hören und Sehen vergeht. — Ah! ihr Schriftſteller ſeid glücklich gegen uns zu nennen: hier das Manuſcript, hier das Geld. Aber wiſſen Sie, wie lange ich warten muß, wie lange ſich der Buchhändler überhaupt gedulden muß?"

„Nein, ich weiß es nicht," ſagte geduldig der alte Mann.

„Oft zwei Jahre," fuhr der Buchhändler mit lauter Stimme fort, und betonte die „zwei Jahre" außerordentlich ſtark. „Zwei volle Jahre! Ja, das iſt entſetzlich!"

„Alsdann nehmen Sie aber auch große Summen ein," entgegnete Herr Staiger. „Aber hier handelt es sich nur um ein paar Gulden, die ich in zwei, höchstens drei Tagen wieder abgearbeitet habe, nur eine Kleinigkeit als — — — Vorschuß."

„Kommen Sie einem Buchhändler nicht mit Vorschüssen!" rief entrüstet Herr Blasser. „Diese Vorschüsse bringen doppelten Schaden. Erstens kosten sie uns Geld, das man noch nicht einmal schuldig ist, also verlieren wir Zins, und zweitens entfremdet es den Autor dem Verleger. Nur um Gotteswillen keine Vorschüsse!"

„Aber bei dem wirklich kleinen Honorar, welches Sie mir zahlen," erlaubte sich der alte Mann mit großer Aengstlichkeit zu sagen, „könnten Sie mir wohl für einmal diesen Gefallen thun. Ich brauche nur vier Gulden."

„Kleines Honorar!" rief entrüstet der Buchhändler. „Ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Staiger, Sie erhalten für den Druckbogen, glaube ich, einen Gulden und dreißig Kreuzer; und das nennen Sie ein kleines Honorar! — Wer schrieb uns doch gestern," wandte sich Herr Blasser an den Commis, „und bot uns eine Uebersetzung zu einem Gulden und zwölf Kreuzern per Bogen an? — Es war sogar ein bekannter Name. — War es nicht Doctor Hintermaier? — Soll ich Ihnen den Brief zeigen?" fragte er rasch den alten Mann. — „Weil, sehen Sie in H nach und suchen Sie nach dem letzten Schreiben von Doctor Hintermaier."

„Da werde ich vergebens suchen," erwiderte ruhig der Commis, „das ist einer von den Briefen, die Sie angeblich in Ihrer Privatsammlung aufzuheben pflegen."

„Möglich! möglich!" unterbrach ihn rasch der Principal, denn er fürchtete, noch Unangenehmeres zu hören. „Ich werde

ihn wohl in der Taſche meines Ueberrocks haben. — Nun, es iſt ja gleichviel! Aber ich verſichere Sie, den Bogen zu einem Gulden zwölf Kreuzern."

Herr Staiger ſchüttelte den Kopf und entgegnete gedankenvoll: „Das kann nicht mit redlichen Dingen zugehen; da müßte man von anderen Ueberſetzungen abſchreiben."

„Ja, das iſt auch eine Kunſt," verſetzte der Buchhändler, indem er mit dem Daumen und Zeigefinger ſeine lange Naſe zwickte. „Das iſt nicht ſo ganz ſchlecht, aus drei Ueberſetzungen eine vierte machen. Wenn man es geſchickt anfängt, merkt's das Publikum nicht und der Verleger erſpart ſein theures Geld. — Aber das kann ich Sie verſichern, mein lieber Herr Staiger: von Vorſchüſſen müſſen Sie mir nicht ſprechen. Vorſchüſſe bewillige ich ſelten, und nie bei Artikeln, an denen man ſo wenig verdient, wie bei dieſem unglückſeligen Buche."

Der Buchhändler hatte ſich ordentlich in die Hitze hinein geſprochen, und ſeine Rede klang um ſo überzeugter, als er auf dem Geſichte ſeines erſten Commis zu leſen glaubte, daß dieſer mit ihm übereinſtimme, was äußerſt ſelten geſchah.

Herr Beil hatte die Augenbrauen in die Höhe gezogen, den Kopf nachdenkend auf die Seite geneigt und ſagte nach einer Pauſe mit der größten Ruhe und Ueberzeugung: „Sehen Sie, mein verehrter Herr Staiger, dießmal iſt der Herr Blaſſer vollkommen in ſeinem Recht. Sie wünſchen einen Vorſchuß — zu welchem Zwecke? Wahrſcheinlich um Holz zu kaufen, weil es Sie und Ihre kleinen Kinder zu Hauſe friert. Ferner um Brod zu kaufen, weil es Ihre Familie hungert; dann endlich, um die Koſten des kleinen Begräbniſſes zu bezahlen, weil dieß, namentlich für arme Leute, ein theurer Spaß iſt — — Ernſt wollte ich eigentlich ſagen. Dazu alſo wollen Sie Vorſchuß? — Habe ich nicht Recht?"

Der alte Mann nickte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Aber der Herr Blaffer verweigert Ihnen diesen Vorschuß, obgleich es nur ein paar armselige, lumpige Gulden sind. Und der Herr Blaffer, obgleich ein sehr ehrenwerther Mann wie der selige Brutus, kann nicht anders handeln. Sie sollen für ihn ein Buch übersetzen, das von allerlei großen und kleinen Leiden einer Menschenklasse handelt, die man Sclaven nennt. Darin kommen Hunger, Durst, frierende, auch sterbende Kinder und dergleichen schöne Sachen mehr vor. Das aber mit dem richtigen Tone wieder zu erzählen, würde Ihnen schwer fallen, wenn Ihnen nicht die große Güte des Herrn Blaffer Veranlassung gäbe, all' diese schönen Dinge bei sich selbst zu erleben. Sehen Sie, nur aus dem Grunde verweigert er Ihnen den Vorschuß. — Sie frieren zu Haus, Sie hungern auch ein klein wenig, Ihre Kinder ebenfalls, und Alles das macht Sie geschickt, die vortrefflichste Uebersetzung zu liefern für das bekannte Haus Johann Christian Blaffer und Compagnie."

Damit schlug Herr Beil dröhnend sein Buch zu, rutschte von dem Comptoirstuhl herab und verließ das Zimmer, nachdem er zuvor vor einem armseligen Spiegel in der Ecke seinen großen schwarzen Schnurrbart so horizontal als möglich nach beiden Seiten hinaus gestrichen.

Der Buchhändler hatte Anfangs nicht gewußt, was die Rede seines Commis bedeuten solle. Ja, sie war ihm zuerst sehr gutmeinend vorgekommen, und er hatte sie mit einem beistimmenden Kopfnicken begleitet. Bald aber hörte dieses Kopfnicken auf, die Nase hob sich drohend und immer drohender, sein aschgraues Auge blitzte und die zuckenden Finger suchten nach irgend etwas Schwerem, um es seinem Gegenüber an den Kopf zu werfen. Doch bezwang er sich männlich, that einen tiefen Athemzug, und

indem er mit der einen Hand verächtlich auf Herrn Veil zeigte, wie er noch vor dem Spiegel ſtand, wiederholte er mit der anderen die Pantomime von vorhin nach der Stirne.

Während jener Rede hatte der alte Mann auf ſeinen Hut geblickt und den Commis nur ein einziges Mal angeſehen. Aber dieſer Blick, den er ihm zuwarf, war freundlich, ja dankend. Er ſchien auch jetzt vollkommen reſignirt zu ſein und zog ſich nach der Thüre zurück, um das Zimmer zu verlaſſen, als dieſelbe nach einem kurzen aber heftigen Anklopfen von außen ſo raſch geöffnet wurde, daß ſie Herrn Staiger beinahe auf die Seite drückte.

Dreizehntes Kapitel.

Ueberſetzungs-Angelegenheiten.

Der junge Mann, der unter die Thüre des Zimmers trat und ſich in dieſem einen Augenblick umſchaute, ehe er näher kam, war der Maler Arthur, der dem geneigten Leſer bereits bekannt iſt. Er überzeugte ſich durch einen Blick, daß ſich Herr Blaſſer auf ſeinem Comptoirſtuhl befand, dann nahm er ſeinen Hut ab und trat in das Gemach.

„Ah! Sie ſind's, mein vortrefflicher junger Freund!“ rief der Principal, indem er von ſeinem Sitz herab hüpfte und mit vorgeſtreckten Händen und Knieen auf den Eingetretenen zurutſchte. „Ah! Sie ſind pünktlich, wie ich es liebe und wie ich es ſelbſt in allen Geſchäften bin. Schlag eilf Uhr. — Wollen wir nicht in mein Wohnzimmer ſpazieren?“

„Ich meines Theils befinde mich ganz gut hier,“ ſagte der Maler, nachdem er für die freundliche Begrüßung mit einem Kopfnicken gedankt, ohne jedoch den doppelten Händedruck beſonders ſtark erwiedert zu haben. — „Geſchäfte macht man am Beſten im

Geſchäftslocal ab, und Anderes führt mich nicht daher.“ Bei dieſen Worten trat er an den Pult, um Hut und Stock abzulegen; und als er ſich darauf umwandte, entdeckte er erſt den alten Mann, der den Griff der Thüre erfaßt hatte und ſich eben hinausſchleichen wollte.

Herr Blaſſer ſah ſich genöthigt, die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. — „Herr Staiger,“ ſprach er, „einer meiner Ueberſetzer, — Herr Arthur Erichſen, einer unſerer talentvollſten, geachtetſten jungen Maler, ein Talent, welches ſo Großes verſpricht, und ſich dennoch herablaſſen will, unſer geringes Werk zu illuſtriren.“

Arthur ſchüttelte unmuthig den Kopf über dieſe Worte des Buchhändlers; doch konnte einem aufmerkſamen Beſchauer nicht entgehen, daß er dieß eigentlich nur that, um eine augenblickliche Verlegenheit, ja eine gelinde Röthe, die ſich über ſein Geſicht verbreitete, zu verbergen. Er kannte ganz genau den alten Mann, der vor ihm ſtand, und er hatte eigentlich gehofft, ihn hier zu treffen. Daß ihn der Vater der ſchönen Tänzerin, die er ſo ſehr liebte, noch mit keinem Auge geſehen, machte er ſich gewiſſermaßen zum Vorwurf und ging deßhalb auf den alten Mann mit einiger Befangenheit zu, wobei er ihm aber freundlich ſeine Hand entgegen reichte.

„Ich freue mich in der That, Sie zu ſehen,“ ſagte Arthur; „recht ſehr freue ich mich, und obgleich Sie wohl im Begriff zu ſein ſcheinen, wieder hinweg zu gehen, ſo bitte ich Sie doch, da zu bleiben, indem mir Ihre Anſicht bei der Unterhandlung mit Herrn Blaſſer von Wichtigkeit iſt.“

Herr Staiger blickte einigermaßen überraſcht in das freundliche Geſicht des unbekannten jungen Mannes, der, ſeinem Aeußeren nach offenbar den beſten Ständen angehörend, ſich nicht an

ſein abgeſchabtes Röckchen zu kehren ſchien und ihm ſo freundlich entgegen kam.

Der Buchhändler zuckte leicht die Achſeln, bat den Maler, ihm gegenüber den Platz des Herrn Veil einzunehmen, und kletterte dann ebenfalls wieder auf ſeinen Schreibebock hinauf.

Arthur blickte fragend auf den alten Mann, der hinter der Thüre neben der Kiſte ſtehen geblieben war, dann wandte er ſich an den Lehrling und ſagte ihm ruhig und beſtimmt: „Bringen Sie doch dem Herrn einen Stuhl; Sie ſehen ja, daß wir ſitzen und Herr Staiger uns zu Liebe da bleibt.“

Der Buchhändler nickte verdrießlich mit dem Kopfe, und der junge blonde Menſch eilte nicht ohne ein kaum bemerkbares Lächeln in's Nebenzimmer, von wo er alsbald mit einem der beſten Stühle ſeines Principals zurück kam.

In dieſem Augenblicke trat Herr Veil in das Zimmer, wollte ſich aber wieder zurückziehen, da er ſeinen Platz beſetzt fand.

Arthur blickte in die Höhe und als er den Commis ſah, der ihm wohl bekannt war, nickte er ihm freundlich entgegen und ſagte: „Sie werden entſchuldigen, lieber Herr Veil, daß ich einen Augenblick Ihren Stuhl eingenommen, ich werde übrigens nicht lange Gebrauch davon machen, da wir bald im Reinen ſein werden.“

Bei dieſen Worten flog an dieſem Morgen das erſte freundliche Lächeln über das Geſicht des Buchhändler-Commis. „Ah! Sie ſind es!“ verſetzte er; „freut mich recht, Sie zu ſehen. Warten Sie, ich will Ihnen gleich einen Bogen Papier unterbreiten, denn ich ſehe, Sie haben ſchon den Bleiſtift in der Hand; ſonſt zeichnen Sie mir wieder allerlei Ungeheuer in mein Hauptbuch.“

„Seien Sie unbeſorgt,“ entgegnete Arthur lächelnd, „ich habe mir Ihre Lection von neulich gemerkt.“

„Nun endlich zur Sache!“ rief ungeduldig der Buchhändler. „Laſſen Sie uns in Frieden, Herr Veil! Schauen Sie lieber dieſem jungen faulen Schlingel da zu, der mit einer Langſamkeit einpackt, daß es wahrhaftig zum Erbarmen iſt. — Alſo, Herr Staiger,“ wandte er ſich an den alten Mann, „da Sie nun einmal da ſind, iſt es mir lieb, wenn Sie zuhören, auch vielleicht Ihren Rath geben. Herr Arthur will alſo die Freundlichkeit haben, zu unſerer Ausgabe von Onkel Tom's Hütte vortreffliche Illuſtrationen zu machen. Es iſt mir ein Bedürfniß, Originalzeichnungen zu erhalten, denn ich haſſe den Nachdruck, ſelbſt wenn er vollkommen erlaubt iſt wie hier, wo es ſich nur darum handelt, engliſche Originale zu benutzen.“

Während dieſer Rede ſah Herr Blaſſer ſo ſalbungsvoll an die Decke des Zimmers empor, und machte ein ſo merkwürdig ehrlich ſein ſollendes Geſicht, daß ſich Arthur nicht enthalten konnte, dieſe herausfordernden Züge mit einigen kecken Umriſſen auf das Blatt Papier zu ſkizziren.

„Was meinen Sie nun,“ fuhr der Buchhändler fort, „ſollen wir zu jeder Lieferung eine Illuſtration geben, was allerdings acht für den Band machen würde, oder wollen wir uns damit begnügen, für zwei Lieferungen eine herzuſtellen? — Was meinen Sie dazu, Herr Staiger?“

„Wenn man zu jeder Lieferung eine Illuſtration machte,“ ſagte ſchüchtern dieſer, „ſo würde das wohl die Koſten bedeutend erhöhen.“

„Auf die Koſten kommt es Herrn Blaſſer nicht an,“ verſetzte der junge Mann, während er ruhig fortzeichnete, „wenn die Arbeit nur gut wird.“

„Allerdings,“ meinte kleinlaut der Principal; „nur iſt das Holzſchneiden eine ſehr theure Geſchichte.“

„Dafür kosten Sie ja aber die Zeichnungen fast gar nichts," warf der Maler leicht hin. „Sie haben mich gebeten sie zu machen, und da ich mich gerade einmal in dem Genre versuchen möchte, so zeichne ich Ihnen die Illustrationen für eine Kleinigkeit."

„Ja, ja," sprach mühsam lachend der Buchhändler, „was ihr Herren Kleinigkeiten nennt. — Nun, es kommt mir ja nicht darauf an. Also machen wir zu jeder Lieferung eine Illustration, und Sie werden sie mir gleich auf's Holz zeichnen."

Arthur nickte mit dem Kopfe.

„So wären wir vorderhand im Reinen," fuhr Herr Blasser fort, und sagte, indem er sich an den alten Mann wandte: „Jetzt hätten wir für heute nichts mehr mit einander abzumachen; besorgen Sie mir also das Manuscript zur fünften Lieferung und Sie sollen alsbald haben, was Sie gewünscht. — Guten Morgen, Herr Staiger!"

„Noch einen Augenblick!" bat der Maler, ohne aber von seinem Papiere in die Höhe zu sehen. „Im Interesse der Illustrationen wäre es mir sehr erwünscht, mich zuweilen mit dem Herrn Staiger besprechen zu können. Wir wollen doch nicht gerade die gleichen Scenen wie in der englischen Ausgabe illustriren; der Ansicht werden Sie doch auch sein, Herr Blasser?"

„Jedenfalls etwas ganz Neues," antwortete der Buchhändler. „Herr Staiger wird gewiß gern zuweilen in Ihre Wohnung kommen."

„Gewiß," sagte der alte Mann, „wenn Herr Erichsen mir nur sagen will, wenn ich ihn zu Hause treffe."

„Gott bewahre!" entgegnete eifrig der Maler, indem er sich, aber noch tiefer, auf das Blatt Papier niederbeugte. „Das werde ich nimmermehr zugeben, daß Sie Ihre kostbare Zeit in

Gängen nach meiner Wohnung verſchleudern. Ein Künſtler wie ich, der bald hier bald da ein Stück von der Außenwelt gebraucht, ſchlendert viel in den Straßen umher, und wenn Sie mir — — Ihre Wohnung angeben wollen und mir ſagen, wenn ich Sie am Beſten treffe, ſo mache ich mit dem größten Vergnügen, — gewiß mit dem größten Vergnügen, hie und da einen Sprung zu Ihnen."

„Es wird mir eine große Ehre ſein," antwortete Herr Staiger, „wenn Sie meine Dachkammern aufſuchen wollen; aber ſie ſind etwas entlegen — Balkengaſſe Nummer vierzig über vier Stiegen. — Was die Zeit anbetrifft, wo Sie mich zu Hauſe finden, ſo bin ich gemeiniglich den ganzen Tag da; wenn ich je einmal ausgehe, ſo geſchieht das zwiſchen zwölf und ein Uhr nach meinem Mittageſſen."

„Balkengaſſe Nummer vierzig," ſprach der Maler mit leiſer Stimme, während er eifrig fortzeichnete. „Ich will mir's gewiß merken."

Unterdeſſen war Herr Veil an den Pult getreten, und während er that, als betrachte er ſich die Zeichnung, welche Arthur auf das Blatt Papier hinwarf, ſchob er dieſem unbemerkt ein kleines Zettelchen zwiſchen die Finger, worauf die Worte ſtanden: „Erkundigen Sie ſich unbefangen nach dem Honorar, was für eine Ueberſetzung bezahlt wird."

Herr Staiger hatte bereits den Drücker der Thüre in der Hand und wollte ſich entfernen.

„Apropos!" ſagte Arthur ganz gleichgültig, „das Ueberſetzen muß doch eigentlich ein gutes Geſchäft ſein. Man braucht keine Vorſtudien zu machen, man ſchreibt eigentlich nur ab, man bezahlt gute Honorare; es muß doch etwas dabei zu verdienen ſein. Nicht wahr, Herr Staiger?"

„O gewiß, wenn man fleißig iſt," entgegnete ſtatt des Gefragten der Buchhändler, „wenn es Einem raſch von der Hand geht."

„Wäre es indiscret von mir," fuhr der Maler fort, „wenn ich Sie fragte, wie viel zum Beiſpiel für einen ſolchen gedruckten Bogen dieſer Onkel Tom's Hütte bezahlt wird?"

Dieſe Frage mußte allerdings an gegenwärtigem Orte ſehr indiscret erſcheinen, denn Herr Blaſſer zog ſeine Augenbrauen finſter zuſammen, Herr Staiger blickte zur Erde, und während Herr Beil eine ungemein freundliche Grimaſſe zog, ſperrte der blonde Lehrling ſeinen Mund vor Verwunderung und Freude weit auf.

„Das iſt eigentlich ſchwer zu ſagen," nahm der Buchhändler nach einer längeren Pauſe das Wort; „ich bemerkte ſchon, wer fleißig iſt, wem's von der Hand geht, der kann es ſchon zu was bringen."

„Da wäre alſo die erſte Frage," fuhr der Maler unerſchütterlich fort, während er die Geſichtszüge des Principals in einer erſchreckenden Aehnlichkeit auf das Papier feſtſtellte, „wie lange ſchreibt man an ſo einem Druckbogen? — Nun Herr Staiger, Sie ſind doch gewiß ein recht fleißiger Mann, was bringen Sie alſo an einem Tage vor ſich?"

Der Gefragte wußte nicht recht, ob und was für eine Antwort er geben ſollte. Er blickte auf den Buchhändler, der ein Lineal heftig zwiſchen den Fingern drehte, dann ſah er den Herrn Beil an, der ihm auf eine ſo heftige und eindringliche Art zunickte, daß er ſich eines kleinen Lächelns nicht erwehren konnte.

„Nun?" fragte der Maler.

„Ja — a, ja — a — a, es iſt eigentlich ſo, wie Herr Blaſſer ſagt," meinte der alte Mann, „wenn man viel arbeitet, ſo kann man Etwas verdienen; ich zum Beiſpiel —"

„Aber was kann Sie das intereſſiren!“ warf der Buchhändler dazwiſchen. „Kommen Sie einen Augenblick in meine Wohnſtube, wir wollen unſere Conditionen wegen der Zeichnungen feſtſetzen, und dann will ich Ihnen auch wohl gern Einiges über die Ueberſetzungsgeſchichten ſagen.“

„Laſſen Sie doch den Herrn Staiger ſprechen,“ entgegnete Arthur gleichgültig. „Gott! mein verehrter Herr Blaſſer, wir kennen ja einander. Wenn Sie zu Papa auf die Kaſſe kommen, ſo weiß ich, daß man Sie dort gern über alles Mögliche belehrt.“ — Dieß war eigentlich ein Stich auf den Buchhändler, denn wenn er Geldgeſchäfte hatte, Wechſel umſetzte oder fremde Papiere einhandelte, ſo ſtudirte Niemand genauer die Kurszettel wie der Herr Blaſſer, der oftmals unbeſcheiden genug geweſen war, wegen einiger Gulden die Einſicht in Correſpondenzen zu verlangen.

„Nun alſo —?“

„Gewöhnlich ſtehe ich des Morgens um vier Uhr auf,“ ſagte der alte Mann, „mache mir ein kleines Feuer an, rücke meinen Tiſch an den Ofen, und wenn meine Finger, die während der ebengenannten häuslichen Geſchäfte etwas einfrieren, wieder warm geworden ſind, ſo nehme ich meine Feder und fange an zu arbeiten. Allemal aber habe ich ſchon eine Stunde vorher in meinem Bette einige Kapitel durchleſen müſſen, damit mir die Arbeit nicht ganz fremd iſt. So arbeite ich fort bis um ſieben Uhr, wo die Kinder aufſtehen und — nach ihrem Frühſtück verlangen.“ — Dieß ſagte Herr Staiger mit einem trüben Lächeln. — „Darum habe ich mich aber nichts zu bekümmern,“ fuhr er fort, „denn meine älteſte Tochter Clara ſorgt dafür, weßhalb es mir auch keine Zeit wegnimmt. Dieſe fünf Stunden nun von Vier bis Neun ſind mir aber die koſtbarſten, denn da Clara um neun Uhr fortgeht, ſo befinde ich mich von der Zeit an mit den kleinen Kin-

dern allein und werde alle Augenblicke von ihnen gestört, besonders von meinem Buben, der noch nicht in die Schule geht. Bald muß ich ihn vom Fenster wegholen, bald ihm irgend ein Spielzeug machen, damit er ruhig sitzt, und wenn es eilf Uhr geworden ist, so muß ich auch sehen, daß das Feuer wieder besser brennt, damit Clara, welche um Mittag kommt, in sehr kurzer Zeit unser Essen fertig bringt. Von Zwölf bis Eins nun ist meine Erholung; nach dieser Zeit fange ich wieder an zu arbeiten, und schreibe dann so fort bis neun, zehn, auch wohl eilf Uhr."

„Und was haben Sie dann vor sich gebracht," fragte eifrig der Maler, „in der Zeit eines solchen langen Tages?"

„Wenn es mir gut von der Hand geht, einen ganzen Bogen," antwortete Herr Staiger. „Wissen Sie, mein lieber Herr, sechszehn enggedruckte Seiten wie das hier ist keine Kleinigkeit."

„Das kann ich mir denken," sagte Arthur seufzend. „Gott! wenn ich mir das vorstelle, unsereins, so an Luft und Freiheit gewöhnt, sollte so hinsitzen über das Papier gebeugt, Stunde um Stunde arbeiten, mit dem Geiste und mit der Hand, immer in zwei Sprachen denken; ah! ich bin überzeugt, ich meines Theils würfe die Feder nach der ersten Stunde weg! — — — — Nun aber haben Sie aber einen ganzen Bogen beendigt. Jetzt hoffe ich doch, Sie wissen warum? Jetzt werden Sie ein Anständiges verdient haben, so daß Sie zum Beispiel nach dreitägiger angestrengter Arbeit in der Woche die übrige Zeit Ihrer Erholung widmen können oder etwas zurücklegen für Ihre Kinder."

Dem Herrn Blasser war diese Unterredung offenbar peinlich und unangenehm; er rückte mißmuthig hin und her, er schnappte nach rechts und nach links, er zog an seiner ohnedieß sehr langen Nase, und sagte endlich, indem er es, aber nicht ganz logisch,

verſuchte, ein anderes Thema anzuſchlagen: „O was wollen Sie, beſter Freund! arbeiten muß ein Jeder, ich, Sie, der größte Theil der Menſchen, die da leben, und wenn auch Manche von uns angeſtrengter arbeiten als die Anderen ſchaffen müſſen, ſo leben ſie dafür in einem wohlgeordneten civiliſirten Staate, der ihr Eigenthum ſchützt, ihren Heerd, Weib und Kind beſchirmt vor roher Gewalt. — Das muß man einſehen; man muß mit ſeinem Schickſal zufrieden ſein, man muß bedenken, wie viele Tauſende von Menſchen viel ſchlimmer daran ſind als wir, wie Unzählige in einer Sclaverei leben, gegen deren Leiden unſere Mühe und Noth wahrhaftes Labſal zu nennen iſt, — wahrhaftig, aus dem Geſichtspunkte kann man dieß vortreffliche Buch der amerikaniſchen Dame nicht genugſam preiſen und loben. Freilich materielle Entbehrungen haben jene unglücklichen Sclaven im Allgemeinen nicht zu ertragen; ſie wohnen gut, ſie eſſen und trinken nicht ſchlecht, ſie ſollen ſich auch, wie aufmerkſame Beobachter verſichern, bei der Arbeit nicht übermäßig anſtrengen, und überhaupt nur da arbeiten, wo ſie durch Drohungen hiezu angehalten werden — eine Erſcheinung, die aber rein aus ihrem geknechteten Zuſtand herzuleiten iſt. Sie dürfen Sonn- und Feſttage halten, ſie haben freilich ihre Tanz- und anderen Vergnügungen; der größte Theil der Herren pflegt ſeine Sclaven, wenn ſie krank werden, hält meiſtens einen eigenen Arzt hiezu auf ſeiner Pflanzung, füttert ſie aus der Vorrathskammer, wenn zufällig einmal Mißwachs eintritt; — und gerade in dieſer guten Behandlung liegt das Empörende. Denn glauben Sie nicht, daß der Pflanzer mit ſeinen Sclaven aus Mitleid ſo umgeht! Nein, er thut es nur, weil ſie ihm als bloße Waare gelten; er nährt, kleidet, pflegt ſie, ſorgt auch wie geſagt für ihr Vergnügen, aber er thut das nur, um ſie, als Waare betrachtet, nicht unter ihren Werth herab zu bringen.“

„Aber er thut es," verſetzte ruhig Herr Veil, „und da er es nun einmal thut, ſind die Schwarzen jenſeits des Oceans wahrhaftig nicht ſo ſchlimm daran, wie ihre weißen Brüder dieſſeits."

„Das iſt ihr materielles Wohl, das thieriſche, gemeine Leben. Sehen wir aber die andere, die Schattenſeite dieſes Bildes, wie ſie uns die geiſtreiche Amerikanerin in dieſen vortrefflichen Heften ſchildert."

„Bei Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie," murmelte der Commis.

„Halten Sie gefälligſt Ihr Maul, Herr Veil," entgegnete der Buchhändler-Principal, der für ſein Buch die Lanze eingelegt hatte, und nun, ein zweiter Don Quixote, gegen etwelche Windmühlen loszurennen im Begriff war. — „Alſo die andere Seite, die eigentliche Knechtſchaft! Man achtet nicht das Heiligſte, was der Menſch beſitzt, die Familienbande; man reißt ſie gewaltſam aus einander, damit der Vater hier untergehe in Noth und Jammer, die Mutter dort, die Kinder verkümmern unter der Peitſche ihrer Peiniger."

„Das kommt auch bei uns vor," ſagte gedankenvoll der alte Mann, „nur daß es nicht gerade öffentlich geſchieht auf dem Sclavenmarkt unter dem Hammer des Auctionärs, aber dafür deſto mehr im Geheimen. Auch ſind es nicht wohlbeleibte Pflanzer, die hier ſo die Familien zerreißen und Mutter von Kind trennen, ſondern viel ſchlimmere Gebieter: Hunger, Noth und Laſter aller Art, und ich möchte in der That wiſſen, ob jene ſchwarze Mutter, deren Kind man verkauft, das alſo den Herrn wechſelt, ohne aber deßhalb ſchlechter gehalten zu werden, ſchlimmer daran iſt, als eine weiße, die gezwungen iſt, ihr Kind zum Betteln herzugeben, und die ſehen muß, wie es ſiech und elend

wird, langſam dahin ſtirbt oder ſich durchreißt, um ſpäter jedem Laſter in die Arme zu fallen."

„Auch kauft man bei uns Kinder genug," ſagte gleichmüthig Herr Veil, „namentlich Kinder weiblichen Geſchlechts, wenn ſie über ſechszehn Jahre alt ſind."

Der Blick des Principals, welchen er für dieſe Bemerkung ſeinem Commis zuſchleuderte, war ein entſetzlicher Blick, und die Bewegung, die er hervorgerufen, brachte den würdigen Buchhändler ganz aus ſeinem Vortrag heraus. Er fuhr mit der Hand über die Stirne, ſchnappte nach Luft und bemerkte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit erzwungenem Lächeln: „Es iſt eigentlich ſonderbar, wie ſo ein gewaltiger Stoff einem die Nerven aufregt."

„Ja, ja," erwiederte Arthur, der unterdeſſen die Geſtalt des Buchhändlers, den er als Sclavenhändler ſkizzirt, mit ein paar Strichen vollendete, „wir ſind dadurch ganz von unſerem Thema abgekommen."

„O es iſt nicht der Mühe werth," meinte Herr Blaſſer.

Worauf der Commis halblaut ſagte: „Es iſt freilich nicht der Mühe werth, das Honorar nämlich; — aber er muß es Ihnen ausſprechen, bringen Sie nur darauf."

„Nun, Herr Staiger," fuhr der Maler fort, „was bringt Ihnen ſo ein mühevolles Tagewerk? Was verdienen Sie bei der Ueberſetzung eines Bogens?"

„Das Honorar iſt ein Gulden und dreißig Kreuzer," ſagte der alte Mann.

Welche Worte Arthur mit einem Tone wiederholte, als habe er nicht recht gehört. — „Ein Gulden und dreißig Kreuzer für vierzehnſtündige mühevolle Arbeit des Geiſtes und des Körpers! Ein Gulden dreißig Kreuzer, die Ihnen nur ſo lange bezahlt

werden, bis Ihr Verſtand die Marter nicht mehr erträgt, Tage, Wochen lang die Punkte und Striche hinzumalen, die man Buchſtaben nennt! Die Sie ſogar nicht erhalten, wenn es Ihnen einmal nicht gelingt, einen Tag Ihre Frohnarbeit zu vollenden, die Sie an Sonn- und Feſttagen nicht haben, wenn Sie auch dieſe Tage, die doch zur Ruhe beſtimmt ſind, nicht ebenfalls mit Ihrer ſchweren, ſchweren Arbeit ausfüllen!"

„Aber mein lieber Herr," entgegnete der alte Mann mit einem ſanften Tone, „ich theile da das Schickſal von Tauſenden und aber Tauſenden meiner Mitmenſchen, von allen Denen, die um Tagelohn arbeiten, und bin am Ende weit beſſer daran wie dieſe. Mich hindert doch keine Witterung an meiner Arbeit, ich kann an meinem Schreibtiſch ſitzen, mag die Sonne ſcheinen oder mag es regnen oder ſchneien."

„Ja, das iſt wahr," verſetzte der Maler; „was das anbelangt, leben Millionen unſerer Arbeiter in traurigeren Verhältniſſen wie Sie, verehrteſter Herr, aber auch wie jene Schwarzen, deren Jammer uns ſo nachdrücklich vor Augen geführt wird, den Sie überſetzen, den ich illuſtrire. Mag ihnen dort die Sonne ſcheinen oder mag Sturm und Regen den Himmel verfinſtern, das iſt jenen Sclaven gleichgültig: ihr Herr ſorgt für ſie und ihre Kinder, und ihnen iſt es ganz recht, wenn ſie wochenlang im angenehmen Nichtsthun vor ihren Hütten ſitzen können; ihnen ſchmilzt nicht jeder fallende Regentropfen das Brod im Schranke wie unſerem Tagelöhner. — — — — Ah! es wären wahrhaftig für unſere deutſchen Leſer keine Ueberſetzungen und keine Illuſtrationen nothwendig; ſie ſollten nur verſtehen, auf Straße und Feld zu leſen und zu ſchauen; aber das Elend, das wir täglich vor uns erblicken, hat für die empfindſamen Leſer und Leſerinnen jenes Romans nicht das Pikante, das Appetitliche,

nicht das wollüſtig die Nerven Kitzelnde, wie die Geſchichte der jungen ſchönen Mulattin, die von ihrem Herrn verfolgt wird und bereit iſt, eher ihr Leben herzugeben als ihre Ehre. — Ah! das lieſt ſich vortrefflich und ſieht ſich außerordentlich ſchön an. Aber wie ſchon geſagt, um auch das lebendiger und wahrer zu haben, dazu braucht man nicht nach Onkel Tom's Hütte zu gehen; das haben wir Alles bei uns ebenſo ſchön in der lieben Heimath."

„Sehr wahr," meinte Herr Veil, wobei er es nicht unterlaſſen konnte, einen feſten Blick auf ſeinen Principal zu werfen, der unterdeſſen von ſeinem Stuhl herabgerutſcht war, und nun der ernſten Converſation durch ein ziemlich mißtöniges Lachen eine heitere Wendung zu geben verſuchte.

„Eigentlich haben Sie mit Ihrem Lachen Recht, Herr Blaſſer," fuhr Arthur fort. „Warum auch trübſelige Gedanken! Kurz iſt das Leben, treten wir ſo viel wie möglich auf die Sommerſeite deſſelben, und wenn wir ja einmal durch ſchwarze Schatten hindurch müſſen, nun, ſo wollen wir uns bemühen, auch daraus etwas zu lernen. — Jetzt erſuche ich Sie aber, einen Augenblick mit in's Nebenzimmer zu kommen, ich will Ihnen da in der Geſchwindigkeit meine Bedingungen wegen der Illuſtrationen mittheilen. — Herr Staiger," wandte er ſich an dieſen, „Sie bitte ich, noch einen Augenblick zu bleiben; wir gehen zuſammen fort, wenn es Ihnen recht iſt."

Was nun der Künſtler im Nebenzimmer mit dem Buchhändler verkehrte, halten wir nicht für unſere Pflicht, dem geneigten Leſer genau anzugeben; nur das Reſultat der Unterredung ſoll er erfahren, weil es für den alten Mann draußen ein angenehmes war. Der Buchhändler nämlich, als er in's Comptoir zurück kam, ſchritt mit einem gerade nicht zu ſauren Geſichte gegen ſeinen Pult, öffnete die Kaſſe und händigte dem überraſchten Herrn

Staiger den gewünschten Vorschuß von vier Gulden ein, wobei er lächelnd sagte: „Sehen Sie, mein Verehrtester, ich mache mir eigentlich ein Vergnügen daraus, Ihren Wunsch zu erfüllen; es ist nur meine Gewohnheit, jede Sache reiflich vorher zu überlegen. Wahrhaftig, ich bin nicht unerkenntlich für Ihre an sich gar nicht so schlechte Uebersetzung, und sowie sich die Zahl der Abnehmer unseres Romans auf zweitausend steigert, mache ich es mir zur Pflicht, Ihr Honorar auf drei Gulden zu erhöhen, ja, sobald sich die Abnehmer vermehren, was voraussichtlich in den nächsten Monaten geschehen kann — — — — wollte sagen in den nächsten Wochen," verbesserte sich Herr Blasser, denn er fieng einen bedeutsamen Blick des Malers auf, „ja vielleicht schon mit dem nächsten Posttage; wir wollen sehen, wir wollen sehen!" — —

Herr Blasser hatte durch all' das Vorgegangene einen anstrengenden Morgen gehabt, und als sich nun der alte Mann mit Arthur unter vielen Danksagungen entfernt, zog der Principal einen dicken Paletot an, verschloß seinen Pult sorgfältig, nahm Hut und Stock und entfernte sich, um, wie er sagte, noch einen wichtigen Geschäftsgang zu machen. Dergleichen wichtige Geschäftsgänge kamen übrigens um die Essensstunde einige Mal in der Woche vor; Herr Blasser war nämlich Junggeselle, also ließ er nicht die zarte Hälfte seines Ich's zu Hause zurück und konnte sich beruhigt in das Wirthshaus begeben, um dort etwas Besseres zu verzehren, als dem Herrn Beil, der ebenfalls im Hause beköstigt wurde, und dem Lehrling vorgesetzt zu werden pflegte.

Der Buchhändler verließ also sein Haus, und der blasse Lehrling, der bis jetzt Bücher eingepackt, eilte an ein Fenster, das auf die Straße ging, und wartete da, bis der Principal um die nächste Ecke verschwunden war.

Herr Veil hatte ſich wieder auf ſeinen Comptoirſtuhl geſetzt und nahm mit triumphirendem Lachen das Blatt in die Hand, welches Arthur zurückgelaſſen. „Sehen Sie," rief er ſeinem ſchmächtigen Untergebenen zu, „da ſteht er, wie er leibt und lebt, der Sclavenhändler Blaſſer, und auch wir ſind nicht vergeſſen, mich hat er auf Ehre als Onkel Tom dahin conterfeit, und da unten das miſerable Ding mit den auffallend gekrümmten Schienbeinen und dem verwahrloſten Kopfe gleicht Ihnen wie ein faules Ei dem andern."

Der Lehrling ſchien aber keine beſondere Luſt zu haben, auf dieſe Späſſe einzugehen. Er ſetzte ſich auf die Kiſte hinter der Thüre, ließ den Kopf melancholiſch auf die Bruſt ſinken und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

„Nun," ſagte Herr Veil, indem er über den Bogen Papier hinweg ſah, „wo fehlt's Ihnen, junger Buchhändler? Sehen Sie nicht wahrhaftig aus wie unſer würdiger Chef, wenn er einen Retourzettel erhält, auf dem geſchrieben ſteht: Wird nur gegen Baar expedirt. — Hat Sie die Unterredung von heute Morgen angegriffen?"

Der Lehrling ſchüttelte betrübt den Kopf.

„Oder iſt Ihr Hunger ſtärker wie gewöhnlich? — Auch das nicht? — Nun, dann weiß ich nicht, was Ihnen fehlt. Bitte, ſprechen Sie ſich deutlicher aus, theuerſter Anton!"

„Sie wiſſen wohl, daß ich nicht Anton ſondern Auguſt heiße," entgegnete betrübt der Lehrling. — „Haben Sie den Herrn Grichſen geſehen?"

„Sonderbare Frage!" meinte Herr Veil, indem er den Bogen Papier weit von ſich abhielt, um den Totaleindruck der Zeichnung beſſer zu genießen.

„Ach! iſt das nicht ein angenehmer junger Mann!" fuhr

Auguſt fort, „ſo elegant gekleidet, feine helle Handſchuhe, ſo ein ſchönes und freies Benehmen, und hat was gelernt. Wenn ich dagegen unſereins anſehe —“

„Unſereins!“ entgegnete der Commis ſcheinbar entrüſtet, indem er die eine Spitze ſeines gewaltigen Schnurrbarts in die Höhe drehte. — „Unſereins! Nun ich denke, meine Repräſentation iſt auch nicht ganz Ohne, und wenn Sie fleißig Brochuren verpacken, pünktlich Ihre Pakete austragen, und wenn dann einſtens Herr Blaſſer ſtirbt und Sie zum Erben einſetzt, ſo können Sie auch gute Paletots tragen und feine Handſchuhe.“

„Ach, machen Sie doch nicht immer Ihre Späſſe, mit denen es Ihnen doch nicht Ernſt iſt!“

„Das iſt mein blutiger Ernſt, Sie junger Wortklauber; ich halte was auf mich, und wenn ich einmal zufälliger Weiſe in die rechte Carriere hinein gerathe, ſo ſollen Sie Ihr blaues Wunder ſehen. — Der Buchhandel,“ ſetzte er mit anderem Tone hinzu, „iſt freilich auch nicht das, was mir in meinen ſüßen Träumen vorgeſchwebt.“

„Ach, Herr Veil,“ fuhr der Lehrling fort, ohne ſeinen Blick vom Boden zu erheben, „hätte man mich nur was Rechtes lernen laſſen, glauben Sie mir, ich habe den Kopf dazu. Wollte ich doch auch ein Zeichner und Maler werden, und als ich noch in die Schule ging, da ſagten die Lehrer, ich hätte ein ſchönes Talent und es könnte auch einmal etwas Gutes aus mir werden.“

„Immer die alte Jeremiade!“ antwortete Herr Veil, indem er das Papier ſinken ließ und den Lehrling nicht ohne Intereſſe betrachtete. — „Sie ſind aber ein junges Ungeheuer,“ fuhr er nach einer Weile im früheren Tone fort; „lehrt Sie der Herr Blaſſer nicht täglich und ſtündlich etwas Gutes und Neues, Sie und Ihre Schweſter Maria?“

„Ich kann eigentlich nicht verlangen, daß er mich hätte ſollen viel lernen laſſen," entgegnete der Andere, „aber ſo ein paar Privatſtunden hätte ich wohl noch haben ſollen."

„Wie nahe iſt Ihnen der Herr Blaſſer verwandt?" fragte nachdenkend der Commis, der die vorige Rede überhört zu haben ſchien.

„Eine eigentliche Verwandtſchaft exiſtirt gar nicht zwiſchen uns; nur war er mit meinem Vater ſehr befreundet."

„Und als Ihre Mutter ſtarb, hatte unſer ehrbedürftiger Principal, den Gott erhalten möge, diverſe Forderungen an ſie zu machen. Sie aber hatten keine lebende Seele, weßhalb Sie in's Blaſſer'ſche Haus kamen!"

„Mit meiner Schweſter Marie."

„Und Ihrem Vermögen, was ſchon lange darauf gegangen ſein ſoll für Ihren Lebensunterhalt. — So ſagt man nämlich, und damit ihr Beide auch als nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft heran gebildet würdet, avancirten Sie zum zehnjährigen Lehrling, und ſie — Maria nämlich — verſieht die Stelle unſeres Dienſtmädchens." — Dieſe letzten Worte ſprach Herr Beil mit einer merkwürdigen Weichheit, während er nachdenkend an die Decke des Zimmers blickte. — Einige Augenblicke darauf aber kehrte er wie gewaltſam zu ſeinem früheren Humor zurück, indem er laut lachend nochmals auf die Zeichnung ſchaute, ſie alsdann zuſammen faltete und in die Taſche ſteckte. „Meiner Seel'!" ſagte er, „es iſt zwölf Uhr vorüber, jetzt will ich einmal Hausinſpection halten und nach Küche und Köchin ſehen."

Ehe Herr Beil hierauf das Comptoir verließ, zog er einen beſſeren Rock an, der hinter der Thüre hieng, brachte Haar und Bart in Ordnung und ging in's Nebenzimmer, von wo man unterdeſſen Tellergeklapper vernahm.

Hier befand ſich die Schweſter des Lehrlings, welche wir dem Leſer mit einigen Worten vorzuſtellen uns veranlaßt ſehen. Es war das ein junges Mädchen von vielleicht achtzehn Jahren, von feiner Geſtalt, kleinen Händen und Füßen, einem runden, friſchen Geſicht, welches dunkelblondes Haar umgab, kurz von einem Aeußeren, das eigentlich gar nicht zu der groben Kleidung paßte, die es bedeckte. Noch weniger harmonirte damit ihr eleganter, ſchlanker Oberkörper, der an der Taille zu umſpannen war, und der gegen oben zu einer wahrhaft bewunderungswürdigen Breite und Fülle aus einander ging. Wenn man die Schweſter neben dem Bruder, dem Lehrling nämlich, ſah, ſo hätte man ihrem Weſen nach glauben können, er ſei das Mädchen und ſie der Knabe. Auguſt war zärtlich, erſchrocken, mit weichem, biegſamem Gemüth, ſie dagegen keck, luſtig, ja trotzig und widerſtrebend.

Herr Blaſſer hatte mit dem Mädchen eine gar eigenthümliche Erziehungs- und Behandlungsweiſe eingeſchlagen, welche übrigens nicht dazu beitrug, ihren Charakter weicher zu machen. Bald ſchien er in ihr die Tochter eines Freundes zu ſehen, und redete ihr liebreich, ja ſchmeichelnd zu, ja auffallend ſchmeichelnd, wie Herr Veil behauptete; bald aber behandelte er ſie mit der größten Härte, ließ ſie alle niedrigen Dienſte verrichten und ſtrafte ſie unnachſichtlich für die kleinſten Vergehungen. Er behauptete, ſie habe ein etwas leichtſinniges Temperament und ein ſehr undankbares Gemüth, was ſie namentlich darin bewies, daß ſie die Freundlichkeit, mit der ſie meiſtens die Männer behandelte, die mit ihr in einige Berührung kamen, durchaus nicht auf ihren Umgang mit ihrem Herrn und Meiſter ausdehnen wollte; ſie war eine widerſpenſtige Sclavin, wie ſich der Buchhändler ſchon hatte vernehmen laſſen, wenn er nämlich nicht daran gedacht, daß ſich

Herr Veil in ſeiner Gehörweite befand. Der Commis aber befand ſich oft in dieſer Gehörweite, ohne daß es der Principal wußte, und wir können dieſes an ſich tadelnswerthe Betragen nur dadurch entſchuldigen, daß ſich Herr Veil auf's Heftigſte in das Mädchen verliebt hatte und in beſtändiger Angſt lebte, die Zwiſtigkeiten zwiſchen Herr und Dienerin, die oftmals ausbrachen, könnten einmal für das Mädchen auf ſehr unangenehme Art endigen.

Das mußte ſchon wahr ſein, Maria gab ſich häufig nicht einmal die Mühe, ihre Scheu, ja ihren Widerwillen vor ihrem Herrn zu verbergen, namentlich in jenen Tagen nicht, wo er es verſuchte, ſie durch Liebe und Sanftmuth zu erziehen. Dann war ihre Laune unerträglich, wogegen ſie ordentlich aufzuleben ſchien, und ſich auf ihrem ſchönen Geſichte Frohſinn und Heiterkeit abſpiegelte, wenn ſie Scheltworte und die ſchlechteſte Behandlung mit oder ohne Veranlaſſung zu ertragen hatte.

Seit einigen Tagen war in dem Hauſe vollkommen ruhiges Wetter geweſen, ja Herr Blaſſer hatte ſich auffallend ſanft benommen und ſogar einmal die Aeußerung gethan, er ſehe ein, das paſſe ſich eigentlich nicht, daß Maria in ſeinem Hauſe alle die niedrigen Dienſte verſehe, und er finde es angemeſſen, nächſtens ein wirkliches Dienſtmädchen anzuſtellen. Dieſe Aeußerung hatte dem Herrn Veil einen Stich in's Herz gegeben, und er ſetzte ſeine Beobachtungen um ſo eifriger und genauer fort, als Maria ihm ſichtlich auswich, oft in tiefen Gedanken vor ſich hinſtarrte und ſich durch keinen luſtigen Einfall aufheitern ließ.

Obgleich der Commis, wie ſchon geſagt, das Mädchen liebte, ſo ſind wir doch durch nichts berechtigt, an eine Gegenliebe zu glauben. Sie benahm ſich gegen ihn nicht freundlicher und zuvorkommender wie gegen jeden Anderen, und Herr Veil warf

während vieler ſchlimmen Stunden in ſeinem Kopfe die ſchreckliche Vermuthung umher, irgend ein unternehmender junger Mann habe ſich vielleicht in ihr Herz geſchlichen und mache es unempfänglich für all' die Beweiſe von Zuneigung und Liebe, die er ihr ſchon gegeben.

Unterdeſſen hatte ſie den Tiſch gedeckt, das mehr als beſcheidene Eſſen aufgetragen, und die Drei ſetzten ſich dazu hin, ziemlich ſtumm und einſylbig; der Lehrling ließ den Kopf hängen, der Commis hatte keine guten Einfälle, und wenn er einen höchſtens halbwegs ordentlichen zu Tage brachte, ſo hatte dieſer nur die Wirkung, daß das Mädchen, das, ohne einen Biſſen anzurühren, auf ihren Teller hinſtarrte, erſchrocken in die Höhe fuhr und mit einem ſehr erkünſtelten Lächeln um ſich ſchaute.

Vierzehntes Kapitel.

Häusliche Scenen.

Auf dem Kirchhofe der Stadt, den wir in einem der vorigen Kapitel verließen, fanden, wie der geneigte Leſer bereits weiß, an jenem Morgen zwei Begräbniſſe Statt. Das erſte, das vornehmere, war das einer ſehr alten und ſehr adeligen Stiftsdame, die es ihren nun lachenden Erben recht ſauer gemacht hatte. Es war eins von jenen kränklichen Weſen, von denen man achſelzuckend ſpricht: „Und ſie lebt immer noch?“ — eine Frage, die aber Jahrzehnte und Jahrzehnte mit einem „Ja!“ beantwortet wird. Endlich aber hatte der unerbittliche Tod das hochadelige Wappen nicht länger geachtet und der alten Dame zum letzten Reigen die Hand gereicht, was ihr gerade in dieſem Augenblicke ſehr unangenehm und unerwartet kam, denn es kreuzte einige Entwürfe, die ſie nächſtens auszuführen beſchloſſen hatte. Aber da wir Alle des Todes allerleibeigenſte Sclaven ſind, ſo genügte, wie ſchon geſagt, ein Wink von dieſem Tyrannen, und ſie, die geſtern noch in dem Hofcercle ſo außerordentlich recherchirt war,

und so angenehm mit den hohen und höchsten Herrschaften geplaudert hatte, ließ nun Fächer und Blumen plötzlich den steifen Fingern entgleiten und streckte sich lang aus, jenen gewissen eigenthümlichen Zug im Gesichte, den alle glücklichen, zufriedenen Menschen, wie zum Beispiel ihre gestrige Gesellschaft, nicht ohne einen unerklärlichen Schauder anzusehen vermögen.

Die Stiftsdame war sehr vornehm und sehr stolz gewesen; doch hatte sie sich in allen Ständen der Gesellschaft einen freundlichen Namen erworben, denn sie gab den Armen und sonstigen Hülfsbedürftigen nicht ungern, namentlich aber da, wo die öffentlichen Blätter ihre Gabe, Größe und Zweck derselben, in mehreren dankerfüllten Zeilen dem allgemeinen Publikum tiefgehorsamst ersterbend hinstammelten.

Sie war zur selben Stunde gestorben, wie das kleine Schwesterchen der Tänzerin, nächtlicher Weile, als noch tiefe Schatten über Wald und Flur lagen. Vielleicht hatten die beiden aufschwebenden Seelen einen und denselben Weg, und zogen, nachdem alle Standesunterschiede abgestreift, Hand in Hand dahin. Sollte aber auch sogar der Tod dieses Gleichheitsprincip nicht durchzusetzen vermögen, so könnten wir auch vielleicht annehmen, der arme kleine Engel sei gerade zur rechten Zeit mit der alten Stiftsdame gestorben, um, hinter ihr drein gleitend, die lange weiße Schleppe zu tragen. Wenn sich aber zufällig ihre Wege theilten, und die kleine unschuldige Seele, an Freuden und Erlebnissen leicht, lustig aufwärts flatterte, während die andere, an Thaten und an Ehren reich, nicht im Stande war, sich so weit empor zu schwingen, so blickte sie vielleicht zum ersten Male sehnsüchtig nach dem armen Kinde und sprach ein leises Gebet, es möge droben ein stilles Fürwort für sie einlegen, oder es möge die kleinen Händchen niederstrecken und sie mit sich empor ziehen.

Das ſind übrigens nur Anſichten und Phantaſieen, und das Wahre an der Sache iſt, daß das Kind, wie wir bereits wiſſen, in einem Winkel beerdigt wurde, während der Leichenconduct der Stiftsdame ſich über den ſchönſten Theil des Kirchhofes verbreitete, und dort bei der Begierde, die vortreffliche Rede zu hören, von manchem ſtillem, beſcheidenem Grab Immergrün und Epheu ſchonungslos niedertrat.

Der Zug war in jeder Hinſicht impoſant zu nennen. Da waren alle Schichten der Geſellſchaft vertreten, da fuhren glänzende Wagen in der königlichen Livree, denen der Prinzen, der hohen Würdeträger bei Hof, der Miniſter, des niederen Adels, der reichen Bürgerſchaft, der Beamtenwelt, kurz, wer eine Equipage hatte, die ſich anſtändiger Weiſe hinter die lange Reihe anſchließen konnte. Da ſaßen die Kutſcher der höchſten Herrſchaften gravitätiſch auf ihrer Bockdecke, die Peitſche hoch, das wettergebräunte Geſicht und die rothen Naſen mit einem leichten künſtlichen Anflug von Schwermuth ſchattirt; da kamen ihre minder vornehmen Collegen mit minder vornehmer Haltung, aber in ihren reichſten Anzügen; ihnen folgten endlich die Kutſcher der Anverwandten in der ſchwarzen Trauerlivree, Florepaulettes auf den Schultern, ganz in ſchwarzes Tuch gekleidet und mit ziemlich zerknirſchter Miene. Daß die meiſten Wagen leer fuhren, verſteht ſich von ſelbſt; ihnen ſchloß ſich erſt eine unendliche Reihe Fußgänger aller Stände an, würdevoll einher ſchreitend, den Blick zu Boden, die eine Hand vielleicht in die Bruſt des Paletots vergraben, und in leiſem Geſpräch, natürlicher Weiſe handelnd von den Tugenden der Verblichenen. Wenn man aber auch über andere Dinge ſprach, ſo gab man ſich doch das Anſehen, als ſei man mit Leib und Seele bei dem traurigen Geſchäfte, und es wurde vielleicht über einen Proceß, ein Avancement, über die

Fünfprocentigen oder die Preise von Baumwolle und Käse nur mit hoch empor gezogenen Augenbrauen gesprochen, begleitet von ernstem, würdigem Kopfnicken und salbungsvoll herabhängender Unterlippe.

Die Gefühle der meisten Leidtragenden, wenn sie nicht gerade den nächsten Verwandten angehören, treten in ihren Contrasten während des Hin- und Herweges am Schärfsten bei einem militärischen Begräbnisse hervor. Wie dumpf und schauerlich wirbeln die Trommeln, wie klagen die Hörner in einzelnen schwermüthigen Accorden auf dem Hinwege, wie abgemessen und langsam ist der Schritt der Colonne, die mit dem Kameraden geht, und wie ernst und düster die Haltung, mit der sie um das Grab stehen, bis es zugeschaufelt ist. Sobald dieß aber geschehen, hebt der kleine Tambour seine Trommel in die Höhe, schraubt das Kalbsfell schraffer und spuckt auch gelegentlich und verstohlen in die Hände, um seine Schlegel recht behend und flink rühren zu können, denn kaum haben sie dem Kirchhof den Rücken gekehrt, so schwingt der Tambour-Major schon mit einer ganz anderen Miene seinen Stock, und die Trommeln, auf denen es vorhin klang: drum — drrum — drrrrrum — drrum — drum — drrrrum! schallen jetzt: Rataplan — rataplan — rataplan — plan — plan, und darauf fällt die Musik ein, aber lustig, heiter und schmetternd; der Choral ist vergessen und irgend ein klingender Marsch führt die Truppen, nun um einen stillen Mann weniger, nach der Kaserne zurück.

Bei bürgerlichen Begräbnissen ist das, wenn auch mit weniger Geräusch und weniger auffallend, die gleiche Geschichte. Die würdigen Kutscher wenden ihre Wagen nach der Ceremonie um und suchen einer an dem andern vorbei im vollen Trabe nach Hause zu kommen, wobei es denn nicht selten eine Bemerkung,

ein Wort setzt, das durchaus nicht passen will zu der ernsten Haltung von so eben. Von den Fußgängern sind manche draußen vor dem Thore geblieben, denn der Rasen ist feucht, Erkältungen in dieser Jahreszeit sehr gefährlich, und der Anblick der stillen Hügel mahnt auf so unangenehme Art an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Was nun aber, erbaut von der Predigt, wieder heraus kommt, löst sich in einzelne Gruppen auf und geht plaudernd, guter Dinge, auch wohl lachend nach Hause; Mancher schlägt für sich sein Rataplan und denkt: es ist gut, daß ich dießmal noch zu den Begleitern gehöre.

Unter den Haufen, die sich an diesem Morgen nun nach allen Seiten hin zerstreuen, bemerken wir einen dicken Herrn, mit stattlichem, umfangreichem Oberkörper, aber etwas gekrümmten Beinen, die wahrscheinlich der Last, die sie Jahre lang tragen mußten, am Ende erlagen, nachgaben und etwas Sichelförmiges annahmen. Der schon ziemlich alte Herr hat ein volles, wohlwollendes Gesicht und gibt sich offenbar die Mühe, namentlich wenn er grüßt, sehr würdevoll und gravitätisch auszusehen. Zu diesem Zweck zieht er alsdann seine Augenbrauen finster zusammen, ist aber nicht im Stande, einen lachenden Zug um den gutmüthigen Mund zu vertilgen, weßhalb sein Gesicht bei diesen Veranlassungen meistens in einer lustigen Composition von Ernst und Scherz erscheint. Zu beiden Seiten desselben gehen zwei junge Männer von einigen dreißig Jahren, der Eine blond, mit einem offenen, gutmüthigen Gesicht, nachdenkenden Augen, in welchen man hie und da Zerstreutheit liest, der Andere mit dunklem Haar und Backenbart, mit einer Brille auf der Nase, hinter der sich ein paar dunkle, stechende Augen befinden.

„Ich sage euch," bemerkte der alte Herr, indem er ruhig eine Prise nahm, „die verstorbene Stiftsdame war eine respec-

table Frau. Was hat ſie nicht Alles den Armenanſtalten unſerer Stadt gethan, und wie herablaſſend war ſie nicht gegen Jeden, der mit ihr umging! — — Herablaſſend ſage ich und wiederhole es; ſie, eine Baroneſſe von einem der beſten Häuſer! Hat ſie nicht meine Frau, ſo oft ſie uns beſuchte, mit — mit — wie ſoll ich ſagen? — ja, mit wahrer Freundſchaft behandelt!"

„So oft ſie zu uns kam!" verſetzte ſpöttiſch der Herr mit der Brille. „Aber welches waren die Veranlaſſungen zu dieſen Beſuchen?"

„Nun," entgegnete der alte Herr, indem er die Hände von ſich ſtreckte, „die Veranlaſſungen waren die edelſten und beſten; ſie veranſtaltete Sammlungen zur Ausſtattung armer Mädchen und zur Unterſtützung hülfsbedürftiger alter —"

„Schnapstrinker."

„Wa— as?" fragte der alte Herr, der dieß Wort nicht recht verſtanden hatte. — „Und abgeſehen von dieſen Beſuchen begegneten wir ihr nie am dritten Orte, ohne daß ſie ein charmantes Lächeln, eine freundliche Begrüßung für uns hatte."

„Und für unſere Kaſſe," warf der Andere ein. „Sonſt aber ließ ſie uns, wie ich es auch begreiflich finde, auf der Stufe ſtehen, zu der wir gehören, und wenn ſie auch gnädiger Weiſe zu uns herabſtieg, ſo konnten wir doch verſchloſſene Thüren finden, wenn wir es uns einfallen ließen, einmal eine Treppe höher anzuklopfen."

Der alte Herr zuckte die Achſeln und ſagte: „Das finde ich ganz in der Ordnung; ſtreng geſchiedener Rang und Stand iſt durchaus nothwendig, und daß das auch in meinem Hauſe ſo gehalten wird, darein ſetze ich meinen Stolz."

„Namentlich Mama," ſagte träumeriſch der andere junge Mann mit dem blonden Haar.

„Allerdings; deine Mutter ist von strengen Grundsätzen, und das ist ein Segen, der im ganzen Hauswesen sichtbar wird."

„Nur bei Einem dieses Hauswesens," bemerkte lachend der mit der Brille, „ist von diesem Segen nicht viel zu sehen. Arthur hat von den Grundsätzen Mama's nie viel profitirt."

„Arthur ist leider ein Künstler," entgegnete der alte Herr, „und kommt hiedurch in Kreise und Berührungen, die freilich nicht besonders gut auf ihn einwirken, aber —"

„Laßt doch die Geschichten gehen!" meinte der mit dem blonden Haar. „Ich weiß nicht, Alfons, daß du nie mit deinen Neckereien und Sticheleien aufhören kannst; wahrhaftig, das wird am Ende unerträglich, und du kannst keine Stunde damit still sein. Ich möchte nicht deine Frau sein."

„Und ich nicht der Mann deiner Frau," entgegnete Alfons mit einem unangenehmen Lächeln.

Bei welchen Worten über das Gesicht des anderen jungen Mannes etwas wie ein leichter Schmerz zuckte. Er biß sich auf die Lippen, reichte dem dicken Herrn die Hand und sagte: „Ich muß einen Augenblick nach Hause, komme aber später. Adieu Papa!"

Das Zwiegespräch der beiden jungen Leute war ziemlich leise geführt worden, und der alte Herr, der einen Schritt voraus war, hatte es nicht so recht verstanden. Er reichte dem Abschiednehmenden die Hand und rief ihm dann nach: „Vergiß nicht zu Tische zu kommen, Eduard; du weißt, Mama hat euch eingeladen."

Darauf ging er mit dem Herrn, welcher die Brille trug und der sein Schwiegersohn war, die gerade Straße hinab, der Andere dagegen, sein wirklicher Sohn, bog links ein und schritt langsam einem großen Hause zu, in dessen erstem Stock er wohnte.

Es war, wie wir wissen, Winter, und ein ziemlich kalter und rauher Morgen. Auf der Treppe des Hauses saß ein kleines Mädchen von vielleicht drei Jahren, in einem eleganten feinwollenen Kleidchen, aber es saß auf dem kalten Steine, und seine Aermchen und Nacken waren ganz roth vor Kälte.

Der junge Mann trat erschrocken näher, hob das Kind auf und fragte: „Was thust du hier, Anna? Warum bist du nicht droben im warmen Zimmer? — Wer hat dich so allein auf die Straße gelassen? — Ist Oscar droben oder wo ist er?"

Das kleine Mädchen, ein hübsches Kind mit klaren braunen Augen, lächelte über die hastigen Fragen des Papa's. „Ich bin herunter gegangen," entgegnete es, „die Thüre war offen, Oscar ist freilich auch mit gegangen, aber er ist um die Ecke gelaufen, und will sich um einen Sechser Bindfaden kaufen."

„Und Mama ist oben?"

„Ich glaube wohl," erwiederte das Kind gleichgültig, „habe sie aber schon lange nicht mehr gesehen."

Der junge Mann biß die Zähne über einander, nahm seine Tochter auf den Arm und stieg hastig in den ersten Stock des Hauses, vor dem dieß kleine Zwiegespräch geführt wurde. Eine breite und hohe Glasthüre, die von der Treppe auf den Gang führte, stand offen; links befand sich Küche und Kinderzimmer, und aus dem letzteren erscholl ein lautes und lustiges Lachen. Der Hausherr setzte das Kind auf den Boden und schritt rasch auf die Thüre zu, hinter welcher es so fröhlich zuging. Er öffnete sie heftig und sah, was er auch nicht anders erwartet, seine sämmtliche Dienerschaft, Köchin, Stubenmädchen und Kindsfrau in heiterer Unterhaltung begriffen, während draußen die Thüre offen stand und während eines seiner lieben Kinder fast unangezogen in der Kälte vor der Hausthüre saß, und das andere, ein Büb-

chen von vier Jahren, ohne Aufsicht in der Nachbarschaft herum lief. Man hätte es dem Vater nicht verdenken können, wenn er in diesem Augenblicke seinen Spazierstock zu einem anderen Zwecke benutzt hätte; doch bezwang er sich und fragte mit ernster und fester Stimme: „Wo sind die Kinder?“

In dem Augenblicke, wo der Hausherr erschien, hatte jede der drei dienenden Damen mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und Geistesgegenwart irgend ein Stück Arbeit ergriffen; die Köchin that, als habe sie sich ein Haushaltungsbuch geholt, das Stubenmädchen fuhr mit der Schürze leicht über den Tisch, und die gewissenhafte Hüterin der Kinder nahm etwas Wäsche aus einem neben ihr stehenden Korbe.

„Die Kinder waren im Augenblicke da,“ sagte die Letztere mit ziemlich gleichgültigem Tone, „sie werden im Salon oder Schlafzimmer sein.“

„Sie werden sein!“ entgegnete heftig der junge Mann. „Ist das auch eine Antwort: sie werden sein? Sind Sie vielleicht dazu da, um mir so unbestimmte Antwort über das Ihnen Anvertraute zu geben?“

Die also Angesprochene zuckte die Achseln; die Köchin sah ihren Herrn mit einem unfreundlichen Blick an, und das Stubenmädchen eilte naserümpfend hinweg, und man hörte sie draußen auf dem Gange sagen: „Es ist doch in dem Hause keine Ruhe, jetzt haben wir schon wieder Aerger und Lärmen!“

„Anna saß vor der Thüre auf der kalten Treppe,“ sprach der Vater des kleinen Mädchens, indem er sich gewaltsam bezwang, „und mein Bube läuft ohne Aufsicht in der Nachbarschaft herum. Heißt das vielleicht Ihre Pflicht erfüllen?“

„Die Kinder sind erst vor ein paar Secunden fort gegangen.

Anna kann ſich kaum niedergeſetzt haben und Oscar muß da unten vor dem Hauſe ſein."

„So gehen Sie augenblicklich und holen ihn; ſchließen Sie die Glasthüre zu und behalten hier die Kinder bei ſich im warmen Zimmer. Ich ſage Ihnen, Frau Bendel, nehmen Sie ſich ja in Acht oder es geht mit uns Beiden auf eine ſehr unangenehme Art auseinander."

„Ich thue was ich kann," entgegnete die Perſon weinerlich; „aber ich weiß, Sie mögen mich nicht leiden und wenn Madame nicht ſo mit mir zufrieden wäre, ſo hätte ich ſchon lang dieſes Haus verlaſſen."

Der Hausherr gab weiter keine Antwort, doch ballte er die rechte Fauſt heftig zuſammen, ſeufzte tief auf und trat anſcheinend ruhig in das Zimmer ſeiner Frau.

Obgleich es bereits eilf Uhr war, hatte Madame doch eben erſt ihren Kaffee getrunken. Sie war eine junge und hübſche Frau mit ſtark blondem Haar, welches noch vollkommen unfriſirt unter einer zerzausten aber mit Blumen beſetzten Haube ſtack. Der übrige Anzug paßte hiezu: ſie trug einen wohl feinen und eleganten Morgenrock, doch hatte ſie ihn weder um ihre ſchlanke Taille zuſammen gezogen, noch oben gehörig befeſtigt, und hatte, um die hiedurch entſtandenen Blößen zu bedecken, darüber eine Sammt-Mantille geworfen, die, nur für die Straße beſtimmt, jetzt an der Rücklehne und auf dem Sitz grauſam zerknittert wurde.

Madame erhob nicht den Kopf beim Eintritte ihres Gemahls, ja ſie gab dem kleinen Fauteuil, in welchem ſie ſaß, durch einen heftigen Ruck eine ſolche Richtung, daß ſie dem Eintretenden den größten Theil ihres Rückens zuwendete.

„Ich bin es, mein Kind," ſagte der junge Mann mit ziemlich ſanfter Stimme.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich bin ſo eben von dem Begräbniß der Fräulein von M. zurückgekehrt; du warſt noch nicht auf, als ich ging. Wie befindeſt du dich, haſt du gut geſchlafen?“

Madame zuckte ſtatt aller Antwort die Achſeln und öffnete phlegmatiſch ein Buch, das in ihrem Schooße lag.

„Ich möchte wiſſen, wie du geſchlafen haſt,“ fuhr der junge Mann mit etwas ſtärkerer Stimme fort.

Worauf ſie abermals die Achſeln zuckte, den Kopf halb herum warf und mit moquantem Tone entgegnete: „Was kümmert dich meine Nachtruhe, überhaupt meine Ruhe? Man hat ja vor dir doch keinen Frieden, nicht bei Tag, nicht bei Nacht.“

„Wie, du haſt vor mir keinen Frieden?“

„Oh!“ entgegnete Madame mit aufgeworfener Oberlippe, „es war recht ruhig, ſo lange du fort warſt, aber kaum betrittſt du das Haus, ſo beginnt gleich wieder dein Schelten mit den armen Dienſtboten.“

„Mit den armen Dienſtboten!“ erwiederte er, indem ſein ſonſt ſo ſanftes Auge anfieng aufzuflammen. „Ah! mit den armen Dienſtboten! Hat Jungfer Babett wieder rapportirt? Es iſt übrigens gar nicht einmal der Fall, daß ich beſonders heftig geworden bin, obgleich ich bei Gott im Himmel die gegründetſte Urſache gehabt hätte.“

Es erfolgte keine Antwort, vielmehr ſchien ſich Madame eifrig in die Lectüre ihres Buches zu vertiefen.

„Du weißt natürlicher Weiſe nicht, wo die beiden Kinder ſind?“

„In ſehr guten Händen hoffe ich; die Kindsfrau hat mein volles Vertrauen.“

„Nun denn, als ich eben nach Hauſe komme — es hat

beiläufig gesagt zwölf Grad Kälte — sitzt Anna in einem dünnen Kleidchen vor der Hausthüre, und Oscar läuft in der Nachbarschaft herum, die drei Frauenspersonen aber sitzen drüben in dem Zimmer, plaudern auf's Eifrigste und thun nicht, als ob überhaupt Kinder für sie in der Welt wären."

„Und das wundert dich?" sagte Madame nach einer peinlichen Pause.

„Wie verstehe ich deine Frage?"

„Anna wird an die Treppe gelaufen sein, ihren lieben Papa zu empfangen, ihm ihren guten Morgen zu bringen, ihm zu schmeicheln. Es könnte das eigentlich komisch erscheinen; die Kinder werden ja förmlich dressirt, dich als erste, ja ich möchte sagen, als einzige Person im Hause zu betrachten."

„Und wer dressirt die Kinder so, um mich deines Ausdrucks zu bedienen?"

„Nun, wahrscheinlich du."

„Und wenn dir nun meine Dressur zuwider ist, warum übernimmst du nicht einmal diese Mühe? Es wäre doch wahrhaftig deine Pflicht als Mutter, die Kinder zu unterweisen. — Aber," setzte er achselzuckend hinzu, „dann müßtest du sie freilich ein paar Stunden des Tages um dich haben, und das wäre zu viel verlangt."

„Ich sehe die Kinder, so oft es nothwendig ist," entgegnete Madame gereizt.

„Heute Morgen schien es dir also noch nicht nothwendig, denn wie mir Anna sagte, hast du noch nicht ein einziges Wörtchen zu ihr gesprochen. — O Bertha! Bertha!" setzte er mit weicherer Stimme hinzu, „es ist fast schon die Hälfte des Tages vorüber und du hast deine Kinder noch gar nicht gesehen. Ich muß dir gestehen, ich begreife das nicht, mir ist es am Morgen

der ſüßeſte und liebſte Augenblick, wenn ich die lieben und unſchuldigen Geſichtchen ſehe."

„Ha! ha! ha!" lachte Madame überlaut, „natürlicher Weiſe dein ſüßeſter Augenblick, du haſt mich ja vorher geſehen, und darauf brauchſt du begreiflich eine Erholung. — Aber der kleinen Katze," fuhr ſie fort und nickte heftig mit dem Kopfe, „werde ich's doch noch ernſtlich und fühlbar vertreiben, beſtändig meine Angeberin zu machen. — Ein anderer Mann freilich würde auf das Gerede der Kinder nichts geben, aber du biſt glückſelig, ſobald es dir gelungen iſt, eine Gelegenheit zum Zanken vom Zaune zu brechen."

„Hat das Kind Unwahrheit geſprochen, haſt du ihm vielleicht ſchon heute Morgen ein freundliches Wort geſagt?"

Es erfolgte wieder einmal keine Antwort, vielmehr ſchlug Madame eifrig ein paar Blätter des Buches um.

Der junge Mann wiederholte gelaſſen ſeine Frage zwei bis dreimal, dann ſchwoll aber die Ader ſeiner Stirne und er klemmte die Unterlippe zwiſchen die Zähne. „Du wirfſt mir immer vor," ſagte er endlich mit gepreßter Stimme, „ich bräche die Gelegenheit mit dir zu zanken vom Zaune. Daß es Zank und Streit in dieſem Hauſe genug gibt, iſt nur zu wahr; der Friede iſt leider aus dieſen Gemächern und hier aus dieſem Herzen gewichen, aber freilich nicht meine Anhänglichkeit an dich, meine innige Liebe zu den Kindern."

Madame zuckte verächtlich mit den Achſeln.

„Dieſe Anhänglichkeit und Liebe," fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „halten mich wie Ketten an dich, an dieß Haus, das mir ſchon oft zur Hölle, zu einem Orte der fürchterlichſten Marter geworden iſt. Dafür ſind es aber auch wirkliche Ketten, die ich tragen muß; ich bin leider nicht Mann genug, ſie zu

brechen, und ſie machen mich zum Sclaven deiner Laune, die fürchterlich, unerträglich iſt."

Madame blickte finſter in die Höhe.

„Ich habe geſagt, deiner Laune, denn ich will dir zu meiner eigenen Beruhigung nicht einmal wirkliche Fehler zuſchreiben, ſondern es ſollen meinetwegen nur Launen ſein, die dich veranlaſſen, deine Kinder den Dienſtboten zu überlaſſen, und wenn ich, dein Mann, mich über die Nachläßigkeit deiner Dienſtboten beklage, ihnen noch Recht zu geben. — Es ſoll Laune ſein, Bertha, wenn deine fürchterliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was mir, den Kindern im Hauſe geſchieht, mich zur Verzweiflung bringt. Es ſoll Laune ſein, wenn aus deinem Munde Tage, Wochen lang kein angenehmes, liebreiches Wort kommt, wenn du Alles mit verdrießlichem, mequantem Blick betrachteſt, wenn dich im reichſten Sonnenſcheine des Lebens jener Glanz nicht freut, der dich umgibt, ſondern dich jede Fliege ärgert, die um dich ſummt, wenn du das tauſendfach Gute und Schöne, was dir Gott verliehen, nicht ſehen willſt, und du dagegen emſig nach einer kleinen Wolke ſpähſt, damit du einen Vorwand haſt, mir ein verdrießliches Geſicht zu machen."

„Phraſen! Phraſen! unausſtehliche Phraſen!" entgegnete achſelzuckend Madame, „Reden, die ich ſchon zum Ueberdruß gehört."

„Und ich nenne ferner Laune," fuhr unerſchütterlich der Gemahl fort, „wenn du — ja, ich will es ſagen — eine junge ſchöne Frau, die in der Nettigkeit ihres Anzugs dem ganzen Hauſe ein Muſter geben ſollte, um eilf Uhr Morgens ſo erſcheint — — — — — wie du hier vor mir ſitzeſt."

Einen Augenblick ſchien Madame über dieſe letzte Rede, wie ſie es ſchon einigemal vorher gethan, mitleidig lächeln zu wollen.

Doch warf sie verstohlen einen Blick in den Spiegel, und da sie vielleicht finden mochte, daß ihr Gemahl nicht so ganz Unrecht, ja vielmehr vollkommen Recht habe, so flog eine tiefe Röthe über ihr Gesicht, sie preßte die Lippen heftig auf einander und öffnete sie alsdann wieder, als wolle sie etwas zornig erwiedern, doch siegte ihr angeborenes Phlegma, jene Gleichgültigkeit, von der ihr Mann sagte, daß sie ihn zur Verzweiflung brächte, über diese Aufwallung. Sie warf ihm einen finsteren, verdrießlichen Blick zu, dann senkte sie den Kopf auf ihr Buch herab und vergrub sich tief in den Fauteuil.

Der junge Mann war, wie er vorhin sagte, in der That der Sclave seiner Frau; und seine Sclaverei war von der härtesten Art. Hätte er ihr Gemüth besessen, hätte er Gleichgültigkeit mit Gleichgültigkeit erwiedern können, so würden die Beiden eine Ehe geführt haben, wie leider so viele andere. Ja, oder wäre sie bei seinen Reden ebenfalls heftig geworden, hätte ihr volles Herz ausgesprochen, hätte ihre Ansichten, ihre Ideen, ihre Gründe für dieß und das mitgetheilt, so wäre nach einem kleinen, oft wohlthätigen Sturme Alles wieder im gleichen Gleise gegangen. Da sie aber das nicht that, da sie bei jeder Veranlassung die Gekränkte und Mißhandelte spielte, wenn er, ein offener, ehrlicher Charakter, ein rasches Wort dazwischen warf, und da sie dieß Spiel mit außerordentlicher Gewandtheit fortsetzte — es war auch wohl ihr wirkliches Gefühl — so glaubte er am Ende fast beständig, er sei zu weit gegangen, und bot also wieder die Hand zur Versöhnung.

Auch heute ging er, die Hände auf den Rücken gelegt, eine Zeit lang unmuthig auf und ab, wobei er es aber nicht unterlassen konnte, von Zeit zu Zeit einen Blick nach seiner Frau zu

werfen, und dann jedesmal zuſammen zuckte, wenn ſie ſo ruhig und theilnahmlos in ihrem Buche weiter las.

„Ah! Bertha," ſagte er endlich nach einem längeren Stillſchweigen, „es kann wahrhaftig nicht ſo fortdauern, das mußt du einſehen. Glaube mir, unſer ganzes Hausweſen geht dabei zu Grunde."

Es erfolgte natürlicher Weiſe keine Antwort.

„Unſere Kinder, die armen, kleinen, lieben Kinder leiden ſehr darunter Noth, wenn du, ihre Mutter, dich nicht um ſie bekümmerſt."

Keine Antwort.

„Es ſollte dir ja ein Vergnügen ſein," fuhr er zitternd vor Aufregung und doch mit erzwungener Ruhe fort, „ihre kleinen Spiele zu überwachen, ſie zu beaufſichtigen, oder wenn du das nicht willſt, nur deinen Dienſtboten einzuſchärfen, daß ſie ihre Pflicht thun. Es iſt das ja eine Kleinigkeit."

Madame ſchien eifrig und mit großer Aufmerkſamkeit zu leſen.

„Ueberhaupt," fuhr er wärmer fort, „wäre es deine Pflicht und Schuldigkeit, nach deinem Hausweſen, deinen Dienſtboten zu ſehen; ich will dir ja gewiß nicht verwehren, zu thun, was jede Frau deines Standes thun darf: Beſuche zu machen, zu leſen; aber es muß doch auch eine Zeit geben, wo du begreifſt, daß du nicht blos dazu auf der Welt biſt."

Madame zog ihre Augenbrauen in die Höhe, als intereſſire ſie eine Stelle in dem Buche außerordentlich.

„Dann kann ich dich auch verſichern, Bertha, daß du eine große Beruhigung in der Erfüllung deiner Pflichten finden wirſt, daß das dein an ſich etwas trauriges Gemüth erheitern wird, und dich der Wahn verläßt, als ſeieſt du eine unglückliche Frau. —

— — — Ja, ein Wahn, ein schrecklicher Wahn, mein Kind," setzte er etwas heftiger hinzu; „du bist von Gott begünstigt wie wenige, du lebst nicht nur behaglich, sondern sogar glänzend; dein Mann, deine Kinder sind gesund — sage, was willst du mehr? Hast du kein beneidenswerthes Loos, hast du keine glückliche Existenz getroffen? — Und doch beständig traurig, beständig verdrießlich! — Oh! das ist unerträglich!" rief er ausbrechend, „ganz unerträglich, und wenn ich es auch schon lange in Geduld ertragen, so wird dieselbe doch bald zu Ende sein, denn ein solches Leben führe ich länger nicht mehr!"

Nachdem der junge Mann an der Thüre, wohin er geeilt, noch einen Augenblick gewartet, ob sie nicht vielleicht doch noch ein versöhnendes Wort von sich hören ließe, ein einziges kleines Wort, ja nur einen sanften oder freundlichen Blick, der ihm — wir sagen leider! — Veranlassung gegeben hätte, wieder gegen die Frau einzulenken, nachdem er so eine Zeit lang vergebens gewartet, ging er in erneuertem Zorne durch die Thüre und stieß sie hinter sich ziemlich unsanft in's Schloß.

Auf seinem Arbeitszimmer angekommen, warf er sich in seinen Schreibstuhl und blickte, tiefes Weh im Herzen, rings in dem elegant, ja reich möblirten Gemache umher. Hier war für jede Bequemlichkeit des Lebens gesorgt, hier standen Luxusgegenstände aller Art, und die ganze Einrichtung verkündigte einen reichen Besitzer. Er stützte die Arme auf die beiden Lehnen des Sessels und ließ den Kopf tief auf die Brust herab sinken. Wie hatte er seine Frau geliebt! Wie hatte er sich ein häusliches Glück so schön und zart ausgemalt, einen Familienkreis mit lieben Kindern, eine behagliche Existenz in seinen vier Pfählen, unberührt vom Sturme des Lebens. Ach! und wie war die Wirklichkeit geworden! Hier in seinem Innern sauste der Sturm und

riß die ſchönſten Blüthen ab, und wenn er ja einmal Friede haben wollte, mußte er ſein Haus verlaſſen, um unnatürlicher Weiſe Ruhe und Frieden im Gewühl der Welt zu ſuchen und zu finden. Wie hatte er ſich jene Abende ſo freundlich und ſchön ausgemalt, an dem großen runden Tiſche ſitzend, beim hellen Schein der Lampe, mit ihr ſo vergnügt und freundlich zu plaudern, Beide traulich in die Ecke des Sopha's geſchmiegt, während draußen die Feinde aller Geſelligkeit, Wind und Regen, an die Fenſter ſchlugen. — Ach! auch das hatte er nicht gefunden, und wenn zu Hauſe die Lampe angezündet wurde, ſo verließ er meiſtens ſeine Wohnung und ſuchte in einem Kreis von Bekannten, was er zu Haus nicht fand. —

Lange ſaß er ſo vor ſeinem Pulte in tiefe Träumereien verſunken, um endlich achſelzuckend in die Höhe zu fahren und ſich ſelbſt zu verſichern, daß er vor der Hand kein Mittel wiſſe, dieſen Zuſtand zu ändern. Er ſah ſein Leben dahin ziehen in einer Abhängigkeit, in einer Sclaverei, ärger als die, welche mit hochgeſchwungener Peitſche zur angeſtrengteſten Arbeit treibt.

Madame ihrerſeits hatte nicht ſobald die Thüre ſich ſchließen geſehen, als ſie das Buch, welches ſie in der Hand hielt, heftig auf den Boden warf und mit den Füßen weit von ſich ſtieß. Sie legte ihren Kopf in den Fauteuil zurück, kaute heftig an den Nägeln und murmelte endlich, während ſich ihre Bruſt heftig hob: „Nein, dieſe ewigen Quälereien ſind nicht mehr zu ertragen! Iſt es nicht bald ſo weit mit mir gekommen, daß ich auf Commando bald lachen, bald weinen ſoll? Auf welch' empörende Art bin ich von ihm überwacht! Nicht blos, was ich ſage, was ich thue, nein! nein! jeden meiner Blicke beobachtet er und glaubt, es brauche nichts mehr wie ſeinen Befehl, um mich heiter und

glücklich zu ſtimmen. — Ah! das iſt ein unerträgliches Leben, ein Leben voll Elend und Knechtſchaft! Was nützt mich der Reichthum, der mich umgibt, bin ich nicht in all' dieſer Pracht und Herrlichkeit eine elende Sclavin?"

Der geneigte Leſer kann ſich denken, daß nach dieſer häuslichen Scene der junge Mann allein zum Diner in's elterliche Haus ging; Madame ſchützte Kopfweh vor und blieb zu Hauſe.

Fünfzehntes Kapitel.

Lebende Bilder.

Dieß Haus des Commerzienrathes Erichsen war in jeder Beziehung auf das Reichste und Comfortabelste eingerichtet. Die Familie bewohnte den ersten Stock; unten waren Comptoir und Kassen.

Den Chef des Hauses haben wir bereits kennen gelernt, ebenso seinen Schwiegersohn, Herrn Alfons, den Mann mit dem schwarzen Haar und der Brille. Er hatte Marianne, die einzige Tochter des Banquiers, geheirathet, und die Mutter, die sich eher entschließen konnte, den Sohn als die Tochter aus dem Hause zu lassen, räumte der Letzteren den zweiten Stock ihrer Wohnung ein, was um so weniger auffiel, da Herr Alfons Theilhaber des Banquiergeschäfts war, und in geschäftlicher Beziehung die rechte Hand des Commerzienrathes.

Dieser würdige Herr war nominell das Haupt der Familie; in Wahrheit aber schwang die Commerzienräthin ein eisernes Scepter und regierte fast völlig unumschränkt. Wir sagen fast völlig unumschränkt, denn der Einzige im ganzen Hause, der es

hie und da wagte, ihr offen entgegen zu treten und der auch zuweilen ihr gegenüber Recht behielt, war ihr Schwiegersohn.

Der Commerzienrath, ein heiterer Mann, der gern lebte und leben ließ, hatte sich schon zu Anfang der Ehe die Zügel aus den Händen winden lassen, indem er viele Concessionen machen mußte, um die Hand der reichen Bürgerstochter zu erhalten. Er wurde von dieser stolzen Sippschaft durchaus nicht als ebenbürtig betrachtet, denn einige freundliche Basen hatten nachgewiesen, daß sein Großvater zwei Brüder gehabt, von denen der Eine als Rathsdiener starb, und der Andere lange Jahre der selbst eigenhändige Betreiber und schaumschlagende Besitzer einer Barbierstube gewesen. Wenn man dagegen die lange Linie stolzer Vorfahren der jetzigen Commerzienräthin betrachtete, so konnte man eine Mißheirath nicht läugnen. Da folgten sich in stolzer Reihe Stadt-, Kanzlei-, Justiz-, Regierungs-, Hof- und andere Räthe, und eine Seitenlinie hatte sich sogar in ein adeliges Geschlecht verwachsen, während von dem Urahnherrn der Familie zweifelhaft war, ob er nicht sogar ein heruntergekommener Edelmann gewesen sei; wenigstens deutete man so das Wappen mit zwei Beilen, während dagegen boshafte Neider versicherten, diese Emblemen bezögen sich auf die ehrbare Metzgerei, deren Oberzunftmeister jener erwähnte Ahnherr gewesen.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, das Haus der Commerzienräthin war in seiner Sphäre Ton angebend, und wer zu ihren Gesellschaften gezogen wurde, der konnte sich überall präsentiren lassen. Familienunglück hatte man freilich auch gehabt, aber es war mit dem Mantel christlicher Liebe und mit schweren Wechselbriefen bedeckt worden. Man sprach in übelwollenden Kreisen von dem zarten Verhältniß einer Nichte des Hauses mit einem unternehmenden Lieutenant der Infanterie, den man am Ende

in die Familie aufnehmen mußte, weil es seltsame Umstände ziemlich gebieterisch verlangten. Nachdem aber die Commerzienräthin hiezu, freilich nach langen Bitten, einmal ihren Consens gegeben und ihre wichtige Hand auf das junge Paar gelegt, war es rein gewaschen und brauchte sich nicht schüchtern bewegen wie andere minder reiche und vornehme Colleginnen, denen etwas Aehnliches, sehr Menschliches passirt. — Es ist das so der Welt Lauf und kommt häufig vor.

Im Gegensatz zu ihrem Gemahl war die Commerzienräthin eine große, hagere Frau mit einem strengen, magern Gesichte, aus dem die lange, spitze Nase wie ein Zeigefinger hervorsah. Wir gebrauchen dieses Bild, um dadurch die Wirkung auszudrücken, die es auf Jeden ausübte, gegen den diese Nase gedreht wurde; es war eine unmittelbare Aufforderung, ein förmliches Hinweisen, eine Erlaubniß, jetzt endlich zu sprechen oder jetzt endlich das Maul zu halten. Diese Nase wurde von den beiden stechenden Augen gleich zweien Trabanten unterstützt, von denen es nur eines Blinzelns bedurfte, um genau zu wissen, was die Commerzienräthin eigentlich wünschte. Hierüber blieb selten Jemand im Zweifel, und wenn sie obendrein ihre Blicke durch ein Wort unterstützte, so wußte man gleich, woran man war; und wie schon vorhin bemerkt, gehorchte alsdann fast Alles ohne Widerrede.

Das Diner war vorüber, der alte Herr, der wie immer sehr gut gespeist hatte, beschäftigte sich mit seiner Verdauung, indem er, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem weiten Gemach auf und ab spazierte. Dabei nickte er zuweilen mit dem Kopfe und hob wohl auch hie und da die Nase schnüffelnd in die Höhe, als wolle er erforschen, ob sich nicht bald durch eine Thürritze hindurch ein angenehmer Kaffeduft bemerklich mache.

Die Commerzienräthin ſaß in der rechten Sophaecke kerzengerade aufrecht, denn ſie hielt es nicht für anſtändig, daß ihr Rücken die weichen Kiſſen berühre. In der linken Ecke ſaß ihre Tochter Marianne, die Frau des Herrn Alfons, und da dieſe ſchon mit der Zeit vorgeſchritten war, ſo lehnte ſie behaglich hinten über, während ihre Füße einen Stützpunkt auf denen des Tiſches gefunden hatten. Es war ein hübſches kleines Weib, blond wie ihre Brüder, und wie der ältere, der neben ihr ſaß, mit Augen, die viel Sanftmuth, ja Duldung verriethen. Sie hatte ihren Kopf auf die Seite geneigt, und ſchien ihrem Bruder zuzulauſchen, der ihr eifrig etwas zuflüſterte, wahrſcheinlich die Erzählung des Auftrittes von heute Morgen; ſie hörte ruhig und aufmerkſam zu, und nur zuweilen, wenn ſich ſeine Stimme etwas laut erheben wollte, drückte ſie ihre Hand auf ſeinen Arm, wobei ſie von der Seite einen Blick auf die Mutter warf, die indeſſen theilnahmlos, mit hoch erhobener Naſe, für Niemand Auge und Ohr zu haben ſchien, und zuweilen mit ihren Fingern gleichgültig auf dem Tiſche trommelte. Wir ſagen ſchien, denn in Wahrheit entging ihr keine Miene, keine Bewegung all' derer, welche ſich im Zimmer befanden.

Die lebhafteſte Gruppe von der Familie bildete übrigens Arthur und Herr Alfons, die an einem der hohen Fenſter ſtanden und zuſammen ſprachen, auch wohl lachten. Alfons hatte den hoch erhobenen Arm auf den Fenſterrahmen geſtützt, den Kopf darauf gelegt und ſchaute ſeinem Schwager zu, der, während er hie und da eine Bemerkung hinwarf, zu gleicher Zeit beſchäftigt war, mit einem umgekehrten Zahnſtocher allerlei Figuren auf die angelaufenen Fenſterſcheiben zu zeichnen.

„— Sehr gut! — ſehr gut! — ſehr brav!“ ſagte Alfons, indem er die vergängliche Arbeit aufmerkſam betrachtete; „das

wird ein ſchöner Kopf, und eine Aehnlichkeit. — Jetzt keinen Strich weiter, ſo ſteht's vor mir. Wahrhaftig, ich möchte ſchwören, daß dieß Geſicht exiſtirt."

„Wie kann man nur ſo etwas ſagen!" antwortete lächelnd der Maler, „eine Phantaſie, eine Idee. Aber ſchau nur, wie ſich die Geſichtszüge ändern, wie der Hauch auf der Scheibe nach und nach ſchmilzt. Das Geſicht war vordem lachend und freundlich, jetzt wird es ernſt, finſter, drohend, und jetzt iſt es wie von ſchmerzlichen Thränen überzogen. — Das iſt der Lauf der Welt."

„Ja, man erlebt das häufig," entgegnete der Schwager; „Freude, Glück verſchwinden ſo ſchnell, und hat erſt ſo ein Geſicht den kleinſten Anflug von einer Schmerzenslinie angenommen, ſo greift er immer weiter um ſich, und am Ende entſtellt und verſtört er Alles."

„Ganz recht," verſetzte Arthur, wie es ſchien nicht ohne Beziehung, „aber man muß ſich auch hüten, auf einem Geſicht, das uns lieb und freundlich angelächelt, jenen erſten kaum bemerkbaren Zug des Schmerzes hervorzurufen."

„O das kommt ganz von ſelbſt. Du Glücklicher haſt nur keine Gelegenheit, das zu bemerken; du flatterſt von Blume zu Blume, und wenn in deiner Praxis ſo ein Schmerzenszug ſichtbar wird, ſuchſt du ſchon nach einer neuen und friſchen Blüthe."

„Nicht immer," ſagte ernſt der Maler.

„Apropos," fuhr der Andere leiſer fort, indem er ſich tiefer hinab beugte, „du biſt doch ein wahrhaft lockerer Zeiſig. Aus welchem Zweck treibſt du dich denn ſo viel in der Nähe der Balkengaſſe umher? Ich habe das neulich zufällig erfahren. Iſt denn da wieder was Beſonderes los?"

„Ich?" fragte ſcheinbar verwundert Arthur. „Daß ich

öfter da wäre, wie an anderen intereſſanten Orten wüßte ich gerade nicht."

„Ah! ſo gehört die Valkengaſſe zu den intereſſanten Orten?"

„Allerdings, nach den Begriffen des Malers. Da ſind die alten pittoresken Häuſer, der Kanal, das beſtändige Gewühl von Menſchen; man kann da die beſten Studien machen."

„O ihr Maler ſeid in der That ein glückſeliges Volk, euch iſt gar nicht beizukommen und wenn man euch auf der That ertappt. Streift ihr in der Mitternacht herum, ſo werden Mond- oder Schattenſtudien gemacht, attrapirt man euch am allerfrüheſten Morgen in irgend einem verdächtigen Viertel, ſo habt ihr die wunderbaren Abwechslungen des jungen aufſteigenden Lichtes beobachtet, und trifft man euch in Perſon bei einer ſonderbar ausſchauenden Unbekannten, ſo verſteht ſich das ganz von ſelbſt, denn ihr waret gezwungen, an ihr äußerſt intereſſante Studien zu machen. Ja, ja, in der That, ihr habt ein beneidenswerthes Gewerbe."

„Es iſt eigentlich Schade, daß du nicht auch ein Maler geworden biſt," ſagte Arthur, indem er auf die Fenſterſcheibe hauchte, und mit wenigen Strichen den Kopf eines Satyrs entwarf.

Der alte Herr, der auf ſeinem Spaziergange durch's Zimmer zufällig hinter den Beiden ſtehen geblieben war, hatte die letzten Worte gehört und ſprach nun lächelnd: „Nein, nein, Alfons, s 'iſt beſſer ſo; Gott ſoll uns bewahren! Wir haben an Einem Künſtler genug; nicht wahr, Mama?"

Die Commerzienräthin wandte ihre ſpitze Naſe ruhig nach dem Fenſter, glättete den Kragen ihres Chemiſettes und entgegnete: „Das will ich meinen, mehr als genug!"

„Hörſt du es, Arthur, was Mama geſagt, mehr als genug—?"

„O ich habe das ſchon tauſend Mal gehört.“

„Und Mama hat Recht,“ fuhr der Commerzienrath fort. „Künſtler, — nun ja, es ſoll am Ende auch ſolche Leute geben, und wer einmal angewieſen iſt, ſein Brod auf dieſe Art verdienen zu müſſen, der kann es in Gottes Namen thun; aber in unſerer Familie biſt du der Erſte, der ſich — wie ſoll ich ſagen? — veranlaßt ſah, keinen — eigentlich ſoliden Geſchäftszweig zu ergreifen.“

„Der Erſte,“ ſagte beſtimmt die Commerzienräthin; „und von der ganzen Malerei haſt du, wie es mir ſcheint und wie ich mir ſagen ließ, die unſolideſte Branche erwählt.“

„Eine unſolide Branche?“ fragte Arthur verwundert, indem er ſein Geſicht vom Fenſter in's Zimmer wandte. „Ah Mama! das genau zu erfahren wäre ich neugierig.“

„Die unſolideſte,“ entgegnete feſt die Commerzienräthin. „Was bringſt du eigentlich zu Stande? — Eine Landſchaft, an der man ſein Vergnügen haben könnte? — Nein! — Oder ein würdiges Portrait? — Auch das nicht! Da zeichneſt und malſt du allerlei Firlefanz, ſo daß man den Leuten, die für deine Kunſtfertigkeit ſchwärmen, nichts von deinen Arbeiten zeigen kann, ohne in Verlegenheit zu gerathen.“

„Das iſt ſchon wahr,“ ſagte Alfons leiſe und lachend, „Venus malſt du zu oft, und badende Mädchen, auch Tänzerinnen und dergleichen.“

„Mama hat Recht,“ ſprach wichtig der Commerzienrath, indem er den Verſuch machte, ſeine Weſte herab zu ziehen; „das eigentlich Solide fehlt dir. Haſt du nicht vor einem halben Jahr das Portrait unſerer Freundin, der Oberregierungsräthin, ganz vergeblich angefangen? Haſt du es nicht trotz ihres oftmaligen Erinnerns bis jetzt unvollendet gelaſſen?“

„Einer ſo würdigen Frau von ſo gutem Hauſe," ſetzte ernſt die Commerzienräthin hinzu.

„Allerdings," ſagte Arthur, „eine würdige Dame mit rothem Geſichte, röthlichem Haar, die gemalt zu ſein wünſchte in einer Haube mit rothen Bändern, in einem rothen Kleid und rothem Shwal. Das war nicht auszuhalten. Es hätte meine Augen ruinirt."

„Es wäre aber ein artiges Bild geworden," meinte Alfons ironiſch, „das vielleicht irgend einmal bei einem Stierkampf hätte verwendet werden können."

„Thomas!" rief die alte Frau ihrem Gatten, ohne den Worten ihres Sohnes und Schwiegerſohnes weiter Aufmerkſamkeit zu ſchenken, „wir ſind jetzt Alle ſo ziemlich hier verſammelt — nur deine Frau fehlt wie gewöhnlich," wandte ſie ſich mit Beziehung an ihren älteren Sohn, — „und könnten alſo in einige Ueberlegung ziehen, wann und auf welche Art wir die große Soirée veranſtalten wollen, die ich für unumgänglich nothwendig gefunden habe, nächſtens den uns befreundeten Familien zu arrangiren."

„Ganz recht, mein Kind," entgegnete der Commerzienrath, während er ſich die Hände rieb; „wir müſſen ziemlich ausgedehnte Einladungen machen."

„Aber in gehörigen Grenzen," antwortete ernſt die alte Dame.

„Das verſteht ſich ganz von ſelbſt."

„Bis zur ſechsten Rangclaſſe," ſagte Alfons lächelnd aber leiſe zu Arthur.

„Soll getanzt werden, Mama?" fragte Marianne.

„Ueber die Art dieſer Soirée bin ich noch nicht mit mir im Reinen," entgegnete die Commerzienräthin; „ein Ball, ein ein-

facher Thé dansant iſt etwas Gewöhnliches, ich möchte wieder etwas Neues arrangiren, etwas, von dem man auch ſpräche, das uns Veranlaſſung gäbe, ſo viel wie möglich der Bekannten und Freunde einzuladen."

„So warten Sie doch bis Carneval, und arrangiren Sie alsdann einen maskirten Ball."

„Ich haſſe die Maskeraden. Aber ich habe etwas Anderes ausgedacht."

„Das iſt auf jeden Fall vortrefflich," ſagte der alte Herr, wobei er ſich dem Sopha näherte. — „So laß hören!"

„Ich denke," fuhr die Frau würdevoll fort, „wir veranſtalten lebende Bilder; der grüne Saal wäre ganz paſſend dazu, es ließe ſich da ſehr gut ein Vorhang anbringen, und dann hat auch Arthur bei dieſer Veranlaſſung die beſte Gelegenheit, den Leuten zu beweiſen, daß er auch in ſeiner Kunſt etwas Reelles zu leiſten verſteht."

„Die Idee, Frau Mama, iſt charmant," ſprach der Maler. „Lebende Bilder, hübſch arrangirt — wahrhaftig, ein vortrefflicher Gedanke! Ich werde mich der Sache mit allem Eifer annehmen."

„Der grüne Saal iſt ganz paſſend dazu," meinte der Commerzienrath.

„Nicht übel," ſagte Alfons mit einem beiſtimmenden Kopfnicken.

Und Marianne flüſterte ihrem Bruder zu: „Ich würde mich gern darauf freuen, aber du wirſt ſehen, mein Mann erlaubt mir nicht, daß ich ebenfalls mitmachen darf."

„Und meine Frau," entgegnete der Bruder verſtimmt, „wird an ſo dummem Zeug, wie ſie ſagt, keinen Spaß finden — nach-

dem nämlich ihre Laune iſt — und mir ſchon zum Voraus den ganzen Abend verderben."

„Gewiß, mein Kind," verſetzte der Commerzienrath, „wir ſind ſtolz auf deine Erfindung."

Die alte Dame fühlte ſich einigermaßen geſchmeichelt, daß ihr Vorſchlag mit Acclamation gut geheißen wurde. Wenn ſie auch ihren Willen auf alle Fälle durchgeſetzt hätte, ſo war es ihr doch angenehm, auf keine großen Widerreden zu ſtoßen.

„Darf ich auch mitmachen?" fragte Marianne ihren Gemahl.

Worauf Alfons, der am Fenſter ein ziemlich freundliches Geſicht gemacht hatte, jetzt die Augenbrauen finſter zuſammen zog, die Brille empor rückte und in wegwerfendem Tone entgegnete: „Liebes Kind, das muß man jüngeren Frauen und Mädchen überlaſſen. Ueberhaupt kannſt du als Tochter des Hauſes nur vielleicht daran denken, einen Platz im Hintergrunde einzunehmen, wenn gerade ein ſolcher vorhanden wäre, und ihn niemand Anders ausfüllen will. Da ſtehe ich für meine Perſon in keinem lebenden Bilde, und es würde mir am Ende nicht gerade paſſend erſcheinen, wenn du mit fremden jungen Leuten da in allerhand ſonderbare Stellungen kämeſt."

Die Commerzienräthin hob ihre Naſe um einige Zoll empor und antwortete mit einem ſcharfen Blick aus ihren grauen Augen: „Die Arrangements ſind meine Sache, Herr Schwiegerſohn, und wenn ich es vielleicht für gut finde, Marianne irgendwo zu placiren, ſo würden Sie wohl nichts dagegen haben."

„Und warum nicht?" fragte Herr Alfons ziemlich hochmüthig. „Sie wiſſen, Mama, ich achte Ihre Arrangements bis an die Thüre meiner Wohnung; was dahinter zu befehlen iſt, beſorge ich ſelbſt."

„Ruhig! ruhig!" ſagte beſchwichtigend der Commerzien-

rath, denn er ſah, wie der Teint ſeiner Ehehälfte anfieng etwas gelblich zu unterlaufen. „Hat man denn keine Ruhe vor euch? Das wird ſich ja Alles finden; Madame wird arrangiren, wie ſich von ſelbſt verſteht.“

Alfons lächelte ſeltſam in ſich hinein.

„Der ſollte deine Frau haben,“ ſagte die Schweſter in der Sophaecke mißmuthig zu Eduard.

„Oder ich etwas von ſeinem harten und feſten Temperament,“ entgegnete dieſer ſeufzend.

„Alſo lebende Bilder!“ rief Arthur freudig. „Vortrefflich, in der That, Mama! — Und Sie überlaſſen mir die Anordnungen?“

„Du wirſt den Saal unter meiner Aufſicht herrichten,“ erwiederte ernſt die Dame, „du wirſt über einige Bilder nachſinnen und ſie mir zur Auswahl vorlegen.“

„Schön, ſchön. — Und welche Arten von Bildern wünſchen Sie hauptſächlich, Mama? Sollen es Genrebilder ſein oder ſollen wir auch ſtellen nach bekannten hiſtoriſchen Gemälden, nach heiligen Bildern und dergleichen?“

„Von Allem etwas,“ meinte die Commerzienräthin. „Ich werde dir eine Liſte anfertigen von den achtbarſten Perſonen, die ich zur Mitwirkung einladen will.“

„Nur von den achtbarſten Perſonen?“ fragte der Sohn kleinlaut.

„Wie ſo?“

„Nun, ich dachte, Mama, man ſollte eigentlich auf die ſchönſten Geſichter und Figuren ſehen, und wer am Beſten hier und dort zu gebrauchen iſt.“

„Auch das, aber ich kann den Rang und Stand nicht ganz außer Augen laſſen.“

„O weh, Mama!“

„Ich weiß was ſich ſchickt,“ fuhr unerſchütterlich die alte Frau fort. „Ich kann doch zum Beiſpiel in einem Bilde einer Kanzleiräthin nicht eine beſonders ſchöne Figur zutheilen, und von einer Oberregierungsräthin verlangen, daß ſie ſich mit Geringerem begnüge!“

„Dann laſſen Sie lieber Beide weg, Mama, und nehmen nur jüngere Perſonen.

„Jüngere Perſonen?“ fragte ernſt die Mutter. „Und wer will da eine Grenzlinie ziehen? In lebenden Bildern zu ſtehen fühlt ſich jede jung genug, und mit Coſtüm und Schminke läßt ſich ſchon viel ausrichten.“

„Da Sie von Coſtümen ſprechen, Mama,“ ſagte Arthur nach einer längeren Pauſe, „wie wollen Sie, daß es damit gehalten wird. Wenn Sie wünſchen, ſo bitte ich den Intendanten des Hoftheaters, uns mit Einigem auszuhelfen.“

„Coſtüme des Theaters!“ verſetzte ernſt die Commerzienräthin, indem ſie den Kopf ſchüttelte. „Das wird nicht wohl angehen. Kleider von Leuten wie Sängerinnen, Schauſpielerinnen, Tänzerinnen und dergleichen Perſonen in mein Haus bringen zu laſſen, wäre mir nicht angenehm; auch würde mir das manche Mutter einer unſchuldigen Tochter wegen verübeln.“

„Aber die Kleider können doch ihrer Sittſamkeit nichts ſchaden!“ meinte Arthur halb ärgerlich.

„Solche Perſonen,“ fuhr ernſt die Mutter fort, „Tänzerinnen und dergleichen können ſich etwas darauf einbilden, auf dieſe Art mit uns in Berührung gekommen zu ſein. Und ich mag das nicht.“

„Aber der Zweck heiligt die Mittel,“ ſprach begütigend der Commerzienrath. „Und ich glaube, wenn man etwas Schönes

arrangiren will, so kann man wahrhaftig nicht ohne die Costüme des Theaters sein."

„Sie thun gerade, Mama," bemerkte Arthur, „als würden uns dieselben angeboten und wir hätten nur so das Recht, sie zu verwerfen. Es ist überhaupt noch eine große Frage, ob man uns Costüme bewilligt. Und dann nehmen Sie mir nicht übel, wenn auch die meisten der eingeladenen Damen es sich leider für keine Ehre rechnen, mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen in Berührung zu kommen, so werden sie dagegen, wo es sich um Vergnügen handelt, die Kleider derselben nicht verschmähen. Es ist gerade so mit dem Theaterbesuch; ich kenne Herren und Damen genug, die vor einem Ballet auf ihrem Gesicht die außerordentlichste Verachtung zeigen, und die es im Gefühl ihrer Würde und Unschuld nicht begreifen können, wie es einer der Tänzer und namentlich der Tänzerinnen wagen könne, ein paar Hand breit Tricots zu zeigen, die aber, wenn einmal der Vorhang aufgezogen ist, ihr Glas nicht mehr vom Auge lassen."

„Ah! lieber Freund, das thue ich auch," sagte salbungsvoll und mit ernstem Gesichtsausdruck Herr Alfons; „aber du wirst mir glauben, daß ich es nicht thue, um die unanständigen Bewegungen zu sehen, sondern daß ich bei mir denke: du willst doch einmal sehen, wie weit eigentlich die Verworfenheit des menschlichen Geschlechts zu gehen im Stande ist."

„Ah! mein lieber Schwager," entgegnete entrüstet der Maler, „dazu brauchst du weder das Theater noch dein Opernglas; das kannst du viel näher haben."

„Arthur! Arthur!" rief der Commerzienrath. „Muß man denn beständig bei euch den Vermittler machen! Immer Reibereien und unangenehme Reden! Ihr werdet Mama noch verdrießlich machen."

„Das iſt möglich; aber auf die Gefahr hin, Mama verdrießlich zu machen, erkläre ich, daß wenn ihr lebende Bilder aufführen wollt und dazu keine ordentlichen Coſtüme anſchafft, mögt ihr dieſe her bekommen, woher ihr wollt, aus der ganzen Sache nichts Rechtes werden wird und ich mich nicht da hinein miſchen kann.“

Die Commerzienräthin verſicherte, ſie würde das Beſte in dieſer Sache auszuwählen wiſſen, und es dann wie immer verſtehen, ihren Willen durchzuſetzen. Darauf erhob ſie ſich mit aufrechtem Haupte aus ihrer Sophaecke und gab damit das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Marianne ging in ihre Wohnung hinauf, nachdem ſie einen faſt vergeblichen Verſuch gemacht, von dem Gemahl ein freundliches Wort zu erhalten. Herr Alfons drückte die Brille feſter an die Augen, knöpfte ſeinen Rock zu und ſchickte ſich an, in das Comptoir hinab zu ſteigen, wo Commis und Lehrlinge dieſem Augenblicke mit einem unbehaglichen Gefühl entgegen ſahen. Der Commerzienrath ſchloß ſich in ſein Kabinet ein, um ſeine Zeitungen zu leſen und über das Fallen und Steigen der Papiere nachzudenken. Arthur aber ging in ſein Atelier, das er nur im Hintergebäude des elterlichen Hauſes haben durfte; Mama hatte ſich ein für allemal dahin ausgeſprochen: ſie wolle ihr Haus rein erhalten.

Sechszehntes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Es war nun vollkommen Winter geworden, das heißt, die Erde erstarrte nicht blos vor starkem Frost, sondern sie hatte auch die bekannte weiße Livree angezogen und verschwunden waren von ihrer Oberfläche all' die kleinen Poesieen und Merkwürdigkeiten, die wir bei unserem Spaziergang im ersten Kapitel dieser denkwürdigen Geschichte entdeckt und dem geneigten Leser mitgetheilt haben. Alle feinen Nuancirungen draußen hatten aufgehört, Feld und Wiese waren gleichförmig bezogen; wo sich ein Wald befand, da erschien die Gegend etwas mit Grau schattirt; einzelne Bäume waren kaum noch sichtbar, der Schnee lag schwer auf den Zweigen und schien jedem einzelnen Strauche, jedem Baume eine Pelzmütze aufgestülpt zu haben, worunter er sich behaglich und warm verstecken konnte. Isolirt stehende Häuser rings um die Stadt sahen aus dem allgemeinen Weiß recht langweilig hervor, namentlich solche, die sich an der Landstraße befanden, denn hier war es öde und leer. Von den sonst so zahlreichen Fuhrwerken

aller Art bemerkte man heute nicht viel; in dem tiefen Schnee gab es keine rechte Bahn, weßhalb ſich auch draußen noch keine Schlitten ſehen ließen; nur Holzwagen fuhren langſam dahin, und ein einſamer gelber Poſtwagen aus irgend einem Orte der Nachbarſchaft, welchem die Eiſenbahn zur Seite lag.

In der Stadt dagegen wurde der tiefe Schnee wie immer als eine Einladung des Winters betrachtet, ſich ſeiner als Schlittenbahn zu bedienen, und nachdem man am Morgen nothdürftig Bahn gemacht, hörte man auf allen Straßen das Klingeln der Schellen und luſtigen Peitſchenknall, und mußte ſich bei dem allgemeinen Leben recht in Acht nehmen, daß man nicht von einem Schlitten umgerannt oder von einem Wagen überfahren wurde, wobei namentlich letztere gefährlich waren, da man kaum das Rollen der Räder vernahm. Heute ſchienen denn auch die Straßen der Stadt nur dem Vergnügen geweiht, und wer draußen nichts zu thun hatte, der blieb gerne zu Haus. In den vornehmeren Stadtvierteln bewegten ſich glänzende Schlitten, das Geſtell vergoldet, die Sitze mit Teppichen und Pelzen bedeckt, aus denen heitere Geſichter, ſanft geröthet von Froſt und eifrigem Geſpräch, hervor blickten. Die Fiaker- und Drotſchkenführer hatten ebenfalls ihre Wagen zu Haus gelaſſen und hielten in langen Reihen, die Pferde vor einfachere Schlitten geſpannt, welche von der lieben Jugend umſtanden wurden, die ſehnſüchtig Jedem nachblickte, der ſich eines ſolchen Fuhrwerks bediente.

Wenn es ſo auf den breiten Straßen geräuſchvoll und lebendig war, ſo erſchienen dagegen die ſchmalen Gaſſen und abgelegenen Plätze um ſo einſamer und ſtiller. Schlitten ſah man hier keine, Wagen rollten ſelten vorüber, und wenn hie und da einer vorbei kam, ſo hörte man nur das Klingeln von ein paar kleinen Schellen; das Rollen der Räder ſelbſt war ebenſo unhör-

bar wie der Fußtritt des Vorüberwandelnden. In den meisten dieser Straßen war nur eine nothdürftige Bahn an den Häusern gekehrt, die noch obendrein selten betreten wurde, und wenn nicht da und dort auf einem Platze eine Schaar Knaben ihre Spiele getrieben hätte, sich gegenseitig bombardirt und Schneemänner gemacht, so hätte man glauben können, Häuser und Menschen befänden sich alle zusammen in einem seltsamen Winterschlafe. Nur jene Viertel, durch welche der Kanal floß, von dem wir schon früher sprachen, sahen einigermaßen lebendiger aus. Hier wohnten viele Handwerker, namentlich Schmiede, vor deren Häusern sich der weiße Schnee bald rußig und schwarz färbte oder ganz weggeschmolzen wurde, wo man eine heiße Radschiene zur Abkühlung hinaus gewälzt hatte. Auch viele Wäscherinnen befanden sich in dieser Gegend, und weil die Trockenplätze bei diesem Wetter für sie unbrauchbar waren, so hatten sie längs dem Kanal lange Seile gezogen, und hier hiengen nun die verschiedenartigsten gewaschenen Zeuge, deren bunte Farben: grün, blau, roth, gelb, recht lebendig von dem weißen Schnee abstachen.

Wenn uns der geneigte Leser folgen will, so wenden wir uns nach einem dieser Häuser hier, einem alten, finsteren Gebäude mit hohem Giebeldach, dessen vordere Seite, die uns ernst mit ihren vergitterten Fenstern anblickt, zur Fruchtkammer benützt wird, während sich im hinteren Theile, der auf den Kanal geht, verschiedene Wohnungen befinden. Zu ihnen gelangt man durch den Hof des eben genannten Hauses über eine alte Wendeltreppe, deren Stufen ausgetreten sind, deren Steinwände wie polirt glänzen, und wo ein alter schmieriger Strick sich dem unsicher Umhertappenden als treuer Führer in der halben Finsterniß darbietet.

In dem ersten Stocke angekommen, betreten wir ein weites,

mit Steinplatten belegtes Vestibul, auf das lange Gänge münden, die entweder um den Hof herum nach der Fruchtkammer führen, oder ein anderes ebenso großes Nebengebäude mit dem, welches wir gerade betreten, verbinden. Beides ist übrigens der Fall, und die zwei Gebäude, die hier an der hinteren Seite an dem Kanale liegen, wurden in früheren Zeiten einmal zu einer Kaserne benutzt, und durch die eben erwähnten Gänge verbunden. Später hatte man aber für das Militär bessere und hellere Räume erbaut und alsdann die vielen Zimmer hier zu zwei und drei abgetheilt und solche an die verschiedensten Leute und Gewerbe zu Wohnungen vermiethet. Ueber einzelnen Thüren bemerkte man die Nummern der ehemaligen Kasernenzimmer, bei anderen aber waren sie verwischt oder hatte man sie absichtlich übertüncht. Auf dem Vestibul stand alter Hausrath; hier schliffen ein paar Knaben auf dem glatten Steinboden wie auf einer Eisbahn, vermittelst einigen Schnee's, den der Wind durch ein Fenster ohne Scheiben herein geweht hatte.

Die Atmosphäre hier roch etwas moderig und feucht, was sich durch die Nähe des Kanals erklären ließ, sowie auch dadurch, daß die Hausthüren selten oder nie verschlossen wurden und allem Wetter Einlaß gewährten.

Eine dieser Wohnungen in der alten Kaserne nun, die wir unsichtbarer Weise betreten, bestand aus einem ziemlich großen Gemache, dessen Wände weiß getüncht waren, und das durch zwei ziemlich hohe Fenster erhellt wurde. Ein großer Ofen erwärmte diesen Raum recht behaglich; zwischen beiden Fenstern an der Wand befand sich ein großer Tisch; vor demselben gepolsterte Stühle mit gestreiftem Kattunüberzug, in der Ecke ein alter Sopha, an den Wänden ein kleiner Spiegel und ein paar vergilbte Kupferstiche in nußbraunen Rahmen. Zwei Thüren, je

eine an jeder Seite dieſes Zimmers, führten in andere Gelaſſe, die außer einer Küche auf der anderen Seite des Veſtibuls noch zu dieſem Appartement gehörten.

Auf dem Tiſche des Wohnzimmers ſtand ein Kaffeegeſchirr, und wenn auch daſſelbe von grobem Steingute war, ſo duftete doch der Inhalt nicht unangenehm, die Milch ſah recht gut aus, und auf einem Suppenteller befand ſich Zucker in großen Stücken, während weißes Brod daneben lag. Eine Frau ſaß an dem Tiſche und ſchien ſich eine große Taſſe Kaffee gemiſcht zu haben, denn ſie rührte langſam mit einem Löffel darin herum. Dieſe Frau mochte ungefähr fünfzig Jahre alt ſein, war von mittlerer Figur, einfach gekleidet und hatte ein ziemlich breites aber kluges Geſicht, auf dem ſich Spuren früherer Schönheit zeigten; ihr Mund hatte etwas Gutmüthiges, namentlich wenn ſie lachte, was ſie häufig und wie es ſchien abſichtlich that, um ſich ein wohlwollendes Anſehen zu geben, denn ſobald ſich ihre Geſichtszüge beruhigten, erſchienen ſie ſchlaff, ausdruckslos, und dann trat ein ſcharfer, unheimlicher und zurückſtoßender Glanz der Augen hervor.

Ihr gegenüber an dem Tiſche befand ſich eine junge Perſon, die ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt war, obgleich ihr Aeußeres auf höheres Alter deutete. Es war das ein ſchmächtiges Mädchen, ziemlich dürftig angezogen, mit eingefallenen blaſſen Wangen, auf denen jene leichte Röthe ſpielte, die man im Munde des Volkes „Kirchhofsroſen“ nennt. Dabei hatten ihre Augen einen unheimlichen trockenen Glanz, und die weißen Hände, die ſie vor ſich auf dem Tiſch gefaltet hielt, zitterten öfters, wenn auch kaum merklich. An dem einem Fenſter ſaß auf einem Stuhle ein anderes Mädchen, welches in der Friſche und dem Schimmer einer blühenden Geſundheit den vollkommenſten Gegenſatz zu der eben Geſchilderten bildete, und die wir bereits kennen, denn es war

Mademoiſelle Marie vom Balletcorps. Die Frau am Tiſche iſt ihre Tante, Madame Becker, und die ſchwindſüchtige Perſon ihr gegenüber eine Näherin aus der Stadt, die vor einigen Augenblicken eingetreten war, und über deren ziemlich unverhoffte Erſcheinung die Frau nicht gerade erfreut zu ſein ſchien. Sie hatte ihr ziemlich mürriſch einen Platz angeboten und rührte nun langſam ihren Kaffee herum, während ſie ſagte: „Nun ſprech' Sie, Catharine, was führt Sie eigentlich daher? Wenn ich Ihr helfen kann, ſo wollen wir ſehen, was ſich machen läßt. Aber in der Angelegenheit iſt nicht viel zu thun."

Die Näherin war offenbar zu ſehr erregt, um augenblicklich mit vollkommener Ruhe antworten zu können. Sie verſuchte es, einen tiefen Athemzug zu thun, wobei ihre Naſenflügel leicht erzitterten und die Röthe auf den Wangen noch mehr hervor trat.

„Ich bin wirklich etwas zu ſchnell gegangen," ſprach ſie nach einer Pauſe. „Wenn man im Tagelohn arbeitet, ſo muß man ſo wenig Zeit als möglich verlieren. — Ich wäre gerne ſchon geſtern Abend gekommen — aber ich weiß, daß Sie nach acht Uhr nicht geſtört ſein wollen, und heute Morgen um ſieben Uhr war es auch noch zu früh."

„Sie hätte ja die Agnes ſchicken können," warf Madame Becker leicht hin, „Ihre jüngere Schweſter."

Ein eigenthümliches Lächeln überflog die bleichen Züge der Anderen, während ſie haſtig erwiederte: „Nein, nein, die Agnes hat keine Zeit, gewiß nicht, gar keine Zeit. — — — — Aber ich bin ſo unruhig, daß ich eigentlich gar nicht ſprechen kann." Damit wandte ſie ihren Kopf nach der hinter ihr ſitzenden Tänzerin, und ſah darauf die Frau an, als ob ſie fragen wollte, ob ſie vor dem jungen Mädchen ſprechen dürfe.

Madame Becker nickte mit dem Kopfe und verſetzte halblaut:

„Nur ungenirt, es kann nichts ſchaden, wenn ſie weiß, wie's im Leben zugeht. Halb und halb kann ich mir ſchon denken, was Sie von mir will, Catharine.“

„Nicht wahr, das können Sie ſich denken?“ entgegnete haſtig die Näherin, und ihr Auge flammte heftiger. „O, das können Sie ſich gewiß denken; aber ich habe keine Ruhe mehr. Sie wiſſen, die Woche über kann ich nicht fort, nun war ich aber ſchon zwei Sonntage draußen bei der Frau, und jedesmal war ſie nicht zu Hauſe, das Kind ebenfalls nicht. Ach! und das iſt hart für mich!“

Madame Becker zuckte ſcheinbar gleichgültig mit den Achſeln. „Das iſt zufällig,“ ſagte ſie; „Sie will doch nicht verlangen, Catharine, daß die Frau Ihretwegen am Sonntag zu Haus bleibt? Sie hat auch ihre Gänge zu machen.“

„Aber es iſt hart für mich,“ entgegnete die Andere, während ſie die Hände faltete. „Wofür arbeite ich die ganze Woche vom Morgen bis in die Nacht hinein? Was hält mich aufrecht, wenn ich oft glaube, nun kann ich nicht mehr? — Nichts, nichts, als das kleine Kind; das iſt meine Freude, mein Glück, das iſt die Feier meines Sonntags, ſein liebes Geſichtchen zu ſehen, es tauſend und tauſendmal zu küſſen, ſeine Haare, ſeine Stirne, ſeine Augen, ſeine Aermchen und Hände. — Ach! und es kannte mich recht gut! — Jeden Sonntag habe ich ihm was mitgebracht; — und das blaue Wollenkleidchen war ſo hübſch. — — — — Und nun habe ich es ſeit vierzehn Tagen nicht geſehen!“ —

Die arme Perſon hatte das Alles in fieberhafter Erregung geſprochen; dabei blitzte ihr Auge umher; ohne die Frau vor ſich anzuſehen, ſchien ſie weit, weit in die Ferne zu blicken, als ſähe ſie dort das Lächeln ihres Kindes, als drücke ſie ihm die Küſſe auf, wie ſie eben beſchrieben.

Madame Becker zuckte die Achseln, trank ihre Kaffeetasse leer, dann sagte sie: „Catharine, Sie ist immer noch so lebhaft und stürmisch wie früher, immer oben hinaus, nie eine ruhige Ueberlegung."

„Nein, ich bin nicht mehr wie früher," entgegnete schmerzlich die Näherin; „ich habe vierzehn Tage gewartet, nachdem ich zwei Sonntage vergebens draußen war und ruhig heim ging, ohne mein Kind gesehen zu haben, da man mir sagte, die Frau käme wahrscheinlich nicht vor später Nacht nach Hause. — — — — Das hätte ich freilich früher nicht gethan," fuhr sie lebhafter fort, während sie ihre Augen weit öffnete. — „Früher wäre ich auf der Treppe sitzen geblieben, die ganze Nacht und den anderen Tag, und so viel Nächte und so viel Tage, bis sie mit meinem Kinde nach Hause gekommen wäre. — — Aber es thut sich nimmermehr," fuhr sie zusammen sinkend fort; „wenn auch der Wille da ist, die Kraft fehlt."

„Jetzt habe ich Sie ruhig ausreden lassen," versetzte Madame Becker nach einer längeren Pause, während welcher sie ihre Haube zurecht zog und einigemal freundlich zu lächeln versuchte; doch wollte ihr das nicht recht gelingen, und der unheimliche Blick ihres Auges drang überwiegend vor. „Jetzt habe ich Sie also ruhig ausreden lassen; jetzt sag' Sie mir, was will Sie eigentlich? Soll ich vielleicht hinaus gehen und nach Ihrem Kinde sehen, oder was muthet Sie mir sonst zu."

Die Tänzerin am Fenster, die beschäftigt war, ein paar fleischfarbene Schuhe mit neuem Band zu versehen, hatte die Hände mit dieser Arbeit in den Schooß sinken lassen und lauschte aufmerksam den Reden der Näherin. Ja, sie erhob sich langsam und stellte sich in die Fenstervertiefung, scheinbar, um auf die Straße

hinaus zu ſehen, in Wahrheit aber, um beſſer zu hören, was Jene ſprächen.

Die Näherin hatte ihre beiden weißen Hände auf den Tiſch gelegt und beugte ſich ſo weit wie möglich zu der ihr gegenüber ſitzenden Frau hin, die ſie feſt anſchaute und mit ihrem Blick zu bannen ſchien.

„Sie wiſſen, Frau Becker," ſagte ſie alsdann mit leiſer aber eindringlicher Stimme, „was damals mit ihm ausgemacht wurde. — Sie haben das ja ſelbſt beſorgt. — Als er mich verlaſſen, habe ich jede Hülfe von ihm zurückgeſtoßen, jede Unterſtützung für mich und mein Kind; — das wiſſen Sie ganz genau, — denn ich wollte nichts mehr von ihm; es war ein Fluch an dem, was aus ſeiner Hand kam. — O, ich habe das lange geahnet! Er ſollte alſo gehen, wohin er wollte, und machen was ihm beliebte, aber dafür mußte er mir mein Kind laſſen, — mein Kind, für das zu arbeiten mir eine wahre Luſt iſt. — O ein Vergnügen, Frau Becker; denn wenn ich Abends müd und matt nach Hauſe komme und ich küſſe die Locken, die ich von ihm habe, ſo bin ich wahrhaftig friſch und munter und ſchlafe ohne viel Beſchwerden, weil es mir dann im Traume erſcheint und ſich an meine Bruſt drückt, an meine Bruſt, die mich oft ſo ſehr ſchmerzt! —"

Die Frau machte ein Zeichen der Ungeduld.

„Ich komme ſchon zu Ende," fuhr die Andere fort, nachdem ſie tief Athem geholt und einen Augenblick geſchwiegen. „Aber wiſſen Sie, Frau Becker," ſagte ſie matt lächelnd, „Sie müſſen mir ſchon verzeihen, wenn ich das Kind ſo oft erwähne, ich habe ja Anderes nicht zu denken. — Nun alſo! Er ſchien ſich auch Gott ſei Dank um das kleine Ding gar nicht mehr zu bekümmern, ich erfuhr überhaupt nichts mehr von ihm, bis vor drei oder vier

Wochen, da ſagte mir die Babett, die mit mir zuſammen nähte: weißt du auch ſchon, daß er heirathen will? — Es iſt mir gleichgültig, entgegnete ich; habe ich doch mein Kind. — Ja, aber das Kind möchten ſie gern haben. — Wer? rief ich erſchrocken. — Nun, ſie, ſeine Familie; ſei doch nicht ſo dumm, das kannſt du dir ja denken, es kann ihnen doch wahrhaftig nicht gleichgültig ſein, daß ein Kind von ihm und dir lebt und gedeiht."

„Das dumme Schwatzmaul!" murmelte die Frau in ſich hinein.

„Bei den Worten," fuhr die arme Perſon fort, indem ſie ſich über die Stirne wiſchte, „brach mir der kalte Angſtſchweiß aus, — wie jetzt, und ich wäre gleich zu der Frau hinaus gerannt, aber es war mir unmöglich. Auch war es Freitag, und den Sonntag darauf ging ich ja hin, das war, wie ich Ihnen vorhin ſagte: ſie war ausgegangen und hatte das Kind mitgenommen. — Wie mich das beſtürzt machte, Sie können es ſich gar nicht denken, Frau Becker. Ich konnte mich nur etwas wieder tröſten, als ich das kleine Bettchen ſah und ſeine Alltagsſchuhe, die daneben ſtanden. — — — — Nun, nehmen Sie mir's nicht übel, deßhalb bin ich eigentlich hier, Sie will ich ja nur fragen, auf's Gewiſſen fragen, wie es mit der Sache ſteht. Sie kennen ja die Familie und haben vielleicht ſogar mit ihm zu thun. Ob er ſich verheirathet, iſt mir ja ganz gleichgültig, aber das Kind iſt mein; von dem Kinde darf er nichts mehr wollen. Nicht wahr, das ſehen Sie auch ein? — Und er hat ja kein Recht an das Kind, hat ſich ja auch nie darum bekümmert, und ich habe auf der weiten, weiten Welt nichts Anderes, was mich an dieß Leben feſthält!"

Madame Becker hatte ſich bei dieſer längeren Rede eine neue Taſſe Kaffee zurecht gemacht und beſorgte dieß Geſchäft abſichtlich ſehr langſam, wahrſcheinlich um Zeit zu gewinnen, ihre Antwort

zu überlegen. Sie mußte von der Sache wiſſen, denn während die arme Perſon ihr gegenüber ſprach, räuſperte ſie ſich ein paarmal nicht ohne Verlegenheit, ſchaute auch wohl gegen die Straße hinaus und nach ihrer Nichte, der Tänzerin, hin, die ſich aber ſo feſt in die Fenſterniſche hinein gedrückt hatte, daß die Frau nicht wußte, ob das Mädchen da ſei oder ob ſie in's Nebenzimmer gegangen.

„Sieht Sie, Catharine," ſprach ſie endlich ſehr langſam, um ihre Worte überlegen zu können, „was ich vorhin ſagte iſt wahr. Sie handelt immer vorſchnell und oben hinaus und denkt immer das Schlimmſte von den Männern. Das muß man nicht thun. Am Ende freilich iſt was Unangenehmes paſſirt; wer kann für ſo ein kleines Kind einſtehen?"

„Nicht wahr? — nicht wahr? — o mein Gott!"

„Ja, ich ſage, es ſei möglich, ohne daß ich das weiß. Daß die Frau Bilz zweimal nach einander nicht zu Haus war, hätte an ſich nicht viel zu bedeuten; das kann vorkommen. Aber neulich iſt ſie mir begegnet und hat den Kopf geſchüttelt, als ich nach dem Kinde fragte, — ich frage immer darnach, Catharine, — da ſagte ſie: ja, es iſt recht kränklich, und ſelbſt bei der ſorgfältigſten Pflege weiß man doch nicht, was mit dem armen Wurm geſchieht?"

„Aber mein Kind war nicht kränklich," ſagte ängſtlich die Näherin, „wenigſtens noch nicht vor vierzehn Tagen; da fand ich es friſch und geſund."

„Na! friſch und geſund wollen wir gerade nicht behaupten," entgegnete die Frau, nachdem ſie aus einer kleinen Doſe verſtohlen eine Priſe genommen; „einen Treff hat das Kind leider ſchon bei der Geburt gehabt. Denkt nur an den Jammer, mit dem Ihr es getragen."

„Ja, ich habe damals unendlich viel Jammer ausgeſtanden."

„Und das feſte Schnüren in der erſten Zeit! Ihr hattet damals eine reputirliche Kundſchaft, Catharine, lauter feine, ſolide Häuſer, und da läßt man ſo was nicht gern merken. Aber die armen Würmer leiden darunter.“

Die Näherin ſchüttelte ungläubig den Kopf und ſah gedankenvoll vor ſich hin. „Nein, nein!“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „dem Kinde hat nichts gefehlt, das hat mich der Arzt verſichert. Ich habe ihn ja faſt auf den Knieen gebeten, mir die Wahrheit zu ſagen.“

„So glaubt, was Ihr wollt,“ verſetzte Madame Becker ſcheinbar ereifert; „mir kann es ja recht ſein. Aber wie ich Euch ſchon ſagte, die Frau Bilz machte über den Zuſtand des Kindes ſo ein bedenkliches Geſicht, daß ich ſchon im Begriffe war, Euch aufzuſuchen; doch wußte ich nicht, wo Ihr den Tag über ſeid und Abends habe ich keine Zeit.“

„Dann hätte die Frau aber zu mir kommen ſollen, das wäre doch nicht mehr als recht und billig geweſen.“

„Ja, ja, ſie hätte es gekonnt, aber ſie hat auch viel zu thun. Nun, hoffen wir das Beſte!“

„Was kann ich machen!“ ſeufzte die Näherin betrübt, indem ſie die Hände faltete. „Und wenn das Kind krank würde und ſtürbe — du lieber Gott im Himmel! das wär' auch mein Ende; aber ich müßte es über mich ergehen laſſen. — Das Andere aber, Frau Becker,“ fuhr ſie heftiger fort, indem ſie ihre rechte Hand drohend erhob, „das Andere aber ließe ich nicht ruhig geſchehen, ſo ſchwach ich bin, das können Sie mir glauben. — Aber nicht wahr, ich habe nichts zu befürchten, ſie wollen mir das Kind nicht nehmen?“

„Ei! wo denkt Ihr hin? Es fällt gewiß Niemand ein, das

zu thun," antwortete die Frau und wandte ihren Kopf der Thüre zu, wo ſich ein leiſes Klopfen vernehmen ließ.

„Wenn Sie nur das denken, ſo beruhigt es mich," erwiederte Catharine; „und nur um ein wenig Troſt zu haben, kam ich hieher. Ich habe einen halben Tag Arbeit verſäumen müſſen," fuhr ſie ſchmerzlich lächelnd fort, „und das fällt mir ſchwer. — Aber nicht wahr, Frau Becker, noch einmal, es geſchieht mir gewiß nichts Schlimmes?"

Es klopfte zum zweiten Male an die Thüre.

„Was ſoll ich wiſſen?" meinte Frau Becker, die ungeduldig den Kopf herum wandte, und dann ihrer Nichte rief und ihr auftrug, ſie ſolle nachſehen wer an der Thüre ſei.

Die Näherin erhob ſich langſam, wobei ſie ihre eine Hand auf den Tiſch ſtützte und leiſe huſtete.

Siebenzehntes Kapitel.

Falſches Zeugniß.

Die Tänzerin ging nach der Thüre, öffnete ſie geräuſchlos, und ſprach einige Worte mit Jemand, der draußen ſtand, und ließ alsdann eine ältliche Bauersfrau in's Zimmer treten, die ziemlich verlegen an der Thüre ſtehen blieb und die ihre Blicke fragend nach der Madame Becker richtete, welche ebenfalls aufgeſtanden war und etwas erſchrocken auf die Eingetretene ſah. Catharine wandte gleichfalls ihren Kopf herum und ſtieß einen lauten Schrei aus, worauf Madame Becker ungeduldig mit dem Fuß ſtampfte und einen leiſen Fluch zwiſchen den Zähnen murmelte.

„Da iſt die Frau!“ ſagte das Mädchen, indem ſie ihre Augen weit aufriß und die Bläſſe ihres Geſichts wahrhaft geſpenſtig wurde. — „Da iſt die Frau! — Jetzt werde ich doch etwas erfahren über mein Kind!“

Die Bauersfrau kam ziemlich unbehülflich näher, ſtreckte ihre beiden Hände aus und verwandte kein Auge von dem Geſicht der

Madame Becker; that ſie das nun, um ſich an den Mienen derſelben Raths zu erholen, oder ſcheute ſie ſich vielleicht, die unglückliche Mutter des Kindes anzuſehen.

„Nun?“ rief ihr Madame Becker ziemlich eifrig entgegen. — „Was will Sie eigentlich? — Zu mir? — Gewiß zu Catharine. — Da ſteht ſie. Sag' Sie, was Sie weiß. — Iſt vielleicht ein Unglück geſchehen?“

Die Bauersfrau zog ihre Achſeln entſetzlich in die Höhe, wobei ſie mit einiger Anſtrengung nach dem Himmel hinauf zu ſchielen verſuchte, es aber nur zu einem häßlichen, verdrehten Blick brachte.

Madame Becker zuckte hierauf ebenfalls mit den Achſeln und warf einen mitleidig fein ſollenden Blick auf die Näherin, die da ſtand, ein Bild des Jammers, mit bleichen Wangen, auf denen jetzt allmälig kleine rothe Punkte ſichtbar wurden, — die ſchon erwähnten Kirchhofsroſen, die nun bald in ihrer ganzen ſchrecklichen Pracht auf dem ſtillen Geſichte wieder aufflammen ſollten.

„So iſt dem Kinde etwas paſſirt?“ fragte Madame Becker nach einer langen und ſchrecklichen Pauſe. „Was hat's da gegeben?“ — — — —

„Todt!“ entgegnete die Bauersfrau, ohne daß ſie es wagte, dem flammenden Blick der Mutter zu begegnen. — „Todt — todt! — Das Kind iſt todt!“ — —

In dieſem Augenblicke trat die Tänzerin vor und legte ihre warme Hand ſanft auf die kalte Rechte Catharinens, ſchlang ihren Arm um ſie und drückte ſie in tiefſtem Mitgefühl feſt an die Bruſt, die, ein leiſes Schluchzen unterdrückend, ſich hoch und gewaltſam hob und ſenkte.

„Alſo todt!“ ſagte Madame Becker. „Und wie iſt das gekommen?“

„Wie kommt das bei ſo kleinen Kindern!“ entgegnete die Bauersfrau, indem ſie den Kopf auf die rechte Seite ſenkte; „vorige Woche noch ziemlich geſund und wohl, geſtern Nacht mauſetodt. — Hier iſt der Schein, Alles in Ordnung ausgeſtellt. — Ja, es iſt traurig aber wahr.“

Catharine blickte mit trockenen und heißen Augen wie in einem tiefen Traume um ſich her. Lange ſchaute ſie die beiden Weiber vor ſich an, bald die Eine, bald die Andere, und keine konnte dieſen Blick ertragen. Dann aber bog ſie ihren Kopf leicht zurück und ſtreifte ſo die glühende Wange der Tänzerin; und es war, als ob dieſe Berührung eines guten, mitfühlenden Weſens eine Beruhigung über ihre Seele gebracht hätte, denn ein paar Secunden nachher ſenkte ſie den Kopf auf ihre Bruſt und brach zwiſchen den Armen des jungen Mädchens zuſammen, die ſie ſanft auf einen Stuhl niedergleiten ließ und dann neben ihr kniete, um ihr Haupt zu unterſtützen.

Jetzt erſt wagte die Bauersfrau das unglückliche junge Weib anzuſehen; doch that ſie es ſcheu und verlegen, machte auch gar keine Miene, der Niedergeſunkenen beizuſpringen, ſondern ſagte zu Madame Becker: „Es iſt wahrhaftig ein Jammer; aber was kann man machen? Jetzt überſteht ſie es auf einmal und ſonſt wäre es doch für ihr Leben eine immerwährende Laſt und Plage geweſen.“

Die Angeredete hatte beide Arme auf den Tiſch geſtützt und blickte in das bleiche Geſicht der Ohnmächtigen. „Ob es beſſer iſt,“ ſprach ſie mit ſcharfem, unangenehmem Tone, „was geht es uns eigentlich an? Geſchehen ſollt' es und geſchehen iſt es; und ich hoffe,“ ſetzte ſie leiſe hinzu, „daß Sie Alles gut beſorgt hat, Frau, denn es iſt im Grunde eine kitzliche Geſchichte, für

welche Sie den größten Theil empfangen und für welche Sie auch mit Ihrer Haut einstehen muß."

„Bst! bst!" entgegnete die Bauersfrau, indem sie ihre Augen einen Moment auf die Tänzerin heftete und sich dann der Frau näherte, zu der sie sagte: „Kommt doch da weg, wenn Ihr schwätzen wollt, geht mit in's Nebenzimmer! Ich habe Euch noch allerlei mitzutheilen."

Damit gingen die beiden Weiber in das andere Gemach und ließen die Tänzerin bei der Unglücklichen allein.

Marie befand sich in großer Gemüthsbewegung; sie athmete schnell und heftig und sandte den beiden Weibern einen forschenden Blick nach. Dann lehnte sie sanft das Haupt Catharinens an die Stuhllehne und eilte in ihr Schlafzimmer, wo sie vom Bett ein Kissen, von der ärmlichen Toilette ein kleines Fläschchen mit kölnischem Wasser nahm. Das Kissen schob sie unter den Kopf der noch immer bewußtlos Daliegenden, drückte diesen sanft hinein, und goß dann einige Tropfen des wohlriechenden Wassers auf ihr Tuch, worauf sie Schläfe und Stirn des armen Mädchens leicht damit rieb.

Das Alles that sie mit einer seltsamen Hast und warf dabei verstohlen die Blicke auf die Thüre des Nebenzimmers, welche Madame Becker nicht fest hinter sich zugezogen hatte. Nachdem sie darauf wieder ein paar Secunden lang aufmerksam in das bleiche Gesicht der Kranken geblickt, erhob sie sich rasch, als sie sah, wie sich deren Lippen langsam öffneten und ein leichter Seufzer aus der Brust emporstieg. Darauf öffnete Catharine matt ihre Augen und sah die Tänzerin mit einem dankbaren Blicke an.

Marie lächelte ihr zu, zeigte dann mit der linken Hand auf's Nebenzimmer und legte alsdann einen Finger der rechten Hand

auf ihren Mund, als wollte ſie ſagen: Stille! ſprich kein Wort; mach' kein Geräuſch!

Catharine ſchien das vollkommen zu verſtehen und auch wohl zu begreifen, daß dort im Nebenzimmer etwas verhandelt würde, was für ſie von großem Intereſſe ſei, denn ſie ſchloß ihre Augen und öffnete ſie wieder zur Beiſtimmung, faßte die Lehne des Stuhls mit ihren Händen und folgte dann mit den Augen der Tänzerin, welche ſich geräuſchlos und geſchmeidig wie eine Schlange um den Tiſch herum wandte, an die etwas geöffnete Thüre des Nebenzimmers gelangte, ohne daß man nur einen Fußtritt gehört hätte. Dort blieb ſie einige Minuten lauſchend ſtehen und kehrte dann eben ſo vorſichtig und leiſe zu Catharine zurück, kniete vor ſie nieder, legte abermals den Finger auf den Mund und drückte darauf ihre beiden Hände feſt auf die der armen Perſon, wobei ſie ihr bedeutungsvoll in die Augen ſah.

„Sprich kein Wort!“ flüſterte ſie, „ja, wenn die Beiden heraus kommen, ſo ſchließe deine Augen wieder. Kannſt du es ertragen, wenn ich dir was ſage, das nicht ſo ſchlimm iſt, als was du eben gehört?“

Catharine nickte mit dem Kopfe.

„Lange nicht ſo ſchlimm, aber auch nicht angenehm. — Sei ruhig — im Grunde doch angenehm. Aber du mußt nicht aufſchreien!“

Catharine machte mit den Augen ein verneinendes Zeichen.

„Pſt!“ fuhr die Tänzerin fort, indem ſie einen ängſtlichen Blick nach der Thüre warf; „es iſt wahr, was du vorhin ſagteſt: er wird ſich verheirathen.“

Catharine ſeufzte.

„Und das Kind —“ fuhr Marie leiſe fort; —

„Nun, das Kind? — — — — Das Kind —?“

„Es iſt nicht todt," hauchte das Mädchen kaum vernehmlich. — „Es lebt, aber ſie haben es fort gebracht."

— — — — „Mir geſtohlen —!"

„Wohin ſie es gebracht haben, weiß ich nicht, aber ich erfahre es; ſei ganz ruhig. Wir haben auch unſere Freunde!"

„Sie haben es fort gebracht! O ich kann mir denken, 'um es zu verderben — das arme kleine Kind! Glaubſt du nicht auch, Marie?"

Jetzt nickte die Tänzerin traurig mit dem Kopfe.

„Sie hätten es geſchwind umgebracht, aber ſie fürchteten ſich. O ich kann mir denken, wohin ſie es gebracht haben. Zu ſo einem ſchrecklichen Weib, da wollte er damals ſchon, ich ſollt' es hinthun. Gott! mein Gott! Da brauchen ſie es nicht auf einmal umzubringen, da geht es langſam zu Grunde, da ſtirbt es ſtündlich — — täglich — an — Hunger — Kälte — — — — Elend! —"

Bei dieſen letzten Worten ſank das arme Geſchöpf abermals in die Kiſſen zurück, ihre Augen ſchloſſen ſich und fielen tief ein, und zwiſchen den bleichen Lippen zeigte ſich ein einziger Blutstropfen.

„Sie ſtirbt!" rief die Tänzerin. „Sie ſtirbt!" ſchrie ſie laut hinaus.

Und auf dieſen Ruf hin kamen die beiden Weiber aus dem Nebenzimmer heraus und traten an den Seſſel.

„Die arme Creatur!" ſagte Madame Becker und ſtellte ihre Schnupftabaksdoſe auf den Tiſch, um eine der kalten Hände Catharinens zu ergreifen, die jetzt ſchlaff herunter hiengen. Der Pulsſchlag zitterte nur noch in den Adern und ſchien nächſtens ganz erlöſchen zu wollen.

Aber das menſchliche Herz iſt ſtark und leiſtet faſt das Unmögliche im Ertragen von Jammer und Elend.

„Wenn ſie ſterben würde,“ ſprach die Bauersfrau, „es wär' das wahrhaftig kein Unglück für ſie. Was ſoll die auch ein wenig länger auf der Welt? Wenn ſie heute nicht erliegt, treibt ſie es doch vielleicht kein halbes Jahr mehr.“

Unterdeſſen hatte ſich die Tänzerin über die Ohnmächtige hingebeugt und ihre friſchen Lippen berührten faſt den bleichen Mund der Anderen, während eine ſchwere Thräne um die andere aus ihren Augen herabraun.

„Seid doch ſtille!“ bat ſie nach einer Pauſe. „Sprecht nicht ſo laut, man ſagt, ſo Ohnmächtige könnten manchmal Alles hören, was man neben ihnen ſpricht. Seht, ſie iſt gewiß nicht todt, ihre Lippen zittern, ihre Augen fangen an ſich zu bewegen.“

„Ich habe genug von vorhin,“ ſagte die Bauersfrau, „und habe nicht Luſt, noch einmal dieſelbe Geſchichte zu hören. Wenn ſie wirklich wieder aufwacht, ſo gebt ihr den Todtenſchein, er iſt ächt und richtig.“ — Sie warf Madame Becker einen bedeutſamen Blick zu. — „Auch kann ſie die Bettchen und Kleider holen wenn ſie will.“

„Ich werde es ihr ſagen,“ entgegnete Madame Becker mit einem ſcheinheiligen Ausdruck im Geſicht; „und was die Begräbnißkoſten anbelangt, ſo kann Sie ſich an mich halten, Frau. Du lieber Gott! man hilft gern ſo einer armen Creatur ihren Kummer lindern.“

„Sind nicht groß, die Koſten,“ verſetzte kopfſchüttelnd die Bauersfrau; „meine Schweſter hat's heute Früh beſorgt in ihrem Dorfe. Es war das ein kleines Loch, wenig Arbeit. Jetzt liegt ſchon der Schnee darauf; das wird ihr ein Troſt ſein, — denn wenn ſie's nächſtes Frühjahr aufſuchen kann,“ ſetzte ſie mit be-

deutſamem Achſelzucken hinzu, „ſo iſt ihr Jammer auch ſchwächer geworden. — Adieu, Jungfer Marie!“

Die Tänzerin nickte ſtumm mit dem Kopfe ohne aufzublicken, denn ſie war beſchäftigt, das Geſicht der Ohnmächtigen abermals zu waſchen.

Madame Becker ſteckte ihre Schnupftabaksdoſe in die Taſche, nahm ein warmes Tuch vom Nagel, das ſie umhieng, und ſchickte ſich an, mit der Bauersfrau das Zimmer zu verlaſſen. An der Thüre warf ſie noch einen ſcheuen Blick auf die Kranke. — „Es kommt mir doch etwas grauſelich vor,“ ſagte ſie dann leiſe zu ihrer Begleiterin. „Wenn ich mir das Mädchen ſo von hier aus betrachte, ſo meine ich wahrhaftig, es ſei todt und wir trügen davon die Schuld.“

„Ach was!“ entgegnete die Andere; „ſeid nur nicht ſo kleinmüthig, ſo was kommt ſchon im Leben vor. Todt iſt ſie auch nicht; ſeht, ſie reißt ihre Augen auf und ſchaut nach uns her.“

„Ja, ja Frau, Ihr habt Recht, ſie blickt nach uns her, aber mit einem ſchauerlichen Blick.“

Damit zog ſie die Andere zur Thüre hinaus.

Es brauchte wohl eine Viertelſtunde Zeit, ehe ſich Catharine ſo weit erholt, daß ſie die Tänzerin um die näheren Umſtände befragen konnte.

Marie ſagte, was ſie gehört:

Das Kind war alſo nicht geſtorben, aber man hatte ein anderes, das geſtern Nacht ſeinen Leiden erlegen, unterſchoben und ſo wirklich einen Todtenſchein erhalten. Wohin ſie das lebende Kind gebracht, hatte keines der Weiber geſagt, wohl aber, daß es auf den Antrieb ſeiner Familie geſchehen, die damit das letzte Band zwiſchen ihm und ſeiner ehemaligen Geliebten zerreißen wollte.

„Sei nur ruhig," ſagte die Tänzerin zu der Unglücklichen, deren Hände heftig zitterten, „ſei ruhig, wir wollen ſchon erfahren, wohin ſie das Kind gebracht."

„Von deiner Tante glaubſt du es zu erfahren?"

„Nein! nein! die ſagt mir nichts; ich habe ſchon meine Wege."

„Aber bald, Marie, nicht wahr? Bald, bald ſuchſt du es zu erfahren, denn glaube mir, wohin ſie auch das Kind gebracht haben, es befindet ſich an einem Orte, wo es nicht lange leben kann; ich kenne ſolche Anſtalten. — Du ſiehſt mich ſchaudernd an? — ja, Marie. Gott erhalte deine Unſchuld; ſie nennen das keinen Mord, wenn ſo ein Kind langſam dahin ſiecht. — — Es iſt dann geſtorben." —

Die Tänzerin bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und finſtere Gedanken bewegten ihr Herz. Hatte ſie in der Umgebung, wo ſie ſich befand, vielleicht eine beſſere Zukunft zu gewärtigen, als die Unglückliche, die vor ihr ſaß? Hatte ihre Tante nicht ſchon Andeutungen genug fallen laſſen über nutzlos verſchwendete Jugend und Zeit, über ein Kapital, das man nicht ruhig könne liegen laſſen und das ſeine Zinſen tragen müſſe! — Gräßlich! gräßlich! — — — — Und das unglückliche Mädchen vor ihr hatte doch der Liebe Alles gegeben, was ſie beſaß, ſie aber ſtand in Gefahr, verkauft zu werden wie die geringſte Sclavin! —

„Wie dank' ich dir, Marie," ſagte die Näherin, die ſich allmälig wieder erholt, „wie dank' ich dir für deine Güte, für deine Hülfe! Glaube mir, ich will für dich beten und es wird dir keinen Unſegen bringen. — Für mich ſelbſt wag' ich es kaum; du biſt ſo gut, ſo unſchuldig, ſo friſch und geſund und kannſt einmal recht glücklich werden. Dann denke auch zuweilen an mich, die gewiß lange todt iſt. Und wenn du, liebe, gute Marie,"

fuhr ſie leiſer fort, indem ſie ihre beiden Arme um den Hals der Tänzerin ſchlang, „wenn du einmal einen braven Mann haſt und es dir gut geht, und du haſt eine halbe Stunde Zeit, ſo beſuche mein Grab und gib meinem armen Kinde, wenn es noch lebt, und du es an irgend einer Ecke ſtehen ſiehſt, ein kleines Almoſen.“

Bei dieſen Worten ſtürzte ein erleichternder Thränenſtrom aus den Augen Catharinens, und beide Mädchen hielten ſich eine Zeit lang umſchlungen und weinten heftig; die Eine, indem ſie mit trübem Blick an die Vergangenheit dachte, die Andere, indem ſie finſter in die Zukunft ſchaute. — —

Der laute Klang eines Glöckchens vor dem Fenſter riß ſie aus ihren Träumereien empor.

„Iſt es denn ſchon ſo ſpät,“ fragte die Tänzerin, „daß der Theaterwagen drunten hält, mich abzuholen? Verzeih', Catharine, da muß ich mich eilen; ich darf den Schwindelmann nicht warten laſſen.“

„Und ich will auch gehen,“ ſprach ſeufzend die Andere, indem ſie ſich ſchwankend erhob. „Aber nicht wahr, Marie, ich ſehe dich morgen oder ſobald du etwas weißt?“

„Gewiß Catharine, gewiß!“ antwortete die Tänzerin, während ſie ihren großen Korb auf den Tiſch ſtellte, noch einmal flüchtig die Gegenſtände darin überſah, und die Tanzſchuhe, an denen ſie vorhin gearbeitet, dazu legte. „Ich werde heute Abend noch mit Einigen darüber ſprechen. O, die Mädchen bei uns wiſſen recht gut Beſcheid und Manche kennen die ganze Stadt.“

„Und du kommſt dann zu mir, Abends nach acht Uhr? — Mit welcher Ungeduld will ich dich erwarten!“

„Verlaß' dich auf mich; ich thu, was ich kann.“

Damit band die Tänzerin ein Tuch um ihren Kopf, wickelte ſich in einen alten verblichenen Shawl, noch ein Erbſtück ihrer

verſtorbenen Mutter, nahm den großen Korb unter den linken Arm und begleitete mit dem rechten Catharinen ſorgfältig nach der Thüre, die ſie abſchloß und den Schlüſſel im Ofenloch verſteckte.

Es ging etwas langſam die Treppe hinunter, und Schwindelmann, der unten an der Thüre ſtand, trippelte ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Drei bis vier Colleginnen ſtreckten ihre Geſichter aus dem Wagenfenſter hervor und blickten neugierig auf das bleiche Mädchen, das mit einem Händedruck und bittenden Blick ſich von Marie verabſchiedete und nun langſam an den Häuſern dahin ſchlich.

„Der Teufel auch!“ ſagte Schwindelmann, „Mamſell Marie, Sie laſſen uns lange warten. Das ſind wir bei Ihnen nicht gewöhnt.“

„Es thut mir leid,“ entgegnete die Tänzerin, „und iſt wahrhaftig nicht meine Schuld.“

„Wer iſt denn das?“ fragte Schwindelmann, indem er auf Catharine zeigte, die ſchon an den nächſten Häuſern erſchöpft ſtehen blieb.

„Eine unglückliche Perſon, der es ſehr ſchlecht ergangen,“ erwiederte Mamſell Marie.

„Und wo wohnt ſie?“ fragte eine der Tänzerinnen aus dem Wagen.

„In der Schloſſergaſſe.“

„Dahin fahren wir gerade auch,“ ſagte nachdenkend Schwindelmann. Und als ihn ein bittender Blick des jungen Mädchens traf, rief er in den Wagen hinein: „Was meint ihr da drinnen, haben wir bis zur Schloſſergaſſe noch Platz für eine arme kranke Perſon, die ſonſt vielleicht im Schnee ſtecken bleibt? — Es hat nicht Jedermann einen Wagen wie ihr Prinzeſſinnen, und was man

ſeinem Nächſten thut, das wird Einem im Himmel gut geſchrieben."

„Gott! der Schwindelmann wird fromm!" lachte eine luſtige Stimme aus dem Wagen. „Mir iſt es gleich viel."

„Mir auch!" riefen ein paar Andere.

Und darauf ſprang Mamſell Marie in den Wagen, der Schlag blieb offen. Andreas fuhr fort, und Schwindelmann trabte neben der Equipage her, bis zur armen Catharine, die zu ihrer großen Verwunderung ſolchergeſtalt auf die angenehmſte und bequemſte Art nach ihrer Wohnung in der Schloſſerſtraße befördert wurde.

Schwindelmann aber wurde ſeit jenem Abend von den Tänzerinnen zum Hoftheater-Samariter ernannt.

Achtzehntes Kapitel.

Hinter der achten Couliſſe.

Wenn auch ſchon in Schrift und Zeichnung ſo tauſenderlei mitgetheilt worden iſt von dem Leben und Treiben hinter den Couliſſen, ſo war das inſofern recht oberflächlich, als es nur jenen Theil derſelben behandelte, welcher, ziemlich hell vom Lampenlicht beſchienen, dicht an der Bühne liegt. In die weiter zurückgezogenen Räume, namentlich in die Tiefen des Theaters hinter dem letzten Vorhang, ſowie in die dunkeln Niſchen zwiſchen Einſchlag-, Donner- und Regen-Apparat, oder jenem ſtillen Raume, wo die Seile der verſchiedenen Glockengeläute hängen, drangen wenig neugierige Blicke Uneingeweihter; von all' dieſen dunkeln Orten wurde noch wenig Intereſſantes und Wahres berichtet, und dieſe ſind doch, wie alle Räume im Himmel und auf Erden, mit Weſen, und zwar mit geſchäftigen und ſehr wichtigen Weſen bevölkert.

Hier haust nämlich ſeit unvordenklichen Zeiten und ſobald die Decoration eines jedesmaligen Aktes ſteht, das Geſchlecht der

Maſchiniſten und Zimmerleute, der Feuerwächter und der Aushelfer. Der Glanz und der Lärm der Bühne iſt ihnen verhaßt, ſie ſuchen gern ein ſtilles Plätzchen, wo ſie ruhig zuſammen plaudern oder auch einzeln über ſo Manches nachdenken können. Das ſind meiſtens keine ganz gewöhnlichen Menſchen, und Viele von ihnen haben ſchon verſchiedene Carrieren verſucht, ehe ſie endlich hier als die unſichtbaren Lenker der Pracht und Herrlichkeit des Theaters hängen geblieben ſind. Den ganzen Tag hier in einem ewigen Halbdunkel beſchäftigt, haben ſie ſich allmälig daran gewöhnt und lieben die ſtillen Räume mit ihrem ſanften, zweifelhaften Lichte mehr wie den Glanz der Sonne. Ja, wenn ſie Mittags nach Hauſe gehen, ſo drücken ſie ihre Mützen tief in's Geſicht und ſcheinen ordentlich ſcheu auf der Straße dahin zu flattern, wie aufgeſtörte Nachtvögel. Unlieb iſt ihnen bei der Arbeit der neugierige ſcharf blitzende Sonnenſtrahl, der zuweilen bei einer Tagesprobe durch eine Oeffnung auf die finſtere Bühne zuckt und mit einem langen, ſchmalen Streifen ſo reines Gold, ſo glühendes Licht zwiſchen die ſchwarzen Schatten hinein wirft, daß die gemalten Blumen erbleichen und das abendlich noch ſo friſche Grün grau und mederig ausſieht.

Sie, dieſe armen Arbeiter, den ganzen Tag in der Finſterniß umhertappend, lieben überhaupt den Sommer und den Sonnenſchein wenig, wenn letzterer draußen über Berg und Thal ſcheint und alle Menſchen ſich an ſeinem Strahle erfreuen, ſich an der friſchen Luft erlaben, welche die duftenden Blumen und Bäume ausbauchen, während ſie die knarrenden Seile auf und ab ziehen, beſtaubte Couliſſen aufhängen und einen künſtlichen Donner und Regen hervorbringen, der nichts Erquickendes hat und nur Legionen von Motten und einige Fledermäuſe aufjagt.

Der Winter iſt ihnen lieber; da ſind die anderen Menſchen

auch in's Haus gebannt, und da sitzt es sich gar nicht unbehaglich an dem breiten eisernen Ofen hinter der achten Coulisse, während draußen der Sturm heult oder der Regen auf das Zinndach des Theaters niederprasselt.

Ja, hinter der achten Coulisse ist ein recht heimliches Plätzchen, wie gemacht zum Versammlungsort der Maschinisten und Zimmerleute. Gleich rechts daneben ist die Flugmaschine, mit der es auf den Schnürboden hinauf geht, und links die eine Treppe, welche unter das Podium führt; die Zeichen zum Donner und Regen hängen dicht daneben, und zwei Sprachrohre münden hier ebenfalls, durch welche man Befehle augenblicklich nach allen Theilen der Bühne hinschleudern kann. Da stehen meistens Fauteuils und sonstige Sitzgelegenheiten, die in den nächsten Acten gebraucht werden und worauf man es sich bequem macht.

Auch in anderer Beziehung hat dieses Plätzchen so weit nach hinten seine guten Eigenschaften. Das unangenehme Volk der Statisten in ihren seltsam duftenden Anzügen treibt sich mehr vorn am Eingange herum und tritt hier Niemand in den Weg und auf die Hühneraugen; den Künstlern ersten und zweiten Ranges ist es da hinten natürlicher Weise viel zu dunkel und einsam, und selbst das leichtfüßige Corps de Ballet hüpft, wenn es ja einmal auf die andere Seite des Theaters muß, mit einem großen Sprunge bei der achten Coulisse vorbei, denn es zieht da manchmal sehr stark, namentlich dringt gewöhnlich eine kalte Luft unten aus dem Podium hervor.

Die Decoration des ersten Actes steht, und es ist eine jener angenehmen Opern, in denen allactlich die Scene stehen bleibt, weßhalb die meisten Maschinisten und Zimmerleute nichts zu thun haben. Hinter der achten Coulisse ist nun ein artiges Plauderstübchen eingerichtet, und wer nicht gerade einen bestimmten Posten

auf der anderen Seite hat, der findet ſich hier ein. Da iſt ein königlicher Thron, der nachher gebraucht wird und auf welchem der erſte Maſchiniſt ſitzt; doch hat er das Kiſſen von rothem Sammt herumgedreht und begnügt ſich mit dem ledernen Unterfutter.

Dieſer erſte Maſchiniſt war Herr Hammer, ein ſchon ältlicher Mann, der ſehr ſtark ſchnupfte, ſehr gerne erzählte und dazu beſtändig mit dem Kopfe nickte, welches Nicken er vielfach mit dem Ausrufe: „Ja — a! ja — a!“ begleitete, was er wahrſcheinlich that, um ſeine Zuhörer zu verſichern, ſeine Erzählung ſei wahr und nicht erfunden, welch' Erſteres von dem ganzen Theaterperſonal ſtark bezweifelt wurde, denn der erſte Maſchiniſt war dafür bekannt, daß er etwas heftig lüge, beſonders wenn er auf die Feldzüge zu ſprechen kam, die er mitgemacht.

Wir können hier eine andere Perſönlichkeit nicht übergehen, die ſich ebenfalls oft hinter der achten Couliſſe einfindet, aber dem Range nach eigentlich ſpäter genannt werden müßte. Es iſt dieß der Schneidergehülfe Herr Schellinger, eine kleine dürftige Geſtalt mit ſtark gekrümmtem Rücken und etwas zitternden Händen. Herr Schellinger war an die Sechszig, hatte Zeit ſeines Lebens in jeder Beziehung ſtark gearbeitet und erfreute ſich nun dafür ziemlich dürftiger Umſtände und einer mangelhaften Geſundheit. Er war ein denkender Künſtler geweſen, ein Mann von tiefer Phantaſie, und da er auf dem Schneidertiſche ſo viele freie Stunden hatte, in denen ſein Geiſt unabhängig von der Knechtſchaft der Nadel umher ziehen konnte in der weiten Welt, ſo reiſte er beſtändig, das heißt immer in Gedanken, und hatte dabei die Eigenthümlichkeit, daß er ſich nach der Rückkehr von einer ſo weit ausgeſponnenen Tour ſteif und feſt einbildete, er habe wirklich dieſe Reiſen gemacht, und daß er die wunderbarſten Dinge

davon erzählte. — Wenn er in der Garderobe mit dem Anziehen fertig war, so stahl er sich auf die Bühne und placirte sich meistens in die Nähe des ersten Maschinisten, von dem er komischer Weise behauptete, es sei auf der ganzen Welt Niemand, der so lügen könne wie der Herr Hammer. Deßhalb paßte er auch jedem Worte desselben auf und suchte ihm augenblicklich nachzuweisen, wo er blau färbe.

Auf der linken Seite des Thronsessels befand sich ein schwarzer Sarg, der aus der letzten Scene von Romeo und Julie, die gestern Abend auf der Bühne geliebt und gelitten, stehen geblieben war. Auf dem Kopfende desselben saß der Garderobegehülfe, die Hände über den Knieen gefaltet, den Kopf etwas nach der linken Seite geneigt, um besser hören zu können. Neben ihm befanden sich ein paar Zimmerleute; rechts vom Throne stand eine Gestalt, die des näheren Betrachtens werth ist.

Es war dieß ein kleines zartes Männchen in einem abgeschabten schwarzen Frack, mit einem klugen Gesichte, auf welchem das Alter und vielleicht auch ein lustiges Leben tiefe Furchen gezogen hatten. Aus dem schwarzen Halstuche ragte ein ziemlich hoher Hemdkragen hervor, aschfarben wie der Teint dieses Mannes, welchem nur ein paar scharfe dunkelblaue Augen etwas Lebhaftes verliehen; den Scheitel bedeckte eine kleine fuchsige Perücke, die aber nirgendwo mehr festliegen wollte und rings herum struppig und drohend in die Höhe stand. Das Merkwürdigste an diesem Manne aber war unbedingt eine ziemlich große Wasserspritze, die er geladen und aufgezogen an seinem linken Arme trug. Dieß war Herr Wander, ein Mann, der seltsame Schicksale gehabt. Von guter, vermöglicher Familie, hätte er in seiner Jugend ein unabhängiges Leben führen können, wenn ihn nicht eine unüberwindliche Leidenschaft zum Theaterleben an den Thespiskarren gespannt hätte,

wo er übrigens mehr zum eigenen Vergnügen als zur wirklichen Hülfe mit lief. Das ging Alles ſo lange gut, als Jugend und Geld ausreichte; dann aber wollte ſich kein Theaterdirektor mehr mit dem Herrn Wander einlaſſen, er durfte die geliebten Bretter nicht ferner betreten, und da es ihm denn doch einmal unmöglich war, von dem für ihn ſo anziehenden Leben und Treiben zu laſſen, ſo half er aus, wo man gerade ſeiner kleinen Dienſte bedurfte. So diente er nach und nach als Inſpicient, Requiſeur, Souffleur, ja er friſirte ſogar eine Zeit lang in der Herrengarderobe, und als das Alles nicht mehr ging und ihn Niemand mehr haben wollte, ſo kehrte er in ſeine Heimath, die Reſidenz, zurück, wo er das doppelte Glück hatte, eine kleine Erbſchaft zu machen, ſowie von dem Intendanten die gnädigſte Erlaubniß zu erhalten, bei großen Vorſtellungen als überzähliger Spritzenmann aushelfen zu dürfen.

Der Spritzenmann, geneigter Leſer, iſt eine Perſon, welche mit dem ſehr großen Exemplare eines Inſtrumentes, das dir unter einem unausſprechlichen Namen bekannt iſt, hinter den Couliſſen auf und ab wandelt und ſorgſam an Lampen und Decorationen umher ſpäht, um zuzuſpritzen, wo ſich ein verdächtiger Funke zeigt.

Vor dem Thronſeſſel auf einer künſtlichen Raſenbank ſaß Herr Schwindelmann, der jetzt ebenfalls, ſobald ſich ſämmtliche Künſtler und Künſtlerinnen im Theater befanden, nur am Ende eines jeden Actes zu thun hatte, denn ſeine Nebenbeſchäftigung war alsdann, den großen Portalvorhang herab zu laſſen.

An der Couliſſe Numero acht, die ſehr weit hinein geſchoben war, lehnte der Sohn des Herrn Hammer, ein junger Menſch von einigen zwanzig Jahren, eine ſchöne, kräftige Geſtalt. Er war ebenfalls Maſchiniſt und ſprach gerade mit einem Kameraden, der neben ihm auf einem hölzernen Blocke ſaß, und der dem Aeußern nach den vollkommenſten Gegenſatz zu ihm bildete. War

der junge Hammer mit ſeiner breiten und muskulöſen Geſtalt, mit dem friſchen, gutmüthigen Geſichte ein Bild der Geſundheit und des Lebens, ſo war der Andere ein leibhaftiges Conterfei der Krankheit, ja des Todes. Er ſaß mit gefalteten Händen, an den Fuß der Couliſſe gelehnt, und wenn er ſo ſchwer und tief athmete, ſo bemerkte man auf dem Rücken durch das dünne Röckchen hindurch, womit er bedeckt war, wie die Schulterblätter zitternd auf und ab gingen. Sein Geſicht war eingefallen, und er ſchien in tiefes Nachdenken verſunken, auf die ſchwarze ſchauerliche Bank zu ſtieren, auf welcher Herr Schellinger ſaß.

„Ja — a, ja — a," ſagte der erſte Maſchiniſt mit dem Kopfe nickend, indem er ſich an den kranken Mann wandte, „nur nicht den Muth verloren, Albert. Das kann und wird Alles gut gehen. Wenn einmal der Winter vorbei iſt, mit ſeinem ewigen Schnee und Froſt — wenn der Frühling kommt —"

„Und wenn er reiſen könnte," meinte der Garderobegehülfe mit näſelnder Stimme und aufgehobenem Zeigefinger. „Wenn er reiſen könnte, da links herüber nach Italien, wo die meiſten Leute über hundert Jahre alt werden. — Als ich damals dort war —"

„Wir wiſſen die Geſchichte ſchon, ja — a, ja — a," unterbrach ihn Herr Hammer. „Als Ihr in Italien waret und ebenfalls krank, und als ſie Euch mit dem bewußten Rückenfett kurirt."

„Nein, es war Schlangenhaut," entgegnete ruhig der Schneider, „von der großen Schlange, die ſich am Baume aufhängt und dann ſelbſt ihren Balg abſtreift. Ich habe ein Stück davon mitgebracht. — Wollt ihr es ſehen?" — —

„Später! ſpäter!" ſprach ungeduldig Herr Hammer, und fuhr dann zu dem Anderen gewendet fort: „Wie ich Euch ſagte,

Albert, laßt Euch nur zuweilen vor den Regisseuren und dem Obermaschinisten sehen. Faßt nur hie und da ein Tau an und thut, als wenn Ihr was schafftet. Haltet Euch dabei immer nur an meinen Sohn Richard, der reißt Euch schon durch. Und im Grunde ist es ja ganz einerlei, man thut damit der Theaterkasse keinen Abbruch, denn Richard arbeitet für zwei."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür," erwiederte der Kranke, „denn wie sollte ich existiren, wenn man mich als untauglich entließe. Da wäre mein letztes Brod gebacken und ich müßte gerade Hungers sterben. Sie haben überhaupt schon so viel an mir gethan, daß ich gar nicht weiß, wie ich es wieder gut machen soll. — Ach! wer würde mich als Taglöhner nehmen!"

„Ja, es ist eigentlich ein prekäres Geschäft, so von seiner Händearbeit im Taglohn leben zu müssen," sagte Herr Wander. „Ich habe das oft mit angesehen, wenn man sechs Tage schafft, so hat man sechs Tage Lohn; aber nun kommt der Sonntag, der doch zur Ruhe und zur Freude von Menschen und Vieh geschaffen ist, und an dem ist nichts da zu beißen und zu nagen, wenn man nicht von den paar Kreuzern der Wochentage sich etwas aufhebt. Das ist schlecht eingerichtet."

„Und wenn man erst krank wird," versetzte Albert, indem er langsam den Kopf erhob; „ich sage es noch einmal: wenn ich von euch keine Hülfe hätte, ich wäre mit Weib und Kindern ein verlorener Mann!"

„Dafür sollte dem, für den man schafft, auch die Verpflichtung obliegen, Einen zu unterhalten, wenn man keine Hand mehr regen kann," meinte der junge Hammer.

„Das wäre nicht so übel," sagte nachdenkend der Schneider. „Und ich will dir was sagen, Richard, das kannst du haben. Da mußt du dich schwarz anstreichen lassen und zu die Geschlafen

gehen; da haſt du's, wie es dein Herz begehrt: du arbeiteſt da ziemlich hart, das iſt wahr —"

„Bah!" erwiederte der junge Zimmermann, „was das harte Arbeiten anbelangt, davon kann unſereins auch erzählen. Ich will am Ende nicht einmal vom Theater ſprechen; aber man ſollte einmal ſo ein Dutzend lumpige Neger, die ſich in ihrem Baumwollenfeld bei ihrem Schaffen und ein Bischen Prügel beklagen, man ſollt' die fein thuenden Hallunken einmal auf einen Zimmerplatz hinaus thun, ſo wo es gilt, mit achtziger Balken zu arbeiten, namentlich im Spätherbſt, wenn ein Dach aufzuſetzen iſt, und wo jeden Morgen das helle Glatteis auf den Balken ſitzt. Da hat man immer ſein Todtenhemd an; und was die Prügel anbelangt, da braucht man nur einen jähzornigen Obergeſellen zu haben, der ein Lattenſtück gut anzugreifen verſteht; da fliegen die Funken davon, das kann ich euch verſichern."

„Aber dafür ſeid Ihr ein freier Mann," meinte Herr Wander, indem er ſeine Spritze vorſichtig auf den Boden ſtellte, und eine Priſe aus der dargebotenen Doſe des erſten Maſchiniſten nahm.

„Ein freier Mann!" lachte der Andere. „Ja, Ihr verſteht's! — Jetzt bin ich frei, dachte auch der Eſel eines Tags, an welchem er die Säcke abgeworfen, und ſagte das dem Wolf einen Augenblick vorher, ehe dieſer ihn auffraß."

„Der Richard hat nicht ganz Unrecht," ſagte leiſe Herr Schellinger. „So ein Geſchlaf hat's gar nicht ſchlecht; ich möchte auch eins ſein. So ein Kerl ſitzt in ſeiner Hütte, ißt den ganzen Tag die theuerſten Früchte, nährt ſich von Reißbrei und jungen Hühnern, und wenn er einmal nicht ſchaffen will, ſo gibt er Bauchſchmerzen vor und bleibt zu Hauſe."

„Das kannſt du auch thun," bemerkte Schwindelmann.

„Ja, aber nicht unter den vorhin angegebenen Bedingungen," entgegnete der Schneider. „Wo bleibt dann der Reißbrei und die Früchte?"

„Pfui, Schellinger!" sagte lachend Herr Wander, „du bist eine knechtisch gesinnte Natur! Was nutzt dich das Bischen Essen und Trinken, wenn du dafür von allem Erhabenen und Schönen, was die Freiheit bietet, nichts erreichen kannst?"

„Was habe denn ich armer Schneider je Erhabenes und Schönes zu erreichen gehabt?"

„Wenn du ein Geschlaf bist," entgegnete lachend Richard, „so kannst du dir kein eigenes Vermögen erwerben, kein Haus besitzen."

„O, das wäre Schade!" grinste der Schneider.

„Ja — a, ja — a!" sprach der erste Maschinist, „und könnt niemals Abgeordneter oder Stadtrath werden."

„Wozu ich als freier Mann freilich hier alle Aussicht habe," meinte höhnisch Herr Schellinger.

„Aber Spaß bei Seite!" warf der Schwindelmann dazwischen, indem er seinen Nachbar verstohlen an die Seite stieß, „über das Geschlafenleben kann uns Niemand besser aufklären wie der Schellinger. Nicht wahr, du bist ja da hinten in Südamerika gewesen und hast den Onkel Tom besucht?"

„Es ist das schon lange her," entgegnete kopfnickend und träumerisch der Schneider; „ich glaube so an die zwanzig Jahre, aber ich erinnere mich seiner noch recht gut. — Unter uns gesagt, der Onkel Tom" — damit schob er wichtig die Unterlippe vor, zog die Augenbrauen in die Höhe und schüttelte mit dem Kopfe — „der Onkel Tom, — na! ihr versteht mich!"

„War er ein etwas verwegener Bursche?" fragte Richard,

indem er ſich, um beſſer zu hören, feſter in die Couliſſe hinein drückte.

„Der Hafer hat ihn geſtochen," fuhr Herr Schellinger fort. „Er hatte es zu gut; es war ſo ein Bischen Wühlerei dabei, was Demokratiſches, weßhalb er auch verkauft wurde. Und das Buch," ſagte er geheimnißvoll, indem er den Zeigefinger erhob, „ſoll auch eigentlich keine Bibel geweſen ſein, ſondern eine Verfaſſungsurkunde, die er für die Schwarzen entworfen. — Ich habe es in der Hand gehabt."

„Aber das Verkaufen wirſt du nicht rechtfertigen wollen? Denke dir, du haſt Weib und Kind, mit denen du ſchon lange Jahre lebſt, und nun will man dir deine Frau verkaufen."

„Ja, das hätte er ſich ſchon gefallen laſſen," ſagte Herr Wander. „Nicht wahr, Schellinger, darüber hätteſt du kein Buch geſchrieben?"

Der Schneider gab über dieſe ſchlechten Späſſe keine Antwort, er blickte nachdenkend an den Schnürboden hinauf und erwiederte dann: „Das Verkaufen iſt allerdings ſehr hart. Aber als ich da hinten war, da hat mich ſo ein amerikaniſcher Oberamtmann darüber aufgeklärt. Man muß das Ding nicht mit unſerem Maßſtab meſſen. Was Teufel! Wenn ich hier bei uns heirathe und Kinder bekomme, ſo hat kein Menſch ein Wort darein zu ſprechen; Frau und Kinder ſind mein, das weiß ich, denn ich lebe in einem Lande, wo man mir alles Andere, nur nicht die Familie verkaufen kann."

„Wenigſtens nicht öffentlich," ſagte Richard finſter.

„Nun alſo," fuhr der Schneider fort, „ich verſichere euch, als ich damals da hinten war — ich kam gerade von Mexico herüber, wo ich mich eine Zeit lang bei den Schwarzen aufhielt — da hatte ich auch nicht übel Luſt, mich zu verheirathen."

„Wenn das deine Alte gewußt hätte!“ meinte Schwindelmann.

„Wir waren ſo zu ſagen ſchon einig, da ging ich eben zu jenem Oberamtmann und trug ihm die Sache vor. Er dachte eine Zeit lang nach, ſpuckte — mit Reſpect zu vermelden — mehreremals gerade aus an die Bäume, und das mit ſolcher Kraft und Geſchicklichkeit, daß ein Colibri, den er treffen wollte, todt herunter fiel.“

„Ah! — Schellinger!“

„Gott ſtraf mich, es iſt wahr! — Seht ihr, die Honoratioren da hinten herum, die zu faul ſind ein Gewehr zu tragen, gehen auf ſolche Art auf die Vögeljagd, und wenn man ſo durch den Wald geht, da ſieht man ſie bald hier und bald da mit geſpitztem Maule ſtehen, und auf einmal patſch! — patſch dich! — prrrdautz! Da rappelt's droben und herunter fallt euch ſo ein Lämmergeier, der mit ausgeſpreitzten Flügeln ſeine ſechsunddreißig Fuß mißt.“

„Lüg' du und der Teufel!“ rief Schwindelmann. — „Schellinger, wie kann man ſo unverſchämt ſein!“

„Es iſt leider wahr,“ entgegnete traurig der Schneider; „man gewöhnt ſich in Amerika das Spucken auf dieſe heftige Art ſo leicht an. Als ich hieher zurück kam, konnt' ich's nimmer laſſen, und eines Tags paſſirte mir ein großes Unglück. Da ſtand mein älteſter Sohn vor mir, ich — patſch dich! und fliegt ihm die linke Hand fort.“

„Aber Schellinger,“ ſagte ziemlich ernſt der erſte Maſchiniſt, „du haſt ja nie einen Sohn gehabt!“

„Das iſt leicht möglich — aber gewiß ohne meine Schuld,“ verſetzte unerſchütterlich der Schneider. „Ich habe es meiner Frau immer geſagt. Nun, dann war es der älteſte Sohn von ſonſt

Jemand. Aber wahr ist die Geschichte, und wenn Einer die Probe davon machen will, da steh' ich zu Befehl."

„Na, wir glauben es ja!" erwiederte Schwindelmann. „Aber jetzt bleib' bei deinem Oberamtmann. Er rieth dir also vom Heirathen ab?"

„Das versteht sich," erzählte Schellinger weiter. — „Siehst du, sagte der Oberamtmann, — er sprach natürlicher Weise amerikanisch — wenn du hier heirathest, so hast du freilich den Schutz der Gesetze, aber der ist verflucht gering, und wenn du Kinder kriegst und es gibt so 'ne rare Race, wie du selber bist, da geht dein Herr gleich her, ehe sie noch ausgeflogen sind —"

„Was, Schellinger, ehe sie noch ausgeflogen sind? — Was soll das heißen?"

„Habt ihr denn nie gehört, daß es da gewisse Stämme gibt, die sich ordentliche Vogelnester in die Bäume hinein bauen; es sind eigentlich Menschennester, und darin führen sie ihre Haushaltung, und wenn die Kleinen anfangen zu laufen, da müssen sie zuerst den Baum herunter und herauf krabbeln, und das nennt man ausfliegen. Das ist nämlich der Stamm der sogenannten Vögelneger."

„Und darunter habt Ihr Euch vorzugsweise wohl aufnehmen lassen?" fragte Herr Hammer.

„Es war nur ein vorübergehendes Gelüste," antwortete der Schneider, indem er die Hände auf seine Knie legte und den Kopf tief herab sinken ließ. — „Aber was nutzen mich meine schönen Geschichten! Ihr seid wahrhaftig zu dumm, die Moral davon heraus zu finden."

Der erste Maschinist legte den Finger an die Nase, nickte mit dem Kopfe und sprach: „Ja — a, ja — a, es ist nicht ganz ohne, was der Schellinger meint; er will nämlich sagen, wenn

es auch eine totale Ungerechtigkeit iſt, ſo einem armen Geſchlafen ſein Weib und ſeine Kinder zu verkaufen, ſo iſt es doch lange nicht ſo ſchlimm, als wenn ſo was bei uns geſchähe. Der Geſchlaf weiß vorher, wenn er ſich verheirathet, daß das dort ſo Mode iſt, ſein Vater iſt vielleicht verkauft worden, ſeine Mutter, ſeine Brüder, was weiß ich! Und da kann es ihm mit ſeiner Familie auch ſo gehen; er ſieht das immer vor Augen, meint der Schellinger, und gewöhnt ſich am Ende daran, und ſo wäre es denn lange nicht ſo ſchlimm, denkt der Schellinger, als wenn man unſereins Frau und Kinder verkaufen wollte."

Der Schneider nickte ſtumm mit dem Kopfe, als wollte er ſagen, ſeine Rede ſei vollkommen richtig ausgelegt worden.

„Ja," meinte Richard, indem er die Arme über einander ſchlug, „ſo Eines weiß es nicht beſſer, wie die Köchin von dem Aal ſagte, als ſie ihm lebendig das Fell abzog. Und dagegen müßte man ſchon Schritte thun."

„Das muß man aber den Amerikanern überlaſſen," miſchte ſich Herr Wander in's Geſpräch. „Gott! was geht uns die Geſchichte eigentlich an, und was können wir dazu thun? Ich begreife nur eigentlich nicht, wie die Geſchichten der amerikaniſchen Miß, die das Buch geſchrieben, bei uns ſo viel Spektakel haben machen können."

Der Schneider lächelte kopfſchüttelnd vor ſich hin, wurde aber nicht beachtet.

„Aber da finden ſie ein Vergnügen daran, ſich Grauſamkeiten erzählen zu laſſen, die weit weg von uns geſchehen, darüber ein Maul zu machen und zu jammern. — — Und weßhalb haben die meiſten dieſer Enthuſiaſten kein Herz, wenn man ihnen vom Unglück zu Hauſe erzählt, und ſchmachten über den Ozean hinüber, wenn da einmal ein Onkel Tom verkauft wird oder irgend

eine Mulattin davon läuft? — Ich will es euch ſagen: Den Jammer haben ſie wohlfeil, da hat man ihnen gut ſagen: na! wenn euch denn das Elend da hinten in Amerika ſo ungeheuer ſchmerzt, ſo thut was dafür, — da zucken ſie die Achſeln und entgegnen: Was können wir thun? Wir haben nur unſere Thränen. — Ja, Thränen ſind wohlfeil!"

„Sie haben ja aber auch Adreſſen an die Amerikanerinnen gemacht, die Weiber in England," ſagte Schwindelmann.

„Ganz richtig!" lachte Herr Wander; „aber die geſcheidten Amerikanerinnen haben ihnen artig heimgegeigt und ihnen geſagt: Bekümmert euch um die Sclaverei bei euch, die iſt viel härter und grauſamer als die unſrige."

„Ja — a, ja — a, und haben Recht gehabt. Es gibt bei uns wahrhaftig mehr Sclavenhalter wie in Amerika. — Apropos, es heißt ja, ſie ſoll auch hieher kommen, die Amerikanerin; ſie macht eine Rundreiſe durch Europa und läßt ſich ſehen."

„Da wollen wir ihr ein feſtlich beleuchtetes Haus veranſtalten," meinte Richard. — „Aber etwas muß man dem Buch doch laſſen, man ſieht, daß es Jemand geſchrieben hat, der das Leben in Amerika genau kennt."

Der Schneider ſchüttelte abermals und mit ziemlich verächtlichem Lächeln den Kopf.

„Nicht, Schellinger? Hat die Amerikanerin ihr Land nicht gut beſchrieben?"

„Das hat gar keine Amerikanerin geſchrieben," ſprach der Schneider mit ſchmerzlichem Tone.

„Was Teufel! iſt die Madame — — Stowe keine Amerikanerin?"

„O ja," entgegnete Schellinger, indem er das ſpitze Kinn in ſein rechtes, mageres Händchen ſtützte; „die Stowe iſt eine

Amerikanerin; ich kenne ſie ganz genau, — eine recht brave Frau, ſie wohnte da links um die Ecke; wenn man nach Amerika fährt, kommt man dicht am Hauſe vorbei, gleich nebenan iſt das Wirthshaus zum weißen Roß, wo man einen ſehr guten Cleyner trinkt. Der Wirth iſt ein Spanier und heißt Schwitzgäbele." — Das Alles erzählte er mit ſo melancholiſchem Tone und ſtierte dabei vor ſich hin, daß man glauben konnte, ihn ſchmerze tief die Erinnerung an jene ſchöne Reiſe, und er ſehe leibhaftig vor ſich das weiße Roß und den Spanier Den Schwitzgäbele.

„Und da wohnte die Stowe?"

„Da wohnte ſie gleich nebenan. Ich reiste damals mit einem Preußen, der den Spleen hatte und überall Berlin vor ſich ſah, denn als er den Miſſiſippi erblickte, rief er aus: Ganz wie bei uns zu Hauſe; nur iſt die Spree zur Regenzeit ein wenig größer und meiſtens viel klarer. — Die Stowe nahm uns freundlich auf, wir ſpeisten bei ihr zu Mittag, ſehr gut und fein. Alles war von Bernſtein, die Schüſſeln, Gabeln und Löffel, kurz Alles, Alles."

„Von Bernſtein?" fragte Herr Wander erſtaunt. „Hat man in Amerika ſo viel Bernſtein?"

„Da wird er gefunden," entgegnete ruhig Herr Schellinger.

„Ah! der kommt ja aus der Oſtſee, das weiß ich beſſer!" rief Schwindelmann.

„Das iſt ein großer Irrthum," fuhr der Garderobegehülfe fort. „Von den amerikaniſchen Pferden kommt der Bernſtein her; wenn ſie wild aufgefangen werden, ſo hebt man ihnen den linken Vorderfuß auf, und da hat jedes ein großes Stück Bernſtein, das ſchlägt man los und macht die ſchönſten Sachen daraus."

„Aber Schellinger!"

„Als wir bei der Madame Stowe gegeſſen hatten, ließ ſie ein paar wild eingefangene Pferde herein kommen, ſchlug den Bernſtein vor unſeren Augen los und gab Jedem von uns ein Stück. — Ich weiß wohl, daß ihr mir nicht glaubt, aber ich will euch überzeugen. — Seht her.“ Bei dieſen Worten fuhr er mit der Hand in ſeine Rocktaſche und brachte eine unbedeutende Cigarrenſpitze von Meerſchaum hervor, an welcher ſich ein kaum nennenswerthes Stück Bernſtein befand. — „Da ſchaut her,“ fuhr er fort, „das habe ich mir davon machen laſſen, und wenn ihr mir bei allem dem nicht glauben wollt, ſo ſchreibt in Gottes Namen an den Preußen in Berlin, der mit mir gereist iſt. Seine Adreſſe weiß ich freilich nicht mehr, aber er iſt nicht ſchwer zu finden, denn er heißt Müller.“ —

„Was machen ſie draußen auf der Bühne?“ fragte der erſte Maſchiniſt ſeinen Sohn. „Haben wir bald Actus?“

„O nein, es ſind noch vier lange Scenen. Der Schellinger kann ſchon noch ſeine Geſchichten zu Ende bringen. — Alſo die Stowe iſt nicht die Verfaſſerin von dem bekannten Buch?“

Der Schneider ſchüttelte mit dem Kopfe, rieb ſich die Hände und blickte, ſeit längerer Zeit zum erſten Mal, in die Höhe, als er mit großer Beſtimmtheit ſagte: „Die Frau denkt nicht daran; das iſt ein braves Weib, die ihre Hühner und Gänſe füttert, ihren Kindern die Strümpfe ſtoppt und ihre Wäſche pünktlich beſorgt, viel zu pünktlich — die ſchreibt keine Bücher. — Stowe, ſagt' ich zu ihr, als wir nach Tiſche eine Cigarre mit einander rauchten —“

„Wie? ſie rauchte auch?“

„Alle Amerikanerinnen rauchen zu Hauſe. Alſo ich ſagte zu ihr: Stowe, hat Se das Buch geſchrieben oder nicht?“

„Wenn haſt du dieſe Reiſe eigentlich gemacht, Schellinger?“ fragte Richard lächelnd.

„Ich habe euch ſchon einmal geſagt, daß es ungefähr zwanzig Jahre her ſein mögen,“ entgegnete der Garderobegehülfe.

„So, vor zwanzig Jahren haſt du ſie gefragt, ob ſie das Buch geſchrieben hat? — Na, das hab' ich nur wiſſen wollen.“

„Auf ihr Ehrenwort habe ich ſie damals gefragt,“ verſetzte ruhig der Schneider, indem er aufblickte, „und ſie ſagte: Nein Schellinger, ich hab' es nicht geſchrieben, Gott ſtraf' mich! Ich kenne aber den Verfaſſer: es iſt von einem pietiſtiſchen Pfarrer in Rheinpreußen.“

Die Zuhörer hatten lange an ſich gehalten, jetzt aber brachen ſie in ein ſo lautes Gelächter aus, daß der Inſpicient, der mit ſeinem Buche hinter den Couliſſen hin und her ging, erſchrocken herum fuhr und eifrigſt Ruhe gebot.

Schellinger zuckte die Achſeln und ſprach nach einer Pauſe: „Ihr ſeid ſo verwildert, daß man euch gar nichts Vernünftiges mehr erzählen kann, und ich bin einmal ſo ein Narr und kann es nicht laſſen, an jene Zeit, welche die glücklichſte meines Lebens war, zurück zu denken. Ich verſichere euch, wenn man hier unſere miſerable Kälte annimmt, ſo iſt es eine wahre Wonne, da mit den Negern ſo ſtill und friedlich zu leben, unter den Palmbäumen zu ſitzen und reife Orangen zu verſpeiſen. So ein Negerdorf hat etwas ſehr Angenehmes, und ſie wohnen ganz charmant. Na! ihr habt das ja in der Beſchreibung geleſen; auch eſſen ſie vortreffliche Kuchen, trinken Dattelwein und ſingen dazu: „Noch iſt Polen nicht verloren.“ Das kann ich euch verſichern — Gott ſtraf' mich! — an das lumpige Leben hier zu Land habe ich nicht mehr gedacht, wenn ich ſo

Abends mit ihnen vor ihren Hütten auf der feinen Matte lag, neben ſo einem behaglichen Schwarzen; die Weiber ſaßen daneben und vor ihnen im Graſe ſpielten die weißen Kinder."

„Die weißen Kinder, Schellinger?"

„Die weißen Kinder!" entgegnete nachdrücklich der Schneider. „Wißt ihr denn nicht, weßhalb die Schwarzen ſo ſchwarz ſind? — Nun, das will ich euch ſagen. Die Sonne hat eine ſo furchtbare Kraft, daß ſie Einen dort in fünf, ſechs Jahren ganz ſchwarz brennt."

„Du biſt aber weiß geblieben, Schellinger!"

„Ja, ich hatte keine Anlage zum Schwarzwerden," erwiederte der Garderobegehülfe; „man muß dazu geſtimmt ſein wie die Neger —"

„Aber Schellinger —" wollte Richard fortfahren ihn zu examiniren.

„Laßt ihn doch," rief Schwindelmann, „daß wir fertig werden; draußen der Herzog hat ſchon ſeinen Degen gezogen und wird im nächſten Augenblick ſeinen Freund erſtechen, dann fällt der Vorhang. — Alſo die Negerkinder kommen weiß auf die Welt?"

„Und mit einer Anlage zum Schwarzwerden?" fragte Richard lachend.

„So iſt es," entgegnete der Schneider, indem er ſich ruhig erhob, denn auch ſeine Zeit war gekommen, in die Garderobe zu gehen. „Die Negerkinder kommen weiß auf die Welt, aber ſie haben um den Bauchnabel einen kleinen ſchwarzen Ring, der immer größer und größer wird, bis ſie zuletzt vollkommene Neger ſind."

Nach dieſen Worten legte Herr Schellinger ſeine beiden Hände auf den Rücken und ging geſenkten Hauptes ruhig davon, ohne ſich weiter um ſeine Zuhörerſchaft zu bekümmern, die aber auch im nächſten Augenblick aus einander ſtob; Jeder eilte an ſeinen Poſten und Schwindelmann ließ den großen Portalvorhang herab.

Neunzehntes Kapitel.

Richard und Marie.

Der Zwischenact auf einem großen Theater bietet wieder ein ganz anderes belebtes und nicht minder interessantes Bild dar, als das Treiben hinter den Coulissen. Dort befindet sich nun Niemand, als die Arbeiter, welche neue Coulissen aufhängen, Versatzstücke heran tragen, „aus dem Wege!“ rufen, dort plötzlich stehen bleiben, wenn ihnen ein Vorgesetzter des Theaters in den Weg kommt, hier Einen der niederen Völker, der nicht schnell genug ausweicht, unsanft auf die Seite stoßen. Alles Andere strömt auf der halbdunkeln Bühne zusammen, wo sich auch gewöhnlich der Intendant einfindet, seine kleinen Audienzen ertheilt, sowie Tadel und Lob spendet. Die ersten Künstlerinnen sind in die Garderoben geeilt, nachdem ihnen vorher die Sängerin-Mutter vor einer der Coulissen einen warmen Shawl umgeworfen.

Lieber Leser, der du vielleicht nicht weißt, wie eine Sängerin-Mutter beschaffen ist und woran sie zu erkennen, betrachte dir

während der Vorstellung eine Dame, die, ehe der Act anfängt, hinter der Prima-Donna die Bühne betritt, ihr während des Gehens den Schleier in malerische Falten wirft oder eine Feder etwas kokett herab biegt, die ihr bei langen Kleidern die Schleppe sorgfältig nachträgt und meistens eine große Tasche am Arm hat, worin sich kölnisches Wasser, Eibischsaft, etwas Hustenzucker und ein Fläschchen mit Gerstenschleim befindet, — eine Frau, gewöhnlich nicht sehr groß, aber meistens wohlbeleibt, gekleidet mit einer halb verblichenen, kümmerlichen Eleganz. Wenn du sie näher anschaust, erinnerst du dich dunkel, jene Mantille oder diesen Kopfputz früher einmal auf der Bühne gesehen zu haben. — Sie lobt ihre Tochter in den Zwischenacten, damit diese den Muth nicht verliert, sie bringt ihr einen Stuhl, bis eine neue Scene kommt, und dann schickt sie dieselbe mit einer guten Ermahnung hinaus vor die Lampen. Ist die Sängerin-Mutter früher selbst Sängerin gewesen, so bleibt sie an der Coulisse stehen und singt die ganze Partie mit, natürlich leise, wobei sie sich gesteht, daß sie das zu ihrer Zeit Alles viel besser und schöner gemacht, daß es keine Stimme mehr gäbe, daß die Kunst zu Grabe gehe und daß sie selbst der letzte Mohikaner gewesen. — Ist die Sängerin-Mutter aber eins jener harmlosen Wesen, das zu Hause kocht, wascht, bügelt, auf der Straße die Sonnen- und Regenschirme trägt, ihre Tochter auf allen Reisen begleitet, im Vorzimmer schläft, die zudringlichen Courmacher abweist, sowie die guten Freunde des Hauses unterhält, bis Mademoiselle ihre Toilette gemacht, die aber dafür keine Vergangenheit hat, und, wenn sie einmal nach Hause schreibt, nur verstohlener Weise den Namen des kleinen Gäßchens auf die Adresse setzt, wo sie einstens gelebt, — so trippelt sie hinter den Coulissen auf und ab, folgt seitwärts der Tochter in großer Angst, bald vor- bald rückwärts, entsetzt

ſich über die Todtenſtille des Hauſes oder athmet tief auf bei dem kleinſten Applaus, iſt in beſtändiger Furcht, ihre Tochter möchte irgend ein Unglück haben, einen Fehltritt thun, kurz, iſt das rührende Bild einer jener unglückſeligen Hennen, die zufälliger Weiſe ſtatt Hühnern Enten ausgebrütet und die nun verzweiflungsvoll am Ufer des Teiches zurück bleiben müſſen, während jene in dem gefährlichen Element luſtig umher plätſchern.

Auch die Tänzerinnen erſcheinen im Zwiſchenacte, leicht geſchürzt, kurz geröckt, mit feinen Knöcheln und ſehr ſtarken Waden, und drängen ſich eifrig um den großen Portalvorhang, deſſen beide Oeffnungen beſtändig von einem neugierigen Auge benützt werden. Man ſieht, ob dieſer oder jener Platz beſetzt iſt, man gibt ſich kleine Zeichen und tritt endlich ſeine Stelle ſchmollend einer Anderen ab.

Nachdem das wichtige Geſchäft des Hinausſehens beendigt, umgaukelt die Sylphidenſchaar den Intendanten, der ruhig und groß in dieſer Brandung ſtehen bleibt, ein unerbittlicher und hier wenigſtens unerſchütterlicher Fels. Da naht ſich eine von ihnen tänzelnd und ſchwänzelnd, die Hände auf die Hüften geſtützt, mit hin und her wiegendem Oberkörper, und trägt keck eine Bitte vor um Urlaub, Zulage, von der ſie übrigens zum Voraus weiß, daß ſie nicht bewilligt wird. Dort pirouettirt eine aus der Couliſſe in raſendem Umdrehen und ſteht endlich vor dem Beherrſcher dieſer Bretter mit einem großen Applomb ſtill, indem ſie erſchreckt thut, als habe ſie ihn jetzt erſt geſehen.

Auch junge Schauſpieler treiben ſich in dem Zwiſchenact auf der Bühne umher, ſchauen ebenfalls gelegentlich durch den Vorhang, ſprechen mit Sängerinnen und Tänzerinnen, machen dem Intendanten eine tiefe Verbeugung, des Winks gewärtig, wo er die Gnade haben wird, ſich zu erinnern, daß ſie ebenfalls auf

der Welt ſind. Auch würdige alte Männer ſtehen da, ruhig und groß; der Regiſſeur im dicken Paletot und großen Filzſchuhen, grämlich und verdrießlich, wenn nicht Alles nach Wunſch gegangen; der Inſpicient, der ſich entſchuldigt, daß die Piſtole nicht zur rechten Zeit los gegangen, oder daß Herr X einen Augenblick zu ſpät aufgetreten. Und zu ihnen tritt der Kapellmeiſter, wiſcht ſeine Brille ab, vertheilt eine Priſe und meint, der erſte Act ſei nicht ganz ſchlecht gegangen, nur ſeien es der Bäſſe zu wenig, die Violinen zu ſchwach beſetzt, und wenn dem nicht abgeholfen würde, ſolle der Henker dirigiren.

Die Choriſten und Choriſtinnen halten ſich in der Nähe der großen Oefen auf; Erſtere ſind gelangweilt, denn ſie haben den ganzen Abend draußen zu ſtehen, und dann wird die Geſchichte vorausſichtlich bis gegen zehn Uhr dauern; von den Choriſtinnen ſtehen Einige in Gruppen bei einander, unterhalten ſich nicht ohne Neid von den neuen und viel geſchmackvolleren Coſtümen der Tänzerinnen, daß da nichts geſpart werde an Sammt und Seide, daß die Tricots immer ſchöner und die Röcke immer kürzer würden. So ſprechen die Jüngeren vom Chor, während die alte Garde daneben auf einigen Bänken von dem langen, ermüdenden Stehen ausruht und wollene Strümpfe ſtrickt.

Das dauert hier Alles ſo lange, bis der Obermaſchiniſt gemeldet, die neue Decoration ſtehe, meiſtens aber, bis der Inſpicient aus den Garderoben zurückkommt und dem Regiſſeur anzeigt, daß Madame X oder Fräulein Y mit ihrer Toilette ſo weit gediehen ſei, daß der zweite Act beginnen könne.

Das Umkleiden der Damen iſt ein ſchrecklicher Hemmſchuh im Theater, und manches Stück, das durch ein raſches Spiel ſich die Gunſt des Publikums erwerben würde, wird zu Grabe getragen, weil der erſte Liebhaber oder die erſte Liebhaberin es für

nöthig findet, ſich jeden Act in einem neuen Coſtüm zu zeigen. Von einer Dame kann man ſich das ſchon gefallen laſſen, aber bei einem Manne grenzt ſolch' maßloſe Eitelkeit ſchon an's Fabelhafte und ſollte nicht geduldet werden.

„Platz vom Theater!“ ruft der Regiſſeur. Und das hat dieſelbe Wirkung, wie der erſte Hahnenſchrei nach der Walpurgisnacht. Rechts und links ſtieben ſie aus einander die glänzenden, luftigen Geſtalten, verbergen ſich vor dem Lichte, das gleich von den Proſceniumslampen aufſteigen wird und flattern in die dunkeln Winkel zurück, wo ſie angewieſen ſind, ſich ruhig und ſtill zu verhalten, bis abermals ihre Zeit gekommen. Wenn ſie aber auch nach dem Theaterreglement angewieſen ſind, kein Geräuſch zu machen, nicht hörbar zu plaudern und nicht laut zu lachen, ſo wird dieſem Befehle doch zum Oefteren keine Folge geleiſtet, und der Inſpicient muß ſein „bssst — bssst! — ſeien Sie doch ſtill in's Kukuks Namen? —“ vielmal und meiſtens ohne großen Erfolg wiederholen.

Jetzt zum zweiten Act iſt noch ein Zuwachs auf die Bühne gekommen, der während des erſten Acts mit dem Ankleiden beſchäftigt war, das Ballet nämlich, welches nun auch gerade nicht zur Vergrößerung der Ruhe beiträgt. Hinter dem letzten Vorhang arbeitet ein Pas de cinque und macht einen ſchwierigen Pas nochmals durch; dazu klopft der erſte Tänzer, der ihn arrangirt, ſo leiſe wie möglich in die Hände, um ſich vornen nicht bemerkbar zu machen; aber die Prima Donna auf der Scene hört dieſen Lärmen doch, namentlich wenn ſie an das große Bogenfenſter im Hintergrunde tritt, um nach ihrem Geliebten auszuſchauen, bemerkt ſie deutlich, wie die vier Tänzerinnen auf die Bretter ſpringen, daß es jedesmal einen dumpfen Schlag gibt, was gerade nicht zu ihrer Erheiterung beiträgt, vielmehr ſagt ſie ein paar ſpitzige Worte, als

ſie nach der nächſten Scene abgeht, welche ſich aber die Tänzerinnen nicht ſehr zu Herzen nehmen, denn die Prima Donna iſt verhaßt, weil ſie neulich einmal geſagt, der Tanz ſei keine Kunſt, und die Tänzerinnen nur beziehungsweiſe Künſtlerinnen. —

Mademoiſelle Marie hatte ſich während des Anziehens fortwährend mit dem Schickſal der armen Catharine beſchäftigt; ſie ſprach mit ihrer Freundin Clara darüber, doch hatte dieſe ſie mit ihren großen klaren Augen ſo unbefangen und unſchuldig angeſehen, und eine ſo unpraktiſche Antwort gegeben, daß Marie wohl einſah, die Andere wiſſe in dem Falle eben ſo wenig zu helfen als ſie ſelbſt.

„Weißt du was," hatte Clara geſagt, „ſprich mit Thereſe darüber, die wird dir einen guten Rath ertheilen können, denn wie ſie kennt Niemand die Stadt und ihre Verhältniſſe."

Darauf hatte Marie ihre Toilette beendigt, indem ſie ein Hütchen mit Blumen recht keck und verwegen auf der linken Seite des Kopfes befeſtigte. Unter demſelben wallten die üppigen Haare hervor, und als ſie ſich im Spiegel beſah, mußte ſie geſtehen, daß ſie gar nicht unvortheilhaft ausſehe. Und darin hatte ſie Recht: ſie war nett und zierlich vom Kopf bis zu den Fußſpitzen.

Mit ſich ſelbſt zufrieden tänzelte ſie die Treppen hinab, und als ſie auf die Bühne trat, warf ſie einen forſchenden Blick rechts und links, vielleicht um Mademoiſelle Thereſe zu finden, vielleicht auch nicht; und Letzteres erſcheint uns ſehr wahrſcheinlich, denn Thereſe lehnte an der erſten Couliſſe und ſchien gleichgültige Dinge mit einem der Tenoriſten zu ſprechen. Marie aber wandte ſich nach dem Hintergrunde und ſchritt, die Füße ſehr auswärts, mit dem Rock hin und her wedelnd, langſam bei der achten Couliſſe vorbei, wo ſich wieder Einige aus der Geſellſchaft des erſten

Actes verſammelt hatten. Andere aber fehlten, unter dieſen Richard, der ganz hinten beſchäftigt war, irgend ein neues Seil über eine Rolle zu werfen. Daß er dieß ſehr ungeſchickt that, wollen wir ihm im gegenwärtigen Augenblicke nicht übel nehmen, denn er ſah weder auf das Tau noch auf die Rolle, vielmehr aufmerkſam hinter die Couliſſe, wo ſich die Tänzerin vorſichtig näherte.

Dieſe bemerkte beim Näherkommen den Zimmermann recht wohl, that aber nicht dergleichen, ſondern wandelte über die Bühne, ſcheinbar in der einzigen Abſicht, um auf die andere Seite zu gelangen.

Richard ließ das Seil los, das er in der Hand hatte, welches nun mit ziemlichem Geräuſch auf den Boden niederpolterte, und die natürliche Folge hievon war, daß die Tänzerin heftig erſchrack, ſtehen blieb und ſich umſchaute, wer ihr dieſen Schrecken eingejagt.

„Ah! verzeihen Sie, Marie!“ ſagte der Zimmermann, „wenn ich Sie ein wenig erſchreckt, aber ich konnte nicht dafür; als ich ſie kommen ſah, glitt mir das Tau aus der Hand und da liegt es.“

„So, ſo, Sie ſind es, Richard?“ entgegnete das junge Mädchen unbefangen. „Ich habe wahrhaftig geglaubt, es fiele mir etwas auf den Kopf. — Man muß ſich ſehr in Acht nehmen,“ ſetzte ſie altklug hinzu, „denn alle Augenblicke paſſirt hier Etwas, wie der Regiſſeur ſagt.“

„Ei der Tauſend!“ verſetzte ſchmunzelnd der Zimmermann, „beim Ballet iſt doch lange nichts vorgefallen, denn da geben wir alle doppelt Achtung, das können Sie mir glauben.“

„Und weßhalb geben Sie beim Ballet doppelt Achtung, Herr Richard? — Das wird den meiſten von euch ebenſo gleich-

gültig ſein, als wenn einmal bei der Oper oder beim Schauſpiel ein Unglück geſchieht."

„Den meiſten freilich," erwiederte Richard, indem er die Hände reibend näher trat, „aber mir iſt ganz beſonders daran gelegen, das können Sie mir glauben, Marie. Und wenn Sie auf eine Flugmaſchine müſſen," ſetzte er lächelnd hinzu, „da ſchau ich die Dräthe ganz beſonders an und habe meine Augen überall. Wehe denen drunten an der Wende, wenn ſie mir nicht genau aufpaſſen! Ja wahrhaftig, ich würfe ihnen einen Gewichtſtein an den Kopf."

„Dafür bin ich Ihnen ſehr dankbar," ſagte das Mädchen, die bereitwillig ſtehen geblieben war; „es iſt immer angenehm, wenn Jemand da iſt, der ein klein wenig Intereſſe an Einem nimmt, wenn man auf der Bühne iſt."

„Nun, ein klein wenig brauchen Sie gerade nicht zu ſagen," entgegnete der Zimmermann, indem er ſich durch das volle Haar ſtrich; „ſagen Sie nur keck ein großes Intereſſe. Sie wiſſen doch, Marie, daß es ſo iſt, und auch nicht blos auf dem Theater, ſondern auch ſonſt, — wo es nun gerade iſt, auf der Straße, in Ihrem Hauſe, wo ich Sie ſehe und wo ich Sie nicht ſehe."

„Ei der Tauſend! Sie machen mir ja eine förmliche Liebeserklärung, Richard!"

„Wenn Sie es ſo nennen wollen, ſo thun Sie es, Marie; aber der Name iſt gleichgültig. Die Sache iſt jedoch wie ich geſagt — ſoll mich der — na! ich will nicht fluchen! — ich habe es Ihnen ſchon lange einmal geſtehen wollen, aber ich weiß wohl, ihr vom Ballet ſeid ganz eigenthümliche Frauenzimmer; da mag jeder Narr kommen und euch ſchöne Sachen vorſchwätzen, das iſt euch ſchon recht und ihr hört gerne zu; aber wenn es Unſereins mit euch gut meint und euch das gerade heraus ſagt, ſo lacht ihr

ihn aus und lauft nachher zu den Anderen und sprecht: denkt euch nur, das und das hat mir der Richard gesagt. Aber wenn ich so etwas erführe, Marie, das wäre mir — hart, recht hart."

Nun müssen wir dem geneigten Leser versichern, daß diese Liebeserklärung, wie die Tänzerin es nannte, ihr eigentlich nicht so unverhofft kam, wie man von einem Blitz sagt, der aus heiterem Himmel herabfährt. Der junge Zimmermann hatte ihr schon unterschiedliche Proben seines Wohlwollens gegeben, hatte, wie er vorhin angedeutet, bei allen vorgekommenen Schwierigkeiten gewissermaßen über sie gewacht, die Versenkungen, wenn es ihm möglich war, selbst geleitet, die Flugmaschine durch sein eigenes beträchtliches Gewicht jedesmal vorher probirt. Auch waren alle diese kleinen Aufmerksamkeiten nicht unbemerkt an dem Herzen der Tänzerin abgeglitten; wir müssen das eingestehen, wie wir auch vorhin nicht verschwiegen, daß Marie vielleicht etwas Anderes gesucht als ihre Collegin Therese. Bis jetzt hatte sie aber dieß Benehmen Richards gegen sie nur für Scherz gehalten und demselben weiter keine Folge gegeben. Was wollte sie auch? Er war der einzige Sohn eines ziemlich vermöglichen Vaters, ein hübscher Mensch, dem wohlhabende Bürgerstöchter nachschauten, und in seinem Handwerke, der Zimmerei, so wohl erfahren, dabei mit der Mechanik des Theaters so wohl vertraut, daß ihm hier eine dauernde Anstellung nicht fehlen konnte. — Und nun sagte er ihr mit einfachen Worten, daß er nur an sie denke, daß er sie liebe. —

Das Mädchen schrack ordentlich zusammen und in ihrem Geiste tauchten allerlei seltsame und schöne Phantasieen auf. Sie glaubte, daß er wahr spreche; ach! und dieser Gedanke war doch zu süß, um ihn unbedingt annehmen zu können. Sie, in den traurigsten und gedrücktesten Verhältnissen geboren und erzogen,

bis jetzt von dem fürchterlichen Willen ihrer Tante abhängig, sollte einstens noch glücklich werden können, sollte nicht untergehen in dem Abgrund, neben dem sie schon lange gewandelt; denn daß es Richard mit ihr ehrlich meine, wenn er es einmal gesagt, davon war sie fest überzeugt. Er war als sehr solid und arbeitsam selbst bei den Theaterleuten bekannt, und sogar der Intendant hielt große Stücke auf seine Redlichkeit und gab Alles auf sein Wort, denn bei schwierigen Flugwerken zum Beispiel mußte sich Richard immer zuletzt überzeugen, ob Rollen und Taue auch in Ordnung seien, und erst wenn er gesagt, es sei Alles richtig, gab sich der Chef zufrieden.

Marie hatte nicht bemerkt, daß während sie so träumte, Richard ihre beiden Hände ergriffen hatte und freundlich lachend den Versuch machte, ihr in die niedergeschlagenen Augen zu blicken. Sie sah das lange nicht, denn jetzt plötzlich fielen ihr die Worte der armen Catharine ein, als sie zu ihr gesagt: Wenn du einmal einen braven Mann hast und es dir gut geht, und du hast eine halbe Stunde Zeit, so besuche mein Grab und gib meinem armen Kinde, wenn es noch lebt und du es in einer Ecke stehen siehst, ein kleines Almosen. — — — — Diese Worte verwandelten sich in ein freundliches Bild, und sie stand mit Richard Hand in Hand an einem kleinen armseligen Grabe und legte auf Dornen und Disteln, die dort wucherten, einen frischen Kranz von duftenden Rosen. — — — — Ah! wenn das wahr würde!

Da schrack sie empor, denn draußen im Saale applaudirte gerade das Publikum lang und heftig; — etwas von ihren Phantasieen war der Wahrheit gemäß, denn wenn auch nicht neben einem Grabe, so stand sie doch Hand in Hand mit Richard auf der halb dunkeln Bühne, und er sagte lachend: „Na, Mädel, lange genug hast du dich bedacht, ob du Ja oder Nein sagen

ſollſt. — — Nun, was iſt's, Marie? Bin ich dir angenehm oder nicht? Willſt du es mit mir wagen oder haſt du auch ſo verfluchte Liebſchaften im Kopf wie die Anderen und willſt lieber ein kurzes luſtiges Leben führen?"

„Nein, nein," entgegnete eifrig das Mädchen, „gewiß nicht, Richard."

„Na, ich glaub's ſchon," verſetzte er gutmüthig. „Ich glaube, daß du ein braves, ehrliches Mädchen biſt; es iſt das freilich ein Wunder, wenn man deine Tante — die Gott verdammen ſoll! — anſieht. Aber glaub' mir, Marie, ich habe dir aufgepaßt, ſo genau ich konnte, und namentlich immer auf deine Arme und Hände geſehen —"

„Und warum das?" fragte ſie lächelnd unter Thränen, die langſam aus ihren Augen hervor quollen.

„Ei, das will ich dir ſagen," entgegnete er luſtig. „An den Armen und Fingern ſieht man's gewöhnlich bei euch zuerſt, weißt du, da laſſen ſich auf einmal verdächtige Ringe ſehen und eine Armſpange; und das ſind des Teufels Ketten, mit denen ihr feſt geſchloſſen werdet. — Neulich hatt' ich dich ſchwer im Verdacht."

„Ich weiß, ich weiß," erwiederte ſie fröhlich. „Da hatte mir auf der Bühne Thereſe eins von ihren Armbändern geliehen. Ich mußte doch als Hofdame geſchmückt kommen!"

„Jetzt aber plaudern wir bald eine Viertelſtunde zuſammen," ſagte er nun ſcheinbar ungeduldig, „und ich weiß noch nicht einmal, woran ich bin. Gleich muß ich hinüber zum Verwandeln, deßhalb ſage mir, wie du es meinſt, einfach Ja oder Nein. Wenn du Ja ſagſt, ſo iſt die Sache abgemacht und ich komme dann nächſtens zu deinem alten Drachen, um mit ihr ein ernſtes Wort zu reden. — — — — Nun? — Wenn du aber Ja geſagt, ſo habe ich ein Recht auf dich wie du auf mich, und dann Marie,

nimm dich in Acht und ſtelle dich ſo, daß die böſeſten Leute nur Gutes von dir ſagen können; denn wenn mir einmal Einer her käme und ſo allerlei ſchlechtes Zeug in die Ohren ziſchelte, da gäb's ein Unglück, das kann ich dich verſichern. — Nun, wie iſt's?"

„Ja — ja!" ſagte die Tänzerin, nachdem ſie ihre beiden Hände zurückgezogen; „ich mag dich wohl leiden, Richard; und was das Andere anbelangt, da kannſt du ganz ruhig ſein. Du weißt, wie mir das Treiben ſo vieler junger Mädchen verhaßt iſt."

„Amen!" ſprach er, indem er ihre rechte Hand ergriff und ſie ſchüttelte. „Wenn es nicht ſo ſtrenge gegen das Theaterreglement ginge, dann müßteſt du mir einen Kuß geben; aber ich hole mir ihn ſpäter nach; wenn du an deinem Kanale ausſteigſt, wirſt du mich ſchon ſehen. — Adieu Marie!"

Damit ging er an ſein Tau zurück, während die Tänzerin über die Bühne hinüber flog und ſich an einem einſamen Plätzchen auf eine Raſenbank unter einer Gruppe von gemalten Palmbäumen niederließ. Warum ſie hier ihre Hände faltete und eine Zeit lang heftig weinte, wußte ſie nicht. Aber endlich erſchrack ſie, daß ſie es gethan, denn ſie dachte an ihre rothe Schminke, und als ſie erſchrocken auf ihren Buſen ſah, bemerkte ſie auf dem hellgrünen Atlas große dunkle Flecken.

Bald waren dieſe Schäden übrigens wieder vertilgt; Clara hatte ihr geholfen, ſich auf's Neue zu ſchminken und dabei einen Theil des ſüßen Geheimniſſes erfahren. Clara war hiedurch ebenfalls nachdenkend geworden, und als die Andere nun abermals hinab hüpfte, um Thereſe aufzuſuchen, blieb ſie droben in der Fenſterecke ſitzen, ſtützte den Kopf auf die Hand und verſank in tiefe Träumereien.

Thereſe befand ſich noch immer hinter der erſten Couliſſe;

ſie hatte ihren rechten Fuß auf einen kleinen Schemel geſtellt und hielt ſich mit der einen Hand an der Ranke einer Waldblume, die über ihrem Kopfe herab hieng. „Wo ſteckſt du denn, mein Schatz?“ rief ſie der heran kommenden Marie zu. „Ich habe ſchon nach dir geſehen, aber du warſt verſchwunden. — Ich hoffe doch nicht —“

„Ich ſuchte dich auf der anderen Seite,“ entgegnete Marie.

„Haſt du was Neues erfahren? — Von ihm — von dem ſauberen Herrn auf der zweiten Gallerie?“

„Nein, nein! Meine Tante läßt mich Gott ſei Dank! in Frieden; ſie hat in den letzten Tagen nichts darüber geſprochen; ich hoffe ſchon, ſie hat meinen inſtändigen Bitten Gehör gegeben.“

„So, das hoffſt du?“ erwiederte Thereſe. „Da kennſt du die Alte ſchlecht. Ich will dir gelegentlich einmal erzählen, wie ſie es mir gemacht hat. Nimm dich aber zuſammen, das rathe ich dir. Der, den du mir da oben gezeigt haſt, läßt nicht ſo leicht nach, das iſt Einer von den ſtillen Scheinheiligen, die im Trüben fiſchen und im Dunkeln langſam aber ſicher gehen.“

„Aber am Ende habe ich doch meinen freien Willen!“ ſagte ängſtlich Marie.

„Den haſt du nicht, arme Sclavin,“ entgegnete die Andere, indem ſie ſich hoch aufrichtete. „Schau mich an, ich ſehe auch gerade nicht aus wie Jemand, der ſich leicht zwingen ließe. Und doch — — — — man wird am Ende müde. — Aber ſprechen wir nicht mehr darüber!“ Damit warf ſie die Oberlippe trotzig in die Höhe, ließ die Federn ihres Kopfputzes langſam durch ihre Finger gleiten und ſetzte mit ruhigem Tone hinzu: „Du haſt mich alſo geſucht; nun denn, was ſoll's?“

Marie erzählte nun ihrer Collegin von der armen Näherin, von dem Kinde, das man derſelben geraubt, von dem man aber

den Todtenſchein beigebracht, und das ſich nun wahrſcheinlich irgendwo befände, wo es, ſo befürchte die Mutter, langſam dahin ſiechen werde.

Ueber die Züge Thereſens hatte ſich während dieſer Erzählung ein ſo höhniſches, ja böſes Lächeln gelagert, daß man ordentlich davor zurück ſchrecken konnte. Sie biß ihre Zähne auf einander und ſchien angelegentlich die Spitze ihres ſeidenen Schuhes zu betrachten. In Wahrheit aber ſchaute ſie weit hinaus durch Gebälk und Fundament, tief in die Erde und mußte dort etwas Schreckliches erblicken, denn plötzlich ſchrack ſie auf, ſchauderte zurück und preßte ihre Hand mit einem tiefen Athemzuge auf's Herz.

„Du haſt mich nicht angehört," ſagte Marie, während ſie ihre Freundin ängſtlich betrachtete. „Du haſt mich gewiß nicht verſtanden."

„Oh! es iſt leicht, das zu verſtehen," entgegnete Thereſe; „ich begreife dich vollkommen und weiß was du willſt. Es gibt ſolche Orte, wo man kleine Kinder aufbewahrt, bis der gnädige Gott ſie zu ſich abruft. Aber dahin zu kommen iſt ſehr ſchwer; ſie ſind verſchloſſen wie das Grab, deſſen Vorzimmer ſie ja auch ſind. — Laß' mich nachdenken; mit Gewalt durch die Polizei iſt nichts zu machen, ſie hat ja einen Todtenſchein erhalten, alſo exiſtirt das Kind eigentlich nicht mehr. — — — — Wenn ich mich auch irgendwo hinwenden wollte, wo eine ſolche Anſtalt beſteht, glaube mir, man läßt mich ebenſo wenig eindringen, wie die Mutter jenes Kindes. — O, die ſind ſchlau wie der Teufel!"

„Aber du könnteſt mir doch eine Adreſſe geben, damit ich's ihr mittheile."

„Die ziehen bald hierhin, bald dorthin. — Aber wart' einmal, — da fällt mir eben ein, in dem Hauſe, wo der alte Schel-

linger wohnt — du kennſt ihn doch, unſern armen Freund, da hinten ſteht er, — da ſoll ſich ſo was befinden."

„So wollen wir hin und ihn fragen."

„Das wäre ſehr unklug; bei dir hätte es am Ende nichts zu ſagen, aber ich könnte mich in ein ſchönes Licht bringen," entgegnete Thereſe ſonderbar lächelnd. „Nein, nein, das müſſen wir geſcheidter anfangen. Ich traue in dem Punkt dem alten Fuchſen nicht recht, wir müßten Jemand an ihn abſchicken, der ihn vorſichtig ausholt."

„Du haſt Recht, Thereſe," verſetzte das junge Mädchen. „Aber wem ſagen wir es?"

Die Andere zuckte die Achſeln und antwortete nach einigem Nachdenken: „Das iſt für mich eine unangenehme Commiſſion; wenn ich es auch Einem ſage, ſo machen ſie ihre ſchlechten Witze; und ich haſſe das."

„Ich weiß ſchon was ich thue," ſagte eifrig Marie. „Ich erzähle die ganze Geſchichte dem Zimmermann Richard, der ſoll mit dem Schellinger ſprechen."

„So, dem Richard erzählſt du es, mein Schätzchen," entgegnete die andere Tänzerin lachend. „Ah! das iſt dein Vertrauter! Ja, ja, man treibt ſo allerlei, wenn man mich ſucht und ſich dann erſt ungeheuer lange hinter dem letzten Vorhange aufhält. — Nun, erſchrick nur nicht; du brauchſt dich deſſen nicht zu ſchämen, und wenn er es gut mit dir meint, was ich hoffe und glaube, ſo greif' zu, und wie ich ſchon früher geſagt, nimm dich zu Hauſe doppelt in Acht. — Aber jetzt geh' und ſprich mit Richard darüber, erzähle ihm offen die ganze Geſchichte, wie du mir ſo eben gethan."

Dieſen Rath befolgte denn auch Marie, und man kann ſich leicht denken, daß ſich der Zimmermann von der Tänzerin gerne

hinter eine Coulisse führen und sie da unter vielen Neckereien die traurige Geschichte vortragen ließ.

Das Resultat dieser Erzählung war, daß er während des dritten Actes den Garderobegehülfen auf die Seite nahm und ein längeres Gespräch mit ihm hielt, worauf er von ihm zurück hinter die achte Coulisse trat, wo dießmal der erste Maschinist selbst, der Herr Hammer Vater, die Conversation leitete und von seinen Kriegsthaten erzählte.

Der alte Schellinger hatte sich indessen auch bald wieder näher geschlichen; er zuckte oftmals die Achseln, wenn der Andere irgend etwas besonders Seltsames vorbrachte, schüttelte bedeutsam den Kopf und flüsterte auch wohl dem Schwindelmann zu: „Ich versichere dich, er lügt fürchterlich!“

Bald ging die Oper zu Ende, der Vorhang fiel für heute Abend zum letzten Male, wurde dann langsam wieder empor gezogen, nachdem die Zuschauermenge fast das Haus verlassen. An den Eingangsthüren wogten und drängten noch die letzten Massen und in den Gängen sah man noch Kopf an Kopf.

Richard, der heute Abend gar keine Eile zu haben schien, befand sich auf der halb dunkeln Bühne und neben ihm stand Schellinger, während etwas rückwärts Herr Hammer einigen der Zimmerleute und Maschinisten noch eine merkwürdige Geschichte erzählte.

„Ja — a, ja — a,“ sagte er, „das habe ich noch vergessen, wie es damals in dem Kriege bei uns zuging. Als mich eines Tags der selige Bernadotte zu sich kommen ließ und mir eine Depesche auftrug — es handelt sich vom Auswendiglernen und ich erzähle euch das nur, weil heutigen Tages unsere Schauspieler so viel Wesens daraus machen, wenn sie einmal in ein paar Tagen eine lumpige Rolle memoriren müssen, — Hammer, sagte

Bernadotte zu mir, hier iſt eine Depeſche an Napoleon. Haſt du wohl Courage, ſie durch die feindliche Armee an den Kaiſer zu bringen? Wenn ſie dich aber damit erwiſchen, ſo ſchießen ſie dich todt. — Iſt denn der Inhalt ſo gefährlich, Excellenz? fragte ich. — Sehr wichtig und gefährlich, entgegnete er und zeigte ſie mir. Das waren ſechszehn enggeſchriebene Seiten Franzöſiſch. — Wiſſen Sie was, Excellenz, ſagte ich ihm, vertrauen Sie mir die Depeſche eine halbe Stunde an, dann komme ich wieder und Sie ſollen mit dem Hammer zufrieden ſein. — Und er gab ſie mir und eine halbe Stunde nachher brachte ich ihm ſeine Depeſche wieder und ſprach: Excellenz wollen die Gnade haben und mich gefälligſt überhören zu wollen. — Und das that er und ich ſagte ihm die Depeſche her, alle ſechszehn Seiten und irrte mich nur zweimal, indem ich Allerhöchſtdieſelben ſagte, wo nur Höchſtdieſelben ſtand."

„Brrrr!" machte Schwindelmann. Die Anderen lächelten verſtohlen und Schellinger blickte melancholiſch im Kreiſe umher, als ſei er betrübt, daß man ihm den Rang abgelaufen. Dann ſchlich er zu dem Theaterdiener hin und ſagte ihm abermals: „Nein, der Hammer übertreibt; was der Mann ſich das Lügen angewöhnt hat!"

„So, nun ſind wir fertig!" rief der erſte Maſchiniſt; „das dauert immer lange, bis das Haus leer iſt. Ja — a, ja — a, wenn ich mir denke, daß es hier einmal brennen könnte, das müßte ein fürchterliches Unglück geben."

„Noch ſchlimmer als in C.," ſagte Schellinger, „denn da hatten ſie doch weite Treppen und Gänge und Viele konnten entfliehen; die da verbrannten, blieben ſitzen, weil ſie vor Schrecken wie erſtarrt waren."

„Nein, nein," entgegnete Herr Wander, „ſo iſt es nicht, Schellinger; der Rauch hat ſie gleich betäubt und erſtickt."

„Vor Schrecken blieben ſie ſitzen," ſprach hartnäckig der Schneider; „ich war dabei."

„O Schellinger, wie kannſt du lügen!" ſagte der erſte Maſchiniſt. „Haben wir nicht an dem Abend zuſammen hier geſtanden, gerade wie heute?"

„Ja, ja, es iſt möglich," entgegnete traurig der Garderobegehülfe; „aber es iſt doch wahr, daß ſie vor Schrecken geſtorben ſind, ich habe die beſten Nachrichten. Den Tag nach dem Unglück hatte ich Briefe von C. — ganz ausführliche und unzweifelhafte, denn ſie kamen — von Einem, der ſelbſt mit verbrannt iſt."

In dieſem Augenblick erloſchen ſämmtliche Lichter am Kronleuchter, Alle entfernten ſich lachend, und die Bühne blieb öde und leer.

Zwanzigstes Kapitel.

Toiletten-Geheimnisse.

Das kleine Appartement des Grafen Fohrbach nahm sich bei Tage, trotzdem daß es Winter war, außerordentlich reizend und elegant aus. Wenn auch die meisten der Fenster auf den Garten gingen und man dort nichts sah als schneebedeckte Wege, kahle Aeste, eingehüllte Bäume und hie und da durch die nackten Gesträuche ein Stück der Gartenmauer, so bildete dagegen der Salon, in dem wir uns neulich Abends befanden, einen höchst angenehmen und wohlthuenden Contrast. An diesen Salon nämlich stieß ein großes Glashaus, welches den Pavillon des jungen Grafen mit dem elterlichen Hause verband, und auf Befehl der alten Excellenz als neutraler Grund betrachtet wurde, das heißt, der junge Graf konnte hier wohl auch mit einigen Bekannten spazieren gehen, seinen Kaffee da nehmen, eine Cigarre rauchen; doch war ihm nicht erlaubt, dieß allerliebste Gewächshaus insofern zu seinen Appartements mit heran zu ziehen, um auch hier kleine Fêten und Gesellschaften zu geben. Dieß Recht hatte sich

der Papa vorbehalten, weßhalb denn auch der Kammerdiener des jungen Grafen angewieſen war, ſo oft ſich größere Geſellſchaft bei ſeinem Herrn befand, dieſe Eingänge zum Gewächshaus zu ſchließen, damit nicht unwillkührlich gegen den Befehl des Papa und Kriegsminiſters gehandelt werde.

Heute Morgen dagegen — es mochte zehn Uhr vorüber ſein — ſtanden die weiten Flügelthüren, die vom Salon aus in's Gewächshaus führten, offen, und es iſt uns ſchon erlaubt, einen neugierigen Blick hinein zu werfen.

Das Glashaus bildete den vierten Theil eines Kreiſes, ſowie oben ein ſpitzes Gewölbe in gothiſcher Form, beſtand auf beiden Seiten aus Eiſen und Glas, und enthielt einen förmlichen Wintergarten. Von dem Salon des jungen Grafen aus ſtieg man ein paar Stufen hinab. Auf den hohen Ruhebänken dieſer kleinen Treppe ſtanden rechts und links Marmorfiguren in einem wahren Wald von blühenden Pflanzen aller Art, an deren Poſtament Schlinggewächſe empor rankten und ſich oben mit anderen Wucherſtauden zuſammen ſchlangen, die an der Decke des Glashauſes empor krochen und ihre ſonderbaren Blüthen, tiefblaue und weiße Glocken, über die Häupter jener Figuren herab hängen ließen. Dunkler Epheu umſchlang die Wände der kleinen Treppe ſowie die Ruhebänke, und aus dem tiefen Grün dieſer Blätter glänzte hie und da eine brennend rothe fremdländiſche Blume, die jetzt ihren Sommer hatte, wo bei uns Schnee und Eis lag, hervor.

Die Wege des Glashauſes waren mit dem feinſten hellgelben Sande bedeckt und ſchlängelten ſich in der willkührlichſten eigenſinnigſten Form um Gruppen und Bosquete herum, die aus Orangen, Lorbeer, Citronen, fremden Nadelhölzern beſtand und deren Ecken meiſtens mit Kryſtallgefäßen geſchmückt waren, in

welchen Goldfiſche herum ſchwammen oder irgend eine ſeltene Blume ſich recht auffallend präſentirte.

Die Mitte des ganzen Glashauſes bildete eine große Kuppel mit hochſtämmigen Bäumen beſetzt, die einen marmornen Springbrunnen umſtanden, aus deſſen oberſter Etage ein Strahl empor ſprang, der, ſich in der Luft vertheilend, von Schaale zu Schaale mit melodiſchem Plätſchern zurück fiel. An vier Seiten dieſer Kuppel befanden ſich Volièren, deren gefiederte Bewohner, arme Sclaven, ſchon jetzt freudig ihre munteren Lieder ſangen, während draußen ihre freien Kameraden noch mit allen Mühen des Lebens, mit Hunger und Froſt, zu kämpfen hatten.

Jenſeits der Kuppel ſetzte ſich das Glashaus in gleicher Weiſe wie dieſſeits fort; dort befand ſich ebenfalls eine kleine Treppe mit Ruhebänken, Epheugewinden, mit Blüthen, Blumen, Schlingpflanzen und Marmorſtatuen; doch waren die Flügelthüren, welche in das Haus Seiner Excellenz führten, feſt verſchloſſen, ſowie die inwendigen Vorhänge herab gelaſſen.

Aus dem dieſſeits geöffneten Glashauſe drang in den Salon des jungen Grafen ein äußerſt angenehmer Duft; es ſtrich die duftige Atmosphäre herüber, die in gut erhaltenen Glashäuſern herrſcht, jener nicht zu bezeichnende Geruch, beſtehend aus den verſchiedenſten zarten Dünſten, welche die Pflanzen aushauchen, wenn nach dem Beſpritzen mit friſchem Waſſer über die erquickten Blätter ſo langſam ein Tropfen nach dem andern herab rieſelt.

Im Salon des Grafen war es behaglich warm, ohne heiß zu ſein. Aus dem Glashauſe ſtrömte auch erwärmte Luft herein, und im Kamin ſpielte ein luſtiges Feuer. In der Nähe des letzteren ſtand ein großer runder Tiſch mit Geſchirren verſchiedener Art beladen, aus deren Unordnung man erſah, daß dort eben gefrühſtückt worden war; es befanden ſich hier zwei

Couverts mit darüber hingeworfener Serviette und leeren Stühlen davor, während ein dritter Seſſel noch beſetzt war und zwar durch den Baron Brand, der behaglich in demſelben ausgeſtreckt war, von Zeit zu Zeit eine neben ihm ſtehende Chocoladetaſſe an den Mund brachte, dazu eine Cigarre rauchte und in einem Journale las.

An dieſen Salon ſtieß, wie wir bereits wiſſen, das Arbeitszimmer des Grafen, ſowie Garderobe und Schlafgemach. In letzterem befand ſich der Hausherr; vor einem großen Spiegel ſtehend war er beſchäftigt, ſich anzuziehen. Die Thüre in's Arbeitszimmer ſtand offen, und hier bemerkte man den Maler Arthur, der an einem Fenſter ſaß, vor ſich ein weibliches Portrait hatte und im Begriffe war, von demſelben eine Copie in Aquarell zu machen.

Der Eingang in den Salon ſchien verſchloſſen und es hieng dieſſeits vor demſelben ein dicker perſiſcher Teppich herab.

Graf Fohrbach hatte ſeine Toilette ungefähr halb beendigt, und an ſeinen Stiefeln mit Sporen und an einem Beinkleid mit rothen Streifen bemerken wir, daß er im Begriff iſt, ſich in Uniform zu werfen. Der alte Kammerdiener ſtand mit dem ernſteſten Geſichte von der Welt neben ihm und reichte ihm die verſchiedenen nöthigen und unnöthigen Geräthſchaften, die das wichtige Geſchäft des Ankleidens erforderte. Jetzt hatte er eine kleine ſilberne Büchſe mit weißer Bartwichſe aufgeſchraubt, der Graf nahm etwas davon mit Daumen und Zeigefinger und drehte mit Hülfe dieſer wohlriechenden Maſſe ſeinen Schnurrbart keck in die Höhe, wobei er ſich nicht ohne Wohlgefallen im Spiegel beſah.

„Wenn man euch Herrn ſo bei der Toilette ſieht," rief der Maler aus dem Nebenzimmer, „ſo begreift man vollkommen, daß euch von der vielen Zeit, die ihr habt, doch ſo wenig übrig

bleibt. Jetzt ſind Sie bereits eine halbe Stunde mit Ihrem Anzug beſchäftigt und, wie ich ſehe, noch nicht übermäßig vorgerückt."

„Der Anzug, mein Lieber, iſt eine wichtige Sache," gab der Graf zur Antwort, „namentlich wenn man, wie ich heute, den Dienſt hat. Ich verſichere Sie, da kommen eine ſolche Menge Leute in's Vorzimmer, die oft Stunden lang warten, Fremde, Herren vom Civil, Vorgeſetzte und Kameraden, und das fängt zuerſt an die Wände zu beſehen, Plafond und Fußboden, und dann kommen wir an die Reihe. Ah! ich verſichere Sie, das Alles betrachtet uns genauer, als es eine Geliebte oder junge Frau macht."

„Das habe ich nicht gewußt," entgegnete Arthur lachend.

„Deßhalb müſſen wir in unſerem Anzug ſo außerordentlich, ja übermäßig correct ſein. Glauben Sie mir, für die Miniſter und dergleichen, die zum täglichen Rapport kommen, oder überhaupt für Alle, die Audienz haben, ſind wir Adjutanten ein wahrer Barometer. Auf uns fiel der erſte allerhöchſte Sonnenblick, wenn ein ſolcher da war, oder wir bemerkten die erſten Wolken am Horizont aufſteigen, und dieſe Witterung zeigen wir nun an und verheimlichen ſie, je nach Umſtänden."

„Durch den Anzug?"

„Durch den Anzug, durch den Ausdruck unſeres Geſichtes, ja durch die Stellung unſeres Bartes."

„Ah! das iſt ja erſtaunlich!" rief Arthur. „Und wer verſteht ſich auf dieſe kleinen und feinen Nuancen?"

„Alle, denen was daran gelegen iſt. Ja, ihr meint, das Ding ſei ſo leicht, man habe da nur im Vorzimmer zu ſtehen und eine Meldung zu machen. Nein, nein! Das will Alles durchdacht ſein, denn ich verſichere Sie, ſo gut es bei den Schauſpie-

lern denkende Künſtler gibt, ſo gibt es auch bei uns denkende Adjutanten."

„Erſtaunlich!" entgegnete luſtig der Maler. — „Und wie betrachtet man einen ſolchen Barometer, den Sie heute vorzuſtellen das Glück haben, das heißt, wie lieſt und verſteht man ſeine Zeichen?"

„Das iſt nicht leicht zu ſagen," erwiederte der Graf, indem er ſeinen Waffenrock zuknöpfte, den ihm der Kammerdiener zu gleicher Zeit feſt in die Taille hinein zog. „Sehen Sie, zum Beiſpiel man hat ſeine Freunde, die man gerne avertirt, wie es drinnen ausſieht, ohne ein Wort zu ſprechen, denn Sie wiſſen, in dem Vorzimmer halten ſich oft die Kammerdiener auf, die immens feine Ohren haben. Iſt es ein ſchönes, klares Wetter, ſo geht man vergnügt auf und ab, ſummt auch, natürlicher Weiſe pianiſſimo, eine kleine Arie oder ſteht in ruhiger Beſchaulichkeit an einem der Fenſter. Gibt es dagegen Wolken, ſo macht man ein ernſtes Compliment, dreht den Schnurrbart ein klein wenig in die Höhe oder rückt häufig an Säbel und Schärpe, um ja Alles in beſter Ordnung zu haben."

„Und wenn nun der Barometer Sturm anzeigen ſoll?"

„Dann lehnt man ſich gedankenvoll an eine Tiſchecke," erwiederte der Graf, indem er ſeinen Säbel feſthakte, „und hält vor allen Dingen den Federhut unter dem Arm. Es zeigt das an, daß man jeden Augenblick gewärtig ſein kann, zu irgend einer unangenehmen Commiſſion hinaus geſprengt zu werden."

Jetzt war die Toilette beendigt; der Kammerdiener ſteckte ſeinem Herrn ein parfumirtes Sacktuch in die linke Taſche des Waffenrocks, reichte ihm Federhut und Handſchuhe, und verließ darauf mit unhörbaren Schritten das Zimmer. Der Graf trat

in das Nebengemach, ſtellte ſich hinter den Stuhl des Künſtlers, indem er das bald fertige Aquarell mit Wohlgefallen betrachtete.

Es war das Portrait einer ſchönen Frau, deren Jugend in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts fiel; das ſah man an dem gepuderten Haar und dem eigenthümlichen Schnitt des Kleides, — das Bild der Großmutter des Grafen, von welchem Arthur ſeinem Freunde gerne eine ſchöne Copie machte.

„Ich bin Ihnen für Ihre gelungene Arbeit ſehr dankbar," ſagte der Hausherr; „ich habe ſchon lange gewünſcht, dieß Bild zu beſitzen."

„Von Dank kann keine Rede ſein," entgegnete der Maler. „Ich bin noch ſtark in Ihrer Schuld; die beiden alten köſtlichen Reiterpiſtolen, die Sie mir neulich verehrten, ſind wahre Meiſterwerke, und machen den ſchönſten Theil meiner Sammlung aus."

„Kleinigkeiten!" verſetzte der Graf, indem er ſich auf die Lehne des Stuhles ſtützte. „Wenn das Aquarell fertig iſt, ſo werde ich noch eine Büchſe dazu auftreiben. Es iſt Schade, daß ich Ihre Liebhaberei für alte Waffen nicht früher kannte, ich habe ſchon ſo manches werthvolle Stück verſchleudert. — Doch indem ich hier plaudere, fällt mir ein, daß draußen der Baron ſitzt und wahrſcheinlich ungeduldig meine Rückkunft erwartet."

„Das glaube ich nicht; er ſitzt ruhig am Tiſche, trinkt ſeine Chocolade und lieſt die Zeitung. — Eigentlich ein ſeltſamer Herr."

„Allerdings iſt er in manchen Beziehungen ein ſonderbarer Menſch, aber ein guter Kerl und ich mag ihn wohl leiden."

Der Maler ſchaute ſich nach dem Salon um; als er aber ſah, daß der Teppich vor der Thüre hieng, blickte er wieder auf ſeine Arbeit.

„Unbeſorgt!" lachte Graf Fohrbach, der dieſe Bewegung

geſehen; „das iſt Alles bei mir wohlweislich eingerichtet. Ich mag es nicht leiden, wenn die Bedienten zu viel hören; ich muß doch irgend ein Aſyl haben, wo ich vollkommen allein ſein kann. — Beide Thüren, die zum Schlafzimmer und die zum Salon, haben geheime Federn und bleiben nie offen ſtehen. Sie fallen geräuſchlos in's Schloß und ſind ſo ſorgfältig gearbeitet, daß nicht das lauteſte Wort durchdringen kann."

„Kennen Sie den Baron ſchon lange?" fragte anſcheinend gleichgültig der junge Maler.

„Seit ungefähr einem halben Jahre; ich gehe ſonſt nicht leicht neue Bekanntſchaften ein, aber er brachte mir von W., woher er kam, ganz außerordentliche Empfehlungen von guten Freunden. Auch amuſirt mich zuweilen ſein geziertes Weſen; er iſt dabei gutmüthig, ſehr gebildet, hat viel geſehen und, wenn er will, erzählt er vortrefflich. Eine innige Freundſchaft möchte ich gerade nicht mit ihm eingehen, aber zum gewöhnlichen Umgang gefällt mir die Art, wie er ſich gehen läßt und wie man ihn ebenfalls gehen laſſen kann. Jetzt ſitzt er zum Beiſpiel draußen; wenn ich ihn ruhig da laſſe und mich durch die Hinterthüre entferne, um meinen Geſchäften nachzugehen, ſo findet er das ganz natürlich und kommt Abends zum Thee mit demſelben freundlichen und unbefangenen Geſicht."

„Ich brachte das Geſpräch nicht ohne Abſicht auf den Baron," ſagte Arthur.

„Wie ſo?"

„Ich will Ihnen das gelegentlich einmal erzählen, es iſt ein höchſt eigenthümlicher Vorfall und doch vielleicht wieder ganz unbedeutend; ich weiß ſelbſt nicht, was ich davon denken ſoll. — Aber Sie ſind eilig, und ich will Sie heute Morgen nicht aufhalten."

„Aufrichtig geſagt, ja, lieber Arthur,“ erwiederte Graf Fohrbach. „Aber vergeſſen Sie Ihre Geſchichte nicht, ich geſtehe wohl, daß ich mich für den Baron intereſſire.“

„Hat er Vermögen?“

„Für das was er ausgibt, muß er reich ſein. Ich traf ihn neulich bei Ihrem liebenswürdigen Papa — meinem Banquier, der ihm auf die freundlichſte Art von der Welt ein Paket Banknoten einhändigte. Der Kaſſier verbeugte ſich tief vor ihm, und das iſt ein guter Barometer — wie Sie wohl am beſten wiſſen —“

„Wie Sie im Vorzimmer Seiner Majeſtät!“

„Allerdings, junger Spötter! — Doch — — Teufel! wie vergeßlich ich bin! Da habe ich Sie um etwas bitten wollen — was war es doch? — Richtig, jetzt fällt mir's ein. — Wie viel Uhr iſt es wohl?“ unterbrach er ſich. — „Laſſen Sie nur ſtecken, ich will im Salon nachſehen, da iſt eine Standuhr, die täglich nach der im Schloß gerichtet wird.“

Damit hob er den Thürvorhang auf und ging in's Nebenzimmer.

Der Baron ſaß noch ruhig bei ſeiner Chocolade und las aufmerkſam ſeine Zeitungen. Doch ſtudierte er beſonders die hinteren Seiten derſelben, wo ſich die Annoncen befanden. Als der Graf eintrat, wandte er kaum den Kopf herum, nickte vielmehr nur leicht, als ihm dieſer ſagte: „Verzeihen Sie, Baron, daß ich Sie ſitzen ließ, aber Sie wiſſen, Herrendienſt geht vor allem Anderen. Ich muß um eilf Uhr in's Schloß, und es iſt wahrſcheinlich ſchon halb vorbei; da muß ich mich ungeheuer beeilen.“

„Ei, mein lieber Graf,“ entgegnete der Baron mit ſanfter Stimme, indem er ſeine Taſſe niederſetzte und ſich auf die zier-

lichſte Art von der Welt den Schnurrbart ſtrich, „da haben Sie Zeit genug. Ihr vortrefflicher Kutſcher bringt Sie ja in zwei Minuten an die Thüre der Freitreppe.“

„Da haben Sie Recht, mein Beſter,“ verſetzte der Graf, der aus einer reich mit Gold und Steinen incruſtirten Mappe eine Lage Poſtpapier heraus nahm. „Aber ich bin Geſchäftsmann und muß vorher noch einen wichtigen Brief ſchreiben. Doch um Sie nicht in Ihrer Lectüre zu ſtören, will ich mich in's Nebenzimmer begeben.“

„Ich leſe Anzeigen,“ ſprach gähnend der Baron, „fand aber da etwas, was mich erſchreckte. Da iſt ein Kerl, der kündigt einen Odeur an, von dem er ſagt, es ſei das feinſte Oel, was man den Roſen entziehen könne und habe den ſanften Geruch dieſer Blume, ohne jedoch an das Scharfe, Unangenehme des gemeinen Roſenöls zu erinnern.“

„Das wäre Ihr coeur de rose!“ entgegnete Graf Fohrbach. „Ei, ei! Baron, am Ende hat Sie Ihr Armenier verrathen und Ihr Geheimniß iſt in Jedermanns Munde.“

„Unbeſorgt!“ ſagte der Baron, indem er ſein Battiſttuch hervorzog und es unter die Naſe preßte; „dieſe Feinheit bringt nur er hervor, und wenn der Kerl da in in der Zeitung wirklich etwas Aehnliches anpreist und verkauft, ſo wird doch die gemeinſte Naſe den Unterſchied deutlich riechen.“

„Das iſt ein Troſt für Sie,“ erwiederte der Graf, der bei dieſen Worten in's Nebenzimmer eilte. Doch rief er noch durch die Thüre: „Nur einen Augenblick, Baron! Ich bin gleich wieder bei Ihnen.“

Die Thüre fiel zu und man hörte deutlich wie das Schloß einſchnappte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Jäger und Kammerjungfer.

Der Baron blickte in dieſem Augenblick über ſeine Zeitung hinweg, dann ließ er ſeine linke Hand, in der er ſie hielt, langſam ſinken und wandte den Kopf nach rechts und nach links, während er forſchend durch das ganze Zimmer blickte. Dabei war der Ausdruck ſeines Geſichtes auf einmal ein ganz anderer geworden: das Auge, das ſich gewöhnlich ſo affectirt und matt hinter den herabfallenden Augenlidern verbarg, blitzte unter den ſcharf zuſammen gezogenen Augenbrauen hervor; ſeine Lippen, die meiſtens halb geöffnet waren und von einem ſüßen Lächeln umſpielt wurden, erſchienen voll Spannkraft und Energie, und ließen, als ſie ſich leicht empor zogen, zwei Reihen ſchneeweißer Zähne ſehen. — Er legte die Zeitung nieder, ſtützte die rechte Hand leicht auf den Tiſch und erhob ſich von ſeinem Stuhle, ohne das geringſte Geräuſch zu machen. Dann wandte er ſich um, glitt durch den Salon nach dem Schreibtiſche des Grafen, wo ſich in einer breiten Schaale von Bronze Bleiſtifte und alle möglichen Schreibmateria-

lien befanden. Dazwiſchen lag ein kleines Petſchaft, deſſen Griff aus Gold in getriebener Arbeit beſtand und reich mit Steinen beſetzt war. Dieſes Petſchaft nahm der Baron geräuſchlos aus der Schaale fort, betrachtete es einen Augenblick, ſteckte es in die Taſche ſeines Rocks und ging dann ebenſo leiſe wie er gekommen, zu ſeinem Stuhle zurück, wo er ſich wieder hinſetzte, die Zeitung abermals in die Hand nahm, den Kopf, wie vorhin beſchrieben, rechts und links wandte, um alle Ecken des Salons zu beſichtigen, worauf dann plötzlich ſein Geſicht wieder jenen weichen und ſchlaffen Ausdruck annahm, den wir bereits kennen.

Jetzt klingelte der Graf im Nebenzimmer und der alte Kammerdiener ging durch den Salon, kehrte aber gleich wieder dahin zurück, zündete eine Wachskerze an, nahm Siegellack und wühlte alsdann einige Augenblicke vergeblich in der Bronzeſchaale. Er ſchien überraſcht zu ſein, blickte im Zimmer umher, ging dann in's Nebenzimmer, wo er unter der Thüre ſtehen blieb und ſeinem Herrn einige Worte ſagte.

„Mein Petſchaft muß da ſein," hörte man den Grafen antworten; „das kleine mit dem goldenen Griff, es liegt in der Bronzeſchaale."

„Euer Gnaden verzeihen," entgegnete der Kammerdiener, „es liegt nicht an ſeinem gewöhnlichen Platze."

„Das müßte mit dem Teufel zugehen," erwiederte der Graf. „Ich habe es geſtern Abend noch da geſehen."

Mit dieſen Worten trat er in den Salon, ein Briefchen in der Hand; der Kammerdiener folgte mit dem brennenden Lichte.

„Jetzt bin ich vollkommen beruhigt hinſichtlich meines Odeurs," ſagte der Baron mit wichtigem Tone; „jener Fabrikant nennt es Roſenſaft. Ich bitte Sie, Roſenſaft! Dabei fällt mir

gleich ſo 'ne ſchmutzige Brühe ein. Ah! coeur de rose iſt eine ſchöne Erfindung."

„Gewiß, gewiß!" entgegnete zerſtreut und einigermaßen ärgerlich der Graf, denn er hatte ebenfalls vergeblich in der Bronzeſchaale und auf dem ganzen Tiſche nach dem Petſchaft geſucht. Er ſah den Kammerdiener an; dieſer zuckte die Achſeln.

„Wer hat das Zimmer heute Früh in Ordnung gebracht?" fragte er mit heftigem Tone.

„Der Jäger, Euer Gnaden."

„Wieder der Jäger! — Wann ſoll denn der Geſchichte einmal ein Ende gemacht werden?"

„Es iſt eigenthümlich," ſprach der alte Mann, „der Menſch hatte ſo vortreffliche Empfehlungen und wie ſehr ich beſtändig aufgepaßt, ich habe nie etwas Unrechtes bemerkt."

„Aber Sie werden mir nicht abläugnen können, daß ſeit *einem halben Jahre, wo der Menſch in meinen* Dienſten iſt, jeden Augenblick aus dieſem Salon etwas verſchwindet!"

„Leider!"

„Haben Sie ſonſt auf Jemand von den Leuten Verdacht, auf George vielleicht oder auf Karl?"

„Gott ſoll mich bewahren!"

„Nun, alſo bleibt's an dem Jäger hängen, und der Sache ſoll ein Ende gemacht werden; ich will's!"

„Aber gnädigſter Herr, man kann ihm nichts beweiſen."

„Das braucht's auch gar nicht; ich will gewiß nicht ſein Unglück; man zahlt ihm einen halbjährigen Lohn, ſagt ihm, er habe mir nicht convenirt und gibt ihm meinetwegen ein erträgliches Zeugniß."

Der alte Mann nickte mit dem Kopfe.

„Wie Sie ſelbſt ſagten, kann man ihm nichts beweiſen,

alſo wollen wir auch ſeiner Zukunft nicht hinderlich ſein. Aber mir iſt es unheimlich, daß hier alle Augenblicke ſo was vorfällt."

Der Graf hatte etwas heftig und laut geſprochen, während er ſich an dem Schreibtiſche im Salon niedergelaſſen, um beſſer in der Bronzeſchaale ſuchen zu können, ſo daß ſich ſogar der gleichmüthige Baron veranlaßt ſah, aufzuſtehen und näher zu kommen.

„Ja, was iſt denn vorgefallen, mein beſter Graf?" fragte er, indem er ſich in dem Spiegel über dem Kamin Haar und Bart zurecht ſtrich und dann an dem Feuer ſeine Fußſpitzen wärmte. „Sie ſind ja wahrhaftig ganz aufgeregt!"

Der Graf wollte von dem Petſchaft ſprechen, doch der Kammerdiener ſah ihn bittend an. „Ach!" ſagte er mit verdrießlichem Tone, „ich bin mit einem meiner Leute nicht zufrieden, mit meinem Jäger, ich muß ihn fortſchicken, was mir ſehr unangenehm iſt. Es iſt überhaupt ſo ſchwer, ordentliche Leute zu bekommen."

„Das weiß Gott!" entgegnete der Baron, indem er ſich umwandte und die Hände auf den Rücken legte. „Aber da fällt mir was ein. Vor ein paar Tagen wurde mir Jemand empfohlen, von ſehr guter Hand und dringend empfohlen, ein Menſch, der ſchon längere Zeit in W. in den beſten Häuſern diente, und obendrein ein gelernter Jäger. Für ſeine Ehrlichkeit und Treue kann man garantiren; wenn Sie's mit dem verſuchen wollten!"

„Warum nicht, auf Ihre Recommandation! — Er ſoll ſich bei meinem Kammerdiener melden, ich nehme ihn an."

„Schön," ſagte der Baron mit ſeinem ſanfteſten Lächeln; „da haben wir einmal wieder ein gutes Werk gethan." — Er trat an den Tiſch, ſtützte ſich mit der linken Hand darauf und ſchlug mit einem Finger der rechten auf die Bronzeſchaale, daß ſie einen hellen Klang von ſich gab. — „Aecht? — Antik?" fragte er.

„Ich habe ſie von einem Bekannten erhalten, der ſie in Pompeji erbeutet. — Aber Teufel! es iſt ſchon drei Viertel auf Eilf. — Laſſen Sie meinen Wagen vorfahren," ſagte er zu dem Kammerdiener, der ſich verdrießlich entfernte. „Jetzt muß ich ſiegeln und habe mein Petſchaft verloren. Ah Baron!" rief er aus, „Sie können mir helfen." Dabei fielen ſeine Blicke auf die goldene Uhrkette des Anderen, an welcher ſich eine Menge Kleinigkeiten, unter Anderem auch ein orientaliſcher Ring mit einem Carniol befand, auf den einige arabiſche Buchſtaben geſchnitten waren. „Leihen Sie mir einen Augenblick Ihren Ring, um meinen Brief damit zuzuſiegeln, es iſt ja kein Wappen darauf. — Alſo kann es Sie in keiner Weiſe compromittiren," ſetzte er lachend hinzu.

Der Baron zuckte mit der Hand nach ſeiner Uhrkette und ſein gleichmüthiges, lächelndes Geſicht war im Begriff einen ganz anderen Ausdruck anzunehmen. Wie aber ein geſchickter Equilibriſt ſich noch in dem Momente, wo er fallen will, kräftig und gewaltſam in's Gleichgewicht hinein ſchwingt, ſo auch der Baron. Seine Finger, welche haſtig die Uhrkette wie um ſie zu verbergen, ergreifen wollten, glitten jetzt leicht daran herunter und blieben an dem bewußten Ringe hängen. „Ah! Sie wollen mit meinem Talisman ſiegeln, beſter Graf!" ſagte er alsdann mit ſeinem gewöhnlichen freundlichen Lächeln. „Nehmen Sie ſich in Acht; Sie wiſſen doch, daß dieſe myſteriös geſchnittenen Steine nur für den heilbringend ſind, der ſie beſitzt, und daß, wenn ſich ein Anderer derſelben bedient, zum Beiſpiel wie Sie lieber Graf jetzt zum Siegeln, dieß für den Empfänger von unangenehmen Folgen ſein kann!"

„Sind Sie denn wirklich abergläubiſch, Baron?" fragte der Graf und hob eine Stange Siegellack an das brennende Licht,

während er den Brief vor ſich hinlegte. — „Uebrigens," fuhr er lächelnd fort, „iſt mir am Wohl und Wehe des Empfängers oder der Empfängerin nicht viel gelegen, und wenn alſo Ihre Befürchtungen wirklich wahr wären, ſo könnte es derjenigen, welche dieſen Brief erhält, am Ende nichts ſchaden, wenn dieſer Brief einige Dornen auf ihren Pfad ſtreute."

„Coeur de rose!" ſagte der Baron, indem er ſich höchſt verwundert ſtellte, „da führen Sie ja eigenthümliche Correſpondenzen. Ich will nicht hoffen, daß der Brief an Jemand aus der Geſellſchaft geht!"

„Seien Sie ganz unbeſorgt, Baron! Glauben Sie denn, ich würde mich in dem Fall einer Ihrer Siegel bedienen? Ah! das wäre indiscret! Dieſes Schreiben geht an ein ganz obſcures Weſen, von deſſen Exiſtenz Sie gar keine Ahnung haben; eine ſtille Wittwe, die hie und da meine gewiſſen kleinen Privatangelegenheiten arrangirt. — Aber jetzt geben Sie Ihren Ring her, mein Siegellack iſt flüſſig."

„Armer Talisman!" ſagte der Baron mit affectirter Wehmuth, während er die Kette loshakte und den Ring ſeinem Bekannten darbot; „ein Abdruck von dir ſcheint mir da in ſchöne Hände zu kommen. — Coeur de rose! Das hätte ſich die reizende Griechin, die ihn mir verehrt, gewiß nicht träumen laſſen."

Der Graf ſiegelte raſch und ſorgfältig das Billet, dann betrachtete er aufmerkſam die ſonderbaren, für ihn unleſerlichen Schriftzeichen und verſetzte: „So, der Abdruck iſt ſchön gelungen; meinen herzlichen Dank! — Jetzt muß ich aber eilen, ſonſt komme ich zu ſpät in's Schloß und das wäre entſetzlich. — Kann ich Sie mitnehmen?"

Der Baron ſann eine Secunde nach. „Beſuch auf dem Kaſtellplatz," murmelte er, „dann in der Königsſtraße, in der

hohen und breiten Straße, — ja, ja, beſter Graf, ich nehme einen Sitz in Ihrem Wagen an! Sie laſſen mich an der Ecke des Kaſtellplatzes entſpringen."

„Schön," erwiederte Graf Fohrbach; „gehen Sie nur voraus, ich folge in der Secunde."

Während nun der Baron in das Vorzimmer ging, ſich dort den Paletot anziehen ließ, einen dicken Cacheme um den Hals ſchlang, den Hut aufſetzte und nach dem Wagen ſchritt, eilte der Graf in ſein Arbeitscabinet, wo der Maler ſaß und ſagte dieſem: „Adieu, lieber Arthur, ich muß in den Dienſt. Bleiben Sie hier, ſo lange Sie wollen; Sie wiſſen, wo Cigarren und Pfeifen ſind. Aber wenn Sie fortgehen, erzeigen Sie mir, dem Freunde, eine Gefälligkeit. Werfen Sie dieſen Brief auf die Stadtpoſt, aber heute Morgen noch; es liegt mir Alles daran, daß er im Laufe des Tages an ſeine Adreſſe gelangt, beſonders aber, daß meine Dienerſchaft die Adreſſe nicht ſieht. Ich ſtehe zu allen Gegendienſten bereit."

„Mit großem Vergnügen," entgegnete Arthur, indem er das Billet neben ſich legte. „Wenn ich für meine Perſon die Adreſſe leſen darf, und es mir nicht zu ſehr aus meiner Route liegt, ſo werde ich ihn ſelbſt beſorgen, wenn es Ihnen recht iſt."

„Natürlicher Weiſe!" entgegnete der Graf lachend, während er fort eilte; und er ſagte noch unter der Thüre: „Aber wenn Sie ihn ſelbſt überbringen, ſo nehmen Sie ſich in Acht; Sie könnten da in ein Kreuzfeuer von ſchönen Augen hinein kommen, das ſelbſt einem Maler gefährlich werden dürfte. — Adieu!"

Damit eilte er fort, ließ ſich im Fluge den Mantel umwerfen, und traf den Baron ſchon an der Gartenthüre neben dem

kleinen Coupé ſtehend. Beide ſetzten ſich ein und der Wagen ſchoß mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit davon.

„Da fällt mir eben ein," ſagte der Baron, der ſich jetzt in ſeine Ecke geſchmiegt hatte, „Sie könnten mir einen kleinen Dienſt erzeigen, Graf Fohrbach, und ich bin überzeugt, keine Fehlbitte zu thun, da heute Ihr Herz gegen mich von Dankbarkeit erfüllt ſein muß. Bedenken Sie, daß ich Ihnen einen vortrefflichen Jäger verſchafft, und daß ich Sie mit meinem Talisman ſiegeln ließ. Coeur de rose! Das ſind keine Kleinigkeiten!"

„Sie wiſſen, beſter Baron, daß ich mir auch ohne das ein Vergnügen daraus machen würde, Ihnen nützlich ſein zu können. — Wovon handelt es ſich?"

„Ich komme mir ordentlich als Dienerſchafts-Commiſſionär vor," entgegnete gutmüthig lachend Herr von Brand. „Ich habe wie geſagt den Jäger placirt, jetzt habe ich noch eine vortreffliche Kammerjungfer zu vergeben, für die ich eine gute Stelle ſuche, wo möglich im Schloſſe. Es iſt ein ſehr braves und empfehlenswerthes Geſchöpf."

„Iſt ſie jung und hübſch?"

„Ah! mein lieber Graf, Ihre Frage könnte mich beleidigen! Ich verſichere Sie, ich ſehe blos auf die inneren Eigenſchaften dieſes Mädchens. Aber um tugendhafte Bedenken Ihrer Seits zu beſchwichtigen, verſichere ich Sie, daß die erwähnte Perſon gerade nicht zu jung und auch gerade nicht zu hübſch iſt, ſo — ſo, wie ich glaube; aber ſie kann einer Toilette aſſiſtiren wie keine und ſpricht Franzöſiſch."

„Das wird ſich machen laſſen," meinte Graf Fohrbach, „und wenn Ihnen wirklich ein Gefallen damit geſchieht, Baron, ſo können Sie Ihrer Empfohlenen ſagen, ſie ſei ſchon ſo gut wie placirt. Und Sie wünſchen, daß ſie in's Schloß kommt?"

„Gerade daran wäre mir etwas gelegen; — ſie ſoll eine ſehr brave Perſon ſein.“

„Ich werde mit der Frau von B. gelegentlich davon ſprechen. Aber hier iſt der Kaſtellplatz, wo ich Sie abſetzen ſoll.“ — Er zog bei dieſen Worten heftig an der Schnur, die zum Kutſcher draußen führte, worauf der kleine Wagen faſt augenblicklich ſtille hielt.

„Meinen doppelten Dank!“ rief der Baron lachend, nachdem er ausgeſtiegen; „für die Kammerjungfer und die Fahrt.“

„Und meinen gleichfalls,“ entgegnete der Graf, „für den Jäger und den Talisman.“

Und der Wagen rollte davon.

Der Herr von Brand blieb an der Ecke des großen Kaſtellplatzes ſtehen; es war dieß, wie ſchon der Name beſagte, ein weiter Raum in der Nähe eines alten Schoſſes, in welchem ſich Archive und Möbelmagazine befanden. Dieß alte düſtere Gebäude war mit Thürmen flankirt, und hatte eine Menge ein- und ausſpringender finſterer Winkel, von denen einige dazu dienten, das herabſtürzende Regenwaſſer aufzufangen, weßhalb ſich auf dem Boden derſelben große zuſammengekittete Steinplatten mit einer vergitterten Oeffnung verſehen befanden, durch welche alle Feuchtigkeit ablief.

Heute Morgen, wo der Froſt der letzten Tage von einem ſtarken Thauwetter verdrängt worden war, wo es ziemlich heftig regnete und der Schnee auf den Dächern mit außerordentlicher Geſchwindigkeit ſchmolz, ſtürzte das Waſſer in kleinen Waſſerfällen aus den ſeltſam geformten Dachrinnen hervor in jene Winkel hinab, um alsdann durch die erwähnte Oeffnung ſprudelnd und ſchäumend unter der Erde zu verſchwinden.

Der Baron ſchritt um das alte Kaſtell herum bis zur hin-

teren Seite, wo ſich zwiſchen einem Thurme und einem rieſenhaften Kamin der dunkelſte dieſer Winkel befand. Hier öffnete er behutſam Paletot und Rock, nahm das uns bekannte Petſchaft aus letzterem heraus und ließ es auf den Steinboden niederfallen, wo es alsbald von der Fluth des Regen- und Schneewaſſers in den Schoos der Erde hinab geſchwemmt wurde. Darauf lächelte er eigenthümlich, knöpfte Rock und Paletot wieder zu, ſchob die Hände in die Taſchen und verſchwand in einer engen Straße, die auf den Kaſtellplatz mündete.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Auf der Polizeidirection.

Der Baron hatte ſich eine ſeltſame Tournure angewöhnt; er ging nämlich, wenn er allein über die Straßen ſchritt, ſcheinbar in Gedanken vertieft, den Kopf etwas vorn über gebeugt, die Augen vor ſich auf die Fußſpitzen geheftet. Wir ſagen, er ſah nur ſcheinbar ſo achtungslos aus, denn in Wirklichkeit bemerkte er Alles was ihm begegnete, und wenn er hie und da ſein Auge leicht aufſchlug und um ſich ſchaute, ſo faßte er in einer Secunde die Häuſer der beiden Seiten auf, und wußte ganz genau, ob Jemand im zweiten, dritten oder vierten Stock am Fenſter geweſen.

Seine Freunde ſpotteten darüber und ſagten ihm lachend, er kokettire mit ſeinem tiefen Nachdenken, mit ſeinem gänzlichen Unbeachtetlaſſen der ganzen übrigen Welt, — wenn aber an einer Straßenecke, ſei es auch auf tauſend Schritte Entfernung, der lumpigſte Junge ſeine Mütze ſchwenke, ſo ſehe er das augenblicklich, halte es für eine Begrüßung und lüpfe reſpektvollſt den Hut.

Daß der Baron gerne grüßte, das läugnete er ſelbſt nicht.

— „Was wollt ihr?“ ſagte er, „ich bin einmal ein Menſch, der, das weiß ich ganz genau, keine glänzenden Eigenſchaften, keine überraſchenden Talente entwickeln kann; um aber nun etwas zu haben, das mich vielleicht vor vielen anderen Menſchen auszeichnet, ſo befleißige ich mich einer muſterhaften Höflichkeit und beſitze eine außerordentliche Artigkeit.“ — „Und ein eigens für Sie erfundenes Parfum,“ hatten die Freunde lachend hinzugeſetzt. — Worauf der Baron ſehr wichtig erwiederte: „Das iſt wahr — coeur de rose.“ —

So ging er denn auch am heutigen Tage ſinnend dahin, ließ den Kaſtellplatz hinter ſich, ſah faſt immer auf den Boden und warf nur hie und da einen Blick auf die Vorübergehenden und auf die Häuſer zu beiden Seiten. Er durchſchritt mehrere Straßen, wandte ſich rechts, dann links und kam an einen andern Platz der Reſidenz, wo nämlich die eleganten und reichen Stadtviertel anfiengen, deren zwei Hauptſtraßen hier zu beiden Seiten in eines der größten Kaffeehäuſer mündeten. Dieſem Café gegenüber lag ein ſtattliches Gebäude — die Polizeidirection.

Mit einem einzigen Blick überſchaute der Baron den ziemlich großen Platz, als er in der Nähe des Café's wie immer anſcheinend gedankenlos ſchlendernd aus einer der Seitenſtraßen heraustrat. Ihm gegenüber mußte aber plötzlich Etwas erſcheinen, was ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, denn er blieb mit einem Male ſtehen, wandte ſich aber, um dem ihm Begegnenden nicht aufzufallen, nach einem Bilderladen, wo er angelegentlichſt ein paar Kupferſtiche zu betrachten ſchien, in der That aber ſeine Augen feſt auf die andere Seite des Platzes gerichtet hielt.

Dort befand ſich ebenfalls ein eleganter Laden, und ein Strom von Menſchen trieb bei ihm vorbei; es war das eine ziemlich wirre Maſſe von Fußgängern aller Art: Herren in Paletots,

Damen in Mänteln, viel Regenschirme und viel Equipagen, die ab und zu fuhren und bald vor diesem bald vor jenem Gewölbe hielten.

Während der Baron da stand und schaute, änderten sich seine Gesichtszüge in der gleichen Art wie vorhin im Salon des Grafen Fohrbach, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt Entschlossenheit weniger vortrat, dagegen eine gespannte Aufmerksamkeit alle Muskeln seines Gesichtes zusammenzog.

Ohne unsere Hülfe wird der geneigte Leser unmöglich errathen, was der Baron so aufmerksam betrachtete, weßhalb wir es für unsere Schuldigkeit halten, diesen Gegenstand näher zu bezeichnen.

Zwischen dem Gewühl der Wagen und Fußgänger bemerken wir einen Bedienten in anständiger Livree, ohne Regenschirm, den himmlischen Wassern trotzend, der anscheinend vollkommen sorglos und durchaus nicht eilig an den Häusern vorbei schleicht. Jetzt hatte er beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, im nächsten Momente zog er sie hervor und legte sie auf dem Rücken zusammen. Dabei blieb er zuweilen einen Augenblick stehen, schaute an den Himmel hinauf und schien etwas in Ueberlegung zu ziehen, worauf ihn das Resultat dieses Nachdenkens vorwärts trieb, denn er machte ein paar schnelle Schritte, um gleich darauf wieder nachdenkend stehen zu bleiben; endlich pflanzte er sich vor einem der Gewölbe auf, beschaute aber nicht die ausgelegten Waaren, sondern blinzelte nach der Polizeidirection, die nur noch wenige Schritte vor ihm lag.

Das Alles bemerkte der Baron vor dem Bilderladen und sprach leise zu sich selber: „Wenn der Kerl da einen Auftrag hätte, so würde er sich bei dem scheußlichen Wetter wahrscheinlich beeilen, da er aber auf Etwas zu speculiren scheint und auf alle

Fälle über Etwas nachdenkt, ſo will mir ſein Herumſchleudern dort bei dem verdächtigen Gebäude durchaus nicht gefallen. — Paſſen wir auf.“

Jetzt hatte der Lakai wieder einige Schritte gethan und befand ſich an dem großen Eingang der Polizeidirection. Er blieb hier abermals ſtehen, betrachtete das Haus von oben bis unten, blickte verſtohlen in das Veſtibul, las hierauf eifrig die an der Mauer aufgeklebten Anzeigen, dann ſetzte er einen Fuß auf die unterſte Treppenſtufe, zog ihn aber wieder zurück und ſchlich an dem Hauſe vorüber.

Der Baron athmete tief auf. — Jetzt aber ballte er krampfhaft die rechte Hand, ſtreckte ſich hoch empor und ſein Auge blitzte; drüben war der Bediente wieder umgekehrt und nach einem abermaligen Zaudern nun in der Thüre des Polizeidirections-Gebäudes verſchwunden.

Einen Augenblick verharrte der Baron in der eben beſchriebenen Stellung, dann biß er die Zähne über einander, nickte mit dem Kopfe und murmelte: „Das war ein glücklicher Zufall!“ Worauf er in das Kaffeehaus trat, eine Cigarre verlangte, eine Zeitung nahm und ſich an die Thüre ſtellte; anſcheinend in das Journal vertieft blickte er aber faſt jede Secunde auf den Platz hinaus.

Er mußte nun eine gute halbe Stunde warten, bis der Lakai drüben wieder aus dem Gebäude heraustrat. — „Ich will nun ſehen, wie er davon geht,“ dachte der Baron, „ſchleicht er unentſchloſſen zurück wie er gekommen, ſo iſt vielleicht nichts verloren, — wenn nicht — — — — ah! der Hallunke!“ — Dieſer Ausruf entfuhr ihm etwas lauter als er gerade gewollt, da er bemerkte, wie der Bediente drüben förmlich die Treppe herabſtürzte und als werde er gejagt über die Straße dahin flog.

Ein paar harmlose Zeitungsleser in dem Kaffeehause, die das laute Wort des Barons vernommen, blickten erstaunt in die Höhe, schrieben es aber wohl einem Artikel zu, den der Baron in seinem Journal gelesen, denn dieser bezwang sich augenblicklich und schaute so harmlos in die Spalten, als interessire ihn sonst nichts auf der ganzen weiten Welt; auch blieb er noch eine gute Viertelstunde an der Thüre stehen, worauf er ruhig von dannen ging und ebenso über den Platz schritt bis zum nächsten Fiakerstand. Dort setzte er sich in einen Wagen, gab dem Kutscher eine Adresse, forderte ihn auf, schnell zu fahren und befand sich kurze Zeit darauf an der Thüre seiner Wohnung.

Da wir später und zu gelegenerer Zeit dem Baron einen Besuch zu machen gedenken, so wollen wir uns jetzt nicht mit einer Beschreibung dieser Wohnung aufhalten, um so weniger, da der Herr des Hauses selbst außerordentlich eilig zu sein scheint. Schon auf der Treppe pfiff er auf eine eigenthümliche Art, worauf ein Bedienter herbeisprang und die Glasthüre aufriß, die in den ersten Stock führte. „Sogleich meinen Wagen!" befahl der Baron, indem er vorüber schritt und sich in sein Ankleidezimmer begab, wo ihn der Kammerdiener erwartete. Kurze Zeit nachher hörte man einen Wagen vorfahren, und als der Bediente die Meldung davon brachte, hatte sich der Baron bereits umgezogen. Er trug einen eleganten einfachen Morgenanzug, ließ sich von dem Kammerdiener ein rothes Band in das Knopfloch befestigen, zog einen leichten Paletot an und eilte ebenso geschwind die Treppen hinab, wie er hinaufgestiegen war.

„Nach der Polizeidirection!" rief er dem Kutscher zu; das leichte Coupé flog davon und hielt kurze Zeit darauf vor dem uns bekannten Gebäude.

Von dem Gesicht des Barons war unterdessen jede Wolke

verſchwunden, und ein heiterer Sonnenſchein lächelte aus allen ſeinen Zügen. Er ſchritt leicht und gewandt die breite Treppe hinauf, die ſich oben theilte, links zu den Kanzleien, rechts zu der Wohnung des Präſidenten führte. Die letztere Richtung nahm der Baron, und bei der großen Glasthüre angekommen, zog er ziemlich ſtark an der Klingel. Ein Bedienter, welcher öffnete, machte eine tiefe Verbeugung und führte ihn in einen eleganten Salon, wo er ihn mit den Worten allein ließ, er werde der gnädigen Frau augenblicklich den Beſuch des Herrr Baron melden und er zweifle auch nicht, daß die gnädige Frau ſichtbar ſeie.

Das war denn auch der Fall; der Baron brauchte nur kurze Zeit zu warten, die er dazu anwandte, ſich vor das Bild einer ziemlich hübſchen und ſehr wohlbeleibten Frau zu ſtellen, und dort wie im Entzücken verſunken ſtehen zu bleiben. Endlich hörte er eine Thüre öffnen und fuhr mit einem halberſchreckten „ah!“ herum, als er das Original dieſes Bildes erblickte, welches ſanft lächelte, da es ſeine Verwirrung bemerkte.

Dieſes Original, die Gemahlin des Polizei-Präſidenten, war nicht mehr ganz ſo hübſch wie das Portrait, wohl aber noch um Einiges beleibter. Sie verwandelte ihr ſanftes Lächeln in ein freundliches, als ihr der Baron, den Hut in beiden Händen haltend, verbindlichſt näher trat und mit Beziehung auf das Gemälde, bei deſſen Anſchauung man ihn ertappt hatte, ausrief: „Ah! gnädigſte Frau, ſo oft ich eben das Bild betrachte, haſſe ich unſern Künſtler immer mehr; — was hätte er daraus machen können! — Ein ſo lohnendes Werk! — Doch ſchweigen wir von der Copie, da ich ſo glücklich bin, dem ſchönen Original die Hand küſſen zu dürfen.“ Darauf führte er die dicken Finger der Präſidentin an ſeinen zierlich zuſammengezogenen Mund und ließ ſich

auf einen Fauteuil nieder, wohin ihm die gnädige Frau dankbarlichſt winkte.

„Sie werden gewiß erſtaunt ſein, daß ich Ihnen ſchon wieder läſtig falle,“ ſagte der Baron, nachdem er ſich auf's Zierlichſte geſetzt, mit einem ſüßen Lächeln; „aber es müſſen ſchon vier Wochen ſein, daß Sie die Gnade hatten, mich letztmals zu empfangen.“

„Ei Baron,“ entgegnete lächelnd die Präſidentin, „es ſind noch nicht acht Tage.“

„Unmöglich!“ entgegnete er erſtaunt. „Ich verſichere Sie: volle vier Wochen.“

„Es war vergangenen Donnerſtag,“ beharrte ſie freundlich lächelnd, „und heute haben wir Mittwoch. Da Sie meinen Worten nicht zu glauben ſcheinen, beſter Baron, ſo will ich Auguſte rufen laſſen, die Ihnen gewiß genau ſagen wird, wann Sie da waren.“

Der Baron verſtand die zarte Anſpielung der Mutter, doch ſchien ihm offenbar dieſes Glück zu groß. Er athmete tief auf, ſchlug die Augen nieder und betrachtete angelegentlich ſeine lederfarbenen Handſchuhe.

Die Präſidentin klingelte, und da ihre Tochter Auguſte ganz zufälliger Weiſe ſelbſt kam, um ſich nach ihren Befehlen zu erkundigen, ſo konnte ſie gleich da bleiben, was ſie denn auch nicht ohne einige ſehr gut an den Tag gelegte Verwirrung that.

Auguſte war ein hübſches blondes Mädchen von einigen zwanzig Jahren. — Als Mama ihre Entſcheidung über den ſtreitigen Fall von vorhin verlangte, ſchlug ſie ſanft die Augen nieder und ſagte erröthend: „Sie waren in der That am vergangenen Donnerſtag hier, Herr Baron.“

„Und ich dachte, es ſeien volle vier Wochen,“ entgegnete

er. — „Wie iſt mir die Zeit ſo lange geworden!“ ſetzte er leiſer hinzu, indem er der Mutter eine Secunde in die Augen ſah und alsdann einen verheerenden Streifblick auf die Tochter warf.

Letztere antwortete mit einer vollen Lage aus ihren hübſchen blauen Augen und wandte ſich darauf, ſcheinbar in Verlegenheit, ab, doch manövrirte ſie wie ein gut geführtes Kriegsſchiff, und lud nach dieſer Bewegung ihre Geſchütze zu einem neuen Angriff.

„So muß ich alſo doppelt um Verzeihung bitten,“ ſagte eifrig der Baron, „daß ich Sie heute ſchon wieder beläſtige.“

„Ihre Beſuche ſind uns jeder Zeit angenehm,“ verſetzte die Mutter.

„Ah!“ ſeufzte der Baron, indem er die Augen öffnete und ſchloß wie ein vollkommener Geck, „das iſt in Ihrem Munde nur ein freundliches Compliment; aber ich zähle Stunden und Tage, bis mir wieder das Glück zu Theil werden darf, mich nach Ihrer koſtbaren Geſundheit erkundigen zu dürfen.“

„Und verzählen ſich?“ ſprach lächelnd Auguſte.

„Doch ohne meine Schuld,“ antwortete der Baron und machte eine Bewegung, als wolle er die rechte Hand zierlich auf ſein Herz legen, und mit einem Blick, der deutlich ſagte: Kann ich dafür, daß entfernt von Ihnen mir Tage zu Wochen werden? —

Es entſtand hier eine kleine liebliche Pauſe. Der Baron ſchien in tiefes Nachdenken verſunken, aus dem er jetzt aber empor fuhr und haſtig ſagte: „Aber mein jetziger Beſuch, gnädige Frau, iſt nicht ganz ohne Grund. Denken Sie ſich, wir waren geſtern Abend beim Grafen Fohrbach und es kam die Rede auf Ihre letzte Soirée. Natürlicher Weiſe ſprachen wir über elegante Toiletten, und darauf behauptete ich, Sie gnädigſte Frau ſeien

damals in einer veilchenblauen Atlasrobe mit weißen Camelien im Haar erſchienen; Graf Fohrbach ſtritt für eine von Roſafarbe, und ich muß ſchon geſtehen," ſetzte er faſt beſchämt hinzu, „daß wir darüber eine kleine Wette eingingen. — Nun war ich vorhin drüben in dem Kaffeehauſe —"

„Gegenüber unſerem Hauſe?" fragte Auguſte lächelnd, und wir glauben, daß ſie ein wenig erröthete.

„Ja, mein Fräulein," erwiederte der Baron, indem er abermals die Augen niederſchlug, „Ihren — — Fenſtern gegenüber." — — — —

Worauf ihn wiederholt eine volle Lage ihrer Blicke traf.

Nachdem ſich der Baron einigermaßen erholt, nahm er ſeine Rede wieder auf und liſpelte: „Ich war alſo in dem Kaffeehauſe. — — — — Ich bin oft dort. — — Heute aber erwartete ich mit Ungeduld die ſchickliche Stunde, um Ihnen meine Aufwartung machen zu können und Ihr Urtheil, unſere Wette betreffend, zu vernehmen. — Da ſah ich denn, daß mir Graf Fohrbach leider ſchon zuvorgekommen."

„Graf Fohrbach?" fragte verwundert die Präſidentin. „Ich weiß nichts von ihm; du auch wohl nicht, Auguſte?" wandte ſie ſich an ihre Tochter.

„Er war nicht hier," verſicherte dieſe beſtimmt.

„Nicht in Perſon," ſagte der Baron, ſetzte aber mit einem faſt ſchmerzlichen Lächeln hinzu: „Doch ich bin vielleicht indiskret. — Nein, nein, ich kann mich nicht irren, ich erkannte deutlich die Livree des Grafen, der wahrſcheinlich ſchriftlich um Ihre Entſcheidung bat."

„Theuerſter Baron, da haben Sie falſch geſehen," lachte die Präſidentin. — „Wir Beide wiſſen von keinem Schreiben des

Grafen Fohrbach," ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie ihre Tochter mit einem Blicke befragt.

„Es gibt allerdings Momente, wo man trüber als gewöhnlich ſieht, zum Beiſpiel, wenn man zu lange in ein helles Licht geſchaut," verſetzte der Baron mit Beziehung und in einem ſchwärmeriſchen Tone, „aber dießmal irre ich mich nicht: es war einer der Leute des Grafen, der ungefähr vor einer halben Stunde in Ihr Haus trat. Oh! ich habe die Thüre genau beobachtet."

„Vielleicht hat der Graf an Papa geſchrieben," meinte Auguſte mit einem kalten Blick auf das Nebenzimmer.

„Ich glaube nicht," ſagte die Präſidentin; „und wenn auch, doch gewiß nicht in Ihrer Angelegenheit."

„Es wäre mir aber ſehr intereſſant," erwiederte der Baron, „das genau zu erfahren. Sie wiſſen, gnädigſte Frau, wenn man einmal eine Wette eingegangen hat, ſo überwacht man gerne alle Schritte ſeines Gegners, ſelbſt die unſchuldigſten."

„Leichtſinnige junge Leute!" rief die Präſidentin, indem ſie ſchalkhaft mit dem Finger drohte. — „Wetten da auf die Camelien, die ich im Haar trage," ſetzte ſie ſehr geſchmeichelt hinzu.

„Wenn Sie wünſchen, will ich Papa fragen," ſagte Auguſte.

„Ja, ja," meinte auch die Präſidentin, „das kann ja gleich geſchehen. — Laß' dem Präſidenten ſagen, der Herr Baron von Brand ſei da, er wird ſich gewiß ein großes Vergnügen daraus machen, auf einen Augenblick herüber zu kommen."

„Aber wir ſtören ihn in ſeinen wichtigen Amtsgeſchäften," ſprach der Baron.

Worauf die Präſidentin ſich verbeugend erwiederte: „Für

einen Freund des Hauses hat mein Mann immer eine Viertelstunde übrig."

Auguste ging hinaus, um den Papa zu benachrichtigen, und der Polizei-Präsident machte dem Worte seiner Gemahlin alle Ehre, denn er erschien fast augenblicklich, rieb sich vergnügt die Hände, und freute sich auf's Außerordentlichste, den angenehmen Besuch begrüßen zu dürfen.

Dreinndzwanzigſtes Kapitel.

Räubergeſchichten.

Der Polizei-Präſident war ein kleiner magerer Mann mit einem ernſten, dürren Geſichte, grauen ſtechenden Augen, einer langen Naſe, mit welcher er ſich übrigens viel zu thun machte. Er faßte ſie häufig, zog ſie bald rechts und bald links, und boshafte Spötter behaupteten, er ſteure damit ſeinen ganzen Körper, indem er zuerſt immer die Naſe gewaltſam in die Richtung brächte, welche er einſchlagen wollte. So viel war übrigens gewiß, daß er ſeine Richtung oft veränderte; ſtand dieſer würdige Beamte aber einmal ſtille, ſo drückte er ſanft an ſeiner Naſe herum, als wolle er ſie ſich für künftige Dienſte freundlichſt geneigt erhalten.

Der Baron war aufgeſprungen und machte dem Chef der Polizei ein tiefes, ehrerbietiges Compliment, dann folgte ein freundſchaftlicher Händedruck, dann die Bitte, ſich gütigſt niederlaſſen zu wollen, mit dem Verſprechen, es ebenſo zu machen, worauf Beide in ihre weichen Fauteuils zurückſanken, der Präſident ſteif, in aufrechter Haltung, nachdem er zuvor ſeine

Naſe ſanft befühlt, der Baron elegant, graziös, dabei ſchlaff und zuſammengeſunken, jeder Zoll ein vollkommener Roué.

„Ich hatte einen kleinen Streit mit den Damen," ſagte er mit niedergeſchlagenen Augen, „den Sie, Herr Präſident allein im Stande ſind zu ſchlichten."

„Der Baron behauptet nämlich," ergriff die Präſidentin lachend das Wort, „der junge Graf Fohrbach habe heute Morgen an uns geſchrieben; es betrifft eine Wette, die dich übrigens nicht intereſſirt. Wir verſicherten den Baron, keinen der Leute des Grafen geſehen zu haben, er aber beharrte auf dem Gegentheil und behauptete am Ende, wenn wir nichts davon wüßten, habeſt du ein Schreiben des Grafen Fohrbach erhalten."

„Von Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter?" ſagte nachdenkend der Präſident, indem er ſeine Naſe tief herabzog. — „Habe nichts von ihm erhalten."

„Ach Gott! nein," entgegnete ſeine Gemahlin, „von dem jungen Grafen, dem Adjutanten Seiner Majeſtät."

„Von dem noch viel weniger," erwiederte der Chef der Polizei. — „Worauf gründen Sie Ihre Behauptung, beſter Baron?" wandte er ſich an dieſen, wobei er ſeine Naſe losließ, die nun ein paar Zoll in die Höhe ſchnellte.

„Auf meine beiden Augen," erwiederte der Baron; „vor einer halben Stunde ſah ich die Livree des Grafen in dieſes Haus treten."

„Ah! mein Beſter, da haben Sie ſich gewaltig geirrt," ſagte der Präſident; „es kam in der That ein Bedienter in Livree in dieſes Haus, aber er trug einen dunkelgrünen Rock, während die Leute des Grafen Fohrbach dunkelbraun, faſt ſchwarz tragen."

„Ah! — Ah!" machte der Baron mit verblüfftem Tone, „dann habe ich mich gewaltig geirrt und ich bitte die Damen tauſendmal um Verzeihung; dem Grafen Fohrbach habe ich in

der That Unrecht gethan. — Sprechen wir von was Anderem; wie geſagt, ich bitte inſtändigſt um Verzeihung."

„Und wer war denn eigentlich bei dir?" fragte die Präſidentin, deren Neugierde erregt war, ihren Mann, der in Nachdenken verſunken ſchien und ſeine Naſe auf der linken Seite kratzte.

„Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte," antwortete er nach einer Pauſe, „eine ganz ſonderbare Geſchichte. — Läßt ſich ein Bedienter bei meinem Secretär melden und dieſer bringt ihn zu mir. — Wie geſagt, dunkelgrüne Livree — amarant aufgeputzt und gelbe Knöpfe."

Der Baron ſchüttelte nachdenkend und nachſinnend den Kopf. — „Dunkelgrüne Livree," ſagte er, „amarant und goldene Knöpfe. — Wiſſen Sie auch beſtimmt, Herr Präſident, daß es dunkelgrün und nicht dunkelbraun war, wie die Leute des Grafen Fohrbach?"

„O pfui, Baron! ſchämen Sie ſich," verſetzte lachend die Präſidentin. „Sind Sie immer noch nicht überzeugt?"

„Vollkommen, meine Gnädigſte; aber ich dachte eben darüber nach, welches Haus dunkelgrün mit Amarant und Gold hat, und ich kann nicht darüber in's Klare kommen. — Der Oberſthofmeiſter hat dunkelgrün mit Gelb, — der Herzog Alfred dunkelgrün mit Blau, — die Herzogin Schweſter die gleiche Farbe mit Violett, und das iſt Alles. — — Es muß das ein ganz obſcures Haus ſein."

„Das iſt es auch," erwiederte der Präſident und ſetzte ſeine Naſe in Freiheit, da er mit der rechten Hand in die Rocktaſche griff und daraus ein Papier hervorzog. — „Die Livree," fuhr er fort, „die auch mir ganz unbekannt war — und das will viel ſagen, denn auf der Polizei ſind wir ſo ziemlich von Allem dem unterrichtet — gehört einem Herrn A., einem Privatmann, Ren-

tier, — was weiß ich? — kurz einem alten Herrn, der in ſeinem Hauſe vor dem E'ſchen Thor wohnt."

„Richtig!" rief der Baron, indem er ſich an die Stirne klopfte, „wie kann man ſo vergeßlich ſein? — Dem alten A. gehört die Livree, — ganz recht! ganz recht! — Nun, mein lieber Herr Präſident," ſetzte er mit einem vergnügten Lachen hinzu, „wenn Sie mit dem in Verbindung treten, — denn ich entnehme Ihren Worten, daß Sie ihn noch nicht kennen — ſo werden Sie die Bekanntſchaft eines ganz närriſchen und ſonderbaren Kautzes machen."

„Ei, ei!" machte der Chef des Polizeidepartements, indem er ziemlich bedächtig drein ſchaute.

„Ein ganz eigenthümlicher und ſonderbarer Kautz," fuhr Baron Brand fort; „ein Original."

„So, ein Original?" fragte lebhaft die Präſidentin. „Das iſt mir intereſſant. — Wir ſind wohl nie mit ihm in Berührung gekommen?"

„Gewiß nicht, meine Gnädigſte," bemerkte der Baron, nachdem er vorher mit großer Aufmerkſamkeit die Glieder ſeiner goldenen Uhrkette geordnet, die ſich etwas verdreht hatten. „Gewiß nicht; es iſt das ein Mann hoch in den Sechzigen, der ſelten aus dem Hauſe geht, Geſellſchaften nie beſucht, auch faſt gar keinen Umgang hat. Sie werden bei ſeiner kleinen Villa vor dem E'ſchen Thor zuweilen vorbei gekommen ſein; es iſt das ein Gebäude ganz mit dem Ausſehen einer Feſtung en miniature, rings herum Gräben, dahinter Mauern, mit Eiſen beſchlagene Thore, kurz alle Apparate, um ſich einen gewaltigen Feind vom Leibe zu halten."

„Ah! Das iſt in der That merkwürdig," ſagte der Präſident. „Und was fürchtet der Mann in einem wohlgeordneten Polizeiſtaate, bei einer Geſetzgebung, die mit unnachſichtlicher Strenge die Verbrechen aufſucht und beſtraft? — Ja, Herr Baron,

ich kann Sie verſichern: aufſucht und findet. Wollen Sie mir wohl glauben, daß von zwanzig Morden im vergangenen Jahre die betreffenden Thäter eingefangen wurden?"

„Mit dem größten Vergnügen glaube ich das," erwiederte der Baron mit ſanfter Stimme. „Aber als Sie die Thäter einfiengen, waren die Mordthaten alle geſchehen."

„Allerdings," ſprach der Chef der Polizei mit einiger Entrüſtung, „es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Frevelthaten geſchehen waren; und das war an ſich ſehr gut, denn die Polizei muß doch, was das Einfangen anbelangt, in der Uebung bleiben." — Und bei dieſen Worten ergriff er abermals ſeine unglückliche Naſe und zog ſie tief herab, wobei ſeine Augen ſo vergnüglich glänzten, als habe er eben einen Kapitalverbrecher eingefangen. „Ich denke darin wie jener berühmte engliſche Staatsmann, der wie Sie wiſſen, ſagte: Wenn es im Parlament keine Oppoſition gäbe, ſo würde ich mir eine kaufen. — Und wenn es bei uns keine Diebe und Mörder gäbe, ſo würde ich mir à tout prix welche anſchaffen, denn ſie ſind der Schleifſtein, auf welchen der Eifer der Beamten, um mich richterlich auszudrücken, ſtets ſcharf und blank erhalten wird."

„Ah Papa, das ſind ja ſchreckliche Grundſätze!" meinte Auguſte, während ſie den Baron von der Seite anblickte.

Worauf dieſer lächelnd erwiederte: „O ſeien Sie unbeſorgt, mein Fräulein, vorderhand braucht Papa dergleichen nicht zu kaufen, es gibt noch genug davon im Lande, und iſt auch noch nicht Alles entdeckt, das kann ich Sie verſichern; die Polizei hat immer und vollauf zu thun; nicht wahr, Herr Präſident?"

Dieſer nickte ernſt und bedeutſam mit dem Kopfe, worauf ſeine Gemahlin ſagte: „Aber mit euren Räuber- und Mordgeſchichten erfahren wir nimmermehr, welche Art von Original der

Herr A. iſt! — Baron, ſeien Sie ſo artig und erzählen Sie uns das."

Der Herr von Brand hatte unterdeſſen durch verſchiedene brennende Blicke mit der Tochter des Hauſes ſcharf geplänkelt, und ſein Feuer war lebhaft erwiedert worden, ja er hatte ſchon eine kleine Pantomime riskirt, indem er ſeine rechte Hand ſanft auf die Stelle des Herzens legte, worauf ſie die Augen niederſchlug, faſt ein klein wenig erröthete und einen ſtillen Seufzer mühſam unterdrückte. Man ſah das an der heftigen und dann plötzlich unterbrochenen Hebung ihres Buſens."

„Ja ſo!" erwiederte der Baron auf die Frage der Präſidentin, indem er plötzlich aus einem tiefen Traume aufzuwachen ſchien, „ja ſo, — richtig — vom Herrn A., Räubergeſchichten glaube ich. — Ah! Das hätte ich beinahe rein vergeſſen."

„Nein, keine Räubergeſchichten, beſter Baron," ſagte die Präſidentin mit einem zweifelhaften Lächeln, „Sie wollten von den Seltenheiten dieſes Herrn erzählen."

„Ja, darin kommen auch Räubergeſchichten vor," erwiederte der Baron mit einer graziöſen Verbeugung.

„Ei der Tauſend!" ſprach aufmerkſam der Präſident und ließ ſeine Naſe wieder ſo haſtig los, daß ſie augenblicklich empor ſchnellte und zu ſchnüffeln anfieng, als wittere ſie arme Sünder.

„Räuber und Mörder," fuhr Herr von Brand fort, „aber — — nur in der Phantaſie. Stellen Sie ſich nämlich vor, meine Damen, dieſer Herr A., ein reicher Kapitaliſt, kann nun einmal von der Idee nicht loskommen, man laure ihm den ganzen Tag auf, man wolle ihn um's Leben bringen, man wolle ſein Geld rauben. Auf jedem Schritte fürchtet er Räuber und Mörder; deßhalb iſt ſein Haus mit Graben und Mauer umgeben und deßhalb hat dieſer arme Mann bei Tag und Nacht keine ruhige

Minute, er vertraut Niemand den Schlüſſel zum Hof- und Hausthor an; ſo oft es klingelt, öffnet er ſelbſt, und ſowie es anfängt dunkel zu werden, bewaffnet er ſich und ſeine Bedienten und macht drei- bis viermal des Nachts eine förmliche Patrouille durch das ganze Gebäude. Er hat alsdann einen Säbel umgeſchnallt, ein paar Piſtolen im Gürtel ſtecken; ſein Bedienter trägt ein Gewehr ſowie eine Laterne an einer langen Stange, und ſo ziehen ſie denn vom Keller bis hinauf auf den Söller und unterſuchen jeden finſteren Winkel, jeden Riegel, jedes Schloß."

„Ja, ja, — ſo, ſo," machte lächelnd der Präſident; „ich glaube mir geht ein Licht auf."

„Es iſt auffallend," fuhr der Baron in gleichmüthigem Tone fort, „wie eine ſolche Furcht vor Räubern und Mördern anſteckt."

„Doch Sie nicht?" fragte die Präſidentin.

„O meine gnädige Frau, ich für meine Perſon wäre beinahe zur Furchtſamkeit geneigt, aber ich kenne das Schalten und Treiben unſerer vortrefflichen Polizei und bin deßhalb äußerſt ruhig. — — Aber nein, ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ein ſolches Beiſpiel der Furchſamkeit auf ſehr merkwürdige Art ſchwache Charaktere mit ergreifen kann. Als ich nämlich vor zwei Jahren hier war, bekam ich zufällig einen Bedienten, den jener Herr A. entlaſſen; es war dieß ein ganz brauchbarer und tüchtiger Menſch, bis auf ſeine Furcht vor Räubern und Mördern. Darin hatte ihn das Beiſpiel ſeines früheren Herrn ſo verdorben, daß ich faſt einen andern Burſchen gebraucht hätte, um Jenem bei Tag und Nacht Geſellſchaft leiſten zu laſſen. Sobald es dunkel wurde, ſcheute er ſich, allein über Corridore und Treppen zu gehen. Da er aber wie geſagt ſonſt ein ordentlicher Menſch war, ſo nahm ich ihn über dieſe Lächerlichkeiten vor und verſuchte es, ſie ihm auszureden. — Umſonſt! Sein früherer Herr hatte die

Phantaſie des Burſchen ſyſtematiſch mit Räubergeſchichten vollgepfropft, wie man einen Kettenhund, um ihn ſchärfer zu machen, dadurch reizt, daß man von außen an's Hofthor oder an ſeine Hütte ſchlägt."

„Und er glaubte an dieſe Räubergeſchichten?" fragte ſehr aufmerkſam der Präſident.

„Vollkommen; in ſeiner Phantaſie exiſtirte eine ganze wohlorganiſirte Räuberbande, die ſollte ihren Sitz — ich weiß nicht mehr wo — haben, und von der fabelte er mir ein Langes und Breites vor."

„Ganz dieſelbe Geſchichte," ſagte der Präſident, wobei er ſeinem Riechwerkzeuge mehrere zärtliche Naſenſtüber gab.

„Ich mußte ihn entlaſſen," fuhr Herr von Brand fort, ohne wie es ſchien auf jene Worte zu achten. „Er hätte mir die ganze Dienerſchaft angeſteckt, ja es war das ganz eigenthümlich, bei dieſem Menſchen complett zur fixen Idee geworden. Wenn er mit dem Wagen vor irgend einem Laden hielt, ſo konnte er mir ſagen, während er den Schlag öffnete: Sehen Sie, Herr Baron, hier oder dort das ſchlechte Geſicht; der gehört auch mit dazu."

„Und ließen Sie ſich von ihm nie einen Ort nennen, von dem er glaubte, dort könne die Räuberbande ihren Sitz haben?"

„O ja! — Und darin hatte er eine lebhafte Phantaſie; da nannte er mir ſcheinbar verdächtig ausſehende Orte und Winkel, irgend ein einſames Haus in einem ſtillen Stadtviertel oder eine halb verfallene Schenke vor den Thoren. Ich weiß das nicht mehr ſo genau; ich habe die Details vergeſſen."

Der Polizei-Präſident ſtreckte ſich würdevoll in die Höhe, ſchaute einen Augenblick an die Decke, dann ſagte er: „Ja, es iſt kein Zweifel: ganz dieſelbe confuſe Geſchichte. — Aber es iſt doch höchſt merkwürdig."

Der Baron ſchien die Worte des Papa's gar nicht zu beach-

ten, ſondern beſchäftigte ſich eifrig mit der Tochter, deren Sitz er durch allerhand kleine Manöver mit ſeinem Fauteuil Zoll um Zoll näher rückte. Bald ließ er einen Handſchuh fallen, und um ihn zu erreichen, mußte er ſeinen kleinen Lehnſtuhl ein wenig vorrollen, bald ſuchte er während des Sprechens ein Gemälde an der Wand aufmerkſam zu betrachten, und um das thun zu können, brauchte er nur eine für ſeine Zwecke entſchieden günſtige Bewegung zu machen.

„Es ſcheint wohl heute einmal der Tag der Geſchichten zu ſein," ſagte neugierig die Präſidentin zu ihrem Gemahl. „Was iſt denn das, worauf du anſpielſt?"

„Daſſelbe, was der Baron ſo eben erzählte," erwiederte der Beamte, indem er das Papier, welches er vorhin aus der Rocktaſche genommen, langſam entfaltete. „Wie ſchon geſagt, da kommt heute Morgen ein Bedienter zu meinem Secretär auf die Kanzlei —"

„Ah! der in der Livree: dunkelgrün, amarant ausgeputzt mit gelben Knöpfen! — Ich vergeſſe ſo was nicht: aber Sie müſſen mir zu meiner Entſchuldigung eingeſtehen, daß ſie der des Grafen Fohrbach auffallend ähnlich ſieht. — — Doch verzeihen Sie, Herr Präſident," unterbrach der Baron ſich ſelbſt, „tauſendmal bitte ich um Entſchuldigung; — Sie wollten eine Mittheilung machen?"

„Allerdings; dieſer Bediente alſo läßt ſich bei meinem Secretär melden, thut anfänglich ſehr verlegen und ſpricht endlich von einer weitverzweigten Räuberbande in hieſiger Stadt."

„Der Bediente des Herrn A.?" rief lachend der Baron. „Sehen Sie, meine Damen, das iſt alſo in dem Hauſe noch immer dieſelbe Wirthſchaft, — eine wahre Manie."

„Ich muß geſtehen," fuhr der Präſident fort, „daß ſowohl mir wie meinem Secretär dieſe Angabe eigentlich komiſch erſchien. — In hieſiger Reſidenz, wo wir die Zügel des Geſetzes mit Kraft

und Umſicht führen, ſollte ſich eine Bande wohl organiſirt und faſt unſichtbar aufhalten können! — Lächerlich! Aber dieſer Menſch beharrte ſo feſt und entſchieden auf ſeiner Angabe, wollte uns ſo genaue Beweiſe vorlegen, ja machte ſich anheiſchig, uns das Haupt jener Spitzbubenbande in die Hände zu ſpielen, daß es uns ordentlich ſtutzig machte."

„Sehen Sie dieſe Phantaſieen!" rief lachend der Baron. „Ja wahrhaftig, man ſollte dieſem Herrn A. alle Dienerſchaft verbieten; er macht aus den armen Teufeln complette Narren."

„Ja, ich glaube auch, daß es dieſem Kerl nicht recht im Kopfe war; er verlangte zweitauſend Gulden, und dann wollte er uns den Ort, die Zeit der Zuſammenkünfte, Alles auf's Beſtimmteſte angeben; natürlich habe ich darüber nicht zu verfügen, und müßte zuerſt an die vorgeſetzte Behörde berichten."

„Was du aber jetzt nicht thun wirſt," ſprach ziemlich entrüſtet die Präſidentin; „man könnte ja in die Gefahr kommen, ſich vollkommen ridicul zu machen."

Der Präſident zuckte mit den Achſeln. „Es wäre wahrhaftig geſchehen," ſagte er, „ohne die intereſſanten Mittheilungen des vortrefflichen Barons; ich war eigentlich von Anfang an nicht dafür, die Sache zu beachten, aber mein Secretär meinte das Gegentheil."

„Ueberflüſſiger Dienſteifer der Subalternen!" ſprach wegwerfend die Präſidentin.

Der Baron zuckte beiſtimmend mit den Achſeln.

„Er wollte ihn ſogar da behalten," fuhr der Chef der Polizei fort, „ich aber, der die Lächerlichkeit dieſer Angabe halb und halb durchſchaute, begnügte mich damit, ihn ſeinen Namen und Wohnort auf dieß Papier ſchreiben zu laſſen und ſchickte ihn ſeiner Wege, wobei ich ihm anbefahl, er ſolle morgen wieder kommen."

„Ohne mich im Geringſten in den Gang Ihrer Geſchäfte miſchen zu wollen," ſagte der Baron mit einer ehrerbietigen Handbewegung, „muß ich mir doch erlauben, Ihrer Handlungsweiſe vollkommen beizupflichten. Es würde den alten Mann draußen unſäglich alterirt haben, wenn ſein Bedienter ſo plötzlich verſchwunden wäre; es hätte ſeiner traurigen Phantaſie von Räubern und Mördern neue Nahrung gegeben."

„Das war auch meine Idee," erwiederte der Präſident, „weßhalb ich glaube, Alles auf's Beſte arrangirt zu haben. Hier iſt das Papier, leſen Sie Baron. Kommt der Burſche morgen wieder, ſo wollen wir ihm allerdings etwas genauer auf den Zahn fühlen, und ſollten wir darauf hin uns weiter mit ihm einlaſſen, ſo wäre es nur, daß er neue und glaubwürdige Angaben machte."

„Woran ich ſehr zweifle," antwortete der Baron, während er mit gleichgültiger Miene das Papier in die Hand nahm. Doch zuckten ſeine Finger faſt unmerklich, als er es nun öffnete. — „Ja, ja," ſagte er, „das iſt die ungebildete Handſchrift eines Bedienten, und die Adreſſe auf's Genaueſte angegeben, auch beigefügt, auf welche Art man ihn benachrichtigen könne, ohne daß ſein Herr etwas merkt. In der That, ich fürchte auch, der Verſtand dieſes Burſchen hat einigermaßen Noth gelitten."

„Laſſen Sie das Papier ſehen," ſagte die Präſidentin und ſtreckte die Hand darnach aus.

Der Baron reichte es ihr auf die graziöſeſte Art, doch folgte ſein blitzendes Auge ſcharf beobachtend allen ihren Bewegungen und ſeine Zähne preßten ſich unwillkührlich auf einander, als ſie das Papier, nachdem ſie es geleſen, zuſammen knitterte und Miene machte es in den lodernden Kamin zu werfen.

Der geneigte Leſer muß ſchon unſeren Worten glauben, daß dieß ein qualvoller Moment für den Herrn von Brand war. Ob-

gleich ſein Geſicht die größte Gleichgültigkeit affectirte, ſo wagte er doch kaum zu athmen und fühlte ſich in die größte Spannung verſetzt; glücklicher Weiſe aber hielt Auguſte die Hand ihrer Mutter auf, entnahm ihr das Papier und faltete es langſam aus einander, um es ebenfalls zu leſen. Hiebei durfte der Baron ungezwungen ihre kleinen weißen Hände betrachten, die das unglückſelige Blatt hielten, ſowie dem Lauf ihrer Augen folgen, welche die harten Schriftzüge durchliefen. Nachdem ſie geleſen, knitterte ſie das Papier ebenfalls zuſammen, warf es aber nicht in den Kamin, ſondern ließ es achtungslos neben ſich auf den Teppich fallen.

Der Baron blickte mit gierigem Auge darauf hin, indem er mit Sehnſucht auf eine glückliche Gelegenheit lauerte, den kleinen Knäuel an ſich zu bringen. Doch ließ ſich dieß nicht leicht ohne Aufſehen thun, er hätte zwiſchen Vater und Mutter hindurch ſchlüpfen oder es ſich noch einmal zur Anſicht reichen laſſen müſſen. Doch gab dieß ſeine Klugheit nicht zu.

Unterdeſſen hatte ſich auch ſein Beſuch über die gewöhnliche Zeit ausgedehnt und er mußte fürchten, dem Präſidenten beſchwerlich zu fallen. Doch half ihm ſein gutes Glück über dieſe Klippe hinweg.

„Sie werden mir verzeihen," ſagte nämlich der alte Herr, „daß ich Sie verlaſſen muß, aber meine Geſchäfte rufen mich in die Kanzlei. Es iſt meine Stunde, wo ich den Rapport der verſchiedenen Polizei-Commiſſäre empfange; bleiben Sie aber ruhig bei den Damen. Ich glaube nicht, daß ihr etwas Beſonderes vorhabt." — Dabei ſah der Chef der Polizei ſeine Frau an, und der Baron warf auf Auguſte einen der glühendſten Blicke, den er aufwenden konnte, worauf Beide wie aus einem Munde ſagten, daß ſie ſich außerordentlich geſchmeichelt fühlten, wenn der liebens-

würdige Freund des Hauſes ſie noch einige Zeit ſo vortrefflich unterhalten wolle wie bisher.

Der Präſident erhob ſich ernſt und würdevoll, ſeine Finger glitten von der Naſe herab, als er ſeine Hand dem Baron zum Abſchied reichte.

Dieſer ſprang elaſtiſch in die Höhe, verſicherte, er verdanke dem Präſidenten eine angenehme Morgenſtunde, werde aber nächſtens um dieſelbe Zeit wieder kommen, — „wenn es mir nämlich," ſetzte er hinzu, „einmal erlaubt wäre, höchſt indiscret zu ſein."

Der Präſident ſah ihn fragend an.

„Es iſt kindiſch, was ich da ſage," fuhr der Baron lachend fort. „Aber es würde mich auf's Höchſte intereſſiren, wenn es mir vergönnt wäre, einmal ſo einem Polizeirapporte beizuwohnen. Da müſſen doch ganz merkwürdige und ſeltſame Dinge zu Tage kommen."

„Gewiß," verſetzte der Chef der Polizei, „dieſer Rapport iſt zuweilen ſehr intereſſant; man könnte ganze Romane daraus zuſammen ſtellen. Wenn Sie in der That einmal anwohnen wollen, ſo ſoll es mir ein großes Vergnügen machen. — Ich werde Sie alsdann den Beamten," ſetzte er lächelnd hinzu, „als einen neuen geheimen Secretär vorſtellen."

„Zu viel Ehre und Glück für mich, Herr Präſident," erwiederte der Baron. Doch wenn er auch die Worte an den Papa richtete, ſo ſah er doch dabei die Tochter mit einem innigen Blicke an. — „Aber ich halte Sie beim Wort; nächſtens wird ſich Ihr geheimer Secretär bei Ihnen melden."

„Abgemacht!" ſprach der Präſident mit freundlicher Geberde aber einem ziemlich ſteifen Kopfnicken, und verließ dann den Salon.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Papier und Schlüſſel.

Der Baron war eine kleine Weile neben ſeinem Fauteuil ſtehen geblieben, nun aber wandte er ſich geſchickt gegen die Kaminecke, wobei er zur Präſidentin gewendet ſagte: „Ich weiß wahrhaftig nicht, gnädige Frau, wie es kommt, aber wenn ich einmal in Ihrem Hauſe bin, ſo wird es mir ſchwer, daſſelbe zu verlaſſen; es iſt hier Alles ſo zuthunlich, ſo heimlich, — gewiß, ich darf nur ſelten kommen, denn ſonſt müßte ich befürchten, Ihnen überläſtig zu werden.“

Bei dieſen Worten hatte er ſich mit dem Rücken gegen das Kamin geſtellt; vor ihm ſaß Auguſte, zu deren Füßen der kleine Papierknäuel lag. Er hätte ihn mit der Spitze ſeines Stocks erreichen können.

In dieſem Augenblicke trat ein Bedienter ein und meldete eine Frau von B., welche der Präſidentin aufzuwarten wünſche,

„Ah! jetzt muß doch geſchieden ſein,“ ſagte ſeufzend Herr von Brand, worauf er die Augen niederſchlug, um ſie gleich

darauf mit einem unausſprechlichen Ausdruck zu Auguſte zu erheben. — Er mußte jenes Papier mit ſich fortnehmen, mochte es koſten was es wolle, ja er war ſchon im Begriff, als letztes Mittel ſich ohne Weiteres darnach zu bücken und es aufzuheben, als Auguſte bei einer kleinen Wendung des Fauteuils ihren zierlichen Fuß darauf ſetzte.

Die Präſidentin war raſch aufgeſtanden, um den neuen Beſuch zu empfangen, wobei ſie zu ihrem Gaſte ſagte: „Bleiben Sie ja, Baron, bleiben Sie ohne Umſtände, ich kann die Dame im Nebenzimmer empfangen, wenn du es nicht vielleicht vorziehſt, Auguſte, unſerem Freunde im Cabinete deine Zeichnungen und Blumen zu zeigen.“

Nun würde der Baron zu jeder anderen Zeit ſich nichts daraus gemacht haben, die Zeichnungen und Blumen anzuſchauen; aber wenn er in dieſem Augenblicke den Salon verließ, ſo war jenes Papier, jetzt unter dem Fuße des jungen Mädchens, für ihn verloren, weßhalb er um jeden Preis bleiben mußte. — „Wenn mir Fräulein Auguſte erlaubt,“ ſagte er ſo herzlich und verbindlich als möglich, „und mich für würdig hält, ihre herrlichen Zeichnungen und Blumen zu ſehen, ſo werde ich mir dafür morgen eine eigene Stunde ausbitten. — Sie ſehen, wie unbeſcheiden ich bin, doppelt unbeſcheiden, da ich, trotzdem ſich Ihnen ein neuer Beſuch anſagt, doch noch zaudere, Ihren freundlichen Salon zu verlaſſen. — Aber ich muß wohl.“ Dieß letzte Wort begleitete er mit einem tiefen Seufzer und warf dabei einen ſolch ſchwermüthigen Blick auf das junge Mädchen, daß dieſes ordentlich zuſammen ſchrack und ihre Augen auf den Boden herab ſenkte.

Die Präſidentin dagegen lächelte äußerſt freundlich bei dieſen Worten, und verließ den Salon, indem ſie eifrig ſprach:

„Ich versichere Sie, Baron, Sie erzeigen mir eine wahre Freundschaft, wenn Sie noch einige Zeit bei uns verweilen; der Besuch daneben wird mich nicht lange aufhalten, ich werde gleich wieder da sein."

Nachdem sich die Thüre hinter der Präsidentin geschlossen, warf Herr von Brand einen forschenden Blick im Zimmer umher; und er that das auf so auffallende Weise, damit Auguste sehe, er schaue nur um sich, um zu erfahren, ob sie auch wirklich recht allein seien. Dabei dachte er: ich habe vielleicht zehn Minuten Zeit, bis Madame zurückkehrt, während derselben muß ich ohne Aufsehen das Papier erobern, koste es mich selbst eine Liebeserklärung. — Er verließ den Kamin, setzte sich in den Fauteuil des Papa's und brachte denselben durch eine geschickte Wendung in die Nähe des Kamins, dem Augustens dicht gegenüber.

In dem Gespräch entstand eine kleine verlegene Pause, welche übrigens der Baron dazu benützte, dem jungen Mädchen schwärmerisch in die blauen Augen zu blicken.

Sie erröthete leicht und griff ein Gespräch gewaltsam wieder auf.

„Sie erwähnten vorhin einer Wette," sagte sie, „ich glaube, es betraf die Farbe der Camelie, welche Mama bei der letzten Soirée in ihrem Haare trug. Sie haben auf Weiß gewettet, Graf Fohrbach auf Rosa; er hat gewonnen: Mama trug allerdings eine Rosacamelie."

„O ich wußte das, Fräulein Auguste," erwiederte er und spielte befangen mit dem Knopfe seines Stockes; „ich wußte ganz genau, wer in dem schönen blonden Haar eine weiße Camelie trug. — Ich muß es Ihnen gestehen — es war in dem Augenblick nur der Wunsch, ja das Bedürfniß meines Herzens, von Ihrem Hause, von Ihrer Mutter, von — Ihnen ohne Verdäch-

tigung reden zu können, was mich veranlaßte, jene Wette einzugehen. — — — — Sie, Fräulein Auguſte trugen eine weiße Camelie. Wie könnte ich ſo etwas vergeſſen!"

„Es iſt wahr," entgegnete das Mädchen, indem ſie die Augen niederſchlug, „ich trug eine ſolche Blume."

„Und während der letzten Française entfiel derſelben ein einziges kleines Blättchen," fuhr der Baron inniger fort, „das ich — — — — niederfallen ſah," verbeſſerte er ſeine Rede, welche dem Blicke nach, von welchem ſie begleitet war, hätte heißen müſſen: das ich aufhob und nun, obgleich verwelkt, auf meinem Herzen verwahre."

Auguſte hatte übrigens dieſen Blick verſtanden und ſeine Rede richtig ergänzt, denn als ſie nun ſcheu und erröthend zu ihm aufblickte, wurde ihre Bruſt offenbar von einem kleinen aber ſüßen Seufzer geſchwellt.

„So angenehm jener Ball Anfangs für mich war," ſagte der Baron nach einer kleinen Pauſe, „ſo fühlte ich mich doch im Verlauf deſſelben — ich kann es nicht leugnen — auf's Schmerzlichſte berührt. War es mir doch nur möglich, von Ihnen, theuerſtes Fräulein, zwei Walzer, eine Française und eine Mazurka zu erhalten; ach! und ich hatte gehofft, ſo den ganzen Abend mit Ihnen dahin zu fliegen! — Gewiß, Auguſte, ich habe da ſchreckliche Stunden verlebt, und Sie fühlten das nicht einmal. Sie ſahen es nicht, wie ich in einer Ecke des Salons ſtand, wie Ihnen meine Augen folgten, während Sie ſo froh dahin flogen, Sie ahnten nicht, daß ich etwas Ungeheures darum gegeben hätte, wann Sie nur ein einziges Mal den Kopf gewandt, wenn Sie mir, dem ferne Stehenden, nur einen einzigen Ihrer ſüßen Blicke geſchenkt."

Während der Baron dieſe Worte ſprach, beugte er ſich vorn

über, so daß der Hauch seines Mundes ihre Stirne berührte. Auch faßte er bei den letzten Worten eine ihrer Hände, hob sie sanft empor und drückte sie fest, innig und zu wiederholten Malen an seine Lippen.

Das Mädchen schrack zusammen, ihr Körper zuckte sichtlich, und dabei zog sie den linken Fuß, der bis jetzt auf dem Papier gestanden, zurück, während sie zu gleicher Zeit das erröthende Gesicht gegen den Boden wandte. — Vielleicht um ihre Verlegenheit zu verbergen, vielleicht auch um ihre Hand auf schickliche Art denen des Barons entziehen zu können, beugte sie sich hastig vorn über, ihre Blicke suchten irgend einen Gegenstand, und da sie so zufällig vor sich das bewußte Papier erblickte, so bückte sie sich schnell darnach, hob es auf, glättete es auf ihrem Knie und legte es alsdann zu einem langen Streifen zusammen, den sie sich langsam um den Finger wand.

Während dieser bedeutungsvollen Pause hatte indessen Herr von Brand seine Zeit nicht verloren. Er rückte seinen Fauteuil noch etwas näher zu dem Mädch[illegible], legte seinen Arm geschickt auf die Lehne des Stuhles, von wo er nur langsam herabzusinken brauchte, um genau die Stelle ihrer feinen Taille zu treffen. Dabei blickte er ihr von unten herauf sanft lächelnd in die Augen, und während er natürlicher Weise für seine Kühnheit von vorhin — ihr nämlich die Hand geküßt zu haben — um Verzeihung bat, beging er eine noch weit größere, da sie nicht sogleich eine Antwort gab, indem er seine Hand ihrem Kinne näherte und ihren Kopf ganz leise hob und aufwärts wandte; und er that das mit einem Blicke voll Innigkeit und Liebe. — — Dem konnte das Mädchen nicht widerstehen, weil sie hiezu nicht den festen Willen hatte, doch schlug eine tiefe Röthe auf ihrem Gesichte empor, als sie ihm, doch nur eine Secunde lang, fest in die

glühenden Augen ſchaute. Aber ſein Blick war ſo feurig, daß er unmöglich zu ertragen war, weßhalb denn auch das Mädchen mit einem leichten Seufzer ihre Augen ſchloß in der feſten Ueberzeugung, es ſchließe nun auch ihr Leben mit einem ſüßen Ende oder es geſchehe ihr ſonſt etwas Schreckliches. — Und ſo war es auch; denn kaum ſchloſſen ſich ihre Augen, ſo fühlte ſie den weichen Druck zweier fremden Lippen auf den ihrigen, und ein unnennbares Gefühl durchzuckte ſie ſo heiß und ſtürmiſch, daß ſie in der That einer halben Ohnmacht nahe war.

Wie ſchon oben angedeutet, hatte der rechte Arm des jungen Mannes die Lehne des Fauteuils zur gelegenen Zeit verlaſſen, hatte ſich um ihren ſchlanken Körper gelegt und drückte ſie leicht auf die Seite, während ſeine linke Hand langſam ihre rechte erhob, — dieſelbe rechte Hand, um deren Zeigefinger ſie das bewußte Papier geſchlungen hatte. Als der Baron ſo dieſe Hand erhob, that er es gewiß nur in der Abſicht, um zuerſt die kleinen niedlichen Fingerſpitzen zu küſſen, und darauf das gleiche Geſchäft bei den feinen Grübchen auf den Knöcheln zu verſehen. Begreiflicher Weiſe mußte er zu dieſem Zwecke den Papierſtreifen abwickeln, was er denn auch muthwillig, ſcherzend that. Auguſte, die nun das A des Liebesalphabets glücklich hinter ſich hatte, ging, wenn auch mit feuchten Augen, gerne durch dieſen Scherz auf das B über, ja ſie lächelte recht freundlich, als nun der Baron das Papier neckend um jeden einzelnen Finger wickelte, dieſen darauf küßte und es dann wieder entfernte. Das war ein recht harmloſes Spiel, das auch ziemlich lange fortgeſetzt wurde; bald aber verſchwand der Streifen gänzlich von der Hand und alsdann begnügte ſich der junge Mann nicht mehr damit, daß er die Hand küßte, ſondern er wandte ſich nun an den Arm und avancirte dort über glattes Gold und kalte Steine hinweg und ſo

weit hinauf, bis undurchdringliches Spitzengewebe und ein anschließender seidener Aermel seinen weiteren Forschungen für dießmal ein Ziel setzten.

Es ist wunderbar, wie ein erster gelungener Kuß im Stande ist, so viele bis dahin unübersteigliche Schranken zu Boden zu werfen, wie er weite Klüfte ausfüllt, die uns bis dahin trennten, wie er eine Vertraulichkeit hervorzuzaubern vermag, an die man bis dahin in seinen kühnsten Träumen nicht gedacht. Das geht im Allgemeinen so, und man sah es auch in diesem speciellen Falle; Auguste zog ihre Hand nicht mehr zurück, sondern ließ sie in der des Barons ruhen, auch schloß sie ihre Augen nicht wieder, sondern sah den jungen Mann, der an ihrer Seite saß, zuweilen recht forschend und fest an, warf auch wohl zuweilen einen Blick auf die Thüre des Nebenzimmers, durch welche die Mama verschwunden war.

„Wir haben nun zusammen ein kleines, theures und liebenswürdiges Geheimniß," sagte der Baron schmeichelnd, indem er ihre Hand an seine nun wirklich brennende Stirne legte. „Bewahren wir es noch für eine kurze Zeit, Auguste, lassen wir es noch eine Weile verborgen vor den Augen der übrigen Welt, uns freuend, daß wir Beide etwas gemeinschaftlich besitzen, von dem die Uebrigen keine Ahnung haben. O, eine solche Heimlichkeit ist so süß, mein Mädchen; es gibt nichts Seligeres, als so im Gewühle der Welt scheinbar fremd an einander vorbei zu streifen, wo doch ein Blick, ein leiser Druck der Hand, ein verstandenes Wort deutlich zu einander spricht und vollständige kleine, liebe, heimliche Geschichten erzählt, während wir öffentlich einem langweiligen Gespräch zu lauschen scheinen."

„Gewiß, gewiß," versetzte Auguste, „ich freue mich darauf."

„Und jetzt brauche ich nicht mehr mit tiefem Weh im Herzen

von ferne zu ſtehen, wenn du im Arme anderer Tänzer an mir vorüberfliegſt, mein ſüßes Kind. Ja, ich werde ſogar glücklich ſein, wenn ſie dir ſchön thun, wenn ich ſehe, daß ſie in deiner Gunſt Fortſchritte zu machen ſcheinen, während ich doch weiß, daß die — mir Glücklichem ganz allein gehört. — Und dann wirſt du auch zuweilen den Kopf nach mir wenden, wirſt mir einen kleinen, kleinen Blick ſchenken. Nicht wahr, meine liebe, ſüße Auguſte?"

„Ja, ich werde das thun und werde es gern thun," entgegnete das Mädchen. Und dabei ſenkte ſie ihren Kopf etwas auf die Seite, wodurch es ihm möglich gemacht wurde, ſie leicht auf die Stirne zu küſſen.

Der Baron hatte noch immer ihre Hand mit der ſeinen gefaßt, und beide ruhten auf ihrem Schooße auf der kühlen Fläche des glatten Atlas, womit ſie bekleidet war. An dem Gürtel trug das Mädchen eine Chateleine von polirtem Eiſen, deren Ende mit den vielen bekannten Kleinigkeiten verſehen auf ihrem Knie ruhte. Zuweilen ließ der Baron ihre Hand los und faßte die glänzenden Kettchen an, die er leicht aufhob, um dann ein paar Secunden lang mit dem Fingerhut, der Scheere, dem kleinen Büchlein und anderen Sachen, die daran hiengen, zu ſpielen.

Nach Augenblicken wie der vorhergegangene iſt es angenehm, ſinnend und betrachtend ſtillſchweigen zu dürfen, oder Fragen über gleichgültige Dinge zu ſtellen, die aber, in einem gewiſſen unbeſchreiblichen Tone geſtellt, liebenswürdig neckend und mit zärtlichem Ausdrucke der Stimme beantwortet werden.

„Ah!" ſagte der Baron nach einer Pauſe, „was iſt das für ein Schlüſſel? — Aber geſtehen Sie mir die Wahrheit, Auguſte; er iſt zu groß, als daß er zu irgend einem Neceſſaire oder Käſtchen der jungen Dame gehören könnte."

„Das ist mein Geheimniß," entgegnete sie schalkhaft, „und ich werde es Ihnen unter keiner Bedingung anvertrauen.

„Jetzt gerade verlange ich es zu wissen. Sie haben meine Neugierde erregt und die muß befriedigt werden. — Nehmen Sie sich in Acht, Auguste," setzte er sie zärtlich anblickend hinzu, „ich bin eifersüchtig wie Othello. Und bei diesem außergewöhnlichen Schlüssel erwacht begreiflicher Weise mein Argwohn."

„O Tyrann, der Sie sind! Vorhin haben Sie kaum gewagt zu bitten, jetzt wollen Sie schon verlangen. — Nein, nein! Die Bestimmung dieses Schlüssels sage ich Ihnen nicht, denn ich will Ihnen nur gestehen, das könnte wahrhaftig Ihren Argwohn erregen."

„Ah! kleine Verrätherin!" entgegnete der Baron neckend. „Sie sind noch so jung und tragen schon verdächtige Schlüssel bei sich. Aber es ist meine Pflicht, für Ihr Bestes zu wachen, und somit lege ich feierlich auf diesen Schlüssel Beschlag und nehme ihn an mich; denn das ist eine Waffe, die in Ihrer unerfahrenen Hand gefährlich werden könnte."

„Aber er hält fest an mir," erwiederte lachend das Mädchen, als sie sah, daß er vergebliche Bemühungen machte, den Schlüssel von dem Stahlringe zu trennen. Es war dieß übrigens ein gefährliches Spiel auf ihrem Knie, und der junge Mann beeilte sich auch nicht, an der ihm wohl bekannten verborgenen Feder zu drücken, welche den Ring öffnete. Endlich that er dieß doch und der Schlüssel fiel in seine Hand.

„Sehen Sie," sprach er, indem er denselben triumphirend in die Höhe hob, „hier wäre das Instrument, das ich wie schon gesagt, verpflichtet bin, zu mir zu nehmen. Seien Sie aber jetzt ein artiges Kind und sagen Sie mir, welche Thüre dieser Schlüssel aufmacht."

„Ich ſage es nicht," entgegnete ſie kopfſchüttelnd; „gewiß nicht. Den Raub kann ich nicht hindern, doch ſoll es ein Räthſel in Ihrer Hand bleiben."

„Aber wenn ich dich herzlich um die Auflöſung bitte, mein ſüßes, ſüßes Mädchen?" ſagte der Baron ſchmeichelnd, indem er ihre Hand ergriff und ſie abermals an ſeine Lippen führte. — „Vertrau es mir an, es iſt das ein kleines, angenehmes Geheimniß mehr."

„Nein, nein!" verſetzte Auguſte eifrig. Und dabei ſuchte ſie den Schlüſſel zu fangen, den er neckiſch in die Höhe hielt. „Nein, nein, ich werde es nicht ſagen; deßhalb geben Sie mir ihn nur wieder, denn was nützt er Sie, da Sie ſeine Beſtimmung doch nicht wiſſen!"

„O ich werde ſie erfahren," entgegnete er heiter und vergnügt, „ich werde mich nächtlicher Weiſe einſchleichen wie ein Dieb, ich werde ſämmtliche Schlöſſer deines Hauſes unterſuchen, bis ich weiß, wo das rechte iſt."

„Dazu wären Sie wahrhaftig im Stande," ſagte das junge Mädchen mit einem ſeltſamen Blicke; „weiß Gott, ich traue Ihnen ſo Etwas zu. Und das wäre ja ein wahres Unglück."

„So beuge dieſem Unglücke vor und ſage die Wahrheit, — die kleine, ſüße, angenehme Wahrheit."

„Und wenn ich es thue, erhalte ich meinen Schlüſſel wieder?"

„Wir wollen ſehen."

„Nein, nein, von: wir wollen ſehen, darf keine Rede ſein, ein einfaches Ja oder Nein. — — Bekomme ich alsdann meinen Schlüſſel wieder?"

„Wenn er nichts Gefährliches verſchließt ja."

„Keine Bedingungen; darauf laſſe ich mich gar nicht ein.

Ich sage Ihnen, zu welcher Thüre der Schlüssel paßt, und Sie geben ihn mir zurück. — Gehen Sie das ein?"

Der Baron zuckte lächelnd die Achseln, dann sagte er: „Sie sind grausam, Auguste; aber was kann ich machen? Sie haben mich in der Hand. — Doch ich will Ihnen noch einen andern Vorschlag machen: Sie sagen mir die Bestimmung dieses Schlüssels, darauf gebe ich Ihnen denselben zurück und dann erlauben Sie mir, Sie nach Umständen wieder darum zu bitten."

Das Mädchen zauderte eine Antwort zu geben, endlich aber sprach sie: „Das ist eine gefährliche Bedingung; wenn Sie sich auf's Bitten legen, da weiß ich am Ende nicht, was ich machen soll. Nein, nein, es ist mir zu gefährlich."

„Aber Sie können mir ja meine Bitte abschlagen," erwiederte er so innig und zärtlich als möglich.

„Und wenn ich nun nicht im Stande wäre, Ihnen diese Bitte abzuschlagen?" sagte das Mädchen nach einer kleinen Pause mit unsicherer Stimme.

„O, dann wäre ich ja doppelt glücklich!" rief der Baron, indem er sie leidenschaftlich an sich drückte und ihre Lippen suchte, deren Auffinden sie ihm gerade nicht besonders schwer machte. — „Doppeltes, seliges Glück! — — — — Hier ist der Schlüssel," sagte er nach einer längeren Pause; „darf ich nun wissen, was er verschließt?"

„Gewiß, obgleich wir eigentlich viel Lärmen um nichts gespielt haben. Sie kennen ja unseren Garten hinter dem Hause; am Ende desselben befindet sich ein kleiner Pavillon, von dem eine Thüre auf die Straße führt. Diese Thüre nun —"

„Oeffnet dieser Schlüssel!" rief der Baron hastig. „Ah! meine geliebte Auguste, jetzt bitte ich Sie doppelt, zehnmal, tau-

ſendmal darum. — Nicht wahr, Sie ſagten ja vorhin, Sie können mir nichts abſchlagen?“

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und reichte ſtillſchweigend den Schlüſſel wieder zurück, den er eifrig ergriff, zu gleicher Zeit aber auch ihre Hand, die er, ſowie den vollen weißen Arm, mit unzähligen heißen Küſſen bedeckte.

In dieſem Augenblicke mußte der Beſuch im Nebenzimmer entlaſſen worden ſein. Die Präſidentin, eine kluge, verſtändige Frau und gewiß auf's Innigſte beſorgt für das Wohl ihrer einzigen und heirathsfähigen Tochter, huſtete laut und vernehmlich, ehe ſie die Thüre zum Salon öffnete. Gewandt rückte der Baron ſeinen Fauteuil zurück, ehe die Mutter eintrat, und gewandt griff das junge Mädchen ein plötzlich hingeworfenes Geſprächsthema auf, in das nun die Beiden ſo vertieft ſchienen, daß ſie den Eintritt der Präſidentin gar nicht bemerkten und ſie laut hinaus lachten über die köſtliche Geſchichte der Frau von A., die neulich Abends nach dem Theater zufälliger Weiſe in ein ganz fremdes Coupé geſtiegen ſei.

Auf einmal aber bemerkte der Baron die Mutter, nun ſprang er leicht und graziös in die Höhe, indem er verſicherte, jetzt müſſe alle Geduld erſchöpft ſein und er habe die Damen mehr gelangweilt, als bei der größten Freundlichkeit zu verantworten ſei.

Umſonſt verſicherte die Präſidentin, die Unterhaltung des werthen Gaſtes werde ihr eine wahre Erholung ſein nach der Fatigue des eben gehabten Beſuches. Der Baron war nicht zu halten, obgleich ein langer und ſchmerzlicher Blick auf Auguſte dieſer deutlich zu verſtehen gab, wie ſchwer es ihm ſei, ſich jetzt loszureißen. Darauf küßte er die Hand der Mutter flüchtig, die der Tochter mit einer wahren Inbrunſt, und verſchwand leicht und gewandt aus dem Salon.

Auf der Treppe athmete der Baron tief auf, schaute einen Augenblick wie forschend um sich her, sprang dann flüchtig die Stufen hinab und warf sich in seinen Wagen, nachdem er dem Kutscher zugerufen: „nach Hause!“

Die Pferde zogen an, das leichte Coupé flog dahin, und der junge Mann griff mit einem seltsamen Blicke des Triumphes in seine Brusttasche, wo er das bewußte Papier und den Schlüssel verwahrte. „Das ist viel auf einmal,“ sprach er laut zu sich selbst, während sein Auge blitzte, „dieses für mich so kostbare Blatt, unbezahlbar nach dem, was ich über den Schreiber desselben erfahren, und dann einen Schlüssel, um ungehindert zu jeder Zeit in den Gartenpavillon des Polizei-Präsidenten gelangen zu können. — Glück, du warst mir günstig! — — — — Aber das arme Mädchen droben! — Ah! es war ein trauriges Mittel zum traurigen Zweck. Sie ist schön und gut, auch noch ziemlich unerfahren. — — — — Arme — arme Auguste!“ — An diese letzten Worte, die der junge Mann noch ziemlich heiter aussprach, mußten sich plötzlich ernste, finstere Gedanken reihen, Gedanken, die ihm in kurzer Zeit furchtbar wurden, denn das Auge verlor fast mit einem Male seinen Glanz und stierte matt mit schrecklichem Ausdruck in die Ecke des Wagens, und der Kopf sank auf die Brust herab, während er die Unterlippe heftig zwischen die Zähne klemmte. Darauf wurde sein Gesicht aschfarben und fahl, und nach und nach trat ihm ein kalter Schweiß auf die Stirne. Man hätte glauben sollen, es habe ihn ein heftiger Krampf befallen, der sein Herz stille stehen ließ und seine Glieder löste; willenlos sank er in sich zusammen, und wenn er sich nicht zuweilen aufgerafft hätte, tief seufzend mit der Hand über die Stirne gefahren wäre, um einen Augenblick auf die Straße zu schauen, hätte man meinen können, auf dem weichen Kissen liege ein schwer Erkrankter

— ein Sterbender. Ja, wer ihn vor einigen Minuten am Hauſe des Präſidenten ſo leicht und gewandt in den Wagen ſpringen und bei ſeiner Wohnung hätte ausſteigen ſehen, würde darauf geſchworen haben, das ſei nicht derſelbe Menſch: Dieſer hier, welcher langſam die Treppen hinauf ſchleiche, ſei mindeſtens um zehn Jahre älter wie Jener, der dort die Stufen ſo flüchtig hinabgeſprungen.

Wir können aber dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß der Baron Brand zuweilen ſolche fürchterliche Augenblicke hatte, wo ihn ein entſetzliches Seelenleiden befiel und dahin warf, wie Jemand, den eine tödtliche Krankheit erfaßt. Sein alter Kammerdiener kannte dieſen Zuſtand, und er führte alsdann ſeinen Herrn langſam zu einem weichen Fauteuil, miſchte ihm ein niederſchlagendes Pulver, verdüſterte das Zimmer, indem er die Vorhänge zuzog, und überließ ihn dann ſeinen finſteren Träumereien.

So geſchah auch heute, und dann ſchlich der Kammerdiener leiſe auf den Zehen gehend zum Zimmer hinaus und trat in das anſtoßende Gemach, wo er einen großen Schrank von geſchnitztem Eichenholze ſorgfältig abſchloß und den Schlüſſel zu ſich ſteckte.

In dieſem Schranke aber befanden ſich die Piſtolen und ſonſtigen Waffen des Barons.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Das Siegel des Herrn von Brand.

Der Maler, Arthur Erichſen, hatte unterdeſſen in dem Arbeitszimmer des Grafen Fohrbach das Aquarell beendigt, es von dem Zeichenbrette herabgeſchnitten, auf einen großen weißen Carton befeſtigt, und es neben dem Original im günſtigſten Lichte aufgeſtellt. Hierauf nahm er das Billet, welches neben ihm lag, betrachtete einen Augenblick das Siegel und las die Adreſſe.

„An Madame Becker, Kanalſtraße Nr. 8.“

„Kanalſtraße Nr. 8,“ ſagte Arthur, „das muß in einem der ſehr alten Häuſer ſein mit den langen unheimlichen Gängen. Nun, es bringt mich nicht gerade übermäßig weit von meinem Wege ab, und da dem Grafen viel daran gelegen zu ſein ſcheint, daß der Brief bald beſorgt wird, ſo will ich den Gang ſelbſt unternehmen. Ich treibe mich überdieß gern in ſo einem alten Gebäude herum.“

Arthur ſteckte das Billet in die Taſche und ging durch den Salon in's Vorzimmer, wo er ſeinen Ueberrock fand, und wo der

alte Kammerdiener neben einem Lehnſtuhle ſtand und mit dem bisherigen Jäger des Grafen verkehrte. Dieſer ſchien ſich mit Mühe aufrecht zu halten, während ſeine Finger krampfhaft mit den glänzenden Knöpfen ſeiner Uniform ſpielten, und während ſein Geſicht erſchrocken und bleich aus dem ſchwarzen Bart hervor leuchtete.

„Das iſt hart, Herr Kammerdiener," hörte ihn Arthur ſagen, „wenn man ſo plötzlich fortgeſchickt wird. Sie haben gut reden von einem Zeugniſſe; alle Welt kennt den Herrn Grafen Fohrbach und weiß, daß er nicht leicht Jemand wegſchickt. Da werden alle Herrſchaften die Achſeln zucken und Wunder meinen, was ich begangen hätte. — Und was habe ich denn begangen? — Ich weiß es nicht und Sie ſagen es ja nicht."

„Von einem Vergehen wird ja auch nicht geſprochen," antwortete der alte Mann, indem er ſeine Blicke auf die Schnupftabaksdoſe, die er in der Hand hielt, heftete. „Der Herr iſt einmal der Herr, und wenn ihm unſere Naſe nicht mehr gefällt, ſo hat er das Recht, uns aus dem Dienſt zu ſchicken."

„Und vielleicht für Zeit Lebens unglücklich zu machen! — O! das iſt ja entſetzlich! Ich habe meinen Dienſt gethan wie Jeder, das müſſen Sie mir bezeugen; ich war der Erſte und der Letzte auf dem Platze, denn ich hoffte, hier ein dauerndes Brod zu finden. — Haben Sie mir je ein böſes Wort geſagt, Herr Kammerdiener? — Gewiß nicht! Ich nahm mich zuſammen, denn ich dachte an Weib und Kind. Bei Unſereinem geht es bitter zu, wenn man eine Zeit lang keine Condition hat. — Was werden ſie daheim ſagen, wenn ich ſo plötzlich fortgeſchickt bin!"

Der Kammerdiener zuckte die Achſeln und entgegnete: „Ich kann darin nichts machen, der Herr Graf haben befohlen und ich darf der Sache nicht einmal mehr erwähnen. Doch will ich Ihnen

im Vertrauen einen guten Rath geben; daß er hilft, glaube ich kaum: wenden Sie sich an einen der Freunde des Herrn, daß er ein gutes Wort für Sie bei dem Grafen einlegt."

Das war ein sogenannter Kanzleitrost und als solchen schien ihn auch der verabschiedete Jäger aufzunehmen. Er seufzte tief auf, fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging in sein Zimmer. Dort legte er wahrscheinlich seine glänzende Uniform ab, zog einen ärmlichen Rock an und ging nach seiner Wohnung, wo er der Frau und vier Kindern, die um eine Schüssel mit Kartoffeln saßen, die Kunde von seiner unverhofften Entlassung zum Nachtisch brachte.

Arthur ging unangenehm erregt seines Weges und nahm an der nächsten Ecke eine Drotschke, die ihn in kurzer Zeit nach der Kanalstraße brachte.

Hier stieg er aus und schritt über den öden Hof, den wir dem geneigten Leser in einem der vorigen Kapitel geschildert, nach dem Hintergebäude mit der steinernen Wendeltreppe, die er hinauf ging und sich nun in einem der langen Gänge befand, wo er ungewiß war, an welche Thüre er klopfen sollte. Der Zufall führte ihn übrigens ziemlich glücklich, denn nachdem er zwei Thüren vergeblich geöffnet und in zwei Zimmer geblickt, aus denen ihm eine warme, unangenehme Atmosphäre entgegen drang, wo er zerlumpte und schlecht genährte Kinder auf dem Boden sitzen sah, und scheltende, schmierige Weiber am Kochfeuer stehen, die ihn ziemlich unfreundlich hinaus wiesen, kam er endlich an die Wohnung, die er suchte. Es war die dritte Thüre, an welche er klopfte; von innen rief man „Herein!" und als Arthur in das Gemach trat, sah er am Fenster eine Frau stehen, die ihm augenblicklich ein paar Schritte entgegen kam, und, wohl in Folge seines feinen und eleganten Anzugs, einen tiefen Knix machte.

„Ich ſuche Madame Becker.“

„Ihnen aufzuwarten habe ich die Ehre vor Ihnen zu ſtehen,“ entgegnete die Frau mit ihrem beſten Lächeln, worauf ſie abermals knirte und den jungen Mann mit einer Handbewegung bat, auf dem Sopha Platz zu nehmen.

Arthur lehnte das aber ab, indem er entgegnete: „Ich danke Ihnen recht ſehr; unſer Geſchäft iſt bald abgemacht.“

„Sie ſind an mich empfohlen?“ fragte verſchmitzt lächelnd die Frau.

„Das eigentlich nicht,“ verſetzte Arthur. „Ich komme nur im Auftrage eines Bekannten, des Grafen Fohrbach.“

„Ah! des Herrn Grafen!“ ſagte die Frau doppelt freundlich. Doch zog ſie gleich darauf ihren Mund lächelnd in die Breite, die Augenbrauen in die Höhe, ſchüttelte bedächtig den Kopf und meinte: „Der Name des Herrn Grafen iſt eine der beſten Empfehlungen, — ein charmanter junger Herr! liebenswürdig und gutmüthig; aber ſchwer, ſchwer im Umgang, das kann ich Sie verſichern. Und doch war er nie unzufrieden mit mir. — Nun, wir wollen ſchon ſehen. Bitte recht ſehr, gefälligſt einen Augenblick Platz zu nehmen.“

Den Maler intereſſirte das Geſicht der Frau; er ſchaute ſie mit einem prüfenden Blicke an und ſtudirte offenbar in dieſen ſeltſamen Zügen, die Verſchlagenheit, Gutmüthigkeit, Liſt neben anderen gewiß recht ſchlimmen Leidenſchaften ausdrückten. — Er zog das Billet aus der Taſche hervor, um es Madame Becker darzureichen.

„Ah! noch eine ſchriftliche Empfehlung!“ ſagte dieſe; „das wäre vollkommen unnöthig geweſen, der Herr empfehlen ſich ſchon hinlänglich durch Ihr angenehmes Aeußere, und da ich durch den Namen des Herrn Grafen ſicher bin, auf alle Verſchwiegenheit

rechnen zu können, so bitte ich, nur frei heraus zu sagen, womit ich dienen soll."

„Und womit können Sie mir eigentlich dienen?" fragte lächelnd Arthur, den diese sonderbare Unterhaltung zu interessiren begann.

„Ah! Das ist eine seltsame Frage," entgegnete Madame Becker, während sie ihren Mund spitzte und den Versuch machte, schelmisch auszusehen. „Ich erwarte nur Ihre Befehle, wie es Ihnen der Herr Graf auch wohl gesagt haben wird. Anbieten kann ich Ihnen nichts; das werden Sie natürlicher Weise bei mir voraussetzen, aber die ganze Stadt kenne ich wie meine Tasche, und wenn Sie mir einen Namen nennen, Straße, Haus und Nummer, so erfahren Sie in wenig Tagen, ob ein Besuch möglich oder unmöglich ist."

„Ah so!" versetzte Arthur laut lachend. „Vorderhand ist es mir nicht möglich, Ihnen irgend dergleichen anzugeben, da ich selbst darüber noch im Unklaren bin."

„Das thut auch nichts," antwortete wichtig die Frau, indem sie die rechte Hand auf die Hüfte legte und mit dem Zeigefinger der linken den jungen Mann vertraulich auf den Arm stieß. „Wir kennen unser Geschäft. Eine Beschreibung der Person, eine Straße, wo sie meistens gesehen wird, ein Haus, in das sie häufig geht, das ist Alles, und dann verlassen Sie sich auf Madame Becker, es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir in acht Tagen nicht wüßten, woran wir wären."

„Nun, ich will mir das merken," sprach immer noch lachend der Maler; „aber vorderhand bin ich nur bei Ihnen, um diesen Brief zu übergeben."

„Richtig den Brief!" entgegnete die Frau. „Das hätten wir bald vergessen. Nehmen Sie einstweilen Platz; ich will meine

Brille holen. In die Ferne ſehe ich natürlicher Weiſe wie ein Falke, aber mit dem Geſchriebenen geht's nicht mehr ſo leicht. Und dann haben der Herr Graf eine feine, kaum leſerliche Hand wie ein Frauenzimmer."

Mit dieſen Worten eilte ſie in's Nebenzimmer und Arthur ließ ſich auf dem Sopha nieder.

Gleich darauf kam Madame Becker zurück, ſetzte ſich neben den Maler und nahm aus einem Futteral eine Brille, die ſie mit großer Bedächtigkeit auf ihrer Naſe befeſtigte. Dann nahm ſie den Brief in die Hand und ſagte: „Gewiß, gewiß, lieber Herr, mit Seiner Gnaden, dem Grafen Fohrbach iſt es eigentlich ſchwer Geſchäfte zu machen. Das werden Sie wohl einſehen: es iſt nicht Alles möglich auf dieſer Welt, und meiſtens iſt er auf das Unmögliche verſeſſen. — Nun, wir wollen ſehen!"

Damit brachte ſie das Billet dicht an die Augengläſer, las die Adreſſe, nickte mit dem Kopfe und wandte alsdann das Schreiben auf die andere Seite, um als eine kluge Frau auch das Siegel zu betrachten. Doch kaum hatte ſie einen Blick auf die arabiſchen Buchſtaben deſſelben geworfen, ſo fuhr ſie erſchrocken zurück, ließ Hand und Brief abermals ſinken und betrachtete den neben ihr ſitzenden jungen Mann mit einem Ausdrucke der höchſten Ueberraſchung, ja eines unverkennbaren Schreckens, von oben bis unten.

„Der Brief iſt von dem Herrn Grafen Fohrbach?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„Allerdings; ich dachte mir, Sie kennten ja die Handſchrift," entgegnete Arthur, dem das plötzliche ängſtliche Weſen der Frau auffiel.

„Die Handſchrift wohl — aber das Siegel. Haben der Herr Graf dieſen Brief wohl ſelbſt geſiegelt?"

„Ohne Zweifel; ich glaube nicht, daß er ähnliche Schreiben von Anderen ſiegeln läßt.“

„Sehen wir, ſehen wir!“ ſprach eifrig Madame Becker, indem ſie das Couvert haſtig abriß. „Wenn er nur was Mögliches verlangt. Heiliger Pancratius! wenn er nur was Mögliches verlangt!“

Sie entfaltete das Schreiben, zog die Augenbrauen in die Höhe, und während ſie las, ließ ſie ihre Unterlippe ſchlaff herabhängen. Nachdem ſie geendigt, ſchüttelte ſie bedeutſam den Kopf und ſtieß einen tiefen Seufzer aus. — „Sie ſind natürlich der Vertraute des Herrn Grafen,“ ſagte ſie und blickte den jungen Mann lauernd an; „Sie wiſſen wahrſcheinlich, was in dem Brief ſteht?“

„Nein, nein, ich weiß es nicht!“ entgegnete Arthur haſtig, dem das ſonderbare Weſen der Frau im höchſten Grade auffiel. — „Ich weiß es nicht und verlange es auch nicht zu wiſſen. Meinen Auftrag habe ich erfüllt: der Brief iſt in Ihrer Hand und ich bin fertig.“ Damit ſtand er auf.

Gegen alle Regeln der Höflichkeit, die Madame Becker ſonſt gewiſſenhaft gegen ihre Kunden, wozu ſie auch im Geiſte ſchon den jungen Mann rechnete, beobachtet, blieb ſie nachdenkend auf dem Sopha ſitzen, legte die Hände in den Schoos und ſtarrte träumeriſch vor ſich hin. „Das wird rein unmöglich ſein,“ murmelte ſie. — „Aber das Siegel! — Wie kommt das Siegel dahin? Das ſcheint mir ein gemeſſener Befehl zu ſein. — Nun, ich muß Alles verſuchen, helf' was helfen mag!“ Sie ſeufzte abermals tief auf, ſchien dann plötzlich aus ihrem Nachſinnen zu erwachen und ſprang eilig vom Sopha in die Höhe, als ſie ſah, daß ſich der junge Mann der Thüre bereits genähert hatte. Sie zupfte an ihrer Haube, ihre Züge nahmen das uns bekannte

Lächeln an, dann rieb ſie ſich die Hände und ſagte: „Wenn Sie den Herrn Grafen ſehen und etwas ſagen wollen, ſo bitte ich ihm zu vermerken —“

„Geben Sie mir keine Commiſſionen, Madame,“ antwortete Arthur. „Verſtehen Sie mich gar nicht falſch: ich ſollte nichts als Ihnen dieſen Brief übergeben, kann daher auch durchaus keine Antwort übernehmen. — Ich wünſche recht guten Morgen!“

„So habe ich denn die Ehre, mich Ihnen beſtens zu empfehlen,“ erwiederte die Frau mit einem tiefen Knix. „Bitte, vergeſſen Sie vorkommenden Falls meine Wohnung nicht und wenden ſich alsdann an Ihre unterthänigſte Dienerin.“

Die Thüre ſchloß ſich hinter dem Maler, Madame Becker öffnete ſie nochmals, um Höflichkeits halber auf den Gang hinaus zu grinſen, dann zog ſie ſich in ihr Zimmer zurück, nahm haſtig das Couvert von dem Sopha, und eilte an's Fenſter, wo ſie nochmals das Siegel genau betrachtete. — „Es iſt kein Zweifel,“ murmelte ſie, „es iſt ſein Petſchaft, er muß ihn kennen. — Oh je! Oh je! Das wirkt freilich mehr, als wenn er mir fünfhundert Gulden verſprochen hätte. — Alſo er ſchreibt: — — Sie wohnt Balkenſtraße Nr. 40 über vier Treppen, ihr Vater iſt, wie ich höre, ein armer Schriftſteller, und das Mädchen müſſen Sie kennen, ſie heißt Clara Staiger und iſt Tänzerin am Hoftheater. Thun Sie alle Ihre Schritte, beſte Madame Becker, es kommt mir dießmal nicht auf die glänzendſte Belohnung an. — — — — Der braucht mir da wohl Name und Wohnort anzugeben! kenne ſie wohl mit ihrem Trotz und Hochmuth, kenn' die ganze Bagage, den alten Simpel, ihren Vater, und weiß wohl, was ich da zu erwarten habe. — Ei Herr Graf, da haben wir ſchon mehrere Mal angebohrt und ſchöne Antworten bekommen. Der

Teufel auch! Das ist eine saubere Commission! — Wenn nur das Siegel nicht auf dem Briefe stände! — Aber da muß schon ein Uebriges geschehen. Wir wollen das überlegen; ich darf gar nicht mehr in das Haus hinein. Ich glaube, der Alte macht' einen Höllenlärm und hetzt mir sämmtliche Miethsleute auf den Hals. — Wir wollen doch einmal sehen, ob da Niemand aus- und eingezogen ist. Ich habe mich um den Fratz lange nicht mehr bekümmert."

Bei diesen Worten holte sie aus einem alten Schreibtische ein Buch hervor — es war ein Wegweiser der Residenz — und blätterte eifrig darin. — „Balkenstraße Nr. 36 — 38 — 40. Da ist's! — Ah! ah! Unten wie früher, Belletage und zweiter Stock ebenfalls; dritter Stock: Steuerinspector Weiß — kenne ich nicht! — vierter Stock: Schriftsteller Staiger, Clara Staiger, Tänzerin. — Aha!" fuhr sie lächelnd fort, „da hat's eine Aenderung gegeben. — Schön! schön! die Frau Wundel ist eingezogen. Na, das gibt einen Anhaltspunkt. — Und wohnt Thür an Thür mit dem hochnasigen Balletmädchen. Die Wundel gehört zu meiner Bekanntschaft, und wenn man der ein paar Kronenthaler verspricht, so läuft sie für einen durch's Feuer."

Hierauf schlug Madame Becker das Buch zu, worauf sie bedächtlich und sichtlich erheitert eine Prise nahm. —

Kopfschüttelnd verließ Arthur das alte Haus, stieg nachdenkend die Wendeltreppe wieder hinab und suchte seine Drotschke auf, die er in einer Nebenstraße wartend fand; er stieg hinein und fuhr fort. Wenn er auch als junger Mann von großem Vermögen, als lustiger Gesellschafter seiner vornehmen Freunde, sowie als Maler in Manches des geheimnißvollen Lebens der großen Stadt, die er bewohnte, eingeweiht war, so hatte er doch bis jetzt von der Existenz der Madame Becker sowie von deren eigent-

lichem Geſchäftsbetrieb noch gar keine Ahnung gehabt. Das war ja förmlicher wohl organiſirter Sclavenhandel, nur daß ſich das arme Schlachtopfer, welches hier auserſehen und verkauft ward, dieſem Handel nicht durch die Flucht entziehen konnte, denn es wußte ja nicht, daß man es verfolgte. Leiſe und vorſichtig wurden ihm Fallen geſtellt, wurden ihm unſichtbare Schlingen um die Füße gelegt, und auf einmal ſtürzte es hin, verrathen, verkauft, in die Arme ſeiner Verfolger, um darauf hin immer tiefer zu fallen, hinab in den ſchmutzigſten Schlamm des menſchlichen Lebens, der zäh und gewaltig ſeine Beute nicht wieder fahren läßt.

Dieſe Gedanken hatten den jungen Mann einigermaßen unmuthig geſtimmt, und es war ihm leid, den Brief an ſeine Adreſſe überbracht zu haben. „Wer weiß," ſagte er ſich ſelbſt, „bin ich vielleicht ſomit die Urſache, daß jenes Weib ihre Creaturen auf irgend ein armes Mädchen losläßt! — Aber," tröſtete er ſich, „was ich nicht gethan, hätte morgen der Poſtbote beſorgt; gewiß nicht harmloſer und unwiſſender als ich heute." —

Arthur's Selbſtgeſpräch wurde hier unterbrochen, als er an einer vorher bezeichneten Stelle hielt; er ſprang aus dem Wagen, ſah ſich flüchtig um und eilte nun von den höheren Gegenden der Stadt einem tiefer gelegenen Viertel zu, durchkreuzte mehrere ſchmale Gaſſen mit hohen Häuſern, deren ſpitze Giebel vor Alter etwas gegen einander geneigt waren, was im Sommer dieſe Wege angenehm kühl machte, im Winter aber frühzeitig dunkel und unendlich ſchmutzig. Auch über kleine Plätze kam er, ging wieder eine Zeit lang an den nächſten Kanal, wie an jenem Abend, wo wir ihn zum erſten Male geſehen, überſchritt einige glatte ſchlüpfrige Brücken und befand ſich jetzt am Eingange der Balkenſtraße.

Der geneigte Leſer wird vielleicht das Ziel ſeiner Wanderung errathen. Waren doch ſchon mehrere Tage verfloſſen, ſeit er den alten Herrn Staiger bei ſeinem Buchhändler getroffen, ſeit er ihm einen Beſuch verſprochen, einen Beſuch, den er zu machen gedachte, natürlicher Weiſe nur in der Abſicht, um ſich Raths zu erholen Behufs der Illuſtrationen zu Onkel Tom. Warum er jetzt gerade zur Mittagsſtunde hinging, dieſe Frage könnten wir dahin beantworten, daß es jetzt überhaupt zu Beſuchen die ſchicklichſte Zeit ſei, denn wir ſind weit entfernt zu glauben, es habe Arthur gewußt, daß der Balletſaal um Mittag geſchloſſen würde und die Tänzerinnen alsdann nach Hauſe gingen.

So oft auch ſchon der Maler, das müſſen wir geſtehen, Clara bis an die Hausthüre begleitet hatte, ſo war er doch nie weiter als zwei bis drei Schritte in den Flur hinein gelangt, und das bei einem fruchtloſen Verſuch, ihre Hand noch länger feſtzuhalten, nachdem ſie einige Minuten mit ihm geplaudert. In Fällen wie der vorliegende aber haben ſich gewiß viele unſerer geneigten Leſer ſchon zurecht gefunden, und Arthur that dieß ebenfalls ohne große Schwierigkeit. Er paſſirte den erſten, zweiten und dritten Stock, und nur auf dem vierten geſchah es ihm, daß er an eine falſche Thüre klopfte. Man rief „Herein!“ und er ſah eine ältliche Frau vor ſich, recht anſtändig gekleidet, die eine weiße Schürze umgebunden hatte und einen Kochlöffel in der linken Hand hielt. Sie kam augenſcheinlich von ihrem Heerde und beſchäftigte ſich mit Bereitung ihres Mittageſſens, denn ein angenehmer Duft von Zwiebeln und gebratenem Fleiſche drang auf den Gang heraus.

Der junge Mann ſah gleich, daß er falſch gegangen war, denn er wußte, daß Clara's Mutter ſchon vor mehreren Jahren geſtorben war.

„Verzeihen Sie," ſagte er, „ich ſuche Herrn Staiger."

Worauf Madame Wundel, die es in eigener Perſon war, ihm freundlich erwiederte, gleich nebenan ſei die geſuchte Thüre, er möge aber nur ohne anzuklopfen durch das Vorzimmer gehen, indem ſich dort gewöhnlich Niemand aufhalte.

Arthur dankte auf's Freundlichſte, was die Wittwe ſehr huldreich und herablaſſend hinnahm. Sie hatte offenbar ihr Wohlgefallen an dem hübſchen jungen Manne, und da ſie eine brave Frau war, die möglicher Weiſe mit ihren Töchtern Alles gemeinſchaftlich genoß, ſo rief ſie dieſe durch ein leiſes Räuſpern herbei und zeigte ihnen durch die Thürſchwelle den Beſuch, der zu Staiger's gehe.

„Die Clara iſt aber nicht daheim," ſagte die ältere Tochter Emilie, indem ſie ihren Kopf ſo weit als möglich zur Thüre hinaus ſtreckte.

„Ach was Clara!" entgegnete die Mutter; „der war d[illegible] guter und ſtiller Familie. Der läuft keinen Tänzerinnen nach; ich wette Zehn gegen Eins, der hat den alten Schreiber wegen irgend einer Schuld zu mahnen. — Paßt mir auf, Emilie, der kommt bald wieder zurück."

„Ich will ein paar Bücher und Noten draußen auf dem Gange abſtäuben," verſetzte die ältere und ſehr gelehrige Tochter.

„Thu' das, mein Kind," erwiederte die Mutter. „Aber ſtreich' die Haare zurecht, du ſiehſt ein wenig zerzaust aus.

Damit ging ſie an ihren Kochheerd zurück, während Arthur zu gleicher Zeit durch das faſt dunkle Vorzimmer ſchritt und nun an die Thüre des Wohnzimmers klopfte.

„Herein!" klang es ihm entgegen; und eine feine Kinderſtimme ſetzte hinzu: „Wenn's kein Schneider iſt!"

Europäiſches Sclavenleben.

II.

Europäisches Sclavenleben

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1854.

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp.

Inhalt.

	Seite
Sechsundzwanzigſtes Kapitel. Illuſtrationen	1
Siebenundzwanzigſtes Kapitel. Ein einfaches Mittageſſen . .	12
Achtundzwanzigſtes Kapitel. Betrachtungen	24
Neunundzwanzigſtes Kapitel. Eine Probe lebender Bilder .	33
Dreißigſtes Kapitel. Geſellſchaftliche Correſpondenzen . . .	42
Einunddreißigſtes Kapitel. Winterhalter's Decamerone . .	54
Zweiunddreißigſtes Kapitel. Im Fuchsbau	66
Dreiunddreißigſtes Kapitel. Sclavengeſchichten	80
Vierunddreißigſtes Kapitel. Er! —	98
Fünfunddreißigſtes Kapitel. Ein geheimes Gericht	105
Sechsunddreißigſtes Kapitel. Jäger und Kammerjungfer . .	117
Siebenunddreißigſtes Kapitel. Ueber das Huſten bei Hofe . .	131
Achtunddreißigſtes Kapitel. Goldene Feſſeln	142
Neununddreißigſtes Kapitel. Unter dem Dache	157
Vierzigſtes Kapitel. Ein Abſchied	169
Einundvierzigſtes Kapitel. Am Kanal	182
Zweiundvierzigſtes Kapitel. Spaziergänge des Herrn Sträuber	196

Inhalt.

		Seite
Dreiundvierzigſtes Kapitel.	Hehlerei	206
Vierundvierzigſtes Kapitel.	Eine Kleinkinderbewahranſtalt . .	215
Fünfundvierzigſtes Kapitel.	Sclavenhandel	228
Sechsundvierzigſtes Kapitel.	Weihnachtsfreuden	245
Siebenundvierzigſtes Kapitel.	Weihnachtsleiden	257
Achtundvierzigſtes Kapitel.	Eine Mutter und ihr Kind . .	275
Neunundvierzigſtes Kapitel.	Reiche und arme Leute . . .	294

Europäiſches Sclavenleben.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Illustrationen.

Arthur hatte sich vorgenommen, die Wohnung des Mädchens, das er still und wahr liebte, behaglich und angenehm zu finden, wenn auch gerade hier nicht viel von dem sei, was zum Comfort des Lebens gehöre. Das Vorzimmer erschien ihm aber etwas zu ärmlich; er bemerkte nichts als in einer Ecke ein Bett und in der anderen einen alten Stuhl. Das Wohnzimmer kennt der geneigte Leser bereits; wenn er es auch nur bei Nacht gesehen, so müssen wir ihm leider die Versicherung geben, daß es heute beim trüben Licht — einem falben Lichte, das sich kaum nothdürftig durch die hohen, finsteren Dächer und den Schnee und Regen, der draußen fiel, herein stehlen konnte, — nicht viel wohnlicher aussah.

Herr Staiger in seinem unvermeidlichen blauen Ueberrock saß am Fenster und schrieb wie immer eifrig darauf los. Wärmer war es heute freilich in dem Zimmer, wie an jenem Abend, und das kam daher, weil das kleine Mädchen gerade im

Begriff war, einen Topf Kartoffeln in dem Ofen ſieden zu laſſen. Die Thüre deſſelben ſtand halb offen, und es drang ein leichter Waſſerdampf daraus hervor, der von dem Bübchen, das neben ſeiner Schweſter ſtand, begierig aufgeſogen wurde.

Der alte Mann an dem Fenſter richtete ſeinen Blick von der Arbeit auf und ſah den Eingetretenen ſcharf an. Es dauerte ein paar Secunden, ehe er ihn erkannte, dann aber ſteckte er die Feder hinter das Ohr, erhob ſich freundlich und eilte ſeinem Bekannten entgegen, worauf er ihm herzlich die Hand ſchüttelte.

Das Bübchen ſchaute aufmerkſam zu; es hatte auf ſeinem Kopfe einen Hut von Papier in militäriſcher Form und in der Hand ein ſehr kunſtlos gearbeitetes hölzernes Schwert. Es hatte vorhin von dem Schneider geſprochen, und als der Fremde eintrat, den Griff ſeines Schwertes erfaßt. Jetzt aber, als es ſah, daß der fremde Mann in friedlicher Abſicht zu kommen ſchien, fuhr es mit der Hand an ſeinen papiernen Hut und grüßte militäriſch.

„Sehen Sie, ich halte Wort," ſagte Arthur, „und wäre ſchon früher gekommen, aber ich wollte Ihnen Zeit laſſen, um wegen unſeres Geſchäftes zu überlegen."

„Ah! was die Illuſtrationen anbelangt! Ja, ich habe mich auch ſchon damit beſchäftigt und Einiges aufgeſchrieben. Kommen Sie an meinen Arbeitstiſch und nehmen Sie Platz."

Arthur ſetzte ſich dem alten Manne gegenüber an's Fenſter und blickte nachdenkend hinaus. Es war dieß daſſelbe Fenſter, durch welches er ſo oft Licht ſchimmern ſah, wenn es ihm erlaubt war, die Tänzerin bis an's Haus zu begleiten. Jetzt war er ohne ihr Vorwiſſen in ihr Aſyl gedrungen und hatte damit gewiſſermaßen ihren dringenden Wunſch, ihren Befehl übertreten. Doch entſchuldigte er ſich mit den Umſtänden, welche ihn hieher geführt,

und redete ſich ein, er würde ja im Auftrage des Buchhändlers den alten Herrn auch beſucht haben, ſelbſt wenn er nicht gerade Clara's Vater wäre, was auch ſo halb und halb ſeine Richtigkeit hatte.

„Haben Sie ſchon an unſere Sache gedacht?“ fragte Herr Staiger. „Wird es Ihnen nicht ſchwer werden, hier in unſerem ſtillen Leben Phyſiognomien zu Ihren Gebilden zu finden, oder wollen Sie ſich ganz Ihrer Phantaſie überlaſſen?“

„Nein, nein!“ entgegnete Arthur, „ich werde mich ſo viel als möglich an Perſonen halten, die mir gerade aufſtoßen, natürlicher Weiſe, ohne gerade Portraits zu liefern. O, es gibt hier Köpfe genug, die ganz prächtig für Sclaven und ihre Käufer und Verkäufer paſſen.“

„Glauben Sie?“ ſagte der alte Mann und ſah ihn mit einem leuchtenden Blicke an. „Das habe ich mir auch ſchon gedacht; und meinen Sie nicht auch, daß es nicht nur hier bei uns Menſchen gibt, die den in dieſem Buche beſchriebenen gleichen, ſondern daß ſich auch manche unſerer Verhältniſſe ſehr ähnlich ſehen?“

„Gewiß!“ erwiederte Arthur lächelnd, und dachte an Madame Becker und Herrn Blaſſer. Dem Gedanken an den Letzteren lieh er auch Worte, indem er ſagte: „Ich würde mir gar gern das Vergnügen machen, unſeren gemeinſchaftlichen Buchhändler und Freund als Sclavenhändler darzuſtellen. Aber er wird es nicht zugeben, daß man ihn auf ſolche Art in Holz ſchneidet und verewigt.“

„Nein, gewiß nicht!“ verſetzte Herr Staiger. „So Etwas wollen wir auch gar nicht unternehmen; Gott ſoll mich bewahren! Das müßte mich ohne Weiteres um ſeine Kundſchaft bringen.“

Das Bübchen war unterdeſſen näher geſchlichen, ſteckte den Kopf unter den Arm ſeines Vaters und ſah den fremden Mann mit ſeinen großen, treuherzigen Augen an.

Nothwendiger Weiſe mußte jetzt Arthur fragen: „Das ſind Ihre Kinder, Herr Staiger?“

Und eben ſo ſicher war es, daß der alte Mann darauf antwortete: „Es ſind meine beiden jüngſten; meine älteſte Tochter wird bald nach Hauſe kommen. Die haben Sie gewiß ſchon oft geſehen?“

So unbefangen nun dieſe Frage an und für ſich war, ſo verurſachte ſie doch dem Maler einiges Herzklopfen, denn er wußte nicht, ob der Vater das öftere Sehen auf das Hoftheater bezog, oder ob er am Ende Kunde hatte, daß der vor ihm ſitzende junge Mann ſeine Clara ſchon zum öfteren Male nach der Balkenſtraße begleitet.

Doch fuhr der alte Herr gleich darauf arglos fort: „Meine Tochter iſt bei dem Ballet angeſtellt, und da wäre es doch möglich, daß Sie vielleicht ſchon ihren Namen geleſen und ſie geſehen.“

„Clara tanzt ſehr ſchön,“ ſagte das Bübchen mit Beſtimmtheit; worauf es ſich aber augenblicklich dieſer Worte ſchämte und ſeinen Kopf unter dem Arm des Vaters verbarg.

„Woher weißt du das, kleiner Mann?“ fragte Arthur lachend. „Du gehſt doch gewiß noch nicht in's Theater.“

„Sie haben bei der Schweſter ſo lange gebettelt,“ antwortete Herr Staiger ſtatt des Gefragten, „bis Clara ſie einſtens in eine Generalprobe nahm. Auch übt ſie ſich zuweilen hier zu Hauſe.“

„Dort an der Stange,“ ſetzte der Knabe hinzu; „und dann hat ſie ein kurzes Röckchen an und einen ſchwarzen Spenſer.

Wenn du es einmal ſehen willſt, ſo mußt du morgen früh kommen; jetzt iſt es dazu zu ſpät, denn wir werden gleich eſſen."

„Das iſt wahr; daran habe ich nicht gedacht," entgegnete Arthur, „und ich bin zu einer ganz ungelegenen Zeit gekommen."

„Clara wird gleich nach Hauſe kommen," ſprach das Bübchen, „dann kannſt du ſie ſehen. Aber tanzen thut ſie nicht."

„Ich wäre auch zu einer ſchicklicheren Stunde gekommen," fuhr Arthur fort, anſcheinend ohne auf das Geplauder des Kleinen zu achten, „aber Sie ſagten mir ſelbſt, von Zwölf bis Eins ſei die Stunde Ihrer Ruhe."

Es iſt für alle Fälle des Lebens gut, wenn der Menſch mit Verſtand und Ueberlegung zu lügen verſteht.

„Die Kinder plaudern immer von dem, was ſie am Liebſten thun," erwiederte Herr Staiger; „und dazu gehört namentlich das Eſſen."

„Wir haben heute Kartoffeln mit Gänſefett," ſagte Karl mit dem größten Ernſt; „und das mag ich, vielleicht bringt auch Clara eine Wurſt mit. Willſt du miteſſen?"

Die vorſichtigere und einige Jahre ältere Schweſter hatte ſich in dieſem Augenblicke hinter den Stuhl ihres Vaters geſchlichen und zog den kleinen Indiscreten ein paar Schritte zurück, erſtens, um ihm die Naſe zu putzen, und zweitens, um ihm artiges Betragen einzuſchärfen. Doch war er nicht ſo leicht von dem Gaſte — ein ſolcher war nämlich in der Familie etwas Seltenes — wegzubringen, und Arthur ermunterte ihn, da ihm die unbefangenen Reden des Kleinen Spaß machten.

Herr Staiger zog unter ſeinen Papieren einen beſchriebenen Bogen hervor und ſagte: „Sie haben mich neulich gebeten, einige Momente aufzuſchreiben, die ich zu Illuſtrationen für beſonders

geeignet hielte. Ich habe es mit Schüchternheit gethan, und hier ſind nun ein paar verzeichnet. Man muß natürlich die graſſeſten Epiſoden hervor heben, und darin fehlt es in dem Buche nicht. Es iſt da zuſammen getragen, was ein Menſchenherz nur erſchüttern und zerſchmettern kann."

„Und läßt ſich leicht zeichnen," verſetzte Arthur, „da dort Alles ohne Scheu und öffentlich vor ſich geht. — Aber gerade dieſe Oeffentlichkeit," fuhr er fort, „mit der jene Sachen in den Sclavenſtaaten betrieben werden, gewährt für die armen Schlachtopfer eine Art Troſt. Man bringt ſie auf den Markt, ſie wiſſen, daß ſie verkauft werden, es geht das Alles nach beſtimmten, wenn auch harten Geſetzen, nicht wie bei uns, wo dieſelben ſchauderhaften Geſchichten im Geheimen und mit raffinirter Grauſamkeit betrieben werden. Hier wäre es ſchwieriger, eine Onkel Tom's Hütte zu illuſtriren, denn man kann dem hieſigen Sclavenhändler nicht das Zeichen ſeiner Würde, die große Peitſche, anhängen. Der iſt hier gekleidet, wie jeder andere ehrliche Menſch auch, und verſchwindet förmlich unter der Menge ohne beſondere Kennzeichen."

„Ein Merkmal haben ſie doch öfters an ſich," ſagte der alte Mann nachdenkend, indem ein leichtes Lächeln über ſeine Züge flog; „ſie ſchlagen gern die Augen nieder, befleißigen ſich eines ſcheinheiligen und äußerlich ſehr frommen Lebens."

„Ah ja! von denen, die keine Betſtunde verſäumen und dagegen ihren ſündigen Nebenmenſchen mit ſo leichtem Gewicht meſſen!"

„Und Zehn vom Hundert nehmen."

„Und Rechnungen zum zweiten Male ſchicken, wenn ſie vielleicht vorausſetzen, man habe die Quittung von der erſten verloren."

„Ah! wir kommen da in's Zeug hinein," ſprach lachend der alte Mann, „wie ein paar böſe Klatſchſchweſtern bei ihrem Kaffee. Ich ertappe mich in jüngſter Zeit leider oftmals über ſo menſchenfeindlichen Gedanken, die mir früher gänzlich fremd waren. Ich weiß nicht, was daran Schuld iſt."

„Vielleicht die Ueberſetzung Ihres Buches; man ſtellt da Vergleichungen an über Menſchen und Zuſtände, die gerade nicht zur Erheiterung und zum Erhalten der guten Laune beitragen."

„Darin haben Sie nicht ganz Unrecht," meinte der alte Mann. „Aber wenn ich lange überſetzt habe, ſo nehme ich gewöhnlich ein angenehmes Gegengift; hier habe ich es in dieſen Büchern."

„Ah! Charles Sealsfield!" erwiederte Arthur freudig, indem er eins der dargereichten Bücher aufſchlug und den Titel las. „Das ſind herrliche, liebenswürdige Schilderungen deſſelben Lebens, welches uns die Verfaſſerin von Onkel Tom's Hütte gibt. Ging es dem Rechten nach, ſo müßten dieſe Lichtſtrahlen weit mehr Auflagen, weit größere Verbreitung finden, als dieſe tiefen Schatten. Aber leider gibt es ſo viele Menſchen, denen es nur im Trüben wohl iſt."

„Und die das Licht ſcheuen," entgegnete Herr Staiger ernſt und feierlich und ſah wie träumend an die Decke des Zimmers. — — „Aber ſie ſind mächtig in ihrem Schatten," ſprach er nach einer längeren Pauſe, „und ſie beſchwören ſie von allen Seiten herauf durch heuchleriſche Gebete und Zuſchautragen von falſcher Buße. Wie dichter Nebel ſteigt es langſam empor und kämpft mit den heiteren Sonnenſtrahlen; aber glauben Sie mir, dieſe Nacht wird das Licht überwältigen; langſam aber ſicher wird der heitere Glanz eines luſtigen und darum doch nicht ſündenhafteren Erdenlebens verſchwinden. Der Geſang fröhlicher Vögel

verſtummt, denn dieſe lieben das Sonnenlicht, und nur Geſchöpfe der Nacht werden ſich künftig gütlich thun in den dichten, grauen, ſtinkenden Nebeln, die ſich langſam aber ſicher um uns ſchlingen; — der Geſang der Freude verſtummt nach und nach, und der einzige Klang, der noch an unſer Ohr ſchlägt, ruft uns melancholiſch und traurig zu: Thut Buße, geht in euch; ihr habt kein Recht auf das freundliche Sonnenlicht, das ein gütiger Schöpfer ausſtrömen läßt durch das ganze Firmament; ihr habt kein Recht an den Genuß dieſer Erdengüter, an Luſt und Freude, denn ihr ſeid alleſammt geborene Sünder und unwerth der Gnade! — — — — Doch ich predige Ihnen da ſchreckliche Sachen vor," unterbrach ſich der alte Mann plötzlich, indem er mit der Hand über die Augen fuhr. „Sie ſind ja jung, gewiß auch glücklich, und ſehen mir gerade aus wie Jemand, der die Kraft in ſich fühlt, des Lebens Güter im rechten Maße zu genießen. Thun Sie alſo und es wird Sie nicht gereuen. — Aber wovon ſprachen wir doch, ehe ich ein ſo finſterer Seher ward? — Ah! richtig, von den Werken Sealsfield's! — Ja, das iſt wahr, an dieſen friſchen, kräftigen Schilderungen, an dieſem Buche, dem die Wahrheit aus den Augen ſpricht, erfreut ſich mein Herz. Das iſt ein Leben, wie es wirklich iſt, das ſind Geſchöpfe, wie ſie exiſtiren; keine krankhaften Geſtalten, die unter allen Verhältniſſen die rechte Backe hinhalten, nachdem die linke ihren Schlag empfangen. — Sehen Sie, wenn ich müd und matt vom Arbeiten bin, da habe ich ſo meine Stellen, die ich durchleſe, wie dieſe hier, wo das Zeichen iſt."

Das Bübchen, das ſich bei dieſen für ihn unverſtändlichen Reden offenbar gelangweilt hatte, war indeſſen dem Maler näher und näher gerückt, hatte zuerſt ſanft ſeinen Rock berührt, dann ſeinen Hut von einem benachbarten Stuhle genommen

und probirte ihn nun ſtatt der früheren militäriſchen Kopfbedeckung.

„So einen Hut möchte ich auch,“ ſagte es plötzlich und ſtellte ſich vor Arthur hin, ſo daß dieſer laut auflachte über den komiſchen Anblick des kleinen Mannes.

„Da mußt du erſt groß werden,“ erwiederte er, „da wird es dir hoffentlich nicht an einem ſolchen Hute fehlen.“

„Vor allen Dingen mußt du aber erſt etwas Tüchtiges lernen,“ meinte der Vater. — „Aber jetzt lege den Hut wieder dahin; es iſt nicht ſchicklich, Sachen anzugreifen, die Einem nicht gehören. Wenn das Clara ſähe, würde ſie böſe werden.“

Auf dieſe Mahnung hin legte Karl den Hut wieder auf den Stuhl und wandte ſich hierauf mit der naiven Frage an Arthur: „Haſt du denn auch Etwas gelernt?“

„O ja,“ entgegnete dieſer lächelnd; „und Etwas, das dir gewiß große Freude machen wird, wenn ich es dir zeige.“

„Was iſt denn das?“

„Ich habe Zeichnen und Malen gelernt. Wenn ich wieder komme und du haſt ein klein Blatt Papier und ein Bleiſtift, ſo will ich dir zeigen, was ich kann.“

„Eine Tafel habe ich,“ entgegnete das Bübchen, „und darauf malt Clara allerlei ſchöne Sachen.“

„So laß mich ſehen, was dir Clara malt,“ ſagte eifrig der junge Mann.

„Jetzt habe ich es ausgewiſcht,“ erwiederte der Kleine; „aber ſie kann mir die ſchönſten Schlangen malen, auch Krokodille, Soldaten und Offiziere.“

„So, auch Offiziere?“

„Ja freilich; die haben Alle einen großen Schnurrbart, einen dünnen Leib und gerade Beine.“

In dieſem Augenblicke wandte das Bübchen haſtig ſeinen Kopf herum, dann brach es plötzlich alle Unterhaltung ab, indem es jubelnd rief: „Clara kommt!“ und zur Thüre hinaus in's Vorzimmer eilte.

Die Schweſter mußte ebenfalls Tritte auf der Treppe gehört haben, denn auch ſie war hinaus gegangen, kluger Weiſe, um Clara auf den unbekannten Beſuch vorzubereiten.

Arthur erhob ſich von ſeinem Stuhle; ihm klopfte das Herz und er fühlte ſich ungemein befangen. Wie wird ſie dieſen plötzlichen Beſuch aufnehmen? dachte er. Wird ſie nicht zürnen, da ſie dir ausdrücklich verboten, das Haus ihres Vaters zu beſuchen? — Daran war aber jetzt nichts mehr zu ändern, und der Maler hoffte, daß ſich ſchon Gelegenheit geben würde, eine kleine Verſtimmung des geliebten Mädchens in die Erlaubniß umzuwandeln, von jetzt ab ferner kommen zu dürfen.

„Und wer iſt es denn?“ vernahm er jetzt die Stimme Clara's im Vorzimmer.

Worauf das kleine Mädchen etwas ziſchelte, was man nicht verſtand, das Bübchen aber laut erwiederte: „Ein Mann mit einem ſchwarzen Hute, und er hat mir geſagt, er könne allerhand ſchöne Dinge malen, Schlangen und Krokodille beſſer als du, und wenn er künftig wieder kommt, wird er mir auch Soldaten und Offiziere machen. — Haſt du eine Wurſt mitgebracht?“

„Pfui Karl! ſei ſtille! — — Ein Maler alſo? — — — — Ah!“

Damit öffnete die Tänzerin die Thüre, blieb aber überraſcht auf der Schwelle ſtehen, und ihr Geſicht, Hals und Nacken überzog ſich mit tiefer Röthe. Sie erkannte ihn augenblicklich; obgleich es eine Wirkung der Freude war, welche das Blut gewaltſam nach ihren Wangen trieb, ſo war es doch auch wohl

die Erwartung, was er hier bei dem Vater zu thun habe, und daneben auch ein klein wenig Verdruß, als ſie durch ſeine Anweſenheit erſah, daß er ihrem ſtrengen Befehl nicht Folge geleiſtet.

„Meine Tochter Clara," ſagte Herr Staiger, der aber glücklicher Weiſe gerade ſein Manuſcript zuſammen ſchob und das Buch von Sealsfield darauf legte. — „Meine Aelteſte, der Stolz der Familie."

„Ah Papa!" verſetzte das Mädchen in großer Verlegenheit. Und da hiedurch ihr liebes Geſicht das Recht erhielt, einige Verwirrung zu zeigen, ſo brauchte ſie dieſe nicht zu verbergen, als nun der alte Mann lachend ſagte:

„Ei mein Kind, du darfſt nicht erröthen: wer ſo mütterlich für uns Alle ſorgt, der darf in Wahrheit der Stolz der Familie genannt werden. Habe ich nicht recht, Karl?"

Das Bübchen hatte ſich an ihren Arm gehängt und ergriff ſtatt aller Antwort ihre Hand, die er nun bald hier bald da an ſein Geſichtchen drückte. Die kleine Schweſter dagegen nahm Hut und Tuch in Empfang, die Clara eilig ablegte, dann verſtohlen einen Blick in den Spiegel warf und ſich nun leicht, graziös und unbefangen dem Fenſter näherte, wo Arthur ſtand.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein einfaches Mittagessen.

Wie war das Mädchen, erhitzt von dem Tanze und der Aufregung, so wunderbar schön! Wie glänzten ihre dunklen Augen, wie leicht und elegant schritt sie daher! Arthur sah mit der innigsten Liebe auf sie, und er mußte sich gestehen, lange kein so liebliches Bild gesehen zu haben. Er senkte seinen Blick in ihr Auge, tief, innig und bittend, und namentlich der letztere Ausdruck schien ihren Unmuth zu verscheuchen.

„Das ist Herr Arthur Erichsen, ein junger Maler und ein neuer freundlicher Bekannter, den ich mir erworben. Wir trafen uns neulich beim Buchhändler Blaffgr, von dem er den Auftrag hatte, Onkel Tom's Hütte zu illustriren, und er kam nun hieher, um sich mit mir über diese Illustrationen zu besprechen."

„Gewiß, mein Fräulein," nahm Arthur eifrig das Wort, „ich besuchte Ihren Papa in der Absicht, um mir seinen Rath zu erbitten, auf welche Art diese schwierige Arbeit am Besten anzugreifen sei."

Clara lächelte ein wenig, aber so unmerklich, daß nur Ar-

thur es ſah. Ein Liebender bemerkt ja Alles, und auch für ihn nur war deßhalb der momentane Blitz in ihren Augen verſtändlich, ſowie ein unbedeutendes Zucken der Mundwinkel, — dieſer kleinen, reizenden Mundwinkel.

Die Röthe von vorhin war von ihrem Geſichte gewichen, ja hatte einer leichten Bläſſe Platz gemacht, als ſie ſo vor Arthur ſtand, die Hand auf den Tiſch geſtützt, und ihm ſagte: „Es freut mich ſehr, daß Sie Papa beſucht haben und daß Sie ſo gütig waren, mit ihm über Ihre Arbeit zu plaudern. — Ach!“ ſetzte ſie hinzu, „es kommt ſo ſelten Jemand zu ihm, der mit ihm zu ſprechen verſteht, gegen den er ſeine Ideen und Anſichten austauſchen kann, daß es ihm gewiß, gewiß recht lieb war, daß Sie gekommen.“

Wir müſſen geſtehen, daß Arthur athemlos auf ihre Worte gelauſcht, und daß ſie ihn ſo treuherzig und lieb anſah und ihm ſagte, es ſei dem Papa gewiß — gewiß recht lieb, daß er gekommen, da durchzuckte ihn ein unnennbar ſüßes Gefühl, ſein Herz ſchien einen Augenblick die Pulsſchläge auszuſetzen und ſtill zu ſtehen vor übergroßer Freude und Seligkeit. Er geſtand ſich oft, dieß ſei einer der ſüßeſten Momente ſeines Lebens geweſen, und es thue ihm nur leid, daß er gewaltſam ſeine Thränen zurückgehalten habe, die im Begriffe waren, ihm in die Augen zu treten.

Auch Clara fühlte Aehnliches, denn nachdem ſie geſprochen, wie wir ſo eben hier niedergeſchrieben, blieb ſie noch eine Secunde ruhig vor ihm ſtehen, ſchaute ihn ſo herzlich an, wie er ſie, und Beide hatten den gleichen Gedanken: ſie waren froh, daß ſie ſich jetzt endlich einmal im hellen Licht des Tages ſahen, — und ſo nahe, nicht wie früher immer im Halbdunkel der Straße, wenn ſie aus dem Wagen ſprang, oder beim falſchen Glanz der Lichter.

Wie lange dieſes gegenſeitige Beſchauen wohl gedauert hätte,

weiß der liebe Gott. Glücklicher Weiſe aber legte ſich das Bübchen in's Mittel und zog die beiden hochfliegenden Seelen in den Bereich der Wirklichkeit zurück.

„Die Kartoffeln ſind fertig," ſprach es mit beſtimmtem Tone, „ſie platzen ſchon auf."

„Dann iſt es Zeit!" rief Arthur, indem er wie aus einem tiefen Traum erwachte; „und ich muß mich entfernen, um Sie nicht in Ihrem Mittageſſen zu ſtören."

Bei dieſen Worten ſah der alte Mann ſeine Tochter bedeutſam an, und als Clara ſanft lächelte, ſagte er: „O, laſſen Sie ſich gar nicht ſtören, lieber Herr Erichſen, bleiben Sie noch eine Weile da; wir plaudern vielleicht noch ein wenig. Ich kann Ihnen leider von unſerer einfachen Koſt nichts anbieten, — nun — eben — weil ſie gar zu einfach iſt. — Aber draußen," ſetzte er hinzu, indem er durch's Fenſter ſah, „ſchneit und ſtürmt es ſo gewaltig, daß Sie unmöglich in dieſem Augenblicke fort können; auch ſpeiſen Sie gewiß ſpäter."

Wenn man etwas gerne thut, ſo läßt man ſich leicht dazu überreden. Arthur blickte fragend auf Clara, die lächelnd ihre Augen niederſchlug. Doch ſchien ihm dieß Augenniederſchlagen von einem kleinen Kopfnicken begleitet zu ſein, weßhalb er ſich denn eifrigſt und gern bereit erklärte, noch eine halbe Stunde da zu bleiben.

Die jüngere Schweſter hatte unterdeſſen den Tiſch gedeckt, Clara ging in das Vorzimmer, ihr folgte das Bübchen, welches eine richtige Ahnung hatte, daß ſie ſich vor dem Gaſte geniren würde, die bewußte Wurſt aus der Taſche zu ziehen, daß dieß aber draußen unverzüglich geſchehen müſſe. — Und ſo war es denn auch. Die Tänzerin kam alsbald mit einem Teller wieder herein, auf dem der erwähnte Leckerbiſſen lag. Dann ſetzte

ſich Alles um den Tiſch herum; er war ärmlich aber reinlich gedeckt mit einem groben doch weißen Tiſchtuch und glänzenden Zinntellern.

Der Maler, der eine Aufforderung zum Miteſſen ablehnte, ſetzte ſich einen halben Schritt rückwärts neben Clara. Er konnte ſo ſeinen Arm auf die Lehne ihres Stuhles ſtützen, und wenn er nun den Kopf vorn über lehnte, und ſie ihm plötzlich etwas ſagen wollte, ſo berührte ihr kühles, volles, duftiges Haar ſeine heiße Stirne.

„Karl, du mußt beten," ſagte die jüngere Schweſter zu ihrem Bruder, der an ſeinem Platze ſaß und die Augen unverwandt auf einen Punkt des Tiſches gerichtet hatte. Das dort auf dem Zinnteller nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch, daß er mechaniſch ſeine Hände faltete und gedankenlos ſein Morgengebet anfieng:

„Engelein komm',
Mach' mich fromm!"

Doch wurde ihm dieſe Nachläßigkeit nicht geſtattet, und er brachte nun den uns ſchon bekannten Tiſchſpruch vor, natürlicher Weiſe mit unverbeſſerlichem Fehler, ſetzte auch hinter dem „Amen!" raſch hinzu: „Jetzt bekomme ich auch Wurſt."

Nun nahm das Mahl ſeinen Anfang, der Vater und die jüngeren Kinder griffen herzhaft zu; nur Clara ſpielte mit ihrem Eſſen, und es ſchien ihr faſt unmöglich, einen Biſſen hinunter zu bringen.

Arthur munterte ſie lächelnd auf, ſich ſelbſt nicht zu vergeſſen, und er that dieß, indem er das außerordentlich ſchöne Ausſehen der Kartoffeln lobte, worauf nun natürlicher Weiſe die Einladung des alten Herrn erfolgte, auch eine zu verſuchen, und

er forderte Clara zu dieſem Zweck alsbald auf, einen Teller zu bringen.

Dieß lehnte aber Arthur eifrigſt ab, und nach einigem Hin- und Herreden, Nöthigen und Weigern entſchloß er ſich endlich, einen Biſſen von dem Teller der Tänzerin und zwar mit deren Gabel zu nehmen. Hiebei bewährte ſich nun aber das Sprichwort, daß der Appetit während des Eſſens kommt, denn dem erſten Biſſen folgte ein zweiter, ein dritter und vierter, zwiſchen welchen aber jedes Mal die Gabel gewechſelt wurde, das heißt, einmal nahm ſie Clara, und dann erhielt ſie der Maler wieder. Da ſich auch hiebei ihre Hände berührten, ihre Blicke viel Schönes zu einander ſprachen, auch das Haar der Tänzerin häufig ſein Geſicht ſtreifte, ſo hielt Arthur ein Mittagsmahl, wie es kein König beſſer und köſtlicher haben konnte.

Leider war das Diner bald zu Ende, und als ſich nun Arthur endlich alles Ernſtes entfernen wollte, denn ſein Herz war übervoll, meinte das Bübchen, nach dem Eſſen ginge man nicht gleich fort, wie es ſchon gehört habe, und bat den Maler, er möge nun ſo artig ſein, ihm eine Schlange oder ein Krokodill zu machen. Er brachte deßhalb ſeine Tafel herbei, zerrte den Künſtler an das Fenſter und zwang ihn, dort wieder Platz zu nehmen.

Der alte Mann ſtellte ſich einen Augenblick daneben, und als er ſeinen Sohn vergeblich erſucht, den Herrn nicht zu plagen, verlor er ſich in's Vorzimmer, wo er ſich auf einen Stuhl ſetzte, ein Taſchentuch über ſein Geſicht hieng und ein kleines Mittagsſchläfchen machte.

Die jüngere Schweſter und Clara räumten den Tiſch ab, dann ſetzte ſich Letztere an die andere Seite deſſelben. Arthur hatte die Tafel ergriffen und entwarf eine ſolch' rieſenhafte Schlange, daß die berühmte des Kapitän Boa dagegen nur ein

wahrer Regenwurm war. Während des Zeichnens aber warf er einen Blick im Zimmer umher, und als er bemerkte, daß das kleine Mädchen in einer Ecke neben dem Ofen mit dem Spülen des Geſchirr's beſchäftigt war, und die Thüre des Vorzimmers feſt zugezogen ſei, ſagte er zu Clara: „Sind Sie mir böſe, daß ich hergekommen?"

Worauf dieſe nach einer Pauſe erwiederte: „Ich hatte mir wohl gedacht, daß dieß am Ende geſchehen würde."

„Aber erſt viel ſpäter," entgegnete Arthur, „denn ich hätte Ihren Befehl gewiß reſpectirt; aber es iſt ſo, wie Ihr Vater geſagt: wir trafen uns bei dem Buchhändler, und wenn es auch hier nicht Ihre Wohnung geweſen wäre, ſo hätte ich doch den Ueberſetzer von Onkel Tom's Hütte aufſuchen müſſen. — Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht?"

Clara ſchüttelte den Kopf und antwortete: „Ich weiß nicht, was ich davon ſagen ſoll; ich kenne Sie ſchon ſeit einiger Zeit, aber ich kannte Sie bis jetzt nur wie Etwas, das kommt und verſchwindet, wie ein Traum — wie der Schein der Sonne; oder auch," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „wie Regen und Sturm."

„Und wie Etwas," bemerkte Arthur, indem er den Griffel ſinken ließ, „was uns eigentlich nicht viel kümmert, was uns gleichgültig iſt, wenn es auf einmal ganz ausbleibt, an das wir nicht mehr denken, wenn es nicht wieder erſcheint."

„O nein!" erwiederte die Tänzerin, „nicht ſo ganz. Sagen wir lieber, wie etwas — — Angenehmes, das uns widerfährt, und das wir dankbar hinnehmen, dem wir vielleicht betrübt nachblicken, weil es uns plötzlich ganz verſchwindet, das wir aber kein Recht haben, zurückzurufen, weil — weil — wir nun einmal kein Recht dazu haben."

„Aber die Schlange hat noch keine Zähne," ſprach das

Bübchen. „Mach' ihr große. Und dann will ich auch ein Krokodill haben.“

„Soll ich dir nicht lieber deine Schweſter Clara zeichnen?“ fragte der Maler.

„Mir wäre ein Krokodill lieber,“ entgegnete das Kind; „Clara ſehe ich den ganzen Tag. Wenn du ſie aber nachher zeichnen willſt, iſt es mir auch recht.“

Arthur that wie ihm befohlen, dann aber nahm er das Geſpräch von vorhin wieder auf.

„Und weßhalb,“ fragte er, „hätten Sie kein Recht, das gewiſſe — mich zurückzurufen?“

„Und auf welche Art ſollte ich es thun, wenn Sie plötzlich ausgeblieben wären? — Wenn ich auch vielleicht gewollt, ich ſah Sie ja nur auf Augenblicke, bald hier, bald da, ich wußte ja kaum Ihren Namen. Und dann hatten Sie mir auch nie geſagt: morgen ſehe ich Sie wieder, oder übermorgen, — ein ſolches Verſprechen hätte mich auch ängſtlich gemacht.“

„Weil Sie mir wohl hätten antworten müſſen: Ja, es iſt mir recht, ich will Sie morgen oder übermorgen wieder ſehen, — und weil Ihnen das wie eine Verpflichtung vorgekommen wäre, und weil Sie keine Verpflichtungen gegen mich übernehmen wollen.“

„Es iſt vielleicht ſo,“ ſagte Clara, indem ſie ihn lächelnd anblickte, „ich habe mich immer davor gefürchtet. Und deßhalb bat ich Sie auch, nicht in unſer Haus zu kommen.“

„Sehen Sie, Clara,“ verſetzte der Maler halb und halb betrübt, „es iſt doch, wie ich mir dachte: Sie ſpielten mit mir, und wenn Sie mir einmal nicht mehr erlauben wollten, Ihnen an der Treppe des Theaters oder am Wagen gute Nacht zu ſagen,

ſo wären Sie vielleicht raſch an mir vorüber geeilt und hätten mich gar nicht mehr angeſehen."

„Das hätte ich gewiß nie gethan, ſo lange Sie ſich mir ſo ruhig und ſtill gezeigt, wie Sie thaten. Glauben Sie mir, die anderen Tänzerinnen ſchelten mich kalt, gefühllos, ja hochmüthig, weil ich es nun einmal nicht machen kann wie ſie; aber ich bin es nicht. Von Hochmuth kann ja auch keine Rede ſein; da habe ich immer davor zurück gebebt, mit irgend Jemand in nähere Berührung zu kommen. Ich weiß ja wohl, daß ich eine arme Tänzerin bin, daß ich mich hinaus ſtellen muß vor die Lampen, daß mich Jedes anſieht, wie es mag, und daß nun Jeder das Recht zu haben glaubt, mit dem Mädchen ſo geradehin zu ſprechen, wie es ihm in den Mund kommt. Das fürchtete ich auch von Ihnen, und deßhalb ſchrack ich zurück, als Sie das erſte Mal mit mir ſprachen."

„Aber Ihre Furcht war überflüſſig."

„Gewiß, und ich danke Ihnen herzlich dafür," erwiederte Clara. — „Aber wiſſen Sie wohl," fuhr ſie nach einem kleinen Stillſchweigen fort, in der Abſicht, das Geſpräch zu ändern, „wiſſen Sie wohl, daß ein paar von den anderen Tänzerinnen es wohl gemerkt, daß ich mit Ihnen hie und da geſprochen?"

„Sie hatten mich ſchon auf der Bühne geſehen?"

„Nein, da nicht, aber neulich Abends, als Sie am Wagen ſtanden, wie wir einſtiegen. Da ſind Alle mit Reden über mich hergefallen. Ich hätte mich ſo lange verſtellt und immer Alles abgeläugnet, und nun käme es auf einmal heraus, und ich ſei furchtbar verſteckt, aber jetzt könne ich nicht mehr läugnen."

„Und was ſollten Sie nicht läugnen können?"

„Daß ich Sie Abends am Wagen geſehen."

„Und iſt das ſo ſchlimm?"

„Ah!“ ſagte Clara lachend, „nehmen Sie mir nicht übel, wenn man ſo plötzlich aus dem Dunkel daher ſchießt und einer Tänzerin ſagt: O wie vortrefflich haben Sie heute getanzt! O wie ſchön ſahen Sie aus!“ —

„Ja, das habe ich geſagt,“ unterbrach ſie Arthur träumeriſch.

„Und wenn man Einen obendrein bei der Hand faßt, das iſt doch ſchlimm genug. Und an dem Abend habe ich mich auch eigentlich vor Ihnen gefürchtet.“

„Aber ich mußte Ihnen damals ein Wort ſagen, Clara. Ich konnte nicht nach Hauſe gehen, ohne Ihre Hand berührt zu haben; mein Herz war zu voll. — Waren Sie wirklich böſe auf mich?“

„Nur eine Weile,“ entgegnete das Mädchen, indem ſie ihn mit ihren großen Augen anſchaute, „und eigentlich auch nur, weil mich die Andern ſo neckten.“

„Was ſagten ſie denn?“

„Ob jetzt endlich ein Prinz gekommen ſei oder ein regierender Herr, den ich für würdig genug befunden, daß er mir den Hof machen dürfe. — Aber ich erzähle Ihnen da lauter dummes Zeug, worüber Sie lachen werden,“ ſetzte ſie ſchmollend hinzu.

„Gewiß nicht, Clara, es intereſſirt mich auf's Höchſte.“

„Und der Schwindelmann hatte es ſogar bemerkt.“

„Wer iſt Schwindelmann?“

„Schwindelmann,“ entgegnete ſie einiger Maßen erſtaunt, „iſt der Theaterdiener, der uns zu den Vorſtellungen abholt und im Wagen wieder nach Hauſe bringt.“

„Ein junger Mann?“ fragte Arthur mit einer eiferſüchtigen Regung.

„O, Sie müſſen Schwindelmann kennen!“ fuhr ſie fort, ohne den Sinn ſeiner Frage zu verſtehen. „Er läßt den großen

Portalvorhang herab und kennt namentlich mich genau. Er und mein Vater ſind zuſammen in die Schule gegangen."

„Ah ſo!" ſagte Arthur ſichtlich erleichtert. — „Und der Schwindelmann hat es geſehen, daß ich Ihnen die Hand gab?"

„Das will ich meinen, und er war ſehr mürriſch. Sonſt trägt er mir immer meinen Korb und nimmt ihn hinten zu ſich auf den Wagen; aber an dem Abend ſchob er ihn zu mir herein und brummte allerlei in den Bart."

„Das ſcheint mir ein braver Mann zu ſein, der Theaterdiener," ſagte Arthur.

„Auch fuhr er mich an dem Abend nicht zuerſt zu Haus wie ſonſt, ſondern zuletzt. Und dann ließ er den alten Andreas, den Kutſcher, nach Hauſe, blieb bei mir an der Treppe ſtehen und hielt mir eine ſtarke Predigt."

„Und das Alles, weil ich Ihnen die Hand gereicht?"

„Allerdings; natürlicher Weiſe bildete er ſich noch viel mehr ein. Es ſei Schade um mich, ſagte er, ich hätte mich ſo gut gehalten, Alle hätten die größte Achtung vor mir, man könne mir nicht das geringſte Ueble nachſagen, und nun fienge ich auf einmal ſo dumme Streiche an!"

„Schwindelmann ſcheint mir bösartig zu ſein," verſetzte Arthur einigermaßen ärgerlich.

„Nein, er iſt ſehr gut," verſetzte die Tänzerin. — „Wiſſen Sie, er hat beim Theater ſchon ſehr viel erlebt," ſprach ſie mit ſehr ernſter Stimme; „er hat geſehen, wie ſchon manches Mädchen unglücklich wurde, und da er mich wie geſagt gern hat, ſo warnte er mich auf's Allerernſtlichſte."

„Vor einem Händedruck?"

„Nicht nur ganz davor," entgegnete ſie heimlich lachend, „aber er ſagte, das wäre der Anfang, und er hatte nicht Unrecht

darin. Es iſt bis jetzt Alles gekommen, wie der Schwindelmann mir vorher geſagt," ſprach ſie auf einmal ſehr ernſt werdend, indem ſie vor ſich niederſah. — „Zuerſt würden Sie ſich mir Abends in den Weg ſtellen, mit mir zu ſprechen; und das haben Sie auch gethan, — anfänglich weniger und dann häufiger. — Und ſo war es auch. Dann aber" — hier ſtockte ſie einen Augenblick, und fuhr erſt fort, als ſie Arthur aufmerkſam und fragend anblickte — „dann aber würden Sie unter irgend einem Vorwand in unſer Haus kommen; und dann — — — — wäre ich auf dem Wege des Verderbens. — O mein Gott!"

Dieſe letzten Worte ſprach das Mädchen mit gepreßter Stimme und in ſichtlicher Angſt, und als ſie ausrief: „O mein Gott!" preßte ſie ihre beiden Hände vor das Geſicht, ſprang auf und eilte zu ihrer kleinen Schweſter, der ſie emſig half, Teller und Gläſer zu ordnen, ohne ſich im Augenblick weiter um ihren Gaſt zu bekümmern.

Arthur war überraſcht ſitzen geblieben und hatte die Tafel in den Händen des Bübchens gelaſſen, welches ſie eifrig an ſich nahm und damit zu den Schweſtern hin ſprang, um ihnen das Krokodill und die ſchöne Schlange zu zeigen.

Auch der alte Herr trat jetzt nach vollbrachter Mittagsruhe wieder in's Zimmer und mußte ebenfalls die ſeltſamen Thiergeſtalten bewundern.

Obgleich der Maler dem aufgeregten Mädchen gerne noch einige begütigende Worte geſagt, ſo war dieß doch nicht möglich. Sie kam nicht an das Fenſter zurück, ſie ließ ihn ruhig ſeinen Hut nehmen und wandte ſich erſt nach ihm um, als er dem Vater die Hand reichte, dem Bübchen auf den Kopf pätſchelte und der jüngeren Schweſter freundlich zunickte. Dann bot auch ſie ihm

einen freundlichen guten Tag, wobei er allein bemerkte, wie ſie durch Thränen lächelte.

Als er hierauf gedankenvoll die Treppe hinab ging, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Thränen bei meinem erſten Beſuch, und Schlangen, die ich zeichnen mußte; wenn das nur keine böſen Vorzeichen ſind!“

Eine lange Zeit hatte, während Arthur bei Herrn Staiger war, draußen auf dem Gange Mademoiſelle Emilie Wundel Bücher und Noten ausgeklopft, auch hie und da einen Vers aus irgend einer Arie getrillert, ohne daß der angenehme junge Mann zurück gekommen wäre. Endlich war Clara erſchienen, und als er auch jetzt noch nicht kam, ging die Ausklopferin achſelzuckend in ihr Zimmer zurück. — „Da hätte ich ſchön warten können,“ ſagte ſie hohnlachend, „das iſt ja eine abgekartete Geſchichte! Wie man auch ſo dumm ſein kann!“ — Damit meinte ſie die vorſorgliche Mutter. — „O die Clara! Ich für meine Perſon habe ihr nie was Gutes zugetraut, das kann ich euch verſichern; die hat's lange heimlich getrieben; jetzt wirft ſie alle Scham bei Seite und läßt ihre Liebhaber am hellen Tage in's Haus kommen. Ihr werdet ſchon ſehen: Einen nach dem Andern. — Pfui Teufel über dieß Volk vom Ballet!“ —

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Betrachtungen.

Wir wiſſen nicht, theurer und geneigter Leſer, ob du in deinem Leben ſchon in den Fall gekommen biſt, in lebenden Bildern mitzuwirken. Daß du öfter welche geſehen, nehmen wir unbedingt an. — Es iſt das Stellen lebender Bilder in Familiencirkeln eine Krankheit, die hie und da einreißt, die oftmals ſporadiſch auftritt, dann aber auch für gewiſſe Winter ganze Städte epidemiſch beherrſcht. Das ſind Zeiten der forcirten Bewunderung, wo man oftmals nach ausgeſtandenem Jammer den Lenker aller Dinge anklagen möchte, daß es überhaupt Bilder gibt, und daß Jemand auf die — ſchöne Idee kam, lebende Bilder zu arrangiren.

Wie ſchon bemerkt, ſo erfaßt die Luſt nach dieſem Vergnügen oftmals ganze Städte, und alsdann entgeht keiner ſeinem Schickſale: wer nicht zum Mitſtehen gepreßt wird, der muß zuſehen; und welche Art von Schlachtopferei menſchlicher Grauſamkeit die ſchlimmere ſei, ſoll der Beurtheilung einer zweiten Miß Becher Stowe vorbehalten bleiben.

Man hat alle Arten von Vergnügen erſchöpft, man hat große Kaffeegeſellſchaften arrangirt, in welchen eine ungeheure Menge von Backwerken verzehrt, eine Anzahl guter Namen zerriſſen, ja eine Maſſe von Zukunften vernichtet wurde. Was das Letztere anbelangt, — die harmloſen Zuthaten zum Kaffee nämlich, — ſo müſſen wir den geneigten Leſer verſichern, daß die Vieruhr-, überhaupt die Nachmittags-Kaffeegeſellſchaften die ſchlimmſten, die blutdürſtigſten ſind. Das Mittageſſen iſt vorüber gegangen, und der Gemahl, der vielleicht in der Kanzlei von einem Vorgeſetzten bedeutend geärgert wurde, kam verdrießlich zu Tiſche und findet, daß die Suppe verſalzen, die lange Sauce des Gemüſes zu mehlig und die Räucherung des Schweinefleiſches nicht vollkommen gelungen ſei. Es gab das eine kleine häusliche Scene, die Kanzleiräthin erlebte einige ſcharfe Bemerkungen, welche in viel kräftigerer Tonart, aus allen Regiſtern klingend, in der Küche wiedergeorgelt wurden. Darauf iſt das Bäbele verdrießlich geworden; es iſt überhaupt keine Freude in dem Hauſe, denkt ſie, und ſtatt daß ſie mit dem Spülen um halb Drei fertig wäre, zieht ſie dieß Geſchäft bis halb Vier hinaus, wo ſie dann erſt langſam die Hände mit Seife waſcht, um darauf der ängſtlich harrenden Gebieterin das Kleid zuzumachen. Dieſe, geärgert, echauffirt, kann mit dem übrigen Anzug kaum fertig werden, und erſcheint nun ſtatt um vier Uhr eine Viertelſtunde ſpäter — der geneigte Leſer mag ſelbſt beurtheilen in welcher Laune — zum Kaffee.

Wie ſchon angedeutet, dieſe Nachmittagsgeſellſchaften ſind entſetzlich, und der Geiſt der Verläumdung muß ſie einſtmals in höchſteigener Perſon erfunden haben und dazu geladen den gelben Neid, die grüne Bosheit, gräuliche Heuchelei und alle andern Schweſtern und Brüder dieſer Geſchlechter. Hier wird Alles,

was in den Bereich der giftigen Zungen kommt, zerſtückelt, zerriſſen, verdammt ohne alle Gnade und Barmherzigkeit. — Abends bei einem harmloſen Thee geht es ſchon einige Grade ſanfter und gemüthlicher zu. Am Ende des Tages iſt man überhaupt verſöhnlicher geſtimmt, iſt zu Liebe und Duldung geneigter jeder Menſch, ja ſogar die Zunge der ſchlimmſten Frau. Da geht es denn oftmals ohne bedeutendes Blutvergießen ab; es herrſcht hier — mit Ausnahmen natürlich — ein Geiſt der Sanftmuth; nur zuweilen wird ein guter Name geknickt, ein bis dahin guter Ruf vernichtet. —

Aber im Laufe des Winters werden ſie langweilig dieſe Geſellſchaften, man hat ſich ſchon zum Oefteren auf gleiche Art beiſammen geſehen, man hat ſchon unzählige Mal die neu plattirte Theemaſchine bewundert oder das Porzellanſervice, das voriges Jahr angeſchaffte; auch weiß man, daß der Silbervorrath aus achtzehn Löffeln beſteht; die neuen Ueberzüge des Sopha's und der Stühle geben keinen rechten Stoff mehr zur Unterhaltung, ja ſogar die eigenen Zungen ſind abgenutzt, und die Zähne haben ſich ſtumpf gebiſſen an dem Wohl und Wehe des lieben Nächſten. — Was das Schlimmſte iſt, es iſt vielleicht keiner der glühenden Wünſche erfüllt worden, mit denen man die Winterſaiſon eröffnet, — es kamen die Waſſer all', die gebeten wurden, aber die Einladungen dagegen fielen ſpärlich aus. Madame konnte ſich trotz des großen Aufwands von Zucker, Thee und Backwerk nicht aus der ſiebenten Rangclaſſe erheben und hinein ſchmuggeln in höhere Regionen.

Man vergrößert nun die Theegeſellſchaften; ſtatt daß man wie bis jetzt die Magd oder einen entlehnten Bedienten herum ſchickte und auf eine Taſſe mit Zuthaten einladen ließ, werden jetzt Karten geſchrieben, auf denen es heißt: Herr und Madame

Backstein bitten Frau Regierungsräthin Hintenüber mit vier Töchtern zu einem Thé dansant auf morgen Abend ꝛc. Unten links in der Ecke steht das bekannte: U. A. w. g. — Um Antwort wird gebeten; die jüngeren Damen übersetzen es sich aber: Und Abends wird getanzt.

Zur gewöhnlichen Theegesellschaft war doch nur eine kleinere Anzahl von Gästen versammelt, die der Salon ohne viel Schwierigkeiten in sich aufnehmen konnte, eine Anzahl Auserwählter, ein Elitencorps, ein Cadre der Armee; zum tanzenden Thee dagegen ist nun die sämmtliche Mannschaft einberufen worden: Kriegsreserve, Landwehr ersten und zweiten Aufgebots, ja längst schon nicht mehr dienstfähige und sehr strapazirte Invaliden. Das rüstet sich nun Alles, diesem Rufe Folge zu leisten, und erscheint zu Fuß und zu Wagen. Einige Zeit nach der angegebenen Stunde sind dann die hinteren Zimmer auch glücklich mit Menschen vollgepfropft, und die vorderen füllen sich nach und nach ebenso an. Man becomplimentirt sich, man stößt einander, man tritt sich auf die Hühneraugen, man kann nicht zu einer hübschen Frau gelangen, denn sie ist von einem Kreis von Vaterlandsvertheidigern umgeben, und wenn man endlich glaubt, durchbrechen zu können, wird man von einem langweiligen Kerl zurückgehalten, der durch die hinten Stehenden fast auf uns hinauf geschoben wird, der mit stets offenem Munde spricht, uns beständig in gelinder Anfeuchtung erhält, und der, ehe er sich in eine Unterhaltung mit Jemand einläßt, auf alle Fälle vorher ein stärkeres Parfüm sich hätte aufgießen sollen.

In einem der hinteren Zimmer sitzt die corpulente Hauswirthin in schwitzender Selbstwonne, zählt unruhig die Häupter ihrer Lieben und denkt mit Wallenstein:

— — — — — — — — — So Vielen
Gebieteſt du! Sie folgen deinen Sternen
Und ſetzen, wie auf eine große Nummer,
Ihr Alles auf dein einzig Haupt, und ſind
In deines Schiffes Glück mit dir geſtiegen.
Doch kommen wird der Tag, wo dieſe Alle
Das Schickſal wieder aus einander ſtreut;
Nur Wen'ge werden treu bei dir verharren.
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von Allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.
Gib mir ein Zeichen, Schickſal! Der ſoll's ſein,
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.

Während dem ſteht der dürre Gemahl im altmodiſchen ſchwarzen Fräckchen an der äußeren Zimmerthüre und freut ſich, wie ein Kind auf die Weihnachtsbeſcheerung, über jeden neu Angekommenen. Rechts und links ſtreckt er die Hände zum ſanften Drucke aus, während er einem Dritten zuwinkt und zu einem Vierten ſagt: „Ei, Sie kommen ſehr ſpät, Herr Hofkapellmeiſter.“

Letzterer iſt aber offenbar der Klügſte, denn zu einem ſolchen Thé dansant in einem ſtillen Bürgershauſe früh zu kommen und ſpät zu gehen, dazu gehört mehr Heldenmuth als mancher Menſch beſitzt. Hat man erſt einmal ſeine Pflicht gethan, der Frau vom Hauſe ein Compliment gemacht, hat ſich darauf wieder wie ein Krebs zurückgezogen — eigentlich ein ſchlechter Vergleich, denn ein Krebs braucht nicht rückwärts zu ſchauen und läuft behaglich im kühlen Waſſer, während an dir ſehr unbehaglich das Waſſer herunter läuft und du jeden Augenblick hinter dich ſehen mußt, um nicht die Perle irgend einer Rangclaſſe umzurennen — ſo kann man ſich ja das Uebrige am anderen Morgen von einem Freunde, der bis zum Ende geduldet und gelitten, der Morgens früh um drei Uhr, an allen Gliedern wie gerädert, der Hausfrau

zum Abſchied die Hand geküßt und ihr verſichert, daß er lange keinen ſo charmanten Abend verlebt, erzählen laſſen, kann da behaglich den Bericht anhören, wie der Andere die Tanzmuſik noch von ferne gehört, den Thee und manches Andere von Nahem gerochen, das Backwerk geſehen und das Souper geahnet habe.

Aber auch die Gaſtgeberin fand nicht ihre Rechnung bei der Sache, keine Belohnung für die aufgewendeten großen Koſten: ihr Sohn, der angehende Referendär, hat umſonſt der Tochter des Präſidenten den Hof gemacht; ihre beiden Töchter waren vergeblich in der glänzendſten Toilette erſchienen, in ganz neuen blauen und roſa Baregekleidern, — einige junge Leute, für welche man dieſe Fallen geſtellt, waren nur tändelnd um dieſelben herum geflogen, keiner hatte ſich die Flügel am Strahlenlicht ihrer Augen verbrannt, — und Friederike war doch ſchon ſeit vier Jahren beinahe Zwanzig vorüber und ihre Schweſter Louiſe ein paar Monate älter. Auch ſchien der Hausherr verdrießlich über die großen aufgewendeten Koſten und legte den Fascikel „Thé dansant vom vierten," ſeufzend zu ſeinen Haushaltungsrechnungen. Sein Chef und Kanzleidirector hatte ihm nicht die gehörige Aufmerkſamkeit erwieſen, und die Frau des Miniſters war nur einen Augenblick da geweſen, hatte ſogar zwei und ein halbes Mal gegähnt und über ungeheure Fatigue geklagt, als ſie ſagte, ſie müſſe noch heute Abend in eine andere Soirée fahren, zur Baronin Schnabilinsky. — —

Das hat man nun Alles hinter ſich; man will keinen Thé dansant mehr veranſtalten, man will auch nicht zurückgreifen zu den langwelligen Theegeſellſchaften, und da taucht einem erfindungsreichen Kopfe die Idee auf, lebende Bilder zu ſtellen; es iſt das eine ſchöne Abwechslung und ein vielverſprechendes Vergnügen. — Aber wie es dem armen Menſchenkinde ſo oft geht:

er ſieht nur die Außenſeite, ohne ſich um die Schattenpartieen zu bekümmern.

Wir können ein Wort darüber mitſprechen, geneigter Leſer, denn wir kennen das Kapitel lebender Bilder, wir haben dieſes Vergnügen durchgekoſtet und genoſſen in allen ſeinen betrübenden Einzelnheiten. Wir haben in lebenden Bildern mitgewirkt in der unſchuldigſten und angenehmſten Art derſelben, wo ſie harmlos improviſirt waren, wo eine einfache Stubenthüre das Proſcenium bildete, wo vorhandene Shawls, Tücher, Hüte, Hauben, Mäntel und Mantillen die ganze Garderobe ausmachten.

Wir haben das ferner mitgemacht, wo in großen reichen Häuſern appart eine Bühne aufgeſchlagen wurde und Coſtüme eigens für dieſen Abend gemacht waren, wo renommirte Künſtler die Tableaux arrangirten und wo nichts geſpart war an Decorationen und Gewändern.

Wir haben endlich mitgewirkt an der Aufführung lebender Bilder in großen öffentlichen Localen, wo keine Einladungen ſtattfanden, wo die Zuſchauer ſich Billete kauften und wo die Einnahme für einen guten Zweck beſtimmt war, — und haben dabei die traurigſten Erfahrungen gemacht, haben dabei geſehen, welch' unendliche Schwächen das Menſchengeſchlecht hat, wie Wenige unter ihnen wirklich einer guten Sache zulieb, die man vorſchiebt, etwas thun, wie das eigene Ich überall ſelbſtſüchtig hervorbricht, wie ein armer Unternehmer von dergleichen Geſchichten beſtändig am Rande des tiefen Abgrundes hintaumelt, in welchen er hinein ſtürzen kann und ſich auf's Allerſchönſte blamiren, weil Madame oder Fräulein A. am Tage vor der Aufführung abſagen läßt, weil ihr die Rollen nicht brillant genug ſind, den andern Abend aber dafür in ihrer Loge ſitzt und die ſchärfſte Kritik übt, weil ferner die Madame B. die Madame C., D. und F. dir abwendig macht,

weil auch Mamſell Y. und Z. mitwirken ſollen, die, Beide einer andern Rangclaſſe angehörend, nicht würdig genug befunden worden ſind, neben den Reichern und Vornehmern für die leidende Menſchheit zu wirken. Man kann es Jenen eigentlich auch nicht übel nehmen, daß ſie ſich zurück ziehen, denn es könnte da ja der traurige Fall eintreten, daß eine der Rangclaſſe nach geringere, in Wahrheit aber vielleicht viel beſſere und edlere Mitwirkerin der lebenden Bilder einen Tag nach der Aufführung es wagen würde, die Andere eines freundlichen Grußes zu würdigen und ihr dergeſtalt an ihrem Credit ſchaden bei Vettern, Nichten, Baſen und Muhmen, ja bei der ganzen hochpreislichen unfehlbaren wirklichen und Geldverwandtſchaft. —

Einer kleinen Andeutung des oben Geſagten konnten wir uns nicht enthalten, denn es wird gewiß auch anderswo zuweilen mit ähnlicher Liebloſigkeit verfahren, einer Liebloſigkeit der ſogenannten bevorzugten Claſſen gegen andere, die in ihren Aeußerungen ſo ſehr nachhaltig und verletzend, ja die im Stande ſein können, Zukunft und Lebensglück zu untergraben, die ſich nicht in einer einzelnen Mißhandlung gegen ihren Nebenmenſchen Luft machen, ſondern die ein ſchwaches Gemüth, wie es deren ja viele gibt, durch fortgeſetzte Quälereien und Nadelſtiche zu Tode martern können. Es iſt das ein Kapitel, welches in keiner Sclavengeſchichte fehlen darf, und das auch in Onkel Tom's Hütte vorkommen würde, wenn es dort bürgerliche Rang- und Claſſenunterſchiede gäbe und wenn ſich in Amerika eine ſchwarze Commerzienräthin zieren würde, mit einer Gleichgefärbten am nämlichen Tiſche ihren Thee zu nehmen, weil ſie vielleicht nur die Urenkelin eines Barbiergehülfen iſt, während der Vater der Anderen vielleicht noch im gegenwärtigen Zeitpunkte ſeine Kunden einſeift. — Darin ſind die Schwarzen glücklicher, denn ſie

kennen keine Standesunterſchiede und haben, wenn auch gleiche Leiden, doch auch in dieſer Beziehung gleiche Freuden, wogegen bei uns freien Weißen neben der großen Peitſche, die das allgemeine Schickſal über uns ſchwingt, noch ſo viele Peitſchchen um unſere Ohren ſauſen, deren Schlag, heimtückiſch und aus dem Dunkel nach uns geführt, viel ſchmerzlicher iſt als der Schlag der großen Zuchtruthe. Dieſe Schläge aber, geliebter Leſer, ſind unſichtbar wie die gewiſſen zauberhaften Ohrfeigen, und es wäre gar zu komiſch, wenn es auf einmal möglich gemacht würde, all' die kleinen Geißeln zu ſehen, die ein Menſch gegen den andern ſchwingt. Das wäre erſtaunlich amuſant, wenn du zum Beiſpiel bemerken könnteſt, wie jener Mann, der dir ſo theilnehmend erzählt, man habe von dir ausgeſagt, du hätteſt neulich dieſe oder jene Schlechtigkeit begangen, aber es ſei eine niederträchtige Verläumdung, und er ſelbſt wiſſe das ganz genau, — wie er bei dieſen Worten ſeine kleine Peitſche ſchwingt und dich recht abſichtlich tief in's Herz trifft. — Ja, in der That, wir wüßten nicht, was wir um den Anblick geben würden, unſere lieben Nebenmenſchen ſo auf einmal zu ſehen bei Spaziergängen, in Geſellſchaften, im Theater, bei freundſchaftlichen Mittageſſen, Alle in gegenſeitiger Prügelbeſchäftigung, Alle mit langen und ſcharfen Geißeln in der Hand. Aber es iſt doch beſſer, wenn ſie unſichtbar bleiben, denn es würde der geneigte Leſer auch wahrnehmen, wie wir, ſeine harmloſen und ganz unterthänigſten Erzähler, zuweilen eine tüchtige Schnur an unſere Feder binden, um rechts und links um uns zu hauen, zur Beluſtigung der Unparteiiſchen, aber auch zur Strafe unſerer weißen Sclavenbeſitzer.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Probe lebender Bilder.

Der Commerzienrath Erichſen hatte in ſeinem Namen und in dem ſeiner Frau die nothwendigen Einladungen beſorgt und eine Auswahl unter den Honoratioren der Reſidenz freundlichſt gebeten, ſich zu einer erſten vorbereitenden Probe lebender Bilder an einem gewiſſen Tage bei ihm Nachmittags drei Uhr einfinden zu wollen. Das Gerücht von dieſen Einladungen hatte in den betreffenden Kreiſen keine kleine Aufregung hervorgebracht. Manche Dame, die wohl erwarten konnte, zur Aufführung eingeladen zu werden, hoffte aber mit Zittern und Zagen auch auf ein an ſie gerichtetes Geſuch zur Mitwirkung und ſchrack bei jedem Tone der Klingel zuſammen, ob der erſehnte Bediente nicht erſcheine. Manch' ſchüchterne Frage an das Schickſal, das heißt in dieſen Fällen an die Mutter und den Spiegel, wurde gethan, ob es denn wohl möglich ſeie, ausgeſchloſſen zu werden, wo die Erwählten ſich in ſchönen Stellungen und noch ſchöneren Coſtümen vor der ganzen Geſellſchaft zeigen werden.

Der Commerzienrath war der Erſte, der ſeit langen Jahren wieder die Tableaux in Aufnahme zu bringen verſuchte, und man bemerkte deutlich an ſo Vielem, daß dieſe Idee eine zeitgemäße ſei. Man hofirte dem alten Herrn, noch mehr aber der finſteren Räthin auf die auffallendſte Art von der Welt; es kamen Beſuche über Beſuche und deßhalb die alte Dame tagelang nicht von ihrem Sopha, der Bediente nicht von der Hausthüre hinweg. Im Theater ſchmachtete man im ganzen zweiten Range nach der Loge des Banquiers, wie es der geſammte Adel im erſten Range bei feſtlichen Gelegenheiten nach der Loge Seiner Majeſtät zu machen pflegt. Der Commerzienrath war in dieſem Augenblicke nicht blos der König der Börſe, er war auch der König ſeiner Geſellſchaft, und wenn er in ſeine Loge trat, ſo zuckte es rechts und links von den Stühlen empor; mancher lange Hals von der Weiße eines Schwans und der Kehlengelenkigkeit einer Gans that das Uebermögliche, um ſich um einen neidiſchen Pfeiler herum biegen zu können. Unternehmende Beamtentöchter der Commerzienräthin gegenüber bemühten ſich auf's Auffallendſte, ihre körperlichen Reize in's beſte Licht zu ſetzen; ſanfte Blondinen ſtützten ſich ſchüchtern und melancholiſch auf den Arm und ſchlugen in unnachahmlicher Weichheit zuweilen die Augen auf, um ihre Qualification zu irgend einer Heiligen oder gar zur Himmelskönigin darzuthun. Andere mit blitzenden Augen und vollen ſchwarzen Haaren ſahen verwegen über die linke Schulter irgend einen zuſammengehockten Rechnungsrath an, als fühlten ſie die Kraft einer Judith in ſich und ſähen ſich vielleicht veranlaßt, nächſtens ihrem ſtillen Nachbar den Kopf abzuſchlagen. —

Arthur hatte übrigens während dieſer Zeit zu Hauſe mit Mama bedeutende Kämpfe zu beſtehen. Die Coſtümfrage war glücklicher Weiſe zu Gunſten des Theaters entſchieden worden,

und ſogar mit Beihülfe einer alten geizigen Oberregierungsräthin, die von Adel war, wenn gleich etwas zweifelhaftem, dabei drei eingeladene erwachſene Töchter beſaß, und die förmlich vor dem Gedanken zurückſchauderte, denſelben Coſtüme machen zu laſſen.

Was aber die Einladungen betraf, ſo konnte der Maler zu ſeiner großen Verzweiflung hierin nicht den Sinn der Mutter ändern. Er hatte natürlicher Weiſe die ſchönſten Frauen und Mädchen aufgeſchrieben, ſowie Männer von guten Geſtalten und intereſſanten Köpfen; die unbeugſame Mutter aber verfuhr ſtreng nach dem Geſetz: ſie fieng oben bei ihrer Rangliſte an, und da die gelben Töchter des Kanzleidirectors begreiflicher Weiſe vor der ſchönen jungen Secretärsfrau und vor den reizenden Töchtern des Poſtmeiſters kamen, ſo wurden Jene zur Aufführung eingeladen, Dieſe aber zum Zuſehen verdammt.

Der verhängnißvolle Tag der erſten Probe kam ſo heran; Arthur hatte den größten Saal des väterlichen Hauſes dazu eingerichtet, indem er vorn auf verſchiedenen Staffeleien die auserwählten Bilder ſtellte, im Hintergrunde aber eine kleine Eſtrade errichtet hatte, worauf probirt werden ſollte. Der Commerzienrath hatte ſich von dieſer Probe zu entſchuldigen gewußt — er war auch in Wahrheit gänzlich überflüſſig, und die alte Dame verſtand, wie wir wiſſen, auch ohne ihn das häusliche Scepter zu ſchwingen. Sie ſaß ſteif in ihrer Sophaecke, ihr hartes Geſicht war noch ernſter wie ſonſt, und wenn man die finſter herabgezogenen Augenbrauen betrachtete, ſo bemerkte man, daß ſich die Dame in keiner freundlichen Gemüthsſtimmung befand.

Außer dem alten Herrn war ſo ziemlich die ganze Familie verſammelt; Marianne ſaß wie damals neben ihrer Mutter in der anderen Ecke des Sopha's, Alfons der Schwiegerſohn ging mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab, und

die beiden Söhne des Hauſes, Arthur und Eduard, ſtanden neben einander am Fenſter. Ueber Alle aber ſchien ſich ein verdrießlicher Geiſt niedergelaſſen zu haben.

Die Commerzienräthin hatte in den letzten Tagen mancherlei Aerger erlebt, ihre Schwiegertochter war mürriſcher und unaufmerkſamer gegen Mann und Kinder als je geweſen, und Alfons hatte ebenfalls mit ſeiner Frau einige heftige Scenen, die lebenden Bilder betreffend, gehabt. Er erklärte es nämlich für unpaſſend, daß ſie ſelbſt mitwirke, hatte auch unter Anderem geſagt, er finde dieſe Tableaugeſchichte durchaus nicht anſtändig und begreife nicht, wie Mama dergleichen arrangiren möge; er für ſeine Perſon werde ſich wohl hüten, in irgend einem Bilde mitzuwirken; — wofür ihm Arthur übrigens ſehr dankbar war. Auch halte er es für unſchicklich, hatte er ferner gemeint, mit jungen Männern oder auch mit jungen Damen in ſo vertrauliche Gruppen zuſammen zu treten, wie es ſo häufig die Bilder erforderten. Die Commerzienräthin hatte darauf ziemlich heftig zu Gunſten ihrer Soirée geſprochen, doch war immer von dieſem ausgeſtreuten Samen ein Körnchen bei ihr aufgegangen, welches von einem dem Hauſe befreundeten Geiſtlichen genährt wurde, der unter Anderem mit niedergeſchlagenen aber dabei verdrehten Augen nur ganz ergebenſt darum gebeten hatte, keine Heiligenbilder oder Darſtellungen aus der heiligen Schrift zu wählen.

Arthur ſtand wie geſagt bei ſeinem älteren Bruder am Fenſter, und wenn auch Letzterer angelegentlich auf die Straße zu blicken ſchien, ſo warf er doch zuweilen verſtohlener Weiſe einen Blick in die hinterſte Ecke des Zimmers, wo ſeine Frau in einem Fauteuil lag, die Fingerſpitzen beider Hände an einander hielt und ſehr beruhigt an den winterlichen Himmel hinauf blickte.

Eduard ſchien dagegen wie oft ſehr aufgeregt.

„Du kannſt dir nicht denken," ſagte er leiſe zu ſeinem Bruder, „wie dieſe Frau es verſteht, mich zu plagen und zu quälen. Ich will nichts davon ſagen, daß ſie mir täglich ein finſteres, mürriſches Geſicht macht, ſo daß ich es im ganzen Jahre ohne Anſtrengung behalten kann, wenn ſie mich einmal heiter anblickt, — aber ihre Gleichgültigkeit gegen mein Haus, gegen ihre Geſchäfte als Frau, ja gegen meine Kinder iſt oft wahrhaft empörend!"

Arthur zuckte die Achſeln. „Euch Beiden iſt ſchwer zu helfen," ſagte er.

„Das ſehe ich leider Gottes ein. Aber ſoll ich denn dieſe Geſchichten ewig ertragen? — Ich mag nach Hauſe kommen, wenn ich will, ſo finde ich Urſache zum Klagen und zum Streit."

„Du nimmſt auch Alles zu genau."

„Ich nähme Alles zu genau!" erwiederte Eduard vorwurfsvoll; „ich möchte dich ſehen, wenn du an meiner Stelle wäreſt! Du weißt zum Beiſpiel, wie ſehr ich auf Ordnung in meinem Schreibzimmer ſehe."

„Ja, ja; darin hat ja aber deine Frau nichts zu thun und kann alſo nichts in Unordnung bringen."

„Sie geht ſelbſt auch nicht hinein; aber ſie läßt meine Papiere, meine ſo zierlich aufgeſtellten Sachen den Kindern zum willkommenen Spielzeug."

„Das iſt freilich arg."

„So komme ich denn geſtern nach Hauſe; ſie iſt in ihrem Salon, unſere Mägde halten Kaffeegeſellſchaft im Hinterzimmer, und mein Herr Sohn und meine Fräulein Tochter beſchäftigen ſich gerade damit, aus ganz wichtigen mediciniſchen Gutachten, die ich da liegen habe, Düten zu ſchneiden, in welchen ſie meinen feinen Tabak und Streuſand unter einander miſchen, um ſich einen Laden zu arrangiren. Dazu haben ſie meine Pfeifen von den

Geſtellen herabgenommen, ein paar ſind ſchon zerbrochen, und ich komme noch gerade recht, um größeres Unheil zu verhüten."

„Da würde ich in Zukunft mein Schreibzimmer abſchließen und den Schlüſſel beſtändig bei mir tragen."

„Allerdings hätte ich vielleicht dort Ruhe, aber um nicht den ganzen Tag Urſache zum Aerger vor mir zu ſehen, müßte ich ſchon das ganze Haus abſchließen und Niemand darinnen laſſen als mich und meine Kinder. Du haſt gar keine Idee davon, Arthur, was dieſe Frau ein Talent zur Unordnung beſitzt; es iſt das ein wahres Talent zu nennen und wäre unter anderen Bedingungen erſtaunenswerth. Sie ſchließt keine Thüre und kein Fenſter, ſie legt keinen einzigen Gegenſtand an den gehörigen Platz; läßt ſie ſich einmal herab, dem Hund ſein Futter zu geben, ſo bekommt er daſſelbe in irgend einer meiner koſtbaren japaniſchen Taſſen; zieht ſie eine Uhr auf, ſo ſprengt ſie entweder die Feder oder verwickelt die Ketten in einander. — Nun, von ihrer Toilette will ich gar nicht ſprechen, das haſt du ja vor Augen und wirſt es mir deßhalb glauben. Betrachte ſie ein einziges Mal, ob der Anzug, den ſie trägt, vollkommen zu einander paßt. Ich wette hundert gegen eins, daß dir eine ganze Menge von Unordnungen beim erſten Anblick in die Augen ſpringen werden. — Siehſt du, Arthur, und das macht mich unausſprechlich elend; ich befinde mich den ganzen Tag in einer krankhaften Aufregung."

„Wodurch du aber die Sache nicht beſſer machſt," entgegnete der Maler. „Eben dieſe krankhafte Aufregung iſt Schuld, daß du wie ein Falke nach Allem ſpähſt und gewiſſermaßen froh biſt, wenn du etwas findeſt, was dir geſtattet, dieſe Aufregung explodiren zu laſſen."

„Nein, gewiß nicht."

„Was du mir da Alles erzählt haſt, ſind an ſich nur Klei-

nigkeiten; aber obgleich ich mir wohl denken kann, daß ſie dich auf's Tiefſte verſtimmen, wenn ſie beſtändig vorkommen, ſo ſollteſt du dir doch einmal feſt vornehmen, dich dadurch nicht zum Zorn hinreißen zu laſſen, ſondern ruhig und beſtimmt das zu ſagen, was du ſagen willſt, dann dich auf dem Abſatz umzudrehen und deiner Wege zu gehen."

„Du haſt Recht, lieber Arthur," verſetzte ſeufzend der Bruder. „Wenn ich das nur könnte! Aber ich bin es nicht im Stande; wenn ich nur zu Hauſe einen einzigen Menſchen hätte, der es mit mir hielte, der mich unterſtützte! Aber ich verſichere dich, bis auf die Kinder hinab complottiren ſie gegen mich. — Und erſt unſere Dienerſchaft! Die handelt vollkommen nach dem Beiſpiel von Madame. — Unordnung und Gleichgültigkeit vornen und hinten."

„Aber denen kannſt du doch befehlen!"

„Ich befehle auch, um von ganz gewöhnlichen Dingen zu reden, daß zum Beiſpiel meine Kinder Punkt acht Uhr jeden Morgen ihren Kaffee haben ſollen, und zwar an einem beſtimmten Tiſche, — ich ſetze es nicht durch, Gott bewahre! Eines wird im Bett gefüttert, das andere verzehrt ſein Frühſtück auf dem Waſchtiſch und ich bin ſchon dazu gekommen, daß Oscar in aller Gemüthlichkeit ſein Brod in das Seifenwaſſer tunkte und dann aufaß. Sollen Einem da nicht die Haare zu Berge ſtehen?"

Arthur zuckte beiſtimmend die Achſeln.

„Du weißt, ich will immer um ein Uhr zu Mittag ſpeiſen," fuhr Eduard fort; „aber ich bringe es nicht dahin. Bald will ſie Nachmittags etwas vorhaben, und es ſteht dann die Suppe ſchon nach zwölf Uhr auf dem Tiſch, bald iſt es Zwei, und ich mag klingeln wie ich will, es erſcheint Niemand. — Das ſind freilich Alles keine großen Sachen, aber es iſt viel ſchlimmer wie

ein ſchweres Unglück, das uns betrifft und mit einem Mal zu Boden ſchlägt, — es martert uns mit beſtändigen Nadelſtichen zu Tode."

„So wird alſo deinen Befehlen nicht Folge geleiſtet, und wenn du hie und da eine Scene aufführſt, was nicht ſelten bei dir vorkommt —?"

„So habe ich ſelbſt den Schaden davon. Madame zieht bei dem leiſeſten Worte ein Geſicht und ſagt mir während vier Wochen nicht die Tageszeit, ich bin in meinem eigenen Hauſe wie die reine Gottesluft, ich exiſtire als Gegenſtand für Niemand — man ſieht mich gar nicht an. Und das zu ertragen bin ich einmal nicht im Stande."

„Und deßhalb biſt du der Erſte, der wieder gute Worte gibt!" ſagte Arthur mit leiſem Tone.

„Was ſoll ich machen? — Ich kann ſolch' ein Leben zu Haus nun einmal nicht ertragen. Du haſt gar keine Idee davon, was es heißt, ſo ein finſteres Geſicht vor ſich zu ſehen. Morgens vom Aufſtehen bis Abends, wo man zu Bette geht, kein Zorn, kein Aerger, der ſich dem meinen entgegenſetzt, — nein, eine unheimliche Gleichgültigkeit, die Schwüle eines Gewitters, das nicht zum Ausbruch kommt, das keine wohlthätigen Blitze herabſendet, welche die Luft reinigen, und bei dem man nur in der Ferne ein gelindes Donnern hört. — Letzteres beſorgten an ſolchen Tagen meine freundlichen Dienſtboten, die im Verein mit Madame mich zu beſtrafen trachten, indem ſie meine Befehle ſchlecht und mürriſch ausführen, jeden Augenblick Gläſer und Schüſſeln hinfallen laſſen und die Thüren zuſchlagen, daß Einem Hören und Sehen vergeht."

Obgleich Eduard dieſe Schilderung ſeiner häuslichen Sclaverei dem Bruder im Tone des tiefſten Schmerzes machte, ſo konnte ſich doch dieſer eines kleinen Lächelns nicht erwehren. — „Es

ſind das allerdings Nadelſtiche," ſagte er, „aber du mußt ſie zu pariren wiſſen. Waffne deine Haut mit Geduld, tritt feſt auf, zeige deinen Frauenzimmern den Herrn, und wenn ſie anfangen mit dir zu boudiren, ſo zwinge dich, darüber zu lachen und nimm' die Sache ebenfalls gleichgültig."

„Wie oft habe ich mir das ſchon vorgenommen!" verſetzte Eduard mit betrübtem Tone; „aber ich kann nicht. Ach! wie könnten wir ſo glücklich ſein, wenn meine Frau anders wäre! Ich liebe ſie immer noch wie damals, und wenn hie und da ihr Gemüth freudig erregt iſt und ſich in ihrem Auge ein Sonnenſtrahl zeigt, ſo bin ich der glücklichſte Menſch von der Welt, — vergeſſe und vergebe Alles, trage ſie auf den Händen und —"

„Verderbe damit Alles," warf Arthur ein. — „Aber ich habe gut predigen, wir haben vom Vater das weiche Gemüth, vielleicht ginge es mir gerade ſo. Du mußt dich in Geduld faſſen."

„Ja," ſeufzte der Andere, „ich muß mich in Geduld faſſen. Aber wenn die Geduld bei mir einmal zu Ende iſt, wenn mein troſtloſes Hausweſen von keinem Strahl der Freude mehr erhellt wird und wenn es rings um mich immer finſterer wird, dann — — gibt es doch noch einmal ein gräßliches Unglück," ſetzte er mit ganz leiſer Stimme hinzu.

Während dieſer Unterredung, die am Fenſter und natürlicher Weiſe nicht laut geführt wurde, ſchien für die Uebrigen ein Engel oder ein Polizeidiener, wie man zu ſagen pflegt, durch das Zimmer zu ſchweben, denn es ſprach weiter Niemand; nur die alte Dame machte hie und da einiges Geräuſch, indem ſie mit den Fingern leicht auf dem Tiſche trommelte, was bei ihr jedoch immer als ein Zeichen ziemlich übler Laune anzuſehen war.

Dreißigſtes Kapitel.

Geſellſchaftliche Correſpondenzen.

Um drei Uhr ſollte die Probe beginnen, und man hatte bis dahin noch ungefähr eine halbe Stunde Zeit.

Der Bediente trat in das Zimmer und überreichte der Commerzienräthin zwei Briefe. Sie öffnete dieſelben, las ſie durch und reichte ſie dann ihrem Sohne Arthur.

„Hochverehrteſte Frau Räthin," hieß es in dem einen; „Sie werden wahrſcheinlich überzeugt ſein, wie außerordentlich ſchätzenswerth und höchſt angenehm mir jede Ihrer freundlichen Einladungen iſt. Deßhalb kämpfte ich auch bis heute, ja bis um dieſe Stunde, ehe ich den Entſchluß faſſen konnte, Ihnen vorliegende Zeilen zu überſenden, mit denen ich Ihnen, hochgeſchätzte Frau, unter tiefſtem Bedauern anzeigen muß, daß es mir unmöglich iſt, in den lebenden Bildern mitzuwirken. Natürlicher Weiſe können Sie verlangen, den Grund dieſes meines harten Kampfes und ſpäten Schreibens zu erfahren, aber nehmen Sie mir nicht übel, werthgeſchätzte Frau, wenn ich Ihnen die Wahrheit ſage. Es

wurde geſtern nämlich gerüchtsweiſe bei Obertribunalraths erzählt, es ſei durch Ihren Herrn Sohn Arthur auch eine Einladung zu den lebenden Bildern an den Doctor F. mit ſeiner Frau gelangt! — — — — Wenn dieſe Leute auch hie und da in größeren Geſellſchaften geſehen werden, ſo bin ich feſt überzeugt, daß Sie, werthgeſchätzte Frau, doch Anſtand nehmen, ſie zur Aufführung lebender Bilder einzuladen. In einer Soirée kann man ſich ausweichen, aber in einem Tableau — meine Töchter befinden ſich in unbeſchreiblicher Aufregung und Angſt. Denken Sie, wenn es Ihrem Herrn Sohn, dem Herrn Maler Arthur, am Ende einfiele, die Frau Doctor F. in einem Bild neben meine Julie oder meine Emilie zu placiren! Ich bin feſt überzeugt, die Frau würde darauf hin eine nähere Bekanntſchaft verſuchen, und dafür müßte ich — — — — doch ganz beſonders danken. Uebrigens bin ich wie immer mit aller Freundſchaft .

Ihre

Albertine Waſſer,
verwittwete Titular-Räthin."

Die Commerzienräthin hatte, während ihr jüngſter Sohn las, jede Miene deſſelben mit Ruhe aber großer Beſtimmtheit betrachtet, ja ſie war mit ihrer langen ſpitzen Naſe ſeinen Augen gefolgt, wie ſie auf dem Papiere hin und her liefen, und als bei Erwähnung des Doctor F. und Frau ein verächtliches Lächeln über ſeine Züge flog, drückte die alte Dame ihre Augenbrauen finſter herab und trommelte drohend und in einer unbeſchreiblichen Tactart auf dem Tiſche.

„Nun?" fragte ſie ſtreng, nachdem Arthur den Brief durchleſen und nun lächelnd aufſchaute. „Was iſt an dieſer Geſchichte?"

„Sie kennen ja den Doctor F. und ſeine liebenswürdige

Frau," erwiederte Arthur, — „einer meiner besten Freunde; sie wurden Ihnen durch mich vorgestellt."

„Das weiß ich; — aber die andere Geschichte!"

„Sie machten mit Papa auch einen Gegenbesuch."

„Schicklichkeits halber. Aber —"

„Sie luden die Beiden im vergangenen Winter zu dem großen Thé dansant ein," fuhr der Sohn ruhig fort.

„Das that ich," entgegnete sehr ernst die Mama, „erstens, weil ich auf deine Bitten die Vorstellung geduldet, zweitens, weil sich die Leute, so lange sie hier sind, nicht unanständig aufgeführt, und drittens, weil, wie die verwittwete Titular-Räthin ganz richtig bemerkt — — das bei einer großen Soirée in der Menge verschwindet."

„Aber F.'s waren auch später noch einmal da," sagte Arthur, indem er den Brief leicht auf den Tisch warf und die rechte Hand fest auf diesen stützte, — eine Haltung, die Jemand annimmt, der zum ernstesten Widerstand entschlossen ist.

Die Nase der Commerzienräthin erhob sich einen halben Zoll höher. Sie hörte auf zu trommeln und griff nach ihrem Sacktuche, in das sie leise hinein hustete. — „Allerdings hast du Recht," fuhr sie darauf mit nicht weniger Ruhe fort, als ihr Sohn; „das geschah abermals auf deinen dringenden Wunsch und war eine ganz kleine Gesellschaft, die ich mit großer Umsicht für die F.'s ausgesucht. Dabei war unter Anderem der Buchhalter deines Papa's nebst seiner Frau. — — Dein — Freund und College, der Professor C. und ähnliche Leute. — Aber die Geschichte, die in dem Briefe angedeutet ist, wie ist es damit?"

„Doctor F. wurde mit seiner Frau von Ihnen zum Zusehen eingeladen, ist also doch einmal von der Gesellschaft. Da ich nun die Frau in einem der Bilder sehr gut brauchen kann," fuhr Ar-

thur in ſehr entſchiedenem Tone fort, „ſo bat ich ihn ebenfalls zur Probe. — So iſt die Geſchichte, und alſo hat die verwittwete Titular-Räthin Recht.“

„Ah!“ machte die alte Dame, und ihre Augen ſchoßen ein paar Blitze auf den ungerathenen Sohn. Sie ergriff darauf abermals ihr Taſchentuch und huſtete ſtärker hinein als früher. Dann brachte ſie ihre rechte Hand wie vorhin auf den Tiſch und begann ihr Trommeln von Neuem. Dießmal aber war es unverkennbar der Rythmus eines Sturmmarſches.

Einen Augenblick ſchaute ſie alsdann fragend im Kreiſe umher, als wollte ſie jeden Einzelnen auffordern, über dieſe unerhörte That einige mißbilligende Worte zu ſagen.

Aber Alle ſchwiegen; nur Alfons neigte den Kopf auf die Seite, lächelte fatal und ſagte: „das hätteſt du nicht thun ſollen, Arthur.“

„Und warum nicht?“ fuhr dieſer auf.

„Weil die F.'s nun einmal nicht zu unſerer — Geſellſchaft gehören.“

„Sie ſind uns vorgeſtellt, ſie kommen in unſer Haus!“

„Aber ſie haben nicht das Recht, eine Einladung zu prätendiren; ſie ſind nur geduldet,“ meinte Alfons, während er ſeine Brille näher an die Naſe drückte.

„Und weßhalb ſind ſie blos geduldet?“ brauste der Maler ſtärker auf. „Wer hat das Recht, den Doctor F., deſſen Name, ja deſſen kleiner Finger mehr werth als zwei Dutzend Räthinnen mit ihrem Anhang, nur zu dulden? Wer kann ſich unterſtehen, dieſer braven Frau gegenüber von Duldung zu ſprechen? — einer ehrbaren, verſtändigen, muſterhaften Frau, in jeder andern Stadt eine Zierde der Geſellſchaft.“

„Und eine ſchöne Frau,“ ſagte Alfons höhniſch.

„Ja wohl, eine ſchöne Frau, Alfons!“ rief der Maler. „Das wirſt du, wie ich mich erinnere, ganz genau wiſſen, und ebenſo kannſt du mir am Beſten beiſtimmen: eine brave und tugendhafte Frau. — Nicht wahr Alfons, davon —“

Er wollte ſagen: davon haſt du einſtens Beweiſe erhalten, aber er bemeiſterte ſich glücklicher Weiſe, doch wohl nur, weil er einem bittenden Blick ſeiner Schweſter Marianne begegnete.

„Was iſt es denn eigentlich mit dieſer Frau?“ fragte die Schwiegertochter der Commerzienräthin von ihrem Fauteuil aus, ohne aber dabei ihre Lage im Geringſten zu verändern.

„Das will ich dir ſagen, Bertha,“ fuhr der Maler fort. „Wir ſind ja hier unter uns.“

„Stille!“ rief die Commerzienräthin. „Nach deinen heftigen Reden von vorhin zu ſchließen, bitte ich mir aus, daß du es unterläßt, dieſen Punkt vor den beiden Frauen zu erörtern. Ueberhaupt gehört das nicht hieher, und ich möchte mir faſt erlauben, den Papa herauf rufen zu laſſen, um mich mit ihm zu beſprechen, was in dieſem eigenthümlichen Falle zu thun wäre.“

„O dazu brauchen Sie nicht den Papa,“ erwiederte Arthur nicht ohne Beziehung; „Sie werden ſchon ſelbſt einen Entſchluß faſſen, Mama. Aber Sie wiſſen um die Sachlage; ich habe den Doctor F. mit ſeiner Frau nun einmal eingeladen, er wird in einer Viertelſtunde da ſein. Haben Sie nun vor, etwas gegen ihn zu thun und mich ſo zu compromittiren, ſo verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich mich nicht ſcheuen werde, die Sache Jedermann zu erzählen, der ſie hören will.“

Während die Commerzienräthin, ohne viel auf die Rede ihres Sohnes zu achten, mit ſich zu Rathe ging, was hier zu beſchließen ſei, näherte ſich der arme Eduard ſeiner Frau; er hatte ſchon vorher alle Verſuche gemacht, einen freundlichen Blick

von ihr zu erhaſchen, aber ſie ſchien heute nun einmal für nichts Anderes Sinn zu haben als für den grauen winterlichen Himmel, den ſie mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtete. Jetzt aber, wo ſie auf ihre Frage von vorhin keine Antwort erhalten, ſchien es dem unglücklichen zuvorkommenden Ehemann die paſſendſte Gelegenheit, ſeiner mißſtimmten Frau einige Aufmerkſamkeit zu widmen.

Er näherte ſich dem Fauteuil und ſagte leiſe: „du haſt vorhin wiſſen wollen, was es mit den F.'s für eine Bewandtniß habe, und weßhalb man ſie nicht gern in die Geſellſchaften ziehe?"

„O es iſt mir ganz gleichgültig, wenn ich es auch nicht weiß," entgegnete Madame.

„Aber du fragteſt ja darnach!" ſprach Eduard eifriger.

„Ja, wie man ſo fragt."

„So will ich es dir ſagen," flüſterte er. „Den Doctor F: kennſt du ja — einer unſerer geſchickteſten und talentvollſten Aerzte; er iſt noch ſehr jung, hat aber ſchon eine ſehr große Praxis."

„Allerdings größer als die deinige," entgegnete die liebenswürdige Frau.

Eduard biß ſich auf die Lippen, bemeiſterte ſich aber und fuhr ruhig fort: „Der Vater der Doctorin iſt ein unbedeutender Rechnungsbeamter — eine arme aber brave Familie. Doch iſt ein Fehltritt vorgekommen, — — mit ihrem jetzigen Manne natürlich. Die Sache konnte nicht verheimlicht werden, denn ihr älteſtes Kind kam etwas frühzeitig auf die Welt."

„Das iſt die ganze Geſchichte?"

„Das iſt Alles, was man der Frau nachſagen kann, denn ſonſt iſt ſie ein Muſter von Ordnung, liebt ihren Mann und erzieht ihre Kinder auf's Sorgfältigſte."

„Unbegreiflich!“ entgegnete hierauf Madame, und im Gegenſatz zu dem ſo eben geführten Geſpräch mit ſo lauter Stimme, daß man es deutlich im ganzen Zimmer hören konnte. — „Das kommt ja zuweilen vor; iſt denn nicht euerer Couſine Emma, der jetzigen Hauptmännin S., ganz die gleiche Geſchichte paſſirt?“

„Nun ja; ſprich doch leiſe!“

„Und davon hat man ja gar kein Aufhebens gemacht; die kommt ja nach wie vor in alle Geſellſchaften,“ ſagte Madame noch lauter.

Die Commerzienräthin war bei dieſen Worten heftig zuſammen geſchreckt, ſie huſtete und trommelte abwechſelnd und war ſchon im Begriffe, ihrer Schwiegertochter eine paſſende Antwort zuzuſchleudern, doch fragte Arthur in dieſem Augenblicke ziemlich gelaſſen:

„Nun Mama, was beſchließen Sie wegen — dieſer Geſchichte? Die Zeit drängt; wir haben nur noch einige Minuten Zeit, und ich bin überzeugt, daß Doctor F. ſehr pünktlich ſein wird.“

„Das glaube ich auch,“ verſetzte Alfons höhniſch lachend. „Solch' eine Gelegenheit kommt nicht ſo bald wieder.“

Die Commerzienräthin hatte ihren Entſchluß gefaßt. Sie trommelte noch leiſe auf den Tiſch, daß es klang wie ein dumpfer entfernter Donner. Dann ſagte ſie: „Die Sache iſt nun einmal geſchehen und kann ich, ohne den Anſtand des Hauſes zu verletzen, nichts mehr daran ändern; ich will dich alſo vor den Leuten nicht bloßſtellen, dagegen ſei es deine Aufgabe, die F. äußerſt wenig in den Bildern zu beſchäftigen, vielleicht nur in einem, wozu ich ſelbſt mit Sorgfalt die anderen Perſonen ausſuchen werde. Und dieſes Bild, worin ſie placirt werden ſoll, wird alsdann in der Aufführung begreiflicher Weiſe nicht geſtellt; das haſt du alſo

dem Doctor F. zu unterbreiten und ihn zu veranlaſſen, bei der Vorſtellung nicht unter den Mitwirkenden zu erſcheinen. Wie du das anfängſt iſt deine Sache; möge es dir recht ſchwer werden, denn die Voreiligkeit, die du begangen, verdient ihre Strafe."

Arthur kannte ſeine Mutter und wußte, daß vorderhand eine Erwiederung zu nichts führen würde. Er trat an das Fenſter zu Eduard und zeichnete gedankenvoll mit ſeinem Nagel eine fürchterliche Fratze auf die angelaufene Scheibe.

„Haſt du was mit — der Waſſer gehabt?" fragte Eduard.

„Nein," entgegnete Arthur; „aber ich mag die Familie nicht, das wiſſen ſie wohl. Ihre Töchter, die aufdringlichen Schneegänſe, haſſen mich ganz beſonders; ich hätte ſie einmal zeichnen ſollen, habe mich jedoch für dieſe Ehre bedankt."

„Weßhalb haßt denn die Titular-Räthin die Doctorin F. ſo grimmig?"

„Das iſt ſehr einfach; es hat der Waſſer ſelbſt die größte Mühe gemacht, in den Kreiſen der Geſellſchaft, wo ſie jetzt gelitten iſt, durchzudringen. Und das mit einigem Recht, weil über deren Familie ein ſehr räthſelhaftes Dunkel ſchwebt und weil ſie eine boshafte, gallſüchtige kleine Perſon iſt. Hauptſächlich aber bringt ſie auf Ausſchließung der F., weil ſie doch gar zu ſchlecht neben ihr ausſehen würde. Denke dir die ſchöne Doctorin und dieſe kleine, halbverwachſene Frau ohne alle Taille, mit ihrem gelben Teint und dem bösartigen Blick."

„Pfui Arthur!" ſagte Eduard lächelnd, „man ſollte ja glauben, du ſeieſt in einer Kaffeegeſellſchaft. Wie kann man ſich ſo ereifern! — Sei jetzt ſtille, Mama hat ihren zweiten Brief ge-

leſen und ihn Alfons übergeben. Er ſoll ihn vorleſen, ſagt ſie; geben wir Achtung."

Alfons nahm in der That das zweite Billet aus den Händen ſeiner Schwiegermutter und nach einem gebieteriſchen Kopfnicken von Seiten derſelben las er:

„Liebe Lotte! Deine Einladung habe ich allerdings erhalten, es iſt mir aber wahrhaftig unmöglich, davon Gebrauch zu machen. Wie ſich wohl von ſelbſt verſteht, wird dein Schwiegerſohn, Herr Alfons, mitwirken, und da kann ich meinem Sohn doch nicht zumuthen, mit von der für uns ſo angenehmen Partie zu ſein. Du weißt, daß ſie einige heftige Worte zuſammen hatten, und obgleich ſich dein Schwiegerſohn im größten Unrecht befand, ſo ſah er ſich doch bis heute nicht veranlaßt, meinem Karl einige verſöhnliche Worte zu ſchreiben.

Sonſt wie immer

deine treue Freundin

Louiſe."

Marianne hatte bei dem Vorleſen dieſes Briefes die Lippen zuſammen gebiſſen, Alfons zuckte nach Beendigung derſelben mit den Achſeln. „Ich kann da nichts ſagen und thun," meinte er. „Wenn Madame glaubt, ihr Herr Sohn habe Recht, ſo kann ich mir das ruhig gefallen laſſen, ich aber behaupte, er hat Unrecht, und ich habe mir nun einmal vorgenommen, dieſe jungen Herren ihre Zudringlichkeiten fühlen zu laſſen."

„Und was hat denn der, von dem es ſich handelt, ſo Schlimmes begangen?" fragte ernſt die alte Dame.

„Auf dem letzten Balle," ſagte Alfons ſehr wichtig und ruhig, „tanzte er mit Mariannen zweimal. Ich hatte nichts dagegen; als er ſie nun aber gar zum dritten Male auffordern wollte, verbat ich mir das, und da erlaubte er ſich einige unpaſſende Be-

merkungen, die ich ihm aber ſehr paſſend zurückgab. Ich halte ſehr auf den Anſtand, Mama, wie Sie wiſſen, und will nicht, daß meiner Frau gegenüber etwas geſchieht, worüber die Leute die Naſe rümpfen können."

„So etwas wird Marianne wohl ſchon ſelbſt nicht thun, Herr Schwiegerſohn," erwiederte die Commerzienräthin. „Uebrigens ſehe ich gar nicht ein, wie ein dreimaliges Tanzen mit dem Sohne eines ſehr befreundeten und ſehr achtbaren Hauſes unanſtändig ſein könnte."

„Ich ſehe das auch nicht ein, Mama," ſagte die Tochter mit leiſer Stimme.

„Das mag ſein," entgegnete Alfons mit erhobenen Augenbrauen, indem er die rechte Hand unter den Rock auf ſeine Bruſt ſteckte. „Es mag ſein," wiederholte er beſtimmt, „daß meine Begriffe von Schicklichkeit und Anſtand etwas genau und ſcharf ausgeprägt ſind, aber ich halte ſie einmal feſt wie ich ſie fühle; und man thut in dem Punkt lieber zu viel als zu wenig."

„Sie hatten nachher in einer Ecke des Saals tüchtige Händel zuſammen," flüſterte Eduard dem Maler zu.

Worauf Arthur beiſtimmend mit dem Kopfe nickte.

„Und es ſollen da allerlei Dinge zur Sprache gekommen ſein," fuhr der Andere fort, „die ſich mit ſeinen ſcharf ausgeprägten Begriffen von Anſtand und Schicklichkeit nicht gut vereinigen ließen."

„Ich war nicht da," entgegnete Arthur zerſtreut.

„Nun," ſagte Eduard, „der junge Mann ließ ein paar Worte fallen, die Marianne tief verletzen müßten, wenn ſie dieſelben erfahren hätte. Es war das bekannte Thema, daß man Niemand hinter dem Buſch ſuche, wenn man nicht ſelbſt ſtark ſeinen Aufenthalt daſelbſt genommen."

Man kann ſich denken, daß nach dem, was ſo eben in der Familie vorgefallen und was wir dem geneigten Leſer erzählt, die Geſichter der ſämmtlichen Anweſenden durchaus nicht, wie man zu ſagen pflegt, mit einem roſigen Schimmer übergoſſen waren, vielmehr ſchien Eins noch düſterer und verſtimmter als das Andere. Doch gab es ein gutes Mittel dagegen, der Anfang der Probe nämlich und das Erſcheinen der erſten Gäſte.

Es iſt wahrhaft erſtaunlich, was der Menſch Alles kann, wenn er will, und wie ſich hier, ſobald man Schritte auf der Treppe hörte, die Züge Sämmtlicher aufheiterten, die Augen einen andern Ausdruck erhielten, und das ganze Geſicht mit einem freundlichen Lächeln überſtrahlt wurde. Bei Manchen gelang dieſe Umwandlung zwar erſt nach einiger Anſtrengung, aber ſie gelang doch. Die Commerzienräthin trommelte und huſtete nicht mehr, Marianne ſaß ſanft gegen ſie hingebeugt, als habe ſie ihr irgend eine zärtliche Bemerkung in's Ohr geflüſtert; ja Alfons, der eben noch ſo verſtimmte Alfons, ſtützte die rechte Hand auf den Tiſch, während die linke ſo eben erſt von der Schulter ſeiner Frau herabgeglitten zu ſein ſchien. Es war das in Wahrheit eine rührende Gruppe.

Eduard hatte ſich ebenfalls an den Fauteuil ſeiner Frau begeben und flüſterte ihr zu: „Es kommen Leute, wie du weißt, Bertha, mach' doch ein freundliches Geſicht und zeige wenigſtens nicht vor der Welt deine ewige und traurige Verſtimmung.“

Arthur zuckte verſtohlen die Achſeln und dachte: „Laßt den Doctor F. und ſeine Frau nur einmal bei der Probe geweſen ſein, ſo wird das Andere ſich ſchon machen.“ [illegible]auf auch er eine heitere Miene annahm.

Kurz es war erſtaunlich, wie das ganze commerzienräthliche

Haus nun auf einmal das Bild der Zufriedenheit und Heiterkeit bot; Alle ſahen aus wie das perſonificirte Wohlwollen gegen einander und gegen die äußere Welt, und hätte die Commerzienräthin ihren ſtechenden Blick und ihre lange ſpitze Naſe verbergen können, ſo würde die Gruppe auf dem Sopha ſogar eine liebliche geweſen ſein.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Winterhalter's Decamerone.

Da öffnete ſich die Thüre und es erſchien zuerſt die Familie des Oberregierungsraths von D., für heute aus drei erwachſenen Töchtern beſtehend, die von einem emporgeſchoſſenen noch ziemlich grün ausſehenden Bruder, der die gegründetſte Hoffnung hatte, nächſtens zum Juſtizreferendär zu avanciren, in Abweſenheit von Mama chaponirt wurden. Mama, eine gute aber etwas dicke und alte Frau, hatte nur eine Einladung zum Zuſehen erhalten, wogegen der Vater wegen ſeiner Amtsgeſchäfte unmöglich erſcheinen konnte.

Wenn wir ſagen, daß Arthur die Töchter zur Ausfütterung irgend eines dunklen Hintergrundes beſtimmt hatte, ſo iſt ihr Aeußeres ſattſam beſchrieben. Was den Bruder anbelangt, ſo war es Schade, daß keine Thierſtücke geſtellt wurden: er hätte in ſeinen unbeholfenen, ſchweren Bewegungen die Stelle eines jungen Jagdhundes vortrefflich ausgefüllt.

Ihnen folgte in majeſtätiſchem Aufzuge die Familie des

Obertribunal-Präſidenten. Er, ein großer corpulenter Mann mit einem breiten rothen Geſichte von etwas blutdürſtigem Ausdruck, ſie ſcharf und ſchneidend im Aeußern, in Reden und Bewegungen, konnte an ſeinem Arme ſehr wohl als Symbol des Schwertes der Gerechtigkeit dienen. Beider Sohn ſchritt hinter ihnen drein, eine noch nicht vollkommen erklärte Größe, die ſich ebenfalls dem Criminaliſtiſchen zugewendet hatte, dem Aeußern nach eine ſchlechte Copie des Vaters und bei allen jungen Damen ſehr gefürchtet war, denn da er nichts Beſſeres zu reden wußte, ſo unterhielt er ſie von ſeinen Gerichtsſitzungen und erzählte gern die ſchauderhafteſten Mordgeſchichten. — Die ganze Familie ſchritt äußerſt würdevoll daher, aufrechten Hauptes, ſteif und großartig, als eröffneten ſie den Zug irgend eines zum Tode Verurtheilten.

Glücklicher Weiſe aber erſchien hinter ihnen das wohlgenährte freundliche Geſicht eines jovialen Steuerrathes mit Gemahlin, drei Töchtern und zwei Söhnen, und verwiſchte ſo das angedeutete traurige Bild. Der Steuerrath begnügte ſich nicht mit einem ſtummen Kopfnicken, ſondern er verſicherte, daß er ſich ſchon den ganzen Morgen ungeheuer auf die Probe gefreut, daß er mitwirken werde, es aber unter einem Adonis oder Apollo ſchon gar nicht thue, und daß er ferner hoffe, es komme auch irgend eine Rolle in einem Genrebild vor, wo er ſich als Fiedler auf dem Faſſe auf's Prächtigſte ausnehmen würde.

Er würde noch mehr dergleichen vergnügliches Zeug geſchwatzt haben, doch erſchien jetzt ſein Chef, der Oberſteuerdirector, ein noch nicht alter, vornehmer Herr, mit mehreren Ordensbändern und zwei blühenden Töchtern, bei deren Anblick der Maler, der wieder ziemlich verdroſſen nach ſeiner Fenſterecke zurückgekehrt war, ein freundlicheres Geſicht machte. Dieſen beiden Mädchen waren natürlicher Weiſe Hauptrollen zugedacht, und ſie wußten

wohl, daß ſie hiezu berechtigt waren. Sie begrüßten die Commerzienräthin herablaſſend, Marianne freundlich, die anderen jungen Damen ſehr oben hinüber, und der junge Jagdhund ſowie der blutdürſtige Criminaliſt, die ein freundliches Wort anbringen wollten, wurden gar nicht beachtet.

Nach und nach kamen jetzt immer mehr der Eingeladenen, unter Anderem auch der Bankpräſident, ein bleicher, dicker Mann mit außerordentlich ſpärlichem Haarwuchs, das heißt auf dem Kopfe. Auf den Zähnen hatte er aber deſto mehr, und er war mehr wegen ſeiner außerordentlichen Grobheit als ſeiner Umſicht bei den Geſchäften der Bank berühmt. Als vornehmerer College des Commerzienraths wurde er von der Dame des Hauſes durch ein Aufſtehen vom Sopha geehrt und ihm gleich ein Fauteuil untergeſchoben, auf dem er ſich auch niederließ, ohne in ſeinem durch Nichts berechtigten unergründlichen Hochmuthe die übrige Geſellſchaft weiter eines Blickes zu würdigen.

Als die Commerzienräthin vorhin aufſtand, verband ſie als kluge Frau dabei das Angenehme mit dem Nützlichen, denn nach dem Empfang des Bankdirectors begab ſie ſich in das anſtoßende eigentliche Vorzimmer, um dort jene Claſſe von Gäſten zu empfangen, die es nicht ſo recht wagten, in das Gemach vorzudringen, wo ſich die höchſten und allerhöchſten Herrſchaften des Honoratiorenſtandes befanden.

Auch Arthur folgte ſeiner Mutter in dieſes Nebenzimmer, denn er wußte, daß dort eine größere und angenehmere Auswahl für die lebenden Bilder ſein werde.

Hier fand ſich denn auch bald eine zahlreiche Geſellſchaft zuſammen, und wuchſen auf dieſer Schichte der menſchlichen Geſellſchaft, die um einige Grade tiefer ſtand, ſchon anmuthigere Blumen als droben auf der Höhe bei der dürren Vegetation. Hier

waren jüngere Kaufleute mit ihren Frauen, verſprechende Beamtentöchter, jüngere Räthe und Räthinnen, und Alle lachten, plauderten und ſummten vergnügt durch einander, während drinnen nur hie und da ein ernſtes und gemeſſenes Wort fiel.

Dort füllte es ſich aber auch nach und nach, denn es wanden ſich immer noch dürre Tannen in Geſtalt von Regierungs- und Oberregierungsräthinnen, und kümmerliche Fichten ſowie mageres Geſtrüpp aller Art, ältliche Gemahlinnen von Finanzdirectoren, geheimen Hofräthen und dergleichen mehr durch das friſche und noch grün belaubte Unterholz des Vorzimmers, um die Höhe des Lebens zu erreichen, wo ſie eigentlich hin gehörten.

Arthur ſpähte nach ſeinem Freunde, dem Doctor F., der noch immer nicht erſchienen war; aber er hatte als Arzt viel zu thun und mußte vorerſt ſeine Geſchäfte beſorgen, ehe er an das Vergnügen denken konnte.

Da es übrigens drei Uhr geworden war, ſo ließ die Commerzienräthin die Flügelthüre zu dem beſprochenen grünen Salon öffnen und die Menge ſtrömte dort hinein. Das jüngere Volk eilte alsbald zu den Staffeleien und betrachtete die aufgeſtellten Bilder, wobei ſich beinahe Jedes eine Rolle ausſuchte, die, ſo ſagte man, für ſeine Perſönlichkeit wie gemacht ſei. Einige waren dabei beſcheiden und meinten, ſie würden ſich mit dieſem und jenem begnügen, Andere aber hielten ſich für jede Rolle paſſend; und leider befanden ſich Letztere in der Mehrzahl.

Arthur wurde von allen Seiten beſtürmt, geſchwinde anzugeben, auf welche Art er die Figuren vertheilt; doch war er klug genug, dieß nicht zu thun und verſicherte, er müſſe nach der Ordnung verfahren und zu einem Tableau nach dem andern die betreffenden Namen aufrufen.

Das ging nun ziemlich gut von Statten, doch nicht ohne leiſe Reclamationen der Commerzienräthin und ſehr laute Einreden der betreffenden Damen.

Der Maler mußte ſchon in einen ſauern Apfel beißen, und manche gelbe und magere Räthin als jugendliche Erſcheinung vorſchieben, während friſche Mädchengeſichter hinten zu ſtehen kamen. Dabei überließ ſich Arthur auch zuweilen einer luſtigen Laune; ſo übergab er zum Beiſpiel die Rolle des Holofernes dem Obertribunal-Präſidenten mit dem wilden Geſichtsausdruck, ſtellte den Bankdirector als Judas Iſchariot und bildete aus drei der vornehmſten und ſtolzeſten Damen eine Gruppe, die er als Nymphen bezeichnete, die aber in Wahrheit Furien vorſtellten, was ihm dieſelben außerordentlich übel nahmen, als ſie es ſpäter erfuhren.

Jetzt wurde das Decamerone von Winterhalter vorgeſchoben, das duftige, ſchöne Bild, welches dem geneigten Leſer gewiß bekannt iſt. Es iſt jener herrliche Garten bei Florenz, wo an einem Springbrunnen die ſieben ſchönen Paare junger Mädchen und Männer in anmuthigen Gruppen ruhen und der erwählten Königin zulauſchen, die erhaben zwiſchen ihnen ſitzt, das ſchöne Haupt mit Blumen bekränzt.

„Ah!“ machten ſämmtliche Damen, umringten in einem weiten Kreiſe das Bild, und auch viele der jungen Herren ſtreckten die Hälſe vor, um ſich einen paſſenden Platz auszuſuchen. Wenn es allen Wünſchen der Anweſenden gemäß gegangen wäre, ſo hätte man das Bild wenigſtens achtmal beſetzen können, denn da war faſt Keine, die ſich nicht für berechtigt hielt, mindeſtens als Königin da zu ſitzen. Einige Ausnahmen fanden wohl Statt, das waren aber ſchon Solche, die mehrmals vortheilhaft beſchäftigt waren, oder ſehr ältliche Damen, in deren Herzen aber nun

jener angedeutete Wunsch zu Gunsten ihrer verschiedenen Töchter laut wurde.

Da Arthur bei mehreren Tableaux schon bewiesen hatte, daß er nicht zu bestimmen war, von seiner Liste abzugehen, so wandten sich mehrere vorsorgliche Mütter an die Commerzienräthin, um eine Einsprache zu Gunsten ihrer Angehörigen zu erwirken, wodurch die alte Dame in augenscheinliche Verlegenheit kam, denn es waren zu wenig Figuren in dem Bilde, um allen diesen Privateinsprüchen genügen zu können. Er der Obertribunal-Präsident ließ sich herbei, eine Figur als äußerst passend für seine Emilie zu bezeichnen. Der junge Jagdhund verwandte sich auf's Lebhafteste für seine Schwestern, so daß am Ende die Commerzienräthin in Folge aller dieser Bestürmungen ihren Sohn auf die Seite nahm und ihn in ernsten und dürren Worten anwies, den billigen Wünschen einiger der vornehmsten Damen, die sie ihm namentlich bezeichnete, nachzukommen und das Decamerone, welches Tableau den Glanzpunkt des Abends bilden sollte, nach ihrer Angabe zu besetzen. Vergebens waren die Einwendungen Arthur's: Mama hob ihre Nase so hoch als möglich in die Höhe und sagte kurz und bestimmt, sie habe schon während der früheren Bilder sich manche Abänderungen Seitens ihres Sohnes gefallen lassen, dießmal aber beharre sie auf ihrem Wunsche, nöthigenfalls Befehle, und wolle von keiner Widerrede etwas wissen.

Arthur dachte einen Augenblick nach, dann flog ein eigenthümliches Lächeln über seine Züge; er nahm seine Liste, änderte Einiges darin ab und bat die zusammen gedrängte Schaar der Damen und Herrn um etwas Platz, damit er im Stande sei das Bild stellen zu können.

Erwartungsvoll wich Alles aus einander, der junge Maler arrangirte die Sitze auf der kleinen Estrade im Hintergrunde des

Saals und ſagte dann, nachdem er einige Worte mit der Commerzienräthin geſprochen, mit lauter Stimme: „Das Decamerone iſt ein Lieblingsbild von Mama und hat ſie die meiſten der Damen und Herren, die darin vorkommen, ſelbſt bezeichnet.“

„Vortrefflich! — Sehr ſchön! — Ah! das muß ein ſuperbes Bild werden!“ murmelte es vergnüglich durch einander, wobei namentlich die Bittſteller und Bittſtellerinnen, die vorhin mit der alten Dame unterhandelt, heitere Geſichter zeigten. Andere aber, die dieß wohl bemerkt, ſtießen ſich leicht an, ſchüttelten die Köpfe und man konnte verſchiedene Reden hören: wie man wohl denken könne, was dabei beſchäftigt ſei, daß man ſich an dergleichen Zurückſetzungen gewöhnen müſſe, daß bei der Aufführung das Publikum wohl ein richtiges Urtheil haben werde, und dergleichen mehr.

Arthur fieng an, die Namen der Damen und Herrn abzuleſen, und der geneigte Leſer wird unſerer Verſicherung glauben, daß das Decamerone in dieſer Zuſammenſtellung wenn auch kein reizendes Bild doch ein vornehmes wurde.

Was die Männer anbetraf, ſo konnte man ſchon zufrieden ſein und wurden auch dabei wenig Bemerkungen laut, obgleich ſich der junge Jagdhund eine Rolle heraus geſchlagen hatte und ſich hin ſtellte, wie ein unglücklich ausgeſtopfter Storch, der durch Selbſtmord in's Jenſeits gewandert und deßhalb ein melancholiſches Air behalten. — Die Damen aber, die nun erſchienen, und meiſtens ſtolz und ſicher ihre Plätze einnahmen, mußten ſchon ein gelindes Spießruthenlaufen aushalten.

„Zwei Töchter des Herrn Oberregierungsraths von D. —“

„Gott!“ ſagte eine dicke Kanzleiraths-Tochter, „die Emilie und Auguſte! Da wird viel weiße Schminke verbraucht werden.“

„Es iſt nur ein Glück,“ ſetzte eine ziemlich junge Kauf-

mannsfrau hinzu, „daß die Emilie ſitzt und man ihren Rücken nicht ſehen wird.“

„Sie iſt wirklich ein Bischen ausgewachſen,“ meinte eine Andere.

„Das nennſt du ein Bischen?“ ſprach eine Vierte. „Mich hat die Corſettmacherin verſichert, ſie ſei ganz in Eiſen eingeſchnürt, und wenn das nicht der Fall wäre, ſo müßte ſie zuſammen knicken wie ein Taſchenmeſſer.“

„Fräulein Pauline von W.,“ ſagte Arthur.

„Ah! die häßliche Nichte des Miniſters!“

„Und in dem ſchönen Decamerone!“

„Florenz hatte damals eine betrübte Zeit,“ ſagte boshaft eine andere Stimme; — „Hungersnoth und Krankheit. — Pauline wird das recht natürlich darſtellen.“

„Aber nehme mir kein Menſch übel, das wird ja ein ſchreckliches Bild!“ bemerkte entrüſtet die Kanzleiraths-Tochter. „Ich mache ja durchaus keine Anſprüche, da mitzuſtehen, — denn ich weiß, daß ich nicht ſchön bin,“ ſetzte ſie kokett hinzu; „aber wenn ich ſo ausſähe wie Pauline, ſo würde ich mich bedanken, wenn man mich ſo zur Schau ſtellte.“

Pauline hatte nun auch wirklich nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit einer dieſer hübſchen Geſtalten Winterhalter's, aber ſie war die Nichte des Finanzminiſters, und ihre Mutter, die ſtolz und breit vor dem Bilde ſaß und wohlgefällig auf ihre Tochter blickte, hatte Connexionen bei Hofe.

Eine Vierte, die der Maler nun aufrief, gefiel ebenſowenig als die vorbenannten Drei, und die Vier bildeten auch, um die Wahrheit zu ſagen, einen gar betrübten Anblick, der durchaus nicht vermindert wurde, als nun Arthur die beiden ſchönen Töchter

des Steuerdirectors dazu placirte, die in Jugendfriſche und Schönheit ſtrahlten.

Der Platz der Königin war allein noch unbeſetzt.

Arthur hatte ſich ſchon mehrmal im Saale umgeſehen und endlich gefunden, was er ſuchte. Es war das eine junge und ſchöne Blondine, ein herrliches, prachtvolles Weib, die beſcheiden zurückgezogen neben ihrem Manne, dem Doctor F., ſtand, der mit dem Steuerdirector im eifrigen Geſpräch an einer Fenſterniſche lehnte. Das Umherſchauen des Malers war von verſchiedenen jungen Damen falſch gedeutet worden, und Manche, die ſich wohl berufen fühlte, eine Königin darzuſtellen, drängte ſich auffallend hervor, ja die dicke Kanzleiraths-Tochter, ein unternehmendes Weſen, lehnte ſich, um einen Contraſt hervorzubringen, ſchmachtend an eine dürre Hofräthin und ſagte zu dem Maler im Gegenſatz zu ihren früheren Aeußerungen: „Ah! das wird ein ſchönes Bild; wie prächtig verſtehen Sie das zu arrangiren, Herr Arthur!“ Dieſer aber blickte nach einer andern Gegend hin und nickte der Doctorin F. freundlich zu, wobei er ihr ein lebhaftes Zeichen machte, näher zu kommen, was ſie aber mit einer graziöſen Handbewegung abzulehnen ſchien, wobei ſie leicht die Achſeln zuckte und den Kopf neigte, als wollte ſie ſagen: „Ich gehöre nicht in den vornehmen Kreis.“

„Nun die Königin,“ ſprach freundlich die Commerzienräthin, die ſehr geſchmeichelt war über die vielen Complimente, die man ihrem Talente, Tableaux zu arrangiren, von allen Seiten machte.

„Ach ja, die Königin!“ wiederholten ſehnſüchtig mehrere Damen und blickten erwartungsvoll auf Arthur, der nun durch die Reihen ſchritt und die widerſtrebende Doctorin F. auf den erhöhten Sitz führte.

Hätten aber mehrere Blitze vor der Herrin des Hauſes, vor der Frau von W. und den meiſten der alten Räthinnen dicht eingeſchlagen, die Geſichter hätten nicht länger, die Mienen nicht beſtürzter ſein können, als nun, da die ſchöne Königin ſich elegant auf ihrem Sitz niederließ und — jeder Zoll eine Herrſcherin — ihre Untergebenen betrachtete.

Die Gruppe des Decamerone glich nun einem Strauche, deſſen eine Seite voll duftender Blüthen hängt, während über die andere ein eiſiger Nordwind fuhr, der nicht nur keine Blume aufkeimen ließ, ſondern ſogar das Laub verwelkte und verdorrte.

Frau von W., die ſich zuerſt zu faſſen ſchien, warf der Commerzienräthin einen nichts weniger als freundſchaftlichen Blick zu, dann zuckte ſie die Achſeln und fragte hierauf ihre Tochter: „Nicht wahr, mein Kind, du ſitzeſt ſehr ſchlecht?“

„Ja Mama,“ erwiederte dieſe, „es iſt ſehr anſtrengend, und ich werde es an dem Abend kaum aushalten können.“

„Dann bitte ich, ſich nicht zu geniren,“ verſetzte Arthur, indem er ſich auf die Lippen biß. „Wenn es Ihnen wirklich zu anſtrengend iſt, ſo können wir die Sache anders einrichten.“

Da erhob ſich Fräulein von W., trat zu ihrer Mutter zurück, und ſagte ſo laut, daß es die Dame des Hauſes hören konnte: „Das kann man doch nicht von mir verlangen, neben der — — Frau Doctorin F. zu ſtehen!“

„Unter ihr zu ſitzen!“ ſprach entrüſtet die Mutter. „Die Probe iſt doch bald zu Ende,“ wandte ſie ſich kalt an die Commerzienräthin, „Sie werden erlauben, daß ich mich leiſe empfehle.“ Damit ſtand ſie auf, machte ein förmliches Compliment und rauſchte mit ihrer Tochter nicht ohne einiges Aufſehen zum Saale hinaus.

Die Schweſtern des jungen Jagdhundes ſahen ſich bedeut-

ſam an und fiengen an unruhig auf ihren Sitzen hin und her zu rücken, er ſelbſt, der Juſtizreferendär-Aſpirant, hob die Naſe in die Höhe und ſagte geringſchätzend: „Ihr habt doch eigentlich da einen ſchlechten Platz bekommen.“

„O ja, das fühlen wir auch,“ entgegneten die Beiden einſtimmig. Und Eine ſetzte boshaft hinzu: „Wir ſcheinen doch nicht recht in dieſes Bild hinein zu paſſen.“ Worauf ſie ſich langſam erhoben, um ſachte auf die Seite und von der Eſtrade hinab zu rutſchen.

Arthur hatte Alles dieß vorhergeſehen, und um in ſeine Schlachtordnung keine auffallende Lücke zu bringen, das zuerſt ausgetretene Fräulein von W. durch die dicke Kanzleiraths-Tochter erſetzt, was ihm allerdings einen ſüßen Blick und einen Händedruck koſtete, als er ſie auf ihren Platz führte.

Der Doctor F. war unterdeſſen mit dem Oberſteuerdirector näher getreten, und Beide hatten wohl bemerkt, um was es ſich handle. Der Doctor biß ſich gelind auf die Lippen und warf ſeiner Frau aus der Entfernung einen Blick zu, den ſie mit einem unbefangenen Lächeln erwiederte.

Der Oberſteuerdirector trat dicht an die Eſtrade heran und ſagte ſeinen beiden Töchtern: „Ihr habt da einen vortrefflichen Platz; ſitzt nur recht ruhig und macht dem ſchönen Tableau alle Ehre,“ — eine Bemerkung, wofür ihm die ſchöne Königin einen Blick des innigſten Dankes zuwarf, denn wir brauchen dem geneigten Leſer nicht wohl erſt zu ſagen, daß dieſe Frau mit ihrem zarten Gefühl augenblicklich die niedrige Unverſchämtheit begriffen, welche die ſchlecht erzogenen Töchter gebildet ſein wollender Stände gegen ſie begangen.

Auch das vierte von der Commerzienräthin octroyirte verwelkte Blatt entfiel dem Strauße und ſäuſelte den Töchtern des

Oberregierungsrathes nach, um sich in einer Ecke des Saales über die erlittene Kränkung zu besprechen.

Natürlich wurden sie von Arthur augenblicklich durch drei frische Mädchen ersetzt, und als bald der junge Jagdhund, der sich wiederholt eines sonderbaren Hüstelns beflissen, von dem Maler scheinbar ruhig aber mit einem gewissen festen Blick gegen einen größeren Herrn umgetauscht worden war, stand das Bild so vortrefflich und schön, daß die Unbefangenen aus der Gesellschaft, als nun probirt wurde, einstimmig in die Hände klatschten.

Den Gemüthszustand der alten Räthin bei dieser für sie so empörenden Scene brauchen wir wohl dem geneigten Leser nicht zu schildern; ihre Finger umspannten krampfhaft das Taschentuch, und da sie keinen Tisch vor sich zum Trommeln hatte, so machte sie ihrem Zorn auf andere Art Luft und schien von einem wahren Krampfhusten befallen zu sein.

Die Probe ging nun zu Ende, die Eingeladenen verschwanden, nachdem sie der Herrin des Hauses versichert, die Aufführung der lebenden Bilder werde einen köstlichen Abend geben und sie freuten sich ungemein darauf.

Arthur war mit dem Doctor F. weggegangen und die Räthin schloß sich in ihr Boudoir ein, um ruhig zu überlegen, was auf diese scandalöse Geschichte zu thun sei.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der geneigte Leser wird sich vielleicht erinnern, daß wir ihn in einem früheren Kapitel in einen entlegenen Theil der Stadt führten, wo sich in der Nähe des großen Fruchtmarktes, dem ältesten Theile der Stadt, ein Zusammenbau von alten massiven Häusern befand, die mit zahlreichen Ein- und Ausgängen auf verschiedene Straßen ziemlich sichere Schlupfwinkel waren für allerlei Leute, die Ursache hatten, die Oeffentlichkeit zu scheuen und der spähenden Polizei nicht unter die Augen zu kommen.

Diese Gebäude, in früheren Zeiten einzeln stehend, waren nach und nach durch Anbaue der verschiedensten Art vereinigt worden; nach Bedürfniß hatte man Gänge angebracht, Mauern durchschlagen, Höfe überbaut und solcher Gestalt die Wohnungen unter einander verbunden, wodurch aber das Ganze im Innern ein wahres Labyrinth wurde, durch welches den Ein- und Ausgang zu finden für einen Uneingeweihten sehr schwierig, ja in gewissen Theilen ganz unmöglich wurde. Hier befanden sich Aus-

gänge, die auf irgend einen finstern Hof mit vielen Thüren führten, wo ein des Weges Kundiger, wenn er gerade verfolgt wurde und er wenige Schritte Vorsprung hatte, plötzlich verschwand und durch einen andern Eingang des Gebäudes zurückkehrte, ehe der Verfolger ihn wieder zu Gesicht bekam.

Der wirklichen Ausgänge auf die Straßen waren es außerordentlich viele, und obgleich man sie alle kannte, und es nicht schwer gewesen wäre, sie im Falle einer Durchsuchung zu besetzen, was übrigens auch häufig genug geschehen war, so zuckten doch die erfahrensten Polizei-Officianten bei solchen Veranlassungen die Achseln und nannten das ein vergebliches Bemühen, denn sie seien überzeugt, so sagten sie, es befänden sich da geheime Ein- und Ausgänge durch benachbarte Keller oder Gott weiß wo sonst, von denen Keiner von ihnen eine Ahnung habe.

Natürlicher Weise war aber der Sicherheitsbehörde der Eintritt in diese Gebäude durchaus nicht verwehrt und konnte sie hier ihren Amtsgeschäften nachgehen, so oft sie es für nöthig erachtete.

Es wohnten hier eine Menge Familien von den verschiedenartigsten Gewerben, ja unten in einem Theile befanden sich ein paar elegante Laden sowie Werkstätten von Schmieden, Wagnern, Sattlern und dergleichen mehr. Von dem Ganzen besaß die hohe Polizei einen sauber gearbeiteten und sehr correcten Grundriß, den man einstens durch den Stadtbaumeister aufnehmen zu lassen für nothwendig gefunden hatte, und darin waren auch die Familien verzeichnet, wo sie wohnten, wie viel Zimmer sie inne hatten, und es wurde strenge darauf gehalten, daß die verschiedenen Aus- und Einzüge der Behörde augenblicklich gemeldet wurden.

Obgleich nun auf diese Art das ganze Anwesen scheinbar

klar und durchſichtig vorlag, ſo war der Fuchsbau, wie wir ſchon oben andeuteten, eine wahre Räuberhöhle und wimmelte von Dieben, Betrügern, allem möglichen Geſindel mit ihrem ſo nothwendigen und zahlreichen Anhang von Hehlern jeder Art. Wie oft ſchon hatte man auf dringenden Verdacht plötzliche Hausſuchungen angeſtellt, ohne je etwas gefunden zu haben; der gegründetſte Verdacht war nie gerechtfertigt worden, und ſo fand denn auch die Gerechtigkeit keinen triftigen Grund, um den Fuchsbau, wie man ſchon mehrmals in Vorſchlag gebracht hatte, entweder ganz niederzureißen oder in ſeiner ehemaligen Geſtalt wieder herzuſtellen durch Entfernung der verſchiedenen Anbaue mit ihren labyrinthiſchen Treppen und Gängen, — ein Vorſchlag, deſſen Ausführung übrigens auch noch wegen des Koſtenpunkts und der Gefährlichkeit in baulicher Beziehung ſeine Schwierigkeiten gehabt hätte.

Wir haben ſchon vorhin geſagt, daß das Ganze den Namen des Fuchsbaues hatte; ein beſonderer Theil hieß aber der Gaſthof zum Fuchsbau, und in dieſe ſtillen Gemächer wollen wir den geneigten Leſer unſichtbar einzuführen uns erlauben, was ſo ohne Gefahr geſchehen kann, wogegen er in Wirklichkeit mit einem guten Rock bekleidet ein ſehr unwillkommener Gaſt ſein würde.

Es iſt draußen ein unheimliches naßkaltes Wetter; Schnee, Regen und Wind jagen einander in den engen Durchgang hinein, von dem wir ſchon früher ſprachen, und da bei dieſer Hetze die erſtgenannten leichten Geſellen verſchmolzen und verflogen, ehe ſie der Sturm recht erfaſſen konnte, ſo ließ er nun ſeine Wuth an einer alten Laterne aus, die an roſtigen Ketten von dem Gewölbe niederhieng und ächzend hin und her wehte.

In dem Durchgang befindet ſich jene uns ſchon bekannte kleine eiſerne Gitterthüre, von ſchweren Stangen gemacht, mit

einem sehr soliden und künstlichen Schlosse sowie oben und unten mit Riegeln versehen, die, wenn sie vorgeschoben sind, ungreifbar in das Eisen zurückfallen und nur durch eine künstliche Vorrichtung wieder zurückgezogen werden können.

Hinter dieser Thüre beginnt eine schmale steinerne Wendeltreppe, die oben auf eine einzige, wieder verschließbare Thüre führt; dann kommt ein gewölbter Gang, spärlich von einem stark eingetriebenen Gaslicht beleuchtet, auf welchen mehrere Thüren münden.

Durch eine derselben treten wir geräuschlos ein und befinden uns nun in einem großen Gemache mit braunen Holzwänden, eben solcher Decke und einem mächtigen Kachelofen. Das Mobiliar desselben besteht aus langen, schweren eichenen Tischen und Bänken; in einem hohen Eckschranke sind Gläser und Flaschen aller Art verwahrt. Neben diesem Buffet befindet sich ein einzelner Stuhl, ein alter Lehnsessel, in welchem ein kleines, vertrocknetes Weib sitzt, welche die Hände in den Schooß gelegt hat und die eine Kellnerin vorstellt. Sie scheint unachtsam vor sich hinzustarren, doch sieht ein aufmerksamer Beobachter, daß sie unter ihren grauen buschigen Augenbrauen die glänzenden kleinen Augen unruhig hin und her laufen läßt. Vor ihr liegt ein großer Hund, dessen zottiges Fell ihr als Fußschemel dient; neben ihr, zwischen dem Eckschranke und der Wand, befinden sich, an starken Drähten von der Decke herabhängend, mehrere Handgriffe, die wie Klingelzüge aussehen; es sind dieß aber nicht so ganz harmlose Gegenstände und auf ihnen beruht theilweise die Sicherheit des Hauses. Der Zug an einem derselben gibt dem Hausknecht ein Zeichen, die Thüren zu öffnen und zu schließen, ein anderer ist eine Art Telegraph, der durch gewisse Zeichen mit den Nebenzimmern communiciren kann, ein dritter steht mit einer Allarm-

glocke für das ganze Haus in Verbindung, und der vierte endlich beherrſcht die Gasleitung des Gebäudes und kann durch einen einzigen Zug Alles in die dichteſte Finſterniß verſetzen.

Das Zimmer, in dem wir uns befinden, iſt alſo, obgleich das allgemeine Schenkzimmer des Gaſthofes zum Fuchsbau, zugleich auch die Portierſtube für ſämmtliche Gebäude, und das alte Weib, ein hartes, verſchlagenes, liſtiges Weſen wurde mit großer Sorgfalt zur Pförtnerin auserwählt. Und man hätte keine beſſere finden können: ſie hatte alle Abſtufungen des Diebslebens durchgemacht und wer ſie bei Vertheilung von Beute oder beim Verkauf geſtohlener Gegenſtände überliſten wollte, der mußte ſich zuſammen nehmen.

An einer der langen Tafeln befanden ſich vier Männer, von denen drei in eifrigem Geſpräch begriffen waren, der vierte aber mit dem Kopf an die Wand lehnte und zu ſchlafen ſchien. Dieß war ein ſchlank gewachſener großer Mann in den Dreißigen, der regelmäßige Züge, ſchwarzes Haar und einen gut gepflegten dichten ganzen Bart hatte. Seine Kleidung dagegen war ſehr unordentlich und abgeriſſen; er trug einen fadenſcheinigen grauen Jagdrock, an dem ſich vorn auf der Bruſt nur ein einziger Knopf befand, ſchwarze, zerlumpte Hoſen, und wenn man den einen Fuß genau betrachtet, den er vor ſich auf die Bank gelegt, ſo ſah man, daß der Stiefel aufgetrennt und die Sohlen faſt gänzlich zerriſſen waren.

Die drei Anderen ſaßen etwas entfernter; Einer mit krauſem röthlichem Haar hatte beide Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt und den Kopf auf die Fäuſte gelegt. Er hatte ein plumpes, obgleich nicht unangenehmes Geſicht, das aber, beſonders die Naſe, ſtark geröthet war. Dieſer war einfach aber gut gekleidet; er trug

Lederhosen, hohe Stiefel und ein Wamms von dickem, dunkelblauem Wollenstoff.

Der Zweite lehnte hinten über an die Bank, war mit schäbiger Eleganz gekleidet, hatte ein hiezu passendes mageres Gesicht mit abgefeimten Zügen. Derselbe rauchte eine Cigarre, deren Dampf er empor blies und ihm behaglich nachschaute.

Der Dritte endlich beugte sich über den Tisch, ließ kleine Brodkugeln aus seinen Fingern fallen und schien irgend etwas erzählt zu haben. Dieser, obgleich am Besten gekleidet, — er trug eine gutgemachte und saubere herrschaftliche Livree, — hatte das unangenehmste, ein wahrhaft widerliches Gesicht. Sein vorn fast nackter Schädel wurde von wenigen Haaren umflattert, die er von hinten hervorzukämmen versuchte, und an denen er beständig mit der Hand strich, um die Widerspenstigen nach seinem Willen zu gewöhnen. Er schielte ein klein wenig und machte beständig ein spitzes Maul, um welches fast immer ein fades Lächeln spielte.

Diesen Männern gegenüber, fast hinter dem Ofen, befanden sich zwei Frauenzimmer, deren Gewerbe nicht zu verkennen war, denn neben der Einen lehnte eine Harfe an der Wand, während auf der Bank zwischen Beiden eine Guitarre mit einem Band von verblichener Farbe war. Zwei Bündel befanden sich auf dem Tische neben einer Schüssel, woraus Beide eine Suppe gegessen zu haben schienen; der Löffel der Einen lehnte am Rande des Gefässes, während die Andere den ihrigen vor sich niedergelegt hatte. Sie waren von verschiedenem Alter und sehr ungleichem Aeußern; Eine mochte wohl an die Dreißig sein, während die Andere das zwanzigste Jahr kaum zurückgelegt hatte. Die Aeltere erschien als eines jener leichtfertigen Wesen, welche Musik treiben, so lange Jemand da ist, der ihnen zuhört, dann aber gerne an einer freundlichen und innigeren Unterhaltung Theil nehmen.

Sie hatte ein rothcarrirtes Wollenkleid an, und da es ziemlich tief ausgeſchnitten war, ſo bemerkte man ihre vollen Formen, die ſie auch durchaus nicht zu verbergen ſtrebte, denn ein kleines Halstuch hatte ſie neben ſich auf die Bank gelegt. Ihr Geſicht war wettergebräunt, hatte einen kecken, verwegenen Ausdruck, dicke, etwas aufgeworfene Lippen und dunkle, lebhafte Augen. Das Haar trug ſie in zwei ſchwarzen Flechten, die um die Ohren herum an den Hinterkopf liefen, dabei hatte ſie einen ſogenannten ſchiefen Scheitel, und war das offenbar ein Mittel, um einige ſehr dünne Stellen ihres Haarwuchſes zu verdecken.

Die Andere, die, welche den Löffel neben ſich gelegt hatte, war ein ſchlankes, ſchmächtiges Mädchen mit einem ſchmalen, bleichen Geſichte und blondem Haar. Ihre blauen Augen konnte man ſelten ſehen, da ſie meiſtens vor ſich niederſah; ihre Züge drückten Beſcheidenheit, Furcht und Scham aus; auch ſchien ſie ſich in ihrer Umgebung gar nicht behaglich zu fühlen, denn wenn ſie, was bisweilen geſchah, einen ſchnellen Blick rings durch das Zimmer und über die nebenſitzenden Männer laufen ließ, ſo überflog ihre blaſſen Wangen eine leichte Röthe, und wenn je einer vom anderen Tiſche herüber ſah, ſo ſchrack ſie ordentlich zuſammen.

Der in der Livree hob ſein faſt leeres Glas in die Höhe, ſchlürfte den letzten Tropfen daraus, und wandte alsdann ſeinen Kopf der Alten zu, die in ihrem Lehnſtuhle zu ſchlafen ſchien.

„He da! Wein!“ rief er, indem er ſeine leere Flaſche auf den Tiſch ſtieß.

„Zuerſt Geld,“ entgegnete die Alte, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Geld?“ ſagte der Andere gezwungen lachend. „Ich habe keins mehr; du kannſt ankreiden oder kannſt mich auch meinet-

wegen tractiren. Es wäre nicht mehr als billig, wenn wir Alle hier auf Unrechtskoſten lebten."

„Gebt mir Geld, ſo bekommt ihr Wein," erwiederte ruhig die Alte.

„Ich ſage dir aber, ich habe keinen Kreuzer mehr."

„Und Durſt für viele Gulden," meinte der mit dem rothen Haar.

„Es iſt mein Ernſt," fuhr der in der Livree fort, „daß du es aufſchreiben ſollſt, Alte. Man wird doch wohl hier in dem verfluchten Hauſe noch Credit haben?"

„Ihr aber habt in dem verfluchten Hauſe nicht den geringſten Credit mehr," erwiederte das Weib. „Ueberhaupt habt ihr genug geſoffen und könnt nach Hauſe gehen."

„Du willſt uns heimſchicken!" entgegnete der Andere höhniſch. „Ich habe nun einmal Luſt, die ganze Nacht da zu bleiben; ich will Wein haben und da die Harfenmädel ſollen aufſpielen. Nachher bitte ich mir ein Zimmer aus; — was meinſt du, Nanett?" — Dabei kniff er gegen das ältere der beiden Mädchen das linke Auge zu.

Die Alte würdigte ihn übrigens gar keiner Antwort mehr.

„Na, ich gebe dir noch einen Schluck," ſagte der im ſchwarzen Frack, indem er ſeine Cigarre aus dem Munde nahm und ſeine etwas gelben Vatermörder in die Höhe zupfte. „Du biſt trotz deiner glänzenden Livree doch ein armes Luder. Ich möchte nicht in deinem Rocke ſtecken."

„Bah! Und warum nicht? — Wegen des elenden Meſſerſtichs?"

„Ja, ja, wegen des elenden Meſſerſtichs!" lachte der mit dem rothen Haar, indem er ſeinen Kopf erhob und mit der frei gewordenen Fauſt ſein Glas ergriff, das er austrank.

„Wie war doch die Geſchichte eigentlich?“ fragte der elegant Ausſehende.

Der Gefragte warf ihm einen prüfenden Blick zu, der ſagen wollte: kann ich dir auch trauen oder haſt du vielleicht im Sinne, die Geſchichte irgendwo zu berichten? Doch zuckte er gleich darauf die Achſeln und ſprach wie zu ſich ſelber: „Teufel! es iſt ja ziemlich bekannt und es fällt mir auch gar nicht ein es zu läugnen. — Wir brachen in der Vorſtadt ein, wie ihr Alle wißt, Thomas, der ſchwarze Johann und ich.“

„Bei deinem Herrn?“ ſagte lachend der Eine.

„Aber nicht in ſeiner Livree!“ meinte der Andere.

„Laßt doch eure ſchlechten Späſſe! — Genug, wir brachen ein, — es iſt eigentlich kein Einbruch zu nennen, denn ich hatte ja alle Riegel zurückgeſchoben; auch ging Alles glücklich von Statten, — wir nahmen eine hübſche Summe, Silbergeſchirr, nachdem wir vorher den Alten gebunden, und kamen glücklich in's Freie.“

„Dabei hätteſt du es auch belaſſen ſollen,“ ſagte der mit dem rothen Haar. „Weßhalb gingſt du wieder zurück?“

„Eigentlich nur in der Abſicht, um nachzuſehen, ob wir ihn auch recht feſt gebunden. Und meine Vorſicht war nicht unnöthig, denn er hatte die rechte Hand frei gemacht und wollte ſich gerade den Knebel aus dem Munde ziehen; deßhalb gab ich ihm einen tüchtigen Meſſerſtich.“

„Falſch! falſch!“ verſetzte der im ſchwarzen Frack, indem er den Dampf der Cigarre weit von ſich blies. „Er wurde noch am andern Morgen feſt gebunden und geknebelt gefunden, und die Zeitungen machten nun ein großes Geſchrei wegen der Unmenſchlichkeit der Räuber. Wie hieß es doch? — Eine ſolche That muß um Rache ſchreien, und die Vergeltung kann nicht

ausbleiben. Nicht genug, daß die eingedrungenen Verbrecher den armen Mann knebelten, einer dieſer Böſewichte kehrte auch zurück und verſetzte ihm aus teufliſchem Muthwillen mehrere Meſſerſtiche."

„Hörſt du?" ſagte der Rothhaarige. „Aus teufliſchem Muthwillen! Und das ſoll der Herr gewaltig übel genommen haben."

„Welcher Herr?" fragte der Andere in naſeweiſem Tone und warf verächtlich die Lippen auf.

„O Bürſchlein, Bürſchlein!" lachte der im ſchwarzen Frack; „nimm' dich zuſammen; hier haben die Wände Ohren."

„Was geht das mich an? — Bin ich deßhalb ein Dieb geworden, um mich ſchulmeiſtern zu laſſen? Das fehlte mir fehlen!"

„Er hat zu viel getrunken. — Ich will dir einen guten Rath geben: mach', daß du nach Hauſe kommſt, und wenn du ausnahmsweiſe einmal klug ſein willſt, ſo laß' dich in den nächſten vier Wochen nicht im Fuchsbau ſehen."

„Das wird ihn wenig helfen, wenn er ihn ſuchen läßt; und ich glaube faſt, er hat ein Auge auf dich geworfen."

„Gleichviel; jetzt will ich trinken!" erwiederte der Andere, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug. „Wein her! — Und wenn du mir nicht auf mein ehrliches Geſicht borgen willſt, alte Canaille, ſo nimm' hier meine Uhr; ich löſe ſie morgen wieder ein." Damit ſtand er auf, um zu dem Weibe zu gehen, die noch immer keine Sylbe geantwortet hatte. Als er aber in die Gegend des Ofens kam, wo die beiden Mädchen ſaßen, blieb er lächelnd ſtehen, ſtützte beide Arme auf den Tiſch und ſagte leiſe und widerlich lachend zu der Aelteren: „Ich verſetze die Uhr

nur um deinetwillen, Schatz, denn ich weiß, daß du eine koſtbare Geliebte biſt."

Das Mädchen zuckte verächtlich mit den Achſeln, ſchlug alsdann die Arme über einander und ſchaute ihn mit einem feſten und unausſprechlich frechen Blicke an.

„Nun, nun," ſagte er halb zurückfahrend, „beiß mich nur nicht! Willſt du denn nie und nimmer zahm werden, nie freundlich und nachgiebig?"

„O ja!" entgegnete das Mädchen laut lachend; „gegen Jeden, der mir gefällt, aber nie gegen dich — dich, unſeres Herrgotts miſerabelſten Knecht."

„Ich will dir was ſagen," verſetzte der Lakai; „was ſoll man ſich mit dem dürren Holze abplagen, wenn grünes daneben wächst! Mach' mir Platz, ich will mich ein wenig bei der kleinen Blonden niederlaſſen. — Gott verdamm' mich! mach' Platz, ſag' ich, oder ich will dir zeigen, wo du her biſt, Harfenmenſch erbärmliches!"

Die Aeltere von den beiden Mädchen, die wohl wußte, daß hier eine kleine an ihr verübte Mißhandlung nicht ſehr beachtet würde, beſonders da augenblicklich keiner ihrer Freunde und Beſchützer da war, duckte ſich auf die Seite, um dem Kerl zwiſchen ſich und dem andern Mädchen Platz zu machen. Dieſe aber faßte verzweiflungsvoll ihren Arm, drückte ſich feſt an ſie und flehte mit leiſer Stimme, ſie möge ſie um Gotteswillen nicht in der Gewalt des rohen Menſchen laſſen.

„Das pipst auch ſchon gegen mich," ſagte er hohnlachend; „die haſt du wahrſcheinlich dreſſirt; iſt mir aber gleichviel, ob du freiwillig oder unfreiwillig mit mir gehſt. Wer einmal hieherkommt, der bietet ſich an; das iſt von jeher ſo gehalten worden und wirſt du nicht ändern wollen."

Das junge Mädchen ſchaute ihre Gefährtin mit einem verzweiflungsvollen, fragenden Blicke an, als wenn ſie ſagen wollte: iſt das ſo, ſpricht er die Wahrheit? — bin ich hier in die Gewalt eines Jeden gegeben, der ſeine Hand nach mir ausſtreckt? — Es war das ein entſetzlicher Blick, ein Blick voll Jammer und unausſprechlichem Elend, den ſie jetzt auf ihre ältere Gefährtin richtete. Dabei öffnete ſie erſchrocken den Mund, und zwei Thränen rollten langſam über ihre blaſſen Wangen hinab.

Der Lakai bemühte ſich gerade, zwiſchen dem Tiſch und der Bank herum zu kommen und ſich neben ſeine Beute zu ſetzen, als er ſich auf einmal auf die Schulter gedupft fühlte. Er wandte ſich um und ſah den mit dem ſchwarzen Frack hinter ſich ſtehen; dieſer ſtreifte ruhig die Aſche ſeiner Cigarre mit den Fingern ab, dann ſagte er im freundlichſten Tone von der Welt: „Laß deine Finger davon, Jacob, ich war eher da als du und habe mit der kleinen Mamſell ſchon Alles in's Reine gebracht. — Nicht wahr, mein Schatz?“

Das blonde Mädchen, dem ſein Beſchützer in dieſem Augenblicke nicht minder ſchrecklich erſchien wie ihr Verfolger, blickte in die Höhe und wußte nicht, was es antworten ſollte.

„Sage nur ja,“ flüſterte ihr Nanette zu, „das iſt doch Zeit gewonnen.“

„Nicht wahr, mein Kind?“ fuhr der Elegante fort, indem er ſich unternehmend durch ſein Haar ſtrich; „wir kennen uns ſchon; ſage nur ungenirt dieſem Herrn, daß du mir unbedingt den Vorzug einräumen wirſt. Ich denke, da wird keinem vernünftigen Mädchen die Wahl ſchwer werden.“

Als ihre Begleiterin ſie nochmals anſtieß, hauchte das arme Geſchöpf ein leiſes Ja, worauf eine tiefe Röthe ihr Geſicht überflog und ſie den Kopf weit herab auf die Bruſt ſinken ließ.

„Ich bitte, ſich alſo nicht weiter zu bemühen," ſagte der neue Beſchützer zu dem Lakaien. „Komm hinter dem Tiſche vor und mach' keine Ungelegenheit. Wenn ich auch weiß, daß man Streitigkeiten hier nicht gerne ſieht, ſo ſoll es mir doch gar nicht darauf ankommen, dir nöthigenfalls ein paar Knochen im Leibe zu zerſchlagen. — Aber darum keine Feindſchaft!"

„Nein, um ſolche Waare gewiß keine Feindſchaft," entgegnete der Andere, der ſich ſchnell faßte, die Sache in einen Scherz verwandelte und darauf luſtig lachend hinter dem Tiſche vorkam, worauf Beide zuſammen ſich wieder an ihren alten Platz zurück begaben.

Die Mädchen blieben ſtumm neben einander ſitzen; Nanette hatte ihre beiden Hände vor ſich auf den Tiſch gelegt und ſchien aufmerkſam ein paar Ringe an ihren Fingern zu betrachten, in Wahrheit aber ſchaute ſie darüber hinweg und war in tiefes Nachdenken verſunken.

Nach einiger Zeit ſtieß die Jüngere ſie an und ſagte leiſe: „Können wir nicht irgend wohin zu Bette gehen? ich bin ſo furchtbar müde."

Nanette fuhr darauf aus ihren Träumereien empor, ließ ſich die Frage nochmals wiederholen und entgegnete alsdann: „Haſt du Geld?"

„Noch zwei Gulden," verſetzte die Blonde, „und ich will ſie gern opfern, um mit Ihnen allein ſein zu können."

„Nun, es iſt mir am Ende auch lieber als hier auf der Bank," antwortete Nanette; „wir können noch ein wenig plaudern." Dann ſtand ſie auf, ging zu der Alten hin und ſagte ihr leiſe einige Worte.

Dieſe nahm aus ihrem Schrank einen Schlüſſel und einen zinnernen Leuchter mit einem Talglichte und händigte Beides dem

Mädchen ein, jedoch nicht eher, als bis ſie vorher ihre knöcherne Hand aufgehalten und dafür einiges Geld in Empfang genommen hatte.

Nanette nahm die Harfe und ihr Bündel, die Andere ihre Guitarre, und darauf verließen Beide das Zimmer.

Der mit dem ſchwarzen Frack wandte den Kopf herum. — „Welche Nummer?“ fragte er das Weib.

„Vierundzwanzig,“ entgegnete dieſe; worauf derſelbe beruhigt mit dem Kopfe nickte.

Dreinnddreißigſtes Kapitel.

Sclavengeſchichten.

Die beiden Mädchen ſchritten unterdeſſen durch den langen Gang bis an eine Thüre, hinter welcher ſich eine Wendeltreppe befand.

Nanette, die hier genau Beſcheid zu wiſſen ſchien, ſtieg voran, und ihre Gefährtin folgte ihr bei dem flackernden Scheine der Talgkerze abermals über einen langen Gang, dann wieder ein paar Stufen hinab, und ſo gelangten ſie in Nummer vierundzwanzig.

Dieß war ein ziemlich großes und kahles Gemach mit einem ſchlechten Tiſche und ein paar wackeligen Stühlen, einem Feldbett mit Strohſack und Wollenmatratze, über welche eine alte ſchwere Decke lag. Von Leintüchern war nichts zu ſehen. Das Zimmer hatte zwei Fenſter; in einem derſelben fehlten mehrere Scheiben, der Wind ſauste zuweilen herein, und Regen und Schnee hatten auf dem Boden eine artige Waſſerlache gebildet.

„So, hier wären wir in unſerem Appartement," ſagte

Nanette; „ſehr wohnlich ſieht es gerade nicht aus, aber ich habe ſchon ſchlechter geſchlafen. Du vielleicht auch?“

„Ich — — nicht,“ entgegnete die Andere, indem ſie ihre Guitarre auf den Boden niedergleiten ließ und einen troſtloſen Blick in dem öden Gemach umherwarf; „ich gewiß nicht. Doch wie Gott will!“

„Schätzchen!“ lachte Nanette, „ich glaube faſt, du biſt eine verwunſchene Prinzeß. Ich habe das gleich heute Abend gedacht, als du in der Scheune zu mir kamſt. Es war mir das recht auffallend; aber du mußt geſtehen: naſeweis bin ich nicht, denn ich habe dich eigentlich noch gar nicht gefragt, woher du ſo plötzlich kamſt, weßhalb du ſo ängſtlich und erſchrocken thateſt.“

„Das iſt wahr,“ entgegnete das blonde Mädchen, „und ich danke Ihnen recht ſehr dafür. Sie haben mich gerettet; — aber bin ich hier in dieſem Hauſe in Sicherheit?“ — Dabei ſchüttelte ſie den Kopf und warf einen troſtloſen Blick umher.

„Ehe ich ſagen kann, ob du hier in Sicherheit biſt,“ verſetzte Nanette, „muß ich zuerſt wiſſen, was du zu fürchten haſt. Als du heute zu mir kamſt, da that mir dein Jammern weh, und glücklicher Weiſe konnte ich dir helfen. Die blonde Agnes war mir mit der ganzen Baarſchaft davon gelaufen, hatte mir aber ihre Guitarre und, was wichtiger iſt, unſere Legitimationspapiere hier gelaſſen, unter deren Schutz wir vorderhand ſicher reiſen können. — Daß du nichts von Muſik verſtehſt, habe ich ſchon gemerkt; dein Kleidchen da ſchaut auch nicht nach langem Herumreiſen aus; alſo denke ich, du biſt irgendwo davon gelaufen.“

Die Andere nickte ſtumm mit dem Kopfe und ein Schauder überflog ſie, vielleicht, weil ſie an die Vergangenheit dachte,

vielleicht auch, weil in dieſem Augenblicke gerade der Wind wieder heftig durch das Fenſter herein ſauste.

„Dich friert," ſagte Nanette. „Weißt du was: lege dich in's Bett unter die Decke und wenn du warm geworden biſt, ſo erzähle mir von deiner Sache, was du magſt; ich höre gern allerlei Unglück; — und Gutes wirſt du mir nicht viel zu berichten haben."

„Können wir nicht die Thüre verſchließen?" fragte ängſtlich das junge Mädchen. „Ich ſehe ja keinen Riegel."

„Die gibt's hier nicht," erwiederte Nanette achſelzuckend; „das Verſchließen iſt gegen die Hausordnung und wird namentlich auf den Zimmern, die wir bekommen, nicht geduldet."

Die Andere faltete die Hände und ſah ihre Gefährtin mit einem troſtloſen Blicke an. Dann ging ſie ſeufzend nach dem Bette und legte ſich, da ſie wirklich heftig fror, mit den Kleidern auf die Matratze und unter die Decke.

Nanette nahm einen der Stühle, rückte ihn an das ärmliche Lager und ſetzte ſich ſo, daß ſie ſich mit dem Oberkörper und dem Kopfe ebenfalls auf das Bett legen konnte, worauf ſie einen Theil der Decke über ihren entblößten Buſen zog. — „Alſo," ſagte ſie, „wo kamſt du her, das heißt, wenn du mir dein Geheimniß anvertrauen willſt?"

„Es iſt nur ein ſchreckliches Unglück, aber kein Geheimniß," verſetzte das junge Mädchen. „Ich kam aus dem Städtchen N., wo ich geboren und aufgezogen wurde."

„Von deinen Eltern?"

„Nur bis zum zehnten Jahre, dann waren Beide todt. Eine entfernte Verwandte nahm ſich meiner an; ſie hatte keine Kinder und ich durfte bei ihr bleiben, ſie lehrte mich ſtricken, nähen und

dergleichen, und brachte mich ſo weit, daß ich mit ſechszehn Jahren einen Dienſt annehmen konnte."

„Du nahmſt alſo einen Dienſt an?"

„Ja, bei einem jungen Kaufmanne, der eine ältliche Frau und ein einziges Kind hatte."

„Das war von deiner Verwandten nicht klug gewählt."

„O doch! Er ſtand in dem Ruf eines chriſtlichen und frommen Mannes, es ſprach Keiner ſo ſchön und gut wie er, und Niemand beſuchte häufiger die Kirche."

„Das ſind oft die ſchlimmſten!" ſagte Nanette.

„Ja, ja, er war ſchlimm," fuhr das junge Mädchen fort; „aber ich hatte ja keine Ahnung davon, ich wußte ja lange nicht, was er von mir wollte. Ach! ſein Kind, das kleine Mädchen, hatte ich ſehr lieb und es mich gleichfalls, und er ſchien es gern zu ſehen, wenn ich mich ſo recht freundlich mit dem Kinde abgab. Die Frau war kränklich und reiste jeden Sommer in's Bad."

„Dann warſt du mit ihm allein im Hauſe?"

„Ja," erwiederte die Andere mit leiſer Stimme. Dann fuhr ſie fort: „Anfänglich fiel mir nichts Böſes dabei ein, daß er häufig lange dabei ſtand, wenn ich mit dem Kinde ſpielte oder es aus- und anzog, daß er auch wohl ſeine Hand auf die meinige legte, ja daß er mich zuweilen ſcherzend um den Leib faßte. Ich nahm das Alles ganz unbefangen auf, und umſomehr, da er gleich darauf wieder ernſte und belehrende Worte zu mir ſprach, von der Verdorbenheit der ſündigen Welt, daß die Menſchen im Allgemeinen ſo ſchlecht ſeien, voll Trug und Argliſt, und daß ſich namentlich ein junges Mädchen glücklich ſchätzen müſſe, die in einem guten Hauſe ein Aſyl gefunden und der treue Freunde zur Seite ſtänden. — Auch — — auch," ſagte ſie mit ſtockender Stimme, „auch betete er oft mit mir und nahm mich alsdann

bei der Hand und ſchien ſo ergriffen zu ſein, daß er mich am Ende zuweilen auf die Stirne küßte."

„Schön gemacht!" rief lachend Nanette; „den möcht' ich kennen!"

„Ich lernte ihn kennen," fuhr das junge Mädchen fort, indem ein Schauder über ihren Körper flog. „Aber erſt, nachdem ich ein Jahr im Hauſe war und vor ein paar Tagen. Die Frau war auf kurze Zeit zu ihren Verwanden gereist, und da eines Abends, als ich in mein Zimmer gegangen war und —"

„Das Uebrige kann ich mir denken," ſagte Nanette, während ſie mit einer Hand ein Stück von der Decke zuſammen ballte; „du biſt ein ſchwaches Geſchöpf, du hatteſt nicht den Muth zu widerſtehen, auch nicht die Kraft dazu —"

„O ja!" entgegnete die Andere, „ich hatte Kraft und Muth zum Widerſtand. — Und das war vielleicht gerade mein Unglück. Gott im Himmel! als er mich mit geballten Fäuſten verließ, da ſagte er es mir vorher, gab mir auch noch eine halbe Stunde Bedenkzeit, mich ſeinem Willen zu fügen, ſonſt wolle er mich zertreten wie einen Wurm. Er ſei der Herr und ich ein armes, wehrloſes Geſchöpf, — ſeine Sclavin, ich müſſe mich glücklich ſchätzen, wenn er ein Wohlgefallen an mir fände. — Eine halbe Stunde gäbe er mir Bedenkzeit, und wenn ich ferner ein angenehmes und vergnügliches Leben führen wolle, ſo ſolle ich meine Zimmerthüre, die er offen ſtehen ließ, hörbar ſchließen und wieder öffnen. — Aber ich that es nicht: ich warf die Thüre in's Schloß und ſchob den Riegel vor."

„Du hatteſt einen Geliebten?" fragte Nanette, indem ſie lächelnd den Kopf herum wandte; „gewiß, du hatteſt einen!"

„Woher können Sie das wiſſen?" fragte erſchreckt das junge Mädchen. Dann verbarg ſie verzweiflungsvoll ihr Geſicht in das

grobe Kiſſen und verſetzte: „Ja, ich hatte einen; aber ich habe ihn verloren, wie Alles auf dieſer Welt.“

„Das habe ich mir gedacht. — Aber nun weiter, obgleich ich mir denken kann, was erfolgte.“

Das Mädchen wiſchte ein paar Thränen aus ihren Augen, richtete ſich in dem Bette empor und ſagte mit leiſer Stimme: „Nein, Sie können ſich das Schreckliche nicht denken, was nun erfolgte. Ich wurde am andern Morgen aus dem Hauſe gejagt, — — — — ich hätte geſtohlen, ſagte er. Was weiß ich, wie er es gemacht, aber als ich mit dem kleinen Kinde von der Straße herein kam, war er mit der Köchin auf meinem Zimmer; ich mußte meinen Koffer öffnen und da fanden ſich allerlei Sachen, von denen nur der barmherzige Gott wiſſen kann, wie die hinein gekommen.“

Bei dieſen Worten drehte ſich die Andere langſam herum und ſchaute ihre Gefährtin mit einem langen und prüfenden Blicke an. Dann warf ſie die Oberlippe in die Höhe, ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte: „Das war ſehr dumm. — Und die Polizei —? Doch, was brauche ich da zu fragen! Ich kenn' das ja; was ſind wir arme niedergetretene Weſen, wenn ſo eine fromme, chriſtliche Seele Böſes gegen uns ausſagt, und wenn überdieß noch der Schein gegen uns ſpricht! — O,“ fuhr ſie fort und ihre Augen ſchoßen Blitze, „ich hatte eine Schweſter, der es gerade ſo erging, eigentlich noch viel ſchlimmer, denn auch ſie, ein junges unſchuldiges Mädchen, ſollte ſich ihrem Herrn ergeben, und als ſie ſich weigerte, beſchuldigte man ſie allerhand ſchlimmer Sachen, worauf mein Vater Jenem volle Macht verlieh, die Widerſpenſtige zur Ordnung und Zucht zurück zu bringen. — Das wurde denn auch mit Hunger und Schlägen probirt, und nachdem ſie das eine Zeit lang ertragen, kehrte ſie denn freilich

zur Ordnung zurück, aber die Zucht — war von der Stunde an beim Teufel. — Doch weiter! — Sie ſteckten dich ein?"

„Sie — wollten es thun," fuhr das junge Mädchen unter niederſtrömenden Thränen fort, „aber er hatte einen Buchhalter, der bat für mich."

„Ah! der Buchhalter! —"

„Und darauf jagten ſie mich einfach aus dem Hauſe mit der Weiſung, nicht wieder zu kommen. O, das war von Allem der entſetzlichſte Moment; ich mußte mir ein Bündel mit dem Nothwendigſten zuſammen packen, und da ich vorn zur Hausthüre nicht hinaus wollte, — es waren da böſe Leute, die von der Geſchichte gehört hatten und die auf mich warteten, — ſo öffnete mir der Buchhalter die Thüre des Gartens, die auf das freie Feld führte. Ich faßte in meiner Verzweiflung mit der Hand ſo heftig in die Dornenhecke, daß mein Blut herausſprang und auf den Schnee tropfte; dann ſah ich hinauf an den grauen Winterhimmel und auf den weißen, weißen, einförmigen Schnee, der ſich ſo weit und unabſehbar vor mir ausbreitete. Da war nichts Lebendes zu ſehen als eine Schaar Raben, die ſchreiend über das Feld wegflogen. — Sehen Sie, Henriette, ſagte der Buchhalter, da hinaus wenden Sie Ihren Weg, und wenn Sie auch ſchwer gefehlt haben, er, der die Raben auf dem Felde nährt und die Lilien kleidet, wird ſich auch Ihrer erbarmen."

„Er war fromm wie der Herr," ſagte höhniſch Nanette.

„Darauf wollte er durch den Garten zurück, aber ich ſchrie laut auf und verſuchte, freilich etwas verworren und unklar, ihm den Verlauf des Ganzen zu erzählen. Aber er ſchüttelte den Kopf und ſprach: Henriette, fügen Sie nicht zu dem, was Sie gethan, auch noch Verläumdung und Lüge. Ich kenne den Herrn, — das ehrbarſte und beſte Gemüth, und ſo gut, ſo gut, er könnte

einem Kinde nichts zu Leid thun. — Da raffte ich mich zuſammen, erhob die Hand und ſagte: Die Schande überlebe ich nicht, ich thue mir ein Leides an und mein Blut komme über ihn. Damit ſprang ich in das Feld hinaus und erſt, als ich ſchon ziemlich weit gelaufen war, blickte ich nochmals um. Da ſtand er noch immer an der ſchneebedeckten Hecke und blickte auf die rothen Blutstropfen, die dort von meinen Fingern niedergefallen waren."

„Das war eine Strafe für ihn!" rief Nanette. „Denn als er das Blut ſah, fürchtete er ſich und dachte an deine letzten Worte."

„Ich that mir aber kein Leides an," fuhr bitter lächelnd das arme Mädchen fort; „ich hatte nicht den Muth dazu, und als ich an einen Fluß kam, wo die Eisſchollen neben und über einander hin ſchliffen, da ſchauderte mich und ich eilte wieder von dem Ufer hinweg. Ich lief, bis es Abend wurde, und dann kam ich an die offen ſtehende Scheune, wo ich Sie fand."

„Das iſt eigentlich eine ganz gewöhnliche Sclavengeſchichte, wie ſie zu Dutzenden vorkommen," ſagte das Harfenmädchen. — „Und wenn es dich intereſſirt, etwas von mir zu erfahren, ſo will ich dir gerne damit aufwarten. Eine Ehre iſt der andern werth. Doch iſt meine Geſchichte ein Bischen anders. — Schau mich an," fuhr ſie fort, indem ſie ſich aufrichtete, „ich ſehe nicht aus wie Jemand, der gern duldet und leidet, und damit habe ich mich auch in meinem Leben ſehr wenig abgegeben. Wir waren unſerer vier Geſchwiſter, die, als der Vater ſtarb und uns als Waiſen zurück ließ, ſich noch im Hauſe befanden, das heißt in zwei elenden Dachkammern, wo kein Nagel unſer war. Die Schweſter, von der ich vorhin ſprach, rechne ich gar nicht mit, denn die war damals verſorgt; ſpäter iſt ſie freilich im Spital geſtorben. —

Nun, wir vier, das kann ich dich verſichern, wir waren gut ausſehende hübſche Mädchen; — ich kann das ſchon ſagen, ohne mir zu ſchmeicheln, denn es iſt ja ſchon ziemlich lange her. Nun hielten wir einen Familienrath, dem eine alte Tante beiwohnte, die uns verſicherte, es könne uns nicht fehlen, wenn wir arbeiten wollten und Luſt hätten, uns ehrlich durchzuſchlagen. Dabei ſprach ſie achſelzuckend von der fünften Schweſter und ermahnte uns, an der ein Exempel zu nehmen und meinte, wir ſollen recht tugendhaft bleiben. Aber die Alte hatte gut reden! Die Tugend iſt eine ſchöne Sache für vornehme und reiche Mädchen; da leuchtet ſie und glänzt, und wenn ſie auch ſchon Schaden gelitten hat, das thut Alles nichts, da wird ſie doch als vollkommen unverletzt dargeſtellt und es wagt Niemand, öffentlich daran zu rühren. — — — — Aber bei uns armen Geſchöpfen, da glaubt Jeder, in deſſen Klauen wir gerade fallen, wir ſeien für ein mageres Brod ſein mit Leib und Seele, als hätte er uns auf dem Sclavenmarkte gekauft. — Ich verſichere dich, anders ſehen es die Meiſten, bei denen wir um's Tagelohn arbeiten, gar nicht an."

„Ich kam denn auch gleich in die Hände eines ſolchen Herrn, eines Fabrikanten, der ſeine Arbeiterinnen anſah wie der Türke ſeinen Harem, und der uns mit einem Draufgeld, was wir erhielten, förmlich von ſeinen Unterhändlern kaufte. Ich hatte Wind davon erhalten und wollte nicht zu ihm; aber ein altes Weib, das er zu mir ſchickte, und die er außerordentlich bezahlte, wußte mir die Sache recht lockend darzuſtellen. Ich ging alſo in die Fabrik, aber nicht in die Falle, und als nicht lange darauf der entſcheidende Moment kam, erhielt mein Herr ein paar tüchtige Ohrfeigen, was meine ſämmtliche Colleginnen in's höchſte Erſtaunen ſetzte, denn die und — Gott verzeih' es ihnen — auch viele ihrer Eltern, hatten ſich oder die eigenen Kinder zu allen

Dienſten förmlich verkauft, und wenn ſo ein unglückliches Geſchöpf ſich wohl bisweilen gewaltig wehrte und um Schonung und Erbarmen flehte, da wurde ſie meiſtens von den Anverwandten zur Pflicht zurück geführt. — Ha! ha! ha!“ unterbrach ſich das Mädchen mit einem lauten Gelächter, „ich verſichere dich, es gibt keine größere Sclaverei, als die der tauſend armen Mädchen, worunter auch wir gehören, mögen ſie nun ſein, was ſie wollen. — Sclaverei in jeder Richtung: harte Arbeit, kaum das tägliche Brod, um nicht Hungers zu ſterben, Mißhandlung aller Art, geiſtige und körperliche; und zuletzt wirft man ſie weg, nachdem nichts mehr an ihnen zu verderben iſt. Und wenn man von Menſchenhandel ſprechen will, ſo laſſe man nur Einige von uns ihre Geſchichte erzählen, das gäbe ein artiges Buch zuſammen, daß Einem, der es leſen würde, die Haare zu Berge ſtehen könnten.“

„Natürlicher Weiſe verließ ich am gleichen Tage, wo ich mich mit dem Herrn entzweit, die Fabrik. Ein junger Muſiklehrer, den ich kennen lernte, fand, daß ich eine gute Stimme, auch hinreichendes Tactgefühl habe, er unterwies mich eine Zeit lang, und dann ſuchte und fand ich eine Anſtellung als Choriſtin bei unſerem Stadttheater.“

„Das war aber dieſelbe Sclavenanſtalt wie die Fabrik, das kann ich dich verſichern, ja inſofern noch viel ſchlimmer, weil es dort nur einen, hier aber viele Herren gab. Auch verſteht es ſich ja von ſelbſt, daß ſo eine junge anfangende Choriſtin in nichts widerſprechen darf, wenn ſie nur die geringſte Ausſicht haben will, zu Etwas zu kommen, um gerade vom Hungertode bewahrt zu ſein. Der Director ſelbſt warf mir freundliche Blicke zu; ſein Bruder, Regiſſeur und erſter Tenoriſt, trug ſich mir zum Lehrer an, er wolle meine Stimme ausbilden, ſagte er, und

nebenbei ein kleines Verhältniß mit mir eingehen. Ich wies das Alles anfänglich zurück und dachte, wenn ich recht fleißig ſeie, meine Schuldigkeit im Geſang thue, nie zu ſpät komme und dergleichen mehr, ſo könne man nichts weiter von mir verlangen. Ich wollte damals trotz der gemachten Erfahrungen noch nicht einſehen, daß wir eine Klaſſe von Geſchöpfen ſind, die ſich einmal verkaufen müſſen, um ihr tägliches Brod zu erwerben."

„Da war aber auf jenem Theater eine alte würdige Frau, — ſie ſpielte Anſtandsdamen und ſoufflirte zuweilen, — ein ſehr praktiſches Weib; ich ſehe ſie heute noch vor mir mit ihrem dicken rothcarrirten Shawl, einem großen Beutel am Arm, worin ſie Bücher und Obſt hatte, einer Brille auf der Naſe und der Schnupftabaksdoſe, die ſie beſtändig in der Hand hatte. Sie mochte mich wohl leiden, und eines Tags, als ich dem Bruder des Directors eine recht ſchnippiſche Antwort gegeben und ihm geradezu den Rücken gekehrt hatte, nahm ſie mich in den dunkelſten Winkel hinter die Couliſſen und ſagte mit ihrer ſchnarrenden Stimme: Mein liebes Kind, mit der Sprödigkeit geht's nun leider einmal nicht in ſo vielen abhängigen Verhältniſſen, namentlich nicht beim Theater, und je mehr man ſich dagegen wehrt, um ſo größeres Herzeleid macht man ſich ſelber. Tugendhaft ſein iſt eine ſchöne Sache, aber es gehört Geld dazu, dann iſt es ſehr angenehm und leicht. Was ſollen aber wir arme Geſchöpfe machen? So ein Vorgeſetzter, mag er nun heißen wie er will, peinigt dich bis auf's Blut, und wenn er dich am Ende fortſchickt, ſo treibt dich der Hunger zu noch viel Schlimmerem. — Aber das iſt ja mehr als Sclaverei! fuhr ich damals auf. Ich habe doch das Recht zu thun und zu laſſen was ich will; wer will mich zwingen? — Mit Gewalt Niemand, antwortete darauf die Alte, das geſchieht nur höchſt ſelten, und dann biſt du ein armes Schlachtopfer. Aber

nein! nein! du mußt Alles freiwillig hergeben und doch gezwungen; das iſt die härteſte Nuß bei der ganzen Geſchichte. — Ich fühlte wohl, daß ſie Recht hatte, aber da ich es ſo recht deutlich fühlte, ballte ich meine Hände zuſammen und biß mir die Lippen blutig. Doch wollte ich lange, lange dieſer Ermahnung nicht folgen. Aber ſie plagten und mißhandelten mich auf alle Weiſe, ſie quälten mich, daß es einen Stein hätte erbarmen ſollen. Ich ſtand allein da, verlaſſen, und fühlte, daß ich ſo gar kein Recht gegen dieſe Behandlungen erlangen konnte, ich fühlte es, daß ich nichts ſei wie eine arme Sclavin, und wunderte mich nur über mich ſelbſt, daß ich nicht ſchon gleich Anfangs dem Befehl des Directors nachgekommen ſei, als er mir ſagte, ich ſolle in ſeine Wohnung kommen, um mir eine kleine Soloparthie zu übertragen und mit mir einzuſtudiren. — Ein ganzes Jahr lang hatte ich ertragen, was ein Mädchen zu ertragen im Stande iſt, wurde von meinen Colleginnen verſpottet, von den Männern beim Theater auf alle Weiſe geneckt und geplagt. — Ja, ein ganzes Jahr hatte ich es ausgehalten, da — nahm ich die mir dargebotene Rolle an und ſang eine kleine Soloparthie." — — — —

„Warum blieben Sie aber nicht beim Theater?" fragte die Andere; „namentlich wenn Sie Talent dazu hatten."

„Ich hatte aber kein Talent," entgegnete das Harfenmädchen finſter; „Alle, die mir das geſagt, hatten mich belogen: ich hatte nichts wie ein hübſches Geſicht und einen Körper in der Friſche der erſten Jugend. Das verlor ſich aber bald, ich ſang keine Solopartien mehr, und da die Truppe, bei der ich mich befand, bald aufgelöst wurde, ſo ſtand ich mit vielen Anderen, die ſich um mich ſo wenig bekümmerten wie ich mich um ſie, auf der Straße. Glücklicher Weiſe hatte ich von einem der Orcheſter-Mitglieder etwas Harfenſpielen gelernt, mein altes Inſtrument,

was ich jetzt hier habe, wurde mit allem Uebrigen verſteigert und ich erhielt es als Bezahlung, da ich einige Gegenanſprüche zu machen hatte. — So bin ich jetzt reiſende Virtuoſin geworden," ſetzte ſie lachend hinzu, und wenn ich in der erſten Zeit meiner Laufbahn Manches hinunter ſchlucken mußte, ſo habe ich mich jetzt an Vieles gewöhnt und lebe luſtig und vergnügt in den Tag hinein, bis ich einſtens — hinter einer Hecke ſterbe." — — — —

Dieſe letzten Worte ſprach ſie ſo leiſe, daß ſie ihre Gefährtin nicht verſtehen konnte. Auch war dieſe in ein tiefes Nachdenken verſunken, und ſchrack jetzt als Nanette ſchwieg, aus ihren Träumereien auf.

„Aber was ſoll mit mir werden?" ſagte ſie und faltete ihre Hände. „Was bin ich ſchon geworden? — in welches Haus bin ich gerathen?"

„Das ſind drei Fragen auf einmal," entgegnete Nanette, „die ſchwer oder leicht zu beantworten ſind, wie man will. — Was aus dir werden ſoll? — Nun, bleibe vorderhand was du biſt, das heißt, behalte die Guitarre und ſinge mit mir herum. Du dauerſt mich und wenn ich dich jetzt fahren laſſe, ſo bin ich überzeugt, daß du bald in ganz ſchlechte Geſellſchaft geräthſt."

Das junge Mädchen ſah bei dieſen Worten ihre Gefährtin mit einem ſonderbaren Blicke an.

Worauf dieſe lachend erwiederte: „Ich weiß wohl, weßhalb du mich ſo komiſch betrachteſt: Du meinſt, die Geſellſchaft, in der du dich gerade befindeſt, ſei auch eben nicht die reſpectabelſte. Aber glaube das nicht; ich bin reiſende Künſtlerin, und wenn ich will, kann ich mein Brod auf ganz ehrliche und unbeſcholtene Art verdienen. — Aber," ſetzte ſie leiſer hinzu,

„die Verführung ist so groß. — — Deine andere Frage, was aus dir schon geworden sei, kannst du dir am Besten selbst beantworten; und drittens endlich, die Beschaffenheit des Hauses, in dem wir uns gerade befinden, betreffend, so heißt dasselbe ein Fuchsbau, macht billige Zechen und gewährt hinlänglichen Schutz vor der Polizei mit ihrem Anhang. — Für tugendhafte Frauenzimmer," fügte sie bei, indem sie ihren Kopf und Oberkörper auf die Decke zurückwarf und sich lange ausstreckte, „für tugendhafte Frauenzimmer ist das Haus freilich ein wenig gefährlich, denn es sind hier an den Thüren keine Riegel zum Verschließen. — Und du scheinst mir noch recht tugendhaft zu sein?"

„Ach mein Gott!" seufzte das Mädchen und verbarg eine Zeit lang ihr Gesicht, das auf's Neue von Thränen überströmt wurde, in beide Hände. — Welch' unsägliches Elend war nicht seit so kurzer Zeit über dieß arme Geschöpf herein gebrochen! — Vor ein paar Tagen noch in einem vor der Welt anständigen Hause, in einer guten Stellung, freundlich behandelt, ja zu freundlich, mit der Aussicht auf eine ruhige behagliche Zukunft. — — Und nun aus Allem dem herausgerissen, in diese unheimliche Welt hinein geschleudert, sah sich das junge, bis jetzt noch unverdorbene Mädchen an die Gefährtin, die vor ihr saß, gewiesen, und mußte sich glücklich schätzen, daß das Harfenmädchen sich ihrer annahm und ihr Schutz gewährte. — Aus ihrem netten Stübchen, wo das Bett des kleinen Kindes stand, daß sie so sehr liebte, befand sie sich jetzt mit einem Male in dem öden Gemache des verrufenen Hauses, wo Wind und Schnee zu dem offenen Fenster herein jagte, und wo einmal über das andere Mal ein Schauder ihren Körper überflog und die Kälte ihre Glieder erschütterte. Auf Augenblicke hielt sie Alles das für einen Traum, sank in sich zusammen und schloß die Augen fest,

um vielleicht freundliche Bilder, die ſie umgaukelten, feſtzuhalten. — Jetzt aber fuhr ſie wieder empor, warf ihre Blicke auf die Gefährtin, die neben ihr ruhte, und fühlte alsdann, wie ſich ihr Herz in tiefem Schmerz krampfhaft zuſammen zog. —

„Nun antworte mir," ſagte Nanette; „du haſt lange genug überlegt. Du behältſt Guitarre und Papier der fortgelaufenen Agnes, ich bringe dir morgen ein paar Accorde bei, lehre dich einige Lieder, und mit deinem Geſichte, mit den verſchämt niedergeſchlagenen Augen, können wir in den Gaſthöfen gute Erndte machen. — Aber," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „ich fürchte, du wirſt zu vornehm thun, und was das anbetrifft, da muß ich wahrhaftig zu dir ſprechen, wie ſeiner Zeit die alte Theaterprinzeß zu mir. — Reiſende Muſikantin zu ſein iſt an ſich nicht ſo übel, aber du verkaufſt dich dadurch der ganzen Welt: der Sechſer, der in meinen Teller fällt, iſt ja nicht für unſer Spiel und Geſang, — er gilt meinem vollen Buſen oder deinen ſanften ſchmachtenden Augen, deinem ſchlanken Wuchſe. Und darauf glaubt der, der ihn geſpendet, ſich ein Anrecht erworben zu haben."

„O Gott! mein Gott!" jammerte das Mädchen.

„Aber man gewöhnt ſich daran," fuhr finſter die Andere fort. „Es gibt freilich Leute, die das nicht glauben und die nicht begreifen wollen, warum ſo ein armes Harfenmädchen, die ſich auf's Unverſchämteſte muß begaffen laſſen, die jede freche Hand berühren darf, nicht lieber in's Waſſer ſpringt, um ſo ihrer Schande und ihrem Daſein ein Ende zu machen. Aber die das nicht begreifen, kennen unſere Lage nicht, obgleich ſie ſo gern aus ihrem warmen Zimmer, von ihrem guten Mittageſſen hinweg achſelzuckend über uns und unſeres Gleichen urtheilen. — — — — Aber entſchließe dich! Es iſt das Beſte, was du

ergreifen kannſt; denke nicht, daß du nach Hauſe zurückkehren kannſt: dein Herr iſt gezwungen, die Klage gegen dich aufrecht zu erhalten. In den Augen der Leute dort biſt und bleibſt du eine Diebin."

„O ſtille! ſtille!" bat das arme Mädchen, die ſich in den heftigſten Seelenleiden auf dem Bette krümmte wie ein zertretener Wurm.

In dieſem Augenblicke hörte man etwas auf dem Gange ſchleichen und eine Hand, welche an der Thüre vorbei rutſchend die Klinke ſuchte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Er! —

„Was iſt das?“ fragte entſetzt das junge Mädchen, indem ſie ſich erhob und ängſtlich lauſchte.

„Es wird der im ſchwarzen Fracke ſein, dem du vorhin ſeine Frage bejahteſt. — Er kommt nun, wie er mit dir ausgemacht.“

„Aber ich habe nichts mit ihm ausgemacht!“ ſchrie das Mädchen im Tone der Verzweiflung. „Nichts! nichts! Gott erbarme ſich meiner! — O helfen Sie mir! was ſoll ich thun?“

„Mit mir ziehen, dich unter meinen Schutz begeben,“ entgegnete ruhig das Harfenmädchen, ohne den Kopf zu erheben. — „Aber warum ſich auch ſo gewaltig ſperren? — Oder ihm folgen.“ —

„Eher den Tod! — Ich ſtürze mich dort zu dem Fenſter hinaus.“

„Biſt du ſo tugendhaft?“ fragte Nanette mit einem zweifelhaften Lächeln.

Die Andere gab keine Antwort, ſondern ſtarrte mit weit aufgeriſſenen Augen nach der Thüre.

„Gewiß und vollkommen tugendhaft?“ fuhr das Harfenmädchen dringender fort zu fragen, und richtete ſich halb empor, um die Antwort ihrer Gefährtin beſſer vernehmen zu können.

Doch ſchien dieſe den Sinn der Frage nicht gleich zu verſtehen, und als ſie ihn endlich begriffen, zuckte ſie zuſammen, blickte empor und ſagte mit aufgehobener Hand: „Ja, ja! bei Gott im Himmel! ja!“

„Ah! wenn das iſt,“ ſprach luſtig Nanette, „ſo wollen wir dieſen Tölpel ablaufen laſſen; das wären Perlen vor die Säue geworfen!“

Jetzt öffnete ſich langſam die Thüre; der Mann, von dem das Harfenmädchen vorhin geſprochen, und der ſich drunten zum Beſchützer der Anderen aufgeworfen, erſchien wirklich und blickte vorſichtig in das Gemach. In der Hand trug er ein ausgelöſchtes Licht. — „Das iſt heute ein furchtbarer Sturm,“ ſagte er lächelnd; „wo der Wind die geringſte Oeffnung findet, da fährt er herein.“

„He! was ſoll's?“ rief Nanette, indem ſie ſich halb erhob und dabei eine Fauſt unternehmend in die Seite ſtemmte. „Wollt Ihr vielleicht Euer Licht bei uns anzünden? — Nun, darauf ſoll es mir meinetwegen nicht ankommen.“

„Das weniger,“ entgegnete grinſend der Eingetretene; „ich hätte wohl die Abſicht, euer Licht ebenfalls auszulöſchen.“

„Nun, ich will Euch was ſagen, Sträuber,“ erwiederte das Mädchen mit beſtimmtem Tone, „für Eure ſchlechten Späſſe ſucht Euch ein anderes Zimmer. Wir haben das unſrige bezahlt und wollen Ruhe haben.“

„Man will auch von dir nichts, du böſes Maul!“ ſagte

der im ſchwarzen Frack. „Nimm dich in Acht, ſonſt ſollſt du es büßen.“

Trotz dieſer Drohung blieb er aber ruhig an der Thüre ſtehen.

„Von wem willſt du denn ſonſt etwas?“ fuhr das Harfenmädchen fort, indem ſie ſich von ihrem Stuhle erhob. „Vielleicht von meiner Schweſter? — Willſt du ſie vielleicht verkaufen, Sclavenhändler, Seelenverkäufer!“ —

„Von deiner Schweſter? — hahaha! — du würdeſt dich freuen. Das iſt aber eine ganz andere feinere Race wie die eurige.“

„Mag es nun eine Race ſein, welche es will, ſo ſage ich dir, ſie iſt für dich nicht gewachſen, und wenn du dich nicht bald aus dem Zimmer hinaus machſt, ſo komme ich dir entgegen; und ich glaube du kennſt mich.“

„Du biſt eine wilde Katze,“ verſetzte giftig der Andere. „Und wenn du meinſt, ich hätte Luſt, mich mit dir herumzuſchlagen, ſo irrſt du dich gewaltig. Ich will nur den Lakaien herauf holen, der ſoll dich halten und dann kannſt du zuſehen.“

„O, ich habe vor euch Beiden keine Angſt, ihr Jauner, ihr miſerable! — Nicht wahr, bei ein paar armen Mädchen habt ihr große Mäuler. Soll ich den Mathias bitten herauf zu kommen? — Warte nur, Sträuber; aber ich ſage dir im Guten, nimm dich in Acht!“ — Dabei ging ſie einige Schritte vor, und während ſie ihm eine ihrer geballten Fäuſte entgegen warf, blitzten ihre Augen. — „Dieſer Abend iſt noch nicht vorüber, und es müßte mich Alles trügen, wenn der Johann nicht noch käme. Da will ich dann ſehen, was du für ein Geſicht machſt, du Vieh, wenn ich mich über dich beklage.“

Dieſe Drohung, ſo verſteckt ſie auch war, machte doch auf

den Herrn Sträuber einen ſichtlichen Eindruck. Er verſuchte zu lächeln und ſagte: „Du biſt doch in Wahrheit eines der verwegenſten Weibsbilder, die ich je geſehen. Von dir will ja eigentlich Niemand etwas, ich halte mich an die Andere; und bin ich nicht in meinem vollkommenen Rechte, wenn ich herauf komme, hat ſie drunten nicht Ja geſagt?“

„Ja hat ſie allerdings geſagt,“ erwiederte das Harfenmädchen, indem ſie jetzt ihre beiden Arme in die Seite ſtemmte. „Aber weßhalb hat ſie es geſagt? — Du wirſt dir doch wohl nicht einbilden, daß es ihr Ernſt war? — Sie hat Ja geſagt, weil ſie ſich vor dem Schuft, dem Lakaien, fürchtete. Das wirſt du wohl begreifen; für ſo dumm halte ich dich doch nicht.“

Jetzt hörte man drunten im Hauſe eine helle Glocke mehrmals anſchlagen, und der eigenthümliche Ton derſelben klang ſcharf durch die gewölbten Gänge.

Herr Sträuber zog plötzlich die Augenbrauen in die Höhe, ließ die Unterlippe herab hängen und lauſchte aufmerkſam.

„Das wird an der kleinen Hinterthüre ſein,“ ſprach Nanette; „Johann kann nach Hauſe kommen.“

„Nein, nein,“ entgegnete der im ſchwarzen Frack eifrig, indem er die Thürklinke wieder in die Hand nahm, „das iſt was ganz Anderes — horch! ich kenne die Glocke.“ Dabei erbebte er ſichtlich, gerade wie Jemand, den ein plötzlicher Froſt überweht oder ein großes Entſetzen anwandelt.

„Was gibt es denn?“ fragte jetzt auf einmal das junge Mädchen, welches dieſe Veränderung an dem vorhin noch ſo kecken Herrn Sträuber bemerkte.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete dieſer mit leiſer Stimme; „aber es gibt was. — Horch!“ Dabei hielt er den Kopf auf den Gang

hinaus. — Aber," ſagte er plötzlich, „löſcht euer Licht aus, es darf kein Schein davon die Treppe hinab fallen."

„Iſt das nicht eine neue Finte von dir?" fragte argwöhniſch Manette.

„Nein! nein! ſei verdammt!" erwiederte er unruhig, — „aber halte dein Maul! wenn du das Licht nicht auslöſchen willſt, ſo komm' mit vor die Thüre, oder bleib' drinnen, wie du willſt, aber laß' ſie mich in's Schloß ziehen. — So — leiſe!"

Das Harfenmädchen hatte dem Mann einige Augenblicke forſchend in's Geſicht geſehen, als ſie aber da nichts von Hinterliſt und Falſchheit entdecken konnte, vielmehr nur den Ausdruck des Schreckens ſah, ſo ſiegte die weibliche Neugierde und ſie trat mit ihm auf den finſteren Gang hinaus.

Einen Augenblick herrſchte tiefe Stille in dem weiten Gebäude, dann aber hörte man den Klang der kleinen Glocke wieder, und darauf hin wurde in einem Stockwerke tiefer eine Thüre geöffnet und man vernahm ſchwere Männerſchritte auf den Steinplatten des Corridors. Dann wurde eine Stimme laut, welche ängſtlich fragte: „Nun, was ſoll's denn eigentlich? — Treibt doch keinen ſchlechten Spaß mit mir! — —"

„Der Lakai!" ſagte das Mädchen.

„Ja der Lakai," antwortete ſchaudernd Herr Sträuber.

Jetzt verwandelte ſich drunten die Stimme deſſelben aus einem ſcherzhaften und bittenden Tone in einen trotzigen und widerſpenſtigen. — „Nun ja," hörte man ihn ſprechen, „was ſoll's denn? Darnach habe ich wohl ein Recht zu fragen. Wenn ich nach Hauſe will, ſo kann ich das thun. — Wer hat ein Recht, mich zu halten?"

Hierauf vernahm man die Schritte wieder, doch ſtatt daß ſie wie vorhin in gleichmäßigem Tempo klangen, trampelten ſie

jetzt eine kleine Weile unordentlich durch einander. Dann hörte man ein Aechzen aus tiefer Bruſt und hierauf ein Schleifen, als ſchleppe man eine ſchwere Laſt mit ſich fort.

„Alle Heiligen!“ ſagte das Mädchen, „ſteht uns in Gnaden bei. — Da hat's ein Unglück gegeben.“

„Noch nicht,“ entgegnete ſchaudernd Herr Sträuber, „aber es gibt wahrſcheinlich eins.“ — Dabei horchte er mit erneuter Aufmerkſamkeit.

Nachdem das Schleifen drunten ein paar Secunden gedauert, hörte man eine andere tiefe Stimme ſagen: „Nun, wenn du lieber auf den Füßen gehen willſt, iſt es mir auch recht; aber laß' allen Widerſtand, der iſt hier vergebens.“

Worauf der Lakai einen tiefen Seufzer ausſtieß und entgegnete: „Ich will ja thun was man verlangt.“

Dann verklangen die Schritte in die Ferne, es ſchloß ſich wieder eine Thüre und Alles war todtenſtill wie vorher.

Die Beiden oben an der Thüre lauſchten noch eine Weile, dann trat der Herr Sträuber langſam in das Zimmer zurück. Nanette folgte ihm. — „So ſprecht denn!“ ſagte ſie, „was kann es denn da unten geben?“

„Weiß ich's!“ entgegnete er verlegen, indem er die Achſeln zuckte.

„Ihr wißt mehr, als Ihr ſagen wollt. Kanntet Ihr den Klang jener Glocke?“

„Bſt! — bſt!“ machte Herr Sträuber und zog das Mädchen weiter mit ſich in's Zimmer hinein. — — „Er iſt im Hauſe. —“

„Er?“ fragte das Mädchen erſchreckt.

„Ja, ja, er,“ erwiederte der Andere. „Und ich mache, daß ich fort komme, wenn die Thüre überhaupt heute Nacht noch geöffnet

wird," ſetzte er nachdenkend hinzu. — „Schlaft ruhig! was gehen euch die Geſchichten da unten an! — Gute Nacht!"

Damit ſchlich Herr Sträuber zur Thüre hinaus und ſchritt leiſe durch den Gang und die Treppen hinab.

Das junge Mädchen im Bette hatte ſich halb erhoben und ſaß da, ein Bild der Angſt und des Jammers. Ihr blondes Haar hatte ſich aufgelöst und hieng über ihr bleiches Geſicht herab, ohne daß ſie den Verſuch machte, es wegzuſtreichen. Auch ſie hatte drunten verworrene Stimmen und Schritte gehört, hatte das natürlicher Weiſe für eine Gefahr gehalten, die ſie bedrohe und zitterte am ganzen Körper. Erſt nachdem Herr Sträuber wieder das Zimmer verlaſſen, athmete ſie tief auf und beruhigte ſich etwas.

Nanette trat gedankenvoll an das Bett und ſagte: „Leg' dich nur ruhig hin; an uns denkt heute Niemand mehr. Aber du kannſt ein klein wenig auf die Seite rücken, ich will mich auch niederlegen, wir haben Platz genug. Vorher aber will ich das Licht auslöſchen."

„Laſſen Sie es lieber brennen," bat das junge Mädchen.

„Nein, das iſt gegen die Hausordnung," entgegnete eifrig die Andere; „man ſähe drunten vom Hofe das erleuchtete Fenſter, und ich möchte um Alles in der Welt keine Urſache zu irgend einer Klage geben. — — Nein, gewiß nicht!" Damit that ſie wie geſagt, drehte die Talgkerze in dem Leuchter um, um ſie auszulöſchen, warf ihr Oberkleid von ſich und legte ſich zu ihrer Gefährtin auf das ſchmale Feldbett, das unter der doppelten Laſt bedenklich krachte, auch kaum Platz für die Beiden bot. Die Mädchen aber behalfen ſich ſo gut wie möglich, theilten ſich in die Decke und bald zeigten die tiefen und regelmäßigen Athemzüge des Harfenmädchens an, daß ſie ruhig entſchlummert ſei.

Die Andere wollte nicht ſo bald der freundliche Schlaf in ſeine Arme nehmen; wohl preßte ſie die Hand auf ihr heftig klopfendes Herz, wohl ſchloß ſie die Augen und ſuchte mit Gewalt die Erinnerung der vergangenen Tage zu verdrängen, und dann ſenkte ſich auch wohl auf Augenblicke ein leichter Schlummer wie ein durchſichtiger Nebel über ſie hin. Doch entrückte er ſie nicht der Wirklichkeit: er flog über ſie hin, ein leichter, durchſichtiger Hauch, hinter dem ſchreckliche, hohnlachende Geſtalten um ſo ſeltſamer ihr Weſen trieben, und den ein tieferer Athemzug, ein lauterer Herzſchlag plötzlich durchriß und wieder auf ſie einſtrömen ließ die ſchreckliche, fürchterliche Erinnerung. — Dann fuhr das Mädchen empor, ſtrich ſich angſtvoll die Haare aus dem Geſicht und blickte um ſich; doch konnte ſie nichts erkennen: die dichteſte Finſterniß herrſchte in dem Gemach, und nur ein leichter unbeſtimmter Schein ließ die Stelle ahnen, wo ſich die Fenſter befanden. Nach wie vor ſauste der Wind durch die zerbrochenen Scheiben, er heulte um die Ecke des Gebäudes und durch die winkeligten Höfe. — — — — Der einzige, freundliche Ton, der an das Ohr des armen Mädchens ſchlug, war eine mitleidige Glocke, welche die zehnte Abendſtunde anzeigte.

„O Gott! noch ſo früh!“ ſeufzte ſie. Und dann legte ſie ſich wieder neben ihre Gefährtin hin, bemühte ſich, ruhig zu ſein, und derſelbe ſchreckliche Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen kam wieder über ſie. — Sie hatte jenen Diebſtahl in der That begangen, ſie floh, man verfolgte ſie. Jetzt ſtand ſie an der Dornenhecke, die den kleinen Garten umſchloß, wo ſie ſchon ſo glücklich geweſen; jetzt ſah ſie die Blutflecken auf dem weißen Schnee und flog mit den Raben über das Feld hinweg; aber ſie wollten ſie nicht unter ſich dulden und hackten auf ſie los, ſo daß ſie zur Erde niederſtürzte und, an allen Gliedern gelähmt, langſam

fortkroch. — So bewegte ſie ſich mühſam dahin, immer ihre Verfolger dicht hinter ſich, immer eine Fauſt in ihrem Nacken, die nach ihr faßte und die mit jedem Pulsſchlage näher kam; und es ſchien Jahre zu dauern, bis ſie die ſchützenden Mauern erreichte, hinter denen ſie ſich jetzt befand. — Ah! endlich einen Augenblick Ruhe! — Die Nebel um ihr Haupt wurden dichter und dichter, die Geſtalten verſchwammen im einförmigen Grau; ſie ſchienen von unten herauf zu zerſchmelzen: Füße, Körper und Arme all' der phantaſtiſchen Geſtalten ſchwammen weit aus einander und wurden immer undeutlicher; nur die ſchrecklichen Köpfe waren noch längere Zeit zu erkennen, die Köpfe mit den ſeltſam lachenden und grinſenden Geſichtern, und vor Allem die unzähligen ſtarren Augen, die ſie leuchtend und unverwandt anblickten. — Lange, lange noch ſah ſie dieſe Augen durch den Nebel durchſchimmern, als die Geſichter ſchon längſt verſchwommen waren, zuerſt als wirkliche Augen, dann als glänzende Punkte, die langſam zurückwichen, und endlich nur noch lebhafte blaue und grüne Ringe, die dann zuletzt ebenfalls in Nichts zerfloſſen. — —

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Ein geheimes Gericht.

So mochte das Mädchen eine Zeit lang ruhiger geſchlummert haben, da fühlte ſie im Schlafe, daß Jemand ihre Hand ergriff und daran zog. Augenblicklich erwachte ſie, griff um ſich, faßte den Arm ihrer Gefährtin, und als ſie an demſelben aufwärts taſtete, um ſich zu überzeugen, daß es auch das Harfenmädchen ſei, welches ihr Handgelenk feſthielt, bemerkte ſie, daß dieſe es wirklich war, aber daß ſie aufrecht neben ihr im Bette ſaß. — „Was iſt's?" flüſterte das junge Mädchen angſtvoll.

„Stille!" antwortete Nanette mit leiſer Stimme; „ich muß erwacht ſein an dem Schlag der Uhren; es iſt eilf Uhr. Doch jetzt ſo eben, als ich wieder einſchlafen wollte, hörte ich leiſes Schleichen auf den Treppen; — horch! und jetzt auf dem Gange."

„Was kann das ſein?"

„Vielleicht noch ein ſpäter Gaſt, der nach ſeinem Zimmer geht. — Aber nein, das iſt der Schritt eines Weibes. O ich

habe ein feines Gehör. Weißt du, das wird geſchärft bei unſerem Leben."

Und das Mädchen hatte Recht: es waren in der That leiſe, ſchlürfende Tritte, die langſam näher kamen.

Die beiden Mädchen lauſchten mit zurückgehaltenem Athem.

Jetzt faßte eine Hand die Thürklinke, drückte langſam das Schloß auf, die Thüre öffnete ſich und ein Lichtſtrahl fiel herein. Doch konnten die Mädchen augenblicklich nicht erkennen, wer der Träger dieſes Lichtes war, denn dieſer hielt die Hand vor das Geſicht und ließ den vollen Schein des Lichtes in das Zimmer fallen.

„Was ſoll's?" fragte Nanette ſcheinbar mit entſchloſſenem Tone, doch zitterte ihre Stimme etwas Weniges. Dann rutſchte ſie mit voller Geiſtesgegenwart vom Lager herab, um ſtehenden Fußes erwarten zu können, was es gäbe.

Das junge Mädchen hielt ihren Arm umklammert und drückte ſich feſt an ſie.

„Ja, ich bin recht," ſprach eine Stimme an der Thüre; „ich hatte die Nummer vergeſſen. Richtig, es iſt doch vierundzwanzig."

„Ah! ſeid Ihr es, Frau?" ſagte Nanette nach einem tiefen Athemzuge, denn ſie erkannte die Stimme des alten Weibes drunten aus der Schenke. „Ich hatte Angſt, als Ihr ſo langſam die Thüre öffnetet."

„Ei, ei!" entgegnete grämlich das Weib, „du biſt doch ſonſt nicht ſo furchtſamer Natur."

„Das iſt richtig, aber es war heute Abend ſo unruhig im Hauſe. — Aber was ſoll's, Frau, wollt Ihr zu uns?"

Die Alte drückte ſorgfältig die Thüre hinter ſich in's Schloß, dann ſtellte ſie das Licht auf den Tiſch und näherte ſich dem Bette.

„Schläft die Andere?“ fragte ſie.

„Nein, nein, ich ſchlafe nicht!“ entgegnete eifrig das junge Mädchen.

„Nun, das iſt gut, mein Schatz, dann brauche ich dich nicht zu wecken.“

„Mich zu wecken? — Barmherziger Gott! wollt Ihr etwas von mir?“

„Ich eigentlich nicht, mein Kind, aber —“

„O Frau, laßt das arme Geſchöpf in Frieden!“ bat das Harfenmädchen. „Der Sträuber war da, wir haben Mühe gehabt, ihn hinaus zu bringen. Seht Ihr nicht, wie das unglückliche Ding vor Angſt zittert!“

„Was Sträuber!“ ſprach die Frau verächtlich. „Meinſt du, ich kümmere mich um ſolche Lumpen? — Da iſt ſchon was ganz Anderes im Spiel. — Er iſt im Hauſe,“ ſetzte ſie leiſer hinzu.

„Ich habe es gehört,“ erwiederte Nanette. „Aber das kann uns doch nicht betreffen; er weiß kaum, daß wir in der Welt ſind.“

„Er weiß Alles,“ ſagte ernſt die Frau. „Und der beſte Beweis iſt, daß ich hier bei euch bin. Ich habe den Befehl, die da zu holen.“

„Die da? — das junge Mädchen!“ rief entſetzt die Harfenſpielerin und ſprang vom Bette, auf welchem ſie bis jetzt ſaß, als habe ſie eine Schlange geſtochen. „Alle Heiligen! er läßt ſie holen?“

Die Alte nickte mit dem Kopfe.

„So haſt du wahrſcheinlich Schlimmeres begangen, wie du mir geſagt,“ fuhr Nanette zu dem Mädchen gewendet fort. „Wozu kann er dich ſonſt holen laſſen! Um Gotteswillen! wer biſt du? — Ah! du haſt mir von Blut an deinen Händen erzählt! —

Gräßlich! — Sollte das nicht ſo zufällig an deine Finger gekommen ſein?"

Das junge Mädchen blickte um ſich, als ſei es noch immer in einem ſchweren, ſchrecklichen Traume befangen. — „Man will mich holen?" brachte ſie endlich mühſam hervor. Und als die Alte ihr entgegnete: „Ja, ja, drum ſtehe geſchwind auf!" ſetzte ſie händeringend hinzu: „Wohin will man mich holen? — O habt Erbarmen! laßt mich da, ich habe Euch ja nichts zu Leide gethan!"

„Da iſt keine Zeit zu verlieren," ſagte kalt die Alte. „Steh auf und bring' deinen Anzug etwas in Ordnung."

„O Sie waren ſo gut für mich!" flehte das arme Geſchöpf, indem ſie ſich an das Harfenmädchen wandte, die drei Schritte von dem Bette ſtehen blieb und mit einem wahren Ausdruck des Entſetzens auf ihre bisherige Gefährtin blickte. „Sie wollten mich ja beſchützen, laſſen Sie mich nicht von hier fort! — Wer kann etwas von mir wollen? Das muß ein Mißverſtändniß ſein; kenne ich doch außer euch keine Seele in dem Hauſe. — Nicht wahr, Sie laſſen mich nicht fort von hier?"

„Er hat's befohlen," verſetzte ernſt die Alte, „und da hilft kein Widerſtreben."

Das arme Geſchöpf blickte fragend zu dem Harfenmädchen hin.

„Nein, da hilft kein Widerſtreben," ſagte auch dieſes, „gewiß nicht. Komm, ſteh' auf und — helfe dir Gott!" ſetzte ſie leiſer hinzu.

Darauf hin ließ das junge Mädchen willenlos geſchehen, daß ihr die Alte vom Bett in die Höhe half und daß ſich auf einen Wink derſelben das Harfenmädchen näherte, ihre herabgefallenen blonden Flechten in die Hand nahm, ſie etwas glättete und dann ſorgfältig über ihrem Kopf befeſtigte.

Das alte Weib hackte ihr das Kleid zu und bat ſie, ihre Schuhe wieder anzuziehen und ſich überhaupt zu beeilen. Dann

ſuchte ſie vom Stuhle das Tuch des Mädchens, hieng es ihr um die Schultern und zog ſie dann an der Hand mit ſich fort.

Nanette begleitete ſie bis an die Thüre, und als Jene ihr dort die Hand reichte und ihr dankte für die Freundlichkeit, mit welcher ſie ſie behandelt, blitzten die dunkeln Augen Nanettens ſtärker wie gewöhnlich, und als ſich nun die Thüre hinter den Beiden ſchloß, rollten ihr ein paar ſchwere Thränen über das Geſicht herab.

Das junge Mädchen ließ ſich von der Frau führen; alle ihre Kraft war dahin und ihre Knie wankten ſo, daß ſie ſich mehrmals an die Wand ſtützen mußte, um nicht niederzufallen, weßhalb ſich das Weib veranlaßt ſah, ſie mit einigen Worten zu tröſten. „Habe nur keine Angſt," ſagte ſie, „es geſchieht dir gewiß nichts. — Nicht wahr, du biſt zum erſten Mal hier im Hauſe?"

„Ja gewiß," hauchte das Mädchen.

„Und du kennſt keinen von den Geſellen, die du heute Abend drunten im Zimmer geſehen? Du haſt noch nie mit einem was zu thun gehabt?"

„O mein Gott, nein! nein!" erwiederte ſchaudernd die Gefragte.

„Nun, ſo weiß ich nicht, was er von dir will, und da kannſt du dich auch ziemlich beruhigen, es wird nichts ſo Schlimmes ſein. — Aber jetzt laß' uns eilen, wir haben ſchon Zeit genug verloren." — Damit ſchritt ſie raſch voran, Treppen auf, Treppen ab, über lange Gänge hinweg, die ſich bald rechts, bald links bogen, dann kamen ſie ſogar quer durch einen Hof, wieder eine Treppe hinauf, und hielten endlich an einer Thüre ſtille.

Die Alte klopfte dreimal an; es wurde augenblicklich geöffnet, und das Mädchen fühlte ſich plötzlich in ein erleuchtetes

Zimmer geſchoben. Hinter ihr fiel die Thüre wieder in's Schloß, und als ſie ſich auf dieſes Geräuſch hin umwandte, bemerkte ſie, daß ihr das alte Weib nicht gefolgt war.

Das Zimmer war groß, geräumig, mit anſtändigen Tiſchen und Stühlen verſehen, und ein mächtiger Ofen verbreitete eine behagliche Wärme. Ein großer Mann, der in der Mitte des Gemaches auf und ab ging, wies das Mädchen an, ſich auf einen der Sitze niederzulaſſen, dann legte er wie vorhin die Hände auf den Rücken und ſchritt wieder gleichmäthig hin und her.

Der geneigte Leſer, der uns bis hieher zutrauensvoll gefolgt, wolle ſich auch unſerem ferneren Schutz überlaſſen und mit uns in ein anderes Zimmer treten, das von dem, in welchem ſich das junge Mädchen befand, durch ein kleines, dunkles Kabinet getrennt iſt.

Es war dieß ein Gemach, höher und weiter als ſelbſt das Schenkzimmer, doch auch wie dieſes mit eichenem Holz ausgetäfert. Wände und Decke aber waren beſſer erhalten, und an letzterer bemerkte man auch ein ziemlich dunkel gewordenes Gemälde, ſowie gut erhaltene Vergoldungen. Wo hier Fenſter und Thüren waren, konnte man nicht gut beſtimmen, denn beide waren gleichmäßig mit großen dunkeln Vorhängen verſehen, die von dem Fries bis auf den Boden herab hiengen. In einer Ecke dieſes Zimmers befand ſich ein großes Kamin, in dem mächtige Holzblöcke flammten; daneben ſtand ein alter geſchnitzter Tiſch mit einer grünen Decke behängt, und neben dieſem ein Stuhl mit hoher Lehne. Dieſem Tiſch und Stuhl gegenüber in der anderen Ecke des Zimmers befanden ſich mehrere Männer von ſtarkem, kräftigem Körperbau und verwegenen Geſichtern, aus denen unternehmende Augen hervor blitzten; Einige von ihnen hatten Bärte, Andere waren glatt raſirt. In ihrer Mitte war jener Mann in

der Livree, den wir in der Schenkſtube geſehen und deſſen Stimme wir auf dem Gange gehört. Er ſtand aber nicht ſo aufrecht da wie die Anderen, ſeine Knie ſchlotterten, ſein Rücken war gekrümmt und ſeine bleichen Züge vor Angſt verzerrt und entſtellt.

Alle aber blickten unverwandten Auges nach jener anderen Ecke des Zimmers, und wir erſuchen den geneigten Leſer, gleichfalls dahin zu ſehen. Dort an dem Seſſel mit der langen Lehne ſtand ein junger Mann, ziemlich groß, dabei aber ſchlank und von den angenehmſten, gefälligſten Körperformen und Bewegungen, die Leichtigkeit und große Kraft ausdrückten. Er trug ein ſehr eng anliegendes Beinkleid, hohe glänzende Reitſtiefel, die aber bis zu den langen, ſchweren Sporen hinunter, wie nach einem ſtarken Ritt, dicht mit Koth beſpritzt waren. Den Oberkörper bedeckte eine Art Blouſe von einem dunkelblauen wollenen Stoffe; die Aermel derſelben waren ſehr weit, und wenn er die feine, jedoch etwas gebräunte Hand zufällig empor hob, ſo fielen ſie zurück und zeigten weiße, glänzende Wäſche. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, und an der linken Seite deſſelben hieng ein Tſcherkeſſendolch, eine jener furchtbaren Waffen, die ungefähr anderthalb Schuh lang, oben handbreit ſind, und nach unten ſpitzig zulaufen. Die Scheide war von dunklem Leder, mit Stahl und eingelegtem Golde verziert, und der Griff beſtand aus weißem Elfenbein, hatte aber an der Spitze einen gewaltigen Elfenknopf, der offenbar dazu diente, im Handgemenge einen Gegner von oben herab niederzuſchlagen.

Der Kopf dieſes Mannes war von eben ſo gefälligen und angenehmen Formen wie der Körper, nur war ſein Teint dunkel gefärbt wie der eines Zigeuners, und dazu paßte auch das kohlſchwarze Haar, ſowie der Bart von derſelben Farbe, den er lang herabhängend trug. Seltſam contraſtirten hiemit die blauen Augen.

In dem Momente, wo wir unſichtbar eintreten, hatte er den rechten Arm auf die Lehne des Stuhles geſtützt, und die Finger des linken ſpielten mit dem Stahlknopfe des Dolchgriffs.

„So ſtehen alſo die Sachen," ſprach er mit einer kräftigen, angenehmen Stimme. „Und da ich nicht gern Jemand ungehört verdamme, ſo kannſt du ſagen, was du noch zu deiner Entſchuldigung vorzubringen haſt. Oder auch ſonſt Jemand, der für ihn ſprechen will, kann vortreten."

Der Lakai ſchluckte mehre Male heftig und blickte ſcheu und zitternd die Männer an, welche um ihn ſtanden, die ihn aber keines Blickes würdigten und noch viel weniger eine Sylbe laut werden ließen.

„So ſprich denn ſelbſt!"

„Ach Herr! ich weiß nicht was ich ſagen ſoll!" jammerte der Gefragte. „Und wenn es denn gar ſo arg iſt, daß ich jenen, freilich überflüſſigen Meſſerſtich gethan, ſo beſtrafen Sie mich; aber ich flehe Sie an, machen Sie es nicht ſo ſtreng mit mir!"

„So ſei," antwortete der junge Mann, — „vielleicht zum erſten Mal in deinem Leben — ehrlich und offenherzig. Jener ſchändliche, niederträchtige Meſſerſtich iſt freilich ſchlimm genug, aber ich will ihn dir verzeihen, wenn du mir geſtehen willſt, was du ſonſt noch gegen uns begangen."

„Ich ſonſt noch gegen Sie begangen?" entgegnete beſtürzt der Lakai und ließ ſeine Augen im Kreiſe umher laufen; „will ich doch verkrummen und verderben, wenn ich etwas gegen Sie gethan habe."

„Sei ehrlich!" ſagte ernſt der Frager. „Ich rathe dir, ſei ehrlich oder es nimmt mit dir ein fürchterliches Ende."

„Worin ſoll ich ehrlich ſein? — Ich weiß nichts."

„Du weißt nichts?"

„Nein, nein!“ jammerte der Lakai. „Blickt mich nicht so entsetzlich an — ich — weiß nichts.“

„Nun, so will ich für dich sprechen,“ fuhr der junge Mann fort, indem er vor den Stuhl trat, sich ein paar Zoll höher streckte und die rechte Hand in die Seite stemmte, ohne daß aber die linke den Griff des Dolches fahren ließ. — „Paßt mir auf, ihr Männer, und erinnert euch, was ich euch schon vor längerer Zeit von diesem Menschen sagte. Denkt daran, wie ihr für ihn gebeten, als ich ihn schon vor einem halben Jahre wollte verschwinden lassen, denkt daran!“ — Diese Worte sprach er langsam, bestimmt, aber mit so schauerlicher Kraft und Kälte, daß jedes derselben wie ein Keulenschlag auf das Haupt des Lakaien niederfiel. Worauf er in gefälligerem Tone hinzu setzte: „Weißt du noch nichts, hast du mir noch nichts zu sagen?“

„Nein,“ entgegnete der Andere, während er die Zähne über einander biß.

„Nun wohlan, so will ich für dich sprechen. Ich erfuhr vor ein paar Tagen zufällig, daß er, dort jener Mensch, sich — zum Polizeidirector begeben.“

Dieses Wort wirkte wie ein Donnerschlag sowohl auf den Betreffenden, als auf die umstehenden Männer. Wie auf ein Commando faßten ihn zwei derselben an den Schultern, als scheine es ihnen, er habe die Absicht zu entfliehen, woran der Elende jedoch nicht dachte, vielmehr schienen die Knie unter ihm zusammen zu knicken, und er wäre vielleicht auf den Boden gestürzt, wenn ihn die Beiden nicht gehalten.

„Er war also beim Polizeidirector, sprach dort von einer Verbindung gefährlicher Menschen, die ihm bekannt sei, und machte sich anheischig, deren Aufenthalt, Schlupfwinkel, kurz Alles, was nöthig sei, um sich ihrer zu bemächtigen, anzugeben,

wenn ihm dafür eine große Summe Geld ausbezahlt würde. — Er verlangte zweitauſend Gulden; der Polizeidirector aber, ein kluger Mann, der überzeugt war, es ſei unmöglich, daß ſich im Gebiete ſeines Bezirks eine ſolche Bande aufhalten könne, glaubte dieſen Worten nur halb, und ſtatt den Angeber, wie ich gethan hätte, feſtzuhalten, ließ er ihn laufen, ſagte ihm, er ſolle wieder kommen, einige Beweiſe liefern, und machte ihm darauf hin ſogar einige Hoffnung auf die gewünſchte Belohnung. — Seht ihr Männer, ich wache über euch, denn ich erfuhr dieſen Anſchlag noch am ſelben Tage; eure Freiheit und euer Leben hiengen an einem Haare; vergeßt das nicht: nur die eure, ich bin ja ein Weſen, das nicht exiſtirt, das euch beſchützt und nur zuweilen hervortritt, um zu beſtrafen, um zu belohnen, — eure Vorſehung, wenn ihr wollt und wie auch dieſer Fall wieder beweiſen wird. — Denn," fuhr er kälter fort, „der Secretär des Directors war nicht ganz ſo arglos, wie dieſer ſelbſt; er beauftragte einen ſicheren Polizeidiener, euren Genoſſen da zu beobachten, ihn auf Schritt und Tritt zu beſpähen. Aber habt keine Angſt," ſetzte er hinzu, als er ſah, daß die Männer ſich unruhig bewegten, „ich lenkte ihn auf eine andere Fährte und er verfolgt in dieſem Augenblicke einen vollkommen harmloſen Menſchen. — Sprich' du nun, habe ich die Wahrheit geſagt? — Verhält ſich die Sache ſo?"

„Es iſt ein Irrthum, Herr!" heulte der Angeklagte; „gewiß, gewiß ein entſetzlicher Irrthum! O wie käme ich dazu!"

Statt aller Antwort ſtreckte der junge Mann die rechte Hand unter ſeine Blouſe, zog eine Brieftaſche hervor, nahm aus derſelben ein Blatt Papier, das er entfaltete und ihn dann ruhig fragte: „Wie heißeſt du?"

Der Lakai ließ den Kopf auf die Bruſt niederſinken und gab keine Antwort.

„Nun, ihr Andern wißt doch, wie er heißt. So les't dieſes Blatt, das er dem Polizeidirector gab, als ihn dieſer um ſeine Adreſſe fragte. Vielleicht kennt Jemand von euch die Handſchrift; den Namen aber werdet ihr auf alle Fälle kennen.“

Auf einen Wink trat einer der Männer vor, nahm das Blatt, blickte hin, übergab es dem Nebenſtehenden, und ſo machte es die Runde bei ſämmtlichen Anweſenden. Der Letzte, der ſich die Schriftzüge betrachtete, überreichte es dem jungen Manne wieder, indem er ſagte: „Ja, Herr, es iſt ſo, wir ſind vollkommen überzeugt.“

„Nun denn, ſo wißt ihr auch, wie ihr einen Verräther beſtraft. Nehmt ihn hinweg! Fort mit ihm!“

Umſonſt verſuchte es der Verurtheilte, das Herz ſeiner Richter zu erweichen; er brachte auch keinen zuſammenhängenden Satz zu Stande und ſtotterte nur unverſtändliche Worte, dazwiſchen ſchluchzte er, ſchluckte krampfhaft und wand ſich in Todesangſt unter den Händen der zwei Männer, die ihn feſt bei den Armen und Schultern hielten. „Gnade! Gnade!“ flehte er und wollte vorwärts ſtürzen zu den Füßen des jungen Mannes, der verächtlich den Kopf abwandte und in die Gluth des Kaminfeuers blickte; dabei ſtreckte er die rechte Hand gegen die Männer aus und ſagte: „Es bleibt dabei! laßt ihn ohne Aufſehen verſchwinden.“

Während zwei derſelben den Verurtheilten zu einer Thüre hinaus zogen, welche in entgegengeſetzter Richtung von der lag, die zu dem Zimmer führte, wo ſich das Mädchen befand, trat einer in jenes Gemach zu dem Manne, welcher bis jetzt ruhig auf und abgeſchritten war, nun aber plötzlich ſtehen blieb und ſich an den Eintretenden mit der Frage wandte: „Wie iſt's? — Hat er geſtanden?“

„Nichts, aber der Herr hat ihn vollkommen überführt.

„So wird er verſchwinden?“

„Ja, ich ſoll es dir ſagen. — Aber ohne alles Aufſehen.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt,“ ſprach der Andere mit einem unangenehmen Lächeln. „Es iſt ſpät am Abend, die Straßen einſam, führt ihn hinaus. — Er kann zufrieden ſein, denn er erhält ſicherlich einen Nachruf; morgen wird man in den Blättern leſen, es habe ſich ein bedauerliches Unglück zugetragen, der Lakai eines guten Hauſes, ſo und ſo mit Namen, ſei wahrſcheinlich etwas berauſcht aus dem Wirthshaus gekommen und in den Kanal gefallen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Jäger und Kammerjungfer.

Nachdem die Leute das Zimmer verlassen, in dem sich der junge Mann befand, machte dieser ein paar rasche Gänge durch dasselbe, dann trat er vor das hohe Kamin, stützte seinen Arm auf das Gesims und versank in tiefes Nachsinnen. — — „Bah!“ sagte er nach einer längeren Pause, indem er sich erhob und um sich schaute, „laßt die Sache gehen wie sie eben geht. Einer ist einmal der Sclave des Andern, und der Stärkere hat Recht. — Die Idee von einer Wiedervergeltung kann und will ich nicht läugnen; was heute dem Einen geschieht, kann morgen dem Andern begegnen, und ich — heute noch Herr dieser ungeachtet alles Trotzes und aller Wildheit doch sclavischen Naturen — könnte vielleicht morgen vor ihnen stehen und mein Urtheil erwarten. — Ah! es ist doch etwas Schönes darum,“ fuhr er fort und erfaßte den Griff seines Dolches, „so Herr zu sein über die ganze Welt, der Gebieter des Geringsten und des Höchsten, des alten reichen Podagristen, der uns mit Entsetzen kommen hört und des jungen,

reizenden Mädchens, die von uns erzählt und vielleicht verstohlen und erschrocken ihrer Vertrauten sagt, indem sie dabei auf die andere Seite schaut: Ach! es war eine schreckliche Nacht, und der Letzte, der das Zimmer verließ, trat noch einmal an mein Bett und hob die Lampe hoch empor. — O, ich würde ihn wieder erkennen, denn ich that ja nur als ob ich schliefe. — — Und das haben mir solch' schöne Lippen schon selbst erzählt. O, dieß Leben ist zu beneidenswerth, als daß — es ewig dauern könnte."

Nach diesem Selbstgespräch war er wieder in tiefe Träumereien versunken; doch raffte er sich rasch empor, schritt durch das Zimmer und zog an einer Klingelschnur, die sich in der Ecke befand.

Gleich darauf trat einer der Männer herein, der Andere sagte ihm ein leises Wort, worauf sich Jener wieder zurückzog und nach einer kleinen Weile die Thüre abermals öffnete, durch welche jetzt der Mann mit dem schwarzen Haar und Bart, den wir in der Schenkstube schlafend gefunden, herein trat.

Dieser hielt sich schüchtern in der Ecke, erhob nur ein paarmal den Blick verstohlen, um den jungen Mann zu betrachten, der wieder neben dem Lehnstuhle stand, ihn langsam und forschend ansah und dann zu ihm sprach: „Es ist dir schlecht ergangen, wie mir scheint, Josef?"

„Sehr schlecht, Herr," entgegnete der Gefragte.

„Es ist seltsam aber wahr: was der Teufel einmal gefaßt hat, läßt er nicht sobald wieder fahren. Wenn wir auch unseren Nebenmenschen ziemlich freie Geschöpfe sind, so sind wir anderntheils doch wieder erbärmliche Sclaven — Sclaven unserer Thaten, Sclaven unseres Gewissens."

„Keines von diesen hat mich wieder her gebracht, obgleich Beide mich oft sehr gequält," entgegnete Josef.

„Ich habe erfahren, daß du kommen werdest."

„Ich glaube es, Herr; so was bleibt nicht lange verschwiegen."

„Es thut mir eigentlich leid um dich, Josef, denn ich bin überzeugt, daß du nicht freiwillig zu uns zurückkehrst."

„Gewiß nicht, Herr. Aber da ich Sie als gut und großmüthig kenne, da Sie mich damals bereitwillig ziehen ließen, als ich Ihnen sagte, ich könne es nicht mehr unter den Genossen hier aushalten und es dränge mich, wieder ein anderer besserer Mensch zu werden —"

„Ein besserer, Josef?" fragte lächelnd der junge Mann.

„Verzeiht Herr, ein anderer denn! — Als sie mich also ziehen ließen und mich so freundlich und gütig unterstützten mit Empfehlungen, daß ich alsbald eine gute Stelle fand und wieder frei athmend unter meines Gleichen treten konnte, da dachte ich immer an Sie und segnete Ihr Andenken, und als das Unglück geschehen war, als ich nach dem traurigen Schusse nun wieder ausgestoßen aus der Menschheit dastand, war wieder mein erster Gedanke an Sie und es drängte mich, zu Ihnen zurückzukehren."

„Und zu den Genossen —"

„Wenn es nicht anders sein kann, was will ich thun?"

„Du weißt Josef, daß ich von jeher große Stücke auf dich hielt; ich hätte dich in meine eigenen Dienste genommen, aber Jemand, der wie ich, wenn ich mich so ausdrücken kann, nur hie und da erscheint, bedient sich am Besten selbst. Doch scheint mir, du hast deinen größten Fehler, die Heftigkeit, immer noch nicht abgelegt. Teufel auch! man schießt nicht gleich auf seinen Vorgesetzten."

„Wenn er uns aber als ſein Vieh, als ſeinen Sclaven behandelt? O Herr, ich hätte Sie ſehen mögen!“

„Ja, ich ſtehe für mich gar nicht ein! — Du haſt dich verheirathet?“

„Ja Herr, es war ein ſchönes junges Weib.“

„Das war unklug Joſef, ſiehſt du, die Welt liegt im Argen. Wenn man Jägerburſche iſt und in einem kleinen einſamen Hauſe im Walde wohnt, da bleibt man für ſich allein und läßt ſeine ganze Familie aus ein paar guten Jagdhunden beſtehen.“

„Wenn er mich in meinem Revier gelaſſen hätte,“ ſprach der Andere mit einem trüben Lächeln, „ſo hätte das gar nichts gemacht. Mein Häuschen lag mitten darin und ich konnte Alles mit Muße beaufſichtigen.“

„Und er ſchickte dich in andere Waldungen?“

„Meilenweit, ſo daß ich Tage und Nächte von Hauſe ſein mußte. O Herr, es war nicht klug von ihm gethan, daß er mich ſo auf die einſamen Waldplätze hinaus ſandte. Wenn ich da ſtand, ſo Stunden lang an irgend eine alte Eiche gelehnt und an mein Haus und das Alles dachte, und wenn nun der Abend aufſtieg und ich mußte bleiben, wo ich war und ſtellte mir vor, daß ſich vielleicht ein Anderer nach meinem Hauſe ſchlich, — Herr, ich verſichere Sie, da ſtand ich Qualen aus, die kein Menſchenherz auf lange zu ertragen im Stande iſt. Das Blut ſtieg mir ſiedend zu Kopf, es war mir oft, als hörte ich weit entfernten Hülferuf; doch war es Täuſchung, denn der Hund lag ruhig neben mir und ſpitzte nicht einmal die Ohren. Auch wäre es zu weit geweſen.“

„Und eines Tags verließeſt du deinen Poſten und gingſt nach Haus?“

„Ja Herr.“

„Und fandest Unrechtes?“

„Ich weiß es nicht genau, Herr; aber es mußte wohl so sein. Er kam aus meinem Hause, und da nahm ich, meiner selbst nicht mehr mächtig, die Büchse —“

„Genug! genug!“ sagte der junge Mann, indem er sich gegen das Feuer umwandte. „Das Andere wissen wir bereits, auch dachte ich, daß du kommen würdest, und da ich dir, wie schon früher gesagt, wohl will, sorgte ich für dich. Der Waldschütze, von dem du so eben erzähltest, hat den Seehafen erreicht und ist über's Meer —“

„Ich, Herr?“

„Der Waldschütze; so stand es in allen unseren Journalen. Auch war seine That für ihn so vortheilhaft beleuchtet, daß Mancher mitleidig an ihn dachte. — Du bist also ein ganz neuer Mensch und heißest von heute an Franz Karner. Hier sind die Papiere, mit denen du dich legitimiren kannst.“

Mit diesen Worten hatte der junge Mann die Brieftasche wieder hervor gezogen und nachdem er dem Andern ein Zeichen gegeben, näher zu kommen, überreichte er ihm ein zusammen gefaltetes Blatt.

„Dann ist ferner hier ein Brief,“ fuhr er fort, „den bringst du morgen an seine Adresse. — Lies die Aufschrift.“

„Herrn Baron von Brand.“

„Richtig! Dieser Herr wird dir Anweisung ertheilen, wohin du dich zu begeben hast, und soviel ich vernommen, sollst du in einem sehr guten und vornehmen Hause die Stelle als Jäger erhalten.“

„O wie danke ich Ihnen, Herr!“ erwiederte der Andere gerührt, während er die Hand des jungen Mannes ergriff und sie an seinen schwarzen Bart drückte. „Möge Gott mich vergessen,

wenn ich Ihrer je vergesse! Aber," — sprach er auf einmal mit ernstem Tone, „wie kann ich meinem neuen Herrn und zugleich Ihnen dienen?"

„Auf die einfachste Art: du hast deine Berichte zu machen über Alles, was in dem Hause geschieht, vornämlich aber hast du in einem anderen Hause, in welchem der Vater deines neuen Herrn wohnt, irgend eine solide Verbindung anzuknüpfen, wenn dieß geschehen, es zu melden und darauf meine Befehle in Empfang zu nehmen."

Der junge Mann zog sofort abermals die Klingel und sagte, als er die Thüre öffnen hörte, in's Vorzimmer hinaus: „Der Jäger wird anständig gekleidet, du hast dafür zu sorgen, daß er morgen auf unverfängliche Art das Haus verläßt. — Laß' das Mädchen kommen." — Dann winkte er Josef freundlich mit der Hand und dieser zog sich zurück.

Gleich darauf wurde die Thüre zum kleinen Vorzimmer langsam geöffnet und das Mädchen, welches unter derselben erschien, sanft hinein geschoben. Sie hatte ihre Thränen getrocknet, doch war ihr Gesicht mit einer erschreckenden Blässe bedeckt; dabei irrten ihre Augen ängstlich in dem Gemach umher, blieben eine kleine Weile auf dem lodernden Kaminfeuer haften und erblickten erst dann den jungen Mann, der sich wie absichtlich hinter die Lehne des Stuhls zurückgezogen hatte. Sie zuckte erschreckt zusammen; er trat einen Schritt vor.

„Komm näher, mein Kind," sagte er. „Nur näher, fürchte dich nicht, — ganz nah."

Das zitternde Mädchen that wie ihr befohlen wurde, doch machte es so kleine Schritte, daß es trotz vieler derselben kaum die Mitte des Zimmers erreichte.

„Hör' auf meine Worte und antworte mir deutlich auf meine Fragen. — Willſt du?"

„Ja," brachte ſie mühſam hervor.

„Du kamſt heute Abend hier an in Geſellſchaft einer Harfenſpielerin. — Ich will dir etwas ſagen," unterbrach er ſich, indem er das erſchreckte Geſicht des armen Geſchöpfes bemerkte und ihre in dieſem Momente faſt glanzloſen, weit aufgeriſſenen Augen ſah, „wenn ich dich etwas frage und es iſt ſo, ſo brauchſt du meinetwegen nichts zu antworten, wenn es dir ſchwer wird, dein Schweigen iſt mir Bejahung. — Du trafſt alſo mit dem Harfenmädchen heute Abend in A. zuſammen? Du kamſt von N., wo du einem anſtändigen, frommen Hauſe entlaufen, nachdem du geſtohlen."

„Nein Herr! nein!" erwiederte jammervoll das Mädchen, „bei Gott im Himmel! das iſt nicht ſo."

„Man klagte dich aber an, du habeſt geſtohlen, man jagte dich deßhalb fort, alle Menſchen, welche die Sache erfuhren, glaubten deinem Herrn und hielten dich für eine Diebin."

„Aber bei Gott dem Allmächtigen! ich bin's nicht, gewiß, ich bin's nicht!"

„Möglich," verſetzte der junge Mann, „aber bringe Beweiſe dafür; gegen dich liegen deren genug vor. Du biſt ausgeſtoßen von der Welt, Jedermann wendet ſich mit Abſcheu von dir, was bleibt dir übrig? — Du mußteſt Schutz bei jenem Mädchen ſuchen. Und worin beſteht der Schutz derſelben? Das will ich dir ſagen: ſie wird dich einige Accorde auf der Guitarre lehren, dann ein paar Schelmenlieder, ſie zieht mit dir herum in Gaſthöfen und Kneipen, und wenn du heute noch keine Diebin biſt, ſo kannſt du es doch in ganz kurzer Zeit werden."

Das Mädchen faltete ihre Hände, blickte mit einem Aus-

druck des tiefsten Jammers zu dem Manne auf, der allwissend schien und der ihre Vergangenheit und Zukunft so schonungslos enthüllte.

„Ich weiß nun nicht," fuhr dieser fort, „ob du nicht im Grunde eine leichtfertige Dirne bist, ob dir das Leben, welches ich dir so eben bezeichnet, nicht vielleicht sehr gut gefällt, ob dir das Herumtreiben nicht lieber ist, als wenn man es dir möglich machte, auf anständige Art dein Brod zu verdienen."

„Nein! nein!" rief das Mädchen aus, und zum ersten Male drückte der Ton ihrer Stimme nicht Furcht und Entsetzen aus; es war ein Ton der Hoffnung, die das Wort des Fremden in ihrer Brust geweckt, der ihr Herz plötzlich erfüllte, und der sich auch in den zitternden Lauten kund gab, mit denen sie „Nein! nein!" rief.

„Nun denn," sprach der junge Mann, „man hat Mitleiden mit dir, man will dich vom Abgrund zurück reißen, in den du unfehlbar gefallen wärest. Du sollst eine anständige sichere Existenz haben; du sollst in ein gutes Haus kommen, und es wird von dir abhängen, ob deine Zukunft gut oder schlecht ist."

Das Mädchen erhob bei diesen Worten die Hände, doch zitterten dieselben so heftig, daß sie kaum im Stande war, sie zusammen zu legen; dann hielt sie dieselben an ihre Stirne, bedeckte ihre Augen und schien eine Secunde nachzusinnen, ob sie vielleicht nur träume und ob sie nicht etwa in irgend einer Scheune oder wie vorhin in dem Bette neben ihrer Gefährtin erwachen würde. Als sie aber ihre Hände wieder langsam sinken ließ und bemerkte, daß sie sich noch in dem Gemache befand, in das sie vorhin eingetreten, als sie das Kaminfeuer noch immer lodern sah und den Blick des jungen Mannes wahrnahm, der theilnehmend auf ihr ruhte, da war es ihr, als sei dieser ein Engel, vom

Himmel zu ihrer Rettung geſandt. Ihren Augen entfielen die Thränen in großen Tropfen und ſie ſank mit einem lauten Aufſchrei zu den Füßen des Fremden nieder, der ſie lächelnd aufhob.

„Dieſen Zeichen glaube ich," ſprach er.

Worauf das Mädchen entgegnete: „Gott lohne es Ihnen, wenn Sie nichts Uebles von mir denken. Gewiß! ich habe nicht geſtohlen, ich bin nicht ſchlecht; ich bin nur ein armes, unglückliches Geſchöpf."

„Nun gut denn," erwiederte der junge Mann, der wieder an den Kamin zurückgetreten war, „man hat ſich vorgenommen, für dich zu ſorgen. Du ſollſt in die Garderobe einer vornehmen Dame kommen, natürlicher Weiſe als ihre letzte Dienerin, denn ich kann mir denken, daß du nicht viel gelernt haſt. Was man im Allgemeinen von einem Frauenzimmer verlangen kann, wirſt du zu leiſten vermögen; das Andere lernt ſich bald, wenn man Luſt und Liebe zu ſeinen Geſchäften hat. — Haſt du zufällig eine Sprache gelernt?"

„Etwas Franzöſiſch," ſagte das Mädchen, „in früher Jugend von meiner Mutter, die mit ihren Eltern von Frankreich eingewandert."

„Gut. — Man wird dich nachher in ein ordentliches Zimmer führen, du wirſt dort anſtändige Kleider finden und morgen früh erhältſt du neben der Adreſſe, an welche du dich zu wenden haſt, einen Paß und eine Inſtruction. Letztere wirſt du eifrig ſtudiren und dir genau merken, wie du von heute an heißeſt, denn du erhältſt einen anderen Namen, ferner, wo du früher geweſen biſt, woher du gerade kommſt, wer deine Eltern ſind und dergleichen mehr. Lerne dieß genau, denn man wird dich gewiß darüber examiniren. Verwiſch deinen Namen und deine Ver-

gangenheit ganz aus deinem Gedächtniſſe, es iſt das für deine eigene Sicherheit nothwendig. — Haſt du mich genau verſtanden?"

„Gewiß, gewiß!" entgegnete das Mädchen. „Aber womit kann ich meinen Dank ausdrücken, womit kann ich Ihnen, meinem Wohlthäter, beweiſen, wie ſehr ich die unendliche Gnade anerkenne, die mich von einem fürchterlichen Leben zurück reißt, die mir erlaubt, anderen Menſchen wieder frei in die Augen ſehen zu dürfen?"

„Womit du mir danken kannſt? — Das ſoll dir nicht verborgen bleiben," verſetzte der junge Mann mit ruhigem Tone. „In deiner Inſtruction wirſt du eine andere Adreſſe finden, eine Hausnummer, den Namen eines Mannes, zu welchem du dich anfänglich in der Woche einmal zu begeben und dort alle Fragen, die er dir ſtellt, mit der vollſten Wahrheit zu beantworten haſt. Er wird zum Beiſpiel wiſſen wollen, wann deine neue Herrin ausgeht, wohin ſie geht, wer zu ihr kommt, was ſie zu Hauſe macht, an wen ſie ſchreibt und dergleichen mehr. Auch wird dir jener Mann zuweilen einen Auftrag geben, den du pünktlich zu erfüllen haſt."

Die Rede machte auf das Gemüth des Mädchens ſichtlich einen niederſchlagenden Eindruck; ſie athmete tief auf, ſchaute dann zu dem Geſichte des vor ihr Stehenden empor, und als ſie auf demſelben keine Spur von Scherz, ſondern den tiefſten Ernſt erblickte, ließ ſie ihren Kopf auf die Bruſt herab ſinken.

„Mein Wunſch mag dir hart erſcheinen," fuhr er fort, „aber ein Dienſt iſt des andern werth, und was ich dir gebe iſt mehr als was ich von dir verlange. Du haſt aber noch die Wahl, ſage Nein und du ſollſt ungehindert zurückkehren in das Zimmer, wo du geweſen, zu der Geſellſchaft, die du ſo eben verlaſſen."

Er erwartete eine Antwort, da dieſe aber nicht erfolgte,

ſondern das Mädchen eifrig mit dem Kopfe ſchüttelte, ſo ſprach er mit erhobener Stimme und feierlichem Tone, indem er dicht vor ſie hintrat: „Wohlan denn! Willſt du die Bedingungen eingehen, die ich dir vorgeſchlagen, ſo reiche mir die Hand und ſage: ich ſchwöre bei Gott, der mich ſtrafen ſoll, wenn ich meinen Schwur breche.“

Das arme Geſchöpf zuckte zuſammen, blickte zweifelnd um ſich und darauf in das Geſicht des ernſten Fragers. Als ſie aber ſah, wie trotz der finſtern Worte ſeine Züge freundlich waren und ſein Auge ſie mit Theilnahme betrachtete, als ſie ſich die Schilderung zurückrief, die er ihr von dem Leben gemacht, welches ſie mit dem Harfenmädchen führen würde, und als ſie an die vergangenen Tage gedacht, an das Haus, aus welchem man ſie als Diebin verſtoßen, da ſchrack ſie zuſammen, blickte ſcheu hinter ſich, als verfolge ſie Jemand, und indem ſie ſich dem jungen Manne haſtig entgegen warf, reichte ſie ihm die Hand und ſagte: „Ich ſchwöre es!“ —

Doch war in den letzten Tagen, namentlich aber an dem heutigen Abend zu viel Entſetzliches auf das Herz des bis jetzt ſo unerfahrenen Mädchens eingeſtürmt. Ihre Kraft verließ ſie, ſie ſah das Feuer des Kamins vor ihren Augen hoch emporlodern, dann fühlte ſie, wie ſie in die Knie ſank, worauf ſich dichte Schleier um ihr Haupt zu ziehen ſchienen, dießmal aber ohne Traum, ohne ſchreckliche Geſtalten.

Als der junge Mann ſah, daß ſie ohnmächtig wurde, umſchlang er mit ſeinem linken Arm ihren Leib und hielt ſie ſanft aufrecht, während er mit ſeiner Rechten aus der Blouſe ein Taſchentuch hervorzog und ihr damit über das Geſicht fächelte. Sie lag da wie ſchlafend in ſeinen Armen, und als er ſich über ſie niederbeugte, um den wiederkehrenden Athem zu erſpähen, be-

merkte er erst das so liebliche Gesicht des jungen Geschöpfes, die schönen, regelmäßigen Züge, die feinen, jetzt schmerzhaft zusammen gepreßten Lippen. Es war nichts Derbes, nichts Ungraziöses an ihrer Gestalt, und er hielt es leicht in seinem Arm, das kleine warme, eben erst aufgeblühte Mädchen.

„Wenn ich nun ein gewöhnlicher Sclavenhändler wäre, wie so viele meiner geringen und vornehmen Collegen," sagte er, „so könnte ich mir leicht für meine Wohlthaten einen süßeren Dank nehmen. Doch begnüge ich mich mit einem einfachen Kusse auf diese gewiß unentweihten Lippen, einem Kusse, der ihren Seelenfrieden nicht stören wird, da sie ihn unbewußt empfängt."

Damit beugte er sich auf sie nieder, küßte sie leicht auf den kleinen Mund, und als er nun sah, wie ihre Brust, von stärkerem Athem geschwellt, sich wieder höher hob, hielt er ihr abermals das Taschentuch vor das Gesicht und bald schlug sie die Augen auf.

„Das ist mir nie geschehen," sagte das Mädchen nach einer längeren Pause, indem sie leicht erröthend einen Schritt von dem Manne zurück trat. „Ich bin in den letzten Tagen recht schwach geworden."

„Das ungewohnte Leben," versetzte er. „Nun, du wirst dich schon wieder erholen. — Jetzt aber verlaß' mich, geh' zurück in das Gemach hier nebenan, da wirst du die alte Frau finden, die dich hergeleitet. Sie zeigt dir ein Zimmer und ein gutes Bett; lege dich ohne Furcht hinein, du könntest im Himmel nicht mit größerer Sicherheit ruhen als jetzt hier in diesem Hause."

Das Mädchen, im Begriffe diesem Befehl Folge zu leisten, blieb einen Augenblick schüchtern an der Thüre stehen und sagte mit niedergeschlagenen Augen: „Und Ihnen darf ich später nicht mehr danken, wenn ich in dem Hause aufgenommen bin?"

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der junge Mann, „ich

glaube und hoffe nicht. Wir Beide werden uns wahrscheinlich niemals wieder sehen."

„So will ich denn für Sie beten," erwiederte sie, „recht innig und inbrünstig für Sie beten, indem ich Ihnen oftmals und herzlich danke für das, was Sie an mir gethan. Und so oft ich diesen Dank ausspreche, werde ich gern an Sie denken."

„Amen!" sprach er mit lauter Stimme, nachdem die Thüre hinter ihr geschlossen war und der Vorhang wieder herab fiel. „Hätte ich in meiner ersten Jugend," sagte er nachsinnend, „vielleicht ein solches Mädchen gefunden, es wäre Manches anders gekommen. Aber so geht es, wenn man immer aufwärts blickt und deßhalb mit den Füßen so Vieles zertritt. Dieß Geschöpf, gut erzogen, in Sammet und Seide gekleidet, könnte eine Herzogin vorstellen. — Wir wollen sie nicht aus den Augen verlieren."

Nachdem er diese Worte laut vor sich hin gesprochen, hob er rasch den Kopf empor, ging abermals an das Vorzimmer und sagte dem Manne, der draußen war, einige Worte; dann kehrte er zurück, nahm von einem Tische einen breitkrämpigen Hut, trat wiederholt hinter den großen Lehnstuhl und war plötzlich aus dem Zimmer verschwunden, ohne daß eine Thüre im Geringsten geknarrt hätte, ohne daß einer der Vorhänge sich nur im Mindesten bewegt.

Da wir aber in einem aufgeklärten Zeitalter, das nicht an Hexerei glaubt, leben, und wir auch nicht die Absicht haben, ein Mährchen zu schreiben, so versichern wir den geneigten Leser, daß Alles auf die natürlichste Art von der Welt zuging. Neben dem Kamine befand sich eine verborgene Thüre, durch einen Druck an einer gewissen Stelle spielte eine Feder, und die Thüre drehte und schloß sich vollkommen geräuschlos.

Der junge Mann aber stieg eine Wendeltreppe hinab, schritt

durch ein paar lange dunkle Gänge und trat durch eine gleiche Thüre, wie die neben dem Kamin war, in's Freie. Ehe er aber dieſes betrat, nahm er aus einer Niſche im eben erwähnten Gange einen Mantel, den er leicht über ſich warf und ſo Blouſe und Dolch verdeckte. Hierauf ſchritt er eilig durch die Straßen dahin, in welchen noch immer Wind, Regen und Schnee ihr tolles Weſen trieben, und verſchwand bald in der Dunkelheit.

Dem Mädchen geſchah droben, wie er voraus geſagt: die Alte führte ſie auf's Freundlichſte in ein kleines behagliches, warmes Zimmer, ſie half ihr beim Entkleiden, legte ſie ſorgſam zu Bette, indem ſie ihr freundliche Worte ſagte und ſie ſchmunzelnd pätſchelte, wie es vielleicht eine Mutter mit ihrem Kinde zu machen pflegt. — Bald ſchloß ſie ihre Augen, doch konnte ſie nicht begreifen, daß ſie ohnmächtig geworden, und nicht vergeſſen, wie ſie darauf ſo plötzlich in den Armen des jungen Mannes erwacht ſei. Und vorher umwehte ſie ein eigenthümlicher Duft, ſo merkwürdig fein, als wenn ſie in Roſen gelegen, oder als hätte Jemand eine der prachtvollſten Centifolien recht nahe an ihr Geſicht gedrückt.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Ueber das Huſten bei Hofe.

Der junge Graf Fohrbach hatte wieder einmal Dienſt im Vorzimmer Seiner Majeſtät. Da es der Adjutanten gerade nicht viele waren, ſo kam die Reihe ziemlich häufig an ihn. Ehe er ſich in das Schloß begab, fiel zu Hauſe nichts Wichtiges vor; er hatte keinen Beſuch wie damals, deßhalb frühſtückte er auch in aller Stille allein, zündete ſich darauf eine Cigarre an, die heute mit beſonderem Genuß geraucht wurde, denn ſie war für dieſen Tag, wenigſtens bis zum ſpäten Abend, die einzige und letzte. Dazu waren die Thüren in's Ankleidezimmer wie immer feſt verſchloſſen, damit nicht die leiſeſte Ahnung eines Tabakgeruchs ſich in der Uniform feſtſetzen könne und ſo eingeſchwärzt werde in das königliche Reſidenzſchloß, Seiner Excellenz dem Herrn Oberſthofmeiſter zum größten Entſetzen, zu einem wahren Horreur aber für ſämmtliche Hofdamen, mochten die Letzteren auch in ihren reſpectiven, oft ſehr beſchränkten Familien-Appartements von Papa, Bruder

oder ſonſt Jemand ſeit früheſter Jugend gehörig eingeräuchert geworden ſein. — Das thut die Hofluft. Sie iſt ſo rein, ſo ätheriſch, und Lungen und Herzen werden in derſelben ſo zart und gefühlvoll, daß der geringſte befremdende Duft und oft das kleinſte Wort ein ſehr bemerkbares Hüſteln zur Folge hat.

Ueberhaupt ließe ſich über das Huſten bei Hof ein ganzes Buch ſchreiben. Da iſt die Art, der Ton, die Stärke und Schwäche deſſelben von der allergrößten Bedeutung. Einer der Prinzen des allerhöchſten Hofes zum Beiſpiel ſtellt ſich herablaſſend zu irgend einer Gruppe Kammerherren, Offiziere und höherer Hofbeamten; er tritt anſcheinend ganz vertraulich heran und ein leichtes Hüſteln macht ihn bemerkbar und will andeuten, er wünſche nicht, daß man ſich ſeinetwegen genire. Augenblicklich erweitert ſich der bis jetzt kleine Kreis und will damit ſymboliſch das große und weite Vergnügen ausdrücken, welches Alle empfinden, daß Seine Königliche Hoheit die außerordentliche Gnade hat, ſich ſo freundlichſt zu nähern. Die Keckſten oder Erfahrenſten bringen dieſes Gefühl der Treue und Anhänglichkeit durch einige tiefgefühlte Worte zu Tage, die Anderen aber begnügen ſich mit einem reſpectvollen Räuſpern, worauf der Prinz, wenn er zufälliger Weiſe nichts Anderes zu ſagen weiß, was zuweilen vorkommen ſoll, ſtärker huſtet und darauf laut verſichert, das naßkalte Wetter ſei unausſtehlich, und wenn es ſich nicht bald ändere, ſo würde es keinem Menſchen möglich ſein, den Katarrh los zu bringen. Natürlich ſtimmt Alles bei mit Worten und mit Huſten; es zeigen ſich auf einmal ſehr viele Schnupfenanfälle, und ein junger Kammerherr, der begierig iſt, ſeine tiefe Ergebenheit an den Tag zu legen, blickt verſtohlener Weiſe zum Fenſter hinaus und liebäugelt mit einem einſamen Sonnenſtrahl ſo lange, bis ihn ein heftiges Nieſen befällt, wodurch er ſo glücklich iſt, auf's

Allerdeutlichſte die Bemerkung Seiner Königlichen Hoheit zu bewahrheiten.

Darauf erſucht vielleicht der Prinz, die angefangene Converſation fortſetzen zu wollen. — „Hm! hm!“ macht er, „wie es ſcheint, wurde ſo eben eine pikante Geſchichte erzählt. Darf ich daran Theil nehmen?“

Der ganze Kreis lächelt verſtohlen, und nur ein Einziger huſtet auffallend und verlegen. Es iſt das ein ſo bedeutungsvoller Huſten, daß ſich Seine Königliche Hoheit veranlaßt ſieht, ihn in der gleichen Tonart zu beantworten, wobei er leicht mit einem Auge zwinkert und dann freundlich ſagt, er bitte dennoch fortzufahren, er liebe zuweilen eine recht pikante Geſchichte.

Die Geſchichte wird nun erzählt, nicht ohne viele hm! hm! hm! hm! von allen Seiten, und als nun die Pointe kommt, die einigermaßen ſaftig zu nennen iſt, ſo ergeht ſich Seine Königliche Hoheit in einem auffallenden Gehuſte, vielleicht der Erzählung beiſtimmend, worauf ſich Alle bemühen, einen ähnlichen Ton von ſich zu geben, bis zu dem Erzähler, der nun vor Freude einem völligen Erſtickungsanfall faſt zu erliegen ſcheint. Iſt dagegen die Geſchichte höchſten Orts nicht recht ergriffen oder begriffen worden, ſo werden die Augenbrauen in die Höhe gezogen, der Huſten iſt bei Seiner Königlichen Hoheit ein ziemlich trockener, bei den Anderen ein mißbilligender, der Erzähler aber, um ſeine Verlegenheit zu verbergen, zieht ſein Tuch aus der Taſche und huſtet lange und anhaltend da hinein.

Wie verſchieden aber von all' dieſem iſt der Ton des Huſtens, den vielleicht in der Mitte der Geſchichte plötzlich der Kammerherr von ſich gibt, als er mit ſcharfem Auge erſpäht, daß ſich ein paar unſchuldige Hofdamen zufällig dem Kreiſe nähern. Es iſt das wie der Pfiff einer auf Vorpoſten ausgeſtellten Gemſe; die Ge-

ſchichte wird plötzlich unterbrochen, und der ganze Kreis ſpitzt die Ohren. — Wir erſuchen den geneigten Leſer, dieß jedoch natürlicher Weiſe nur bildlich verſtehen zu wollen.

Sind nun die unſchuldigen Hofdamen, die ſich nähern, wirklich unſchuldige Damen, ſo huſten ſie mit einer kleinen Verlegenheit, daß ſie ſo plötzlich an einem Kreis tangiren, in welchem ſich Seine Königliche Hoheit befindet. Sind ſie aber ſchon vollkommen erfahren in der Sitte des Hofes und leſen an dem Ausdruck der Geſichter, an der Stellung und Haltung einer Gruppe, warum es ſich gerade handelt, ſo wird der erzählende Kreis in einem großen Bogen umgangen, und die älteſte der Hofdamen blickt hinter ihrem Fächer auf den Kreis, huſtet ſehr laut und auf eigenthümliche Art und gibt die Ueberſetzung dieſes Huſtens ihrer Gefährtin, indem ſie ihr zuflüſtert: „Da werden wieder ſchöne Geſchichten abgemacht!“

Um einige Stufen tiefer hinab zu ſteigen, ſo wiſſen namentlich alte gediente Lakaien, Tafeldecker und Kammerdiener ihre verſchiedenen Huſten auf's Feinſte zu nuanciren. Der Lakai, der den Schlag des Wagens ſchließt, räuſpert ſich gelinde, wenn vielleicht eine Hofdame in tiefe Gedanken verſunken nicht angibt, wohin ſie fahren will, wonach er ſich hintenauf ſchwingt und nun oftmals den Kutſcher mit lautem Gehuſte dirigirt.

Der Kammerdiener im Zimmer des Herrn blickt huſtend auf die Uhr, wenn irgend eine beſtimmte Stunde herangekommen iſt, und erweckt mit einem lauten Gehuſte den Thürſteher aus ſeinen Träumereien, der faſt vergeſſen hätte, voraus zu ſpringen und den Wagen vorfahren zu laſſen.

Endlich bei Tafel dirigirt der Hofcourier mit einer wahren Verſchwendung von dem feinſten und leiſeſten Huſten das ganze Diner, der Tafeldecker macht den Lakaien auf gleiche Art mit

vielsagendem Räuspern auf seine Dummheit aufmerksam, die er begangen, auf einen zerbrochenen Teller oder ein leeres Glas, und ein junger Hofbedienter prallt erschreckt und gelinde hustend vor dem fürchterlichen Abgrund zurück, in den er fast gestürzt wäre, da er im Begriffe war, dem ersten Kammerherrn einen wilden Schweinskopf von der rechten Seite zu präsentiren.

Um nicht zu ausführlich zu werden, wollen wir nur noch des vielsagenden Hustens gedenken, in welchem sich zwei vornehme Staatsbeamte, die sich durchaus nicht leiden können und die nun plötzlich im Vorzimmer zusammen gestoßen, steif und gemessen begrüßen. Jeder hat geglaubt, er komme dem Andern zuvor und könne allerhöchsten Ortes seinem Collegen eine unangenehme Suppe einbrocken. Dieser Husten klingt wahrhaft nervenerregend, und wir sind überzeugt, daß sich in gleicher Weise zwei Tigerkatzen begrüßen würden, die nur durch ein breites Wasser verhindert sind, sich ihrem glühendsten Wunsche gemäß die Augen auszukratzen.

Ein Husten der furchtbarsten Art aber stört oft den Minister in seinem Vortrage, wenn er zum Beispiel irgend eine Auszeichnung, einen Orden, ein Geschenk für einen armen Künstler verlangt und er mit eindringlichen Worten spricht, wie aufmunternd ein solcher Sonnenstrahl der allerhöchsten Huld sei, wie das Talent nur wachsen und gedeihen könne im warmen Schein der Königlichen Gnade: ein Husten Seiner Majestät nämlich, wobei sie sich an das Fenster wendet und die Excellenz versichert, es werde doch jetzt endlich ein beständigeres Wetter eintreten. — —

Doch kehren wir in die Wohnung des Grafen Fohrbach zurück, der unterdessen Cigarre und Toilette beendigt hat, und nun, im Begriff an den Wagen zu gehen, durch den Kammer-

diener einen Augenblick aufgehalten wird, der ſich erlaubt, ihm den neuen Jäger vorzuſtellen.

Das war, wie wir bereits wiſſen, ein großer, ſchlank gewachſener Mann; und jetzt, in der glänzenden Livree, den ſchwarzen Bart wohl gekämmt und friſirt, nahm er ſich ungemein ſtattlich aus. Dabei hatte ſein Geſicht ein angenehmes Ausſehen und ſein Auge hielt den feſten Blick des Grafen, der ihm einige Fragen ſtellte, ſehr gut aus.

Um drei Viertel auf eilf Uhr fuhr Graf Fohrbach am Schloße vor und ſtieg die breiten Treppen hinauf bei zahlreichen Wachen, Thürſtehern und Lakaien vorbei. Ein verſchmitzt ausſehender Kammerdiener legte die Hand an den Drücker, um die Thüre zu öffnen und huſtete in dem Augenblicke ziemlich bedeutungsvoll. Es war dieß wieder einer jener Huſten, von denen wir vorhin geſprochen.

Der Adjutant wandte augenblicklich den Kopf herum und der Kammerdiener lächelte.

„Gibt es was Neues?“ fragte Graf Fohrbach leicht hin.

„Nicht viel Beſonderes,“ entgegnete der Kammerdiener, indem er die Augenbrauen in die Höhe zog. „Die Herren und Damen vom Dienſt frühſtücken in der gelben Gallerie und es erſcheint heute zum erſten Mal das neue Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät.“

Nach dieſen Worten öffnete der Kammerdiener leiſe die Thüre, und nachdem der Adjutant eingetreten war, zog er ſie geräuſchlos wieder in's Schloß, zupfte ſeine weiße Halsbinde in die Höhe und rieb ſich alsdann ſtill lächelnd die Hände.

Graf Fohrbach ſchritt durch mehrere Vorzimmer, die, wie in den Königlichen Schlöſſern gewöhnlich, einander ziemlich ähnlich ſahen, nur daß die Farben der Tapeten und Möbelſtoffe in

jedem verſchieden waren, daß in dieſem Alabaſter- und Marmor-Vaſen, dort welche aus China und Japan ſtanden. Um dieſe kleine Verſchiedenheit aber wieder auszugleichen und eine gewiſſe Harmonie herzuſtellen, waren die Gemälde an den Wänden meiſtens Protectionskäufe, gleich unbedeutend, gleich langweilig.

In der gelben Gallerie, wo der Frühſtückstiſch ſervirt war, befand ſich außer einigen Lakaien, die emſig und wichtig, geräuſchlos und ſchnell auf einem Nebentiſche Porcellan und Silber ordneten, vorderhand nur ein alter einſylbiger Kammerherr, der damit beſchäftigt war, nachdem er den Barometer prüfend betrachtet, die grauen am Himmel hinziehenden Schneewolken zu beobachten, und unſer Bekannter, der Major S., den Graf Fohrbach heute ablöste. Der Major ſtand in einer Fenſtervertiefung, und als er bemerkte, daß ihn der Graf mit den Augen ſuche, huſtete er leicht.

„Wie geht's?“ ſagte der neue Adjutant, während er zu ſeinem Freunde in die Ecke trat.

„So, ſo! — Das Wetter iſt nicht ganz klar, es ſcheinen mir trübe Wolken umher zu ziehen; auch haben wir noch keine Rapporte gehabt, was kein gutes Zeichen iſt. Ferner wurde der Intendant des Hoftheaters auf ein Uhr beſtellt.“

„Da wird man aufpaſſen müſſen.“

„Für dich gibt's eigentlich nicht viel zu thun. Nach dem Rapport ſind einige Audienzen, deren Namen du im Vorzimmer aufgeſchrieben findeſt; das Papier liegt im Pult.“

„Schön. — Wirſt du mit uns frühſtücken?“

„Ich habe nicht Luſt, muß auch nach Hauſe. — Apropos! du wirſt eine Bekanntſchaft machen: das neue Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät hat heute den erſten Dienſt und kommt zum Frühſtück.“

„Iſt ſie ſchön?“

Der Major erhob den Kopf, zog die Augenbrauen in die Höhe und entgegnete: „Ob ſie ſchön iſt! — Ein glänzender Stern am dunklen Nachthimmel.“

„Nun, wir können dergleichen Sterne brauchen, es war zuweilen recht finſter bei uns. — Wie heißt ſie? — Nicht wahr, es iſt eine Fräulein von S.? Ihr ſeid ja wohl weitläufig verwandt.“

„Ziemlich entfernt. Sie heißt Eugenie von S. — eine vornehme aber nicht reiche Familie. Das Mädchen iſt kaum Neunzehn, aber groß und majeſtätiſch gewachſen, eine Figur wie Ihre Majeſtät; dabei dunkles Haar, ein glänzendes Auge und die herrlichſten Zähne von der Welt, ah! ich ſage dir, Zähne, glänzend weiß; man iſt glücklich, wenn ſie den Mund öffnet.“

„Nur wegen der Zähne?“ fragte lachend der Graf.

„O, nein, ſie iſt zugleich eines der gebildetſten und geſcheidtſten jungen Mädchen, die ich ſeit längerer Zeit kennen lernte.“

„Natürlicher Weiſe wird ſie häufig in euer Haus kommen?“

„Ich hoffe ſo; weißt du — eine Verwandte —“

„So werde ich mich bemühen, deine Frau zu warnen.“

„Damit du einen Vorwand haſt öfter zu kommen,“ erwiederte lachend der Major. „Nimm dich in Acht, junger Mann, wenn ſie dich anblitzt und du haſt gerade einen erregbaren Moment, ſo iſt's um deine Ruhe geſchehen. — Aber,“ fuhr er lebhafter fort, während er einen Schritt vortrat, „ſage mir offenherzig, haſt du ſie ſchon irgendwo geſehen — kennſt du ſie?“

„Ich gewiß nicht.“

„Du wußteſt nicht, daß ſie ſo außerordentlich ſchön und liebenswürdig iſt?“

„Auf mein Wort, nein. Ich habe nur im Allgemeinen von ihr ſprechen gehört. — Aber wozu dieſe Fragen?“

„Nun, ich glaube dir. Vorhin unterhielt ich mich mit der Frau von B. —“

„Mit der Oberſthofmeiſterin?“

Der Major nickte mit dem Kopfe. „Wir ſprachen über die Einrichtung der jungen Dame, über ihre Wohnung und dergleichen —“

„So, über ihre Wohnung! Wird die im Schloſſe ſelbſt ſein?“

„Natürlicher Weiſe; ſie iſt aber ſehr gut ausgewählt, das kleine Appartement Numero ſechszehn, die Fenſter der Zimmer gehen auf den geſchloſſenen Hof, wo es euch nicht vergönnt iſt, mit euren armen Pferden halsbrechende Courbetten zu machen. — Aber jetzt höre: wir ſprachen auch von ihrer Dienerſchaft, eine ältere Kammerfrau brachte ſie mit, ein jüngeres Kammermädchen bekommt ſie hier.“

„Ja, was geht das mich an!“

„Ein jüngeres Kammermädchen, das — du empfohlen.“

„Ich empfohlen? — Und an wen?“

„Beſinne dich. Du haſt der Frau von B. neulich von einem Kammermädchen geſprochen, das eine Stelle ſuche.“

„Ah richtig!“ ſagte ſich erinnernd der Adjutant. „Ich kenne ſie aber nicht; der Baron Brand hat mich darum gebeten.“

„So, ſo, Baron Brand,“ erwiederte der Major nachdenkend. „Das iſt ein gefährlicher Menſch bei den Damen; ſogar die alte Oberſthofmeiſterin ſchwärmt für ihn, und das will viel ſagen. Er war geſtern Abend bei ihr zum Thee, zugleich mit Fräulein Eugenie von S.; da kam die Rede auf deine Empfohlene und ob ſie vielleicht paſſend ſei für das neue Ehrenfräulein. Die

Oberſthofmeiſterin ſchüttelte lächelnd den Kopf und meinte, ſie wiſſe doch nicht recht, ob deine Recommandationen in dieſer Richtung zu beachten ſeien; aber Baron Brand erinnerte ſich zufällig deſſelben Mädchens, — was weiß ich! ſie habe bei einer ſeiner Couſinen gedient und beſitze die glänzendſten Zeugniſſe. — Was glaubſt du wohl? Darauf änderte ſich mit einem Mal die Anſicht Ihrer Excellenz und deine Empfohlene iſt angeſtellt."

„Das ſind ſchöne Geſchichten!" ſprach lachend Graf Fohrbach, indem er ſeine Säbelkuppel herabzog. „Nun ich hoffe, die Perſon wird vorkommenden Falles einiges Dankbarkeitsgefühl beſitzen."

„Gegen dich oder gegen den Baron?"

„Ich denke gegen mich, denn ich bin doch der unmittelbare Empfehler."

„Aber nimm dich in Acht, coeur de rose iſt ein verfluchter Kerl. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn er der ſchönen Eugenie nächſtens ein Parfum aufſchwätzt."

„Nein, dazu iſt er zu klug; das könnte ſie in einen übeln Geruch bringen. — Aber ſtille! der Kammerdiener an der Thüre hat ſich ſchon dreimal geräuſpert, — — man kommt."

Die Flügelthüren des anſtoßenden Saales wurden jetzt in der That geöffnet und die Damen vom Dienſte erſchienen. Es waren das meiſtentheils gereifte Schönheiten, künſtlich erhaltene Blumen, aber ohne erquickenden Duft, gerade ſo wie ihre Schweſtern von Papier und Seide und ebenſo wie dieſe rauſchend und klappernd.

Eugenie von S., die beſcheiden als die Letzte kam, hätte nicht ſo wunderbar ſchön zu ſein gebraucht wie ſie wirklich war, um zwiſchen ihren Colleginnen wie eine Sonne aus grauem Gewölk hervorzuſtrahlen.

Graf Fohrbach war in der That überrascht von der lieblichen Erscheinung der jungen Dame und einigermaßen befangen, als er ihr von seinem Freunde, dem Major, vorgestellt wurde. Sie verneigte sich auf's Freundlichste und versicherte im Laufe des Gespräches, sie wisse ganz genau, daß sie von ihrer Mutter Sr. Excellenz dem Herrn Kriegsminister empfohlen sei, sie hoffe, diese Empfehlung werde freundlich aufgenommen worden sein und ihr so recht bald Gelegenheit werden, einen Mann kennen zu lernen, den sie sehr schätze und verehre.

Natürlicher Weise erwiederte der Graf etwas auf diese Worte Passendes, dann setzte man sich zum Frühstück, der Major empfahl sich, Messer und Gabeln fiengen an zu klappern, die Bedienten schoßen hin und her wie emsige Schwalben, und bald war das Frühstück beendigt, worauf sich die Damen dahin zurückzogen, woher sie gekommen, der einsylbige Kammerherr und der Adjutant begleiteten sie bis an die Thüre, und hier hoffte der Letztere noch einen Blick der schönen Eugenie aufzufangen. Sie verneigte sich auch freundlich gegen die beiden Herren, doch galt ihnen Gruß und Blick zu gleichen Theilen, worüber der Graf eben nicht besonders erfreut war.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Goldene Fesseln.

Den von seinem Freunde erhaltenen Instructionen gemäß, das heutige Wetter betreffend, nahm nun der neue Adjutant, nachdem er das Vorzimmer zur Wohnung Seiner Majestät betreten, seiner Stellung als Barometer gemäß, eine sehr ernste und würdevolle Haltung an. Der Säbel hieng correct eingehackt an der Kuppel, die Uniform war fast hermetisch verschlossen, der Federhut wurde mit beiden Händen auf dem Rücken gehalten und darauf schritt der Adjutant mit gemessenen Schritten auf und ab, hie und da den Kammerdiener betrachtend, der sich zwischen der Thüre und einer großen Standuhr befand, die er beide zugleich im Auge behielt.

Bald nachher hörte man draußen Equipagen vorfahren, die Tritte fielen herab, die Schläge wieder zu, dann schlürften leise Schritte auf den Steinplatten des Corridors, die Thüren öffneten sich und die obersten Staatsbeamten traten ein.

Graf Fohrbach ging ihnen entgegen und empfieng Jeden

ernst, würdevoll, aber Alle auf verschiedene Art. Die Minister erhielten ein sehr tiefes Compliment, begleitet von einem vollkommen gleichgültigen Gesichte; nur bei dem des Königlichen Hauses — es war ein genauerer Bekannter des Grafen — zog dieser auf einen fragenden Blick die Augenbrauen etwas in die Höhe und zuckte leicht mit den Achseln.

Die Excellenz nahm den Adjutanten beim Arm und zog ihn in eine Fenstervertiefung, wohin bald nachher noch einige der Vertrautern, nachdem sie den Größen des Staats einige verbindliche Worte gesagt, folgten.

Diese, die Minister, gingen zu Zwei und Zwei auf der anderen Seite des Zimmers mit leisen Schritten und fast unhörbarem Geflüster auf und nieder oder blieben auch an dem Marmorkamine stehen, Hut und Papier in der Hand, mit langen Gesichtern, ernsten Blicken und dem allerwürdevollsten Aussehen. Sie führten eigentlich keine zusammenhängende Conversation; sie sprachen nur Vermuthungen aus und räusperten sich häufig mit vorgehaltener Hand, nickten zuweilen tactmäßig mit dem Kopfe und warfen jede Secunde die sehnsüchtigsten Blicke nach der gewissen Thüre, nach dem Kammerdiener und nach der Uhr.

Die Gruppe an der Fensternische war schon etwas lebendiger und gesprächiger; man handelte das innere und äußere Wetter ab und brachte Beides mit einander in Verbindung.

„Wird Seine Majestät heute ausreiten?“ fragte der Minister des Hauses den Oberststallmeister, welcher diese Frage mit einem bedeutsamen Achselzucken beantwortete, und darauf versetzte:

„Ich weiß nicht, ob es räthlich ist.“

„Es ist auf drei Uhr ein Pferd bestellt,“ flüsterte der Kammerdiener aus seiner Ecke in der demüthigsten Haltung und einem

ganz unterthänigen Syſtem des Mundes, begab ſich aber hierauf augenblicklich an die andere Seite der Thüre, nachdem ihm der Hofmarſchall für dieſe Einmiſchung einen ſehr ſtrengen Blick zugeworfen.

„Man kann Seine Majeſtät bei dem Wetter unmöglich ausreiten laſſen,“ ſagte der Miniſter des Innern. „Der König iſt ohnedieß etwas erkältet, und das Wetter iſt, wie mich der Leibarzt verſichert, ſeiner Conſtitution durchaus nicht zuträglich.“

„Aber wenn Seine Majeſtät befohlen hat,“ bemerkte ſchüchtern der Hofmarſchall, „ſo ſind Allerhöchſtdieſelben nicht wohl anders zu beſtimmen.“

Der Miniſter des Hauſes warf dem Oberſtſtallmeiſter einen bedeutſamen Blick zu, worauf ſich der Letztere durch ſein ſpärliches Haar fuhr, und, nachdem er dieſen Blick zurückgegeben, ruhig ſagte: „Seine Majeſtät kann unmöglich bei dieſem Wetter ausreiten, Seine Majeſtät wiſſen nicht, welch' kalter Wind draußen geht.“

„O ja,“ warf der Hofmarſchall ein, „Sie machten vor dem Frühſtück einen kleinen Spaziergang.“

Die beiden Excellenzen wandten ſich hierauf gleichmäßig dem Fenſter zu, und die beiden Anderen verſtanden dieſe Bewegung und zogen ſich discreter Weiſe etwas zurück.

„Seine Majeſtät ſoll heute nicht reiten,“ ſagte der Miniſter, „ich werde mir auf drei Uhr eine Audienz erbitten, ich habe da etwas Wichtiges vorzutragen und will ihn ſchon eine halbe Stunde beſchäftigen.“

Mittlerweile waren die Miniſter einzeln in das königliche Kabinet getreten und kamen wieder zurück, Einer an der Thüre noch mit einem ziemlich verdrießlichen Geſicht, das er aber gewaltſam aufzuklären bemüht war, ſobald er in's Vorzimmer zurück

kam, um dem Collegen eine Niederlage, die er erlitten, nicht anmerken zu laſſen. Ein Anderer aber kehrte äußerſt ſtrahlend wieder und befolgte das umgekehrte Manöver, weil ihm Alles daran gelegen war, daß die Uebrigen nicht erfahren ſollten, es ſei ihm ein wichtiger Vorſchlag durchgegangen.

Zu denen am Fenſter war noch der Intendant des Hoftheaters getreten, der ein ſehr verdrießliches und unbehagliches Geſicht machte. „Ich bin da in großer Verlegenheit," ſagte er. „Seine Majeſtät haben auf heute Abend den ſchwarzen Domino zu befehlen geruht und das wirft mir mein ganzes Repertoire durcheinander."

„Wie ſo, beſter Baron?" meinte der Oberſtſtallmeiſter. „Das ſind Kleinigkeiten! Es kann Ihnen ja gleichviel ſein, was Sie heute Abend geben. — Und dann verlangt Seine Majeſtät durchaus nichts Unmögliches: der ſchwarze Domino iſt vollkommen montirt, war in den letzten vier Wochen glaube ich fünfmal und macht deßhalb durchaus keine Schwierigkeiten."

„Excellenz halten mir zu Gnaden, das iſt in Wahrheit ſchwieriger als es ſich anſieht. Allerdings war dieſe Oper fünfmal in den letzten Wochen; aber gerade das iſt mein Kummer: ich wollte ſie für den nächſten Sonntag aufheben."

„Um eine beſſere Einnahme zu machen?" fragte lachend der Miniſter des Hauſes.

„Nicht ſo ganz, Excellenz; vielmehr um der erſten Sängerin ihren Willen zu thun."

„Wie ſo?" —

„Wie Sie wiſſen, Excellenz, war die Oper fünfmal an Wochentagen bei mäßig beſetztem Hauſe, alſo natürlicher Weiſe auch ohne viel Spektakel, ohne großen Applaus, weßhalb Frau Wieſengrün-Spitzkopfin, meine Coloraturſängerin, erklärte, ſie

werde den ſchwarzen Domino das nächſte Mal nur an einem Sonntage ſingen.“

„Wer hat denn beim Theater eigentlich zu befehlen?“

„Dem Namen nach ich, Excellenz, in Wirklichkeit dagegen ſämmtliche Künſtler und Künſtlerinnen, die Regiſſeure, der Inſpicient, die Maſchiniſten, die Schneider und dann die Zimmerleute.“

„Ja, ja, es iſt ein eigenthümliches Verhältniß,“ meinte der Oberſtſtallmeiſter, indem er ſtill vor ſich hin lächelte. „Wir kennen das, namentlich die erſten Damen der ſingenden und der tanzenden Kunſt haben mir vor der Zeit graue Haare gemacht.“

„Das iſt ja die umgekehrte Welt,“ ſagte der Miniſter des Hauſes; „da wären Sie ja der Sclave Ihrer Untergebenen.“

„Und welcher Sclave!“ verſetzte wehmüthig der Intendant, der nachdenkend zum Fenſter hinaus blickte. „Von welchen Launen bin ich abhängig, von welchen Kleinigkeiten! Ich will nicht ſprechen von großen Ereigniſſen, die überall vorkommen können, von einem Unwohlſein, das ohne alle Verſchuldung eintritt, von der Krankheit, welche ſich eine Sängerin geholt, weil ſie die Laune hatte, am erſten feuchten, kalten Frühlingstage den Kaffee im Freien trinken zu wollen. Ich klage nicht über Störungen, die oftmals beim Theater entſtehen, wenn ſich ein zartes Verhältniß knüpft oder löst, oder über eine heftige Migräne, die gewöhnlich eintritt, weil eine Collegin beſſer gefallen oder mehr applaudirt wurde. Gott der Gerechte! davon will ich nicht ſprechen; nein! nein! aber ich werde auf dem Bureau, in meinem Hauſe, zu jeder Tagesſtunde, geärgert, geplagt, geſchunden wegen einer nichtswürdigen Grille, einer Laune, wegen einem neuen Kleide, oder einem Beſatz auf ein altes, wegen einer Schleife, wegen eines Wortes, das der Regiſſeur oder der Kapellmeiſter einer dieſer

Prinzessinnen zu viel sagte, wegen eines Zeitungsartikels, und Gott weiß, wegen was Allem sonst noch."

„Sie sind wirklich ein beklagenswerther Mann," antwortete lächelnd der Oberststallmeister. „Aber mein lieber Baron, keine Rosen ohne Dornen; — und das müssen Sie schon zugeben: Rosen wachsen genug in Ihrem Garten."

„Euer Excellenz haben gut reden," entgegnete der Intendant des Hoftheaters, indem er sich verbeugte; „aber ich versichere Sie nochmals, die Sclaverei, in der ich lebe, ist oft unerträglich. Ich sitze zitternd an meinem Kaffee, — es klingelt. Der Theaterdiener. — Das Stück kann heute Abend nicht sein, Herr H. ist unwohl und kann nicht spielen; das heißt in Wahrheit, er hat sich ein paar neue himmelblaue Tricots von Paris verschrieben und sie sind noch nicht angekommen, oder seine Frau hat ihm gesagt, er plage sich in der letzten Zeit übermäßig und solle nun auch einmal einen Anderen für sich arbeiten lassen. — Bei meinem Mittagessen dieselbe Geschichte; mein Ohr hört oft nicht auf das, was meine Frau spricht, nicht auf das Geplauder der Kinder, es erwartet nur den fatalen Ton der Klingel. Das quält mich so fort den ganzen Tag, beunruhigt Nachts meine Träume; ja, da erscheint mir der Theaterdiener mit der Meldung, das ganze Personal sei plötzlich davon gelaufen oder gestorben und ich müsse heute Abend Robert den Teufel ganz allein spielen."

„Das mag allerdings hart sein, mein bester Baron," sagte die Excellenz vom Stalle. „Aber glauben Sie mir, auch ich muß Meldungen der unangenehmsten Art anhören."

„O, Excellenz können Ihr Departement nicht mit dem meinigen vergleichen!" entgegnete eifrig der Intendant. „Sie haben es mit ruhigen, sanften, ja man kann sagen mit vernünftigen Thieren zu thun. — Ich aber —"

„Stille! ſtille!“ bat der Miniſter des Hauſes. „Lieber Baron, wenn das Ihre Primadonna hörte, wir hätten wahrhaftig in dem erſten halben Jahr keine Oper. — Aber um wieder auf beſagten ſchwarzen Domino zurückzukommen —“

„Euer Excellenz ſchienen ſich gern mit dem ſchwarzen Domino zu befaſſen?“

„O lieber Freund,“ lächelte einigermaßen geſchmeichelt der Miniſter, „ein ältlicher Mann wie ich!“ — Wobei er aber doch einen verſtohlenen Blick in den Spiegel warf und dort bemerkte, daß die neue ſanft melirte Perücke eine vortreffliche Wirkung hervorbringe. — „Was ich alſo bemerken wollte,“ fuhr er fort, „ſo hat der Herr für heute Abend ausdrücklich den ſchwarzen Domino befohlen. Sie wiſſen, er war die letzten dreimal verhindert die Oper zu beſuchen.“

„Ich kann Seiner Majeſtät dießmal wahrhaftig nicht helfen,“ ſprach achſelzuckend der Intendant. „Gott der Gerechte! ich habe es ja bei Madame Wieſengrün-Spitzkopfin auf's Allerdringlichſte verſucht, aber ſchon bei der leiſen Andeutung fuhr ſie mit der Hand über die Stirne und verſicherte mich, es werde ihr jetzt ſchon ganz dunkel vor den Augen.“

Während dieſes Geſpräches war der Hofmarſchall ebenfalls leiſe wieder näher getreten, wurde aber in ſeiner Aufmerkſamkeit durch einen der Oberhoffouriere geſtört, der ihm ein Blatt Papier überreichte und ihm ein paar Worte zuflüſterte.

„Das iſt ja ganz unmöglich!“ rief der Hofmarſchall, während Jener ſich wieder entfernte. — „Vollkommen unmöglich! — gar nicht zu machen!“

„Was haben Sie, beſter Freund?“

„Seine Majeſtät läßt mir ſo eben ſagen,“ antwortete er,

„Sie wünschen Ihr Diner im kleinen blauen Saale zu halten. Ich bitte Sie, meine Herren, bei der jetzigen Jahreszeit!“

„O! das wird ganz gut gehen,“ bemerkte der Minister des Hauses.

„Im kleinen blauen Saale?“ fragte mit einem wahren Schrecken der Hofmarschall. „Ich versichere Sie — ganz unmöglich.“

„Aber wenn der Herr befiehlt,“ sagte lachend der Oberststallmeister, indem er sich der Worte des Andern von vorhin bediente.

„Der blaue Saal ist zu klein und zu groß,“ versetzte wichtig der Hofmarschall. „Lasse ich einheizen, so haben wir dort gleich eine unerträgliche Hitze; lasse ich nicht einheizen, so klappern die Zähne vor Kälte. Das ist ein Local für den Sommer; man muß die Hausordnung nicht so unterbrechen wollen.“

Der Minister des Hauses war unterdessen in das innere Zimmer getreten, kehrte aber bald still lächelnd wieder zurück, und sagte dann: „Ich habe um drei Uhr meine Audienz.“

Ihm folgte der Oberststallmeister zum Rapport. Doch blieben Seine Excellenz auch nicht lange im kleinen Kabinet, und als er zurückkam, sagte er zu dem Minister, indem er sanft die Augen zufallen ließ und dabei schmatzte, als genösse er etwas sehr Angenehmes: „Seine Majestät werden nicht ausreiten, Sie haben nach drei Uhr einen Ihrer kleinen Wagen befohlen und dabei ausdrücklich gewünscht, die neuen Rappen zu probiren.“

„Ist das möglich?“ fragte die andere Excellenz.

„Es wird sich thun lassen,“ entgegnete der Oberststallmeister; „natürlicher Weise hänge ich auch von meinen Untergebenen ab, namentlich von meinem ersten Stallmeister, denn er muß mir die Versicherung geben, daß die beiden Rappen vollkommen ein-

gefahren ſind, und das wird er auch ſchon thun, wenn er bei guter Laune iſt.“

Jetzt kehrte auch der Intendant von dem Rapport zurück und ſtellte ſich wieder achſelzuckend zu der Gruppe am Fenſter. „Der ſchwarze Domino!“ ſeufzte er kläglich. „Ich weiß in der That nicht, weßhalb Seine Majeſtät auf dieſe an ſich langweilige Muſik ſo verſeſſen iſt.“

„Sie werden aber doch den allerhöchſten Befehl befolgen müſſen?“

„Ich befinde mich da zwiſchen zwei Feuern: hier befiehlt Seine Majeſtät, dort will die erſte Sängerin nicht.“

„Ich fürchte, wir haben den ſchwarzen Domino nicht,“ ſagte der Oberſtſtallmeiſter, „denn Madame Wieſengrün-Spitzkopfin wird ſich nicht erweichen laſſen.“

„Ich glaube es auch nicht,“ meinte der Intendant des Hoftheaters. „Ich muß auf die Nachſicht Seiner Majeſtät bauen; um mit Schiller zu ſprechen: — der See kann ſich, der Landvogt nicht erbarmen.“

„Aber dießmal wird es ſchwer halten,“ verſetzte der Hofmarſchall. „Seine Majeſtät ſagten mir, Sie freuen ſich auf die heutige Vorſtellung außerordentlich.“

„Und zu mir ſprach der Herr,“ entgegnete einigermaßen pikirt der Intendant, „es ſpeiſe ſich im blauen Salon vortrefflich, und er liebe es ebenfalls außerordentlich, da zu diniren.“

„Jeder ſo gut er kann!“ antwortete der Hofmarſchall. „Was geſchehen kann, geſchieht ja gerne. Aber Seine Majeſtät haben ſicherlich nicht an die Beſchaffenheit des blauen Saales gedacht.“

„Es thut freilich Jeder, was ihm möglich iſt,“ meinte wichtig der Oberſtſtallmeiſter; „es iſt ja unſere Pflicht, für das Wohl

und die Gesundheit des Herrn zu sorgen. Aber bei solchem Wetter auszureiten ist gewiß unthunlich."

Damit entfernten sich die beiden Excellenzen Arm in Arm, nachdem sie den Grafen Fohrbach freundlichst gegrüßt. Der Intendant ging ebenfalls seufzend seiner Wege.

Der Hofmarschall gab, ehe er sich entfernte, einem der Hoffouriere noch einige geheime Befehle, und da wir auf die Discretion des geneigten Lesers bauen, so wollen wir demselben in's Ohr flüstern, daß der Hofmarschall anordnete, in dem blauen Salon die Vorhänge und Portièren Behufs nothwendiger Ausbesserung herunter zu nehmen, auch die Kette des großen Kronleuchters zu untersuchen, die so schadhaft sein müsse, daß es dringend nothwendig sei, sie noch heute durch eine neue zu ersetzen.

Das Vorzimmer blieb einen Augenblick leer und der Adjutant ging nachdenkend auf und ab, hie und da lustig in sich hinein lachend über Alles, was er während des Rapports vernommen. Es dauerte indessen nicht lange, so fuhr draußen abermals ein Wagen an; es näherten sich Schritte, doch waren sie nicht leise wie die der Minister und Hofbeamten, sondern man vernahm Sporengeklirr und hie und da ein leichtes Aufstoßen eines Cavalleriesäbels, auch hörte man, wie die Wachen ihr Gewehr präsentirten, worauf der Kammerdiener beide Thüren aufriß, um Seine Excellenz den Herrn Kriegsminister einzulassen, der nun in das Zimmer trat im eifrigen Gespräche mit dem Generalstabsarzte der Armee, der zugleich als zweiter Leibarzt fungirte.

Der Adjutant nahm seine schönste Haltung an, um den hohen Chef und Vater bestens zu begrüßen.

Der Kriegsminister war ein großer, stattlicher Mann mit stark ergrautem Haar und Bart, ein schöner alter Herr, der in der

Generalsuniform vortrefflich ausſah und deſſen zahlreiche Orden ebenſoviele Gefechte und Schlachten zu bedeuten hatten.

Der Generalſtabsarzt dagegen war klein, wohlbeleibt, von beweglichem Weſen. Wenn er eifrig ſprach, ſo fuhren ſeine Augen lebhaft hin und her und ſein Arm arbeitete wie ein Telegraph.

Seine Excellenz begrüßten den Sohn freundlich mit der Hand, wobei ſie ihm zurief: „bon jour, mon garçon!“ Dann wandte ſie ſich wieder zu dem Arzte, der ſein Geſpräch einen Augenblick unterbrochen hatte, und nun zu dem Adjutanten hinlief, mit ſeiner Rechten deſſen Hand freundlich ſchüttelte und zu gleicher Zeit die Linke auf die breite, gewölbte Bruſt des jungen Offiziers legte. Dann wandte er den Kopf pfiffig lächelnd gegen den Kriegsminiſter, indem er ſagte: „Sehen Euer Excellenz, hier in Ihrem Sohne kann ich meine Behauptung ad oculos demonſtriren; das iſt eine Cavallerie-, überhaupt eine Militärgeſtalt, das kann was im Sattel aushalten. Bemerken Sie wohl die gut geformte Taille, die anſchwellende Bruſt und die breiten Schultern?“

Der alte General ſah zufrieden lächelnd auf ſeinen Sohn und ſchien dem Arzte Recht zu geben.

„Hier kann man die Schultern zuſammendrücken, wie man will, da zeigt ſich keine Spur von Huſten, und wenn man vornen hinklopft, da iſt es gerade als höre man ein entferntes Glockengeläute. Und das Untergeſtell, — ſolches Zeug braucht man zum Dienſt, wenn man es zu Etwas bringen will. — Aber gehen Sie mir nur mit Ihrem Herzog!“ ſchloß er achſelzuckend.

„Aber lieber Freund,“ entgegnete ruhig der Kriegsminiſter, „Sie verkennen offenbar den Standpunkt der Sache. Seine Majeſtät der König, vielleicht von Bitten beſtürmt, haben einmal nachgegeben, haben erlaubt, — nein, haben befohlen, daß der

Herzog die Universität und mithin auch die Civilcarriere verlassen soll, um in das Gardedragonerregiment einzutreten."

„In das Gardedragonerregiment!" rief der Arzt mit einem wahren Aufschrei, indem er beide Hände auf dem hervortretenden Bäuchlein zusammenlegte. „In das Gardedragonerregiment!" wiederholte er und blickte kopfschüttelnd in die Höhe.

„So ist es," versetzte die Excellenz. „Sie wissen, wie sehr sich Ihre Majestät die Königin dafür interessirt, den Sohn Ihrer Schwester —"

„Statt im schwarzen Frack in der glänzenden Uniform zu sehen," sagte der Arzt krampfhaft lachend.

„Meinetwegen soll es so sein; aber wie bemerkt, Ihre Majestät baten mich sogar darum, ersuchten mich auf's Freundlichste, mich bei dem König für die Sache zu verwenden."

„Und Seine Majestät —?" entgegnete der Arzt mit einem pfiffigen Gesichtsausdruck.

„Seine Majestät verlangt natürlich Ihr Gutachten," erwiederte der Kriegsminister.

„Weil Seine Majestät," versetzte der Doctor mit erhobenem und wichtigem Tone der Stimme, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand zu jedem Wort den Tact in der Luft schlug, „ein Herr von der größten Ueberlegung sind, ein Herr, der selbst genau weiß, was zum Militär nöthig ist, wie man zu einem Gardedragoneroffizier aussehen muß, ein Herr, der mit Einem Worte — selbst ein vollkommener Soldat ist."

„Aber lieber Doctor, sind Sie nicht kindisch!" sagte fast bittend der alte General. „Mir kann es ja am Ende gleichgültig sein, aber ich versichere Sie, Ihre Majestät hat sich einmal auf dieses Project capricirt; es ist in der That ein Wunsch von ihr,

und es würde ſie ſchmerzen, wenn der Herzog nicht unter das Gardedragonerregiment käme."

„So ſoll man ihn nehmen! — nehmen! — nehmen! — aber man ſoll mich nicht fragen. Dann können Sie ihn meinetwegen zum Dragoner, zum Artilleriſten, ja zum Küraſſier machen; — oder," ſprach der Arzt plötzlich in einem anderen Tone, während er die Hände auf den Rücken legte, „ſagen doch Euer Excellenz: der Generalſtabsarzt hat dießmal total Unrecht; garantiren Sie für ſeine Geſundheit, Sie — ein langgedienter Cavallerie-General, und ich will Ihnen in keinem Titelchen widerſprechen."

Bei dieſen Worten huſtete der Kammerdiener an der Thüre bedeutungsvoll, öffnete dann die Flügelthüre, und die beiden Herren, welche wußten, was es zu bedeuten habe, beeilten ſich, in das Kabinet zu treten.

Sie blieben nicht ſehr lange darin, und als ſie wieder heraus traten, ſagte der Kriegsminiſter, indem er den Arzt ſcheinbar ärgerlich am Arme ſchüttelte: „Sie ſind ein alter hartherziger Kerl; nächſtens halte ich eine große Cavallerieparade und laſſe Sie in der Suite mitreiten, bis Sie ſchwarz werden."

„O Excellenz," entgegnete pfiffig lachend der Doctor, „warum desavouirten Sie mich nicht ſo eben? Der Herr ſchien das faſt zu erwarten, aber Sie ſind ein — Ihnen iſt der Herzog auch lieber auf der Univerſität als unter dem Gardedragonerregiment. Sprechen Sie über mich bei Ihrer Majeſtät was Sie wollen und mögen: ich halte ſtill, — denn Recht habe ich. — — Sie Graf Fohrbach," wandte er ſich an den Adjutanten, „müſſen mir beiſtimmen, Sie kennen den Herzog. — Iſt das ein Cavalleriſt? — Nie! nie! ebenſowenig als ich ſelber, und wenn mir Einer das

Gegentheil beweist, so will ich alles Practiciren bleiben lassen und Bärte scheeren."

„Was vielleicht ein großer Vortheil wäre für die leidende Menschheit," sagte lachend der Kriegsminister, während er seinem Sohne vertraulich die Hand schüttelte und dann mit dem Arzte das Zimmer verließ.

Damit war der Rapport beendigt, und der geneigte Leser, den wir nun einmal in diese Geheimnisse eingeführt, kann auch von uns verlangen, daß wir ihm ferner mittheilen, wie der heutige Tag bei Hofe zu Ende ging. Wir thun dieß um so lieber, als wir ihm dadurch der Tendenz unserer wahrhaftigen Geschichten gemäß beweisen, daß kein Mensch auf dieser Welt der Sclaverei entgeht und im Stande ist, beständig seinen Willen durchzusetzen, nicht die Bettler, nicht die Höchsten dieser Erde.

Seine Majestät der König ritt nicht spazieren wie Sie gewünscht, Dieselben fuhren auch nicht mit zwei Rappen, wie Sie befohlen, und das aus einem ganz eigenthümlichen Grunde. Der dienstthuende Stallmeister nämlich hatte sich herausgenommen, die Pferde vor dem kleinen bekannten Wagen zu verschiedenartigen telegraphischen Depeschen zu benützen, vermittelst deren er mit einer Dame zu correspondiren pflegte. Fuhr Seine Majestät mit Braunen, so hieß das Ja, hatten dagegen Höchstdieselben Rappen vor dem Wagen, so bedeutete das Nein. Weil nun aber am heutigen Tage dieser dienstthuende Stallmeister aus den angegebenen Gründen für nothwendig hielt, zwei Braunen einspannen zu lassen, so waren die Rappen noch nicht vollkommen sicher und vertraut, weßhalb Seine Majestät auf den gewiß sehr billigen Wunsch, mit ihnen zu fahren, verzichten mußte.

Ferner war auch das Diner nicht in dem kleinen blauen Saale, sondern in dem großen rothen; dasselbe ging auch ziem-

lich einſylbig und unerfreulich vorüber, denn Ihre Majeſtät die Königin hatte rothgeweinte Augen, und ließ ſich deßhalb entſchuldigen. Sie ſpeiste auf dem Zimmer mit ihrer Schweſter, der Frau Herzogin, das heißt, ſie ſpeisten vielmehr nicht, ſondern ergingen ſich in verſchiedenen Klagen über verfehlte Wünſche im Einzelnen und über den Druck dieſes Lebens im Allgemeinen.

Dafür endete aber auch dieſer Tag wie er angefangen, und als Seine Majeſtät in's Theater trat, wurde Ihm gemeldet, daß Madame Wieſengrün-Spitzkopfin erkrankt ſei und daß dafür Fräulein Topf die — — Norma ſingen werde, was an ſich auch eine ſehr ſchöne Gegend iſt.

Neunundreißigstes Kapitel.

Unter dem Dache.

In dem Hause des Buchhändlers Blaffer, Firma Johann Christian Blaffer und Compagnie, befanden sich unter dem Dache einige Kammern, von denen ein paar, um den Kunstausdruck zu gebrauchen, gegipst waren, die Wände anderer dagegen die ganz gewöhnliche Holzvertäfelung zeigten, mit welcher auch das Dach unterhalb beschlagen war.

Eine dieser gegipsten Kammern war die Wohnung des Herrn Beil, welche durch einige höchst merkwürdige Lithographien, durch ein paar alte zerrissene Vorhänge, sowie durch ein Stück Teppich vor dem Bette, so comfortable als möglich gemacht war. Da zufälliger Weise durch diese Kammer das große Kamin des Hauses lief, so befand sich hier ein kleiner Ofen, was eigentlich polizeiwidrig war. Doch wußte Herr Beil die Behörde hinter's Licht zu führen, denn so oft eine Bauschau oder ein Schornsteinfeger in's Haus kam, so brach er die Röhre dieses unbedeutenden

Ofens ab und ſtellte dieſen ſelbſt in eine Ecke wie ein altes Rumpelwerk.

An Möbeln war in dieſem Zimmer nicht viel vorhanden, ein altes Bett, ein paar Stühle, und in einer Ecke eine Kiſte, auf welche der erfinderiſche Eigenthümer einen kleinen Strohſack gelegt, ein Stück carrirten Zeug darüber gebreitet und ſolchergeſtalt zu einem Sopha eingerichtet hatte.

Auf dieſem Sopha nun ſaßen Herr Veil und Auguſt, der Lehrling, ſtillſchweigend neben einander. Es mochte vielleicht ſieben Uhr Abends ſein; auf einem kleinen wackeligen Tiſche, den wir ſeiner Unbedeutenheit wegen beinahe anzuführen vergeſſen hätten, ſtand ein ſogenanntes Sparlicht in einem abgenutzten blechernen Leuchter, und die trübe, rothe Flamme deſſelben verbreitete eine zweifelhafte Helle in der Kammer. Hiezu kamen noch verſchiedene Luftſtrömungen, die ſich von mehreren Seiten bemerkbar machten und das Licht hin und her wehten, auch der Beleuchtung noch mehr Eintrag thaten, indem nun lange dunkle Schatten bald hierhin bald dorthin flogen.

Herr Veil hatte ſeinen Kopf gegen die Wand gelegt, die Naſe erhoben und ſchaute an das Dach empor, während er die Füße weit von ſich abgeſtreckt hatte, und die gefalteten Hände auf ſeinen Knieen ruhen ließ.

Der Lehrling dagegen ſaß vorn über gebeugt, hatte ſeine Ellbogen auf die Beine aufgeſtützt, betrachtete aufmerkſam den Fußboden und ſtieß hie und da einen tiefen Seufzer aus.

Herr Veil rauchte eine Papiercigarre, in deren Bereitung er ſehr kunſtfertig war. — „Aecht ſpaniſch," pflegte er zu ſagen, „ich glaube wahrhaftig, ich habe etwas von dem Blute irgend eines Don Joſe di Mendoza ben Calatravera Bajazzo in mir."

Heute Abend aber war er nicht zu Späſſen aufgelegt, denn

wenn der Lehrling häufig laut ſeufzte, ſo that der Commis nicht ſelten dergleichen leiſe.

In dem Zimmer befand ſich in dem Augenblick noch eine dritte Perſon; das war eine alte Magd, die eben im Begriffe war, die wenigen Reſte eines ſehr ſpärlichen Abendeſſens abzuräumen. Bald war ſie damit fertig, wünſchte gute Nacht und verließ dann die Kammer, worauf es hier ganz ſtill wurde. Man hörte nichts als zuweilen das Picken der ſilbernen Taſchenuhr des Herrn Beil, die auf dem Tiſche lag, und dann wieder das Sauſen eines Windſtoßes, der gegen die Dachziegel ſtrich und ihnen durch dieſe unſanfte Bewegung einen eigenthümlichen Ton des Mißbehagens entlockte.

„So iſt denn Alles aus!“ ergriff nach einer längeren Pauſe der Lehrling das Wort, während er kummervoll ſein Geſicht in die Höhe wandte, „Alles! — Alles!“

„Für Sie nicht, junger Anfänger,“ entgegnete Herr Beil. „Was thut's auch, wenn ich morgen dieß Haus verlaſſe; Sie werden ſchon einen anderen Commis an die Seite bekommen, der Sie ſogar wahrſcheinlich viel weniger ſchuhriegeln wird wie ich, der viel behaglicher und freundlicher iſt.“

„Möglich, möglich.“

„Sehen Sie, undankbares Krokodill, Sie finden das ſelbſt ſchon möglich. O, ich werde bald gänzlich vergeſſen ſein.“

Dieſe letzten Worte ſprach Herr Beil mit ſolch' ſchneidendem Tone des tiefſten Weh's, daß der junge Menſch an ſeiner Seite ſanft die Hand auf ſeinen Arm legte und haſtig entgegnete:

„Ich habe geſagt, es ſei möglich, daß nach Ihnen Jemand zu uns käme, der weniger — wie ſoll ich ſagen? — ja, der zuweilen vielleicht weniger rauh mit mir wäre, der mich aber gewiß nicht ſo lieb hat wie Sie.“

„Hm! dieſe Möglichkeit will ich zugeben; aber ſprechen wir nicht weiter davon. Wenn ich am heutigen Tage ein Wort von Liebe höre, ſo möchte ich vor Vergnügen aus der Haut fahren.“

„Was haben Sie denn eigentlich mit dem Herrn Blaſſer gehabt?“ fragte Auguſt nach einer Pauſe.

„Das kann ich Ihnen ſo genau nicht ſagen,“ entgegnete der Commis, wobei er dichte Rauchwolken aus ſeiner Cigarre blies. — — — — „Und doch ſollte ich es Ihnen eigentlich ſagen; ich will ſehen, ob ich eine Handhabe finde, mit der ich die Sache ergreifen kann. — Aber iſt es hier nicht unerträglich heiß?“ ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, während er ſeinen Rock aufknöpfte; „man merkt wahrhaftig, daß der Winter in den letzten Tagen keine rechte Kraft hatte, ſo ein Bischen elendes Holz erwärmt das kleine Zimmer übermäßig.“

„Ja, ich finde es angenehm warm hier; doch wenn es Ihnen zu heiß iſt, können wir die Thüre öffnen.“

„Gut, öffnen Sie die Thüre,“ erwiederte der Commis, „oder noch beſſer, verlaſſen wir einen Augenblick dieſe Kammer und gehen wir in die andere da gegenüber. Es iſt das eine gute Abkühlung für mich.“

„In die meinige?“ fragte der Lehrling.

„Nein, in die andere da neben an.“

„Alſo in die, wo Marie gewohnt hat?“

„In dieſelbe, theuerſter Bruder,“ ſagte Herr Beil. Worauf er ſich langſam von ſeinem Sitze erhob und an den Tiſch trat, um den langen Docht des Lichtes mit einer alten Scheere zu putzen. Nachdem er dieß gethan und die Flamme wieder heller brannte und ſein Geſicht, das über dieſelbe hingebeugt war, vollkommen beleuchtete, konnte man deutlich ſehen, wie blaß er war, wie abgeſpannt ſeine Züge erſchienen. Sein Haar, ſonſt gut gepflegt

und geordnet, hieng wild und wüst an seinem Kopfe herunter; nur seine Augen glänzten, doch war dieser Glanz mehr ein unheimliches, fieberhaftes Brennen.

„Gehen wir also," sagte er.

Und damit verließen die Beiden die Kammer, um in eine gegenüber liegende einzutreten.

Diese hatte ebenfalls weiße Wände, war aber noch unbehaglicher als die andere, indem das ganze Ameublement hier aus einer alten Bettstelle bestand, in welcher ein Strohsack lag, der in der Mitte aus einander klaffte und seine Eingeweide sehen ließ. Ferner war hier eine große Bücherkiste, die zu Häupten des Bettes stand und auf welcher sich Herr Veil niederließ.

Der Lehrling trat an das Fußende und blickte betrübt zu seinem Freunde hinüber.

„Da ist ein gewisser Göthe," sagte der Commis nach einem längeren Stillschweigen, „der läßt einen sicheren Faust bei einer ähnlichen Veranlassung sehr schöne Worte sagen; ungefähr so:

Mich faßt ein wahrer Wonnegraus;
Hier möcht' ich volle Stunden träumen.

Und ich möchte gerade so sprechen, nur daß mich statt der Wonne ein tiefer, tiefer Schmerz ergreift, ein Schmerz, den zu ertragen ich nicht im Stande bin, der mein Herz brechen wird. — O Gott! wie kann ein vernünftiger Mensch ein solches Vieh sein! So sein Alles, sein ganzes Denken und Fühlen, sein Leben und seine Zukunft an ein Mädchen zu hängen! — Es ist wahr, aber unbegreiflich."

„O nein," entgegnete August schüchtern, „ich begreife es."

„Was begreifen Sie, junger angehender Weltbürger, was begreifen Sie von Allem dem, was im Stande ist, mich rasend zu machen?"

„Ich begreife, daß Sie meine Schweſter Marie lieben," erwiederte der junge Menſch.

„Das wäre an ſich gerade kein Unglück," ſagte der Andere, indem er ſeinen Kopf auf das hölzerne Geſtell ſtützte und in das leere Bett ſchaute. — „Lieben iſt eine ſchöne Sache, aber hoffnungslos lieben iſt die Hölle. — Hoffnungslos, weil ich ein armer Teufel bin, weil es dem reichen Manne gefällt, die ſchöne Frucht zu pflücken, da er gerade Appetit darnach verſpürt. — Es iſt das wieder eine ſchöne Sclavengeſchichte: der Herr befiehlt, dieſes ſchöne und reizende Mädchen ſolle ihre Mitſclaven verlaſſen und aus der elenden Dachkammer hinab ſteigen in die ſchönſten Gemächer des Hauſes, damit ſie — — — — glücklich werde. Ein anderer Mitſclave, dem das harte Leben, das er Jahre lang geführt, nur dadurch erträglich wurde, daß ſie hie und da über ſeinen Weg ſchritt, daß ſie ihn zuweilen freundlich anſah, daß es ihm dann und wann erlaubt war, ihre Hand zu ſtreifen oder mit ſchauerndem Vergnügen ihren Arm, ihre Schulter zu berühren, wagt es, darüber Vorſtellungen zu machen, und da man ihn nicht durchpeitſchen kann, ſo öffnet man ihm die Thüre und ſtößt ihn wie einen Hund hinaus. — — — — Mich — mich — mich ſtößt man hinaus in das kalte naſſe Wetter, in den Winter der Jahreszeit und meines freudloſen Lebens, während er mit ihr im warmen, behaglichen Zimmer bleibt, um lächelnd von ihrem Lager hinweg an die dunſtigen Fenſterſcheiben zu treten, die er mit einem Tuche abwiſcht, das vielleicht von ihren Thränen feucht iſt, und hinaus ſieht auf die finſtere Straße, wo ein bleiches Geſpenſt vorüber ſchreitet, das im Grabe keine Ruhe finden kann, weil es die Sehnſucht empor zieht und an jenes Haus zwingt, daß es dort hinſtehen muß und hinauf ſchauen an das matt erleuchtete Zimmer. O, ich begreife jetzt, wie ein Menſch nach

und nach wahnſinnig werden kann und dabei deutlich fühlt, wie die Narrheit über ihn herfällt."

Der junge Menſch hatte ſeine Hände gefaltet und ſchaute auf den Anderen mit ängſtlichen Blicken. „Aber lieber Herr Veil," ſagte er, „was führen Sie für gräßliche und verworrene Reden? — Reden, die mich auf's Tiefſte ängſtigen, wenn ich ſie auch nicht ganz verſtehe."

Der Commis ſchien ruhiger geworden zu ſein und hatte ſich wieder auf die Kiſte geſetzt, die er vorhin verlaſſen. „Ja, ja," ſprach er, tief Athem ſchöpfend, „das ſind Narrheiten, aber es iſt doch ein Körnchen Verſtand darin. Und dieß Körnchen Verſtand will ich Ihnen zu Ihrem eigenen Nutzen und Frommen mittheilen, ſoweit es Ihnen dienlich iſt und ſoweit Sie es begreifen können. — Hören Sie mich an."

„Sie kennen ſattſam unſeren großen Sclavenhändler Blaſſer; er hatte der Sclaven nicht viele, aber einige; er hatte ſie auch nicht gekauft, denn das iſt bei uns unmöglich, aber ſie waren an ihn gekettet durch drückende Verhältniſſe — Verhältniſſe, die ihnen nicht erlaubten zu thun wie unſere glücklichen Brüder in Amerika, nämlich davon zu laufen. Wiſſen Sie, mein lieber junger Sclave, darin haben wir es nämlich ſehr ſchlimm; wenn die es drüben nicht mehr aushalten können und davon laufen, ſo finden ſie überall Unterſtützung und Hülfe und man nimmt ſich ihrer an, man ſorgt für ſie, man hilft ihnen zu ihrem Fortkommen, man unterſtützt ſie mit Rath und That, und verſchafft ihnen, wenn es irgendwie möglich iſt, eine angenehme, ſorgenfreie Exiſtenz. Wir aber, wenn wir einmal nicht mehr im Stande ſind, die ſchlechte Behandlung, die wir erfahren müſſen, die wirklichen und moraliſchen Fußtritte zu ertragen, die uns ein tyranniſcher Dienſtherr verſetzt, wir können nicht davon laufen, denn wir

werden nicht weit kommen; wir ſind alsdann faule und nichtsnutzige Diener, widerſpenſtige Buben oder — ich ſpreche auch für das andere Geſchlecht — liederliche Mädchen, für die ſich anzunehmen eine Schande wäre, die nirgendwo Hülfe und Unterſtützung finden, und die, wenn ſie eine mitleidige Polizei in's Loch ſteckt, zurückkommen müſſen und die Ruthe küſſen und ſie bitten, daß man ſie wieder gnädig aufnimmt."

„So ſtehen unter Anderem die Sclaven des Herrn Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie, namentlich ſeine beiden Leibſclaven, das ſind Sie und Ihre Schweſter Marie. — — Neulich kam ich zufälliger Weiſe dazu, wie Sie, junger Menſch, in einer der vielen Nachahmungen von Onkel Tom's Hütte laſen, und ich erwiſchte Sie gerade an einer pikanten Stelle, ſo daß ich mich nicht enthalten konnte, Ihnen einen kleinen Katzenkopf zu appliciren. Ich bin feſt überzeugt, daß Sie, ſobald ich Ihnen den Rücken gekehrt hatte, jene Stelle mehrmals laſen und ſie Ihrem ſonſt ſehr ſchlechten Gedächtniſſe vollkommen einprägten. — Iſt es wahr oder iſt es nicht wahr? Seien Sie ehrlich."

„Ich weiß nicht, welche Stelle Sie meinen," ſtotterte der Lehrling; doch merkte man ihm deutlich an, daß er eine Lüge ſprach.

„Denken Sie an den Katzenkopf," ſagte ernſt Herr Veil, „und erinnern Sie ſich jener Stelle, es war, wo der Pflanzer das Mädchen nöthigen wollte, ſein — Zimmer zu theilen, wo er ſie mit Hunger und Schlägen tractirte, um ſie willfährig zu machen."

„Ach ja, ich erinnere mich! — Und dann entſprang ſie."

„Richtig, ſie entſprang und kam glücklich zu zwei reichen und vornehmen Damen, die außerordentlich erfreut waren, eine entſprungene Sclavin unterſtützen zu dürfen."

„Sie nahmen ſie mit ſich."

„Und lobten ſie, daß ſie ſtandhaft Hunger und Schläge ausgehalten und doch unſchuldig geblieben ſei.“

„Und davon gelaufen, um ihre Ehre zu retten.“

„Sie nahmen ſie dann mit ſich in ihren Wagen, gaben ihr ſchöne Kleider, machten ſie zu einer Art Kammerjungfer, ſie befand ſich darauf froh und munter wie Gott in Frankreich —“

„Ja, es ging ihr ſehr gut.“

„Und wenn ſie nicht geſtorben iſt, ſo lebt ſie noch, wie es in den alten Mährchen heißt.“ — Damit fuhr ſich Herr Veil durch ſein ſtruppiges Haar, und der Lehrling ſetzte lächelnd hinzu:

„Das war eine recht ſchöne und angenehme Geſchichte, und ich habe den gewiſſen Katzenkopf gern dafür in Empfang genommen.“

„Und doch nichts dabei gelernt,“ ſagte faſt wehmüthig Herr Veil. — „Denken Sie einmal ein wenig nach, finden Sie denn zwiſchen jener Sclavengeſchichte und Manchem, was hier im Hauſe geſchehen iſt, nicht eine gewiſſe Aehnlichkeit?“

„Nicht ſogleich,“ entgegnete Auguſt.

„Na, beſinnen Sie ſich einmal; iſt Ihnen nie was von Hunger und Schlägen paſſirt?“

„O ja doch, deſſen erinnere ich mich wohl.“

„Und Ihre Schweſter? —

„Auch ſie hat mir manchmal geklagt, er habe ſie geſtoßen und dergleichen.“

„Und dann ſie wieder gehätſchelt und ihr gute Worte gegeben —?“

„Ja, und jetzt fällt mir noch eine Aehnlichkeit ein.“

„Nun Gott ſei Dank, daß Ihnen endlich ein Licht aufgeht.“

„Meine Schweſter iſt auch einmal heimlicher Weiſe fortgegangen.“

„Sehen Sie wohl," ſagte Herr Veil, indem er die Zähne auf einander biß. — „Und da fanden ſich auch zwei vornehme und reiche Damen, die ihr halfen?"

„Nein," erwiederte traurig der junge Menſch; „ſie ging zu ihrer Pathin, einer wohlhabenden und ſehr frommen Frau. Die hat ſie aber ſchön empfangen. Wie kannſt du dich unterſtehen, ſprach ſie, von einem ſo braven Herrn wegzulaufen, wie der Herr Blaffer iſt! Glaubſt du, ich werde dich in deinem Ungehorſam unterſtützen? — Nicht eine Stunde darfſt du hier in meinem Hauſe bleiben, darfſt mich überhaupt nie mehr beſuchen, bis du mir ſchriftlich von deinem Herrn bringſt, daß er dir deine Unart verziehen und wieder vollkommen mit dir zufrieden iſt."

„Das Zeugniß wird er ihr jetzt geben können," ſagte düſter und wie zu ſich ſelbſt ſprechend Herr Veil. Dann wandte er ſich wieder an den Lehrling. — „Und Marie hat der Alten nicht geſagt, weßhalb ſie das Haus verlaſſen?"

„O ja, das that ſie; aber da hob die Pathin die Hände zum Himmel auf, verdrehte andächtig ihre Augen und erwiederte: Gott ſei uns Sündern gnädig; der Menſch iſt ſchwach, und wenn dein Herr je ſo etwas geſagt hat, ſo haſt du ihn gewiß durch ein leichtfertiges Betragen hiezu aufgemuntert."

„Amen!" ſprach laut lachend der Commis.

„Darauf ſchickte die Pathin meine Schweſter aus dem Hauſe, und Marie kam wieder hieher zurück."

„O ich weiß, ich weiß das!" rief gewaltſam ausbrechend der Andere. „Sie blieb einen Tag auf ihrem Zimmer; hier in dieſer Kammer, auf dieſem Bette ſaß ſie, ein Bild des Jammers; und ich ſchlich mich zu ihr herauf, nahm ihre Hand und verſuchte ſie zu tröſten."

„Ich weiß, ich weiß."

„Da kam jener ſchreckliche Auftritt: der Sclavenhändler kam hier herauf, und da er mich ſah, übermannte ihn eine eiferſüchtige Wuth und er ſchlug mir mit dem Stocke, den er in der Hand trug, über den Kopf; die Narbe wird nie vergehen. Aber nur Marie iſt Schuld, daß ich ihn damals nicht umgebracht. Ja, ich hätte ihn doch niedergeworfen, obgleich er feſter auf ſeinen Füßen ſteht wie ich. — Darauf mußte ſie hinunter ziehen in den erſten Stock, und dort blieb ſie ein paar Tage eingeſchloſſen; wir haben ſie Beide nicht mehr geſehen. Es wurde eine Magd angeſchafft, wir Beide ſpeisten Mittags und Abends allein, und ich — bekam meinen Abſchied. — Hurrah! das vergnügte Leben fängt an!“

„Aber nach Allem dem, was Sie hier erduldet, muß es Ihnen doch im Ganzen angenehm ſein, wenn Sie dieſes Haus verlaſſen können,“ meinte der Lehrling.

„Lieber Freund, Sie ſprechen wie Sie es verſtehen. Glauben Sie denn, daß ich es ohne die gewichtigſten Gründe überhaupt länger als ein paar Tage bei dem Herrn Blaſſer ausgehalten hätte? — Ach! durch gewiſſe Sachen, deren Mittheilung Ihnen nichts nützen würde, hatte er mich von Anfang an in der Hand; dann erſchien auch Ihre Schweſter, und das war ein ſtarkes Band, welches mich an dieſes Haus kettete; ja, das würde mich an die Hölle feſtſchließen, wenn ich am Ende aller Qualen nur den kleinſten Hoffnungsſtrahl glänzen ſähe. — Aber ſo iſt Alles Nacht, — tiefe, dunkle Nacht.“

„Aber wenn Sie meine Schweſter wirklich ſo gerne haben, wie Sie ſagen, ſo müßte es Sie doch eigentlich freuen, daß ſie nicht mehr die Magd hier im Hauſe zu machen braucht und daß ſie nicht mehr nöthig hat, hier oben in der kalten Kammer zu ſchlafen. Ich verſichere Sie, es geht ihr jetzt recht gut, ſie be-

wohnt drunten ein angenehmes Zimmer und näht und ſtickt den ganzen Tag.

Der Commis ſchaute bei dieſen Worten den jungen Menſchen achſelzuckend an, dann murmelte er zwiſchen den Zähnen: „Da helfen keine Katzenköpfe, um den zur Erkenntniß zu bringen. — Alſo ſie näht und ſtickt?“ fuhr er lauter fort; „und was treibt ſie nebenbei? lacht ſie oder weint ſie?“

„Singen habe ich ſie freilich lange nicht gehört, auch ſchaut ſie ziemlich betrübt aus; aber Sie wiſſen, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit nicht recht heiter war.“

„Ja, ich weiß das,“ entgegnete Herr Veil, „und ich kann mir auch die Urſachen davon erklären. Aber jetzt will ich Ihnen etwas ſagen: gehen Sie in mein Zimmer zurück, ich folge Ihnen ſogleich; Sie können auch das Licht mitnehmen, ich brauche es nicht, denn ich will nur ein wenig da zum Fenſter hinaus ſehen; es iſt hier die Wetterſeite, und ich möchte wiſſen, ob es ſchneien oder frieren wird. Gehen Sie nur, ich komme gleich.“

Auguſt nahm das dünne Talglicht und verließ das Gemach, worauf er nach der gegenüber liegenden Kammer ging.

Vierzigſtes Kapitel.

Ein Abſchied.

Der Commis ließ ſich auf das Bett nieder, ſtützte Hände und Kopf auf das hölzerne Geſtell und verſank in tiefes, finſteres Hinbrüten. Es waren ſchreckliche, wilde Gedanken, die in ſeinem Kopfe erſchienen, und die gleich drohenden Geſpenſtern all' ſein beſſeres Denken und Fühlen faſt erſtickten. — Wie hatte er dieſes Mädchen geliebt, wie hatte er ſich im Dienſte ſeines Herrn geplagt, indem ihm lange die Hoffnung blieb, es würde möglich ſein, daß ihm doch wohl einmal das Glück lächle und daß er im Stande ſei, ihren Beſitz zu erringen. Bei ſolchen Gedanken hatte er vor Wonne geſchaudert; wenn er ſich recht heitere Stunden machen wollte, ſo träumte er glänzende Träume, wie er endlich vor ſie hintreten würde und ihr Alles anbieten, was er habe — eine kleine aber ſorgenfreie Exiſtenz. Freilich würde ſie ihm vielleicht ſagen: Sehen Sie, Herr Beil, ich fühle gerade keine übermenſchliche Liebe zu Ihnen, aber das wird ſich vielleicht

ſpäter finden; vorderhand achte ich Sie, ſchätze ich Sie hoch und nehme Ihren höchſt achtbaren Antrag an. — Das wäre Alles ganz im Geheimen abgemacht, und der Herr Blaſſer damit fürchterlich überraſcht worden, — fürchterlich, indem man ihm eine ſo ſicher geglaubte Beute entriß. — Aber das hatte das Schickſal nicht gewollt, es ſandte keine Lichtblicke hernieder in ſein Leben, es ſtreute nicht irgend eine kleine Gabe auf ſeinen Pfad, es ſchien nicht zwei Weſen vor dem Verderben retten zu wollen, — es rauſchte finſter, gewaltig und unaufhaltſam über ſie dahin, und ſchmetterte ſie zu Boden, ſie, die vielleicht unter anderen Verhältniſſen ein beſcheidenes, glückliches Loos hätten finden können.

Er mochte ziemlich lange ſo geſeſſen haben auf dem Rande des Bettes, und allmählig löſten ſich die wilden Schmerzen ſeiner Bruſt in tiefe Wehmuth auf, er fühlte erquickende Thränen in ſeinen Augen aufſteigen und dann über die Finger, die er davor gepreßt hielt, herabrieſeln. Er dachte eigentlich gar nichts mehr; der ſtechende, wilde Schmerz ſeiner Seele war verſchwunden, und nur ein allgemeineres aber ſanfteres Weh erfüllte ihn vollſtändig.

Endlich ſtand er auf, doch wie er ſich dabei mit der Hand auf das Lager ſtützte, raſchelte das Stroh unter ſeinen Fingern, worauf er ein paar zerknitterte Halme herauszog, ſie in der Hand zerdrückte und in die Taſche ſchob. Dann kehrte er in ſein Zimmer zurück, wo Auguſt an dem Tiſche ſaß, den Kopf auf die Hände gelegt und finſter in das flackernde Licht ſtarrend.

„Ich will Ihnen Etwas ſagen,“ ſprach der Commis nach einer Pauſe, während welcher er ein paarmal durch das Zimmer geſchritten war, „ich hatte mir anfänglich vorgenommen, dieſes Haus morgen zu verlaſſen; aber ich kann es unmöglich noch eine Nacht mit ihm und ihr unter demſelben Dache aushalten und bin deßhalb entſchloſſen, noch heute Abend fortzugehen.“

„Aber es iſt ja finſtere Nacht,“ verſetzte erſchrocken der Lehrling. „Und wo wollen Sie denn eigentlich hin?“

„O, ich finde wohl noch einen ſtillen Ort, der mich freundlich aufnimmt,“ entgegnete wehmüthig lächelnd der Andere. „Sorgen Sie nicht für mich, machen Sie überhaupt keine ſo trübe Miene; wenn es einmal geſchieden ſein muß, — und dieſer große Moment iſt unwiderruflich da, — ſo wollen wir das in guter Laune und mit beſtem Humor thun.“

„Sie ſehen aber gar nicht aus wie Jemand, der zum Scherzen aufgelegt iſt,“ ſagte Auguſt, indem er bedenklich in das verſtörte Geſicht ſeines Freundes ſah, in deſſen Augen und auf den eingefallenen Wangen noch die deutlichen Spuren der eben vergoſſenen Thränen zu bemerken waren.

„Da irren Sie ſich ſehr,“ erwiederte Herr Veil, der gewaltſam Athem holte; „ich ſehe nur von Außen ein wenig griesgrämig aus, bin aber dafür innerlich um ſo vergnügter; es geht mir in dem Punkte wie den Maikäfern.“

„Wenn es wirklich wahr wäre, ſo ſollte es mich freuen, denn Sie haben mir mit Ihren Worten vorhin und mit Ihren Seufzern förmlich Angſt gemacht.“

„Das iſt möglich; aber in der That, Sie können mir glauben, die ſchwarze Stunde iſt vorüber; was jetzt noch hinten drein folgt, iſt Alles Kinderſpiel.“

„Und iſt es Ihr feſter Entſchluß, heute Abend noch dieß Haus zu verlaſſen?“

„Dazu bin ich entſchloſſen ohne Widerrede; und da ich ziemlich leicht reiſen möchte, ſo will ich mich auch nicht mit viel Gepäck behängen. Sie ſollen mein Haupterbe ſein, und wenn Sie etwas von meinen Habſeligkeiten benutzen können, ſo thun Sie es ja. Daß mein Inventarium leider nicht groß iſt, dafür hat ſchon der Herr Vlaſſer

ſeiner Zeit geſorgt; wahrhaftig, das allein könnte mich traurig machen, wenn ich nämlich bedenke, daß die Früchte meiner langjährigen Arbeit in ein paar alten Anzügen und etwas defecter Leibwäſche beſtehen. Nun, es iſt einmal meine Beſtimmung geweſen und ich will mich nicht dagegen auflehnen. — Kürzlich hatte ich auch noch eine Uhr, aber ich verſetzte ſie vor einiger Zeit bei einer gewiſſen Gelegenheit, die ich Ihnen nicht nennen kann, will Ihnen aber den Schein des Leihhauſes da laſſen, und wenn Sie ſie je einlöſen ſollten, ſo zeigen Sie ſolche Ihrer Schweſter Marie, — die Uhr iſt damals ſtehen geblieben, — und ſagen ihr dazu, das ſei die gewiſſe Stunde. — Hier iſt ferner noch ein kleiner Ring, den bitte ich Marien ſobald als möglich einzuhändigen; bemerken Sie ihr hiebei, es habe unſer Leben viel Unglück betroffen, aber es werde wahrſcheinlich eine Zeit kommen, wo wir Beide in eine gewiſſe Klarheit kämen, und in einen Zuſtand, den man ein ſchöneres Wiederſehen nennt. Wenn das, wie ich nicht anders glaube, körperlich vor ſich geht, ſo werde ich ſogleich nach ihrer Hand ſchielen und nach jenem Ringe, und es ſollte mich innig, innig freuen, wenn ich ihn an einem ihrer Finger bemerken, das heißt, wenn ich ahnen würde, daß ſie ihn mir zum Andenken ſo lange getragen."

Auguſt ſchüttelte den Kopf und ſah ſeinen Freund verwundert an. — „Sie ſprechen da Worte," ſagte er, „die ich nicht völlig verſtehe, und thun Dinge, die ich nicht begreife. — Warum wollen Sie alle Ihre Sachen hier laſſen, da Sie doch nicht mehr in dieß Haus zurückkehren werden, und da Sie keine anderen haben, wie ich wohl weiß?"

„Das Letzte iſt vollkommen richtig," entgegnete lächelnd Herr Veil; „aber unter uns geſagt, ich bin eben im Begriff, in eine neue Carriere zu treten, und einen ganz anderen Menſchen

anzuziehen. Und daran würden mich dieſe Fetzen hindern; ſprechen wir alſo nicht weiter darüber, thun Sie, was ich Ihnen geſagt und laſſen Sie mich ohne Sang und Klang meiner Wege ziehen."

„O, es kann Ihr Ernſt nicht ſein, heute Nacht dieß Haus zu verlaſſen! Es iſt ſchon ſpät, Sie werden kaum noch ſonſt irgendwo eine Thüre offen finden."

„O ja, ich finde ſchon noch ein Haus offen," verſetzte der Andere mit einem leichten Schauder, „und wenn ich da einmal eingetreten bin, ſo wird meine Ankunft einiges Geräuſch verurſachen; es werden ſich um mich Leute bemühen, die mich bis jetzt gar nicht gekannt, man wird mich auf's Feinſte bedienen und ich werde mehrere Kammerdiener haben, die für meinen Anzug und meine Friſur ſorgen; darauf wird man ſich auch bemühen, mir ein eigenes Haus zu bauen, und wenn ich dort eingezogen ſein werde, ſo könnte es mir am Ende auch wie einem hohen Herrn ergehen, der von ſeiner Gräfſchaft Beſitz nimmt, bei deſſen Ankunft die Glocken zuſammen läuten und das Volk herbeiſtrömt.

„Ach! Sie machen wieder Ihre Späſſe," entgegnete der Lehrling. „Wenn Sie ein ſolches Haus haben könnten, ſo würden Sie ſchon lange dahin gegangen ſein und hätten nicht Jahre lang dieſes Leben geführt."

„Da haben Sie wieder einmal Recht," ſagte tief bewegt Herr Beil, während er ſeine Hand auf die Schulter des jungen Menſchen legte. „Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit. Ich hätte allerdings meinem Herzen Manches erſpart, wenn ich früher heimgegangen wäre, vielleicht ganz früh, als ich noch ein kleines Kind war und nichts von Sclavengeſchichten wußte. Damals hätte es meine Eltern gefreut, wenn ich ihnen gefolgt wäre."

„Aber Sie werden mir doch Nachrichten von ſich geben,"

meinte Auguſt. „Thun Sie das doch ja, und wenn Sie nicht gar zu weit weg wohnen, ſo werde ich Sie, ſobald ich kann, beſuchen.“

„Ihnen Nachrichten zu geben wird etwas ſchwer ſein, von dort hieher ſind die Poſteinrichtungen noch ziemlich mangelhaft; aber was einen Beſuch betrifft, ſo können Sie darüber ganz ruhig ſein, ich bin überzeugt, daß es über kurz oder lang dazu kommen wird und wir alsdann ein freudiges Wiederſehen feiern.“

Auguſt ſchüttelte mit dem Kopfe und meinte nach einer Pauſe: „Sie ſprechen immer in ſo unbeſtimmten Ausdrücken, und ich begreife nicht, weßhalb Sie vor mir all' die Heimlichkeiten haben, Sie könnten mir wenigſtens eine Adreſſe da laſſen, damit ich im Stande wäre, Ihnen nächſtens einmal Nachrichten von uns zu geben; es wird Sie doch gewiß intereſſiren, zu erfahren, wie es mir und Marie eigentlich geht.“

„Seien Sie unbeſorgt,“ erwiederte der Commis, „ich werde das ſeiner Zeit gewiß ſchon erfahren. — Wiſſen Sie,“ ſetzte er eigenthümlich lächelnd hinzu, „wenn auch das Haus, in das man mich dringend eingeladen hat, ziemlich abgelegen iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß es in mannigfaltigem Rapport mit der äußeren Welt ſteht, namentlich Sommers, wo die Nachtigallen ſchlagen, wo die Roſen blühen und verſchiedenartige Blumen ihre kleinen Wurzeln tief, tief hinab in die Erde treiben. — — — — Es iſt das ein ganz merkwürdiges Haus,“ fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen fort, „und es hat Aehnlichkeit mit den Paläſten und hängenden Gärten der Semiramis, denn man wohnt dort parterre und hat über ſich die ſchönſten Terraſſen, bedeckt mit Grün und blühenden Blumen. — — — — Aber jetzt genug der Faſeleien: die Zeit verrinnt; leben Sie wohl, theurer Antonius.“

Der junge Menſch nahm mit ſeinen beiden Händen traurig die dargebotene Rechte und ſagte mit wehmüthiger Stimme: „Leider weiß ich wohl, daß, wenn Sie einmal einen Entſchluß gefaßt haben, es ganz unmöglich iſt, Sie davon abzubringen. Aber Sie hätten wohl das Haus morgen Früh verlaſſen können; wer weiß, es hätte ſich doch vielleicht noch Manches beſſer gemacht.“

„Das iſt Alles vorbei, vorbei!“ rief der Andere aus, während er ſeine Rechte an ſich zog und darauf beide Hände auf die Schultern des jungen Menſchen legte. „Es iſt vorbei, Auguſt, vollkommen vorbei; machen Sie mir doch eine Roſe wieder, die der Sturm zerblättert, oder ein Spiegelglas, das zerſchlagen; jene wird Sie nie mehr durch ihren Geruch entzücken, die Stücke des letzteren werden Ihnen nur verzerrte Bilder entgegen werfen. — — Ja, es muß geſchieden ſein.“

Darauf hin zog er den Lehrling einen Augenblick an ſich, hob ihm das Geſicht empor, und wie er in die blaſſen und noch ſo ganz kindlichen Züge ſah, füllten ſich ſeine Augen abermals mit Thränen. — „Du ſiehſt ihr doch ſehr ähnlich, Auguſt,“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „erſchrecklich ähnlich, nur daß ſie dunklere Augen hat und einen kleineren Mund. — O, dieſe Augen und dieſer Mund! Wenn ich daran denke, ſo ſehe ich auf allen Seiten die wahnſinnigſten Bilder auftauchen. — Bei Gott im Himmel!“ ſprach er mit tiefem, klagendem Tone, während er ſeine Hände ſchlaff herabſinken ließ, „ich kann nicht mehr da bleiben, und wenn du ſelbſt einen Engel herab ſenden würdeſt, um mich zu tröſten. Was wäre mir ein Engel in Reinheit und Tugend gegen ihre Schönheit in Laſter und Sünde! — — Fort! — fort!“

Damit riß er nochmals den Knaben an ſich, drückte leidenſchaftlich einen Kuß auf ſeine Stirne und eilte zu der Kammer hinaus.

An der Treppe blieb er tief athmend und lauſchend ſtehen, und ſchlich alsdann Stufe um Stufe hinab.

Das Haus lag ruhig und ſtill da, man hörte keinen Laut, als von oben herab das Heulen des Windes und von unten das Picken einer Uhr in der Küche.

So kam er langſam in den zweiten Stock, und war ſchon die halbe Treppe zum erſten hinabgeſtiegen, als er auf einmal den vorgeſtreckten Fuß wieder zurückzog und ſich feſt an die Wand drückte, um nicht geſehen zu werden, denn es öffnete ſich unten in dieſem Augenblick eine Thüre und Jemand kam mit einem Lichte heraus und ſchritt über den Gang daher, um in die Zimmer zu gelangen, welche hinten nach dem Hofe hinaus lagen, wo der Principal wohnte. — Er war es ſelbſt, er kehrte aus den vorderen Zimmern zurück, und da er die rechte Hand vor das Licht hielt, ſo warf daſſelbe glücklicher Weiſe keinen Schein auf die Treppe zum zweiten Stock, wohl aber beleuchtete es ſeine Züge auf's Hellſte und ließ ſie deutlich erkennen.

Das Geſicht des Herrn Blaffer war immer das gleiche unangenehme und hagere; nur hatte er jetzt ſeinen Mund lächelnd geöffnet, ſeine Augen ſtrahlten heiter und zufrieden, und in allen ſeinen Mienen ſprach ſich eine gewiſſe Befriedigung aus. Seine Haltung und ſein Gang dagegen war ebenſo ſchlaff wie früher; er hatte die Knie gebogen und ſchlürfte auf ſeinen weiten Pantoffeln über den Gang, beinahe ohne die Füße aufzuheben. Als er an die Thüre ſeines Schlafzimmers kam, nahm er langſam einen Schlüſſel aus der Taſche ſeines langen Rockes, ſchloß auf, trat in das Zimmer und machte die Thüre wieder hinter ſich zu.

Der Andere ſtand während dieſer Zeit regungslos auf der Treppe, und wenn er ſich auch im tiefen Schatten befand, ſo war es doch ein Glück, daß Herr Blaffer nicht zufällig aufblickte, denn

er hätte ſonſt das Leuchten der beiden Augen ſehen müſſen, die feſt und mit ſchrecklichem Ausdrucke auf ihn gerichtet waren; es war ein Glück, ſagen wir, denn auf eine ſolche Entdeckung wäre vielleicht ein gräßlicher Auftritt gefolgt.

Noch einige Secunden verharrte der Commis in ſeiner Stellung, dann ſchritt er noch behutſamer als früher die weiteren Treppen hinab bis auf den erſten Stock, und dort ſtand er eine Weile unſchlüſſig, tief aufathmend, in eifriger Ueberlegung. Neben ihm war die Treppe, die weiter hinab führte, gerade vor ihm befand ſich eine Thüre, die ihn mächtig anzog. Doch hatte er ſich ſchon der Treppe zugewandt, um aus dem Hauſe zu entfliehen, als er einen kleinen Lichtſchein bemerkte, der nicht breiter als ein Meſſerrücken von dieſem Zimmer auf den Gang heraus fiel. In dem Gemach auf der andern Seite hörte er jetzt den Principal laut huſten, und bei dieſem Geräuſche machte er einen Schritt gegen die leuchtende Spalte, er that auch noch einen zweiten, dritten und vierten, und endlich ſtand er dicht vor der Thüre, die, wie er ſah, nicht verſchloſſen war. Sie gab dem Drucke ſeiner Hand nach, und er trat in ein kleines Zimmer, welches in ein anderes führte, aus dem auch der Lichtſtrahl kam, den er vorhin auf dem Gange bemerkte.

Leiſe näherte er ſich dem letzteren, deſſen Thüre geöffnet war, und als er jetzt auf der Schwelle ſtand, ſah er in das Schlafzimmer des Mädchens und bemerkte ſie ſelbſt, die halb entkleidet auf ihrem Bette ſaß, die Hand auf dem Schooße gefaltet hatte; und obgleich ſie den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt, bemerkte er doch, daß ſie weinte, denn dicke Tropfen fielen, glänzend in dem Strahl des Lichtes, auf ihre Knie herab.

Das Geräuſch, das er machte, als er unter die Thüre trat, hörte ſie augenblicklich, denn ſie erhob ihren Kopf, erſchrack

auch wohl ein wenig, doch faßte ſie ſich gleich wieder, als ſie ſah, daß es Herr Veil war, der nun langſam in ihr Zimmer trat.

Wenn auch zwiſchen dieſen beiden Leuten nie ein Verhältniß geherrſcht, das mit gegenſeitiger Liebe etwas zu thun hatte, — obgleich wir wohl wiſſen, wie er das Mädchen anbetete, — ſo beſtand doch zwiſchen ihnen jener Grad von Vertraulichkeit, der ihnen erlaubte, ihre Geheimniſſe einander anzuvertrauen und ohne Scheu über die ſeltſamſten Dinge ſprechen zu können.

Als der junge Mann nun aber einige Schritte vortrat, erſchrack ſie mehr wie bei ſeinem erſten Anblick, denn ſein Ausſehen war fürchterlich, ſeine ſonſt ſo ruhigen Züge entſtellt, ſeine Augen roth unterlaufen, ſeine Blicke glühend. Sie machte eine Bewegung, als wollte ſie aufſpringen und das Zimmer verlaſſen, doch als er ſich hierauf langſam in eine Ecke zurückzog und ihr die Hände wie beſchwörend entgegen ſtreckte, auch ſie bittend, ja flehend anſah, da ſank ſie wieder auf das Bett zurück, preßte die Hände vor das Geſicht und weinte laut und bitterlich.

„Ja, ja," ſagte er nach einer ſchrecklichen Pauſe, „es mußte am Ende ſo kommen."

„Ja, es mußte ſo kommen," erwiederte das Mädchen mit tonloſer Stimme.

„Und es kam ſo."

„Ja, es kam ſo."

„Und ſonſt keine Hülfe und Rettung?"

„Keine! keine!"

„Aber ich hätte doch noch ein wenig widerſtrebt," ſprach er mit einem ſchrecklichen Lächeln und einem eiſigen Tone. „Man muß nicht ſo gleich nachgeben."

Statt aller Antwort entblößte das Mädchen ruhig und

ſchweigend, in dieſem Moment wie es ſchien ohne alle Scheu, ihre linke Schulter, nachdem ſie das weiße Nachtkleid vorher auf der Bruſt geöffnet. Und auf dieſer weißen vollen Schulter ſah man verdächtige dunkle blaue Flecken. — „Das war die letzte Unterredung," ſagte ſie mit einem matten Lächeln.

„Sehr triftig und überzeugend," erwiederte er; „aber ehe es ſo weit kam, hätte man noch etwas Anderes thun können."

„Und was denn?" fragte ſie, wobei ihr Auge aufflammte.

„Man hätte zum Beiſpiel in's Waſſer ſpringen können."

„Ach ja!" entgegnete ſie mit einem tiefen, ſchneidenden Wehelaute. — „Ach ja, ich habe das auch gedacht, aber ich hatte nicht den Muth dazu."

„Das iſt freilich etwas Anderes," verſetzte er ſcheinbar ganz ruhig. „Sie hatten Angſt, Marie, weil Sie ſich fürchteten, dieſen unbekannten Weg allein zu machen. — Aber ich wäre mit Ihnen gegangen, o, ſo gerne wäre ich mit Ihnen gegangen."

„Mit mir in den Tod?"

„Mit Ihnen in den Tod. — Und wenn wir zuſammen in das Waſſer geſprungen wären, ſo hätte ich nur Eine Bitte gehabt; Sie hätten mich dann nur bei der Hand feſthalten müſſen und ſagen: Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie mich nicht allein ließen, Sie, mein einziger und treuer Begleiter. — Ein ſo inniger Dank von Ihnen, wenn auch im letzten Augenblick, hätte mich glücklich gemacht. — Und dann ſchon die Wonne, mit Ihnen ſterben zu dürfen! — Wiſſen Sie wohl," fügte er ſeltſam lächelnd hinzu, „daß ich an einen ſolchen gemeinſchaftlichen Tod die ausſchweifendſten Hoffnungen knüpfte? — Daß ich in meiner jetzigen Geſtalt wohl nicht geliebt werden kann," ſprach er, indem er an ſeinem ſeltſam geformten Körper hinab ſah, „weiß ich ſelbſt wohl am Beſten; aber man läßt ja Alles das hier zurück, und wenn

wir Beide ſo zuſammen hinauf geſchwebt wären, wer weiß, Marie, ob Sie nicht ruhig Ihre Hand in der meinigen gelaſſen hätten und ob Sie nicht vielleicht auf die Frage: willſt du mit dieſer Seele vereint bleiben? ein lautes und freudiges Ja geantwortet. — Doch genug der Worte; ich komme, um Abſchied zu nehmen."

„So verlaſſen Sie wirklich dieß Haus?" fragte erſchrocken das Mädchen.

„Heute freiwillig," entgegnete er; „morgen würde mich der Herr Blaſſer vor die Thüre werfen."

„Und mein Bruder, der ſo ſehr an Ihnen hieng —?"

„Hat jetzt den Schutz der Schweſter, die allmächtig im Hauſe iſt," entgegnete er mit Bitterkeit. — — — — „Doch will ich an Alles das nicht mehr denken," fuhr er gleich darauf fort, indem er ſich mit der Hand über die Augen wiſchte; „ich will Sie nur ſehen, Marie, wie Sie waren, als ich zu Ihnen, einer himmliſchen Erſcheinung, aufgeblickt, will es nicht wiſſen, daß dieß herrliche Bild von ſchmutziger Hand zerſtört wurde, will nur einmal und zum erſten Mal vor Sie hinknieen, Ihre beiden Hände ergreifen und ſie an meine Lippen drücken."

Bei dieſen Worten hatte er ſich zu ihren Füßen niedergeworfen, hatte wirklich ihre beiden Hände ergriffen, und während er ſie in ſeinen ſchwarzen Bart drückte, träufelten ſeine heißen Thränen darauf hin. — „So leben Sie wohl, Marie," ſagte er, „möge es Ihnen beſſer gehen wie bisher; gedenken Sie meiner zuweilen, und wenn Sie noch von vollem Herzen beten können, ſo nennen Sie auch meinen Namen, wenn Sie ſich nach oben um Erbarmen wenden."

Damit wollte er ſich erheben, doch faßte das Mädchen mit ihren beiden Händen krampfhaft ſeine Arme und verſuchte es, ihn feſtzuhalten; er dagegen wandte alle Kraft an, ſich los zu machen,

und wie ſie ſo mit einander rangen, zog er ſie empor, da er der Stärkere war; doch ließ ſie ihn darum nicht los, ſie ſchlang ihre Arme um ſeine Schultern, indem ſie ausrief: „Gehen Sie nicht ſo fort, verlaſſen Sie nicht dieſes Haus, Ihr Blick iſt ſchrecklich, Sie haben Entſetzliches vor!“

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete er, nachdem er ſanft ihre Hände los gemacht, ſie aber feſt in den ſeinigen hielt, „ich habe nichts Schlimmes vor. — Aber Sie ſehen ja wohl,“ ſetzte er hinzu, indem er die Zähne zuſammen biß, „daß hier meines Bleibens nicht iſt, jetzt nicht mehr und könnte ich damit Millionen verdienen. Sie waren mir eine heilige und reine Blume, deren Anblick, deren ſüßer Duft mich glücklich machte, Sie waren das Ideal, zu dem ich empor blickte; und nun — iſt ja Alles dahin, mein Tempel iſt zertrümmert, meine Altäre ſind umgeſtürzt, ich habe nichts mehr, an das ich glauben kann auf der ganzen weiten Welt. — Darum will ich mir Beſſeres ſuchen und gewiß, ich werde es finden.“ — — — —

Er ließ ihre Hände los, ſie ſank laut weinend auf das Bett zurück; nachdem er ſie noch mit einem ſchmerzlichen Blick betrachtet hatte, eilte er geräuſchlos durch das Vorzimmer auf den Gang hinaus und die Treppen hinab.

Vielleicht wäre ſie ihm gefolgt, um noch einen Verſuch zu machen, ihn feſtzuhalten, aber ſie fürchtete, es möchte Jemand im Hauſe erwachen, und weil ſie das fürchtete, ließ ſie ihn ziehen, obgleich ihr wohl ahnete, wohin ihn ſeine Schritte führen würden.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Am Kanal.

Herr Veil eilte durch eine Hinterthüre auf den Hof, und da er hier mit der Oertlichkeit wohl vertraut war, ſo überſtieg er ein paar Zäune und befand ſich in kurzer Zeit auf der offenen Straße.

Es mochte nahe an Mitternacht ſein, als er ſo einſam zwiſchen den Häuſern langſamen Schrittes dahin ging; er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und war ſo in tiefe Gedanken verſunken, daß er es nicht einmal bemerkte, wie der ſcharfe Nachtwind, da er ohne Hut war, ſein Haar empor lüpfte und von der Stirne wehte. Auf den Weg, den er machte, achtete er nicht, wenigſtens blickte er nicht in die Höhe und ſchien ſogar nach einiger Zeit verwundert, als er ſich auf einmal durch eine Barrière aufgehalten fühlte, gegen die er hingeſchlendert war, ohne gerade heftig daran zu ſtoßen.

Dieſe Barrière befand ſich ziemlich weit außerhalb des Mittelpunkts der Stadt, in einer öden und verlaſſenen Gegend, wo

nur noch hie und da einige Häuser ſtanden; ſie lief am Ufer des Kanals hin und hatte den Zweck, Jemand, der vielleicht ſorglos umherſpazierte, vor dem Hineinfallen in das Waſſer zu bewahren, denn der Kanal war ſehr tief, auch ziemlich reißend, da er ein paar hundert Schritte abwärts von dieſer Stelle in den Fluß mündete, der eine Seite der Stadt in einem weiten Bogen umſchloß.

Unſer Nachtwandler lehnte ſich mit beiden Armen auf das Geländer und ſchaute gedankenvoll in das dunkle Waſſer hinab. Man mußte das Auge zuerſt an die Finſterniß da unten gewöhnen, ehe man bemerken konnte, wie ſich der Waſſerſtrom zwiſchen den engen Ufern dahin bewegte, oder man mußte abwarten, bis droben am Himmel die fliegenden Wolken zuweilen ein Stück des Mondes oder ein paar Sterne entſchleierten, deren Licht alsdann auf das trübe Waſſer fiel und es auf Augenblicke erhellte. Das Ohr vernahm ſchon deutlicher das feindſelige Element drunten, denn wie dieß bei den Ufermauern vorbeifloß, ſchliff es in allerhand Tönen gegen die Steine derſelben, rauſchte in einer unfernen Ecke, und gluckſte dort, Wirbel bildend, als lechze es nach irgend einer Beute.

Lange ſchaute Herr Veit ſo hinab auf den Kanal, und immer folgten ſeine Blicke dem Laufe des Waſſers. Es war ihm gerade, als winke es ihm zu folgen, und nachdem er ſo eine Zeit lang träumend geſtanden, hatte er alle Schauer vor einem kalten naſſen Tode überwunden und fühlte eine wahre Sehnſucht, den flüſternden Waſſern zu folgen. Anfangs rauſchte das eintönig an ſeinem Ohr vorüber; nach und nach aber kam ein gewiſſer Tact und eine Melodie hinein, eine einfache, kindliche Melodie, welche die Fluthen mit leiſem Tone immer und immer fort zu ſingen ſchienen. Er hatte ſie ſchon oft gehört, dieſe Weiſe, und

wie er nun die Hand vor die Stirne legte und darüber nachdachte, ſo fiel ihm ein, es ſei ja nichts Anderes, als das Wiegenlied, mit welchem ihn die früh verſtorbene Mutter ſo oft in den Schlaf geſungen.

Richtig! Das war es; es waren dieſelben weichen, ſchläfrigen Töne, und als er wieder eine Zeit lang hinab gelauſcht, da meinte er auch Worte zu vernehmen; nur waren ſie anders als die, welche damals zum Wiegenlied geſungen wurden. Die hier erzählten von einem hellen lichten Tage, dem ſie aus der finſteren Nacht entgegen fließen, und von lachenden Gefilden, mit Blüthen und Früchten bedeckt, ſo unendlich verſchieden von dem kalten, ſchmutzigen Lande, das jetzt ihre Ufer bildete. — Und Ruhe, Ruhe gibt's da unten, flüſterten ſie, — angenehme behagliche Ruhe; — komm und folge uns. —

Er beugte ſich tief auf das Waſſer hinab und dachte auf einmal klar und hell an ſeine Jugendzeit, wo er ſich oftmals im Strome gebadet bei einer Stelle, die beſonders reißend war, wo tückiſche Wirbel Alles in die Tiefe zogen, was er damals als rüſtiger Schwimmer nicht beachtet. Aber eines Tags, als er auch wieder ſo keck hinein ſprang, ſchien ſich der Flußgott über dieſe Verwegenheit zu erzürnen und hielt ihn drunten beim Fuße feſt, — das war in der That ſeine erſte ſchreckliche Idee, als er ſich unten gehalten fühlte; in Wahrheit aber war er mit dem Fuße in eine Faſchine gerathen und konnte nicht wieder los kommen. Die Secunden, welche er ſich da unten bemüht hatte, den Fuß loszureißen, ſchienen ihm lange, lange Jahre zu ſein, als er aber fühlte, daß es nicht ging, ergab er ſich ruhig in ſein Schickſal, öffnete weit die Augen und ſah tief unten im grünen Waſſer mit Verwunderung, wie ſo ſeltſam das Sonnenlicht auf der Oberfläche ſich ſpiegelte und ſtrahlte, wie der ganze Fluß einem hell-

grünen Kryſtallgewölbe glich, auf dem ſich tauſendfache Strahlen brachen, — — einem Feenpalaſt mit unſichtbarer, ſeltſam klingender Muſik, denn auch hier ſummten und rauſchten ihm die Waſſer in den Ohren und tönten jenes bekannte Lied; nur ward es ſchwächer und immer ſchwächer, vielmehr wurde die Melodie zerriſſen und unverſtändlich, obgleich die unſichtbaren Sänger immer näher zu kommen ſchienen, bis ſie zuletzt dicht ſein Haupt umringten und ihn betäubten mit wilden Tönen, mit Sauſen, Rauſchen und Klingen; in ganz leiſer Weiſe und doch ſo eindringlich und verſtändlich. — Und darauf war er todt, geſtorben ohne Schmerz und Klage, — ſo glaubte man wenigſtens damals, in Wirklichkeit aber brachte den Ohnmächtigen ein tüchtiger Taucher an die Oberfläche und ſomit in's Leben zurück. —

Daran dachte er jetzt, und wie der Waſſertod ſo gar nichts Unbehagliches oder Schreckliches habe. Heute war es freilich dunkel; kein Sonnenſtrahl erhellte das Waſſer, aber das erſchien ihm um ſo beſſer; er ſah da nichts mehr, was ihn an das freundliche Leben draußen gemahnt hätte, er konnte die Augen getroſt ſchließen, um abzuwarten, bis jener geheimnißvolle Geſang näher und immer näher komme.

Schlafen, ſchlafen — Ruhe! flüſterte es drunten; und eine andere Stimme ſagte etwas dazwiſchen, was ihm ſchrecklich war, aber doch wieder Troſt verlieh. Er hatte nämlich den Blick einen Moment gegen den Himmel erhoben und bemerkte da einen klaren, glänzenden Stern, der ſtrahlend im blauen Lichte die Wolkenmaſſe durchbrechen zu wollen ſchien. Dabei hatte er plötzlich an ſie gedacht, wie ein Blitz hatte ihr Bild ſeine ganze Seele erfüllt, und darauf grauſte es ihm eine Secunde lang vor dem finſteren Waſſer, um ihn gleich darauf wieder mächtiger hinzutreiben. Der Stern verſchwand, das Licht in ſeinem Herzen erloſch, und es

war dort wieder nächtlich finſter. Er beugte ſich abermals über das Waſſer herab und ſogleich begannen die Wellen wieder ihre beruhigende, verſtändliche Melodie; ſchlafen, ſchlafen — Ruhe, ſangen einige, und andere, die vielleicht wußten, daß er ein paar Augenblicke vorher an das Mädchen gedacht, rauſchten dazwiſchen und murmelten: ſie wird dir folgen, — ſie wird dir gewiß nachfolgen, — o, ſie kommt auch noch zu dieſer Stelle, und wenn ſie vor uns zurückſchaudert, ſo ſingen wir ihr alsdann gerade wie dir heute ein beruhigendes Wiegenlied, und wollen ihr getreulich erzählen, daß du voran gegangen und drüben auf ſie warten werdeſt. — Gewiß, ſie kommt, glaube uns, wir ſind mitleidig und gut, und wir wollen ihre Seele rein waſchen, daß ſie es vermag, in herrlicher Klarheit vor dich hinzutreten. — —

Ach! jede Waſſerfläche hat für ein tief betrübtes und zerbrochenes Herz etwas ſo unendlich Beruhigendes und zugleich Verführeriſches. Es iſt gefährlich, an ſtillen Waſſern vorüber zu gehen, wenn Einem die Seele mit Kummer und Schmerz beladen iſt; anfänglich beugt man ſich ohne Abſicht auf die Fluthen nieder, tiefer und immer tiefer, und kann den Blick nicht mehr wegwenden von der geheimnißvollen Fläche. Iſt doch da unten ein ewiges Vergeſſen zu finden für Alles, was uns hier im Leben geängſtigt und bedrückt.

Er, der einſam hier an der Barrière ſtand, hatte dieſelben Gedanken, und ſein Auge erweiterte ſich, als er nun mit ſich im Reinen war und ſo tief ſinnend auf das dunkle Waſſer ſah. Er vermochte es nicht, den Blick abzuwenden, während er haſtig die letzte Scheidewand überkletterte, die zwiſchen ihm und dem Tode ſtand. Erſt, als er tief athmend ſich jenſeits derſelben befand, brachte er es über ſich, noch einen Blick rückwärts zu werfen auf die Stadt, deren Häuſer ſtill und finſter da lagen. — — — —

— — — — Doch wie er ſo um ſich ſchaute, faßte er unwillkührlich wieder die Schranke hinter ſich feſter mit den Händen, denn mit einem unerklärlichen Entſetzen bemerkte er, nicht zwei Schritte von ſich, in unbeſtimmten Umriſſen eine Geſtalt, die gerade ſo an der Barrière lehnte, wie er einen Augenblick vorher. Sie war in einen weiten dunkeln Mantel gewickelt und hatte entweder ein Ende deſſelben um den Kopf geſchlungen oder ihn mit einer Kapuze verhüllt, denn man bemerkte weder Schultern noch Hals; das Ganze war nur eine unförmliche ſchwarze Maſſe, die aber ein Geſicht hatte, denn Herr Bell ſah deutlich zwei Augen glänzen, die ihn forſchend zu betrachten ſchienen.

Daß ſich ſeine Nerven in dieſem Augenblick in höchſter Aufregung befanden, wird uns Jeder glauben, und ebenſo, daß er mehr als überraſcht war, hier in der ſtillen Nacht in tiefer Einſamkeit, wo er ſich fern von jedem menſchlichen Weſen glaubte, ſo plötzlich und unverhofft beobachtet zu werden. Seine Seele war noch wenige Momente vorher trotz ſeines ſchrecklichen Vorhabens ſo ruhig geweſen, und jetzt fühlte er mit einem Male ſein Herz heftiger ſchlagen; eine unerklärliche Furcht bemächtigte ſich ſeiner, bannte ihn feſt und zwang ihn ſogar, fortwährend die beiden leuchtenden Augen zu betrachten, die ihn bewegungslos anſtarrten.

Wußte die unheimliche Geſtalt, was ihn hieher getrieben, hatte ſie ſein Inneres ergründet, — konnte es wohl ein menſchliches Weſen ſein, was ſo unbeweglich da lehnte, und wie es ſchien auf den Moment begierig war, wo er als Selbſtmörder enden würde?

Er wich unwillkührlich einen Schritt auf die Seite, hielt aber das Geländer mit beiden Händen feſt, und er vermochte es nicht, den Blick von dem Weſen neben ihm abzuwenden. Seine

unerklärliche Angst vor dieser Gesellschaft vergrößerte sich immer mehr, und es ist unbegreiflich aber wahr: er, der einen Augenblick vorher den Tod gesucht, fürchtete sich jetzt, diesem Wesen den Rücken zu kehren, indem er dachte, es könnte vielleicht unvermuthet über ihn herfallen und ihn in den Kanal hinabstürzen.

Aber es blieb ruhig an seiner Stelle; nichts regte sich an ihm; nur blickten die gespenstigen Augen immer herüber.

Was sollte er thun? Er hatte sich mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht, doch wollte er endigen in stiller, verschwiegener Nacht, aber nicht indem er einen so sonderbaren Zuschauer hinter seinem Rücken lasse, der Gott weiß was beginnen möchte, sobald er in den Kanal gesprungen.

Und das konnte ihm am Ende doch gleichgültig sein! — — Aber es war ihm nicht gleichgültig; er hätte nicht ruhig sterben können bei dem Gedanken, diese seltsamen Augen würden jetzt nach ihm schauen, während er unterstnke, und das Wesen selbst eine laute Lache aufschlagen, sobald ihn die Fluthen verschlungen.

Es trat eine peinliche Pause ein, während welcher die Augen immerfort herüber blickten und Herr Veil abermals einen halben Schritt auf die Seite wich.

Endlich machte die Gestalt eine kleine Bewegung, sie richtete sich etwas in die Höhe, man bemerkte, wie sie mit großer Ruhe unter dem Mantel die Arme über einander schlug. Dann sprach sie mit einer tiefen klangvollen Stimme ein einziges Wort, aber dieß Wort, an sich unbedeutend, durchzuckte den Körper des Anderen auf eine sehr unangenehme Art.

Die Gestalt sagte nämlich wie Jemand, der lange vergeblich gewartet, mit fragendem Tone: „Nun —?"

„Nun," wiederholte Herr Veil, indem er scheu auf die Seite blickte. — „Nun? — Was nun?"

„Ich meine, ob es bald vor ſich geht," erwiederte das ſeltſame Weſen; „ich habe jetzt ſchon lange genug darauf gewartet."

„Und was ſoll vor ſich gehen?" fragte ſchaudernd der Andere mit kleinlauter Stimme. „Ich glaube nicht, daß ich Jemand hieher gerufen, um zuzuſchauen, was hier vielleicht geſchehen könnte."

„Gewiß nicht," ſagte die Geſtalt, „ich bin nicht mit Worten gerufen worden, aber es zog mich auf eigenthümliche Weiſe daher, und da ich nun einmal da bin, möchte ich nicht lange mehr vergeblich warten; die Sache könnte wohl vor ſich gehen, das Vorſpiel war lange genug."

„Und wer biſt du?" fragte Herr Beil mit geſteigertem Entſetzen, „daß es dir ein teufliſches Vergnügen macht, zuzuſchauen, wie ein unglücklicher Menſch, dem das Daſein zur Laſt wurde, ſeinem traurigen Leben ein Ende macht?"

„Wer ich bin, thut nichts zur Sache," entgegnete die Geſtalt; „vielleicht bin ich der Schutzengel der Selbſtmörder und habe die Macht, ihnen ein ſanftes Ende zu geben, vielleicht bin ich auch ſonſt ein Weſen, das beſonderen Geſchmack an den Narrheiten der Menſchen findet."

„An den Narrheiten der Menſchen!" wiederholte der Andere; „kann man wohl eine That Narrheit nennen, deren Beweggründe man nicht kennt und begreift?"

„Jeder Selbſtmord iſt Narrheit und Feigheit," antwortete das Phantom, indem es ſich abermals behaglich an die Brüſtung lehnte. „Nur ein Narr und ein Feiger verläßt freiwillig dieſe Welt; der Erſtere, weil er ſeine Verhältniſſe Herr über ſich werden ließ, der Andere, weil er nicht den Muth hat, ein vielleicht trauriges Leben bis an ſein natürliches Ende zu tragen."

„Ah! du fühlſt es nicht, wie ſchwer es iſt, von dem Licht

der Sonne, von einem Daſein, ſelbſt dem ärmlichſten, Abſchied zu nehmen, ſonſt würdeſt du eine ſolche That nicht feige nennen."

„Der Muth, der vor den Augen der gewöhnlichen Welt vielleicht dazu gehört, eine Piſtole vor ſeiner eigenen Stirne abzubrennen, oder in's Waſſer zu ſpringen, iſt kein wirklicher Muth, es iſt das mehr ein Ausbruch der Verzweiflung, unterſtützt von Nervenaufregungen, der ſo mit einem Schlage ein ganzes Leben hinter ſich wirft, weil der Selbſtmörder wie ſchon geſagt zu ſchwach war, um eine lange Reihe von traurigen Jahren zu durchleben."

„Und du glaubſt, es ſei kein Fall denkbar, wo der Selbſtmord zu entſchuldigen ſei?" meinte Herr Beil mit bitterem Lachen.

„Zu entſchuldigen nie," entgegnete die Geſtalt, „zu verzeihen nur in einem einzigen."

„Und dieſer einzige Fall —?"

„Es iſt nicht der deinige."

„Aber nenne ihn mir."

„Du wirſt ihn vielleicht nicht einmal begreifen, ja du kannſt ihn unmöglich verſtehen."

„Wer weiß! Nach den harten Worten, die du vorhin zu mir geſprochen, möchte ich wohl wiſſen, unter welchen Bedingungen du im Stande biſt, den Selbſtmord zu entſchuldigen."

„Nun meinetwegen," ſagte die Geſtalt, indem ſie ſich wieder etwas empor richtete; „man ſolle einem Sterbenden keine Bitte abſchlagen, und da du ein ſolcher biſt, ſo will ich dir meine Anſicht mittheilen. — Das Verbrechen, von dem wir eben ſprachen, könnte ich wie geſagt nur in einem einzigen Falle entſchuldigen. Das wäre nämlich, wenn ein Selbſtmörder wieder in's Leben zurückgerufen würde und er dann von Neuem Hand an ſich legte, um ſo dem Schlimmſten, was einen Menſchen treffen kann,

dem allgemeinen Hohne, der allgemeinen und verdienten Verachtung zu entgehen."

„Dem Hohne und der Verachtung!" verſetzte der Andere, und ſeine Zähne klapperten auf einander. — „Aber nein, nein!" rief er nach einer Pauſe leidenſchaftlich, „ich weiß, wer du biſt, du biſt der Teufel! du willſt mich von meinem Glücke zurückhalten, um die Luſt zu haben, mich noch Jahre lang quälen zu können."

Nach dieſen Worten lachte das Phantom laut auf, aber es war ein gellendes, unheimliches Gelächter. — „Nein, nein," ſagte es, „ich bin nicht der Teufel, — vielleicht mit ihm verwandt; die trüben Leidenſchaften, die ſich deines Gehirns bemeiſtert haben, laſſen dich völlig unklar denken; wenn ich der Teufel nach euren Begriffen wäre, ſo müßte ich an deinem Schritt meine Freude haben, denn deine Seele wäre mir gewiß und ich bekäme ſie bald. — Aber beruhige dich: für euch Selbſtmörder gibt es weder Teufel noch Engel, weder Belohnung noch Strafe, und das iſt gerade eure Strafe; mit dem Sprung in's Waſſer laßt ihr all' eure Hoffnung hinter euch, dieſſeits könnt ihr nicht mehr Buße thun, um ein ewiges Leben, an das wir ja Alle glauben wollen, zu erringen. Denn ein ewiges Leben, wenn auch voll Noth und Qual, aber doch mit einem Schimmer von Hoffnung, iſt nicht für euch: ihr habt das Anrecht daran freiwillig weggeworfen."

„Ah!" machte der Andere, „das iſt eine ſeltſame Anſicht. Ich hoffe ſehr auf eine beſſere Zukunft."

„Aber vergeblich; was du dieſſeits verachtungsvoll wegwirfſt, wird man dir nicht jenſeits entgegen bringen. — — — Aber nun laß' uns den unnützen Wortſtreit enden. Mache dein Geſchäft ab; ich möchte gern nach Hauſe."

„So geh' deiner Wege!“ rief Herr Beil mit ſchmerzlichem Tone. „O, wärſt du nie gekommen, um mich zu belauſchen, Alles wäre nun vorüber, während ſo —“

„Dein Entſchluß wankend geworden iſt?“ fragte die Geſtalt.

„Deine Augen, die ſo ſtarr auf mich geheftet ſind, beunruhigen mich. Ich glaube, während ich in's Waſſer ſpränge, würden ſie ſchrecklich, entſetzlich immer näher auf mich eindringen.“

„Da haſt du Recht; das wird auch der Fall ſein, denn ich habe mir einmal feſt vorgenommen, deinem Ende beizuwohnen, ich intereſſire mich dafür und werde nicht von dieſer Stelle weichen.“

„Das will ich erwarten,“ ſprach Herr Beil zähneklappernd, indem er ſich an das Geländer lehnte, und, wie es vorhin die Geſtalt gemacht, ebenfalls ſeine Arme, die aber heftig zitterten, über einander ſchlug.

Es entſtand eine längere Pauſe; endlich ſagte der im Mantel mit einem Anflug von Heiterkeit in ſeiner Stimme: „Mir ſcheint, wir haben hier Beide vor, eine ſeltſame Soirée zu begehen. Du biſt der Wirth, ich bin zur Komödie eingeladen oder meinetwegen auch unberufen erſchienen. Nehmen wir alſo an, ich ſei der Gaſt, ſo finde ich es doch nicht mehr als billig, daß du für meine Unterhaltung Sorge trägſt. Und dazu will ich dir ein gutes Mittel vorſchlagen: erzähle mir deine Geſchichte ſo kurz oder ſo lang du magſt, erzähle mir vor allen Dingen, was dich hieher getrieben, und ich will dir nachher meine offenherzige Meinung ſagen, wie groß deine Narrheit eigentlich iſt.“

„Und wenn du meine Narrheit, wie du es nennſt, alsdann nicht übermäßig groß findeſt,“ entgegnete Herr Beil, „willſt du dann ruhig deiner Wege gehen und mich meinem Schickſal überlaſſen?“

„Das ist eine Bedingung," versetzte nun wirklich lachend das Gespenst, „und wenn ich sie eingehe, so kann ich das nur thun, indem ich dir ebenfalls eine stelle."

„So laß' hören!"

„Wenn ich zugebe, daß deine Narrheit klein ist, so will ich mir also das Vergnügen versagen, dich in den Kanal springen zu sehen, ist aber deine Narrheit groß, so schiebst du dein Vorhaben auf, bis — — wir uns wieder gesehen."

„Es gilt," sprach Herr Veil nach längerem Ueberlegen.

Und darauf wandte er sich, obwohl zögernd, gegen die sonderbare Gestalt, die wieder unbeweglich wie vorher an dem Geländer lehnte, und erzählte mit geflügelten Worten seinen traurigen Lebenslauf, wie er schon als Kind mit seiner schwächlichen, halbverwachsenen Gestalt der Spielball aller Launen seiner Kameraden gewesen, wie seine Eltern ihn nicht geliebt, sondern den andern Geschwistern zurückgesetzt, und wie bei all' den Kränkungen, die er erduldet, das Schlimmste gewesen sei, daß er ein weiches, fühlendes Herz erhalten, das alle Menschen mit inniger Liebe umfaßt, und das nun doppelt schmerzlich empfunden, wie man ihn überall zurückgestoßen. — — Seine Leiden vermehrten sich mit den Jahren, man brachte ihn mit großer Mühe als Lehrling unter, und als er ausgelernt hatte, fand sich lange keine Stelle für ihn, er mußte Jahre lang in seinem Geschäfte die niedrigsten Arbeiten versehen, und als er endlich die Stelle erhielt, in der wir ihn kennen gelernt, mußte er sich mit einem Gehalt begnügen, der zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben war, er mußte dabei alle Launen des Principals ertragen, und er that das wohlgemuth, bis jene beiden Kinder in das Haus kamen, bis ihm Marie erschien, bis sein Herz durch die Liebe zu ihr so namenlos unglücklich wurde.

Als er in ſeiner Erzählung an dieſe letzte Zeit ſeines Lebens kam, zitterte ſeine Stimme und die Thränen tropften ihm langſam aus den Augen. Er ſchilderte mit glühenden Farben ſeine Liebe zu dem Mädchen und die thörichten Hoffnungen, die er genährt, — Hoffnungen, die er aber gern unterdrückt hätte, wenn ſie glücklich geworden wäre. Nun aber kamen jene Vorfälle, und davon ſprach er dem Phantome gegenüber mit fieberhafter Haſt; es drängte ihn, über dieſe ſchrecklichen Stunden hinüber zu kommen, er erzählte von dem vergangenen Abend, von ſeiner Unterredung mit ihr, von ſeinem feſten Entſchluſſe, das Leben endigen zu wollen, von ſeinem Gange durch die dunkeln Straßen, von ſeiner Ankunft hier am Kanale und ſogar von der Melodie, die ihm das Waſſer vorgeſungen, von dem alten Wiegenliede — ſchlafen — ſchlafen — Ruhe. — — — —

„Und nun bin ich fertig," ſagte er, als er geendet; „aber die Ruhe, mit der ich hieher ging, iſt aus meinem Herzen verſchwunden. Ich war nicht mehr unglücklich, jetzt bin ich es wieder, o namenlos, namenlos unglücklich! — Und nun ſprecht nach eurer Ueberzeugung: bin ich thöricht oder bin ich es nicht?"

Bei dieſen letzten Worten ſchlug er die Hände vor's Geſicht und beugte den Kopf tief hinab auf das Geländer.

Einige Augenblicke hörte er nichts als das Rauſchen des Waſſers, dann aber vernahm er die Stimme des ſeltſamen Weſens neben ihm; und dieſe Stimme, bis jetzt hart und ſcharf, klang nun weich und milde. „Ich habe deine Geſchichte angehört" ſagte es, „und muß geſtehen, daß allerdings viel Unglück darin vorkommt; aber nicht genug, daß ich dir, wie wir bedungen, mit einem Worte die Erlaubniß geben dürfte, dein Leben zu endigen. Denk daran, was du mir verſprochen, lebe, bis wir uns wieder ſehen, und glaube mir, wir ſehen uns bald wieder.

Sei auch verſichert, daß du meinem Blicke nicht entgehſt, und wenn du je dein gegebenes Wort brechen wollteſt und doch zum Selbſtmörder werden, ſo ſchaue vorher auf die Seite, du wirſt meine Augen auf dich gerichtet finden, dich warnend und zurückziehend, wie ich es in dieſer Stunde gethan. — Und nun lebe, und lebe ſo gut du kannſt." — — — —

Damit ſchwieg die Stimme, und als ſich der junge Mann ein paar Minuten nachher empor richtete, um einige Worte zu entgegnen, bemerkte er zu ſeinem größten Entſetzen, daß die Geſtalt neben ihm verſchwunden und nirgends mehr zu ſehen war. Und doch hatte er weder einen Tritt noch das Rauſchen des Mantels vernommen. Er war wieder ganz allein in der Nacht, Alles um ihn her in tiefe Finſterniß gehüllt, nur der Himmel über ihm ſah etwas lichter aus, und der glänzende Stern mit dem bläulichen Lichte ſtrahlte in heller Pracht auf ihn hernieder.

Zu gleicher Zeit ſchlugen die Kirchenglocken klar und deutlich ein Uhr nach Mitternacht.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Spaziergänge des Herrn Sträuber.

Noch in der letzten Hälfte der Nacht, von der wir im vorigen Kapitel erzählten, änderte sich das Wetter; der Wind war nach Osten herumgesprungen, hatte die trüben Wolken vor sich hergejagt und Alles frisch und blank gefegt für eine blitzende Wintersonne, die, wenn auch in diesem Monat spät, doch klar und freundlich aufging. — Wie sah in ihrem Lichte Alles so ganz anders aus, als gestern im Schatten der Nacht! Da war der Kanal, da die Barrièren, an welchen Herr Beil jene Gestalt gesehen, die ihn glücklicher Weise von seinem traurigen Vorhaben abgebracht; aber heute Morgen hatte das Alles durchaus nichts Unheimliches, und wenn jetzt auch noch so viele Wesen in schwarzen Mänteln und mit noch blitzenderen Augen dort gelehnt hätten, es würde sich Niemand weiter um sie bekümmert haben.

Auf dem Wasser des Kanals lag ein heller, freundlicher Schein; seine Ufer hatten sich mit Reif bedeckt, auf welchem die Sonnenstrahlen zahllose Brillanten hervorzauberten. Die kahlen Aeste der Bäume waren auf einer Seite wie vergoldet, während

die andere eine bläulich unbestimmte Farbe hatte. Auch die Barrière war hell angestrahlt und warf einen koketten Schatten auf den Weg, der an ihr vorüber führte. Die einzelnen Häuser, die in der gestrigen Nacht so sehr entfernt zu stehen schienen, — denn man sah durch Dunkelheit und Nebel kaum ihre Umrisse, — waren jetzt im hellen Lichte näher gekommen und standen frisch und wohlgemuth da mit ihren glänzenden Fensterscheiben, mit den spitzen rothen Dächern, die wie eine Morgenmütze aussahen, und an deren Spitze der hellblaue Rauch empor wirbelte, — eine lustig aufgesteckte Feder.

Auch an mannigfaltiger Staffage fehlte es nicht: kleine Buben sprangen sich scheu umsehend und eilfertig dem Wasser zu, um nachzuschauen, ob nicht bald für eine solide Eisdecke Hoffnung sei; Hunde aller Racen machten ihren Morgenspaziergang und trieben sich namentlich in der Nähe der Barrière herum, an der sie jeden Pfuhl beschnüffelten und hierauf zarte Erinnerungszeichen zurück ließen; Weiber mit großen Körben voll Wäsche auf dem Kopfe drängten sich an die Treppen, die zum Kanal hinab führten, und hatten einander, ehe sie ihre Arbeit begannen, wichtige Begebenheiten mitzutheilen. Von draußen herein kamen Bäuerinnen und brachten Eier und Butter auf den Markt, sie hatten meistens schon einen weiten Weg zurückgelegt, sahen etwas übernächtig und verschlafen aus, und wenn sie zuweilen tief aufathmend einen Augenblick stehen blieben, so kam der Hauch aus ihrem Munde wie eine blaue Wolke hervor. — Das ging aber Alles an einander vorüber, und Keines bekümmerte sich viel um die Begegnenden; die Buben liefen in das Haus zurück oder auf ihre Spielplätze, die Hunde suchten den warmen Ofen wieder auf, und die Wäscherinnen begannen, immerfort plaudernd, ihr Geschäft.

So mochte es vielleicht neun Uhr geworden sein, als von draußen herein gegen die Stadt zwei Leute kamen, die in eifrigem Gespräch neben einander gingen. Es war ein Mann und eine Frau, Letztere in der Tracht der Bauernweiber, und, daß wir es dem geneigten Leser nur gestehen, Beide gehören bereits zu unserer Bekanntschaft: sie war jene Bauersfrau, welche wir bei Madame Becker gesehen, wo sie der unglücklichen Näherin den Tod ihres Kindes angezeigt; und wenn wir von dem Manne, der neben ihr ging, sagen, daß er trotz der Kälte des Morgens einen ziemlich dünnen, abgeschabten schwarzen Frack trug, hohe, etwas gelbe Hemdkragen hatte, dazu einen fuchsigen Hut, und daß er mit großem Anstande daher schritt, so wird Niemand mehr im Zweifel sein, daß es der sehr ehrenwerthe Herr Sträuber war, den wir in jener Nacht im Fuchsbau kennen zu lernen das Vergnügen hatten.

Herr Sträuber trug heute zur Vervollständigung seiner Toilette graue baumwollene Handschuhe, auch dampfte in seinem Munde eine Cigarre. Er ging mit großer Würde neben der Frau her, und wenn er so zuweilen im Gespräche steif und wichtig mit dem Kopfe nickte, so gab er sich das Ansehen eines vornehmen Herrn, der zufällig mit einer ganz geringen Person spazieren geht und sich vorgenommen hat, dabei sehr herablassend zu thun. Zuweilen blieb er auch stehen, stemmte beide Arme in die Seite und hob seine Nase gewaltig hoch empor, und dann stellte sich die Frau vor ihn hin, sprach eifrig mit ihm, und je ärger sie mit den Händen gestikulirte, desto ruhiger und würdevoller sah er auf sie herab; dann erfolgte ein abermaliges ernstes Kopfnicken und sie zogen weiter.

Als sie so an die Barrière kamen, wo gestern Nacht der Herr Beil gestanden und wo jetzt die Wäscherinnen lachten und

plätscherten, versuchte es Herr Sträuber, einen großen Bogen zu machen, um nicht zu nah bei diesen Damen vorbei zu müssen. Die Bauersfrau achtete aber nicht darauf, da sie in diesem Augenblicke besonders lebhaft erzählte, sondern sie ging so hart an der Schranke vorbei, daß sie im Eifer ihres Vortrags zuweilen ihre Hand auf dieselbe legte und den darauf gefallenen Reifen herab wischte, daß er sprühend auf die Erde fiel.

„Bst! bst!" machte eines der Waschweiber, als die Beiden näher kamen, mit leiser Stimme zu den andern, „schaut euch den an, der da kommt, das ist ein Seelenverkäufer, ein Sclavenhändler."

„Ei der Tausend!" meinte eine Andere, die sehr stämmig aussah, „sollen wir ihn nicht ein wenig unter die schmutzige Wäsche tauchen und sauber waschen?"

„Das wäre vergebliche Mühe," entgegnete die Erste; „wenn man den hundert Jahre in den Kanal versenkte, so käm' er doch wieder schwarz wie eine Kohle an Leib und Seele heraus."

Die Bauersfrau, die diese Worte gehört, ging absichtlich langsam und zuckte verächtlich mit den Achseln. Ihr Begleiter dagegen machte einige lange Schritte, eilte ihr voraus, und als sie ihn in kurzer Zeit darauf wieder eingeholt, spuckte er ingrimmig aus und sagte: „Diese Bestien!"

„Es weiß aber auch der Teufel," meinte die Bauersfrau, „woher es kommt, daß Ihr in ein so schlechtes Renomée gerathen seid und daß Euch alle Welt kennt wie einen bunten Hund."

„Ich weiß es wohl," entgegnete er mit zorniger Stimme; „ich kann mich nun einmal mit dem Pack nicht gemein machen; es ist eine Leidenschaft von mir, auf mein Aeußeres was zu halten. Ginge ich in einer schmierigen Jacke einher wie die Anderen,

so wäre es freilich besser; aber dazu kann ich mich nun eben nicht entschließen."

„Ja, ja," erwiederte die Bauersfrau, indem sie ihn lächelnd von der Seite ansah, „Euer Aeußeres ist schon von dem unsrigen verschieden; aber ich möchte aus Eitelkeit nicht so frieren wie Ihr."

Herr Sträuber zuckte mit den Achseln, während er entgegnete: „das versteht Ihr nicht. Leider Gottes! kann ich wohl sagen, bin ich auf einer anderen Stufe geboren wie Ihr, und kann das nun einmal nicht verläugnen. Und dann glaubt mir auch, es ist für uns Alle besser, daß auch Jemand, wie ich bin, da ist, mit dem honnette Leute ein vertrauliches Wort sprechen können." — Bei diesen Worten strich er sanft seinen Hemdkragen, zupfte darauf an den Handschuhen und drückte den Hut etwas näher an's rechte Ohr, ehe er fortfuhr: „Deßhalb halte ich es auch für Pflicht, etwas auf meine Reputation zu sehen, und darum wäre besser, Frau Bilz, wenn wir uns hier, wo die Straßen anfangen, für kurze Zeit trennten; in einer kleinen halben Stunde komme ich zu Meister Schwemmer und da sehen wir uns wieder."

„Mir ist das auch schon recht," sprach die Frau lachend; „aber haltet Euch nicht zu lange bei Euren vornehmen Bekanntschaften auf und kommt pünktlich."

Herr Sträuber nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe, steckte die rechte Hand unter den zugeknöpften Frack und lenkte mit erhobenem Kopfe in eine der breiteren Straßen ein, die hier anfiengen; die Frau dagegen verlor sich in eine Seitengasse.

Er schritt mit ruhiger Behaglichkeit weiter, schaute rechts und links an die Häuser, blieb hier vor einem Laden stehen, betrachtete dort einen Augenblick die Leute, welche in's Kaffeehaus gingen oder heraus kamen, und gewann darauf immer wieder die Mitte der Straße, namentlich wo andere Gassen seinen Weg

kreuzten. Da blieb er auch wohl einen Augenblick stehen, sah sich forschend nach allen Seiten um und veränderte hierauf nicht selten seine Richtung.

So that er auch jetzt wieder und schoß mit großer Geschwindigkeit in eine Seitenstraße, wobei er den Blick nicht von einer Stelle auf dem Pflaster verwandte. Als er sie erreicht, schaute er um sich her, bückte sich und griff etwas vom Boden auf, das er hierauf lächelnd in seine Tasche steckte. Es war ein kleines Portemonnai, das Jemand da verloren haben mußte. Und so war es auch, denn kaum hatte Herr Sträuber einige Schritte weiter gethan, so stürzte aus einem Hause ein junges Mädchen heraus, die sich überall auf dem Boden umsah, und dann auch den im schwarzen Frack im Vorübergehen fragte, ob er nicht Etwas gefunden, worauf dieser begreiflicher Weise die Achseln zuckte und bedauernd verneinte.

„Das ist kein schlechter Anfang," sprach er zu sich selber, als er wieder in eine belebtere Straße eingebogen war, „und da uns der Zufall so günstig ist, so könnte auch am Ende mit leichter Handarbeit Etwas zu verdienen sein."

So denkend stellte sich Herr Sträuber wenige Augenblicke nachher vor einen großen Bilderladen, vor dem sich schon eine Menge Personen befanden, und schien sich angelegentlich die Kupferstiche und Lithographien zu betrachten, in Wahrheit aber erforschte er genau die Physiognomien seiner Nachbarschaft, und mochte endlich seinen Mann gefunden haben, denn er schob sich leise hinter einen jungen Herrn, der eine Dame am Arm hatte und eifrig bemüht war, derselben die Schönheit irgend eines großen Blattes zu erklären. Die Dame trug einen mit Pelz besetzten Sammetmantel und einen grauen Muff, aus welchem ein zierlich gesticktes Sacktuch hervor sah.

Herr Sträuber, der voll Enthusiasmus für eine büßende Magdalene zu sein schien, die sich in Kupferstich ebenfalls an dem Fenster befand, drängte sich, dabei sehr um Entschuldigung bittend, zwischen die junge Dame und einen dicken Herrn, der auf der anderen Seite stand, worauf denn auch geschah, was er sich gedacht: die Dame in ihrer Artigkeit, wahrscheinlich befürchtend, mit ihrem vorgehaltenen Muff zu viel Platz für sich wegzunehmen, zog die rechte Hand heraus und nahm ihn leicht in die linke, worauf sich Herr Sträuber augenblicklich tief herabbückte, um am Kupferstich der büßenden Magdalene den Namen des Künstlers, der das Blatt gestochen, lesen zu können, zu gleicher Zeit aber auch, um durch einen unbemerkbaren Ruck das reichgestickte Taschentuch an sich zu bringen, worauf er nichts Eiligeres zu thun hatte, als, sich zurückziehend, dem Gedränge zu entschlüpfen und mit möglichster Schnelligkeit in einen benachbarten Laden zu treten, wo er sich von dem gefundenen Gelde eine neue Cigarre kaufte.

Er zündete diese mit äußerster Langsamkeit an, dann fragte er nach dem Preise verschiedener Artikel, ließ sich auch einige Sorten feinen Tabak vorlegen, sprach über dieß und das mit dem einfältig aussehenden Ladendiener, und als er, fast eine Viertelstunde nachher, den Laden verließ und wieder auf die Straße trat, — er hatte natürlicher Weise vorher auf's Sorgfältigste nach dem Bilderladen hinüber gespäht, — fand er zu seinem größten Erstaunen, daß sich ein ganzes Paket Cigarren zufällig unter die Schöße seines Rocks verirrt hatte und nun freiwillig mitgegangen war. Er hielt aber die Sache für zu geringfügig, um deßhalb nochmals in den Laden zurückzukehren.

Hierauf verließ Herr Sträuber die Hauptstraßen und wandte sich den stilleren und entlegenern Stadtvierteln zu. Er

ſchritt gedankenvoll durch eine enge Gaſſe, die auf einen freien Platz mündete, wo ſich eine Kirche befand. Es war dieß ein altes Gebäude mit dicken Strebepfeilern, zwiſchen denen man kleine Kramladen eingebaut hatte. Die Kirche ſtieß mit dem Chor an ein altes Kloſter, das den Platz abſperrte, und in welchem ſich nur ein langer und finſterer Thorweg befand, der die einzige Verbindung zwiſchen hier und den hinten liegenden Straßen war. Dieſem Eingange ſchlenderte Herr Sträuber zu, mit außerordentlich langſamen Schritten, und zwar ſo langſam, daß er ein kleines Mädchen von acht bis zehn Jahren, welches mit einem Körbchen in der Hand vor ihm ging, nicht einmal überholte, doch blieb er dicht hinter ihr und betrat faſt zu gleicher Zeit mit der Kleinen das einſame halbdunkle Gewölbe. Dann blickte er ſcharf ausſpähend vorwärts und rückwärts, und als er kein menſchliches Weſen weder auf dem Platze noch in der anderen Straße gewahrte, hatte er mit einem Schritt das Mädchen erreicht, faßte ſie mit raſchem Griff feſt an ihrem Hals und ſagte: „Sobald du ſchreiſt, bring' ich dich um!“ — Das arme Geſchöpf war wie vom Schlage gerührt, und wenn ſich auch ihr Mund krampfhaft öffnete, ſo brachte ſie doch keinen Laut hervor, fieng aber an leiſe zu weinen, als er ſie nun bis in die Mitte des Thorwegs ſchleppte, ihr dort mit großer Geſchicklichkeit die kleinen goldenen Ohrringe entriß, und dann, ihr nochmals mit der Fauſt drohend, in raſchen Sprüngen entſchwand. Hinter dem Gewölbe bog er rechts in eine kleine Gaſſe, dann links in eine andere, und beeilte ſich ſoviel als möglich, in ein anderes Stadtviertel zu kommen, was ihm auch nach einer kleinen Viertelſtunde ungefährdet gelang.

Hier ging er langſamer, zog ruhig ſeinen Frack in die

Taille herab, der ihm bei dem raschen Laufe etwas in die Höhe gerutscht war, richtete auch seine Vatermörder auf und schob den Hut wieder auf die Mitte des Kopfes. Als dieß geschehen, betrachtete er die Straße, wo er sich befand, und schlug dann eine neue Richtung ein, die ihn bald in die Nähe des Fuchshaus brachte. Doch ging er hier vorüber, durchschritt noch einige kleine Gäßchen und kam so in die Nähe der alten Stadtmauer, wo die Häuser lichter wurden und hie und da kleine Gärten zwischen ihnen zerstreut lagen. Auf einen der letzteren schritt er zu; dieser war mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben und hatte ein kleines Thor, das nur angelehnt war. Er öffnete es, ging zwischen den kahlen Gartenbeeten einem kleinen und baufällig aussehenden Hause zu, welches eigentlich das Ansehen hatte, als sei es unbewohnt und werde nur von dem Gartenbesitzer als Scheune benutzt. Die Fundamente dieses Hauses mußten auf einer Seite gewichen sein, denn es stand vollständig schief und sah deßwegen sowie auch, weil sämmtliche Fensterladen verschlossen waren, recht trostlos aus. Wenn man es betrachtete, so drängte sich Einem unwillkührlich die Idee auf, es habe sich dort einmal ein Selbstmörder aufgeknüpft, und sei da lange, lange Jahre vergessen hängen geblieben.

Dieß Haus wurde in seinen unteren Theilen auch nur zum Aufbewahren von Stroh und alten Geräthschaften benützt, oben schien nur noch ein einziges Zimmer praktikabel zu sein, und das war die Wohnung unseres Bekannten, des Theaterschneider-Gehülfen Schellinger. Von der Treppe existirten nur noch einige halbmorsche Balken und Bretter, die in ihrer traurigen Gestalt nur sehr undeutlich anzeigten, wo es für einen Wagehals möglich sei, hinauf zu steigen.

Herr Sträuber öffnete dieses Haus, trat hinein und schloß

die Thüre wieder sorgfältig hinter sich zu, dann schritt er durch den öden Gang und zu einer hinteren Thüre wieder hinaus auf einen kleinen Hof, an dessen Ende sich ein anderes und besser erhaltenes Gebäude befand.

Augenscheinlich bildete das verlassene Haus vorn eine Art von Schutz und Schirm für das hintere, denn dieses, in einem Winkel der Stadtmauer gelegen, und vorne gedeckt, verbarg sich so vollkommen vor den Blicken aller Unberufenen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Hehlerei.

Nachdem Herr Sträuber durch den Hof geschritten war, klopfte er leise an die Thüre des anderen Hauses, diese wurde augenblicklich geöffnet und er trat in einen Gang und von da in ein Zimmer, in welchem eine sehr unangenehme warme Atmosphäre herrschte. Der Ofen schien übermäßig geheizt zu sein, und es roch hier nach kleinen Kindern, mit deren Reinlichkeit man es nicht gerade sehr genau zu nehmen pflegt.

Frau Bilz saß am Fenster, sie hatte ihren Kopf in die Hand gestützt und sprach mit einem Manne, der neben dem Ofen in einem alten ledernen schmutzigen Lehnsessel ruhte. Dieser Mann war nicht über vierzig Jahre, sah aber aus wie ein kranker Sechziger; er war angethan mit einem dunkeln Schlafrock von nicht mehr zu erkennender Farbe, und seine Füße, die in dicken Filzschuhen staken, lagen über einander auf einem kleinen Fußschemel; auf seinen Knien hatte er ein rothcarrirtes Schnupftuch ausgebreitet, mit dem er sich häufig die Nase putzte und das er oft vor

seinen Mund hielt, wenn er nämlich anfieng zu husten, was alle Augenblicke geschah. Es war ein schlimmer Husten, der ihn sehr zu plagen schien; er brachte ihn ganz außer Athem und röthete dann auf Secunden seine tief eingefallenen bleichen Wangen.

Auf diesen Mann ging Herr Sträuber zu, reichte ihm nachläßig seine Hand und begrüßte ihn, wobei er aber seinen Hut auf dem Kopfe behielt. Jener dagegen nickte ihm lächelnd zu und nahm dann eine Schnupftabaksdose, die neben ihm auf einem Tische stand, öffnete sie und bot dem eben Eingetretenen eine Prise. Herr Sträuber nahm einige Körner und that nur so, als schnupfe er, indem er seine Finger leicht hinauf an die Nase warf, in Wahrheit aber ließ er den Tabak auf den Boden fallen und schnüffelte dazu auf eine unangenehme Art.

„Aber es ist hier verdammt heiß," sagte er hierauf, während er sich auf einen Sitz am Fenster niederließ, seinen Hut abnahm und mit dem bewußten feinen Spitzentuch, das er aus der Brusttasche gezogen, seine Stirne abtrocknete.

Die Frau neben ihm sah diese Bewegung, und da sie wohl wissen mochte, welcher Art Taschentücher sich der Herr Sträuber gewöhnlich zu bedienen pflegte, so lächelte sie verschmitzt und streckte die Hand nach dem kostbaren Spitzengewebe aus, indem sie sagte: „Was soll der Lappen kosten?"

„Ich habe Euch den Lappen noch gar nicht angeboten," entgegnete der Andere, während er Miene machte, das Tuch wieder in seine Brusttasche zu stecken. „Ihr seid ein furchtbar rohes und habgieriges Weib, Frau Bilz; aber ich will Euch verzeihen, da Ihr nicht eine Spur von Bildung genossen habt, sonst müßte offenbar dieß zudringliche Fragen nach Sachen, die Euch durchaus nichts angehen, mit einem stolzen Stillschweigen beantwortet

werden. — Im Uebrigen kostet das Tuch zwei Gulden, nicht einen Kreuziger weniger."

„Zwei Gulden!" lachte die Frau mit geringschätender Miene, erfaßte aber eifrig einen Zipfel des fraglichen Gegenstandes, um ihn näher zu betrachten.

„Halt da!" sprach Herr Sträuber mit großer Gelassenheit, „zwei Gulden und dann das Tuch."

„Aber ich darf es doch vorher ansehen?"

„Nicht die Idee einer Tertie vorher; das Tuch hat zehnmal so viel wirklichen Werth. — Dann kommt es auch," setzte er seufzend hinzu, „von einer schönen Herzogin, die —"

Der Mann am Ofen wollte laut hinaus lachen, brachte es aber nur zu einem gräßlichen Hustenanfall.

Worauf sich der Andere geringschätend nach ihm umwandte und verächtlich die Achseln zuckte.

„Nun, ich will Euch was sagen," meinte Frau Bilz, „für das Tuch gebe ich Euch einen Gulden, und lege noch dreißig Kreuzer darauf für das Andenken an die schöne Herzogin. — Hier ist klingendes Geld, nehmt es, denn ich weiß, daß Ihr sehr auf dem Trockenen seid."

„Da irrt Ihr Euch," entgegnete gelassen Herr Sträuber, und zog das gefundene Portemonnai heraus. „Seht her, wie ich bei Kasse bin, — das Honorar eines Clienten, für den ich einen schwierigen Proceß gewonnen; es handelte sich dabei um nichts Geringeres, als die ersten Advocaten des Gerichtshofs total hinter das Licht zu führen. — Ich that es."

„O weh! er hat Geld," rief die Frau; „da kostet mich das lumpige Tuch zwei Gulden."

„Und vierundzwanzig Kreuzer," sagte gravitätisch Herr Sträuber; „sein Werth steigt mit jedem Zaudern."

„Nun denn, in's Teufels Namen gebt her!“ versetzte ärgerlich das Weib, warf einen Fünffrankenthaler auf den Tisch und zog dann das Tuch hastig an sich. — „Das sind vier Kreuzer weniger, das hält uns an einander.“

Bei diesen Worten breitete sie das Tuch gegen das Licht aus, und als sie sah, daß es vollkommen unversehrt war, steckte sie es schmunzelnd ein.

„Braucht Ihr auch Ohrringe?“ fragte Herr Sträuber nach einer kleinen Pause, während welcher er aus seiner Cigarre mächtige Züge gethan. — „Fast neue goldene Ohrringe.“

„Auch von einer Herzogin?“

„Nein, Herzoginnen tragen nur Brillanten. — Doch wie solltet Ihr das wissen? — Diese Ohrringe ließ ich für ein Pathchen von mir machen, sie waren aber etwas zu groß ausgefallen, und nun will der Spitzbub von Juwelier sie nur für den Goldwerth zurück nehmen. — Da sind sie.“

„Ei!“ rief der Mann am Ofen, „Goldsachen! — Das ist mein Geschäft; laßt die Finger davon, Frau Bilz, und begnügt Euch mit Euren Lumpen. — Gebt mir die Ohrringe einmal her.“

„Hier sind sie,“ sagte die Frau; worauf sie dem Meister Schwemmer die Ringe gab. — „Aber Euer Pathchen,“ wandte sie sich hierauf an Herrn Sträuber, „muß ein recht ungewaschenes Ding sein: von einmaligem Anprobiren sind die Ohrringe schon ganz angelaufen! — Da ist auch ein Blutflecken.“

„Laßt mich aus mit Euren Dummheiten!“ schnauzte sie Herr Sträuber an. — „Blut, Blut! Mit Eurem miserablen Gewäsch! Ihr wißt wohl, daß ich das nicht leiden kann.“

„Richtig,“ sprach der Mann am Ofen, „er kann das nicht leiden, kann's auch weder sehen noch riechen, das hat er bei vielen Veranlassungen bewiesen. — Nun, Ihr braucht Euch nicht

zu ärgern, es iſt einmal Eure Art ſo, Ihr habt Sympathien für ſchöne Herzoginnen, aber nicht für das Dreinſchlagen."

Meiſter Schwemmer huſtete hierauf gewaltig, dann erhob er ſeinen Knotenſtock und klopfte damit auf ein Blech hinter dem Ofen, worauf eine Weiberſtimme aus dem Nebenzimmer ſogleich fragte: „Was gibt's denn?"

„Bring' mir den Probirſtein und die Goldwage."

Bei dem Schlag auf das Blech war der Herr Sträuber erſchrocken zuſammen gefahren. Wahrſcheinlich hatte das Geſpräch von Blut ſeine Nerven irritirt, denn er warf haſtig ſeinen Kopf herum und murmelte alsdann etwas von rohem Volk, von Mangel an Erziehung und Bildung und vom Unglück eines honetten Menſchen, der durch Ungunſt der Verhältniſſe gezwungen ſei, unter ſolcher Canaille zu leben.

„Das Gold iſt gut," ſagte Meiſter Schwemmer, „ſechszehnkarätig; ich zahle Euch dafür einen Gulden und dreißig Kreuzer; und wahrhaftig nur ſo viel, weil der Blutflecken daran iſt; ſeit ich meinen Bluthuſten habe, macht es mir doppeltes Vergnügen, dergleichen auch von anderen zu ſehen. — Wollt Ihr einen Gulden und dreißig Kreuzer?"

„Meinetwegen! meinetwegen!" verſetzte haſtig Herr Sträuber, „obgleich ich den bitterſten Schaden daran habe, denn mich koſten ſie ſechs Gulden."

Beide Theile ſchienen indeſſen mit dem gemachten Handel wohl zufrieden zu ſein. Herr Sträuber ſtrich ſein Geld ein und Meiſter Schwemmer polirte mit dem rothcarrirten Taſchentuch eifrigſt an den Ohrringen, bis ſie wieder in hellem Glanze ſtrahlten.

Es trat hier eine Pauſe ein, nur zuweilen unterbrochen von einem leiſen Huſten des Mannes am Ofen, oder von einem

Geklapper im Nebenzimmer, wo das Weib, welches vorhin die Goldwage gebracht, mit allerlei Kesseln und Eisenwaaren herumhanthierte; dazwischen hindurch vernahm man zuweilen, aber aus weiterer Entfernung, das halbunterdrückte Geschrei von kleinen Kindern, bald ein lautes Aufkreischen, bald leises Wimmern derselben.

„Ich bin auf neun Uhr herbestellt," sagte endlich Herr Sträuber; „jetzt ist es wenigstens halb Zehn. Was soll ich eigentlich und warum muß ich unnütz warten? Ihr wißt, daß meine Zeit kostbar ist."

„Wir wissen das," entgegnete ruhig Meister Schwemmer, „und da Ihr nichts umsonst thut, so braucht Ihr auch nicht aufzubegehren."

„Aber was soll ich denn?"

„Der Mathias wird gleich herkommen; es ist wieder ein artiger Transport bei einander, und den soll er in den nächsten Tagen fortführen. Ihr wißt, daß wir immer was Schriftliches mit einander machen, und da wir Eure geübte Feder kennen, so sollt Ihr das Nöthige aufsetzen und nebenbei wieder einige Briefe schreiben über die Gesundheit und das Wohlergehen der Kostkinder."

„Das Erstere meinetwegen," versetzte finster Herr Sträuber, „aber die Briefe zu schreiben ist mir unangenehm; ich lüge nicht gern. — Auch muß ich sagen, daß ich mit jedem Anderen gerner zu thun habe als mit dem Mathias; wir passen nicht zu einander."

„Das ist wahr," lachte Frau Bilz, „Ihr lebt immer wie Hunde und Katzen mit einander."

„Sagen wir lieber, wie Katze und Maus," meinte Meister Schwemmer hustend, „denn wenn Ihr den Mathias erblickt, so seht Ihr Euch gleich nach einem Schlupfwinkel um."

Herr Sträuber wollte etwas Heftiges erwiedern, doch hielt er sich im nächsten Augenblick die Ohren zu, zuckte zusammen und verzog das Gesicht auf eine höchst unangenehme Art. Seine zarten Nerven waren durch das erneuerte Kindergeschrei unangenehm berührt worden, das sich jetzt in den verschiedensten Tönen und wahrhaft ohrenzerreißend vernehmen ließ.

Meister Schwemmer klopfte wieder auf das Blech und rief hinüber: „Was ist denn das heute Morgen für ein niederträchtiges Geheul? Schaff' doch in's Teufels Namen einmal Ruhe! — Wo ist denn die Catharine, das schlampige Weibsbild?"

„Ich habe sie ausgeschickt," entgegnete die Stimme im Nebenzimmer. „Kann ich doch den Bestien da draußen nicht beständig eine eigene Magd hinstellen; ich möchte wissen, wo das herein kommen sollte!"

„Geh' Sie einen Augenblick hinaus, Frau Bilz," sagte Meister Schwemmer, „bring' Sie die Rangen zur Ruhe."

Die Frau am Fenster erhob sich und trat in das Nebenzimmer, wo sich Madame Schwemmer befand, ein altes, schmutzig aussehendes Weib; sie hatte einen abgeschossenen Rock an, eine gelb gewordene Schlafjacke, ihre bloßen Füße staken in niedergetretenen Schuhen, und auf dem Kopfe hatte sie eine alte Haube, unter der nach allen Richtungen das graue, zerzauste Haar hervorstand. Das Gesicht der Dame paßte vollkommen zur ganzen Erscheinung, das einzige Lebhafte in demselben waren ihre unheimlich glänzenden Augen, die aber in einigem Rapport zu der stark gerötheten Nase zu stehen schienen, — einer Röthe, die erklärbar war, wenn man die Schnapsflasche betrachtete, die vor der Frau stand, und wenn man die Düfte roch, die ihrem Munde entströmten, wenn sie sprach.

Madame Schwemmer ſtand in dieſem Augenblicke vor einer Fallthüre, die ſich im Boden befand und die in irgend einen Keller oder ſonſtiges Gelaß führte, und war beſchäftigt, dort hinunter allerlei alte Geräthſchaften, namentlich Eiſen- und Kupferwaaren, zu werfen.

„Geh' Sie einen Augenblick in den Stall!“ rief ſie der eintretenden Frau Bilz entgegen, „nehm' Sie aber die Peitſche mit, dort hängt ſie am Nagel; hau ſie drunter wie unter altes Eiſen, da verdient Jedes ſeine Schläge; — kann das Volk nicht einmal eine halbe Stunde allein und ruhig ſein!“

„Aber die kleinſten Kinder ſchreien auch,“ entgegnete die Frau, „und da hilft das Prügeln nicht viel.“

„So ſchaut einmal dort auf dem Heerde nach, da muß die Catharine ihren Mohnblumenthee ſtehen haben. Gießt ihnen davon etwas in's Maul, damit ſie wieder einduſeln.“

„Aber wenn ſie heute Morgen ſchon bekommen haben, ſo könnte es ihnen doch zu viel werden.“

„Ach! denen wird's nicht zu viel,“ entgegnete Madame Schwemmer; „ich ſage Euch, Frau, je weniger man ſich aus dem Zeug macht, und je ſchlechter man es behandelt, um ſo beſſer gedeiht's. Nehmt nur die Peitſche und den Thee.“

„Na, was das Gedeihen anbelangt, da wollen wir lieber ſtillſchweigen.“

„Gedeihen?“ erwiederte Madame Schwemmer verwundert. „Allerdings gedeihts, das heißt, wie es für uns gedeihen muß, ſo langſam in den Himmel hinein. Man wird die Geſchöpfe doch nicht aufziehen ſollen bis ſie groß ſind? Da käme man weit mit ſeinem Geſchäft; da muß eins dem andern Platz machen, das gibt neues Eintrittsgeld; und an den Begräbnißkoſten iſt auch was zu verdienen.“

Frau Bilz ging achſelzuckend nach der Thüre, drehte ſich aber unter derſelben herum und ſagte: „Und das Eine iſt auch drüben? — Das, was ich vor acht Tagen hergeliefert?“

„Allerdings,“ verſetzte Madame Schwemmer, indem ſie ihre Schnapsflaſche haſtig verbarg, die ſie an den Mund führen wollte, ſobald ihr Jene den Rücken gewendet. — „Das iſt zäh wie Eiſen, ſieht auch nicht viel ſchlechter aus wie damals, als Ihr es hergebracht; Ihr hattet es offenbar zu gut gehalten. Ich weiß wohl, Ihr könnt nicht anders, deßhalb taugt Ihr auch zu dem Geſchäft gar nicht.“

„Ich habe es auch gänzlich aufgegeben,“ ſagte Frau Bilz mit einem ſeltſamen Blick. Und damit ging ſie zur Thüre hinaus, in der einen Hand die Peitſche, in der andern den gewiſſen Thee, der auf arme kleine Kinder betäubend wirkt und mit welchem gewiſſenloſe Wärterinnen dieſelben in einen unruhigen und nervenzerſtörenden Schlaf verſenken.

Die Frau ging durch den halbdunkeln Gang, wobei ſie die Hausthüre in ihrem Rücken ließ und am Ende deſſelben rechts an eine Thüre kam, an der von außen ein großer Riegel vorgeſchoben war.

Dieß war der Stall, wie ſich Madame Schwemmer ausdrückte. Und gewiß, er verdiente dieſe Benennung.

Es war ein viereckiges, ziemlich niederes Gemach mit einſt weiß geweſenen Kalkwänden, die aber nach und nach von all' dem Duft, der hier herrſchte, eine gelblich graue Farbe angenommen hatte. Da nur ein einziges Fenſter in dieſem Zimmer war, deſſen wenige Scheiben noch obendrein trüb angelaufen, hie und da in gelbem und grünem Schimmer ſpielten, ſo war das Gemach verhältnißmäßig ziemlich dunkel, aber hell genug, um all' das Elend überſehen zu können, was ſich hier dem Blicke darbot.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Eine Kleinkinderbewahranstalt.

In diesem Zimmer waren sechs Kinder, von denen drei kleine im Alter von nahe an einem Jahr auf elenden, zerrissenen und durchfeuchteten Strohsäckchen lagen, die sich im Hintergrunde auf einem Schragen befanden. Eine einzige geflickte Decke war über alle drei ausgebreitet und zu beiden Seiten mit Bindfaden fest gebunden, was verhindern sollte, daß die Kinder, die sehr, sehr oft allein waren, ihre Bedeckung nicht von sich strampelten. Das war ihnen denn auf diese Art allerdings unmöglich, dafür aber hatten sie sich, vielleicht von Schmerzen geplagt und ohne Hülfe allein gelassen, nach allen Richtungen herum geworfen, und so war es denn gekommen, daß sie auf beiden Seiten so weit herunter gerutscht waren, daß ihre nackten, entsetzlich mageren Füße und Beine über den Strohsack herab hiengen und der Kopf unter der Decke stack, wodurch die armen Geschöpfe Gefahr liefen, erstickt zu werden.

Das mittlere dieser unglücklichen Kinder lag aber um so

ruhiger, und zwar ſo regungs- und bewegungslos, daß die eingetretene Frau, nachdem ſie die beiden anderen etwas zurecht gelegt, ſich eifrig um dieſes beſchäftigte. Es durchzuckte ſie ſeltſam, als ſie ihre Hand auf die Stirne des Kindes legte, und darauf unter das zerriſſene Hemdchen fuhr, um nach dem Herzſchlag zu forſchen. Die Stirne war feucht und kalt, und das Herz ſchlug wohl noch, aber oftmals machte es lange Pauſen, und dann öffnete das Kind die bläulichen Lippen und zog gurgelnd eine Idee von Athem in die kleine Bruſt.

„Da iſt nichts mehr zu machen,“ ſprach die Frau zu ſich ſelbſt, indem ſie die Hände über einander ſchlug und das arme Weſen einige Secunden lang betrachtete. „Du haſt nächſtens ausgelitten.“

Bei ihrem Eintritte in das Zimmer hörte das Geſchrei der drei größeren Kinder plötzlich auf. — Es waren dieß zwei Buben und ein Mädchen. Der älteſte der Buben, vielleicht ſechs Jahre alt, hatte im Verein mit dem anderen, der fünf zählen mochte, den vergeblichen Verſuch gemacht, die beiden Kinder auf den Seiten aus ihrer erſtickenden Lage zu befreien, und da dieß nicht gelungen war, hatten ſie beide ein großes Geſchrei erhoben.

Das Mädchen war vielleicht etwas über zwei Jahre alt und gekleidet in ein blaues, verſchoſſenes und zerriſſenes Wollenkleidchen; es ſaß neben der Thüre am Boden, hatte den Kopf auf die faſt unkenntlichen Ueberbleibſel eines hölzernen Pferdes gelegt, deſſen Hals es mit ſeinen Aermchen umklammerte. Es zitterte, wahrſcheinlich zugleich vor Angſt und Kälte, und duckte ſich tief herab, als es die Frau mit der Peitſche herein treten ſah. Im nächſten Augenblicke aber mußte das Kind wohl bemerkt haben, daß es nicht das rothe Geſicht der Madame Schwemmer war, welches ſie anblickte, ſondern ein ihr bekanntes, ja befreundetes.

Es erkannte wohl die Frau Bilz, welche es bisher gepflegt, ehe es in diesen schrecklichen Aufenthaltsort gekommen, und nun zuckte in seinen matten Augen ein seltsamer Blitz empor; vielleicht war es die Erinnerung an bessere Tage, vielleicht war es die Hoffnung, es werde wieder von hier fort genommen werden, — genug, das Kind hob seinen Kopf empor, öffnete die Augen so weit als möglich und fieng dann an bitterlich zu weinen.

„Ja, ja, ich bin es," sprach Frau Bilz, deren Herz eine augenblickliche Rührung durchzuckte, indem sie sich zu dem Kinde niederbeugte. „Sei ruhig, ich bin's ja, es soll dir auch nichts zu Leide geschehen."

„Aber du hast doch die Peitsche mitgebracht," sagte der ältere Knabe, während er sich trotzig vor die Frau hinstellte und sie keck ansah.

„Vielleicht für dich," entgegnete diese, „denn du bist wohl nicht anders zu zwingen."

„Hier nicht," versetzte trotzig das Kind. „Früher that ich Alles, was man von mir haben wollte."

„Aber du siehst, wie es dir alsdann geht," fuhr Frau Bilz fort; „sie haben dir zur Strafe deine guten Kleider genommen, und jetzt mußt du in den Lumpen da einher gehen."

„Das ist wahr," entgegnete der Knabe, indem eine augenblickliche Bewegung seine Züge überflog, „meine Kleider haben sie mir gestohlen, geschlagen werde ich ebenfalls, auch friert's mich und ich habe Hunger; aber das wird Alles noch einmal aufhören, wenn ich groß bin, und dann wartet nur!"

„Und was geschieht dann!" fragte die Frau und erhob ein klein wenig ihre Peitsche, aber nur zum Drohen, nicht zum Schlagen.

„Was dann geschieht? — Das will ich dir sagen: dann

gehe ich hinaus auf die Straße und ſuche meinen Vater, und dann wehe euch Allen!“

„Ja, das würde ich auch thun,“ entgegnete die Frau achſelzuckend; „aber bis die Zeit kommt, rathe ich dir, dich ruhig zu verhalten, ſonſt wirſt du noch viel mehr Schläge kriegen.“

„Dann wehre ich mich,“ ſagte trotzig der Knabe.

„Und womit?“

„Ich beiße,“ erwiederte er. Und damit öffnete er den Mund und zeigte ſeine kleinen weißen Zähne, die vor Zorn zuſammen klapperten.

Der andere Knabe hatte ſich ſcheu in eine Ecke gedrückt. Es war das eine wahre Jammergeſtalt mit dem Ausſehen eines alten Zwerges. Spärliches Haar bedeckte ſeinen ſpitzen Schädel, ſeine Augen waren tief eingeſunken, und die Unterlippe ſeines großen Mundes hing ſchlaff herab. Er blickte ängſtlich auf die Peitſche und kroch, ohne ein Auge davon abzuwenden, langſam rückwärts, bis er unter dem Schragen verſchwand, auf dem die kleinen Strohſäcke lagen.

Frau Bilz hatte ſich zu dem Mädchen niedergekauert und zuerſt das Kleidchen betrachtet, das noch vor kurzer Zeit gut und friſch geweſen war, dann hatte ſie kopfſchüttelnd weiter unterſucht, ſeine Haare, ſein Hälschen, in dem ſich tiefe rothe und wunde Streifen zeigten, und dann ſeine Füße, die aufgeſchwollen zu ſein ſchienen.

„Zieht man dich Abends nicht aus?“ fragte ſie zögernd nach einer Pauſe.

Das Kind blickte ſie überraſcht an und ſchien ihre Frage nicht zu verſtehen.

„Mich hat man nur ein einziges Mal ausgezogen,“ ſagte der Bube, indem er näher trat und die Hände und Arme heftig

über einander ſchlug, um ſich zu erwärmen, „nur ein einziges Mal, als man meine Kleider geſtohlen. Die aber haben ſie noch gar nicht ausgezogen; ich habe wohl verſucht, ihr die Stiefel aufzuſchnüren, aber es ging nicht, die Knoten an den Riemen ſind mir zu feſt. Die Frau da drinnen mit der rothen Naſe hat's auch einmal probirt, aber ſie ließ es ebenfalls bleiben, denn ſie ſagte: es iſt nicht der Mühe werth, man bekommt doch nichts für das ſchlechte Schuhwerk."

„Das hätte ich geſagt, du Galgenſtrick?" rief in dieſem Augenblick Madame Schwemmer, die leiſe eingetreten war. Darauf ſtemmte ſie ihre Arme in die Seiten und fuhr fort, indem ſie ſich an Frau Bilz wandte: „Habt Ihr je ein ſo böſes kleines Thier geſehen? Ein völlig wildes Thier, — er beißt."

„Ja, er beißt," entgegnete der Knabe, „aber nur Euch."

„Wart, ich will dir's vertreiben!" ſchrie das halb betrunkene Weib und ergriff die Peitſche, welche Frau Bilz neben ſich gelegt hatte. Doch faßte ſie unglücklicher Weiſe den Riemen ſtatt des Griffs, und da ſie nun in blinder Wuth auf das Kind losſchlug, ſo traf ſie es mit dem erſten Streiche ſo heftig auf den Kopf, daß ihm das Blut augenblicklich über eine Seite des Geſichts herab lief.

Der Knabe ſtand einige Secunden wie angedonnert, vielleicht auch von dem Hiebe etwas betäubt, dann aber zuckte er auf einmal zuſammen, ſprang in die Höhe und ſchoß wie eine wilde Katze auf das Weib los, deren Hand er ſo plötzlich ergriff, feſthielt und ſo ſtark hinein biß, daß ſogleich das Blut heftig darnach floß.

Jetzt erhob Madame Schwemmer ein mörderiſches Geſchrei, und tobte in ihrer Wuth um ſo ärger, als ſie ſich mit Hülfe der Frau Bilz vergeblich bemühte, den wüthenden Knaben von ſich

abzuſchütteln. Dieſer ließ ihren Arm nicht los, ſondern er hatte ſich mit ſeinen Fingern und Nägeln feſt daran geklammert und blickte immerfort die Zähne, während er mit dem Kopfe bald hierhin bald dorthin fuhr. Dabei flammten ſeine Augen, ſein Mund ſchäumte, und es war zu gleicher Zeit ſchrecklich anzuſehen, wie das Blut aus ſeiner Kopfwunde langſam über ſein zerriſſenes graues Wamms herab rieſelte.

Auf das Zettergeſchrei der Weiber ließen ſich bald im Ganze, der zu der vorderen Stube führte, ſchwere Tritte vernehmen, die eilig näher kamen, und im nächſten Augenblicke trat ein großer breitſchulteriger Mann unter die Thüre, der kaum geſehen, um was es ſich handelte, als er mit einem lauten: Hollah Burſche! was gibt's denn da? den Knaben am Nacken faßte und in die Höhe hob.

Dieſer, die mächtige Fauſt fühlend, ließ augenblicklich ſeine Hände los und ſchaute ſcheu auf die Seite, um ſeinen Angreifer zu erkennen.

„Nun," fuhr dieſer fort, „was iſt denn hier wieder für eine Teufelswirthſchaft? — Zwei erwachſene Weibsbilder, und können nicht einmal mit einem einzigen Knaben fertig werden! — Ah! der Kopf des Buben da ſieht gut zugerichtet aus. — Was hat's wieder gegeben? — He Herr!" Damit wandte er ſich an Madame Schwemmer, nachdem er vorher den Knaben ruhig auf den Boden niedergeſetzt.

„Was wird's gegeben haben!" entgegnete die Hauswirthin und hielt ihre verwundete Hand empor. „Das Thier da hat mich gebiſſen."

„Nachdem Ihr ihn vorher ſo über den Kopf gehauen?" ſagte der Mann, indem er die Arme über einander ſchlug und das Weib mit einem finſteren Blick feſt anſah. „Ihr bringt's

doch noch ſo weit, daß es wahr wird, was die Leute von dieſem verfluchten Hauſe ſagen: es ſei dieß eine Mördergrube. — Pfui Teufel!“ fuhr er mit leiſer Stimme fort, während er dicht an ſie hintrat, „Ihr miſerables, betrunkenes Weibsbild!“

Die Finger der Madame Schwemmer krallten ſich vor Wuth zuſammen, und ſie zuckte mit der Hand, als wollte ſie dem Mann in das Geſicht fahren.

Doch hob dieſer verächtlich die Achſeln und ſprach nach einer Pauſe: „Nun möchte ich aber doch wiſſen, was es denn eigentlich wieder gegeben hat. — Sprecht Ihr, Frau Bilz.“

„Na, was wird's gegeben haben!“ verſetzte dieſe in einiger Verlegenheit, „der Bube ſagte allerlei garſtige Dinge über die Frau.“

„Und was haſt du geſagt, Bube? — Ich rathe dir, ſprich die Wahrheit.“

„Das thu' ich immer,“ erwiederte trotzig der Knabe. „Und auch vorhin habe ich es gethan, als ich erzählte, man habe mir meine Kleider geſtohlen und man würde dem kleinen Mädchen da am Boden auch ſeine Schuhe genommen haben, wenn es der Mühe werth geweſen wäre. Und das hat das Weib mit der rothen Naſe ſelbſt geſagt.“

Madame Schwemmer wollte bei dieſer ungebührlichen Schilderung ihrer Perſon abermals mit der Peitſche auf das Kind losfahren.

Doch ſtreckte der Mann ſeinen Arm dazwiſchen und ſprach: „Seid jetzt ruhig.“ Worauf er ſich wieder an den Knaben wandte: „Das ſind häßliche Reden, wenn du dergleichen ausſagſt, ſo wird man dich prügeln, bis du kein Glied mehr rühren kannſt.“

„Und wenn man mich ſo arg ſchlägt, werde ich abermals beißen," entgegnete der Knabe.

„Mich auch?" fragte der Mann, indem er einen Schritt näher auf ihn zutrat.

„Euch nicht, aber das Weib, denn das Weib mit der rothen Naſe ſchlägt auch auf uns los, wenn wir Alle nichts gethan haben, und nicht blos auf mich, ſondern auch auf die andern Kindern, die nie ein Wort ſprechen. — Seht mich nur ſo an und hebt Eure Peitſche, es iſt doch wahr und ich ſag' es auch. — Wenn ſie herein kommt und hat eine rothe Naſe, ſo ſchlägt ſie gleich auf uns los, und wenn wir ganz ruhig in einer Ecke bei einander ſitzen und ganz ſtille ſind. — Wir dürfen nicht ſagen, daß wir Hunger haben, und auch nicht, daß uns friert."

„Ja, ich glaub's," murmelte der Mann zwiſchen den Zähnen.

„Und dann," fuhr der Knabe fort, indem ſich ſeine kleinen Finger vor Wuth öffneten und ſchloſſen, und ſeine Stimme wie vor dem Ausbruch eines heftigen Weinens zitterte, „was habe ich gethan, daß man mich hier einſperrt? Habe ich nicht in der Schule gelernt wie die anderen Kinder auch, und bin ich unartiger geweſen wie dieſe? — Nein! nein! nein! Der Lehrer hat mich belobt und hat geſagt, ich ſei fleißig und könne meine Sache mit am Beſten machen. — Nun bin ich ſchon vier Wochen hier eingeſperrt, habe keinen von meinen Kameraden geſehen und kein Leſebuch, keine Rechentafel und nichts. — Aber ich weiß ſchon, was ich hier ſoll: ſie will mich todt machen, wie — wie —"

„Wie was?" ſchrie Madame Schwemmer, welche einen neuen vergeblichen Verſuch machte, auf den Knaben loszuſtürzen. „Wie was? du Thier!"

„Ja, todt machen will man mich," ſagte der Knabe ermuthig-

ter, denn er ſah, daß ihn der Mann ſchützte. „Todt machen will man mich, wie dort das kleine Kind.“

Das Weib warf einen ſchrecklichen Blick um ſich, und Frau Bilz ſchlug die Augen zu Boden.

„Wie — was?“ fragte der Mann im höchſten Erſtaunen, indem er ſich dem Holzſchragen näherte, wo allerdings das Kind in der Mitte in den letzten Zügen zu liegen ſchien. — „Das ſieht jammervoll aus,“ ſagte er zu Frau Bilz, die ihm gefolgt war. — „Teufel auch! Ihr hättet doch wohl ein beſſeres Gelaß finden können als dieß Loch hier, es iſt ja nicht einmal ein Ofen da. — Und dann der Geruch! Ich bin doch mein Lebtag ſchon in viel Spelunken geweſen, aber ſo was habe ich doch noch nicht erlebt. — Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht! Erfährt er von der Geſchichte einmal ein Wort, ſo iſt es um Euch geſchehen, darauf könnt Ihr Gift nehmen. — Hier muß freilich Alles zu Grunde gehen; und dazu Euer elendes Eſſen und Trinken, da braucht kein Menſch nachzuhelfen und den armen Würmern ſonſt etwas thun.“

„Aber ſie thut's doch,“ flüſterte der Knabe dem Manne zu, als er ſah, daß ihn Madame Schwemmer nicht beachtete, ſondern das verſcheidende Kind anblickte. „Geſtern, wie es fortfuhr zu ſchreien und nicht ſtille ſein wollte, hat ſie es mit der Peitſche in die Seite geſtoßen.“

„Bſt!“ machte ebenſo leiſe der Mann, indem er mit der Hand herum fuhr und dem Knaben den Mund zuhielt. ——— „Dort iſt nichts mehr zu helfen,“ ſagte er achſelzuckend mit lauter Stimme. „Aber laßt jetzt das Schlagen ſein und gebt wenigſtens für heute Ruhe.“

Er wandte ſich nach der Thüre, um fortzugehen.

„Und ich muß hier bleiben?“ rief der Knabe mit einem

herzzerreißenden Tone der Verzweiflung; „ich werde wieder eingeſchloſſen und ſoll nicht wieder nach Haus dürfen zu der alten Frau Fiſcher, die ich ſo lieb gehabt?“

„Wir wollen ſehen, was ſich machen läßt,“ entgegnete der Mann. „Heute kann ich nichts für dich thun, aber ſei ruhig und verſtändig, ſo will ich an dich denken, das verſpreche ich dir.“ — Damit winkte er der Frau Schwemmer, ihm zu folgen, und verließ das Gemach.

Draußen auf dem Gange blieb er ſtehen und ſprach zur Hauswirthin, die gefolgt war: „Ich will Euch nur ſagen, daß ich öfters hier Inſpection halten werde; das iſt ja eine wahre Schande, wie Ihr Eure Sachen betreibt. Habt Ihr denn keine Furcht, daß Euch einmal der leibhaftige Teufel holt? — Weib! Weib! ſo was iſt mir noch nie vorgekommen. Nehmt Euch in Acht! — Und jetzt laßt die Bilz da bei dem Kinde und ſorgt ihr Beide für den armen Wurm, was zu ſorgen iſt; nehmt Euch aber in Acht, daß ich von dem Zimmer kein lautes Wort mehr vernehme, keinen Schrei oder dergleichen. Glaubt mir, ich habe feine Ohren und will ſie offen halten.“

Damit ging er in die vordere Stube.

Das Weib blickte ihm einen Moment mit unſicherem Blicke nach, dann ſchwankte ſie zurück in den Stall und ſagte dort zu der Frau Bilz, die ſich über das Kind niedergebeugt hatte: „Ihr ſolltet eine Stunde da bleiben und nach ihm ſehen. Wenn Ihr was braucht, ſo könnt Ihr's meinetwegen haben. Aber macht mir keine unnöthigen Koſten, da iſt doch nichts mehr zu helfen, das müßt ihr ſelbſt einſehen.“

Mit dieſen Worten verließ ſie das Zimmer wieder und taumelte in ihre Küche.

Die Frau Bilz, die zurück blieb, ſchüttelte den Kopf und

ſagte ſtill für ſich, indem ſie das Kind betrachtete: „Nein, nein, da iſt mit allen Schätzen der Welt nicht mehr zu helfen.“ Doch ſah ſie umher, und als ſie am Ende des Schragens ein altes wollenes Tuch erblickte, nahm ſie es auf, faltete es zuſammen und ſchob es dem Kinde unter das Köpfchen, das noch einmal ſeine Augen aufſchlug und die Frau mit einem ſeltſamen Blicke anſtarrte. Das kleine Kind hatte ſchöne blaue Augen, und als es ſo in die Höhe ſah, waren ſie von einem eigenthümlichen Ausdrucke beſeelt: es war das letzte Aufflackern der Lebensgeiſter, welche noch einmal in den bis jetzt ſo matten Blicken glänzten und unendlich viel ſagen zu wollen ſchienen. Es war wie eine ſchmerzliche Anklage über ſein elendes, armes Leben, oder auch wie ein Dank für die Hülfe, welche ihm die Frau in dieſem letzten Augenblicke geleiſtet. — Das dachte dieſe ſich auch, als ſie es betrachtete und dieſen erſterbenden Blick bemerkte. Er drang in ihr Herz und preßte es krampfhaft zuſammen. Sie ſeufzte tief und ſchmerzlich auf, als nun das Kind zum letzten Male den Athem von ſich blies und darauf die Augen gläſern wurden und ausſahen, als habe die Hand des Todes plötzlich einen weißen Staub darauf geſtreut; da beugte ſie ſich tief herab auf die kalte Stirne, und nachdem ſie lange ſo gelegen, glaubte ſie, es erwärme ſich wieder. Aber es waren nur ihre eigenen heißen Thränen, die über die kalten Wangen und blauen Lippen der kleinen Geſtorbenen herab rannen. — — — — — — — — — — — —

Sie kannte dieſes Kind wohl, aber bis zu dem jetzigen Moment war ihr das kleine Geſchöpf gänzlich bedeutungslos geweſen, wie ſo viele dieſer armen Kinder, die ſchon durch ihre Hände gegangen waren. Nun aber trat vor ihr inneres Auge der Anfang und das Ende dieſes kleinen armſeligen Lebens. Und der Contraſt deſſelben war fürchterlich. — — — — Ja, ſie hatte

dieſes Kind gekannt, ſie hatte es geſehen, hatte es in ihren Armen gewiegt, nachdem es erſt wenige Tage alt war. — Es war das eine eigenthümliche Geſchichte, die, obgleich ſie nicht neu iſt, doch Jedem, der ſie hört, das Herz erbeben macht, — namentlich Anfang und Ende. Die Mutter dieſes Kinds war ein reizendes, friſches, blühendes Mädchen, die Tochter bemittelter Eltern, der Vater war ein reicher und vornehmer junger Mann. Beide ſahen ſich zufällig, er zeichnete ſie aus, er ritt auf prächtigen Pferden bei ihrem Fenſter vorbei, und ſie, ohne auf die Ermahnung ihrer Eltern zu hören, lächelte ihn an, blickte ihm nach und gewährte ihm endlich heimliche Zuſammenkünfte, wie das in der Welt ſo der Brauch iſt, und wie man es anfänglich als nichts Schlimmes betrachtet. — Da kam eines Tags der Faſching mit ſeiner tollen Luſt und Freude, mit ſeinen Bällen, Maskeraden und ſonſtigen Vergnügungen, welche das Herz betäuben und die Sinne aufregen, und in einer Nacht beſuchte das Mädchen im reizenden Maskenanzug einen jener Bälle, wohl unter der Aufſicht einer befreundeten Familie, aber ſehr entſchloſſen, ſich dieſer Aufſicht ſo bald als möglich zu entziehen. — Und das that ſie denn auch; er hatte für ein heimliches Winkelchen in der Nähe geſorgt, wo ſie unbemerkt zuſammen ſitzen, wo ſie über Liebe plaudern und feurige Küſſe austauſchen konnten. — Sie befanden ſich in einem reichen Cabinete und ſaßen neben einander auf ſchwellenden Kiſſen von ſchwerem krachendem Seidenſtoffe; des Mädchens Augen blitzten, ihre Wangen waren ſanft geröthet von einem Trunke feurigen Weines, den ſie aus ſeinem Glaſe nehmen mußte; Spiegel und Vergoldungen bedeckten die Wände, — es war das ein Moment der Herrlichkeit und der höchſten Luſt, während in dem nicht weit davon entfernten Tanzſaale die tolle, begeiſternde Muſik ertönte, während man das Lachen der Tanzenden vernahm

und laute Rufe des wildeſten Vergnügens. — — — — Da begann dieſes arme, kleine Leben, da begann es in Glanz und Pracht auf ſeidenen Kiſſen, um hier zu endigen unter Noth und Elend, um hier auszulöſchen auf einem hölzernen Schragen, auf einem halb verfaulten und vermoderten Lager von Stroh. — Die unglückliche Mutter hatte das freilich nicht erlebt: ſie war zur rechten Zeit geſtorben, und er hatte die Stadt verlaſſen, achſelzuckend, aber bald getröſtet über das kleine Unglück, das er angerichtet; er hatte allerdings ſeinen Geſchäftsmann beauftragt, für die gute Unterkunft des Kindes zu ſorgen, ohne ſich aber weiter um dieſes zu bekümmern, — und nun war es, ſo vortrefflich untergebracht, elend geſtorben. Gewiß aber dachte er noch zuweilen an jenen Maskenball und an das unglückliche, unſchuldige Mädchen, das ihm Alles und ſich ſelbſt geopfert. Gewiß tönte noch zuweilen in ſeinen Ohren jene rauſchende Muſik, die ihm zur höchſten Luſt aufgeſpielt. — Gewiß aber drang auch manchmal ein ſeltſamer, ſchrecklicher Ton durch dieſe Melodieen; gewiß ſah er zuweilen, wenn er an jene Nacht dachte, einen kleinen Schatten langſam vor ſich aufſteigen, ein kleines, bleiches, verkümmertes Weſen, das mit geſchloſſenen Augen bis dicht vor ihn hinſchwebte und ihn dann plötzlich mit ſeinem ſtarren, glänzenden Blicke geſpenſterhaft anſchaute. — — — —

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Sclavenhandel.

Herr Sträuber hatte unterdessen im vorderen Zimmer einige Correspondenzen besorgt, deren Inhalt ihm Meister Schwemmer oft nur mit wenigen Worten, manchmal aber sehr ausführlich vorgesagt. Der Letztere zog bei diesem Geschäfte häufig einige vergilbte Papiere zu Rath, die auf seinen Knieen und dem rothcarrirten Sacktuch ausgebreitet lagen. Diese Schreiben waren meistens an Angehörige und Bevollmächtigte, welche der Madame Schwemmer für Rechnung Anderer Kostkinder anvertraut hatten, gerichtet, und sehr verschiedener Art, der Zweck sämmtlicher aber, für den Unterhalt der armen Geschöpfe so viel Geld als nur immer möglich herauszupressen. Bald mußte eine neue nahrhafte Kost angewendet werden, bald sogar eine eigene Amme oder Wärterin, und da man genau wußte, was die Empfänger der Schreiben am liebsten hörten, so hieß es darnach auch: „die Gesundheit des Kindes bessert sich mit jedem Tage," oder: „es siecht langsam dahin und scheint uns trotz der sorgfältigsten und kostbarsten

Pflege rettungslos verloren." — Es ist traurig, das sagen zu müssen: aber die meisten Schreiben waren in letzterem Sinne abgefaßt.

Während diese Correspondenz geführt wurde, stand jener Mann, der vorhin im Kinderzimmer Ruhe gestiftet, mit gespreizten Beinen an einer Seite des Ofens und pfiff zuweilen eine Melodie leise vor sich hin, horchte auch wohl hie und da, wenn Herr Sträuber las, ohne aber bei dieser Veranlassung dem Leser selbst einen Blick zu schenken. Dieß war Mathias, den man, wie sich der geneigte Leser erinnern wird, vorhin erwartet.

„Jetzt kommt das wichtigste Schreiben," sagte Meister Schwemmer, „und es ist am Besten, wenn ich das Wort für Wort in die Feder dictire. Es betrifft das Mädchen, welches, wie mir heute Morgen meine Frau sagte, recht schlecht sein soll."

„O, der ist in diesem Augenblick gewiß sehr wohl," meinte Mathias.

„Wie so?"

„Weil sie wahrscheinlich jetzt ausgelitten hat. — Schade, da entgeht Euch ein gutes Kostgeld."

Meister Schwemmer machte eine Bewegung der Ungeduld und schaute den Anderen von der Seite an, als wenn er sagen wollte: Was bekümmerst du dich darum? Dann entgegnete er mit mürrischem Tone: „Glaubt das nur nicht, die kleine Kreatur ist seit einem halben Jahre so; alle Augenblicke glaubt man, sie werde sterben, und auf einmal ist sie wieder fidel wie ein Wiesel, hat sie doch schon einmal vierzehn Tage wie todt gelegen."

Mathias zuckte stillschweigend die Achseln und pfiff einige Tacte des Jungfernkranzes.

„Die hat uns Alle zum Besten," fuhr Meister Schwemmer

fort, „das kann ich Euch versichern; gebt Acht, die reißt sich noch durch.“

„Oder Ihr sorgt dafür, daß ihre Stelle bald besetzt wird.“

„Pfui Mathias!“ versetzte Meister Schwemmer, indem er lachte und dann in einen mächtigen Husten gerieth. — „Geschäfts-Geheimnisse! Wer wird darüber sprechen; über die schweigt man.“

„Nur Eins begreife ich nicht,“ fuhr der Andere fort, ohne auf diese Bemerkung zu achten, „wie es Euch immer so gelingt, andere Kinder unterzuschieben. — Wie macht Ihr das eigentlich? — Na, geht mit der Sprache heraus!“

Meister Schwemmer rückte auf seinem Stuhle ungeduldig hin und her, dann sagte er: „Das ist Sache der Weiber; was geht das mich an!“

„Nun, mich geht's im Grunde auch nichts an,“ erwiederte Mathias; „es war nur so eine Frage.“

„So gebt denn Achtung, Sträuber,“ unterbrach Meister Schwemmer hastig diese unangenehmen Erörterungen. — „Schreibt also: Verehrtester Herr Doctor! — Das Geld für den letzten Monat habe ich richtig empfangen und danke Ihnen noch besonders für die Zulage, — im Namen des armen Kindes —“

„Im Namen des armen Kindes,“ wiederholte Herr Sträuber, indem er sein linkes Auge zukniff.

„Der Gesundheitszustand desselben,“ fuhr Meister Schwemmer fort, „ist immer noch derselbe: das Kind ist ein kränkliches und sehr schwaches Wesen, dessen Dasein nur gefristet werden kann durch die sorgfältigste Pflege und Behandlung.“

„Durch die sorgfältigste Pflege und Behandlung,“ sagte Herr Sträuber.

„Sie können sich gar nicht denken, welche Mühe und Sorg-

falt meine brave Frau darauf verwendet. — Aber trotz Allem dem muß ich Ihnen mit schwerem Herzen gestehen, daß dem Kinde ein langes Leben unmöglich prophezeit werden kann; es sei zu schwächlich auf die Welt gekommen, behauptet unser Arzt, der mehrere Mal in der Woche kommt."

„Der mehrere Mal in der Woche kommt, — Punkt," sprach lachend Herr Sträuber.

„Ganz richtig: Punkt," fuhr der Andere fort. „Wir wis- ja, hochverehrtester Herr Doctor, daß Ihnen Alles daran gelegen ist, dem Kinde eine gute Existenz zu verschaffen, und daß hiezu nach Ihren öfteren Schreiben keine Kosten gespart werden sollen. Deßhalb sah sich denn meine Frau veranlaßt, dem Kinde ein eigenes Zimmer zu geben —"

„Ein eigenes Zimmer." —

„Und eine Wärterin," fuhr Meister Schwemmer ärgerlich fort, denn er bemerkte, wie sonderbar Mathias lächelte.

„Und eine Wärterin," wiederholte Herr Sträuber.

Mathias lachte laut auf und wandte sich nach dem Mann um, der neben ihm saß, wobei er demselben auf eine recht unverschämte Art in's Gesicht sah.

„Zu Allem dem nun," dictirte Meister Schwemmer weiter, „reicht das gewöhnliche Kostgeld lange nicht hin, und müßten wir schon ganz gehorsamst bitten, uns die Zulage, die wir schon seit zwei Monaten erhalten, auch fernerhin zukommen zu lassen. Sich damit ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen."

„Ganz ergebenst und gehorsamst zu empfehlen," sagte Herr Sträuber, indem er mit einem großen Schnörkel schloß und sich alsdann weit in seinen Stuhl zurücklehnte, um die Wirkung der ganzen Schrift aus der Entfernung beurtheilen zu können. Darauf reichte er den Brief ohne aufzustehen nach dem Ofen hinüber,

und da ihn der Mann auf ſeinem Stuhle nicht gut erreichen konnte, ſo machte Mathias die Mittelsperſon, indem er ihn dem Herrn Sträuber abnahm und dem Anderen einhändigte.

„Aber Eins erklärt mir doch," ſprach er kopfſchüttelnd. „Es muß doch hie und da vorkommen, daß irgend Einer, dem Ihr ſolche Wiſche ſchreibt, nun auf einmal abſichtlich herkommt, um zu ſehen, wie ſo ein Kind gehalten iſt. Wie redet Ihr Euch nun da heraus? — Schaut mich nur nicht ſo mißtrauiſch an, Ihr kennt mich ja und ich Euch; wir verrathen uns nicht, wollen auch nichts von einander erpreſſen, und noch viel weniger wird es mir je in den Sinn kommen, ſelbſt ein Koſthaus für kleine Kinder anzulegen. Ich habe an dem Transport meiner halbgewachſenen vollauf genug, obgleich das Volk bei mir immer luſtig und guter Dinge iſt, denn ſie bekommen zu freſſen, was in ſie hinein geht. — Aber wie geſagt, laßt mich hören, wie bringt Ihr das hinaus?"

Meiſter Schwemmer kannte ſeinen Mann und wußte wohl, daß da keine Ausreden halfen und er mit der Sprache heraus müſſe. Deßhalb ſagte er: „Nun ja, was wird da zu machen ſein! Solche Nachforſchungen finden wohl zuweilen ſtatt, aber meiſtens gehen ſie in die dritte und vierte Hand, und da hilft man ſich ſo durch." — Er machte die Bewegung des Geldzählens. — „Kommt aber irgend Jemand, der Einem geradezu auf den Leib geht, ſo hat man ſeine Leute in der Nachbarſchaft, die Einem für ein Billiges recht gern erlauben, ein anſtändiges Zimmer und ein gut ausſehendes kleines Kind zu zeigen. — Ja, ich verſichere Euch, die kommen oft mit Vorurtheilen zu uns, denn ſie haben allerhand munkeln gehört von ſchlechter Behandlung unſerer Koſtkinder, und führt man ſie dann in ein ſolides Haus, da ſind ſie gleich vor den Kopf geſchlagen."

„Dieſe Kniffe ſind nicht ſchlecht," entgegnete der Andere. — „Aber wenn zufälliger Weiſe eine Mutter kommt, um ſich nach ihrem Kinde umzuſehen? Der werdet Ihr doch in aller Ewigkeit nicht ein fremdes Kind für ihr eigenes unterſchieben wollen!"

„O mein lieber Mathias," erwiederte der Mann am Ofen, nachdem er ſich mit dem Sacktuch langſam den Mund abgewiſcht, „das kommt bei den Kindern ſelten oder nie vor, daß ſich die Mutter nach ihnen erkundigt. Entweder iſt die ſchon längſt geſtorben, iſt in ſchlechten Verhältniſſen, wo unſere Behandlungsweiſe vollkommen genug für das geringe Koſtgeld iſt, oder ſie befindet ſich in einem glänzenden Leben, und da iſt ſie froh, wenn ſie von der Vergangenheit nichts zu hören und zu ſehen bekommt."

Mathias hatte nachdenkend die Hände auf den Rücken gelegt und wiegte ſeinen Oberkörper hin und her.

„Ei, ſagt mir doch," begann er nach einer längeren Pauſe, während welcher Herr Sträuber den Brief zuſammen gefaltet und Meiſter Schwemmer die Adreſſe geſchrieben, „da war ich vorhin hinten in Eurer — — Kinderſtube und ſah da ein recht flottes Bürſchlein, — ein netter trotziger Kerl; er hatte gerade Euer Weib in die Finger gebiſſen, weil ſie ihn mit dem Peitſchenſtiel über den Kopf gehauen. Und das Blut ſchien ihn gar nicht zu geniren — —"

„Es floß Blut?" unterbrach ihn erſchrocken Herr Sträuber.

„Blut genug, mein Schatz," entgegnete der Andere trocken. — „Aber trotz ſeines unbändigen Betragens gefiel mir das Kerlchen. — Hat's mit dem eine eigene Bewandtniß, oder iſt er auch da wie die anderen, zum Fortſchicken? — Das Letztere ſollte mich freuen, und da käme es mir auf ein paar Thaler nicht an."

Meiſter Schwemmer zuckte die Achſeln und verſetzte: „Den gäbe ich Euch gern umſonſt, das iſt ein unbändiges Geſchöpf. Ich fürchte immer, er zündet uns noch einmal das Haus über dem Kopfe an. — Aber ich darf nicht! ich muß ihn behalten.“

„Wie ſo?“ fragte Mathias. „Was hat's da für einen Hacken?“

„Das läßt ſich nicht gut ſagen, und iſt das eine ganz eigenthümliche Geſchichte, über die ich ſelbſt noch nicht recht im Klaren bin. Der Bube da hinten hat, ſo viel ich merke, eine ſehr vornehme Mutter; Ihr könnt das auch wohl dem ganzen Geſtell des Kindes anſehen; ſein kleiner geſchmeidiger Körper iſt allerliebſt gewachſen, ſein Geſicht hat eine ſchöne Form, und ſeine Hände und Füße ſind zart und klein.“

„Das iſt wahr,“ ſagte Mathias nachdenkend. „Und dabei hat die Kröte ſchon eine erſtaunliche Kraft; ich habe das vorhin gemerkt.

„Wißt Ihr, unſereins,“ fuhr Meiſter Schwemmer fort, „dem ſo viel dergleichen Bälge durch die Hand gehen, merkt gleich am Ganzen, ob etwas dahinter iſt oder nicht. Man ſieht's an der Figur, am Geſicht, ja an der Art des Schreiens. Das Meiſte nun, was zu uns kommt, iſt Halbblut, wißt Ihr: vornehmer Vater oder vornehme Mutter. Der Bube aber iſt Vollblut, darauf könnt Ihr ſchwören.“

„Wenn aber beide Eltern vornehm und reich wären, warum nehmen ſie ſich des Kindes nicht an und wollen es hier bei Euch elend verkümmern laſſen? — Nehmt mir nicht übel, aber das iſt doch's Ende von all' den armen Teufeln hier.“

„Die Mutter dieſes Kindes,“ verſetzte Meiſter Schwemmer, „war, wie Ihr Euch wohl denken könnt, noch ein Mädchen, als es auf die Welt kam. Der Vater konnte ſie vielleicht nicht hei-

rathen, — was weiß ich? — genug, ſie beſchloſſen auch, den Buben ſehr gut und anſtändig erziehen zu laſſen, ſetzten ihm, glaube ich, ein kleines Vermögen aus, — endlich aber heirathete die Mutter dieſes Knaben einen anderen, aber ſehr vornehmen Herrn."

„Aha!" machte Mathias.

„Das ſind aber ſchon einige Jahre her, und anfänglich ging Alles gut. Weiß aber der Teufel, zuletzt muß der Gemahl dieſer Dame etwas über die Geſchichte erfahren haben, legte ſich auf Nachforſchungen, ließ wahrſcheinlich viel Geld ſpringen und kam der Sache ſo ziemlich auf die Spur. Das erfuhr die Mutter, ſie that ihrerſeits ebenfalls Schritte, nahm den Buben aus dem Hauſe weg, wo er bisher verwahrt war, und da wurde er nun, um mich meines früheren Ausdrucks zu bedienen, durch die dritte und vierte Hand hieher zu uns gebracht."

„Aber man zahlt doch ordentlich für ihn?"

„O ja, recht ordentlich; aber man knüpfte daran die Bedingung; ihn feſt verwahrt zu halten und" — ſchloß Meiſter Schwemmer huſtend und lachend — „das thun wir redlich, wie Ihr geſehen habt."

„Hol' Euch der Teufel!" erwiederte der Andere, „das thut Ihr freilich. Aber wie ſchon geſagt: nehmt Euch mit dem Knaben in Acht. Der bricht Euch einmal aus, rennt in die Stadt und plaudert die ganze Wirthſchaft aus."

„Seid unbeſorgt," meinte der Hausherr, „wir wollen ihn ſchon mit Hunger und Schlägen mürb machen, und wenn es nicht anders geht, ſo lege ich ihn an die Kette wie einen tollen Hund. Oh! ſolchen Burſchen ſind wir noch gewachſen!"

Herr Sträuber hatte während dieſer Unterredung anſcheinend theilnahmlos zum Fenſter hinaus geſchaut, doch war ihm

nicht ein Wort entgangen. — „Eine reiche und vornehme Frau," dachte er, „die den Buben zu verbergen trachtet, und ein ebenfalls vornehmer und reicher Mann, der ihn finden möchte, — das sind ein paar Kunden, die für eine thätige Hülfe gewiß tüchtig bezahlen werden. Da wäre nur noch zu überlegen, wer am Meisten springen läßt; — und dann thäte man dabei ein gutes Werk," tröstete er sich selber, „denn es ist doch unverantwortlich, ein Kind, das bisher gut erzogen wurde, bei solchem Schandvolke zu lassen. — Pfui Teufel!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und die Frau Bilz trat herein. Sie sah blaß und niedergeschlagen aus, und ein aufmerksamer Beobachter hätte auf ihrem Gesichte Spuren von Thränen bemerken können und vielleicht darnach geforscht. Aber da hier Niemand war, der sich um solche Kleinigkeiten bekümmerte, so setzte sie sich stillschweigend auf ihren alten Platz an das Fenster hin, blickte gedankenvoll in die Stube und legte die Hände in den Schooß.

„Jetzt können wir auch an unser Geschäft gehen," sprach Mathias. „Ich habe nur warten wollen, bis die Frau kam, denn sie muß mich dieses Mal eine Strecke Wegs begleiten."

„Richtig! richtig!" versetzte Meister Schwemmer; „wir haben Mädchen bei dem Transport, so ein Stück vier. — Also laßt hören, Mathias, was braucht Ihr noch?"

„Der von C. schrieb mir vor einigen Tagen, es sei eine passende Gelegenheit da, eine größere Anzahl hinüber zu bringen, auch könne er sehr gut im Ganzen ein Stück zwanzig placiren, natürlicher Weise über die Hälfte Buben; sechs, höchstens acht Mädchen dürfen darunter sein."

„Doch nur Mädchen unter zehn Jahren," sagte Herr Sträuber, der unterdessen ein Papier aus der Tasche gezogen hatte.

„Versteht sich," entgegnete der Hausherr, „die über sechszehn gehören in ein ganz anderes Register und können viel vortheilhafter in der Nähe untergebracht werden."

„Davon nachher!" versetzte Mathias. — — „Um nun den Transport vollzählig zu machen, fehlen mir noch ungefähr zehn Buben, aber es müssen ansehnliche Kerle sein. — Was habt Ihr nun für mich im Auge, und welche Preise wollt Ihr machen? Seid aber billig, denn wir leiden doch alles Risiko: wenn wir abgefaßt werden, ist nicht nur alles Geld hin, sondern es könnte uns auch leicht an den Kragen gehen."

Meister Schwemmer nahm ruhig eine Prise, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte pfiffig lächelnd: „Ja, ja, die Gefahr ist groß, aber nicht so sehr für Euch, wie für mich. Ihr seid gedungen worden, mit den Kindern zu reisen, — was wißt Ihr mehr von der Sache? Ihr thatet nur, was man Euch befohlen, aber an Unsereinem bleibt's hängen. Ihr, Mathias, seid ein rüstiger Mann, ohne Anhang, Ihr schlagt Euch im Nothfalle durch ein halbes Dutzend Polizeidiener durch, gewinnt das Freie, haltet Euch ein halbes Jahr versteckt und seid ein Mann bei der Stadt wie vorher. — Aber seht mich an: ich bin ein armer kranker Kerl, der sich kaum vom Stuhle rühren kann, habe auch noch eine große Wirthschaft am Hals, eine Wirthschaft, bei der es mir sehr unangenehm wäre, wenn die da droben einmal ihre Spürnase hinein steckten."

„Wozu das Gefasel!" erwiederte Mathias ärgerlich. „Sagt, was Ihr habt und Eure Preise, ich brauch' es ja nicht zu nehmen, wenn es mir nicht ansteht. Und daß Ihr mich schindet, wo Ihr könnt, weiß ich ohne Eure Vorrede. Also heraus mit der Sprache! Könnt Ihr mir ein Stück zehn Buben verschaffen?"

„Seid nur nicht immer ſo ſtürmiſch!“ ſagte der Andere. Und dabei zog er unter ſeinem Sitze ein Papier hervor. „Man meint immer, wir wollen uns am Halſe faſſen, und ſcheiden doch meiſtens als die beſten Freunde. — Hier iſt eine artige Liſte,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, während welcher er in das Papier geblickt, „aber da nicht viele Kinder dabei ſind, die keine Eltern mehr haben, ſo kommt die Sache etwas höher zu ſtehen.“

„Gebt her,“ ſprach raſch Mathias, indem er das Papier in die Hand nahm und durchflog. — „Die vier Oberen hier koſten nicht viel, aber für die anderen ſechs finde ich den Preis unverſchämt geſtellt. — Da Einer mit vierzig Thalern.“

„Deſſen Stiefmutter ein tüchtiges Geſchenk verlangt hat.“

„Da Einer ſogar mit ſechszig Thalern.“

„Iſt ſchon zehn Jahre alt und hat eine Schweſter, die an ihm den Narren gefreſſen hat. Koſtet mich an zwanzig Thaler an Briefen und Zeugniſſen, um zu beweiſen, daß der Bube in eine gute Lehre kommt.“

„Wird ſich wundern,“ brummte Mathias, während er an den Fingern rechnete. Dann ließ er die Hand mit dem Papiere ſinken und ſagte: „Aber daß ſie Alle gerade gewachſen ſind, dafür ſteht Ihr mir natürlich ein.“

„Verſteht ſich von ſelbſt,“ erwiederte Meiſter Schwemmer. „Ihr zahlt überhaupt nicht eher, bis der ganze Transport bei einander iſt und Ihr Alles durchgemuſtert habt. — — Na, macht kein ſo finſteres Geſicht; es iſt und bleibt doch ein gutes Geſchäftchen.“

Mathias hatte die Hände auf den Rücken gelegt und blickte gedankenvoll durch das Fenſter in den kleinen Hof.

Frau Bilz, welche gerade vor ihm ſaß, ſchaute aufmerkſam

in ſeine düſteren Züge, und ihre Hände, die bis jetzt über einander lagen, falteten ſich langſam zuſammen.

„Ich muß überhaupt ſchon geſtehen," ſagte Mathjas nach einer Pauſe, „daß mir dieſes Geſchäft vollkommen entleidet iſt; es iſt doch das Niederträchtigſte, was ich kenne, — ein förmlicher Sclavenhandel, und ein Sclavenhandel, weit ſchlimmer wie der, den ſie drüben in Amerika betreiben. Dort wechſelt ſo ein armer Teufel von Schwarzem oder ſo ein Kind nur ſeinen Herrn; der Eine iſt ein Bischen beſſer, der Andere ein Bischen ſchlimmer, aber ihr Leben bleibt ſich im Allgemeinen gleich; ſie müſſen freilich arbeiten, ſie bekommen auch wohl ihre Schläge, aber an Leib und Seele werden ſie darum nicht ſchlechter, und wenn ſie auch durch ein Dutzend der verſchiedenartigſten Hände gegangen wären. Aber bei dem Sclavenhandel, den wir betreiben, iſt es doch ganz, ganz anders."

„Ja, ja," ſprach die Frau beiſtimmend.

„Was wird aus den Geſchöpfen, die wir in ein fremdes Land hinüber führen? Bekommen ſie vielleicht einen Herrn, der für ſie ſorgt, der ſie zur Arbeit anhält, der ſie lehrt und im Nothfalle auch nährt? — Nein! nein! gewiß nicht! Die Buben werden nach und nach Bettler von Profeſſion, Hallunken, Spitzbuben, Räuber und Mörder, und die Mädchen — na! Denen geht's noch viel ſchlimmer. — Das verſichere ich Euch, Meiſter Schwemmer, alle Thaten unſeres Lebens, die wir im Dunkeln verübt, alle die zuſammen genommen werden einmal nicht ſo ſchwer wiegen, wie der Jammer eines Einzigen dieſer unglückſeligen Geſchöpfe, wenn es am Ende eines elenden, ſündhaften Lebens verkommen und jammervoll hinter irgend einer Hecke zum Teufel fährt."

Die Frau nickte ſtumm mit dem Kopfe, und Herr Sträuber, der, ſo lange Mathias in der Nähe war, außerordentlich wenig ſprach, ſchien ihn tröſten zu wollen, indem er ſagte: „Man muß

das nicht ſo genau nehmen bei dem Mathias, er hat ſeine ſchwachen Augenblicke, nachher hat er doch wieder Alles vergeſſen."

Für dieſe Worte warf ihm dieſer einen nichts weniger als freundſchaftlichen Blick zu, dann ſteckte er die Hand auf die Bruſt unter ſeinen Rock und erwiederte: „Leider iſt es wahr, daß mir ſolche Gedanken nur auf Augenblicke kommen, aber auch das iſt ſchon was werth, und ich bin mir gerade recht wie ich bin. Wenn ich auch zuweilen im Schmutz wate, tief bis an die Knie, ſo iſt es mir doch auch wieder einmal behaglich, trockenen Fußes über einen hohen Berg zu marſchiren und ein Bischen ſchöne Ausſicht nach vorwärts zu genießen. Das nennt Ihr freilich hie und da ſolche Gedanken haben, aber es iſt doch, beim Teufel! beſſer, auch nur bisweilen ſolche Gedanken zu haben, als immer und ewig im feuchten Dreck daher zu ſchlampen, der Euch freilich nie recht beſchmutzt, aber auch nie nur eine Secunde lang reinlich erſcheinen läßt. — Doch was werfe ich Perlen vor die Säue, wie es in dem Sprichwort heißt!" — Damit ſchlug er das Papier zuſammen, griff nach ſeinem Hute und ging, ohne ein Wort weiter zu verlieren, zum Zimmer und zum Hauſe hinaus.

Herr Sträuber blickte ihm nach, bis er über den Hof verſchwunden war, dann gewann er mit einem Male ſeine ganze Redſeligkeit wieder. — „Es iſt hart," ſagte er, während er ſeinen Hemdkragen hervor zog, „mit ſolchen Menſchen umgehen zu müſſen, für einen Mann von Erziehung, wie ich, mit einem Kerl, wie dieſer Mathias. Würde ſich vielleicht kein Gewiſſen daraus machen, Jemand für ein paar Gulden niederzuſtechen, und nimmt ſich da heraus, vor uns von beſſeren Gefühlen zu reden. — — Das käme mir vielleicht zu, wenn ich an meine Jugend und früheren Tage denke."

„Er ſpricht nicht nur zuweilen etwas Gutes," ſagte die Frau, „ſondern er thut es auch."

„Da wäre ich neugierig," meinte Herr Sträuber.

„Draußen in der Vorſtadt, wo wir wohnen, wurde vorgeſtern ein armer Weber mit ſechs lebendigen Kindern und wenigem armſeligem Hausrath bei dem ſcheußlichſten Wetter auf die Straße geſetzt. Ihr könnt Euch den Jammer gar nicht denken."

„Ja, ich weiß es," bemerkte lächelnd Meiſter Schwemmer.

„Das Weib," fuhr Frau Bilz fort, „hat ein kleines Kind an der Bruſt, und Beide waren blau vor Kälte. Da kam Mathias und verſchaffte ihnen in einem Hinterhauſe ein ganz ordentliches Unterkommen."

„Aber er ſtellte Bedingungen dabei?" fragte beſorgt der Hausherr.

„Nein," entgegnete die Frau, „davon weiß ich nichts. — Im Gegentheil: er rieth dem Manne, Bedingungen, die ihm ein Anderer geſtellt haben mußte, um keinen Preis einzugehen."

„Soll ihn der Teufel holen!" rief Meiſter Schwemmer.

„Und was waren das für Bedingungen?" fragte Herr Sträuber.

„Wieder ein Menſchenhandel," ſagte achſelzuckend die Frau.

„Und alſo der Mathias rieth ihm wirklich davon ab?" fragte der Mann am Ofen, der ſein Taſchentuch zuſammen knitterte und es dann ſchnell an ſeinen Mund drückte, um einem Huſtenanfall zuvor zu kommen, den augenſcheinlich der Zorn bei ihm erregt. — „Ja, — ja," ſagte er nach einer Weile, als er wieder etwas zu Athem kam, „ſoll — ihn — lothweis — der Teufel — holen! — — — — — Verdirbt Einem — den ſauberſten — Handel."

„Seht Ihr wohl," ſprach Herr Sträuber, „iſt das kameradſchaftlich? Das nenne ich unter Freunden Verrath. Und paßt nur

einmal auf, wir können uns noch Alle vor dem Kerl in Acht nehmen; auf einmal wird man unſere Schliche kennen, wir ſind gefaßt und er ſpaziert hohnlachend umher."

„Davon iſt kein Gedanke," verſetzte Meiſter Schwemmer, „Mathias iſt treu und redlich wie Gold. — Sträuber, wie könnt Ihr ſo Etwas denken!"

„Nehmt Euch ja in Acht," ſagte ruhig die Frau, indem ſie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, „daß Eure Gedanken nicht außer dieſem Hauſe laut werden und ihm zufällig zu Ohren kommen. Das wäre eine ſcharfe Ecke für Euch; an der könntet Ihr Euch blutig ſtoßen."

„Und Blut iſt nicht ſeine Leidenſchaft," ſprach achſelzuckend Meiſter Schwemmer. — „Doch gehen wir an unſer weiteres Geſchäft. — Was wir ſprechen, bleibt ja unter uns," fuhr er lächelnd fort, als er ſah, daß ſich das Geſicht des Herrn Sträuber bedeutend verlängerte. „Da habe ich zwei Aufträge von unſerer Freundin, der Madame Becker."

„Aha! die in der alten Kaſerne!" ſagte Frau Bilz.

„Dieſelbe. — Das iſt ein verfluchtes Weibsbild und verdient Geld wie Heu; ſie hat, wie ſie mir ſagte, in D. und F., vier Stunden von hier, zwei junge Mädchen aufgeſpürt, zwiſchen ſechszehn und achtzehn Jahren, friſche, ſchöne, ſaftige Landpomeranzen, die gern einen Dienſt in einer großen Stadt haben möchten; hier iſt es nun zu nah, deßhalb will ich ſie an einen Geſchäftsfreund nach B. ſenden, wo eine ſtarke Nachfrage nach ſolch' unberührter Waare iſt. Die Becker hat den beiden Mädchen nun vorgeſchwindelt, ſie kämen dort in ein ganz anſtändiges Haus, erhielten einen bedeutenden Lohn und brauchten ſich nur mit feiner Arbeit zu beſchäftigen. — Und das iſt ja Alles wahr," fuhr der alte Sünder kichernd fort, indem er ſich die Hände rieb. —

„Sie fürchtet aber nun, wenn die beiden Mädchen auf der Eisenbahn hieher fahren, so könnten ſie am Ende zu Leuten zu ſitzen kommen, die ihnen die ganze Geſchichte verdächtigen würden und ihnen — es könnten ja ſogar welche von B. ſein — geradezu ſagen, die Adreſſen ſeien falſch und die Häuſer exiſtirten dort gar nicht. — Verſteht Ihr mich?"

„Vollkommen," entgegnete Herr Sträuber.

Und die Frau nickte ſtillſchweigend mit dem Kopfe.

„So, nun paßt auf," fuhr der Hausherr fort. „In circa acht Tagen werden die beiden Mädchen von D. und F. abreiſen. Man wird Euch Alles das noch genau mittheilen; dann fahrt Tags vorher Ihr, Frau Bilz, nach D. und der Sträuber nach F. Ihr, Frau, bekommt ein genaues Signalement des einen Mädchens, ſetzt Euch zu ihr hin und plaudert mit ihr; in F. nun kommt zugleich mit dem anderen Mädchen dort Euer Bruder auf die Bahn."

„Welcher Bruder?" fragte mißtrauiſch Herr Sträuber.

„Nun, Ihr ſtellt den Bruder vor. — O ich weiß ſchon, was Ihr ſagen wollt, Frau Bilz zieht ſich ein Bischen ſtädtiſch an, darauf könnt Ihr Euch verlaſſen. — Alſo Ihr ſteigt mit dem anderen Mädchen in F. ein, habt wo möglich ſchon im Wartſaal ein paar Worte mit ihr gewechſelt, findet Eure Schweſter und ſetzt Euch nun, wenn es geht, alle vier zuſammen. — Verſtanden?"

„Natürlicher Weiſe," entgegnete Herr Sträuber. „Wir laſſen uns dann von den beiden Mädchen erzählen, wohin ſie wollen."

„Richtig, richtig! Ihr erfahrt, daß ſie nach B. gehen, Ihr Beide ſeid auch daher, und könnt ihnen nun über die Häuſer, wohin ſie adreſſirt, die allerbeſte Auskunft geben. — Sobald Ihr nun mit den Beiden hier ankommt, ſo ſeid Ihr ihnen augenblicklich behülflich, daß ſie Plätze nach B. nehmen. Ihr, Sträuber, habt nun hier Geſchäfte und bleibt da, die Frau aber begleitet

die Mädchen und bringt ſie in B. nach einem gewiſſen Hauſe, das man ihr bezeichnen wird. — So, das wäre im Reinen. Ihr habt doch keinen Zweifel mehr?"

Frau Bilz zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Ich wußte ſchon um die Geſchichte; ich war geſtern bei der Becker, die mit mir davon ſprach."

„Nun, da werdet Ihr auch gehört haben, daß ich Euch ſogleich vorſchlug," erwiederte der Hausherr, nachdem er eine ſtarke Priſe genommen. „Ja, Ihr ſeht, Frau Bilz, daß ich immer an Euch denke, wo es Etwas zu verdienen gibt."

Die Frau gab hierauf keine Antwort, ſondern ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken und ſpielte mit den Bändern ihrer Schürze.

Herr Sträuber erhob ſich von ſeinem Stuhle, ſtrich ſein Haar zurück, ſetzte den Hut auf und zog ſeine baumwollenen Handſchuhe an.

„Und werden wir Geld zu dieſer Fahrt von Euch bekommen?" fragte er, während er die Briefe, die er vorhin geſchrieben, in die Taſche ſteckte.

„Allerdings," antwortete vergnügt der Hausherr, der heute gute Geſchäfte gemacht hatte, „kommt nur am Samſtag, da ſollt Ihr Alles haben: Geld, Adreſſe und die genaue Beſchreibung von einem Paar ſehr hübſcher Mädchen."

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Weihnachtsfreuden.

So war denn auch wieder einmal Weihnachten gekommen, diese frohe und glückselige Zeit für Alt und Jung, — für die Ersteren zum Geben, für die Letzteren zum Empfangen; und wer dabei die größte Freude hat, ist noch unentschieden. Wie bemühen sich die Kleinen vor diesem festlichen Abend, alles Unangenehme, das sie den Eltern zugefügt, vergessen zu machen und sich nur darzustellen in ihren guten und schönen Eigenschaften. Ja, schon vier Wochen vor Weihnachten geht es in den Schulen und zu Haus ungleich stiller her als das ganze Jahr; man hört nicht das verdächtige Klopfen des Lineals, man vernimmt wenig Schelworte, und wozu früher eine ganze lange Ermahnungspredigt nothwendig war, das thut jetzt ein einfaches Achselzucken und die hingeworfene Bemerkung: „Nun ja, es ist ja nächstens Weihnachten, da wird sich Alles das schon finden.“

Aber nicht blos die Kinder freuen sich unbeschreiblich auf diesen Abend, auch für Manchen der Erwachsenen ist das eine

Zeit, wo man gegenseitig auf so ungenirte Art anonyme Geschenke empfangen und machen kann, wo sich so plötzlich auf dem Teller dieser oder jener jungen Dame, oder mit einer zierlichen Aufschrift am Baume hängend, ein kleines elegantes Etui findet, und wenn man es öffnet, darin ein Ring, ein Armband oder dergleichen. — Freilich wird Mama selbst an diesem heiligen Abend die Augenbrauen etwas in die Höhe ziehen, und die jüngeren Schwestern, die noch keine Armbänder bekommen, oder auch wohl die ältere, die keine mehr erhält, verächtlich die Näschen rümpfen und mit Absicht leicht darüber hinweg zu blicken versuchen. — Das thut Alles nichts; wie schon bemerkt, an dem Abend wird Manches verziehen oder Manches geglaubt.

„Ach! dieß schöne Geschenk wird von Onkel Karl sein!“ sagt die Betreffende, indem sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit ein kleines Papierchen verschwinden läßt, das unter dem Armband gelegen. „Ach! Onkel Karl, das ist zu viel! Nein, das ist zu viel!“

Onkel Karl, ein alter geiziger Hagestolz, steht daneben mit einem höchst dummen und verblüfften Gesicht; befindet er sich nun augenblicklich unter dem Einfluß von einiger Geistesgegenwart, die ihm aber gewöhnlich mangelt, so macht er grinsend ein breites Maul, lächelt ziemlich blödsinnig und ist unverschämt genug, die warmen Küsse seiner lieblichen Nichte für Rechnung eines Anderen in Empfang zu nehmen.

Du erinnerst dich gewiß, theurer und geneigter Leser, so lebhaft wie wir dieser herrlichen, schönen Weihnachtszeit. Du kannst das nicht vergessen, nicht einmal in dem schlimmen Falle, wenn du selbst lange, lange Zeit hindurch Niemanden etwas Gutes mehr beschеert hast, oder wenn dir ein böses Schicksal während vieler Jahre nur Fußtritte oder Ohrfeigen gab. Ja, auch

dann wirſt du dich, wenn auch wehmüthig, jener Zeit erinnern, wo du zum letzten Male etwas Angenehmes beſcheerteſt oder wo dir was Angenehmes beſcheert wurde. —

Ach! es iſt etwas ſo Köſtliches um die Erinnerung, um eine angenehme Erinnerung, und wenn wirklich deine Seele ſchon lange mit dickem Staube bedeckt iſt oder ſich dein getäuſchtes und verrathenes Herz mit einer feſten Schaale umzogen, — an dieſem Abend ſteigt jener auf, zerſchmilzt dieſe, und du fühlſt, wie dich ein ſüßer Schauer durchzieht, — wenn du das nämlich fühlen willſt — ſeltſame Töne, bunte, glänzende Bilder, und Alles das eingehüllt in den wohlbekannten Duft der Tannennadeln und des herabträufelnden Wachſes.

Dann eile hinaus auf die Straße, um dich unter den Glücklicheren umzuſchauen, ſelbſt wenn es nebelt oder ſogar einzelne Schneeflocken vom dunkeln Himmel herab dich in großen Kreiſen umflattern, und zuletzt auf deiner Naſe oder deiner Wange zerſchmelzen. Das gehört mit zum heiligen Chriſttag, und iſt das wilde Wetter zuweilen liebend den Tauſenden von Tannenbäumen nachgezogen, die man aus dem finſtern Wald hieher verſetzt.

Wer achtet aber dieſes Wetters? — Niemand. Selten ſiehſt du einen Regenſchirm aufgeſpannt, und die Damen behelfen ſich ſogar, indem ſie dichte Kapuzen über den Kopf ziehen und von unten mit ſoliden Ueberſchuhen verwahrt ſind. Man hat auch keine Zeit, nach dem Wetter zu ſehen oder den Regenſchirm zu balanciren; man muß nur dafür ſorgen, daß man nicht an die Begegnenden anſtoßt und ſeine koſtbaren Waaren unverſehrt nach Hauſe bringt.

Die ſchönſte Stunde an dieſem Abend iſt gleich nach der Dämmerung, wenn die Ladendiener eilfertig die Glaslampen angezündet haben, und wenn es nun wie ein Aufſchrei höchſter Luſt

durch die Glasschränke zieht, wenn Alles heller wird als am Tage; denn die Sonne vermag nicht in den dunkeln Winkel zu dringen, wo die Schaukelpferde stehen, oder dort hinten in die Ecke neben dem Ofen, wo sich die hölzernen Gewehre, die Säbel, Schwerter und Peitschen befinden.

Jetzt aber strahlt Alles von Licht und Glanz.

Es glänzt das Gold auf den Helmen und Harnischen der Rittersmänner, man sieht die Mähnen der Rosse flattern, und hell strahlen die Fenster dieses Schlosses oder jener Burg. Wie galoppiren die Pferde dort vor der reichen, bunten Carosse, wie anmuthig lächelt die Dame in derselben, und wie gräulich verzieht der edle Nußknacker sein häßliches Gesicht! Sollte man doch glauben, er schiele ordentlich links hinüber nach jener großen, schönen Puppe in weißem, gesticktem Atlaskleide mit wirklichen Schuhen an den Füßen und ächtem Haar auf dem Kopfe. Dieses Gesicht ist aber auch der Mühe werth, betrachtet zu werden: die runden, schneeweißen Wangen, angetupft mit einem zarten Roth, der zusammen gezogene Mund, so klein, daß er gar nicht in Betracht kommt, die unbedeutende Nase und hauptsächlich die großen blauen Augen von unaussprechlichem Glanze und einem Ausdruck, der über alle Beschreibung geht. Sie blickt verwundert vor sich in das Gewölbe; und wie in tiefe Gedanken versunken schaut sie keine Menschenseele an, sondern starrt weit, weit hinaus in die unmeßbare Ferne. —

Jeder aber ist wie gesagt an diesem Abend eilig und hat für den besten Freund keine Zeit; Der hat dieß, Jener das vergessen, und da heute Abend Mägde und Knechte alle Hände voll zu thun haben, so muß er selbst rennen und laufen, um das Versäumte herbei zu holen.

„Da wäre ich schön angekommen," sagt ein dicker Herr im

Laden zu einem sehr dürren, der Wachslichter aussucht, „meine Frau hat sich ein Portemonnai gewünscht, wie sie es vor acht Tagen bei der Staatsräthin gesehen. Wissen Sie, von dänischem Leder mit Stahlschloß; ich versichere Sie, bester Freund, es ist gut, daß es mir jetzt noch einfiel, ich hätte böse Feiertage gehabt."

„So kann man Unglück haben!" ruft ein anderer Herr, der eilig in den Laden tritt. — „Bitte um neue Glaskugeln," sagt er zu dem Ladendiener, der mit offenem Munde herbei eilt. „Da sehen Sie die Bescheerung," wendet er sich an den dicken Herrn, „gehe ich noch von hier aus zur Putzmacherin — sie hat die Sammetmantille für Madame noch nicht geschickt, — und da ich warten soll, setze ich mich nieder auf einen Stuhl und auf die Glaskugeln. Es ist nur ein Wunder, daß mir kein Scherben irgendwo eingedrungen ist. — So. — Wie viel machts?"

„Einen Gulden und zwölf Kreuzer."

„Hier sind sie. — Gute Nacht, ihr Herren, vergnügte Weihnachten!"

Wer aber auch nicht im Stande ist, Glaskugeln, Sammetmantillen oder Portemonnais zu kaufen, wie sie die Staatsräthin hat, ja wer es kaum zu einem verkrüppelten Tannenbaume und zu einigen vergoldeten Nüssen zu bringen im Stande ist, freut sich des Lebens und ist mit den Seinigen heiter und guter Dinge. Das hölzerne Pferd, das der Vater geschenkt erhielt, wird auf's Künstlichste wieder hergerichtet, die Mutter macht einen neuen Zaum, der Vater einen superben Schweif von Baumwolle, der aus der Dintenflasche schwarz gefärbt wird. Am Baume hängen ein paar Brezeln oder einige Wecken an Schnüren, auf dem Tische liegen die neuen Höschen und das neue Wamms mit glänzenden Knöpfen besetzt, und mit weit aufgerissenen Augen wird Alles

das betrachtet, bis auf die Ruthe, die am Baume ſchwebt, und die verſtohlene, ehrerbietige Blicke auf ſich zieht.

Selbſt die Armen, denen zu Haus kein Weihnachtsbaum glänzt, denen Vater und Mutter nichts zu beſcheeren im Stande ſind, erfreuen ſich am heutigen Abend der allgemeinen Pracht und Herrlichkeit, und es muß ſchon ein beſonderer Segen in der heutigen Nacht über alle Menſchenkinder ausſtrömen, der Neid und Mißgunſt nicht aufkommen läßt; denn die Kleinen da draußen vor dem Fenſter, die ſo eben noch frierend durch die Straßen zogen, bleiben jetzt plötzlich ſtehen, als ſie den herrlichen Lichterglanz erblicken, klettern an das Fenſter des Erdgeſchoßes empor und blicken mit leuchtenden Augen ſo lange in die hellbeſtrahlte Stube auf den Tannenbaum mit den vielen Lichtern, auf all' die ſeltſamen Spielſachen, bis der Hauch ihres eigenen Mundes die Scheibe trübt und Alles in einem dichten Nebel verſchwimmt.

Wenn aber ein gutes Kind drinnen im Zimmer ſieht, daß vor dem Fenſter ſo arme kleine Geſchöpfe ſtehen, denen der heilige Chriſt am heutigen Abend nichts beſcheert, als Hunger und Kälte, ſo erbittet es ſich von den Eltern etwas Spielzeug und Backwerk, öffnet leiſe das Fenſter und reicht es den armen Kindern hinaus. Die nehmen es, und geblendet von dem Lichterglanz glauben ſie vielleicht, es ſei am Ende das Chriſtkind ſelbſt geweſen, das ſie beſcheert, und eilen mit dieſer frohen Botſchaft nach Hauſe, indem ſie das, was ſie erhalten, freudeſtrahlend vorzeigen.

Dazu läuten die Glocken der Kirche, die tiefen Töne der Orgel dringen aus den geöffneten Thüren hervor, und die Menge ſtrömt ab und zu, um die Krippe mit dem heiligen Chriſt zu ſehen, die am Hochaltar enthüllt wird. Der Boden der Kirche iſt feucht und die Fußtritte hallen wider auf dem Steinpflaſter; die Regenſchirme und naſſen Mäntel verbreiten einen ſonderbaren Geruch,

und dazu duftet der Weihrauch so bekannt und angenehm. Man verrichtet sein Gebet, eilt wieder hinaus, und vor der Kirchenthüre blickt man aufwärts, ob der Himmel ein freundliches Gesicht mache und gute Feiertage verheiße. — Ah! es sind da viele schwarze Wolken, doch wird er über uns an einer kleinen Stelle heller und es erscheint ein schöner blauer, sanft strahlender Stern. Der ist vielleicht ein Prophet für gutes Wetter, oder es ist auch jener Stern, der sich immer über der Krippe des kleinen Christkindes zeigt und dem die heiligen drei Könige nachgegangen. — — Ja, der muß es sein, — geschwind nach Hause, das muß man den Kindern erzählen. — —

Wenn an einem solchen Christabende die Menge der Käufer und Käuferinnen anfängt in den Gewölben nachzulassen, — das geschieht nun nach sechs Uhr, — so werden die meisten der Laden geschlossen, damit auch die den ganzen Tag so beschäftigten Leute jetzt schon ihren Feiertag beginnen können, oder man läßt vielleicht noch zur Beaufsichtigung des Ganzen eine der Ladenjungfern zurück, die sich alsdann verdrießlich an den Tisch setzt, den Kopf auf die Hand stützt und wohl an ihre Heimath denkt, wo jetzt Alles heiter und vergnügt um den Christbaum steht, während sie hier noch ein paar Stunden allein sitzen muß. Das Geschäft darf noch nicht geschlossen werden: es könnte vielleicht noch ein verspäteter Kunde etwas brauchen.

Diese Vorsicht war denn auch in einem der größten Laden der Hauptstadt nicht unnöthig, und die junge Dame, welche hier saß, hatte sehr Unrecht, als sie so eben einen kleinen Monolog hielt, worin sie von hartem Dienste sprach und von überflüssigen Quälereien, die darin beständen, noch hier sitzen zu müssen, nachdem schon Alles längst auf seine Zimmer gegangen; — denn kaum hatte sie ihn beendigt, so fuhr ein Wagen dicht vor die Laden-

thüre, und ein Herr, der darin ſaß, öffnete den Schlag ſelbſt, ſprang heraus und trat in das Gewölbe.

„Schon dachte ich, es wäre auch hier geſchloſſen,“ ſagte er laut und luſtig, „und das wäre mir äußerſt unangenehm geweſen, denn ich muß Sie noch bei ſpätem Abend bemühen und Sie um das Neueſte bitten, was es in kleinen ſeidenen Halstüchern für Damen gibt.“

„Ah! Herr Doctor!“ verſetzte das Mädchen, das eifrig aufgeſprungen war. „Wir werden nur heute Abend bei Licht die Farben nicht recht unterſcheiden können; das nimmt ſich Alles bei Tage anders aus.“

„Sie haben vollkommen Recht, mein Kind,“ entgegnete der Herr; „aber meine Zeit am Tage iſt außerordentlich koſtbar, namentlich im Winter, wo es ſo viele Kranke gibt. — Und dann verlaſſe ich mich auch auf Ihren Geſchmack. — Bringen Sie auch ſogleich einen Carton mit Damenhandſchuhen, davon kann ich auch was brauchen,“ rief er dem Mädchen nach, das nach dem Hintergrunde gegangen war, um das Verlangte zu holen. — „Gott! ich hätte beinahe den ganzen Weihnachtsabend vergeſſen!“

„Das würde der Frau Doctorin nicht lieb geweſen ſein,“ ſprach lächelnd die Ladenjungfer, indem ſie die beiden Schachteln auf den Tiſch ſtellte. — „Aber das iſt Ihr Scherz, und Sie haben gewiß ſchon ſeit mehreren Tagen prächtige Sachen für die lieben kleinen Kinder bereit liegen.“

„Ah! das will ich meinen!“ erwiederte der Herr; „den Kindern eine Freude zu machen iſt leicht; man findet da immer Geſchichten, die ihnen gefallen. Aber bei den Erwachſenen — — iſt das oft unendlich ſchwer,“ ſetzte er leiſer hinzu.

„Sehen Sie, Herr Doctor, dieſe kleinen Shawls ſind das Neueſte, was wir haben. — Und ſehr elegant.“

„Ja, — nicht übel. Nehmen wir zwei: einen rothen und einen blauen; ich weiß nicht, welche Farbe meine Frau am Liebsten hat. — Nun zu den Handschuhen.“

Während das Mädchen den Carton öffnete, der das Verlangte enthielt, und die zierlichen Pakete heraus legte, trat ein anderer Herr in den Laden, nahm unter der Thüre seinen Hut ab und schlenkerte ihn hin und her, um einige Schneeflocken zu entfernen, die darauf gefallen waren, da er keinen Regenschirm bei sich hatte. Dann bedeckte er sich wieder und trat an den Ladentisch.

Dieser Herr trug eine Brille, und da ihm die Gläser derselben plötzlich anliefen, als er in das erwärmte Gewölbe trat, so zog er sein Sacktuch heraus, nahm die Brille herunter und putzte sie sorgfältig rein, wobei er mit dem eigenthümlichen Blick, den die Kurzsichtigen gewöhnlich haben, vor sich hinstarrte.

Das Mädchen bot ihm freundlich einen guten Abend.

„Wählen Sie für mich,“ sagte der Doctor, der über die Handschuhpakete gebeugt stand, „nehmen wir meinetwegen zwei Dutzend, Numero sieben hat meine Frau; die Farben will ich Ihnen überlassen.“

Der andere Herr hatte seine Brille schnell wieder aufgesetzt, blickte den, der eben sprach, von der Seite an, und dann klopfte er ihm leicht auf die Schulter.

Der Doctor richtete sich in die Höhe.

„Ah! du bist es, Alfons“ sagte er. „Was treibt denn dich so spät hier in den Laden?“

„Oh!“ erwiederte dieser, „wahrscheinlich dasselbe, was dich hieher führt. Ich brauche ebenfalls noch ein paar Kleinigkeiten für heute Abend. — Ihr kommt doch auch zu uns?“

„Zur allgemeinen Bescheerung; das versteht sich von selbst. Ah! da haben wir noch nie gefehlt."

„Diese Farben sind schön," meinte das Ladenmädchen, indem sie die ausgesuchten Handschuhe vor dem Doctor niederlegte, „es ist die gleiche Qualität, die Ihr Herr Schwager vorhin gekauft, nur habe ich andere Farben ausgesucht."

„So, du hast auch Handschuhe für deine Frau gekauft?" versetzte der Doctor mit gleichgültigem Tone. Da er aber hiebei den Blick auf die seinigen warf, so bemerkte er nicht, daß Alfons in diesem Augenblicke auf höchst unangenehme Art sein Gesicht verzog.

„Ja, ich habe auch Handschuhe gekauft," erwiederte dieser nach einer Pause, „natürlich für Mariannen, aber — — nicht zum heutigen Abend; dafür habe ich schon andere Sachen. Ich werde ihr die Handschuhe gelegentlich nächster Tage geben. — Hast du denn schon zu Hause die Kinder bescheert?" fragte er darauf, um von etwas Anderem zu sprechen.

„Nein, nein," antwortete der Doctor lustig, „das kommt noch, und ich freue mich darauf, als wenn ich selbst ein Kind wäre. Wenn man so den ganzen Abend wie ich in den verschiedensten Wohnungen herum kommt, und bald hier bald dort jubelnde Kinderstimmen hört, oder den Lichterglanz sieht, wenn sich in irgend einem dunkeln Gange plötzlich eine Thüre öffnet, und wenn man das Alles so aus der Ferne und eigentlich theilnahmlos mit ansehen muß, so ist man ordentlich begierig darauf, dieß Fest auch bei den Seinigen zu feiern."

„Aber der Herr Doctor haben doch heute Abend schon bescheert," sagte lächelnd das Ladenmädchen; „als sie Nachmittags vorbei fuhren, reichte man dem Kutscher von dem Hause gegenüber eine ganze Menge Sachen in den Wagen hinein."

„Ei, ei! der Herr Doctor!“ sprach Alfons, indem er unangenehm lächelnd seine Augenbrauen in die Höhe zog.

„Es war nur Kinderspielzeug,“ fuhr das Ladenmädchen fort.

„Ei der Tausend! auch Kinderspielzeug?“ meinte Alfons forschend. „Doch nicht für deine eigenen?“

„O nein,“ entgegnete unbefangen der Doctor, während er den listig aussehenden Schwager mit seinem offenen, ehrlichen Gesichte ruhig anblickte. „Ich habe da so arme Kinder in meiner Kundschaft, die von keinem Menschen etwas erhalten, und habe ich's mir angewöhnt, dieselben am heiligen Christabend ein wenig zu bescheeren; es schmerzt mich ordentlich, wenn ich so arme Geschöpfe bei ihrem Brod und ihren Kartoffeln, oftmals im kalten Zimmer, sitzen sehe und dabei an mein Haus denke, wo Oscar und Anna sich in der behaglichsten Umgebung befinden und kaum einen vernünftigen Wunsch ausgesprochen haben, so ist dieser auch schon erfüllt.“

„Aber mein lieber Freund,“ antwortete Alfons, „diese Ungleichheiten im menschlichen Leben kann man unmöglich ebnen, und es muß so sein.“

„Es muß allerdings so sein,“ sagte der Doctor, „doch ist es an uns, so viel wir im Stande sind, dem Armen seine Armuth leicht zu machen.“

„Amen!“ setzte Alfons spöttisch hinzu. — — Dann nahm er noch ein kleines Halstuch, dießmal für seine Frau, wie er sagte, — er schien das vorhin bei dem Handschuhkauf ganz vergessen zu haben, — dann wandte er sich an seinen Schwager und sprach: „Du kannst mich wohl an mein Haus führen, es ist für dich kein großer Umweg, und draußen regnet und schneit es durcheinander.“

„Das versteht sich von selbst,“ erwiederte dieser und bezahlte seine Rechnung. — „Steigen wir ein.“

Die beiden Schwäger verließen den Laden, bestiegen die Drotschke des Arztes, und die müden Pferde, die den ganzen Tag auf dem Pflaster herumgelaufen waren, gingen in einem ziemlich kurzen Trabe davon.

Bei dem Hause des Commerzienraths setzte der Doctor seinen Schwager ab, und rief ihm dann zu: „Also bis nachher!"

Jetzt schimmerten erst recht in allen Häusern die Weihnachtsbäume, jetzt konnte man erst recht das Jubeln der Kinder vernehmen, jetzt war Freude an allen Ecken.

Der Arzt blickte gern aus seinem Wagen heraus und freute sich jedesmal, wenn er bei so einem hellerleuchteten Fenster vorüberkam, wenn so die vielen brennenden Kerzchen wie kleine Blitze in seine Augen fuhren, um gleich darauf wieder zu verschwinden, wenn der Wagen weiter rollte. Er kam am Weihnachtsabend selten so spät wie dießmal nach Hause, doch hatten ihn einige wichtige Krankheitsfälle zurückgehalten; sonst war er es immer, der den Weihnachtsbaum arrangirte, anzündete und dann die Kinder herbei rief. Das Letztere mochte er sich auch heute nicht nehmen lassen, weßhalb er befohlen hatte, mit dem Anzünden zu warten, bis er käme; auch war es noch nicht so spät — erst sieben Uhr — und die Hoffnung auf bevorstehende Bescheerung ist schon im Stande, die kleinen Kinderaugen offen zu halten.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Weihnachtsleiden.

Endlich hatte der Doctor ſeine Wohnung erreicht; er ſprang aus dem Wagen in's Haus und eilte die Treppen hinauf. Heute war es ihm lieb, daß die Glasthüre, obgleich gegen ſeinen Befehl, offen ſtand: brauchte er dann doch nicht lange zu klingeln und konnte gleich auf den Corridor gehen, wo ihn dann die Kinder am Tritte erkannten, und ihm, wie namentlich bei ſolchen Veranlaſſungen gewöhnlich, entgegen ſtürzen würden.

Aber dießmal kam Niemand, — er huſtete, er ſtieß mit ſeinem Stock auf die Steinplatten, — umſonſt! Weder Oscar noch Anna ließen ſich ſehen.

Kopfſchüttelnd öffnete er die Thüre zum Speiſezimmer, wo in der Regel der Chriſtbaum aufgeſtellt wurde; da war Alles finſter, aber es drang ihm ein Geruch entgegen von verbranntem Wachslicht und Tannennadeln, aber viel ſchärfer, als er gewöhnlich vom Anzünden des Weihnachtsbaums entſteht.

Eilig wandte er ſich hierauf nach dem Kinderzimmer, öffnete

haſtig die Thüre und wollte mit ſeinem gewöhnlichen Schritte eintreten, doch kam ihm das Stubenmädchen entgegen, legte den Finger auf den Mund und ſagte: „Bitte, Herr Doctor, etwas leiſe, ſie ſchlafen.“

„Wer ſchläft?“ fragte er überraſcht.

„Nun, die Kinder, wenigſtens liegen ſie ganz ruhig.“

„Und ſchon ſo frühe, ehe ich den Weihnachtsbaum anzündete und ſie beſcheerte?“

„Ja, — ja — Herr Doctor —“ erwiederte das Mädchen ziemlich verlegen, „es iſt uns heute Abend ein kleines Unglück geſchehen.“

„Wem iſt ein Unglück geſchehen?“

„Eigentlich nicht uns, ſondern der Frau Doctorin.“

„So iſt meine Frau krank?“ fragte der Doctor und wollte eilig das Zimmer verlaſſen.

„Nein, die Frau Doctorin ſind ganz wohl, aber ich wollte nur ſagen: ihr iſt eigentlich das Unglück geſchehen mit den Kindern.“

„Um Gotteswillen! was iſt's mit den Kindern?“ rief erſchreckt der Vater. Und dabei drückte er das Mädchen auf die Seite und eilte wieder hinaus in's Zimmer. — „Wo iſt Frau Bendel?“

Die Aufgerufene kam zwiſchen den Betten hervor, in welchen die Kinder lagen und ging ihrem Herrn mit einem mehr verdrießlichen als verlegenen Geſichte entgegen.

„Mach' Sie doch keinen ſolchen Lärmen!“ ſagte ſie zum Stubenmädchen! „man ſollte ja glauben, hier läge Alles in den letzten Zügen. — O, es iſt nicht ſo ſchlimm,“ wandte ſie ſich an den Doctor, „Oscar und Anna haben ein kleines Unglück gehabt, wie das bei Kindern häufig vorkommt. Wir wußten nicht,

wo der Herr Doctor augenblicklich sei, sonst hätten wir Sie gleich rufen lassen; auch fuhr gerade der Herr Obermedicinalrath vorbei, als ich an der Hausthüre stand, um mich nach Ihnen umzusehen, und da rief ich diesen herauf."

Jetzt schien die sehr große Geduld des Arztes vollkommen erschöpft zu sein. Er schwenkte seinen Stock heftig in der Hand und sagte mit leiser aber vor Zorn zitternder Stimme: „Wollen Sie nun endlich die Güte haben, Frau Bendel, mir gehörig der Reihe nach zu erzählen, was wieder in diesem Hause für Dummheiten und Unglücke vorgefallen sind?"

Bei diesen Worten warf das Stubenmädchen den Kopf in die Höhe und ging, heftig mit den Achseln zuckend, an den Tisch zurück, wo ihre Näherei lag.

„Nun?" sprach der Hausherr ungeduldiger.

„So fürchterliches ist gerade nicht geschehen," antwortete finster Frau Bendel. „Und dann kann ich eigentlich nichts dafür, ich habe keine Dummheiten gemacht und man braucht nicht immer die Schuhe an mir abzuputzen. — Nun ja, der Christbaum stand im Eßzimmer fertig, alle Spielsachen darunter und sobald es dunkel wurde, wollte Madame die Bescheerung vor sich gehen lassen."

„Ich hatte aber befohlen, damit zu warten, bis ich nach Hause käme!"

„Dafür kann ich nichts; Madame befahl mir aber, wie schon gesagt, sobald es dunkel würde, die Lichter anzuzünden."

„Und Madame that das nicht selbst?" fragte verwundert der Hausherr.

„Nein, Madame wollten später kommen, wenn die Kinder ihre Sachen erhalten hätten und der erste Lärmen vorbei sei."

„Gerechter Gott!" dachte der Doctor, und schlug die Hände

über einander, „das nennt die Frau einen Lärmen und will nicht ſehen, wie die Kinder mit den weit offenen, glänzenden Augen in das Zimmer treten, wie ſie überraſcht auf der Schwelle ſtehen bleiben, dann entzückt auf den leuchtenden Baum zuſtürzen, und nun nach und nach mit immer größerem Jubelgeſchrei ein Geſchenk um das andere entdecken! — Es macht der Frau kein Vergnügen, zu ſehen, wie ſie nun bei jedem neuen Stücke den Eltern dankbar in die Arme fliegen, ſie herzlich küſſen und darauf mit an den Tiſch hinziehen, um ihnen dieß oder das zu zeigen! — — — — Alſo Madame ließ den Baum anzünden?“ fuhr er nach einer Pauſe und zwar mit großer Ruhe fort, denn ſein Herz durchzog ein eiſiges Gefühl. „Nun, das Uebrige kann ich mir allenfalls denken. — Aber erzählen Sie, Frau Bendel, erzählen Sie es ganz genau.“

„Alſo wir zündeten den Baum an, und ich muß ſchon ſagen, die Kinder hatten eine große Freude über Alles, namentlich Oscar ſprang in Einem fort herum und war wie ausgelaſſen.“

„Das kann ich mir denken.“

„Nun ging ich einen Augenblick hinaus,“ fuhr Frau Bendel zögernd fort, „und dort die Nanette blieb bei den Kindern.“

„Nein, nein, Frau Bendel, das iſt falſch,“ entgegnete eifrig das Stubenmädchen, „mir hatte Madame ſchon vorher geklingelt, ich mußte ihr ja helfen anziehen.“

„Ich weiß ganz genau, daß Sie im Zimmer war,“ ſagte hartnäckig die Kindsfrau, „ſonſt wär' ich gewiß nicht hinaus gegangen.“

„Bei Ihrem Dienſteifer gewiß nicht,“ verſetzte der Doctor mit einer erſtaunenswerthen Ruhe; doch zitterte ſeine Hand mit dem Stocke, und die Krempe ſeines Hutes drückte er ganz zuſam-

men. — „O ich kenne das ganz genau. Gebt Euch deßhalb keine Mühe, die Schuld auf das Andere zu ſchieben, ich will nur einfach das Factum wiſſen; — — die Thatſache, Frau Wendel, wie es auf deutſch heißt, oder, um mich noch deutlicher auszudrücken, was geſchehen iſt, nachdem die Kinder allein geblieben bei dem brennenden Baum. Denn daß ſie allein geblieben, iſt mir ſchon klar geworden."

„Das iſt freilich nicht zu läugnen; aber gewiß ohne meine Schuld."

„Und ohne die meinige," ſagte ſchnippiſch das Stubenmädchen.

„Was geſchah?" rief nun der Doctor ziemlich laut, indem er nach den Armen der Kindsfrau griff, und ſie wahrſcheinlich feſt gefaßt hätte, wenn ſie nicht zurück gewichen wäre.

„Wir waren alſo noch nicht lange zur Thüre hinaus," erzählte dieſe weiter, und verſuchte es, einen weinerlichen Ton anzunehmen, „ſo hörten wir ein großes Geſchrei, und als wir nun augenblicklich in's Zimmer zurückſtürzten, ſahen wir, daß der Baum vom Tiſche herabgefallen war. Oscar hatte gewiß daran gezerrt —"

„Der brennende Baum war vom Tiſch gefallen?" rief erſchrocken der Doctor. — „Und auf die Kinder?"

„Nur mit der Spitze auf Oscar; aber bei Gott im Himmel! Herr Doctor, nicht bedeutend, er hatte nur das Haar etwas verſengt und das rechte Ohr —"

„Er hätte verbrennen können!" warf entſetzt der Vater dazwiſchen. — „Und Anna?"

„Sie wollte auf die Seite ſpringen, ſtolperte über einen Schemel und ritzte ſich im Fallen die Haut über dem einen Auge blutig."

„Jetzt wüßten wir die Thatſachen," meinte wieder mit auffallend ruhigem und ſtillem Weſen der Doctor. — „Nun wollen wir nachſehen, wie viel ihr verſchwiegen habt."

Er legte Hut und Stock auf eine naheſtehende Kommode und ging in das anſtoßende Zimmer, wo ſich die beiden Kinder in ihren Bettchen befanden.

Sie hatten ſich Beide ſo ſehr auf den heutigen Abend gefreut, ſie hatten immer darauf gewartet, der Vater werde kommen, den Weihnachtsbaum anzünden und ſie nun wie gewöhnlich in das Zimmer führen. — Und der Vater blieb ſo lange aus, weßhalb Beide dachten, er hätte ſie am heutigen Abend vergeſſen, denn ſie wußten nicht, daß er befohlen, man ſollte warten bis er heim käme. — Und darauf hätten ſie ſo gerne gewartet! Doch Mama ließ ihnen den Baum anzünden, ohne ſelbſt dabei zu ſein, und ſie freuten ſich auch wohl recht, aber nicht ſo wie ſonſt. — Da wollte Oscar einen Reiter herab nehmen, der an dem Baume hieng, und da er ein wenig zu heftig zog, ſo bekam der Baum, ſchwer an Zuckerwerk, Nüſſen und Lichtern, das Uebergewicht, und ſtatt der Freude mußte Oscar ſowie Anna zu Bette gehen und dort viele Schmerzen aushalten, — beide ſchliefen nicht, ſondern warteten auf den Vater. Endlich hörten ſie ſeinen Wagen anfahren, hörten ihn die Treppen herauf ſpringen, dann in's Zimmer kommen, und vernahmen, wie Frau Bendel die ganze Geſchichte erzählte. — Nun fürchteten ſie ſich, wagten nicht ein Wort zu ſprechen, ja ſie ſchloſſen die Augen und ſo konnte man glauben, ſie ſchliefen.

Als ſich aber der Vater leiſe den Bettchen näherte, ſich darüber hinbeugte und tief betrübt ſagte: „ihr armen, armen Kinder!" da fiengen ſie Beide an heftig zu weinen, ſtreckten ihre Aermchen in die Höhe und riefen wie aus einem Munde: „O Papa, Papa, es iſt gut, daß du endlich gekommen biſt."

„Wir haben so lange auf dich gewartet," setzte Oscar hinzu.

„Und hätten gerne noch länger gewartet mit dem Anzünden des Baumes," meinte das kleine Mädchen — —

„Bis du nach Hause gekommen wärest, lieber Papa," unterbrach sie der Bruder. „Weißt du, wie gewöhnlich, wenn wir uns unter der Thüre beide Augen zuhalten mußten und du nur zähltest: Eins — zwei — drei. Ah! Das war immer so arg schön!"

„So wollen wir es auch wieder machen," versetzte beruhigend der Vater. „Jetzt müßt ihr aber recht ruhig sein."

„Wann wollen wir es wieder so machen, lieber Papa?" fragte Oscar.

„Vielleicht morgen Abend, mein Kind. Wenn du recht ruhig bist, bringt dir das Christkindlein wohl heute Nacht einen neuen Baum."

„O, das wäre prächtig!" entgegnete Oscar, und ließ sich nun recht gern in seinem Bettchen aufsetzen, vom Vater den Verband abnehmen und nach seiner Verwundung sehen.

Die war nun wohl schmerzhaft gewesen, aber glücklicher Weise nicht gefährlich. Der Obermedicinalrath hatte Umschläge von cullatischem Wasser befohlen, und die wurden nun fortgesetzt. Bei Anna, deren Schramme über dem Auge auch nicht tief war, legte man einfach kleine Compreßchen auf, die mit kaltem Wasser angefeuchtet waren.

Der Doctor setzte sich zwischen die Betten seiner Kinder und ließ sich erzählen, welche Herrlichkeit ihnen das Christkind bescheert. Das Meiste aber hatten sie in dem Schrecken und der Verwirrung wieder vergessen, und der Vater freute sich darauf, ihnen morgen mit einem anderen Baum, der wohl anzuschaffen sein würde, eine neue Bescheerung zu veranstalten. Und hiezu

gab er eine kleine Hoffnung, was ſie mit vieler Freude erfüllte. Sie reichten ihm dann zur guten Nacht ihren kleinen rothen Mund, den er herzlichſt und innigſt küßte, Anna ſchlang dabei ihre Aermchen um ſeinen Hals und drückte ihn feſt an ſich. — „Gute Nacht, lieber, guter Papa," ſagten ſie; und hierauf ging dieſer mit leiſen Schritten in das Vorzimmer.

Frau Bendel und das Stubenmädchen ſaßen da, tief gekränkt, im Gefühle ihrer Unſchuld; Beide hatten Recht, wie denn überhaupt die weiblichen Dienſtboten bei jeder Veranlaſſung Recht zu haben pflegen, und Beide machten ihrem Herrn ein grimmiges, unverſchämtes Geſicht, wie das ſo Brauch iſt in dieſer verderbten Welt.

Der Doctor ſchien übrigens die unmuthig emporgezogene Naſe des Stubenmädchens, ſowie die verdrießlich herabhängende Unterlippe der Frau Bendel gar nicht zu bemerken, ſondern nahm ſeinen Hut und Stock und ſagte in beſtimmtem Tone zu der Kindsfrau: „Feuchten Sie die Umſchläge noch einmal an, ehe Oscar und Anna einſchlafen, dann laſſen Sie die Kinder ruhen." Hierauf ging er der Thüre zu, blieb aber vor derſelben ſtehen und fragte: „Wo iſt meine Frau?"

Da er dieſe Frage an keine der beiden ſchwer Beleidigten ſpeciell richtete, ſo erhielt er auch keine Antwort, und mußte ſie, an das Stubenmädchen gerichtet, wiederholen.

„Madame ſind unten bei Oberjuſtizraths" antwortete ſie kurzweg, „werden aber gleich herauf kommen."

„Zur Vorſorge, daß ſie auch gewiß kommt, können Sie ihr ſagen, ich ſei da," verſetzte der Doctor. Worauf er das Zimmer verließ und in den Salon hinüber ging.

Die Köchin, die draußen vor der Thüre, ſcheinbar um zu

leuchten, in Wahrheit aber, um „den Spectakel“ nicht zu verſäumen, gewartet hatte, folgte ihm.

Der Doctor befand ſich immer noch in ſeinem Paletot, den er auf der Straße trug, er zog ihn aber, im Zimmer ſeiner Frau angekommen, ſogleich aus, und als er ihn nun über die Stuhllehne hängte, bemerkte er in der Taſche die beiden Paketchen mit den Sachen, die er für ſeine Frau gekauft. Er warf ſie auf den nebenan ſtehenden Tiſch, dann legte er die Hände auf dem Rücken zuſammen und ſpazierte nachdenkend im Zimmer auf und ab.

Sein Zorn war verraucht, es war nichts übrig geblieben als ein tiefer Schmerz, ein wehmüthiges Gefühl, daß ihm auch dieſer Abend, die Freude, die er an demſelben zu genießen gehofft, durch die Gleichgültigkeit ſeiner Frau verdorben worden. Würde er ſie bei ſeinem Eintritt in das Kinderzimmer geſehen haben, ſo hätte es vornherein eine ſtarke Scene gegeben, denn er war im erſten Augenblicke außer ſich. So aber hatte er ſich gefaßt, und er wurde kälter und kälter, je länger er in dem Salon auf und ab ſpazierte.

Madame ließ ihn ziemlich lange da ſpazieren, ehe ſie erſchien.

„Was hilft's mich,“ dachte er in ſeiner übergroßen Herzensgüte, „wenn ich ihr jetzt harte oder ernſte Worte ſage, wenn ich ſie frage, warum ſie meinen Befehl nicht befolgt und mit dem Anzünden des Baumes gewartet, bis ich nach Hauſe gekommen? — Wird ſie ihr Unrecht einſehen? — Gewiß nicht! Am allerwenigſten, wenn ich es ihr ernſtlich vorhalte. Und wenn ſie es nicht einſieht, wird ſie ſich auch nicht bemühen, ihr Leben in ſo vielen Dingen zu ändern.“

„Nein, nein! ſie wird es nicht ändern,“ ſprach er halblaut vor ſich hin, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, „ſie

wird es nicht ändern, weil ſie nie ihr Unrecht einſieht. — Auch iſt es ja der heilige Chriſtabend, und da iſt es beſſer, ich laſſe Fünfe gerade ſein, als daß ich einen Streit mit ihr anfange. — Hoffentlich wird ſie mich heute Abend wenigſtens mit einem freundlichen Geſicht empfangen, denn ihr Herz muß ihr doch ſagen, daß ſie ſchwer gefehlt, wenn ſie das auch mir nicht eingeſtehen will. — Ach ja, ſie wird zuvorkommend, vielleicht herzlich ſein. — — — — — Aber ſie könnte jetzt ihren Beſuch da drunten abbrechen," fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „ſie muß doch lange wiſſen, daß ich da bin." — — — —

Bald darauf hörte man Schritte auf der Treppe, die Glasthüre wurde geöffnet, dann die Salonthüre, und Madame trat herein. Ob ſie ihren Gemahl mit einem Kopfnicken begrüßte, ſind wir nicht im Stande genau anzugeben; daß ſie aber ſein freundliches „Guten Abend" mit keiner Sylbe erwiederte, darauf können wir ſchwören. Sie drückte die Thüre etwas ſtark hinter ſich in's Schloß, ging langſam in die Mitte des Zimmers, wo der Tiſch ſtand, ſtützte ihre Hand darauf und ſagte ziemlich laut: „Da bin ich denn. — Was ſoll es ſchon wieder?"

Wir müſſen geſtehen, daß der Doctor vom Anblick ſeiner Frau ſehr unangenehm überraſcht war; von dem freundlichen Geſicht, das er zu ſehen gehofft, war keine Spur zu bemerken, ſie ſtand da, den Kopf ziemlich erhoben, mit den Augen zwinkernd, und nagte an der Unterlippe, was Alles bei ihr ein Zeichen ſchlechter Laune war.

„Das iſt eine ſeltſame Frage von dir," entgegnete er. — „Was du hier ſollſt, wenn dein Mann nach Hauſe kommt? — In der That ſeltſam für jeden Abend, aber doppelt ſeltſam für ein Feſt wie das heutige. Da meine ich denn doch, es verſtände ſich von ſich ſelbſt, daß du, wenn du nicht auf deinem Zimmer biſt

und ich dich rufen laſſe, freundlich kommen könnteſt und mir einen guten Abend bieten."

Madame warf den Kopf auf die Seite und gab keine Antwort.

Der Doctor rieb ſich die Stirne, denn er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe ſtieg. — „Ich an deiner Stelle," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „hätte überhaupt am heutigen Abend meine Wohnung nicht verlaſſen, und das aus zweierlei Gründen: erſtens, um nach deinen Kindern zu ſehen, die ja krank zu Bette liegen, und zweitens, um mir, deinem Manne, ſogleich ſagen zu können, auf welche Art die Kinder, die heute Mittag noch ſo friſch und munter waren, von dem Unfalle betroffen wurden."

„Und dabei wohl um Verzeihung bitten?" fragte ſie mit einem bitteren Lächeln.

„Wenn du etwas Unrechtes gethan haſt, allerdings," verſetzte er. „Und wenn du irgendwie gegen meine Befehle gehandelt, ſo wird es durchaus für dich keine Schande ſein, wenn du ein Wort der Entſchuldigung hören ließeſt."

„Es iſt leicht gegen deine Befehle handeln," antwortete die Frau, „denn du befiehlſt den ganzen Tag, bald dieß, bald das, bald rechts, bald links, bald ſo, bald ſo. Und dieſe Befehle kreuzen ſich ſo hin und her, daß es ſehr verzeihlich iſt, wenn man täglich ein halbes Dutzend vergißt."

„Gott ſei Dank!" dachte der Doctor, „ſie antwortet doch wenigſtens. Alſo wird die Scene nicht ſo ſchlimm werden."

„Deinen Befehl am heutigen Abend, auf den du anſpielſt," fuhr ſie fort, „hatte ich übrigens keine Luſt zu befolgen; ich ſehe gar nicht ein, weßhalb ich immer warten ſoll, bis es dir einmal gefällt, nach Hauſe zu kommen."

„Bis es mir einmal gefällt, nach Hause zu kommen?“ entgegnete schmerzlich berührt der Doctor. „Du hast sehr Unrecht, das zu sagen, da du wohl weißt, daß ich nicht Herr meiner Zeit bin.“

„Ich will mit dir nicht streiten!“ sagte sie wegwerfend, „da komme ich doch zu kurz. Aber heute machte es mir nun einmal Spaß, sobald es dunkel wurde, den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden zu lassen, weil es alle vernünftigen Leute gerade so machten. — Ist das denn ein so fürchterliches Unrecht?“

„Ja,“ sprach er fest und ruhig, aber ohne Zorn, während er sich gleichfalls dem Tische näherte und ihr gegenüber trat. „Und gerade in dem Anzündenlassen liegt ein doppeltes Unrecht; hätten die armen Kinder dich gebeten, ihnen doch jetzt schon die Freude zu machen, hätte dein Mutterherz diesen zärtlichen Bitten nicht mehr widerstehen und du nicht mehr erwarten können, bis die Kinder dir jubelnd in die Arme sprangen mit herzlichem Danke, so wäre es dir zu verzeihen, daß du meinen Wunsch, meinen Befehl nicht beachtet. — Aber da es dir, — auf deinem Fauteuil,“ fuhr er heftiger fort, „vollkommen gleichgültig sein konnte, ob die Kinder jetzt oder später ihren Weihnachtsbaum erhielten, — denn du sahst nicht ihr Entzücken, ihre kindliche Freude, — so hättest du das, was ich angeordnet, respectiren sollen und mir dadurch neuen Verdruß und den Kindern den Unglücksfall ersparen können.“ —

„Ja, ja, es ist schon recht,“ entgegnete sie und wandte dabei den Kopf ab; „es kann in diesem Hause kein Tag ohne Streitigkeiten vergehen, und wenn nichts mehr da liegt, so suchst du was von weiter herbei.“

„Ich suche was herbei!“ sprach er im Tone des Vorwurfs. „Was weiß ich, was dir am Tage Unangenehmes passirt

iſt; aber Alles, wo du draußen deinen Zorn nicht auslaſſen kannſt, das müſſen wir hier entgelten, namentlich ich. — Ah! es iſt am Ende ſehr leicht, verdrießlich nach Hauſe zu kommen und alsdann ohne alle Urſache Scenen abſichtlich herbeizuführen."

„Scenen abſichtlich herbeiführen!" verſetzte er mit zornigem Lachen; „und das ohne alle Urſache! — — Sage mir, Frau, woher nimmſt du die Stirne, um mir nach dem, was vorgefallen, ſolche Dinge in's Geſicht hinein ſagen zu können. — Scenen abſichtlich herbeiführen! Ich war ruhig wie ein Engel, als du in's Zimmer herein tratſt, — ich hatte mir auch vorgenommen, es zu bleiben, nicht weil es auf dich einen Eindruck machen würde, ſondern hauptſächlich, weil es der heilige Abend iſt, — einer unſerer höchſten Feſttage. — Hahaha! ein ſchöner Feſttag für mich! — Nun alſo, ich wollte ruhig bleiben, und ich wäre es bei Gott im Himmel auch geblieben, wenn du — du, im Bewußtſein deines Fehlers gegen mich, es nur der Mühe werth gefunden hätteſt, ein Wort der Entſchuldigung fallen zu laſſen. — O nicht einmal das! — Ein Wort der Entſchuldigung? — So viel verlangt man nicht von dir; nein, nein! nur ein freundliches Geſicht hätteſt du mich ſollen ſehen laſſen, mir nur die Hand entgegen ſtrecken und zu mir ſagen: Ah! da biſt du ja; ich freue mich. — Dann hätte ich dir in meinem Herzen gedankt, und wenn du mir den Unfall von dahinten erzählt hätteſt," — damit ſtreckte er die Hand aus, — „ſo hätte ich dir liebreich geſagt: Laß' uns das eine Lehre ſein, mein Kind, daß Eins des Andern Wünſche, wo es thunlich iſt, erfüllt."

„Alſo eine Lehre hätte es doch gegeben! — Nun, das habe ich mir gedacht."

„Aber du willſt keinen Frieden!" rief der Doctor laut, indem er vor Zorn zitterte, „du ſelbſt willſt nichts von Ruhe, und

gönnſt auch mir keine. — Nun wohlan denn, mir kann es recht ſein; aber jetzt, da du mich auch wieder aus meinem ſtillen Frieden hinaus gejagt haſt, ſo ſollſt du wenigſtens hören, wie tief du mich verletzt. — Gott da oben weiß es, wie ſehr ich mich den ganzen ermüdenden Tag über auf den heutigen Abend gefreut, auf meine Kinder und ihre Glückſeligkeit, auf ein ſtilles Beiſammenſitzen mit euch. — Und nun iſt Alles, Alles wieder dahin!"

„Im Gegentheil," erwiederte Madame, indem ſie ihrem Manne recht dreiſt in die Augen ſah, „jetzt erſt haſt du erreicht, was du gewünſcht: du darfſt nach Herzensluſt ſchimpfen und toben."

„Ja, und das will ich!" ſchrie nun der arme Doctor im höchſten Zorne.

Und ſo leid es uns thut, können wir bei unſerer Wahrheitsliebe dem geneigten Leſer nichts verſchweigen: er ſchlug dabei ſo heftig auf den Tiſch, daß einige Flaſchen und Gläſer, die dort ſtanden, in die Höhe fuhren.

Die Doctorin wich mit einem böſen Blick einen halben Schritt zurück, warf ſich aber drohend in Poſitur und öffnete ihre Augen ſo weit als möglich.

„So höre denn auch mein Toben," fuhr er fort. „Wenn du eine Frau von Erziehung und Gefühl wäreſt, — o Gott! wenn du nur allein ein fühlendes Herz hätteſt, ſo würdeſt du begreifen, wie ſich ein Vater das ganze Jahr darauf freuen kann, am Weihnachtsabend ſeinen lieben Kindern die Beſcheerung ſelbſt zu veranſtalten; da würdeſt du fühlen, daß die ganze Seligkeit dieſes Gebens in dem Momente liegt, wo die armen kleinen Kinder daſtehen, überraſcht und ſprachlos vor Entzücken. — Den Moment haſt du mir leichtſinnig ge — — nommen. — Und haſt du vielleicht für dich ſelbſt dieſen Raub an meinem Herzen be-

gangen? — O, das wäre verzeihlich! — Aber nein! — nein! — nein! Du ſtahlſt mir dieſe koſtbare Stunde, um ſie in höchſter Gleichgültigkeit fremden Leuten hinzuwerfen, die ſie doch nicht zu würdigen verſtehen."

Madame nagte heftig an ihrer Unterlippe, zwinkerte auch etwas ſtärker als gewöhnlich mit den Augen, ſonſt aber ließ ſich auf ihrem leidenſchaftsloſen Geſichte keine Spur irgend einer Aufregung erſehen, ja ſie lächelte ſogar, als ſie ſagte: „dein Humor von heute Abend übertrifft ſich. Du ſprichſt von Bildung und Gefühl, und wirfſt deiner Frau vor, ſie raube und ſtehle."

Der Doctor zuckte heftig zuſammen, denn das war eins ihrer gewöhnlichen Mannöver, daß ſie irgend ein Wort aus dem Zuſammenhange oder dem Sinn des Ganzen heraus riß und ihm nun hartnäckig vorwarf.

„Alſo ich raube und ſtehle?" wiederholte ſie. „Schön! das habe ich noch nicht gewußt."

„Eine koſtbare Stunde haſt du mir heute Abend wieder geraubt, wie ſchon früher unzählige, habe ich geſagt und ſage es wieder," entgegnete der Doctor, indem er die geballte Fauſt auf den Tiſch ſtützte und ihr, ſich vorn überbeugend, feſt in die Augen ſah. — „Nur in der Beziehung, ſprach ich dieſes Wort; ich bitte — Frau — daß du die Gnade haben mögeſt, mich zu verſtehen, mir nicht den Sinn meiner Worte zu verdrehen und mich jetzt einmal ohne Einwendung anzuhören, bis ich zu Ende bin."

„Wenn die Scene noch lange andauern ſoll," erwiederte ſie, „ſo wirſt du mir vielleicht erlauben, daß ich mich einen Augenblick niederſetze, denn ich kann das ſitzend ebenſo gut wie ſtehend genießen."

Damit wollte ſie ſich vom Tiſche entfernen, doch faßte der

Doctor in höchſter Wuth nach ihrem Handgelenke, nahm es feſt zwiſchen ſeine Finger und hielt ſie auf dieſe Art zurück.

„Nein," ſagte er, und ſeine Augen ſprühten Blitze, „du ſollſt mich ſtehend anhören, denn meine Rede ſoll deine Strafe ſein, und Strafen empfängt man nicht im weichen Fauteuil — Madame. — Wenn überhaupt nicht das Sitzen ſo deine Leidenſchaft wäre, ſo ſtände es anders um mein Haus, um mich und die Kinder. Aber was kann man von den Dienſtboten verlangen, wo Madame zu — faul iſt, — ja, ich habe es geſagt, — um ſich auch nur im Geringſten ihres Hausweſens anzunehmen! Der Beweis iſt der heutige Abend. Iſt es nicht Faulheit und Gleichgültigkeit, — von mangelndem Gefühl will ich gar nicht mehr reden, — daß ſich Madame am heutigen Abend den Teufel um ihre Kinder bekümmert, ſie fremden Leuten überläßt? — Fremden Leuten, die ſo wenig überwacht ſind, daß ſie ſich ihrerſeits ebenfalls unterſtehen, die armen Geſchöpfe ohne Aufſicht zu laſſen, ſo daß nur der Schutz des guten Gottes daran Schuld iſt, daß nicht Brandunglück und Tod in meinem Haus eingekehrt."

Bei dieſen letzten Worten ließ er ihre Hand los und faltete ſeine Arme auf der Bruſt, wobei er tief Athem ſchöpfte und die Frau mit einem feſten Blicke anſah.

Madame war vorhin ein klein wenig erbleicht, doch faßte ſie ſich bald wieder, und als ſich von ihrem Handgelenke die umklammernden Finger ihres Gatten gelöst, blickte ſie die Röthe, die durch dieſen Druck entſtanden, einen Augenblick mit verächtlich aufgeworfenem Munde an, dann ſagte ſie achſelzuckend: „Natürlicher Weiſe, ſo muß man mich behandeln! Ich verdiene das, denn was kann Jemand, der raubt und ſtiehlt, und der an Brandunglück und Tod im eigenen Hauſe Schuld iſt, anders verlangen? — — — — Aber ich habe dieſe Scenen ſatt," fuhr

ſie nach einer Pauſe fort, „vollkommen ſatt und ertrage ſie nicht länger. — Ich ſehe wohl, daß ich anfange hier überflüſſig zu werden, und machen kann, was ich will, ohne daß ich im Stande bin, Streit, Zank und — — alles Mögliche zu verhüten. — — — — Auch bin ich zu ſtolz, irgendwo geduldet zu ſein; meine Rechte als Hausfrau ſcheint man hier nicht anerkennen zu wollen, indem man mich wie eine Magd behandelt. Das will ich ändern und deßhalb heute noch zu meiner Mutter hinaus, um mich mit ihr zu beſprechen, wie dieſe Sache auf die ſchicklichſte Art und zur Zufriedenheit beider Theile geändert werden kann.“ — Sie warf den Kopf in die Höhe und ſtemmte die rechte Hand feſt auf den Tiſch. Dann ſchloß ſie nach einer kleinen Pauſe: „Ich werde hoffentlich die Erlaubniß erhalten, über dieſen Gegenſtand mit meiner Mutter ſprechen zu dürfen?“ — Sie wartete einen kleinen Augenblick auf Antwort, dann wandte ſie ſich um und eilte zum Zimmer hinaus, wobei ihr Fuß hart auftrat und ihr Kleid aus ſchwerem Seidenſtoffe heftig rauſchte.

Draußen auf dem Gange ſtoben die drei dienſtbaren Geiſter, die Köchin, die Kindsfrau und das Stubenmädchen, eilfertig auseinander und von der Thüre weg, als ſie vernahmen, daß dieſe geöffnet wurde. Sie hatten es in ihrer Dienſttreue für nothwendig gehalten, kein Wort von der „koſtbaren“ Scene im Salon zu verlieren, und die Dame der Küche ließ aus dieſem wichtigen Grunde die Suppe verbrennen, Nannette vergaß ihre Stickerei, und Frau Bendel konnte es nicht ſehen, daß Anna ſich in ihrem Bettchen aufgerichtet hatte und ſehnſüchtig nach der Wärterin rief, da ſie die Wunde am Kopfe wieder ſchmerzte.

Es iſt Schade, daß wir in dieſe wahrhaftige Geſchichte keine Spuckgeſtalten hinein bringen können, denn ſonſt würden wir, gewiß zum großen Vergnügen des geneigten Leſers, hier einen

Prügelgeiſt erfinden, der unſichtbar hinter den Zuhörern auf dem Gange ſtände, um im geeigneten Momente eine Legion unſichtbarer aber ſehr kräftiger Ohrfeigen loszulaſſen. — O, wenn es nur ſolche Prügelgeiſter gäbe!

Der Doctor war an dem Tiſche ſtehen geblieben und hatte ſeiner Frau nachgeblickt, bis ſich die Thüre hinter ihr geſchloſſen, dann ließ er die Arme ſinken, ſeufzte aus tiefem Herzensgrunde und ſagte: „Sie mag thun, was ſie verantworten kann, ich will ſie nicht zurückhalten.“

Hierauf nahm er die Carcellampe vom Tiſche, doch während er ſie in ſein Arbeitszimmer hinüber trug, zitterte ſeine Hand ſo heftig, daß Kugeln und Glas beſtändig zuſammen klirrten.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Eine Mutter und ihr Kind.

Zwiſchen ſeinen Büchern und alten bekannten Möbeln und Geräthſchaften ging der Doctor längere Zeit auf und ab und dachte der eben vergangenen Scene. Der Anblick all' der bekannten und traulichen Gegenſtände, die ihn ſchon ſeit langen, langen Jahren umgeben, — Manches ſtammte ja noch aus ſeiner Kinder- und Schulzeit her, — beruhigte allmälig ſeine Nerven und ließ ſein Herz langſamer ſchlagen. — War er zu heftig geweſen? — Anfänglich gewiß nicht, und am Ende hatte ſie ja mit Gewalt ſeine Geduld zerriſſen. — Nein, nein! Dießmal konnte er ſich nicht ſelbſt anklagen: er hatte ihrem Kommen mit den beſten Gedanken entgegen geſehen; hätte ſie ihm nur die Hand gereicht und geſagt: es iſt mir leid, daß das Alles geſchehen, laß' es gut ſein — o, dann hätte er einen heiteren Abend erlebt, anſtatt daß er ſich jetzt ſo troſtlos und unglücklich fühlte. — — — — Hatte ſie doch ruhig auf eine Scheidung angeſpielt, und den Gedanken konnte er nicht faſſen und ertragen bei allen Fehlern, die ſie hatte;

auch war ſie ja die Mutter ſeiner Kinder, und er hatte noch immer gehofft. — Wenn ſie aber an dem ausgeſprochenen unglücklichen Gedanken feſthielt, ſo war Alles für ihn verloren, denn er liebte ſie immer noch.

Von dieſen finſteren Gedanken überwältigt warf er ſich in ſeinen Lehnſtuhl und vergrub den Kopf in beide Hände. Er verfiel in jenen Zuſtand, wo man nicht mehr denkt, ſondern wachend träumt, wo traurige und heitere Bilder mit einander kämpfen, wo jener wilde Schmerz, der unſer Innerſtes empört, ruhiger wird, wo nur tief im Herzen die eben überſtandenen Leiden bei jedem Athemzuge nachzittern.

Draußen an der Glasthüre wurde jetzt die Klingel ſanft gezogen; die Köchin öffnete, eine leiſe Stimme flüſterte Etwas und darauf antwortete Jene: „Der Herr Doctor ſind nur zu ſprechen Mittags von Zwei bis Drei, ſowie Mittwoch und Samſtag Nachmittag zwiſchen ſechs und ſieben Uhr.“

Die fragende Perſon ſchien nichts darauf zu antworten, wenigſtens vernahm man im Zimmer nichts.

„Auch werden Sie wohl wiſſen, daß heute der Weihnachtsabend und ſchon acht Uhr vorbei iſt. — Nein, ich kann dem Herrn Doctor Niemand melden, Sie müſſen ſchon morgen Früh wieder kommen.“

„Das kann ich auch,“ hörte man die andere Stimme ſagen, „das kann ich auch, und bitte ich, ſehr zu entſchuldigen.“

Der Doctor fuhr aus ſeinen Träumereien empor und zog die Klingel, die neben ſeinem Schreibtiſche hieng.

Da draußen war eine Leidende, die man eben abweiſen wollte; ihm erſchien es aber in dieſem Augenblicke als eine Beruhigung, das Unglück Anderer zu hören, es vielleicht lindern zu

können. Auch zog ihn der Klang der Stimme draußen an: er war so leise und klagend.

Die Köchin trat in das Zimmer.

„Wer war draußen? — Wer hat geschellt?“

„Eine unbedeutende Person, — ein ärmlich aussehendes Frauenzimmer; ich habe sie auf morgen Früh wieder bestellt.“

„Lassen Sie sie nur herein kommen.“

„Ja, sie wird schon fort sein.“

„So eilen Sie die Treppen hinab und holen sie herauf.“

Die Köchin ging hinaus, schloß die Glasthüre hinter sich, man hörte sie in den untern Stock hinunter laufen, und wenige Augenblicke darauf kam sie wieder zurück, öffnete die Thüre zum Arbeitszimmer ihres Herrn und ließ ein Frauenzimmer eintreten, das schüchtern auf der Schwelle stehen blieb.

„Sie haben mich noch heute Abend sprechen wollen?“ fragte sanft der Doctor.

„Ja, und ich bitte sehr um Verzeihung,“ entgegnete die Eingetretene; „ich weiß wohl, daß ich eine ziemlich unpassende Zeit gewählt habe.“

„Wenn man krank ist, so kann man das nicht so genau nehmen. — Womit kann ich Ihnen helfen? Sind Sie von Jemand anders zu mir geschickt oder selbst krank?“

Das Mädchen schwieg einen Augenblick still, dann aber näherte sie sich mit einigen schüchternen Schritten dem Arzt, faltete ihre Hände und sagte: „Beides ist nicht der Fall, Herr Doctor: ich bin von Niemanden geschickt und auch nicht selbst krank.“

„So wollen Sie auf andere Art meine Hülfe in Anspruch nehmen?“ entgegnete der Arzt, indem er die Hand an eine Schub-

lade ſeines Schreibtiſches legte, da er dachte: man will ein Allmoſen von mir haben.

Mochte nun das Mädchen die Bewegung des Doctors verſtanden oder den Blick begriffen haben, den er zu gleicher Zeit über ihre ganze Geſtalt hinlaufen ließ, genug, ſie ſagte eifrig: „Um Ihre Hülfe bitte ich wohl, Herr Doctor, das heißt, nur um Ihre Hülfe in Worten — um Ihren Rath.“

„Aha! — Alſo doch eine Art ärztlicher Conſultation? — So bitte ich, Platz zu nehmen.“

Dabei ſtand er auf, ſchob ihr einen Stuhl hin und hob alsdann den Schirm von der Lampe, ſo daß das volle Licht auf des Mädchens Geſicht fiel. Ein Blick auf dieſe Züge belehrten übrigens den Arzt, daß er doch eine Kranke vor ſich habe, und zwar eine ſchwer Kranke, eine Unheilbare. — — — — Es war Catharine, die Näherin, die ſich nun vor ihm auf den Stuhl niederließ, und deren Bruſt ſich heftig hob und ſenkte, wobei ſie den Mund leicht geöffnet hatte und die Naſenflügel zitternd jedem Athemzuge folgten. Die Wangen waren noch bleicher als vor einiger Zeit, und die Röthe auf denſelben dunkler und brennender.

„Vor allen Dingen,“ ſprach das Mädchen, „muß ich Sie um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt, Sie am heutigen heiligen Abend zu ſtören; vielleicht hatte ich Unrecht, aber ich dachte mir, der Chriſtabend mit ſeinen Freuden, mit den angenehmen Stunden, wenn man den Kindern Etwas beſcheert hat, mache Sie noch freundlicher geſinnt als Sie ſonſt wohl ſind, und geneigter, Etwas für mich zu thun.“

„Wenn es in meiner Macht liegt, Ihnen zu helfen, ſo ſoll es geſchehen,“ entgegnete der Doctor. — „Sprechen Sie.“

Catharine that einen tiefen Athemzug, dann zog ſie ihr

Umschlagtuch mit den zitternden Fingern etwas von der Schulter herab und sagte, indem sie die glänzenden Augen niederschlug: „Es wird mir recht schwer anzufangen, Herr Doctor; aber dem Arzte kann man ja Alles sagen wie dem Pfarrer, und so will ich denn auch Ihnen beichten. — — Ich hatte ein Kind, ein kleines, liebes Kind —"

Der Doctor wollte eine Frage thun, doch kam ihm Catharine zuvor, indem sie fortfuhr:

„Nein, nein, ich bin nicht verheirathet."

„Nun denn, so erzählen Sie weiter," sprach er mit gutmüthigem Tone.

„Dieses Kind hatte ich zu einer Frau gethan, die es recht ordentlich verpflegte; es gedieh auch, — so schien es mir wenigstens, — denn wenn ich am Sonntag alle acht Tage zu ihm ging, so konnte ich schon bemerken, daß seine Bäckchen dicker wurden, und auch die Aermchen und Hände. — Man sieht so was leicht."

„Und das Kostgeld bezahlten Sie aus eigenen Mitteln?" fragte der Doctor. — Er hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt und betrachtete die Person vor sich mit aufmerksamen Blicken.

„Aus eigenen Mitteln," wiederholte sie. „Ich brauche ja für meine Person nicht viel, und wenn man für sein Kind arbeitet, so ist es Einem gar nicht mühsam, vom Morgen bis in die Nacht zu nähen, — gewiß nicht."

„Aber der Vater dieses Kindes?" fragte der Doctor zögernd.

„O ich wollte nichts von ihm," erwiederte Catharine, indem sie die Hand ausstreckte, „nicht einen Kreuzer mehr, nachdem er mich verlassen."

„Ah so! — ich verstehe."

„Ich war so glücklich mit meinem kleinen Kinde, so glücklich, daß ich es gar nicht sagen kann. Ich muß Ihnen das ge-

ſtehen, Herr Doctor, damit Sie auch begreifen, wie ſehr mich der fürchterliche Schlag traf, als man mir eines Tags ſagte, das Kind ſei plötzlich geſtorben."

„Und Sie wußten nichts von ſeiner Krankheit?"

„Nicht das Geringſte."

„Und man rief Sie nicht, als das Kind am Sterben war?"

„Man rief mich nicht; man hatte es ſogar ſchon begraben, als ich ſeinen Tod erfuhr und man mir dieſen Todtenſchein hier einhändigte."

„Laſſen Sie ſehen."

Catharine reichte dem Arzte das Papier, das er aus einander faltete und genau durchſah. „Nach dieſem Schein," ſagte er, „iſt freilich kein Zweifel, daß bei einer Frau — — Bilz ein Kind, Mädchen, von zwei Jahren in der Nacht von dem auf den geſtorben iſt. — Alles iſt hier in Ordnung, jede Formalität erfüllt und die Unterſchrift richtig."

„Aber das Kind iſt darum doch nicht geſtorben," ſprach das Mädchen mit einem ſeltſamen Lächeln.

„Wie meinen Sie das?" entgegnete aufmerkſam der Doctor. — „Meinen Sie vielleicht, nicht von ſelbſt geſtorben? — Vielleicht gar getödtet worden? — O ſeien Sie unbeſorgt, die Leichenſchau nimmt es, namentlich in dieſen Fällen, ſehr genau."

„O nein," antwortete das Mädchen, „es iſt da nichts Schlimmeres geſchehen, als daß man mein Kind heimlich fortgenommen und ein anderes untergeſchoben hat, über welches dieſer Schein ausgeſtellt wurde."

„Ich verſtehe Sie nicht recht," ſagte der Doctor; „es mußte doch Jemand einen Zweck dabei gehabt haben, Ihr Kind verſchwinden und Ihnen als todt erſcheinen zu laſſen."

„O an einem Zweck fehlt's nicht!“ verſetzte Catharine, nachdem ſie leicht gehuſtet; „der Vater des Kindes, — er iſt von ſehr ordentlicher Familie,“ ſprach ſie mit einigem Stolze, — „ſteht im Begriff, ſich zu verheirathen. Seine Verwandtſchaft nun, der mein armes Kind ſchon lange im Wege war, hat nun die Mittel gefunden, es auf die angegebene Art auf die Seite zu ſchaffen.“

„Das iſt ja ein Verbrechen!“ rief der Arzt.

„Gott ſei Dank, daß ſie kein ſchlimmeres begingen, daß ſie wenigſtens das Kind am Leben ließen! — Sie haben es alſo fortgeſchafft und ein anderes krankes Kind dafür hingebracht, das nun geſtorben und über deſſen Tod jener Schein ausgeſtellt wurde.“

„Möglich! — möglich!“

„Nicht nur möglich,“ entgegnete das Mädchen, während es ſich mit ſeiner zitternden Hand über die Stirne fuhr, „es iſt gewiß, wir haben Beweiſe dafür, die beſten, vollgültigſten Beweiſe; wir wiſſen, wo ſich das Kind aufhält, können es aber nur mit großen Schwierigkeiten wieder erlangen.“

„Das kann ich mir wohl denken,“ verſetzte der Doctor. „Doch bitte, erzählen Sie mir das, wenn es Sie nicht zu ſehr anſtrengt.“

„O nein,“ erwiederte das Mädchen mit ſtrahlenden Augen. „Dieſe Erlaubniß macht mich glücklich; ich kam auch deßwegen hieher, und weiß nicht, wie ſehr ich Ihnen danken ſoll, daß Sie ſo freundlich ſind, die Leidensgeſchichte eines armen unbedeutenden Geſchöpfes, wie ich bin, anzuhören.“

„Das iſt ja für uns nichts Neues,“ ſagte freundlich der Arzt, „wir ſind auch eine Art von Beichtigern, und da wir den Urſprung der äußerlichen menſchlichen Leiden im Verlaufe der Krankheiten meiſtens erkennen, ſo iſt es uns leicht, aus einzelnen

Ausrufen des Schmerzes und der Verzweiflung eine ganze Lebensgeſchichte zu erfahren. Und da hat ein Wort des Troſtes aus unſerem Munde oft ſchon beſſer gethan als die kräftigſte Arznei; darum ſprechen Sie ohne Rückhalt."

„Ich ſtehe ziemlich allein in der Welt," ſprach das Mädchen hierauf mit einem trüben Lächeln, „es bekümmert ſich wohl Niemand um mich, und ich mich, ſeit das Kind verſchwunden iſt, leider auch nicht mehr ſo recht innig um irgend eine Seele. Früher war das anders und ich hatte die Menſchen viel lieber. — — — Alſo das Kind war verſchwunden, es ſollte todt ſein; man gab mir ja den richtig ausgeſtellten Schein darüber. Ich muß geſtehen, daß ich damals ſo ſchwach war, in eine Ohnmacht zu fallen. Das war im Hauſe einer gewiſſen Madame Becker."

Der Doctor blickte nachdenkend in die Höhe und zog die Augenbrauen zuſammen.

„Meine Eltern hatten dieſe Madame Becker gekannt," fuhr Catharine ſchüchtern fort, da ſie die ſonderbare Miene des Arztes bemerkte. „Ich weiß, man ſagt dieſer Frau nicht viel Gutes nach, aber ich kenne beſonders ihre Nichte, die ich auch früher häufig beſuchte —"

„Ah! die Tänzerin! —"

„Dieſelbe; — gewiß in jeder Beziehung ein braves und rechtſchaffenes Mädchen."

„Ja, das ſoll ſie ſein," ſagte der Doctor mit einem eigenthümlichen Lächeln. „In der That eine Tugend, die ſchon manchen böſen Winken widerſtanden. — Ich habe davon gehört," ſetzte er mit dem Kopfe nickend nach einer kleinen Pauſe hinzu. — „Aber fahren Sie fort!"

„Ich verlor alſo die Beſinnung," erzählte Catharine weiter,

„als jene Frau, der ich mein Kind anvertraut hatte, mir bei Madame Becker so unverhofft die Todesnachricht brachte.“

„Wie hieß diese Frau?“

„Frau Bilz.“

„A — a — a — h!“

„Meine Freundin, die Tänzerin, die mein Schicksal außerordentlich interessirte, hörte nun ein paar Worte, welche jene beiden Frauen im Nebenzimmer zusammen sprachen, und glaubte daraus zu entnehmen, daß mein Kind nicht gestorben, sondern, wie ich schon früher sagte, mit einem anderen vertauscht worden sei. — Ich wandte mich an einen Polizeidiener, den ich kannte, dieser versicherte mir aber, wie eben der Herr Doctor, der Todtenschein sei richtig, und wenn man die Sache anhängig machen könne, und das Kind wieder ausgraben lasse, so werde es mir dagegen schwer, ja unmöglich sein, Beweise dafür beizubringen, daß das verstorbene Kind nicht das meinige gewesen sei. Eine gleiche Antwort erhielt ich von einem Advocaten, an den ich mich wandte, welcher obendrein meinte, ich solle lieber die Sache auf sich beruhen lassen, möglich sei es ja doch, daß mein Kind wirklich gestorben, und ich sei dadurch bei meiner augenscheinlichen Armuth und Kränklichkeit einer großen Last überhoben. — Der Advocat aber hatte keine Kinder, Herr Doctor, und wußte nicht, wie lieb man ein solches kleines Wesen haben kann, welche Seligkeit es ist, sein Gesicht, seine Aermchen und seine Hände mit Küssen zu bedecken und zu sehen, wie es täglich größer wird und erstarkt, — oder wenn es elend und schwach bleibt, wie wohl es ihm thut, wenn man es an's Herz drückt und wenn man es in den Armen einschläfert. — Aber da schwätze ich wieder,“ unterbrach sie sich schmerzlich lächelnd, indem sie mit der Hand einige Schweißtropfen abwischte, die auf ihrer kalten Stirne standen. — „Ver-

zeihen Sie mir, Herr Doctor, aber ich will jetzt ganz bei der Sache bleiben."

Ihr Zuhörer hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und er hatte die Worte des armen Mädchens wohl begriffen. „Ah!" dachte er ſeufzend, „noch ungleicher als die Glücksgüter ſind in dieſem Leben die ſchönen und zarten Gefühle vertheilt. Warum denkt nicht jenes Weib wie dieß arme Geſchöpf!"

„Da uns alſo der gewöhnliche Rechtsbeiſtand nicht helfen wollte," fuhr Catharine fort, „ſo beſprachen wir unter uns mein Schickſal, die Tänzerin Marie, eine Andere vom Ballet, welche ſie genau kennt, und die uns ſagte, es gäbe in der Stadt mehrere Häuſer, wo man kleine Kinder für ein Billiges in die Koſt nimmt, und wo ſie auch vielleicht mein armes Kind hingethan hätten. — Nicht wahr, Herr Doctor, es gibt ſolche Anſtalten?"

„Leider, leider! Und wie ſehr man ſich auch bemüht, man iſt nicht im Stande, ſie aufzuheben, ſie zu verbieten oder wenigſtens unter Aufſicht zu ſtellen, denn ich kann am Ende meinem Nebenmenſchen nicht befehlen, für ſein Kind nahrhafte Speiſen zu kochen oder ihm ſorgfältige Wartung angedeihen zu laſſen, wenn ihm das Geld hiezu mangelt. Zuweilen hebt die Polizei wohl auf Verdacht hin ſo ein Neſt aus, aber ſie ſind verflucht ſchlau und nehmen ſich in Acht."

„Und die Kinder haben es dort ſehr ſchlecht?" fragte ängſtlich das Mädchen.

„Meiſtens ja," entgegnete der Doctor nach einigem Ueberlegen; „von zehn ſterben ſieben bis acht."

„Gerechter Gott! — Aber doch wohl nur von ganz kleinen Kindern müſſen ſo viele ſterben?"

„Ja, wenn ſie älter ſind, halten ſie ſchon mehr aus. — Wie alt war das Ihrige?"

„Zwei Jahre vorbei.“

Der Arzt ſchüttelte mit dem Kopfe, zuckte die Achſeln, als bemerkte, wie das Mädchen mit höchſter Aufmerkſamkeit, den Athem an ſich haltend, ihn mit ihren unheimlich glänzenden Augen anſchaute. — „Aber beruhigen Sie ſich, wenn Ihre Angaben richtig ſind und das Kind noch lebt, ſo kommt ja Alles darauf an, wo es ſich befindet. Es gibt auch unter den Leuten welche, die ordentlich ſind und ihre Pflicht erfüllen.“

„Die Tänzerin Marie,“ fuhr Catharine zu erzählen fort, „kennt einen Zimmermann des Theaters, und dieſer erfuhr, nachdem er ſich umgehört, daß ein anderer Angeſtellter der Bühne, der Garderobegehülfe Herr Schellinger, draußen in der Vorſtadt in einem Hauſe wohne, wo ſolche kleine Kinder aufbewahrt werden.“

„Welche Vorſtadt iſt es und welches Haus?“

„Es iſt, wenn man zum E'ſchen Thore hinaus geht, ſich dann rechts wendet und zur Vorſtadt des Fluſſes kommt; das Haus liegt zwiſchen Gärten an der alten Stadtmauer und iſt ſo verſteckt, daß die Nachbarſchaft ſelten Etwas von dem erfährt, was dort vorgeht.“

„Aha!“ machte der Doctor.“

„Der Garderobegehülfe wohnt in einem kleinen, ſehr baufälligen Vorderhauſe, und hinter demſelben iſt die Wohnung des Meiſter Schwemmer, deſſen Frau die kleinen Kinder aufzieht.“

„Ah! der Meiſter Schwemmer!“ rief der Doctor, indem er ſich aufmerkſam empor richtete. „Ei! ei! — Und nun glauben Sie, daß da Ihr Kind ſei?“

„Und iſt das eine von den ſchlimmen Anſtalten?“ fragte das Mädchen erſchreckt von dem Geſichtsausdruck ihres Gegenübers.

Dieſer zögerte einen Augenblick, Antwort zu geben, dann aber ſagte er: „Ich will Ihnen nicht die Wahrheit verbergen: man ſpricht von dieſem Meiſter Schwemmer nicht viel Gutes; natürlicher Weiſe bin ich noch nie dorthin gekommen; unſereins läßt man nicht da eindringen. — Aber es ſoll ein gar böſes Hausweſen ſein.“

„Und wären die wohl im Stande, mein armes Kind umzubringen?“

„Mit offener Gewalt gewiß nicht, denn die Leichenſchau nimmt es dort außerordentlich genau. Aber — —“ Er zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„O, ich verſtehe!“ rief das Mädchen, deſſen Augen flammten, während ſie ihre Hände heftig auf die Bruſt drückte, als wollte ſie es dadurch möglich machen, daß der pfeifende Athem leichter aus und ein zöge. — „O, ich verſtehe Sie; nicht einen ſchnellen ſchmerzloſen Tod gönnen ſie den armen Geſchöpfen, ſondern ſie laſſen ſie langſam verkümmern durch elendes Leben, durch Froſt und Hunger. — Und da iſt auch mein kleines unglückliches Mädchen!“

„Seien Sie ruhig! ſeien Sie ruhig!“ bat der Doctor, während er ihre Hände, die wild umher fuhren, ſanft niederdrückte; „das geht nicht ſo ſchnell, daß ſo ein zweijähriges Kind vor Hunger und Froſt umkommt; und wenn Sie wirklich auf der Spur ſind, ſo muß man ſchnelle Hülfe zu bringen ſuchen.“

„Ja, Sie haben Recht,“ erwiederte Catharine, die nach einer Pauſe der Ermattung nun wieder ihre Kräfte zuſammen nahm. „Herr Schellinger, dem wir alſo unſer Leid mittheilten, — es iſt das ein alter, ſehr braver Mann, — verſprach, ſich auf Kundſchaft zu legen und hat das gethan. — — — — Richtig, Herr Doctor, das Kind lebt und befindet ſich dort in dem Hauſe;

er hat es geſehen, obgleich er ſo recht nicht mit der Sprache heraus wollte und mir ſagen, wie es ſich befände. Es hatte noch ſein blaues Wollenkleidchen an, das letzte, welches ich ihm gemacht, und es ſaß auf dem Boden und ſpielte."

„Nun, ſehen Sie," ſagte gutmüthig der Doctor, „es ſpielte. Da wird's denn doch nicht ſo ſchlimm mit ihm ſtehen."

„Jetzt vielleicht noch nicht," entgegnete das Mädchen; „aber es iſt mein Kind und ich ſoll es nicht ſehen und küſſen dürfen, ich ſoll es vielleicht nie mehr wieder haben, denn auf gütlichem Wege geben ſie mir es nicht heraus."

„Das glaube ich auch," meinte der Arzt; „denn ſonſt würden ſie ja den Tauſch eingeſtehen ſowie den unterſchobenen Todtenſchein."

„Aber was ſoll ich machen, wenn ich es nicht in Gutem heraus kriege? — Ich weiß dann nur Eins, und das iſt die gleiche Art, wie ſie mir mein Kind entwendet: mit Gewalt. Und ſo muß ich es auch wieder zu bekommen ſuchen."

„Das wird aber ein ſchwieriges Unternehmen ſein; denn bei den Leuten Gewalt anwenden und mit Gewalt Etwas erlangen, iſt wohl kaum möglich."

„Vor den Schwierigkeiten, die es hat, ſchrecken wir nicht zurück," entgegnete Catharine, „aber vor etwas Anderem, und deßhalb bin ich auch eigentlich hieher gekommen, um darüber Ihren Rath zu hören. — Man hat mir alſo mein Kind geſtohlen, und in der Abſicht, es mir nicht zurückzugeben, hält man es verborgen und von mir entfernt. Glauben Sie nun, Herr Doctor, daß es von mir Unrecht oder, wenn Sie wollen, eine Sünde iſt, wenn ich den Verſuch mache, mein Kind wieder zu erhalten, ſei es durch Güte, ſei es durch Gewalt?"

„Das iſt eine eigenthümliche Frage, und zur Beantwortung

derſelben ſollten Sie ſich eher an einen Pfarrer als an mich wenden, der kann Ihnen dieſen Fall klarer und beſſer auseinander ſetzen."

„Ach mein Gott! das habe ich ja ſchon gethan," erwiederte das Mädchen, indem es kummervoll ſeine Hände faltete; „heute that ich es und trug einem Geiſtlichen die ganze Geſchichte ſo vor, wie ich ſie Ihnen ſo eben erzählte."

„Und der meinte —?"

„Ach! wenn ich Ihnen das ſage, ſo ſind Sie vielleicht auch derſelben Anſicht."

„O nein, gewiß nicht! Ich laſſe mich nicht leicht durch anderer Leute Meinung beſtimmen."

„Er meinte alſo," fuhr Catharine in einem dumpfen Tone fort, nachdem ſie mit der Hand über die Augen gefahren, — „er meinte — — faſt daſſelbe wie der Advocat, nur mit ganz anderen Worten. Ich ſoll auf das Heil meiner Seele denken, ſagte er, und mich nicht ſo viel mehr mit dem Irdiſchen befaſſen. — Was das Kind anbelange, ſo ſagte er, der Herr habe es gegeben, der Herr habe es genommen, und wenn es ſein weiſer Rathſchluß wäre, es nochmals meinen Händen anzuvertrauen, ſo würde das gewiß auch ohne mein Zuthun geſchehen. — Aber Gewalt mit Gewalt zu vertreiben ſei Unrecht, und ſündhaft, unſerem Nebenmenſchen Unrecht zu thun, weil er uns welches gethan. — Und damit entließ er mich, indem er verſicherte, in dieſem ſpeziellen Falle durchaus nichts für mich thun zu können, er möchte wohl den Verſuch machen, das Herz jenes Meiſter Schwemmer zu rühren und ihm vielleicht ein Bekenntniß zu entlocken, aber es ſei ihm das unmöglich, weil er gerade im Begriffe ſtehe, zum allgemeinen Kirchentag abzureiſen. — Sehen Sie, Herr Doctor, das macht mich zweifelhaft, denn ich will Ihnen nur geſtehen, vor

langen Jahren im Leichtſinne der Jugend, wo ich noch glaubte, die ganze Welt ſtände mir offen, hätte ich darauf nichts gegeben, jetzt aber, wo ich wohl fühle, daß meine Tage gezählt ſind, hat mich dieſe Rede durchſchauert und ich wußte nicht, was ich machen ſollte. Wen konnte ich noch um Rath fragen? — Ich habe ja Niemand in der weiten Welt, der einen innigen Antheil an mir zu nehmen hätte. — — — — Da ſah ich Sie heute, es war bei einer armen Familie in der unteren Stadt, wo ich öfters nähe, und wo auch Sie hinkamen am heutigen heiligen Abend, um nach der kranken Frau zu ſehen und den Kindern dabei einige Weihnachtsgaben zu bringen. — Das hat mich ſo gerührt, daß ich Ihre Hand hätte küſſen mögen und daß ich nachher noch lange geweint habe. — Und als die Frau Ihnen klagte, ihre Schwermuth nehme ſo überhand, ſie könne ſich wohl nimmer mehr aus ihrer Krankheit und ihrem Elend emporraffen, und ſie bitte nur Gott um ein ſanftes Sterbeſtündlein, da ſprachen Sie: dieſe Rede iſt nicht recht, Frau; man muß freilich auf Gott vertrauen, aber dabei nicht die Hände in den Schoos legen: wer ſich ſelbſt verläßt, den verläßt auch er; Wunder geſchehen nicht mehr heutzutage, und wenn man in eine ſchwierige Lage kommt, ſo muß man Hand und Fuß regen, um über dem Waſſer zu bleiben. — Alſo Muth! Muth! — — Dieſes Muth! Muth! mit dem Sie das Zimmer verließen, Herr Doctor, klang auch in meinem Herzen wieder und tönte dort immer fort. Ja, ſagte ich zu mir, wer ſich ſelbſt verläßt, den verläßt auch der liebe Gott. Und nun ſtand auf einmal der Wunſch in mir feſt, Sie um jeden Preis zu ſprechen, Ihnen meine Sache vorzutragen und um Ihren Rath zu bitten. — Und das habe ich nun nach meinen beſten Kräften gethan."

Der Arzt hatte dieſer längeren Rede aufmerkſam zugelauſcht,

zuweilen mit dem Kopfe genickt und über den Unfall nachgedacht. — „Da wäre freilich zu überlegen, was zu machen iſt,“ ſagte er nach einer größeren Pauſe. „Mit Hülfe der Gerichte, denke ich mir wohl, iſt nichts auszurichten, denn auch darin bin ich einverſtanden, daß Sie nicht zu beweiſen im Stande ſind, jenes Kind, das Sie vielleicht finden, ſei das Ihrige. Was nun aber Liſt oder Gewalt anbelangt, ſo weiß ich nicht, welche Kräfte Sie zu Ihrer Verfügung haben und ob Sie wohl des Gelingens gewiß ſind.“

„Der Zimmermann, von dem ich mit Ihnen vorhin ſprach,“ verſetzte Catharine, „hat ſich mit Mehreren vereinigt, und die wollen nun in einer Nacht mit Gewalt in das Haus des Meiſter Schwemmer dringen, nach dem Kinde ſehen, und dieſes, wenn ſie es finden, mitnehmen.“

„Das wäre offenbarer Einbruch oder wenigſtens Störung des Hausfriedens, und dazu könnte ich Niemand rathen.“

„Aber ſie wollen ja nichts ſtehlen,“ entgegnete unbefangen das Mädchen, „ſie wollen ja nur mein Kind wieder nehmen.“

Der Doctor ſchüttelte ernſthaft mit dem Kopfe.

„Oder,“ fuhr Catharine fort, „können ſie es auch noch auf andere Art, mit Liſt, verſuchen.“

„Das ginge eher. — Aber auf welche Art?“

„Der Garderobgehülfe, von dem ich Ihnen früher ſprach, und der zuweilen den Meiſter Schwemmer beſucht, will dieß auch an einem gewiſſen Abend thun und ihnen von ſeinen Geſchichten erzählen. Er thut das oft, und der Meiſter Schwemmer ſowie die übrigen Geſellen, die wohl da ſind, machen ſich alsdann über den alten Herrn Schellinger luſtig, und es gibt alsdann kleine Streitigkeiten, die aber, weil er als ein alter ſchwacher Mann natürlicher Weiſe nachgeben muß, bald zu Ende gehen. An dem

Abend aber will er einen ernſtlichen Streit herbeiführen, will nicht nachgeben und ſich ſo lange mit ihnen herumzanken, bis ihn Einer von den Leuten anfaßt, — dann ſchreit er um Hülfe, und der Zimmermann und ſeine Freunde, die ſchon lange um das Haus herum verſteckt warten, eilen nun herbei, befreien ihn und halten dann ein klein wenig Hausausſuchung."

„Das iſt ſchon eher etwas, was ſich hören läßt," ſagte lächelnd der Doctor. „Es iſt freilich von dem alten Herrn ein verfluchtes Unternehmen, in ein ſolches Weſpenneſt hinein zu ſtechen; aber am Ende könnte dieſe Sache auf dieſe Art doch gelingen."

„Und Sie, Herr Doctor, halten es für kein Unrecht, für keine Sünde, wenn ich einen ſolchen Verſuch mache, mein Kind wieder zu erhalten? — Sie werden mir nicht davon abrathen?"

„Zwiſchen abrathen und Ihnen zugeben, daß ich es für kein Unrecht, oder keine Sünde halte, iſt ein großer Unterſchied. Was das Letztere betrifft, ſo ſage ich aus voller Ueberzeugung, daß ich es am Ende ſogar für verzeihlich halte, wenn Sie alle Schritte thun, Ihr Kind wieder zu bekommen. — Aber Ihnen rathen zu einer That, die, wenn auch mit Liſt begonnen, doch ſehr gewaltthätig enden kann, das mag ich nicht."

„Das iſt ja auch mein Hauptkummer," entgegnete Catharine nach einer kleinen Pauſe, „daß Andere, die ich eigentlich gar nichts angehe, für mich handeln, ja vielleicht für mich leiden ſollen, denn Sie haben Recht: es könnte da eine ſchlimme Geſchichte entſtehen. Aber wenn ich bedenke, daß mein Kind in Kummer und Noth zu Grunde gehen ſoll, und daß ich es vielleicht auf dieſe Art zu retten vermag, — o Herr Doctor! da kann ich nicht lange überlegen; ich nehme die mir dargebotene Hülfe an."

„Wenn es gelingt," verſetzte er nachdenkend, „ſo könnte es

zu einer hübſchen Strafe für jenes Volk werden. — Und ich will Ihnen was ſagen," fuhr er lächelnd fort, „da Sie mich nun einmal um Rath gefragt und zum Vertrauten Ihres Geheimniſſes gemacht, ſo will ich Ihnen dafür helfen, ſo weit meine Kräfte reichen, und Ihren Plan etwas ändern, wenigſtens, ſo denke ich, verbeſſern."

„O wie danke ich Ihnen für Ihre freundlichen Worte!" rief das Mädchen und wollte ſeine Hand ergreifen, um ſie zu küſſen.

Doch zog er ſie haſtig zurück und ſagte: „Thun Sie mir den Gefallen und laſſen Sie mich es ein paar Tage vorher wiſſen, wenn die bewußte Sache vor ſich gehen ſoll. Ich will dann irgend Jemand veranlaſſen, in der Nähe zu ſein, damit, wenn Ihr tapferer Schneider und ſeine Zimmerleute Hülfe gebrauchten, dieſe zur rechten Zeit nicht fehlt. Aber ſprechen Sie jetzt mit Niemand mehr über dieſe Sache, gehen Sie ruhig nach Hauſe und wie geſagt, verſäumen Sie es ja nicht, mich zur gehörigen Zeit zu benachrichtigen."

Damit erhob ſich der Doctor, Catharine ſtand zu gleicher Zeit auf, ſprach noch einige innige Worte des Dankes und verſicherte, ſie werde gewiß nicht vergeſſen, den Tag und die Stunde genau anzugeben. Sie wandte ſich hierauf zum Weggehen, und der Doctor begleitete ſie freundlich bis an die Glasthüre, die er öffnete und hinter ihr wieder verſchloß. Dann ging er zu ſeinen Kindern, ſah ihren Verband nach und befühlte ihnen Stirne und Hände; doch ſchliefen ſie ruhig, alle Aufregung hatte ſich gelegt, und nur die weißen Binden um den Kopf ſtachen ſeltſam ab von den friſchen blühenden Geſichtern.

Als der Doctor die beiden Kinder ſo ruhig vor ſich ſchlafen ſah und bemerkte, wie behaglich ſie in ihren warmen Bettchen ausgeſtreckt lagen, da dachte er wieder an jene arme Perſon, die

ihn eben verlassen, und er begriff besser, als es der Geistliche gethan, daß eine Mutter, die sich vorstellen muß, ihr Kind, von fremden Leuten festgehalten, werde jetzt mißhandelt und müsse leiden unter Frost und Hunger, leicht zum Aeußersten zu bringen sei und sich gern zu den gewaltsamsten Maßregeln verstehe. —

Nach diesen Betrachtungen schritt er kopfschüttelnd in sein Arbeitszimmer zurück, zog seinen warmen Paletot wieder an, nahm Hut, Stock und Hausschlüssel und ging die Treppen hinab, nachdem er vorher der Köchin gesagt, um es Madame, die noch nicht zurückgekehrt war, zu berichten, daß er den Rest des Weihnachtsabends bei seinen Eltern zubringen werde.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Reiche und arme Leute.

In dem Hause des Commerzienrathes war es seit langen Jahren der Brauch gewesen, daß sich die ganze Familie am Weihnachtsabend zur Bescheerung dort versammelte. Als dieß eingeführt wurde, hatte man auch an zukünftige Kinder gedacht, und sollten diese von der ganzen Familie ebenfalls mitgebracht werden. Nun aber beschränkte sich die Nachkommenschaft auf die beiden Sprößlinge des Doctors, welche wohl in den ersten Jahren erschienen, dann aber wegbleiben mußten, weil es, wie Marianne versicherte, ihren Mann, den Herrn Alfons, nie so schmerzlich berühre, daß er selbst keine Nachkommen habe, wie an diesem Abend, wo er die Lust und das Vergnügen der anderen mit ansehen müsse. Der Doctorin war es schon recht, daß sie ihre Kinder nicht mehr mitzubringen brauchte, denn hiedurch hatte sie nun auch zuweilen einen Vorwand, um zu Hause bleiben zu können.

Daß durch diese Maßregel die Weihnachtsabende im Hause des Commerzienrathes an großer Heiterkeit gewonnen, wollen wir gerade nicht behaupten. — Im Gegentheil! Die lustigen Kinder-

ſtimmen hatten Anfangs doch einige Abwechslung in die feierliche und manchmal froſtige Unterhaltung gebracht.

Die alte Räthin, welche die ganze Beſcheerung, wie überhaupt faſt Alles im Hauſe, leitete, ließ für jedes ihrer Kinder, — darunter war dießmal auch der Schwiegerſohn verſtanden, — einen ſehr hübſchen Baum machen, vor welchem ein Tiſchchen ſtand, worauf die Geſchenke ausgebreitet waren.

Dieſe Beſcheerung wurde im Wohnzimmer der Räthin abgehalten, und wenn Alles bereit war, ſo ſetzte ſie ſich in ihre Sophaecke, läutete nach einiger Zeit mit der Klingel, der Bediente öffnete die Thüre und die Kinder traten herein.

Der Commerzienrath zählte ſich an ſolchen Abenden auch mit darunter, und er war es in der That allein, der ſeine Freude noch mit einem gewiſſen Anflug von Kindlichkeit kundgab. Gewöhnlich blieb er wie geblendet unter der Thüre ſtehen, und rief faſt jedesmal aus: „Ah! das übertrifft heute alle früheren Jahre! — unbedingt alle früheren Jahre! Mama, du haſt wahrhaft verſchwendet in vergoldeten Nüſſen und Wachskerzen. — —. Kinder,“ fuhr er dann luſtig fort, nachdem er ſeiner Frau dem Herkommen gemäß zuerſt die Hand geküßt, „bedankt euch bei Mama, denn die Tiſche ſcheinen mir ſehr ſchön beſetzt zu ſein.“

Jedes wußte, wo ſein Platz war, und nachdem Alle dort die meiſtens ſehr ſchönen Sachen flüchtig überſehen, folgten ſie dem Beiſpiel von Papa und küßten der Commerzienräthin ebenfalls die Hand.

Die Beſcheerungen beſtanden für die Damen aus ſchweren ſeidenen Stoffen zu Kleidern und Mänteln, oder aus koſtbaren Schmuckſachen, aus bisher noch fehlenden Stücken zum Silbergeſchirr, aus einem Fußteppich, aus Bronzegegenſtänden aller Art oder aus Stickereien. Letzterer Artikel aber wurde von Jahr zu Jahr ſeltener.

Arthur als der Jüngſte erſchien natürlicher Weiſe auch zuletzt, um Mama die Hand zu küſſen, doch blickte die Räthin, als er heute vor ſie hintrat, wie unabſichtlich in den leeren Raum hinaus, und ihre Hand, ſtatt ſie dem Sohne darzureichen, faßte das Sacktuch und führte es an ihre Lippen, da ſie gerade leicht huſtete.

Der Maler ließ ſich aber durch dieſes Zeichen einer fortdauernden Ungnade nicht abſchrecken, ſondern wartete geduldig eine ziemliche Zeit, bis Hand und Sacktuch wieder auf dem Tiſche ankamen, dann ergriff er Beides zugleich und drückte ſeine Lippen auf die Hand der Mutter. Die Räthin warf ihm dabei einen Blick zu, der nicht übermäßig freundlich war, aber auch nicht mehr ſo finſter und zornig, wie er es in den letzten Tagen nach jener unglückſeligen Probe der lebenden Bilder gewohnt war.

„So iſt's Recht, Mama," flüſterte der Commerzienrath ſeiner Frau über die Schulter, „laß den Groll fahren; man kann doch nicht immer ſo fort machen; und gewiß hat Arthur ſein Unrecht eingeſehen."

Die Räthin hob ihren Kopf etwas empor, die ſpitze Naſe und die grauen Augen wandten ſich ziemlich drohend gegen den Gemahl, als ſie erwiederte: „Das Letzte kann ich nicht glauben, denn wenn Jemanden ſeine Handlungsweiſe leid iſt, ſo thut man Schritte, um ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und das hat Arthur nicht gethan."

„Aber Mama ließen mich ja ſeit jenem Tage nie über dieſe Angelegenheit zu Worte kommen, ſo oft ich das auch verſuchte," verſetzte der Maler. „Sie wünſchen ja beſtändig, ich ſolle darüber ſchweigen."

„Allerdings wünſchte ich das," antwortete die Räthin, „denn alle deine Reden, die du an mich hielteſt, zielten darauf hin, gegen mich den Beweis zu führen, daß du doch nicht ſo Unrecht

gehabt und daß ich die Sache zu ernst genommen. — In solchen Fällen aber," fuhr sie strenger fort, „besonders, wo es den Anstand des Hauses betrifft, den ich nie ungestraft verletzen lasse, verlange ich, wenn dieß doch einmal geschehen, daß man rückhaltslos sein Unrecht einsehe —"

„Ja, ja Arthur," nahm der Commerzienrath das Wort, „und daß man sich alsdann auf Gnade und Ungnade ergibt."

Die Räthin trommelte leise auf den Tisch, und ihre Blicke schweiften mit außerordentlicher Majestät durch das Zimmer.

„Du aber hast capituliren wollen und sogar Bedingungen vorgeschrieben," bemerkte Herr Alfons lachend. „Mama war so gütig, dich für den begangenen faux pas nicht sogleich vor der ganzen Gesellschaft bloszustellen, nun aber hättest du nach der Probe die Angelegenheit mit deiner schönen Doctorin bestens arrangiren sollen."

„Das konnte ich nicht," sagte Arthur bestimmt; „ich mag Niemanden, am allerwenigsten meine besten Freunde, vor den Kopf stoßen. Bin ich voreilig gewesen, so thut es mir leid; aber wenn Mama die lebenden Bilder zur Ausführung bringt, so kann das Decamerone von Winterhalter in der gleichen Besetzung wie bei der Probe nicht fehlen; wenigstens ich für meinen Theil kann nichts dazu thun."

„Wenn man aber mit dem Doctor spräche?" meinte Alfons.

„Hast du vielleicht Lust dazu?" fragte Arthur.

„Es wäre das nicht meine Sache; aber wenn vielleicht Papa —"

„Nein; ich muß für solche Commissionen danken," entgegnete der Commerzienrath. „Der Tausend auch! was ich nicht eingebrockt, das esse ich auch nicht aus."

Die Räthin hatte ihren Mund fest zusammen gezogen und

ſchien das Geſpräch ohne alle Theilnahme anzuhören; doch wer den Blick ihrer Augen kannte, wußte, daß dieß nicht der Fall war.

„Die Frau hätte aber leicht merken können, wie unangenehm es manchem der Mitwirkenden war, als du ihr ſo unverhofft dieſen ausgezeichneten Platz anwieſeſt.“

„Bah!“ ſagte Arthur, „das freut Keine von einer Anderen, und ihr möchtet hinſtellen, welchen Maler ihr wollt, er fände kein paſſenderes Geſicht für dieſe Königin, als gerade das der Doctorin F., umgeben von all' den ſchönen Mädchen, die wir zuſammen geleſen. — Ach Mama,“ wandte er ſich ſchmeichelnd an die Räthin, „ſeien Sie dießmal nachſichtig, laſſen Sie meinetwegen, um mit Papa zu reden, Gnade für Recht ergehen. — Denken Sie doch nach, wer hat ſich eigentlich über dieſe Geſchichte beleidigt gefühlt? — Die alte Frau von W., die es Ihnen, Mama, nie verzeihen kann, daß Sie ſo prächtige Soiréen zu arrangiren im Stande ſind. Und dann vielleicht die Töchter des Oberregierungsraths D. mit ihrem ſchlackeligen Bruder, — eine hochmüthige Familie, die ja ſchon früher einmal mit uns in Unfrieden lebte, weil ſie ſich gegen uns ſo außerordentlich herausfordernd benommen.“

Arthur manövrirte ziemlich klug, und man ſah, wie ſich die Naſe der Räthin bei der Erwähnung der Familie des Oberregierungsraths D. immer höher erhob. Die Anſpielung auf eine Streitigkeit zwiſchen beiden Häuſern war allerdings wahr und konnte dieſſeits niemals vergeſſen werden, denn die Frau Oberregierungsräthin hatte vor einigen Jahren in einer Soirée, als von Vorfahren die Rede war, die Frechheit gehabt, zu behaupten, der Urgroßvater des Commerzienrathes ſei wirklich ausübender Barbiergehülfe geweſen, wogegen derſelbe in Wahrheit als wundärztlicher Gehülfe bei einem renommirten Arzte ſeiner Zeit fungirt

haben sollte, wie die Ueberlieferungen des Hauses des Commerzienrathes deutlich besagten.

„Also ich unterwerfe mich auf Gnade oder Ungnade," fuhr Arthur lachend fort, „aber dann thun Sie mir für dieses Mal den Gefallen, Mama, belassen Sie die Sache, wie sie ist und bringen mich nicht in den unangenehmen Fall, gegen den Doctor und seine Frau Schritte thun zu müssen, die von höchst ernsten Folgen sein könnten. — Gewiß, Mama, Ihre Soirée muß glänzend werden; man soll davon noch Jahre lang sprechen, und Sie können mir glauben, alle Bilder müssen superb gelingen, und das Decamerone wird sich nicht am schlechtesten ausnehmen."

„Würde sich vielleicht nicht am Schlechtesten ausnehmen, willst du sagen," entgegnete strenge die Räthin; „von wird kann nicht die Rede sein, da ich beschlossen habe, daß die ganze Soirée unterbleiben soll."

„Ah! das ist etwas Anderes," erwiederte Arthur mit kaltem Tone, indem er sich von dem Tische zurückzog; „dann habe ich freilich nichts mehr zu bitten. Verzeihen Sie, Mama."

Es entstand hier eine unangenehme Pause, und obgleich sich alle Anwesenden mit dem Beschauen ihrer Sachen zu beschäftigen schienen, so hörte man doch keine Ausrufe der Freude, kein lautes gegenseitiges Mittheilen: Jedes sah stumm auf seinen Platz nieder und man vernahm während mehrerer Minuten nichts als das Picken der Standuhr oder das Knistern der kleinen Wachskerzen an den Bäumen.

„Wo ist denn deine Frau?" fragte endlich Mama ihren Sohn. — „Heute Abend hätte ich sie sicher erwartet. Soll ihr Tisch dort wieder unberührt stehen bleiben?"

„Ich muß um Verzeihung bitten," erwiederte der Doctor, während er an den Sopha trat, „daß ich Bertha nicht schon längst

entschuldigte. Die Kinder hatten ein kleines Malheur, — ziemlich unbedeutend: der Tannenbaum gerieth in Brand und versengte etwas Weniges Oscars Haare. — Nun muß doch Jemand bei den Kindern bleiben und Bertha —"

„Deine Frau als gute Mutter blieb zu Haus," warf Alfons mit einem unangenehmen Lächeln dazwischen. „Ja, das kann ich mir denken; eine Mutter läßt ihre Kinder nicht gerne allein."

Die Commerzienräthin blickte ihrem Sohn forschend in die Augen und fragte darauf ziemlich theilnehmend: „Und weiter ist es nichts?"

Der Doctor schwankte einen Augenblick und war wohl versucht, die Scene, die er heute Abend mit seiner Frau erlebt, den Eltern zu schildern. Doch bemerkte er den lauernden Blick seines Schwagers und mochte nun um Alles in der Welt diesem nicht das Vergnügen bereiten, das er immer empfand, so oft er etwas Unangenehmes aus des Doctors Haushalt erfuhr.

„Es ist in der That nichts weiter," versicherte aus diesem Grunde Eduard. „Morgen springen die Kinder wieder herum und werden schon in aller Frühe kommen, um ihre Geschenke abzuholen."

Nachdem die Bescheerung in dem Hause des Commerzienrathes auf die eben beschriebene Art stattgefunden, war es der Brauch, daß die Familie gemeinschaftlich ein kleines Souper einnahm. Das geschah denn auch heute; doch kalt und frostig, wie der Weihnachtsabend begonnen, endete er auch für diese reichen und in ihren Kreisen vornehmen Leute.

Der Commerzienrath war wohl der Einzige, der sich dieß nicht besonders anfechten ließ; er fand das Souper vortrefflich, sprach über die kommenden Feiertage, und fürchtete Schnee und Regen, wobei er mehrmals das Sprüchwort citirte, daß grüne Weihnachten weiße Ostern brächten. Hie und da redete er auch

Einiges über Politik, über das muthmaßliche Fallen und Steigen der Papiere und über irgend eine großartige Speculation, die hier oder dort gelungen oder mißlungen sei.

Alfons allein gab dem alten Herrn zusammenhängende und richtige Antworten; die Uebrigen schienen Alle mehr oder minder zerstreut zu sein.

Die Räthin saß aufrecht in ihrem Stuhle und nickte jedesmal dankend mit dem Kopfe, so oft der Bediente eine Schüssel präsentirte. Sie aß nur einige Löffel Compott und trank etwas rothen Wein mit Wasser dazu, im Uebrigen aber hustete sie oftmals in ihr Sacktuch hinein, machte auch kleine Trommelversuche, die sie aber gleich darauf wieder einstellte, denn das Tischtuch dämpfte jeden schönen Klang.

Am einsylbigsten war Arthur; die Unterredung mit der Mutter hatte ihn verstimmt und betrübt, das ganze Aufgeben der Soirée mußte nothwendiger Weise auf das feine und richtige Gefühl der Doctorin einen peinlichen Eindruck machen. Dabei schien sich der Maler heute Abend im Kreise der Familie auch noch aus anderen Gründen sehr unbehaglich zu fühlen und sich sobald als möglich hinweg zu sehnen. Er soupirte mit außerordentlicher Hast, ohne deßhalb den Gang des Ganzen auch nur im Geringsten beschleunigen zu können, und dabei blickte er häufiger als gerade nothwendig war, auf die Standuhr seinem Platze gegenüber, die, so langsam ihr Zeiger auch fortschritt, doch schon halb Zehn anzeigte. — „Spät! spät!“ murmelte er ungeduldig in sich hinein.

Selbst Marianne, die oftmals bei ähnlichen Veranlassungen die Kosten der Unterhaltung allein trug, und bald mit Diesem, bald mit Jenem plaudernd, einiges Leben hinein brachte, war nachdenkend, blickte häufig starr auf ihren Teller und fuhr wie erschreckt empor, wenn sie der Papa etwas fragte. Doch war es

nicht die allgemeine Langeweile, die auch ſie bedrückte, ſie war ja an der Seite ihres einſylbigen und oft mürriſchen Mannes, ſowie auch, da ſie im Hauſe wohnte und ſich viel in Geſellſchaft der Mutter befand, dergleichen ſchon gewöhnt. Heute Abend war etwas beſonders Eigenthümliches paſſirt. Vor ein paar Stunden ging ſie abſichtslos mit leiſen Schritten bei dem Zimmer ihres Mannes vorbei und ſah durch die ein wenig geöffnete Thüre, daß er ein Paket Damenhandſchuhe — Frauen pflegen ſich darin nicht zu irren — ſauber in weißes Papier einſchlug, mit einer rothen Schnur umgab, ſiegelte und überſchrieb. Anfänglich dachte ſie, es ſei das eine Ueberraſchung für den heutigen Abend. Aber wozu dann ſiegeln und überſchreiben, wenn man im gleichen Hauſe wohnt? — Sie konnte das nicht vergeſſen, und als ſie an den Tiſch trat, wo ihre Sachen lagen, war ihr erſter Blick nach den Handſchuhen; aber unter all' den Sachen war nichts, was jenem Paketchen ähnlich geſehen hätte. — Sie ſchüttelte den Kopf und konnte es nicht vergeſſen. — — — —

Wenn uns der geneigte Leſer freundlich folgen will, ſo verlaſſen wir das reiche Eßzimmer des Commerzienrathes, den koſtbar ſervirten Tiſch mit ſeinem Silbergeräthe, ſeinem feinen Kryſtall und Porcellain und ſeinen verdrießlichen Geſichtern, — wir verlaſſen es, ſchauen uns aber unter der Thüre nach Arthur um, der, den Blick auf Mama geheftet, nicht erwarten kann, bis ſie ihre Serviette hinlegen und ſo das Zeichen zum Aufbruch geben wird. — Wir verlaſſen das Haus und wandeln durch die ſtiller gewordenen Straßen nach der Valkengaſſe, wir treten in ein uns ſchon bekanntes Haus; doch ehe wir die Treppen hinauf ſteigen, wollen wir uns erlauben, einen Blick rückwärts zu thun, rückwärts in der Zeit nämlich, um zu ſehen, wie unſere Freunde hier den heiligen Chriſtabend zugebracht.

Da Herr Staiger, wie wir bereits wiſſen, nur zwei Zimmer bewohnte, die noch obendrein ſo gelegen waren, daß man durch das eine mußte, um in das andere zu gelangen, ſo würde es außerordentlich ſchwer geweſen ſein, im Geheimen die Vorbereitungen zur Weihnachtsbeſcheerung zu treffen, wenn ſich Clara nicht wie in allen Dingen, ſo auch hierin ſehr gut zu helfen gewußt hätte. Im Vorzimmer nämlich traf ſie alle ihre Anſtalten, dort ſtand der kleine Tannenbaum, den ſie für weniges Geld gekauft, und dort wurde er mit einigen Aepfeln, mit Flittergold und ein paar Kerzchen aufgeputzt und beſteckt.

Damit nun dieſe Vorbereitungen von den Kindern nicht geſehen würden, hatte die ältere Schweſter ihnen eingeſchärft, ſtets die Augen zu ſchließen oder nach der rechten Seite zu ſehen, wenn ſie durch dieſes Zimmer gingen. „Der liebe Chriſt,“ ſagte ſie, „wird daran euren Gehorſam erkennen, und da er augenblicklich erfährt, wenn eines von euch hinter den Ofenſchirm geſehen, ſo würdet ihr alsdann an Zuckerwerk und Spielſachen gar nichts finden, wohl aber eine große Ruthe, welche außerordentlich fähig iſt, kleinen Kindern einen gewiſſen Theil des Körpers zu bearbeiten.“

Wir müſſen aber ſchon geſtehen, daß Clara für den heutigen Weihnachtsabend ſchon ein Uebriges gethan hatte, und ſie hatte hierzu nicht einmal, wie ſonſt immer, ihrer eben erſt erhaltenen Monatsgage zuzuſprechen gebraucht; denn der Vater war vor ein paar Tagen mit einem höchſt zufriedenen Geſichte von ſeinem Verleger, dem Herrn Blaſſer, zurückgekehrt, und hatte triumphirend eine Rolle mit fünfzig Gulden auf den Tiſch gelegt. Nicht nur war ihm ſein Honorar bedeutend erhöht worden, ſondern der edelmüthige Verleger hatte ihm auch noch von früheren Arbeiten her eine Zulage zuſammengerechnet und baar eingehändigt.

Woher dieſe Gelder eigentlich kamen, wiſſen wir beſſer als

der alte Herr und seine Tochter. — Genug, sie waren da und wurden auf's Beste verwendet, was beinahe den ersten kleinen Streit seit langen Jahren zwischen Vater und Tochter hervorgerufen hätte. Clara behauptete nämlich, ein neuer Winterrock sei für den Vater unbedingt nothwendig, er dagegen meinte, ein Mantel für Clara sei noch viel nothwendiger; doch siegte der Oberrock, indem Clara sagte, sie halte es für eine Sünde, für die paar Gänge, die sie zu Fuß zu machen habe, das viele Geld auszugeben. Daß der Winterrock einen Hauptbestandtheil der heutigen Bescheerung bilden sollte, verstand sich von selbst.

Obgleich Herr Staiger seine Tochter Clara ohne Einschränkung alle Kassengeschäfte besorgen ließ, so hatte er doch dießmal mit pfiffigem Lächeln einige Gulden aus der Rolle für sich behalten und nach langem Zögern und vielen Ausflüchten seiner Tochter anvertraut, es sei doch nicht mehr als schicklich, daß er auch seinem Freunde Arthur, der ja am Weihnachtsabend kommen werde, etwas Weniges unter den Christbaum lege. — Von den Pelzmanschetten, die er für Clara kaufen wollte, sagte der alte lügenhafte Mann natürlicher Weise nichts und freute sich wie ein Kind, daß ihm sein Betrug so gut gelungen; denn als er Arthur's Namen genannt, da hatten ihre Augen geglänzt und sie ihm zugestimmt und versichert, das sei ein ganz glücklicher Gedanke, wenn sie selbst auch — — eine unbedeutende Cigarrentasche für den Bekannten ihres Vaters gestickt, so sei dieß doch nicht der Rede werth und würde auf dem großen Teller allein gar zu mager, zu unbedeutend aussehen.

Als der heilige Abend herangekommen war, da wurden die Kinder zu einer Nachbarin geschickt und ihnen auf's Strengste eingeschärft, erst nach einer Stunde und zwar bei völlig eingebrochener Dunkelheit zu erscheinen. Wenn sie auch nicht zu früh

kamen, so hörte man sie doch mit ungeheurer Pünktlichkeit zu der angegebenen Zeit die Treppen heraufsteigen und nach der Wohnung eilen. Clara trat ihnen aber im Vorzimmer entgegen und hielt sie auf.

„Aber wir kommen doch nicht zu früh?“ versetzte das kleine Mädchen; „wir sind so lange ausgeblieben, als du es gesagt, liebe Clara.“

„Ja, und jetzt möchten wir auch sehen, was das Christkindchen für uns mitgebracht hat.“

„Das wird nicht zu viel sein,“ sagte die ältere Schwester, indem sie ihrem Bruder die Mütze abnahm und auf eine Stuhllehne hängte. „Das Christkind hat sich bei uns erkundigt, und wenn wir euch auch nicht gerade sehr verklagten, so mußten wir ihm doch Einiges sagen, weil es darnach gefragt.“

„Und was hat es denn von mir wissen wollen?“ fragte der kleine Bube mit einem ziemlich langen Gesicht.

„Allerlei Sachen,“ entgegnete Clara, „ob du folgsam seiest und in der Schule artig und aufmerksam, ob du auch gleich nachher nach Hause kommest oder ob du dich mit anderen Buben auch wohl Stunden lang auf den Schleifen herumtreibest und Schneeballen machest, ob du beim Mittagessen Alles thuest, was man dir sagt, ob du deine Suppe essest und nichts davon verschüttest und ob du ruhig sitzen bleibest und nicht zu viel sprechest.“

„Und was hast du geantwortet?“

Clara zuckte mit ernsthafter Miene die Achseln. „Ja,“ sagte sie, „so lieb ich dich auch habe, Alles konnte ich nicht läugnen; doch habe ich nicht vergessen, daß du mir gestern noch versprochen, du wolltest von jetzt an sehr artig, sehr lieb und folgsam sein. — Und das hat das Christkindchen gern gehört.“

„Und du meinst, es werde mir nicht böse sein und doch Etwas bringen?“

„O, ich glaube das beſtimmt, namentlich wenn du jetzt recht artig biſt und dich mit Marie noch hier eine Zeitlang aufhältſt, bis ich euch rufe; denn ihr wißt, das Chriſtkindchen ſchickt heute Abend die Sachen, und erſt, wenn ſie da ſind, kann ich ſie euch geben.“

„Aber wenn es ſie heute Abend erſt ſchickt, ſo kommen ſie ja hier durch das Zimmer und dann ſehe ich ſie zuerſt,“ meinte Karl.

„Da irrſt du dich ſehr,“ bemerkte die kleine Marie, „es kommt drüben an's Fenſter geflogen und reicht da Alles herein.“

„Aber das möchte ich einmal ſehen. Clara, kannſt du mich nicht rufen, wenn es geflogen kommt?“

„Nein, nein,“ entgegnete lachend die Tänzerin; „das wäre noch ſchöner! Da dürfen keine kleinen Kinder zuſehen, ſonſt fliegt es vorbei und bringt gar nichts. — Alſo wollt ihr recht brav hier auf dem Bänkchen ſitzen bleiben, bis ich euch rufe?“

„Ja gewiß,“ ſagte Marie. „Und ich will dem Karl was erzählen, dann wartet er gerne und ſchläft auch nicht ein.“

„O, ich werde nicht ſchlafen!“ verſetzte beſtimmt das Bübchen.

Und dann gingen die beiden Kinder miteinander zu einem Fußſchemel, und ſetzten ſich darauf hin. Marie nahm die rechte Hand ihres Bruders, und dieſer ſtrampelte mit den Füßen und ſagte: „Wenn das Chriſtkind nur bald kommt!“

Clara war unterdeſſen mit leiſen Schritten nach dem anderen Zimmer zurückgekehrt und half ihrem Vater noch ein paar bunte Papierſtreifen ſowie auch ziemlich dünne Talglichtchen an dem kleinen Weihnachtsbaum befeſtigen. Dann holte ſie all' die prächtigen Sachen hervor, mit denen die Kinder beſchenkt werden ſollten. Zuerſt kam das Nützliche, und zwar für Marie eine neue Schürze und ein kleines wollenes Halstuch, für das Bübchen aber eine Schiefertafel, da die alte im letzten Straßenkampf zu Grunde

gegangen war, ein Federrohr und ein paar von ihm so genannte Herrenstiefel; das waren nämlich Stiefel mit Schäften, wonach er schon lange geschmachtet und die ihm sein Pathe Schuhmachermeister verehrt. Hierauf folgte das Angenehme: für das Mädchen eine Puppe, welcher die Tänzerin aus verschiedenen Lappen und Flittern, die sie in der Garderobe gesammelt, ein prachtvolles Ballkleid verfertigt hatte. Die Puppe hatte eigenes Haar und und war à l'enfant frisirt; wie ihre Legion von Schwestern schaute sie ungeheuer verwundert in die Welt, hatte dazu die Arme und Füße etwas Weniges verdreht; letztere standen ungeheuer auswärts, und die Finger hielt sie nach Art der preußischen Infanterie: den kleinen Finger an der Hosennaht. — Für Karl hatte Clara längere Zeit zwischen einer Trommel und einem Schaukelpferde geschwankt, sich aber auf Zureden des Vaters für das Letztere entschieden. — „Denn," meinte Herr Staiger, „er würde mit seiner Trommel ein schönes Gerappel machen, was meinem Onkel Tom und dem Herrn Blasser nicht zu gut käme, und ich muß mich nun doppelt zusammen nehmen, um vortreffliche Arbeit zu machen, denn ich werde jetzt in der That so anständig honorirt, daß ich täglich mit Bequemlichkeit über zwei Gulden verdienen kann. — Ich hätte nie geglaubt, daß es mir noch so gut gehen würde."

Clara arbeitete emsig an ihrem Baum, stellte die ebengenannten Sachen so prächtig auf und so schön in's Licht, daß sie in der That einen großartigen Effect machten.

„Weiß der Herr," sagte freundlich Herr Staiger, der, die Hände auf dem Rücken, behaglich dieser Arbeit zusah, „es geht mir heute Abend wie jenen Savoyardenknaben bei ihrer Melonenschnitte: ich fühle mich auch glücklicher als ein König; es ist das wieder ein angenehmes, liebes Weihnachtsfest, wie sie mir aus meiner Jugend her in Erinnerung sind und wie wir sie einige

Male hatten, als deine selige Mutter noch lebte. — Siehst du, Clara," fuhr er gerührt fort, „ich glaube, der liebe Gott hat mein Leben wunderbarlich geführt und gibt mir noch einen fröhlichen Abend des Lebens. Ich weiß nicht weßhalb, aber es kommt mir nun einmal so vor. — Meine Jugend war hell und glücklich beschienen, dann kamen schlimme Jahre und ich mußte lange im kalten Schatten dieses Lebens wandeln. Aber jetzt, wenn ich so den kleinen Tannenbaum ansehe, wie seine Nadeln bei jeder Bewegung spielen, und wie das Gold durch die feinen Zweige glänzt, jetzt ist es mir gerade, als stände ich auf der Höhe meines Lebens, — das heißt auf der Höhe, auf welcher bald die allgemeine Ruhe folgt, — sähe aber vorher noch hinab in ein freundliches, von der Abendsonne beschienenes Thal; ich sehe es hinter den Bäumen stehend, wenn ich aber noch einen kleinen Schritt, noch eine kleine Spanne Zeit vorwärts schreite, so stehe ich unter den sanft rauschenden Zweigen und den leise im Abendwind säuselnden Blättern, und der herrliche Glanz einer niedersinkenden Sonne strahlt prächtig auf meinen Pfad. — — — — Gewiß Clara, das fühle ich; und wenn dem so wäre, so würde es mich glücklich machen um deinetwillen. — Ja, mein Kind, wenn nur ein frohes Geschick unser Leben freundlich wenden sollte, so würde ich Gott auf's Herzlichste danken und es als eine Belohnung ansehen für deine unendliche Liebe und Güte für mich alten Mann und deine kleinen Geschwister, denen du Alles bist."

Während Herr Staiger so sprach, blickte er wie träumend und mit so glänzenden Augen, als schaue er wirklich all' das Schöne, in den Tannenbaum. Dabei aber zitterte seine Stimme und seine Blicke verdunkelten sich zuweilen seltsam, um gleich darauf ein doppeltes Licht auszustrahlen, — zwei Lichtpunkte, die sich langsam über seine Wangen hinab bewegten.

Clara hielt in ihrer Arbeit inne, als ihr Vater so sprach, und ihr Ohr lauschte gläubig seinen Worten. Auch ihr Blick erweiterte sich, ihre Brust hob sich mühsam, von einem unnennbar süßen Gefühl geschwellt, einem Gefühl, das, von der Phantasie des alten Mannes ausgehend, bei ihr eine andere und bestimmtere Form gewann. Sollte er vielleicht Recht haben, sollte sich der Abend seines Lebens nochmals verschönern und vielleicht einen noch helleren Glanz auch über sie ausgießen? — O nein! nein! das war ja unmöglich; sie mochte und konnte nicht weiter denken, denn ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; sie legte sanft ihre Arme um den Hals des Vaters, senkte den Kopf auf seine Brust, und während sie sich darauf bemühte, ihm die Thränen von den Wangen zu küssen, bemerkte sie nicht, daß auch die ihrigen floßen.

„Wir sind aber recht kindisch," sagte der alte Mann nach einer Pause, indem er, das Gesicht seiner Tochter mit beiden Händen umfassend, es sanft in die Höhe hob, um ihr in die schönen, edeln und reinen Züge zu sehen. — „Jetzt geht es uns wieder einmal etwas gut und wir weinen wie die Kinder."

„Aber nicht aus Schmerz, Vater," versetzte Clara sanft, „gewiß nicht aus Schmerz. Vielleicht geht dein schöner Traum in Erfüllung, und das war der Anfang von Freudenthränen."

„Ah! Freudenthränen sind schön! — Doch jetzt wollen wir lustig sein; bring' deine Arbeit zu Ende, damit die Kinder draußen nicht zu lange zu warten brauchen. — Aber wahr ist es: unser Zimmer ist heute Abend so behaglich, so angenehm, und mir ist dabei so wohl, ich möchte jeder Ecke, jedem Stuhl und Tisch guten Abend sagen und die Wände mit der Hand pätscheln, — es ist hier so warm und wohnlich. — Und dann, was für ein kostbares Souper erwartet uns! — Ein delicater Kalbsbraten

und vortreffliche Kartoffeln. Eigentlich eine Verschwendung; aber nehm' dich ja zusammen, Clara, daß dir Alles gut geräth und der Braten nicht anbrennt; wir müssen unserem Gast alle Ehre anthun, und das Wenige, was wir geben, muß gut sein."

„Meinst du, er werde auch kommen?" fragte Clara schüchtern, indem sie sich gegen den Tannenbaum wandte, um dort noch ein kleines Netz von Papier zu befestigen.

„O unbesorgt!" sprach Herr Staiger mit bestimmtem Tone, „er hat es mir versprochen, und was er mir verspricht, das hält er auch."

„Ja, ja, Papa, wenn er es dir versprochen hat, so wird er auch sicher kommen," erwiederte die Tänzerin, während um ihren kleinen Mund, den sie fest zusammen zog, ein ganz leichtes, leichtes, aber höchst liebenswürdiges Lächeln spielte.

„Da ist mir was eingefallen," sagte Herr Staiger nach einer Pause; „wir hätten wohl mit der ganzen Bescheerung warten können, bis Herr Arthur gekommen wäre; ich glaube, es würde ihn freuen, das einmal bei uns mit anzusehen."

„Glaubst du das in der That?" fragte eifrig das Mädchen, indem sie sich rasch herum wandte. — „Ach nein! das ist zu kleinlich für ihn; auch würden die Kinder nicht gerne so lange warten."

„O, die Kinder warten schon, wenn wir ihnen sagen, Herr Arthur komme; sie haben ihn so außerordentlich lieb."

„Das ist wahr," sagte nachdenkend die Tänzerin mit ganz leiser Stimme. — „Aber," fuhr sie lauter fort, „Herr Arthur wird wahrscheinlich spät kommen. — Hat er das nicht gesagt?"

„Er meinte, es könnte bis acht Uhr reichen; sie haben natürlicher Weise zu Haus auch eine Bescheerung."

„Ah! was werden die vergnügt sein bei ihren vielen schönen Sachen!"

„Davon hängt's nicht ab, mein Kind," entgegnete Herr Staiger. „Hoffen wir nicht auch vergnügt zu ſein? Und doch ſehe ich bei uns gerade nichts von Koſtbarkeiten. — Alſo Herr Arthur verſprach mir, um acht Uhr zu kommen; er meinte ſich vom Nachteſſen dort diſpenſiren zu können und freute ſich ſehr auf das unſrige."

„That er das wirklich?" fragte Clara anſcheinend unbefangen.

„Gewiß, gewiß," antwortete der alte Mann; „das kannſt du auch wohl ſehen, daß er gerne hier bei uns iſt, denn wegen der Illuſtrationen braucht er nicht ſo oft zu kommen, wie er es thut."

„So? — glaubſt du wirklich?" verſetzte die Tänzerin, wobei ſie ſich raſch abwandte, um nach dem Vorzimmer zu gehen, Doch blieb ſie wieder ſtehen und ſagte ohne zurückzuſchauen: „Alſo meinſt du wirklich, wir ſollen mit der Beſcheerung warten, bis er kommt? — Aber die Kinder werden ſchläfrig und ich kann ſie nicht hier in's Zimmer herein nehmen, ſonſt würden ſie ja alle meine Anſtalten ſehen."

„Weißt du was," meinte Herr Staiger, „ſo ſetzen wir uns zu ihnen in das Vorzimmer, es iſt da warm genug; unſer braver Ofen ſpeit heute Abend eine außerordentliche Hitze aus."

„Aber du mußt die Kinder vorher fragen, ob ſie warten wollen; am Weihnachtsabend haben ſie darüber zu beſtimmen."

„Verſteht ſich, aber du wirſt ſehen, wie bereitwillig ſie ſind."

Dieß war denn auch der Fall, und als die Kinder hörten, ihr lieber Herr Arthur werde kommen und an der Beſcheerung Theil nehmen, da waren ſie ſehr zufrieden und warteten gern noch länger.

„Wohl noch eine ganze Viertelſtunde," ſagte das Bübchen.

Clara war in dem Zimmer zurückgeblieben und benutzte die augenblickliche Abweſenheit ihres Vaters, um auch für dieſen die

Geschenke aufzustellen. Sämmtliches für die Familie war auf dem großen Tische befindlich; und über ein kleines Nähtischchen, das daneben stand, hatte die Tänzerin eine Serviette gebreitet, darauf lag das bewußte Cigarren-Etui neben einem kleinen, kaum fußhohen Christbaum, den Clara aus grünem Papier künstlich gearbeitet, und der mit Miniaturkerzen und Zuckerzeug auf's Freundlichste verziert war. Das Geschenk ihres Vaters für Arthur, ein kleines Feuerzeug, befand sich ebenfalls dort. Clara hatte es kopfschüttelnd betrachtet, indem sie zu sich selber sprach: „Und dafür will er über zwei Gulden ausgegeben haben? — Papa versteht aber durchaus nicht einzukaufen."

Draußen im Vorzimmer hatte sich indessen Herr Staiger zu den Kindern gesetzt; das Mädchen saß auf dem Schemel und lehnte ihren Kopf an die Knie des Vaters, der Knabe saß auf dessen Schooß und war unersättlich im Anhören der furchtbarsten Geschichten. Herr Staiger mußte die Geschichte von der schrecklichen Wasserschlange, die das Schiff auf dem Weltmeer verfolgt und jeden Tag eine neue Beute fordert, zum Gott weiß wie vielsten Male erzählen, wobei es dem Bübchen besonders aber um den Schluß zu thun war; denn als schon sehr viele Offiziere und Matrosen verzehrt sind, wirft man ihm die ganze Schiffsapotheke in den Rachen, worauf es der Schlange hundeübel wird und sie plötzlich stirbt.

Da nun aber dergleichen Geschichten am heutigen Abend noch sehr viele erzählt werden mußten, mit deren Wiederholung wir den geneigten Leser jedoch verschonen wollen, bitten wir ihn, während dieser Zeit mit uns auf einige Augenblicke in das Zimmer der Madame Wundel, der Staiger'schen Wohnung gegenüber, zu treten.

Europäiſches Sclavenleben.

III.

Europäiſches Sclavenleben

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1854.

Gedruckt bei K. A. Hering & Comp.

Inhalt.

	Seite
Fünfzigſtes Kapitel. Verſchämte Hausarme	1
Einundfünfzigſtes Kapitel. Eine Beſcheerung	26
Zweiundfünfzigſtes Kapitel. Ein nächtlicher Gaſt	41
Dreiundfünfzigſtes Kapitel. Im Atelier	60
Vierundfünfzigſtes Kapitel. Am Neujahrstage	82
Fünfundfünfzigſtes Kapitel. Einladungen zu Hofe	99
Sechsundfünfzigſtes Kapitel. Vor, während und nach dem Hofdiner	114
Siebenundfünfzigſtes Kapitel. Die Spielmarken des Herzogs	136
Achtundfünfzigſtes Kapitel. Ein Bericht	152
Neunundfünfzigſtes Kapitel. Vorbereitungen zum Gefecht	178
Sechzigſtes Kapitel. Er	199
Einundſechzigſtes Kapitel. Die Soirée des Kriegsminiſters	240

Inhalt.

		Seite
Zweiundsechszigstes Kapitel.	Eine einfache Geschichte . . .	266
Dreiundsechszigstes Kapitel.	Sclavenloos	301
Vierundsechszigstes Kapitel.	Ein wildes Leben	324
Fünfundsechszigstes Kapitel.	Ein gefährliches Papier . . .	345
Sechsundsechszigstes Kapitel.	Unter dem Podium	367

Europäiſches Sclavenleben.

Fünfzigstes Kapitel.

Verschämte Hausarme.

Hier wurde der Weihnachtsabend nicht wie bei den übrigen Mitchriſten gefeiert; Madame Wundel, die verſchämte Hausarmen-Wittwe, fand es begreiflicher Weiſe unpaſſend, am heutigen Abend mit irgend Etwas Gepränge zu machen. Ihre beiden Töchter waren erwachſen, weßhalb ihnen ein Chriſtbaum auch weiter keine Freude gemacht hätte; ſich gegenſeitig zu beſchenken wäre ebenfalls unnöthig geweſen, daher ſie denn das Feſt ſtill unter ſich und unter andächtigen Betrachtungen feierten. Das klingt für uns, die wir den Character von Mutter und Töchtern kennen, zwar unglaublich, aber es verhielt ſich wirklich ſo. — Im Ofen brannte ein ſpärliches Feuer, ſo daß das Zimmer nur ſehr mäßig erwärmt war; der Tiſch war mit einem groben Tuche bedeckt und auf demſelben befand ſich eine Schüſſel mit Kartoffeln in der Schaale neben einem Salzfaſſe, einem Stücke ſchwarzen Brode und einer Flaſche voll klaren Waſſers.

Madame Wundel ſaß an dieſem Tiſche, ihr gegenüber die

älteſte Tochter Emilie, und Beide hatten Gebetbücher vor ſich, in welchen ſie eifrig zu leſen ſchienen.

Wir ſagen: zu leſen ſchienen, denn wenn man aufmerkſamer hinſah, ſo bemerkte man wohl, daß die würdige Wittfrau die Nägel ihrer Finger beſah, auch zuweilen an die Decke blickte, und daß Emilie den Kopf auf die Seite hielt, offenbar um auf den Gang und die Treppe zu lauſchen, zu welchem Zweck auch die Stubenthüre halb geöffnet war.

„Jetzt kann er wohl drunten ſein," ſprach die Mutter nach einer längerem Pauſe.

„Ja, mir ſcheint, er ſchleiche auf der unterſten Treppe," erwiederte die Tochter. — „Richtig! da höre ich ihn auch huſten. — Wenn der nur bald ausgehuſtet hätte!"

„Ein langweiliger, miſerabler Kerl!" meinte die Wittwe.

„Und ſchleicht wie ein Geſpenſt in den Häuſern umher," entgegnete Emilie. „Bin ich doch wirklich erſchrocken, als er vorhin faſt unhörbar in's Zimmer trat und ſein: Gott ſei mit euch, ihr Frauen! krächzte, — der alte Heuchler!"

„Ich bin gar nicht erſchrocken," lachte Madame Wundel; „ich wußte wohl aus alter Praxis, daß er dießmal am Weihnachtsabend kommen würde. Vergangenes Jahr kam er am Chriſtfeſt ſelbſt; er wechſelt immer ſo ab. — Das kann euch wieder ein Beiſpiel ſein," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie die Hand in die Taſche geſteckt und dort mit Geld geklappert, „daß ihr eurer Mutter unbedingt folgen ſollt. Du hatteſt wieder Luſt, zu ſieden und zu braten, und wenn ich deinem Kopfe gefolgt wäre, ſo hätte uns der Armenpfleger überraſcht, und — eine milde Gabe gereicht für Holz und Brod," — dieſe Worte ſprach ſie mit demſelben nachäffenden Tone wie ihre Tochter, —

„während ein schöner Kuchen auf dem Tische stand und vielleicht eine Flasche Wein daneben."

„Leider ist es eine schlechte Welt," erwiederte Emilie achselzuckend, „und für die paar miserablen Gulden, die sie uns an den Kopf werfen, leben wir doch in einer wahren Sclaverei. Gehe ich durch die Straßen, bei gewissen Häusern vorbei, da muß ich die Augen niederschlagen und darf höchstens nach einem kleinen Kinde sehen, das zufällig auf's Gesicht gefallen ist, um es aufzuheben und ihm aus christlichem Mitgefühl die rotzige Nase abzuwischen, — wenn das nämlich Jemand sieht. — Pfui Teufel! ihr hättet eigentlich wohl ein anderes Geschäft ergreifen können, als das einer verschämten Hausarmen. Uns ist dadurch jede Carrière abgeschnitten; man kann sich nicht einmal mit einem anständigen Liebhaber einlassen, denn das wäre ja die größte Versündigung, wenn sie es erführen."

„Aber man lebt gut," sagte die Wittwe mit einem breiten, behaglichen Lächeln. „Sei nicht undankbar, Emilie; du weißt noch nicht, wie hart es ist, das Brod durch seine Händearbeit verdienen zu müssen."

„Aber dann bin ich frei und kann thun was ich will."

„Geht mir mit eurer Freiheit! Man ist da abhängig von den Launen seiner Herren oder Herrinnen und erst ein rechter Sclave."

„Neulich ging ich in einen Laden," fuhr Emilie ärgerlich fort, „und wollte mir zu meinem carrirtseidenen Kleide ein paar Ellen kaufen. Da sehe ich glücklicher Weise noch früh genug den Armenpfleger, der mich lauernd betrachtete. Vor mir lag ein ganzer Stoß Seidenzeug, und da fragte er auf seine widerliche Manier: — Sie kaufen doch gewiß nicht von diesen eiteln Geweben? — Was wollte ich machen? — Ich mußte meine Au-

gen niederſchlagen und mit einer halben Elle grauen Futterneſſel abziehen."

„Was übrigens ſehr klug von dir war," erwiederte vergnügt Madame Wundel. Glücklicher Weiſe ſcheuen ſich dieſe Spione, Abends auszugehen, und an gewiſſe Orte, wo wir uns ſehr gut amuſiren, kommen ſie nie hin."

„Ja, wenn auch das nicht wäre, ſollte es der Henker aushalten!" ſagte Emilie. — „Nun, hat er auch was Rechtes gebracht?"

„Ich kann nicht darüber klagen," ſchmunzelte vergnügt die Mutter. — „Am Weihnachtsabend da kommt ſo allerlei zuſammen, da wollen die verſchiedenen Vereine zur heiligen Zeit noch einen rechten Stein in's Brett bekommen und deßhalb fließen da die Unterſtützungen ordentlich. — Ach! daß doch ſo viel Heuchelei in der Welt iſt! Die machen ſich ſelbſt was weiß und bilden ſich ein, es ſei ihnen ein Bedürfniß des Herzens, den Armen mitzutheilen, und bei den Meiſten iſt's nichts wie Eitelkeit: ſie wollen Alle im Jahresberichte und im Wochenblättchen ſtehen. — Nun alſo, da habe ich ſechs Gulden vom Verein für verſchämte Hausarme, vier Gulden aus der Unterſtützungskaſſe für hülfsbedürftige Wittwen aus dem Honoratiorenſtand. — Und dazu können wir uns ja rechnen, ſeit dein Vater geſtorben iſt, denn meine Familie ſtand ehedem ſtolz da in der Stadt; daß der Mann ſo traurige Geſchichten gemacht hat, iſt ein Unglück. Doch ich will ſeiner nicht in Böſem gedenken; denn hier iſt ja auch ein Gulden und dreißig Kreuzer aus der Wittwenkaſſe für in öffentlichen Anſtalten des Staats Verbliebene." — Sie wollte nämlich nicht ſagen: „für die im Zuchthaus Geſtorbenen," wie es dem ſeligen Herrn Wundel leider geſchehen war, da er Pflegſchaftsgelder auf eine für ihn zu vortheilhafte Weiſe angelegt hatte.

„Das ſind ja eilf Gulden dreißig Kreuzer," ſprach Emilie mit zufriedener Miene; „das reicht ſchon über die Feiertage."

„O ganz bequem," entgegnete die Mutter. „Und dazu kommt noch der zweite Weihnachtstag, wo ich mich im ſchwarzen Anzug bei dem Prediger des neuen Bundes präſentire und darauf hin einige Anweiſungen erhalte für chriſtliche Häuſer, wo man anſtändige Wittwen zu behandeln verſteht."

„O ja, das geht," ſprach die Tochter nach einigem Nachdenken. „Dann kommt Neujahr, und dabei werden wir wohl ſo viel heraus ſchlagen, daß man ſich am Carneval ein kleines Vergnügen machen kann."

Die Mutter packte ihr Geld zuſammen, ſteckte es ſorgfältig wieder in die Taſche ihres Kleides, — ſie hatte es dort hervor geholt, um ihre Tochter mit dem Glanz des Silbers zu erfreuen. — — „Da iſt noch eine ganz famoſe Kaſſe hier in der Stadt," ſagte ſie nach einer Pauſe, „an der wir vielleicht auch nächſtens einmal Theil nehmen können. — Weißt du, man muß ſich nicht geniren, und wenn du wollteſt, ſo könnte ich dorthin bald einmal eine Eingabe verſuchen."

„Was iſt das für eine Kaſſe?" fragte Emilie.

„Obendrein iſt noch ein Freund von dir dort beſchäftigt: der Herr Actuar Schwarz iſt der Secretär."

„Ah! Mutter," verſetzte Emilie etwas ſpitzig, „das muß ich mir alles Ernſtes ausbitten!"

„Wie, daß der Herr Actuar Schwarz dein Bekannter iſt?" fragte Mama mit einer außerordentlichen Unbefangenheit.

„Nein, das nicht," erwiederte entrüſtet Emilie, „ſondern daß du mir vorſchlagen willſt, ich ſoll mich an den Unterſtützungsverein für alte Jungfern wenden."

„Iſt denn das ſo was Schlimmes?"

„Es iſt ſchlimm genug, wenn man in Verhältniſſen lebt, die es Einem erſchweren, eine anſtändige Verbindung einzugehen.“

„Und wann uns dieſer Freund unterſtützt,“ erwiederte Madame Wundel, indem ſie ihre Haube zurecht zog, „biſt du deßhalb eine alte Jungfer? — Sieh doch mich an, ich erhalte auch vom Verein für verſchämte Hausarme; ſind wir denn deßhalb verſchämte Hausarme? — Ich wollte Niemand rathen, das uns in's Geſicht zu ſagen. — Ah! da bitte ich recht ſchön! Ihr Mädchen habt eigene Begriffe; wenn man nur einmal ein Wort von einer alten Jungfer fallen läßt, ſo ſeid ihr beleidigt. Das iſt aber an ſich ein ganz reſpectabler Stand, und wenn die Zeit da iſt, daß man eine werden ſoll, ſo wird man in Gottes Namen eine. Daran wirſt du nichts ändern wollen. — Jetzt biſt du Achtundzwanzig, und wenn dich auch gute Leute für ein paar Jahre jünger anſehen, ſo rückſt du doch nach und nach in die Dreißig und mußt da hinein, ſo ſehr du dich auch ſperren wirſt. Gegen den Strom kann man nicht ſchwimmen, und einen heißen Ofen nicht kalt blaſen. — Larifari!“

„Aber ich thu's nun einmal nicht,“ ſagte die Tochter entſchloſſen. „Ich will mich zu allen Vereinen melden, mögen ſie einen Namen haben, welchen ſie wollen; und ich habe das ſchon bewieſen, denn als der Verein für unglückliche, treulos Verlaſſene gegründet wurde, da —“

„Schweigen wir davon,“ entgegnete die Mutter, indem ſie die Augenbrauen zuſammen zog; „das ärgert mich, wenn du davon ſprichſt. Damals haſt du freilich keinen Anſtand genommen, dich für eine treulos Verlaſſene auszugeben, obgleich du dazu gar kein Recht hatteſt, denn um verlaſſen zu werden, muß man doch Jemand haben, der Einen verläßt. Und das war bei

dir nur ſo ein kleines Techtelmechtel, wornach kein Hahn gekräht hat.“

Emilie ſeufzte tief auf, wahrſcheinlich in der Erinnerung an dieſes Verhältniß.

„Ja, wäreſt du damals klug geweſen und hätteſt den jungen Menſchen feſtgehalten; damit wäre was zu machen geweſen. Aber ihr ſeid nicht pfiffig genug, nicht geſcheidt, nur hochmüthig. Das habe ich vorhin wieder ſo klar und deutlich geſehen. — Ja, ja, für eine treulos Verlaſſene möchteſt du alle Tage gelten, aber nicht für eine alte Jungfer. O Welt! o Welt!“

Madame Wundel hatte ſich ſo in den Eifer hinein geſprochen, daß ſie unmöglich auf ihrem Stuhle ruhig ſitzen bleiben konnte. Sie ſtand deßhalb auf, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und ſagte dann, als ob ſie froh wäre, daß ſie Etwas fände, woran ſie ihren Unmuth auslaſſen könnte: „Werft mir die dummen Kartoffel vom Tiſch und das fade Waſſer! Da haſt du den Schlüſſel, hol' den Kuchen heraus, der im Schranke ſteht, und ein paar Gläſer.“

„Und keinen Wein dazu?“ fragte mürriſch die Tochter, indem ſie ſich zum Abgehen anſchickte.

„Nein, du brauchſt keinen Wein zu bringen; aber ſchüre das Feuer, damit wir wieder ein behagliches Zimmer bekommen. Ich habe jetzt dem unangenehmen Kerl zulieb genug gefroren. Dann kannſt du auch Waſſer zum Kochen aufſetzen; die Madame Becker wird nachher auf einen Augenblick kommen und Extract mitbringen, da wollen wir uns einen ordentlichen Punſch machen.“

„So — die kommt?“ fragte Emilie mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdruck. — „Und wollt ihr allein ſein? — Iſt man vielleicht im Wege oder kann man da bleiben?“

„Wie du ſo einfältig fragen kannſt!“ ſagte die Mutter; „du kannſt freilich dableiben, aber es wäre mir nicht lieb, wenn unterdeſſen Louiſe — damit meinte ſie die jüngere Tochter — nach Hauſe käme.“

„Da kannſt du unbeſorgt ſein, die kommt heute nicht vor elf Uhr nach Haus; die weiß doch noch irgendwo hinzugehen, wo ſie ſich amuſiren kann.“ — Damit ſchritt ſie zur Thüre hinaus.

Man hörte ſie mit ihren Schlüſſeln draußen raſſeln, auch Gläſer klirren, dann ſchürte ſie das Feuer im Ofen, der kurze Zeit darauf eine behagliche Wärme ausſtrömte.

Madame Wundel hatte unterdeſſen höchſt eigenhändig die Kartoffeln in die Küche hinaus geworfen, das Waſſer entfernt und ſtatt des groben Tiſchtuches ein feineres ausgebreitet, kurz dem ganzen Zimmer in weniger Zeit ein behagliches Anſehen gegeben.

Als nun vollends Emilie wieder herein kam, einen großen mürben Kuchen auf den Tiſch ſtellte, etwas getrocknete Früchte und einige Gläſer, da ſah das Ganze recht feſtlich aus, würdig des Beſuchs, der erwartet wurde und den man auch bald nachher die Treppen herauf kommen hörte.

Madame Becker, — ſie war es, — ging ziemlich langſam, denn das Treppenſteigen wurde ihr bei vorgerücktem Alter und ankommender Körperfülle etwas ſauer. Sie huſtete ſchon auf dem zweiten Abſatz der Treppe, auf dem dritten pruhſtete ſie gewaltig, und als ſie endlich vor der Wohnung der Madame Wundel ankam, brachte ſie nur mühſam einen guten Abend hervor, und ließ ſich ſogleich auf einen Stuhl nieder, den man ihr hinſtellte.

„Aber Ihr wohnt recht hoch, Wundel,“ ſprach ſie nach tiefem Athemholen und nachdem ſie ſich eine Zeit lang umgeſchaut. „Recht hoch, aber anſtändig, — ſaubere Zimmer.“

„So, ſo,“ entgegnete die Wittwe. „Man kann nicht Alles mit einander verbinden; will man in unſeren Verhältniſſen im zweiten oder dritten Stock wohnen, ſo muß man ſich mit ein paar kleinen, finſteren Löchern ohne Ausſicht und Luft begnügen, und da iſt mir's hier oben lieber.“

„Das finde ich begreiflich,“ erwiederte Madame Becker. „Ihr habt kein Geſchäft, es laufen nicht viele Leute zu Euch; aber ich muß nun leider einmal im erſten Stock wohnen; wißt Ihr, man kann Manchem nicht zumuthen, daß er viele Treppen hinauf ſteigt.“

„Ah! das iſt natürlich,“ ſagte Madame Wundel mit wichtiger Miene; „bei Euerer ausgebreiteten Bekanntſchaft. — Aber kommt, legt Euer Umſchlagtuch ab; es muß Euch ja zu warm werden —“

„Ich habe nur einen Augenblick ausſchnaufen wollen,“ entgegnete Madame Becker, während ſie eine dicke Nadel aus ihrem Halstuch heraus zog und daſſelbe nun der Fräulein Emilie Wundel überließ, die es ſorgfältig auf einen Stuhl legte. Nachdem dieſe Hülle gefallen war, erblickte man das freundliche Glänzen einer Bouteille, welche die Frau in einer Hand trug. Unter dem Arm hatte ſie ein kleines Paketchen, das ſie behielt, wogegen ſie die Flaſche der Wittwe mit einem angenehmen Lächeln überreichte. „Er iſt gut,“ ſagte ſie, „ächter Düſſeldorfer; laßt uns nur nicht zu viel Waſſer dazu nehmen; ich liebe einen ſtarken Punſch.“

Mit dieſen Worten hatte ſie ſich ſo breit und behaglich wie möglich an den Tiſch geſetzt; ſie ſtützte den Kopf auf die Hände und ſah der Madame Wundel, die ſich ihr gegenüber niederließ, freundlich lächelnd in die Augen. Ihr Paketchen hatte ſie vor ſich niedergelegt.

„Wir haben uns lange nicht mehr geſehen," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „und ich hatte mir ſchon oft vorgenommen, Euch einmal heimzuſuchen, konnte aber nie dazu kommen, und ſo dachte ich denn heute: es iſt dieß ein ruhiger, ſtiller Abend und recht geſchickt, ſich nach einer guten Freundin umzuſehen."

„Wofür ich Euch ſehr dankbar bin," erwiederte Madame Wundel. „So ein Weihnachtsabend iſt recht langweilig und man weiß nicht, wie man ihn herum bringen ſoll."

Emilie hatte das warme Waſſer gebracht, goß es in die Gläſer auf den Punſch-Extract, worauf ſich ein angenehmer Geruch in dem Zimmer verbreitete. Dann ſchnitt ſie den Kuchen auf, reichte ihn herum und alle Drei aßen, tranken und waren fröhlich und guter Dinge.

Nach einiger Zeit lehnte ſich Madame Becker behaglich in ihren Stuhl zurück und ſpielte, anſcheinend abſichtslos, mit dem Paketchen, das ſie neben ſich hingelegt hatte. Es war dieß länglich, mit weißem Papier umwickelt und mit einer rothen Schnur zuſammen geknüpft. Auf demſelben ſtand eine Adreſſe mit einer feſten, regelmäßigen Handſchrift.

„Einkäufe?" fragte die Wittwe, deren Neugierde erregt war.

„O nein," entgegnete die Andere, „es iſt ein Geſchenk für meine Nichte Marie, die Tänzerin. Die bekommen ſo was immer anonym zugeſchickt. Auf der Straße brachte mir es ein Bedienter, und da er mich erkannte, nahm ich es ihm gleich ab."

„Alſo die Marie hat's noch nicht geſehen?" meinte Emilie.

Madame Becker ſchüttelte gleichgültig mit dem Kopfe. „Die ſieht's morgen Früh noch bald genug," ſagte ſie, „wenn ſie es überhaupt zu ſehen bekommt; und das hängt ganz von ihrer Aufführung ab."

„Und was iſt wohl darin?" fragte Madame Wundel.

Die Frau bog das Paketchen hin und her, und als ſein Inhalt ſich weich anfühlte und biegen ließ, antwortete ſie: „Es werden Handſchuhe ſein. Doch können wir das ganz genau erfahren: wir machen es einfach auf und ſehen nach.“

Damit löste ſie die rothe Schnur, machte das Papier aus einander, und Emilie erblickte mit leuchtenden Augen wenigſtens zwei Duzend feine Pariſer Handſchuhe von den verſchiedenſten Farben.

„Ah! die ſind ſchön!“ ſagte ſie. „Die Marie iſt doch ein glückliches Mädchen, daß ſie ſolche Sachen bekommt. — Ja, ſo eine Tänzerin!“

„Sie ſind wirklich hübſch,“ meinte die Becker. „Gefallen ſie Ihnen, Mamſell Emilie?“

„Wem ſollen die nicht gefallen! — Und das iſt gerade meine Größe; ſiehſt du Mutter, nicht ein Tipfelchen länger und breiter könnte ich ſie brauchen.“

„So will ich Ihnen was ſagen, thun Sie mir den Gefallen und nehmen ein halbes Dutzend von dieſen Handſchuhen von mir zum Weihnachtsgeſchenke an.“

„Ah! das wäre zu viel, Madame Becker!“ rief Emilie. „Haſt du gehört, Mutter, ich ſoll ein halbes Dutzend von dieſen prächtigen Handſchuhen haben. Wie mich das glücklich macht! — Aber nein, ich kann's nicht annehmen, gewiß, ich kann's nicht annehmen; ich müßte mich ſchämen.“

Madame Wundel, welche befürchtete, es könnte der noch nie da geweſene Fall wirklich eintreten, daß ihre Tochter Emilie ſich einmal ſchämen würde, Etwas anzunehmen, trat nun mit ihrer Autorität dazwiſchen und ſprach mit Ruhe: „Wenn die gute Frau Becker dir ein halbes Dutzend Handſchuhe zum Ge-

ſchenk machen will, ſo wäre es von dir unſchicklich, ſie nicht dankbarlichſt anzunehmen."

„Aber das iſt zu viel, Mutter, — ein ganzes halbes Dutzend!"

„Poſſen!" verſetzte Madame Becker, die, wie der geneigte Leſer wohl weiß, ihre guten Gründe hatte, ſich die Familie verbindlich zu machen. — „Poſſen! nicht der Rede werth! — Hier ſind ſechs von allen Farben, und hier iſt auch die Emballage und die Schnur. — Mädchen bleiben immer kleine Kinder; man muß ſie zu Allem zwingen." Damit wickelte ſie lachend die ſechs Handſchuhe in das weiße Papier, band noch zum Ueberfluß die rothe Schnur darum, und überreichte ſie mit einer graziös fein ſollenden Handbewegung, wobei ſie ſagte: „der Fräulein Emilie zum Weihnachtsabend."

„Prächtig! prächtig!" lachte Madame Wundel. „Wie das die Frau Becker Alles zu machen verſteht! — Ja, ja! man ſieht gleich, daß Ihr vornehme Bekanntſchaften habt und viel mit guter Geſellſchaft umgeht."

Die Andere ſchloß affectirt ihre Augen, zuckte gewaltig die Achſeln und erwiederte mit einem tiefen Seufzer: „Ach ja, es iſt wahr, ich ſehe viele vornehme Herren und es thut Einem wohl, wenn man, ſo von den reſpectabeln reichen Leute geachtet wird wie ich. Aber man hat viel mit ihnen durchzumachen, o erſchrecklich viel!"

Emilie hatte ſich entfernt, um ihre Handſchuhe aufzuheben, und da ſie vorderhand Punſch und Kuchen genug erhalten, ſo blieb ſie im Nebenzimmer, vielleicht auch blos aus Tactgefühl, indem ſie ſich wohl denken mochte, daß die beiden Frauen Etwas zuſammen zu ſprechen haben könnten, wobei ihre Gegenwart überflüſſig ſei.

Madame Becker hatte auch diesen Augenblick benutzt, um die eben gehörten Klagen loszulassen. — „Ja, schrecklich viel!“ wiederholte sie jetzt.

„S — o — o?“ fragte Madame Wundel. „Aber Ihr seid doch die Frau dazu, allen Anforderungen zu entsprechen.“

„O nicht immer, nicht immer. Ich stehe so allein in der Welt und habe Niemand, dem ich mich so recht anvertrauen kann, was ich zuweilen thun würde.“

„Seht Ihr, wie unrecht es von Euch ist,“ sagte die Wundel mit einem Anflug von Rührung, „daß Ihr so wenig zu mir kommt. Haben wir nicht immer vortrefflich zu einander gepaßt und haben wir uns nicht manchen guten Rath gegenseitig gegeben?“

„Ja, das ist wahr, Wundel,“ erwiederte die Andere. „Und als ich heute so über Manches nachdachte und zu mir selber sprach: mit wem könntest du wohl Dieses oder Jenes überlegen? da standet Ihr auf einmal vor mir, ja ich sah Euch leibhaftig und es rief ordentlich: du hast ja die Wundel, die alte treue Seele! — Die Wundel, die immer offen und brav gegen dich war und die du schon als Kind gekannt. — Wißt Ihr noch, wie wir damals zusammen getanzt? — Ach Gott! wenn ich an die Zeit denke, so wird es mir ganz traurig zu Muth. — Und darauf kamen wir so weit auseinander, Ihr heirathetet den seligen Wundel und ich meinen seligen Becker, und Ihr wißt wohl, daß die Beiden sich nie leiden konnten. — Du lieber Gott! ich will es Euch nur gestehen, der Wundel machte mir einmal ein wenig die Cour und da wurde der gute Becker eifersüchtig. — Nun, so sind einmal die Mannsbilder! Aber es waren Beide ein paar brave Narren, und Gott weiß, wie es mich immer noch betrübt, daß sie dahin sind.“

Auch Madame Wundel ſchien dieß nachträglich noch ſehr zu betrüben, denn als ſie ſah, daß die Becker ſich ihre Wangen wiſchte, bemühte auch ſie ſich unter Beihülfe des ſtarken Punſches ein paar Thränen ihren trockenen Augen zu entpreſſen.

„Alſo an Euch dachte ich," fuhr die Andere fort, nachdem ſich die Rührung gelegt, „und ſagte zu mir: noch heute gehſt du dahin und fragſt bei der rechtſchaffenen Wundel an, ob ſie auch noch was von der früheren Freundſchaft gegen dich im Buſen fühlt."

„Gewiß Beckere," entgegnete die Wundel mit einem unverkennbaren Schluchzen.

„Wirklich, Wundel? — Nun, das freut mich."

„Ich habe ſo oft an Euch gedacht."

„Und ich erſt!"

„In alter Freundſchaft."

Dabei erhoben die Weiber ihre friſch aufgefüllten Gläſer, ſtießen auf ein gegenſeitiges Wohl an und tranken darauf den warmen Punſch mit ſolcher Standhaftigkeit, daß ihre Köpfe ganz roth davon wurden.

„Ja, ja," ſagte die Becker nach einigem Stillſchweigen, „es kommen mir oft Sachen vor, bei denen ich den Rath einer verſtändigen und geſcheidten Frau brauchen könnte."

„So laßt mich zum Beiſpiel hören," ſprach Madame Wundel mit vieler Beſcheidenheit.

„Ich habe da gerade eine Sache im Kopfe, die Euch aber nicht intereſſiren kann, da Ihr die Perſonen nicht kennt; aber die Verhältniſſe könnte ich Euch mittheilen."

„So laßt hören."

„Da iſt ein gewiſſer Staiger, — ich glaube ſo eine Art von Literat. — — Aber was macht Ihr für ein ſonderbares Geſicht?"

„Ah! den kenne ich ja!“

„Den kennt Ihr?“ rief Madame Becker mit einem erkünstelten, aber gut gemachten Erstaunen. — „Ihr kennt den Staiger? — Nun, dann hat die Sache doppeltes Interesse für Euch. — Na, seht, das freut mich!“

„Er wohnt ja mir gerade gegenüber, auf demselben Boden.“

„Das trifft sich prächtig! — Ist die Möglichkeit! — Da kennt Ihr auch wohl seine Tochter?“

„Die Tänzerin? — Puh!“

„Wie so puh?“

„Ein Fratz, ein hochmüthiger Aff!“

„Was der Tausend! — Das müßt Ihr mir später näher erzählen. — Hat sie Liebschaften?“

„Bis vor Kurzem gar nichts dergleichen.“

„Und jetzt —?“ fragte die Becker besorgt.

„Seit einiger Zeit,“ erwiederte Madame Wundel, „zeigt sich hie und da so was im Haus, ein junger Mensch, recht gut aussehend, — er hat freilich mit dem Alten Geschäfte, aber uns macht man nichts weiß; wir kennen das.“

„Ja, wir kennen das,“ sagte die Andere nachdenkend. — „Und wer ist der junge Mensch?“

„Seinen Namen weiß ich nicht, aber auf alle Fälle was Reiches oder Vornehmes.“

„Wohl ein Offizier?“

„Das glaube ich nicht; nein, nein! auf alle Fälle Civilist. Oft fährt er in einer Drotschke an.“

„Und das Mädel?“

„Ich weiß nicht, wie weit sie was mit ihm hat. Wißt Ihr, ich komme mit den Leuten selten in Berührung; die Clara kommt wohl zuweilen herüber —“

„So, sie kommt zuweilen?“ fragte die Becker aufmerksam.

„Freilich; aber ich spreche natürlicher Weise nie mit ihr etwas dergleichen, bekümmere mich auch um die ganze Wirthschaft nicht, meine Emilie aber, — für die Mädchen ist so was interessant, — hat ein paarmal scharf aufgepaßt und sie an der Treppe gesehen, wie sie Abschied nahmen.“

„Nun?“ —

„Und dabei bemerkt, daß Etwas im Spiele ist.“

„Und ging das Abschiednehmen recht innig vor sich?“

„Das nun gerade nicht; ein einziges Mal habe er sie auf die Stirne geküßt, und da habe sie sich losgerissen und sei hastig in's Zimmer zurück geeilt. Gewöhnlich blieb es beim Küssen der Hände.“

„Ei, sie sind noch am Händeküssen,“ sagte bedenklich Madame Becker. „Das ist mir nicht lieb, da hält sie ihn gewaltig im Respect und hat tiefe Absichten.“

„Ja, die hat freilich Absichten. — Wie ich Euch schon sagte, ein hochmüthiger Fratz. Ich glaube, wenn der ein Prinz die Cour machte, so bildete sie sich ein, er würde sie heirathen.“

„Das thun die meisten,“ versetzte lächelnd Madame Becker. „Ich versichere Euch, die Hoffnung, mit der so ein Mädchen erfüllt ist, und die Leichtigkeit, mit der sie in ihrer Einbildung die unüberwindlichsten Hindernisse wegräumt, das ist ganz erstaunlich. — Aber Ihr wißt nicht, wer dieser junge Mensch ist?“

„Nein, ich kann's nicht sagen; Emilie meint, es sei ein Künstler, wißt Ihr, kein so armer Schlucker, sondern was Ordentliches.“

„Das Mädchen ist schön?“

„Das kann man nicht läugnen.“

„Und nachsagen kann man ihr eigentlich auch nichts?“

„Bis jetzt nicht das Geringste.“

„Schlimm! schlimm!“ seufzte Madame Becker und versank in tiefes Nachdenken, während sie, unhörbar für die Andere, zu sich selber sprach: „Die Commission soll der Teufel holen! — Aber ich habe es mir gleich gedacht, bin ja schon ein paarmal tüchtig bei dem Mädel angelaufen, und jetzt, wo sie eine kleine Liebschaft angefangen hat, eine Liebschaft, welche die schlaue Theaterprinzeß recht ausbeuten zu wollen scheint, da ist nichts zu machen. — Schlimm! schlimm! — Würde mir auch wahrhaftig kein graues Haar darüber wachsen lassen, wenn nicht das verfluchte Siegel auf dem Brief gestanden wäre; vor ihm muß ich mich in Acht nehmen. — Aber ich sehe da keine Möglichkeit.“

Während Madame Becker so gedankenvoll dasaß, hatte sich die Andere mit einem neuen Glase Punsch gestärkt und auch das ihres Gastes wieder angefüllt und diesem hingeschoben. — „Na, Beckere,“ sagte sie dabei, „was hat Sie denn auf dem Herzen? — Warum so verschlossen? — Bin denn ich nicht Eure gute Freundin? Wann Euch was quält, sagt mir's doch; vielleicht weiß ich irgend eine Hülfe.“

Madame Becker schüttelte den Kopf und sprach, indem sie nach einem tiefen Seufzer das Punschglas ausschlürfte: „Sieht Sie, Wundel, das betrifft eine von meinen geheimnißvollen Geschichten, das ist was aus vornehmer Gesellschaft, eine der schwierigen Commissionen, mit denen ich arme Frau immer geplagt bin. Und dazu gehört Verstand, sehr viel Verstand; und auch der hilft zuweilen nichts.“

„Ja, wenn der Verstand allein helfen würde,“ sprach die Wittwe mit einer unterthänigen und ehrerbietigen Miene, „da würde es Euch niemals fehlen, davon bin ich überzeugt. Gewiß,

ich bewundere Euch oft, wie Ihr alle die Geſchichten ſo allein ausmachen könnt."

„Uebung," erwiederte Madame Becker, augenſcheinlich von dieſem Lobe geſchmeichelt. — „Uebung und ein wenig Umſicht. Aber hier habe ich eine Geſchichte, bei der hilft Alles das nicht." — Sie ſeufzte abermals tief auf.

„Nun, ſo laßt mich's hören; eine unbedeutende Perſon, wie ich bin, weiß auch zuweilen Rath," ſchmeichelte die Wundel, welche ſehr neugierig auf die Geſchichte war.

Da nun auch der Punſch die Zunge der andern würdigen Frau ſehr gelöst hatte, ſo erzählte ſie denn, was der geneigte Leſer bereits weiß, von einem Brief, den ſie erhalten von Jemand, der die Bekanntſchaft der Tänzerin machen wollte. Natürlicher Weiſe nannte ſie keinen Namen. — „Man iſt dergleichen thörichte Wünſche von den jungen Herrn ſchon gewöhnt," fuhr ſie fort, „und wenn es nicht geht, ſo ſchüttelt man kein Ohr darnach. Aber hier iſt ein beſonderer Fall, ich habe meine dringenden Gründe, Allem aufzubieten, um jenem Herrn gefällig ſein zu können. — Da habt Ihr die ganze Sache; Ihr kennt nun beſſer als ich die Jungfer Clara, und könnt ſelbſt beurtheilen, daß da nichts zu machen iſt und ich wohl Urſache habe, verdrießlich zu ſein. — Schade! ſchade! es wäre ein ſo ſchönes Geſchäft geworden."

„Wirklich ein ſchönes Geſchäft?" fragte Madame Wundel, indem ſie ſich ſo weit als möglich über den Tiſch hinüber zu ihrer Freundin beugte. „Alſo wäre was Tüchtiges dabei zu verdienen geweſen?"

Madame Becker ſchnalzte ſtatt aller Antwort mit der Zunge und blickte nachdenkend an die Zimmerdecke.

„Ja, ja," fuhr nun Madame Wundel eifrig fort, „zu

überreden ist die da drüben nicht; ich bin überzeugt, wenn man ihr nur ein Wort von so was spräche, sie käme außer sich."

„Das weiß ich."

„Und jetzt, wo sie die dumme Liebschaft angefangen hat, ist gar nichts zu machen; wenn man die Beiden nur auseinander bringen könnte! Sollte man ihn nicht vielleicht eifersüchtig machen?"

Die Andere zuckte mit den Achseln. „Das erfordert viel Zeit," sagte sie, „und nutzt am Ende doch nichts. — Schade! schade! da wären für jeden Helfer ein paar Carolin heraus gesprungen."

„Für jeden Helfer?" fragte gierig Madame Wundel. „Aber könnte man mit List nichts anfangen?"

„Wie so mit List?" —

„Nun, ich speculirte zum Beispiel einmal aus, wenn drüben Alles fortgegangen und sie allein zu Hause ist, was zuweilen vorkommt."

„Und dann?"

„Dann benachrichtigt man ihn davon, und er soll sein Glück versuchen. Am Ende kann man doch mit so einem Mädel fertig werden."

„Geht nicht!" erwiederte die Becker kopfschüttelnd. „Dazu ist jener Herr zu anständig, wißt Ihr, auch zu vornehm. — Und dann, wie könnte man hier so was riskiren. — Ja, wenn ich sie in meiner Kaserne hätte," fuhr sie lächelnd fort, „rechts und links, oben und unten leere Zimmer, und wo man schon gewöhnt ist, auf ein Bischen Geschrei nicht zu achten, da ginge so was. — Aber hier; wo denkt Ihr hin?"

„Und zu Euch läßt sich die nicht hinlocken?"

„Eher zum Teufel! — Nein, ich gebe die ganze Sache dran; man kann sich da auch garstig die Finger verbrennen."

„Aber der Gewinn!“ ſagte ſeufzend Madame Wundel.

„Ich hätte gern was für Euch herausgeſchlagen, und da wäre es wie ſchon geſagt auf ein paar Carlin nicht angekommen.“

Madame Wundel verſank in tiefes Nachſinnen, während ſich die Andere ein Stück Kuchen herunter ſchnitt und langſam verzehrte. Dabei ſahen die Züge der Hauswirthin nachdenkend und finſter aus, und ſie fuhr ſich zuweilen mit der Hand über die Stirne, woraus man wohl entnehmen konnte, daß ſie ihren Kopf abmarterte, um einen Weg zu den verheißenen Goldſtücken zu finden.

Nachdem die Weiber ſo einige Minuten lang ſtumm einander gegenüber geſeſſen hatten, ſchienen die tiefen Betrachtungen der Wundel von einem Erfolge gekrönt zu werden; ihre Augenbrauen hoben ſich in die Höhe, ihr Mund zog ſich in die Breite, endlich patſchte ſie mit der Hand ſchwer auf den Tiſch, ſo daß ihr Gegenüber erſchrocken auffuhr, und ſagte mit triumphirendem Tone: „Beckere, ich hab's! Seht Ihr, es war doch klug, daß Ihr Euch an mich gewendet habt.“

„Nun, was habt Ihr denn?“ fragte erſtaunt die Andere.

„Ich unternehme die Geſchichte.“

„Wie ſo?“

„Ich unternehme ſie ganz allein; ich liefere Euch das Mädel, wohin Ihr ſie haben wollt.“

„Ah! geht mir weg, Wundel! Ich glaube, der Punſch war zu ſtark. — Macht doch keine Flauſen.“

„Nichts von Flauſen; wollt Ihr mir freie Hand laſſen und — denn das verſteht ſich ganz von ſelbſt, — etwas Ordentliches vom Profit verſprechen?“

„Aber ſo ſagt mir erſt —“

„Sagen kann ich nichts,“ entgegnete die Andere, indem ſie

sich die Hände rieb; „mir ist auf einmal ein Licht aufgegangen, und so kann es gehen. Wie gesagt, seid froh, daß Ihr zu mir gekommen. Mir ist der Weg, den wir einschlagen müssen, jetzt ganz klar. Wißt Ihr, wenn man so lange in einem Hause zusammen wohnt, wie ich und die Staiger's, da lernt man sich genau kennen; und wenn es Einem auch nicht gleich einfällt, mit ein Bischen Nachdenken kommt man doch schon an einen Hacken, wo man anbandeln kann. — Aber," fügte sie mit empor gezogenen Augenbrauen hinzu, „etwas Geld brauche ich. Ihr sollt zu Eurem Zweck kommen, müßt aber nicht knickerig sein."

„Wenn ich zu meinem Zweck komme," entgegnete Madame Becker nicht ohne einen Anflug von Mißtrauen, „so kommt es mir auf ein paar Thaler mehr oder weniger nicht an. Aber Ihr solltet mir doch sagen, wie Ihr das anstellen wollt; ich bin auch in der Praxis ziemlich bewandert, aber im vorliegenden Fall geht mir der Faden aus."

„Ihr traut mir nicht recht," bemerkte lächelnd Madame Wundel, die den forschenden Blick ihrer Freundin wohl verstanden. — „Aber was habt Ihr dabei zu riskiren? Höchstens ein paar lumpige Thaler, die ich zur Einleitung des Geschäfts brauche; die Hauptsache zahlt Ihr mir, wenn Alles vorüber ist."

„Das läßt sich allenfalls hören."

„Und wie viel bekomme ich alsdann später?"

„Nun, was meint Ihr zu zwei Carlin, wie ich vorhin sagte?"

„Und vorher ein paar Thaler, die ich nothwendig brauche."

„Meinetwegen auch. — Und wie viel denn?"

„Nun, ich denke vier Thaler, die ich aber dann sogleich brauche, damit ich morgen an's Geschäft gehen kann."

„Ihr ſeid ein merkwürdiges Weib," ſprach vergnügt lächelnd Madame Becker; „wenn Ihr haltet, was Ihr verſprecht, ſo habe ich eine große Achtung vor Euch. — Aber ſeht Euch vor, daß Ihr in keine Ungelegenheit kommt; und Etwas bitte ich mir aus: mein Name darf nicht genannt werden, denn wißt Ihr, wenn ich eine Sache nicht ſelbſt in der Hand behalte, ſo kann ich auch nicht dafür einſtehen."

„Das verſteht ſich; ſeid unbeſorgt. Unſer Vertrag iſt ganz einfach; ich bekomme heute die vier Thaler, ich laſſe Euch in einigen Tagen ſagen: Alles iſt fertig, Ihr könnt um die und die Stunde den Wagen ſchicken, Ihr thut ſo, ich beſorge ſie hinein, und dann hat er nach Eurer Anweiſung zu fahren, wohin er ſoll. Läuft Alles glücklich ab, ſo erhalte ich am andern Tag meine zwei Carlin. — Iſt's ſo recht?"

„Dagegen kann ich nichts einwenden," erwiederte Madame Becker. „Und damit Ihr ſeht, wie bereitwillig ich bin, den Contract einzugehen, ſo habt Ihr hier die vier Thaler."

Sie zog bei dieſen Worten eine kleine Börſe aus der Taſche und legte das Geld in vier Stücken hin, welche Madame Wundel vorher genau auf beiden Seiten beſah, ehe ſie dieſelben ſtill lächelnd in ihre Taſche ſteckte.

Hiermit nahm die Unterredung ein plötzliches Ende, denn erſtens war die Sache abgemacht, und zweitens kam Emilie, vor welcher Madame Becker überhaupt nicht gerne mit der Sprache heraus gegangen wäre, wieder aus dem Nebenzimmer zurück. Da es auch mittlerweile ſpät geworden war und ſie ihren Zweck erreicht zu haben glaubte, ſo affectirte ſie etwas Müdigkeit und ſtand nach einigem vergeblichen Nöthigen der Hauswirthin, doch noch da bleiben zu wollen, mit einem unterdrückten Gähnen auf und verſicherte, es ſei endlich Zeit, daß ſie nach ihrem Haus-

wesen sehe. — „Marie wird von einer Bekannten, bei der sie den Abend zugebracht, schon lange nach Haus zurückgekehrt sein und nicht wissen, wo ich eigentlich bleibe.“ — — Da sie nun auf keine Weise zu bestimmen war, noch länger in der, wie sie sagte, so angenehmen Gesellschaft ihrer guten Freundin zu verharren, so wickelte sie die noch übrigen Handschuhe in ein Stück Druckpapier ein, das auf dem Tische lag; Emilie Wundel zündete ein Licht an und begleitete den Gast bis auf die untere Treppe, wo Beide von einander einen recht freundlichen Abschied nahmen.

Madame Wundel hatte die vier Geldstücke wieder aus ihrer Tasche herau genommen, sie vor sich hingelegt und mit einem triumphirenden Lächeln angesehen. Sie wollte augenscheinlich ihre Tochter damit überraschen, denn sie war eine gute Mutter, die mit ihren Kindern so weit als möglich Alles gemeinschaftlich genoß und namentlich vor ihrer Aeltesten keine Geheimnisse hatte. Deßhalb zeigte sie auch, als Emilie wieder in's Zimmer trat, freundlich lachend auf die vier Thalerstücke, indem sie sagte: „Nun, was meinst du dazu? — Verstehe ich es, Jemand was auszupressen? — He!“

„Und das hast du von der Becker?“ fragte verwundert die Tochter. „Was der heute überfahren ist, begreife ich nicht; geht da her und schenkt mir ein halbes Dutzend neue Handschuhe. Ist dir je so was vorgekommen?“

„Und mir vier Thaler!“

„Auch geschenkt?“

„Eigentlich nicht: ich will sie redlich verdienen.“

Emilie sah ihre Mutter fragend an.

„Schließ' die Thüre,“ fuhr diese fort, „und setze dich daher; ich will dir was mittheilen, aber natürlicher Weise halte

mir reinen Mund, das iſt ein Geheimniß; ſprich auch mit der Louiſe nicht darüber."

„Mit der am allerwenigſten," antwortete Emilie mit geringſchätzender Miene. Damit ſchloß ſie die Thüre und ſetzte ſich zu ihrer Mutter hin, welche ſich noch ein neues Glas Punſch gemacht hatte und als eine ökonomiſche Frau den, welchen Madame Becker hatte ſtehen laſſen, in das Glas ihrer Tochter goß.

„Apropos!" ſagte ſie darauf, während ſie ihre Hände behaglich über einander legte, „du kennſt doch von den Mädchen der Putzmacherin an der Ecke der Kaſtellſtraße die hübſche ſchlanke mit dem dunklen Haar? — Sie iſt meiſtens im Laden. Weißt du?"

„Ach ja, ich erinnere mich."

„Wenn du die ſiehſt, fällt dir da nichts ein?"

„Was ſoll mir da einfallen?" erwiederte Emilie nachdenkend.

„Nun ich meine, erinnert ſie dich mit ihrer Figur und ihrem Geſicht nicht an Jemand? — Beſinne dich, es iſt mir das von großer Wichtigkeit."

„O da brauche ich mich nicht lange zu beſinnen," ſagte die Tochter, die einigermaßen verwundert war über die ſeltſamen Fragen ihrer Mutter; „die gleicht der Clara Staiger, und das auf merkwürdige Art."

„Nicht wahr?" rief Madame Wundel. „Sind die Beiden nicht zum Verwechſeln?"

„Gewiß, für Jemand, der ſie nicht ganz genau kennt," erwiederte Emilie. — „Aber was willſt du damit?"

„Nun, ich will die Beiden auch verwechſeln," entgegnete lachend die Mutter. Worauf ſie ihrer Tochter mit kurzen Worten die Verlegenheit aus einander ſetzte, in welcher ſich ihre würdige Freundin, die Madame Becker, befand. „Daß nun," ſagte ſie ſchließlich, „mit dem hochmüthigen Fratz da drüben nichts zu

machen ist, das weißt du so gut wie ich. — Aber zwei Carlin sind auch kein Spaß, und obendrein setze ich mich bei der Becker in großen Respect und kann noch öfters ein Geschäft mit ihr machen."

„Vielleicht können wir noch öfter mit ihr Geschäfte machen," versetzte nachdenkend die Tochter.

„Nun, siehst du also," fuhr Madame Wundel fort, „die Putzmacherin kenne ich; die ist zu Allem bereit; ich theile ihr so viel mit, als sie zu wissen braucht, natürlicher Weise nicht, daß sie für eine Andere gilt. Man läßt sie an dem bezeichneten Abend hieher kommen, und von unserer Hausthüre fährt sie weg. Wenn es möglich wäre, daß man unter irgend einem Vorwand von der Clara da drüben ihr Umschlagtuch für den Abend entlehnen könnte, so wäre es außerordentlich gut."

„Das läßt sich wohl machen; wir müssen die Louise hinüber schicken, der thut sie schon was zu Gefallen."

„Dann schärft man ihr ein, daß sie dicht verschleiert bleibt und ein ziemlich dunkles Zimmer verlangt, dann kann sie sich entschleiern, soll aber nicht viel sprechen."

„Und du glaubst, daß das gelingen wird?"

„Gewiß! Er kennt sie wahrscheinlich nicht genau; und dann die Ueberraschung, die Freude, was weiß ich Alles? Ich glaube nicht, daß man was merkt. Und wenn er auch am andern Tage Verdacht schöpft und Nachforschungen hält, so helfen wir uns durch, so gut wir können und bleiben steif und fest dabei, es sei die Clara gewesen. Dann soll die Becker sehen, wie sie mit ihm zurecht kommt."

„Und mich soll es obendrein noch freuen," sprach boshaft die Tochter, „wenn es der naseweise junge Mensch später erführe, und sie in ein recht schlechtes Licht bei ihm käme. Das geschähe ihr schon recht, dem hochmüthigen Affen, der aufgeblasenen Theaterprinzeß!" — — — —

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Eine Beſcheerung.

Während ſolchergeſtalt in der Wohnung der Madame Wundel über Clara Staiger verhandelt wurde, ging dieſe zu gleicher Zeit in ihrem Wohnzimmer unruhig auf und ab. Bald eilte ſie in die Nebenſtube, wo ihr Vater ſeinen ganzen Reichthum an Geſchichten den Kindern ſchon mehrere Male erzählt hatte, und wo nur die höchſt merkwürdigen Schickſale des Däumlings, ſowie die Liebe zu Herrn Arthur, auf welchen man immer noch wartete, im Stande waren, die ſchlaftrunkenen Augen des Bübchens offen zu halten. Auch Marie wiſchte ſich häufig die Augen, legte ihr Köpfchen öfters an die Bruſt des Vaters und fuhr nicht ſelten aus einem leichten Schlummer in die Höhe, wenn dieſer im Laufe ſeiner Erzählung ſtärker ſprach und zum Beiſpiel ſagte: „Seht ihr Kinder, ſo iſt es dem Däumling ergangen.“

Die Tänzerin trat häufig an das Fenſter, blickte auf die Straße hinaus und legte mehrmals ihre heiße Stirne an die kalten Scheiben.

Draußen jagten Schneeflocken und Regen, vom Winde gepeitscht, vorüber, und am Himmel schwammen dichte Wolken in wilden phantastischen und zerrissenen Formen. Man konnte sie nun sehen, da der Mond hinter ihnen aufgestiegen war und sie mit seinem vollen Lichte beschien. Dieß Licht und die schwarzen Wolken kämpften auf diese Art mit einander; bald war der weiße Schein Sieger und überstrahlte für Augenblicke freundlich die nassen tropfenden Dächer und glänzte auf den Wetterfahnen, die jetzt ein paar Secunden fast ruhig standen und nur leicht hin und her wankten, um gleich darauf wieder kreischend herum zu fahren, wenn neue Windstöße daher fuhren und mächtigere, schwärzere Wolken vom Horizont herauf führten, die das weiße Mondlicht auszulöschen schienen und schwarze, drohende Schatten auf die noch einen Augenblick vorher so klar beschienenen Straßen warfen.

Ringsum war Alles stille; nach der Lust des heutigen Abends hatten sich die meisten Nachbarn frühe zu Bette begeben; nur hie und da war noch ein Fenster beleuchtet, nur hie und da hörte man noch ein Geräusch, — vielleicht das entfernte Rollen eines Wagens, der Fußtritt eines einsamen Wanderers oder die schallenden Hammerschläge eines Schusters in der Mansarde gegenüber, der noch mit seinen Stiefeln für den morgenden Festtag im Rückstande war.

In Clara's Herzen sah es finster und betrübt aus, wie draußen in der stürmischen Nacht, und wenn auch zuweilen, wie dort ein hervorbrechender Mondstrahl die dunkeln Häuser, ein freundlicher Gedanke ihr Inneres erhellte, wenn sie sich sagte: er kommt gewiß noch, es war ihm unmöglich, früher seine Gesellschaft zu verlassen, so zerfloß doch gleich darauf wieder dieser schwache Trost, indem sie dachte: Nein, nein, er denkt nicht an dich; er hätte lange da sein können, aber es gefällt ihm, wo er ist, und wenn

er auch noch auf einen Augenblick kommt, ſo thut er es nur, um der armen Tänzerin noch einen unbedeutenden Brocken ſeiner Gunſt hinzuwerfen, — die ja glückſelig ſein wird, daß er überhaupt nicht ganz ausbleibt.

Und das war ja die Wahrheit; ſie konnte ſich das nicht verhehlen, und wenn ſie die Hände auch noch ſo feſt auf das ſchmerzlich klopfende Herz drückte, ſo ſprach doch hier der einzige Schlag von ihm und wagte es, ihrem weiblichen Stolze gegenüber zu flüſtern: Ja, wenn er auch nur noch für einen Augenblick kommt, und ſelbſt dann erſt, wenn er draußen vom Vergnügen geſättigt iſt, ſo will ich glückſelig ſein und jubeln, über die kleine Minute, die mir ihn zu ſehen noch vergönnt iſt. — So innig liebte ihn das Mädchen, daß ſie dergleichen dachte, obgleich es faſt ihr Herz brach, daß ſie nur in der Welt ſein ſollte, um für ihn am Ende aller anderen Dinge zu kommen. Und ſie weinte im Stillen heiße Thränen, daß es ihr nicht einmal erlaubt war, ihn fragen zu dürfen: „Warum kommſt du ſo ſpät, warum nicht frühe, wie du es verſprochen?“

Der heilige feſtliche Weihnachtsabend, auf den ſie ſich ſo ſehr gefreut, und zu dem ſie zum erſten Mal ſeit Jahren ſo ſchöne glänzende Vorbereitungen getroffen, war dahin geſchwunden, traurig und betrübt. Da ſtanden die Weihnachtsbäume noch unangezündet, die Liebesgaben noch mit weißen Tüchern bedeckt, und während ſchon alle anderen Kinder nach gehabter Luſt in ihren Bettchen lagen, während deren Wangen glühten von den ſüßen Träumen über den vergangenen feſtlichen Abend, ſaßen ihre armen kleinen Geſchwiſter draußen im halbdunkeln Vorzimmer; ſie warteten wohl noch auf die verheißene Freude, aber ſie ſehnten ſich nicht mehr darnach, denn der Schlaf ſtumpfte ihre Gefühle ab, und dazu froren ſie auch ein wenig. — Ja ſie froren,

denn Clara, deren Inneres glühte, die aufmerksam lauschte auf das Schlagen der Thurmuhren, und die jede neue Viertelstunde mit einem tiefen, schmerzlichen Seufzer begrüßte, Clara, die sonst so sorgsame Schwester, hatte seit der letzten halben Stunde nicht mehr nach dem Feuer gesehen; das Holz im Ofen war zusammen gefallen, der weiße Aschenhaufen barg wohl noch in der Tiefe einige glühende Kohlen, aber oben an etlichen halb verbrannten Holzstücken eilten geschäftige Fünkchen hin und her, als wollten sie so bald als möglich eine Stelle verlassen, wo sie so schlecht gepflegt würden.

Daß unter solchen Umständen das vortreffliche Nachtessen kalt wurde, ist leicht begreiflich. Wie hatte sich der alte Mann so auf die Kartoffeln und den Kalbsbraten gefreut! Jetzt dampften jene schon lange nicht mehr, die Sauce zu letzterem war seit geraumer Zeit geronnen, und Herr Staiger, selbst fröstelnd, saß noch immer im Nebenzimmer und erzählte ruhig und geduldig die Heldenthaten des Däumlings.

Clara hatte sich an das Fenster gesetzt, legte die Hände in den Schooß und blickte tief athmend auf das Licht vor ihr, das unterdessen herab brannte, wobei der Docht eine große schwarze Kohle bildete, um welche die rothe Flamme ängstlich und wie ersterbend flackerte.

Da erklangen draußen auf dem Pflaster eilfertige Schritte, die sich dem Hause näherten. — Clara horchte auf, — ja, das konnte er sein, jetzt mußte er die Hausthüre erreicht haben. — Richtig! sie vernahm jetzt die Schritte vom Hausgange her, und sie drangen nun statt von der Straße durch das Treppenhaus, aber etwas gedämpfter, herauf.

Es war in der That Arthur, dem es, wie wir wissen, erst gegen zehn Uhr möglich geworden war, das elterliche Haus zu

verlaſſen; einen Wagen hatte er nicht mehr auf der Straße gefunden, und ſo brauchte er noch eine geraume Zeit, bis er die Balkenſtraße erreicht hatte. Man kann ſich denken, daß er eilfertig in's Haus hinein ſprang; doch hatte er hiebei faſt das Unglück, eine Frau umzurennen, die ihm unten entgegen kam. Dieß war beinahe unter der Hausthüre, und da ſich an der anderen Seite der Straße eine Gaslaterne befand, deren voller Schein herüber fiel, ſo war es dem jungen Manne möglich, das Geſicht der ihm Begegnenden zu ſehen, während das ſeinige in tiefem Schatten blieb.

Mit einem höflichen: „verzeihen Sie!“ drückte er ſich an die Wand und ließ die Frau vorbei, worauf er etwas langſam die Treppen hinauf ſtieg. Das Geſicht der Frau, welche ihm ſo eben begegnet, hatte er ſchon irgendwo geſehen. — Aber wo? — Das Gedächtniß eines guten Malers iſt ſcharf, und bald hatte er ſich in dem Chaos von tauſenderlei Zügen, die ſeiner Phantaſie vorſchwebten, zurecht gefunden. — „Richtig!“ ſprach er zu ſich ſelber, „das war jene Frau in der Kaſerne, welcher ich den Brief des Grafen Fohrbach gebracht. — Wie hieß ſie doch? — Nun, — ah! — — Madame — Madame — — ah! Madame Becker!“ —

Clara hatte droben noch einen Augenblick gelauſcht, und ſobald ſie die Tritte des jungen Mannes erkannt, wiſchte ſie ihre Thränen aus den Augen und ging eilig in's Vorzimmer, um zu verkündigen, Herr Arthur komme. Bei Marie brachte dieſe Nachricht ſchon eine gehörige Wirkung hervor, ſie rieb ſich einige Male die Augen, gähnte auch gelinde, dann aber ſchlug ſie in die Hände und rief: „So kriegen wir doch jetzt endlich beſcheert!“ — Das Bübchen dagegen war nicht ſo leicht zum Bewußtſein zu bringen, und als es der Papa auf ſeine Füße ſtellte, wäre es umge-

plumpst, wenn Clara es nicht noch zur rechten Zeit aufgegriffen hätte.

In diesem Augenblicke trat Arthur in das Zimmer und blieb überrascht an der Thüre stehen, als er die ganze Familie hier im halb dunkeln und fast ganz kalten Zimmer bei einander fand. Er hatte geglaubt, ja gehofft, Vater und Tochter würden behaglich in der warmen Stube um den Tisch sitzen, Clara mit freundlichem Lächeln ihm einen Stuhl näher rücken und er nun mit ihr noch eine kleine Stunde süß verplaudern.

Das Bübchen hatte sich unterdessen ermuntert, und den Einflüsterungen seiner kleinen Schwester war es gelungen, es daran zu erinnern, daß es Weihnachtsabend sei, und daß jetzt die Bescheerung vor sich gehen könne, nachdem Herr Arthur gekommen.

„Aber du bist recht lange ausgeblieben," sagte hierauf Karl; „wir haben gewiß fünfzig Stunden auf dich gewartet."

„Sie haben auf mich gewartet?" fragte fast erschrocken der Maler. — „Wie? Herr Staiger, — auf mich mit der Weihnachtsbescheerung?"

„Ja, wir dachten, es sollte ihnen Freude machen," entgegnete gutmüthig der alte Mann.

„Aber es ist ja schon so spät!"

„Ja, es ist schon spät," sagte Clara mit leiser Stimme.

„Und wir dachten jeden Augenblick, du solleſt kommen," warf das Bübchen ein.

„Das schmerzt mich ordentlich!" rief Arthur. „Es ist jetzt zehn Uhr, und ihr habt Alle, auch die armen Kinder, auf mich gewartet?"

„In der That glaubten wir, es wäre Ihnen vielleicht möglich, früher zu kommen," meinte der alte Mann.

„O, ich konnte nicht," erwiederte Arthur. „Gewiß, ich konnte nicht; ich bin weggegangen, ſobald es nur möglich war; ich ſagte Ihnen ja auch, beſter Herr Staiger, wenn ich um acht Uhr nicht da ſei, ſo wäre ich gezwungen, bis nach dem Souper zu Hauſe zu bleiben."

„Ja, ja, ich denke mir jetzt, Sie haben das geſagt: es iſt ſo, gewiß, es iſt ſo. Aber jetzt ſind Sie da, und nun wollen wir nachträglich eine prachtvolle Beſcheerung halten. Seht Kinder, wie gut ihr es habt," ſetzte er lächelnd hinzu, „alle anderen haben ihre Geſchenke erhalten und liegen ſchon in ihren Bettchen; ihr aber habt das noch vor euch."

Clara war in's Nebenzimmer gegangen, um die Lichtchen auf den Bäumen anzuzünden. Arthur, der alle Taſchen voll Spielzeug hatte, ging ihr nach, nachdem er draußen gebeten, ſich noch einen Augenblick zu gedulden, bis er auch mit dem Chriſtkindchen geſprochen. Doch blieb er an der Thüre ſtehen und bat Clara, die ſich am Tiſche beſchäftigte, ſanft um Erlaubniß, ihr etwas helfen zu dürfen.

Sie nickte ſchweigend mit dem Kopfe und wies ihm auf ſeine Bitte die verſchiedenen Stellen auf dem Tiſche, wo ſich die Sachen des alten Herrn und die der beiden kleinen Geſchwiſter befanden. Dorthin legte er verſchiedene Paketchen, wandte aber dabei jede Secunde den Kopf nach Clara um, die mit geſenktem Haupte ihre Sachen ordnete. Er fühlte wohl, daß er dem Mädchen wehe gethan, und das ſchmerzte ihn tief. Mit welcher Liebe hatten all' die guten Menſchen hier an ihn gedacht und hatten ihr Beſtes, ihre ganze Freude des heutigen Abends, für ihn aufgehoben, daß er ſie mit ihnen genießen könne! Und nun war er ſo lange nicht gekommen; freilich konnte er ſich nicht ganz allein die Schuld hievon beimeſſen, doch mußte er ſich ſagen,

wenn er gewußt hätte, daß man ihn so früh hier erwartet, so würde er doch am Ende einen Ausweg gefunden haben, um sich zu Hause von dem Nachtessen wegzuschleichen. Es war das früher auch wohl schon geschehen.

„Es ist Ihnen am Ende nicht recht, daß ich noch gekommen bin, Clara," sprach Arthur nach einer Pause, während welcher er sich vergeblich bemüht, einen Blick des geliebten Mädchens zu erhaschen.

„Das ist nicht Ihr Ernst," entgegnete sie hierauf mit einem flüchtigen Blick; „Sie wissen, wie willkommen Sie uns zu jeder Zeit sind, Herr Arthur. Aber Sie sehen, daß ich jetzt dringend zu thun habe. — Nachher," setzte sie mit einem tiefen Athemzuge hinzu, „plaudern wir hoffentlich noch — recht vergnügt mit einander."

„Nicht wahr, liebe Clara, das thun wir?" sagte er mit herzlichem Tone, indem er eine ihrer Hände faßte und sie innig an seine Lippen drückte.

Sie zog ihre Hand nicht weg, aber sie zuckte so zusammen, daß er sie unwillkührlich losließ, um in ihre Augen zu blicken; doch wandte sie sich ab und sprach gleich darauf anscheinend heiter: „So, nun bin ich fertig, Herr Arthur. Jetzt müssen Sie aber an die Thüre gehen und sich nicht umsehen, bis ich die Tücher von dem Tische weggenommen."

„Also ich erhalte auch etwas?" fragte er vergnügt.

„Gewiß, gewiß," antwortete die Tänzerin.

Arthur ging an die Thüre, wie sie es ihn geheißen hatte, öffnete sie leise und sprach hinaus: „Jetzt Kinder, gebt Achtung: Clara ist fertig, sie wird sogleich Eins, — Zwei — Drei zählen, und dann öffne ich die Thüre. — Nicht wahr Clara, Sie zählen so?"

„Wenn Sie es wünſchen, Herr Arthur, will ich es gewiß thun. — — Alſo denn!“

„Jetzt aufgepaßt!“ rief der Maler und faßte die Thürklinke.

„Eins — zwei — drei!“ ſagte Clara. Und nun öffnete Arthur die Thüre des Nebenzimmers weit, worauf die Kinder eilfertig herein ſtürzten. Doch blieben ſie ganz erſtaunt auf der Schwelle ſtehen, — ein wahres Lichtmeer, eine für ſie unerhörte Pracht blendete ihre Augen. So einen Chriſtbaum hatten ſie noch nie geſehen. Was waren die bisherigen dagegen? — Wahrhaftig nicht der Rede werth; dieſer hier reichte faſt bis an die Decke des Zimmers, und den beiden kleinen Kindern war es ſo feierlich zu Muth, daß Vater Staiger ſie ordentlich vorſchieben mußte. Sie hatten die Augen weit geöffnet, die vielen Lichtchen ſtrahlten darin wieder und erfüllten ſie mit einem hellen Glanze. Das Bübchen hielt die Hände von ſich abgeſtreckt und war völlig außer Stande, all' das Wunderbare zu begreifen. Endlich ſagte es tief aufathmend: „Ein Schaukelpferd!“ — — „Und eine Puppe!“ rief Marie. Worauf Beide vergnügt lächelnd an den Tiſch traten und dann langſam um den Baum herum gingen. Es wagte anfänglich keines, etwas von den ſchönen Sachen zu berühren; ſie wandelten wie in einem Traum und glaubten wahrhaftig, ſobald ſie eine dieſer Herrlichkeiten anfaßten, würde all' der Glanz unfehlbar in Nichts zerrinnen.

Auch der alte Mann trat mit großer Freude an den Platz, wo ſeine Sachen lagen, und betrachtete den warmen Winterrock mit ſo großem Erſtaunen, als habe er ihn heute zum erſten Male geſehen. Arthur hatte daneben ein Kiſtchen Cigarren geſtellt und eine Spitze von Bernſtein, wofür ſich Herr Staiger mit gerührten Worten und einem herzlichen Händedruck bedankte.

Clara hatte unterdeſſen auch von dem anderen Tiſchchen,

auf welchem der kleine Weihnachtsbaum stand, das Tuch weggenommen, und Arthur, der allen ihren Bewegungen folgte, sah wohl an ihrem Blick, daß dieß für ihn sei, weßhalb er eilig an ihre Seite trat. Auf dem Tischchen lag die Cigarrendose, welche sie für ihn gestickt, sowie das Feuerzeug des Herrn Staiger. Der junge Mann nahm das kleine zierliche Geschenk mit wahrer Freude in die Hand, denn als er die eingestickten Perlen und Goldfäden betrachtete, dachte er an die Zeit, wo sie das für ihn gearbeitet, und war überzeugt, daß sie während derselben unzählige Gedanken an ihn und so viel Herzliches und Liebes mit hinein verwebt habe. Er sah sie mit einem unaussprechlich süßen Blicke an, und Clara stützte sich mit der Hand auf den Tisch und schlug ihre Augen nieder. Sie wollte lächeln, als er sich nun freundlich bei ihr bedankte, doch zuckte ihr Mund schmerzlich, sie preßte die Lippen fest auf einander, und da sie sich dennoch bemeistern wollte, so öffnete sie ihre Augen, um ihn anzusehen, konnte aber nicht verhindern, daß ihr die hellen Thränen über das Gesicht herab flossen.

Arthur begriff wohl das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz erfüllte; er wußte ja, daß ihn das Mädchen liebe, innig und treu liebe, und deßhalb fühlte er auch, was ihr Inneres bewegte: sie schämte sich ihrer Liebe nicht, aber sie fürchtete sich davor; Clara sah deutlich die Kluft, welche sie von ihm schied, — eine Kluft, die er zuweilen zudeckte mit freundlichen Reden und süßen Worten, wenn er bei ihr saß, die sich aber wieder schwarz und trostlos vor ihrem Blicke aufthat, sobald er ferne war. Zuweilen hoffte sie, und wenn sie ganz allein war, baute ihre Phantasie eine glänzende Brücke über jenen Abgrund, eine Brücke, die sie dann an seiner Hand schauernd betrat, und die sie glücklich in ein wunderbar prächtiges Land führte. — Aber das waren

lächerliche Träume, und ſie zerſcheuchte ſie gewaltſam wieder, ohne jedoch in gänzliche Hoffnungsloſigkeit zu verfallen. Nur an ſolchen Abenden wie der heutige, wo ſie wußte, er ſei bei ſeiner vornehmen und ſtolzen Familie, und müſſe den Augenblick, den er hierauf bei ihr zubringen wolle, vor den Augen ſeiner Verwandtſchaft verheimlichen, ihnen förmlich abſtehlen, wo ſie fühlte, daß vielleicht alsdann in ſeiner Abweſenheit dort ihrer gedacht werden könne mit geringſchätzendem Achſelzucken, daß man von ihrem liebenden und treuen Herzen ſpräche wie von einem Spielzeuge, das nächſtens abgenützt und von ihm auf die Seite geworfen würde, in ſolchen Stunden fühlte ſie ſich namenlos elend. — Und ſo heute. —

Das las Arthur in dem ſeltſamen Blick ihres Auges, in den langſam herab träufelnden Thränen. Und ſollte das arme Mädchen in ſeinen finſteren Träumen und Jene in ihren hochmüthigen Ideen Recht behalten, ſollte er dieß gute, liebende Geſchöpf wegwerfen für eines jener kalten und ſtolzen Herzen, die ſich wohl eine Ehre daraus machten, von ihm, dem reichen jungen Manne, gewählt zu werden, ohne ihm deßhalb mit zärtlicher Liebe anzuhängen! — Sollte er ſeine Clara verlaſſen, weil ſie eine arme Tänzerin war, weil ihre Verwandtſchaft nicht verzeichnet war im goldenen Buche der Stadt, weil ihr nicht offen ſtanden die geheiligten Schranken irgend einer Rangclaſſe, weil ihre Tanten und Baſen nicht Sitz und Stimme hatten in den Thee-, Kaffee- und Klatſchgeſellſchaften! — Nein, nein! ſo will ich nicht handeln! dachte ſein treues Herz, ich will ſie an mich ziehen, feſt in meinen Armen halten und mit liebender Sorgfalt über die Klippen dieſes Lebens, über die Klippen unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände führen. — Und werden uns viele ſolcher Klippen bedrohen? fragte er ſich, und ſein leichter Sinn antwortete: O gewiß

nicht! Man kennt mich, meine Freunde und meine Bekannten schätzen und ehren meinen Namen, sie werden auch das Mädchen bei sich aufnehmen und lieb gewinnen, der ich diesen Namen zu geben für gut befunden, — — meiner Frau. — Bei diesem letzten Worte mußte er unwillkührlich lächeln, denn es kam ihm so sonderbar vor. Er dachte mit einem Male an seine Junggesellenwirthschaft, an die Zimmer, vollgepfropft mit allerlei Geräthschaften, an die alterthümlichen schweren Seidenstoffe, die er zu den Draperien seiner Gemälde brauchte, und die von der Lehne eines alten geschnitzten Stuhles herab hiengen und weit in das Zimmer hinein reichten. — Und dazwischen sollte Clara stehen, verwundert all' das Seltsame anstaunend und behutsam auf den Zehenspitzen hin und her schreitend; — ach! und sie schritt so wunderbar auf den Zehenspitzen, das Röckchen leicht gehoben — damit sie glücklich zwischen all' dem Chaos durchkomme, ohne hier eine Vase zu berühren oder dort an ein frisches Gemälde zu streifen. — — — — Ja, ja, meine Frau soll sie sein, und ich will sie hegen und pflegen mit liebender Sorgfalt, wie ein Kind, das anfängt gehen zu lernen. Fort mit allen Rücksichten! Bin ich nicht Künstler und deßhalb ein freier Mensch? Ich will meinem Herzen folgen und meinem Gemüthe alle Ehre machen."

Während er das dachte, hatte er unverwandt die Stickerei betrachtet, aber so lange und anhaltend, daß ihm Clara befremdet zuschaute. Sie fürchtete schon, ihre Thränen haben ihn verletzt und ihm sehr wehe gethan, deßhalb bezwang sie sich gewaltsam, trocknete ihre Augen und blickte ihn wieder hell und freundlich an.

Arthur fuhr aus seinen Träumereien empor und mit einem so glücklichen Gefühl im Herzen, daß er es unmöglich vollkommen

ausdrücken konnte. Etwas davon ſpiegelte ſich freilich auf ſeinem Geſichte wieder, und dieſer Ausdruck war ſchon ſo heiter und froh, daß er nun der Tänzerin ein wirkliches Lächeln ablockte.

„Ah! Sie haben mich zu ſchön beſchenkt," ſagte er; „liebe Clara, wie ſoll ich Ihnen dankbar dafür ſein! Freilich habe ich Ihnen auch Etwas mitgebracht, aber es iſt ſo unbedeutend und klein, daß es Ihnen vielleicht gar nicht einmal gefällt."

„Es gefällt mir gewiß," entgegnete Clara, und ließ ihm ihre Hand, die er bei den letzten Worten ergriffen. Faſt hätte ſie ſie aber wieder zurückgezogen, denn er genirte ſich nicht im Geringſten, ſondern küßte vor den Augen des Vaters ihre Finger, was er früher nur beim Abſchiednehmen auf der halbdunkeln Treppe gethan.

Sie erröthete ſtark, fürchtete ſich aber, vor ihm zurückzutreten, denn ſeine Augen glänzten ſo ſelig, er blickte ſie ſo überaus freundlich an, daß ſie noch viel Aergerem entgegen ſah, wenn ſie ſich das nicht geduldig gefallen ließ.

„Aber Sie müſſen rathen, was ich habe!" rief er und hielt etwas in der rechten zuſammen geballten Hand empor.

„Wie iſt das möglich?" ſagte Clara. „Nein, nein, ich will nicht rathen; ich habe Ihnen ja gleich offen und ehrlich gezeigt, was ich für Sie gemacht, und das Gleiche müſſen Sie auch thun."

„Sie hatten Ihr Geſchenk zuerſt mit einem Tuche bedeckt," entgegnete er luſtig, „und damit Sie auch das meinige nicht gleich ſehen, ſo machen Sie die Augen zu, bis ich ſage, Sie dürfen ſie wieder öffnen. — Nicht wahr, lieber Herr Staiger, das kann Clara ſchon thun?"

„Ja, das meine ich auch," erwiederte der alte Mann; „du kannſt in dem Falle die Augen ſchon zumachen."

„Um so mehr, da Ihr Vater sehen wird, was geschieht,“ fuhr Arthur nicht ohne Bedeutung fort.

„Nun meinetwegen denn,“ sprach das liebliche Mädchen, indem sie über ihre glänzenden Augen die Augenlider sanft herabfallen ließ. — Dabei sah sie sehr blaß aus, und jetzt noch mehr als wie einen Moment vorher; ihr Herz schlug gewaltsam und sie konnte sich eines eigenthümlichen Gefühls nicht erwehren. Ja, sie zuckte fast zusammen, als nun Arthur ihre Hand wieder ergriff, als er langsam ihre Finger öffnete, um einen kalten, glatten Ring daran zu stecken. Sie hob ihre Hand empor, wagte es aber erst, ihre Augen zu öffnen, als sie der junge Mann bat, dieß zu thun. — Da fielen ihre Blicke auf einen kleinen goldenen Reif, den sie am Finger hatte, einen Ring ohne Zierrath und Stein, einen Ring, dessen Form sie aber wohl kannte.

Was sollte das Alles bedeuten? Der alte Mann sah fragend auf Arthur; Clara schlug ihren Blick nieder und zitterte so heftig, daß sie sich am Tische festhalten mußte.

Auch Arthur war in diesem Augenblicke erblaßt, und auch sein Athem wand sich mühsam aus der Brust. — „Was das heißen soll?“ sprach er mit einem sonderbaren Lächeln, wobei seine Augen eigenthümlich blinzelten, „das soll heißen, — daß ich die Clara unendlich liebe, und daß sie und keine Andere meine Frau werden soll!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Der geneigte Leser wird uns verzeihen, daß wir hier dieses Kapitel schließen, aber ein Moment wie der, welchen nun die drei glücklichen Menschen verlebten, läßt sich unmöglich der Wahrheit gemäß schildern. Wir wollen nur noch sagen, daß Herr Stalger, so glücklich er sich fühlte, doch den Kopf schüttelte und von einer Einwilligung Seitens der Eltern Arthurs als von einer fast

unmöglichen Sache ſprach, und daß Clara, die Anfangs wie betäubt geſtanden, bald darauf ſo voll Glück und Freude war, wie ſelten eine menſchliche Seele; ſie küßte tauſendmal den Ring an ihrem Finger, denn dieſer Ring gab ihr ein Recht auf die Liebe Arthurs; ſie brauchte jetzt nicht mehr ſich ſelbſt und ihm zu verheimlichen, wie unausſprechlich ſie ihn liebe, ſie war vollkommen glücklich, ſie kannte weiter keine Wünſche und Hoffnungen. — Wenn ſie in dem Augenblicke geſtorben wäre, ſo wäre ſie hingegangen im glücklichſten Momente ihres Lebens, — ein reiner, unſchuldsvoller Engel. —

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Ein nächtlicher Gast.

Wenn man nach einem Abende, wie ihn Arthur im vergangenen Kapitel verlebt, nach Hause geht, das Herz voll Seligkeit, die Augen strahlend, wenn man zum ersten Male von dem Mädchen, welches man liebt, öffentlich einen zärtlichen Abschied genommen und sie fest an's Herz gedrückt, unbekümmert um Vater und Mutter, Tante und ältere Schwestern, die vielleicht in großer Verlegenheit, daß ihnen das selbst noch nicht begegnet, den Kopf auf die Seite wenden und bedeutsam husten, so betritt man die Straße mit einem sonderbaren Gefühle. Man lacht in sich hinein, man reibt sich die Hände, man betrachtet die Häuser, ob es in Wahrheit noch dieselben seien, die da standen, während man heute Abend schon einmal hier vorbei kam; man freut sich über den klaren Himmel und über den finsteren, über Mondschein, Schnee und Regen, man findet es, wenn der letztere herabrieselt, von ihm eine überflüssige Mühe, daß er den Versuch macht, uns verdrießlich zu stimmen. — Wir lachen über ihn, auch über den

Wind, der unſern Regenſchirm empor kehrt und unſern Hut zu entführen droht. Blaſe nur, blaſe! Wir wandeln dahin, im Herzen ein ſchönes, ſtrahlendes Bild, das uns warm und trocken erhält, das uns leuchtet in finſterer Nacht, und das uns wärmt trotz Kälte und Wind. Alle unangenehmen Zufälligkeiten, die ſonſt wohl uns zu erzürnen im Stande ſind, exiſtiren für uns heute Abend gar nicht. Was kümmert es uns, ob das Waſſer in den Rinnen dahin ſchießt, oder ob der Boden ſo glatt geworden iſt, daß man nur fortkommen kann, indem man ſich an den Mauern der Häuſer hält. — Gleichviel! man ſpringt hinüber, oder man glitſcht zuweilen aus, fällt auch wohl hin, um dann lachend wieder aufzuſtehen.

Dieß Gefühl trug Arthur mit ſich nach Hauſe, und wenn ihm auch von den eben erwähnten Unfällen keiner begegnete, ſo ſchien er dagegen auch nicht zu bemerken, daß ihm Schnee und Regen in's Geſicht ſchlugen, und daß er, um ſich abzukühlen, den Hut in der Hand hatte. Er betrachtete ſinnend den finſteren Himmel, der ſich mehr und mehr überzogen, und blinzelte vergnügt nach den Straßenlaternen hin, als wollte er ſagen: wüßtet ihr, was ich weiß. Zuweilen blieb er auch ſtehen, und ſchaute lange in die Nacht hinaus. — Alsdann theilten ſich vor ſeinem innern Auge Finſterniß und Mauern, er ſah hinein in ihr Stübchen, und war entzückt, wie ſchön ſie da ruhte. Den rechten Arm hatte ſie unter den Kopf gelegt, ſo daß ihr Geſicht faſt aufwärts gen Himmel ſah; ſie athmete bald leicht und bald ſchwer, ihre Wangen waren ſanft geröthet, und ihre friſchen, leicht geöffneten Lippen flüſterten leiſe: „Arthur, mein Arthur!“

Nachdem er das im Geiſte geſehen, fuhr er ſich mit der Hand über die Augen und verwiſchte gewaltſam dieß reizende Bild wieder; auch wandte er ſich um, ſetzte ſogar ſeinen Hut auf und

ſchritt eiliger nach Hauſe, nicht, um aus der kalten Nacht zu kommen, — die that ſeinen brennenden Wangen wohl, — ſondern um in ſeiner Wohnung Papier und Bleiſtift zu ergreifen und ihre Züge in der Geſchwindigkeit noch ein halb Dutzendmal hinzuzeichnen.

Es mochte faſt Mitternacht ſein, als er in der Nähe des elterlichen Hauſes ankam. Er ging bei der Hauptthüre vorbei, denn ſein Weg führte ihn, wenn er Abends ſpät nach Hauſe kam, durch eine enge Gaſſe an den hinteren Theil des Gebäudes, wo er durch eine kleine Thüre eintreten konnte und ſich dann gleich in der Nähe ſeiner Zimmer befand.

Vor dieſer kleineren Thüre war eine Gaslaterne, die ſie mit hellem Scheine beleuchtete. Als Arthur unweit des letzteren angekommen war und ſchon die Hand in die Taſche geſteckt hatte, um ſeinen Schlüſſel heraus zu ziehen, hielt er auf einmal mit dieſer Bewegung inne, blieb ſtehen und ſchaute nach dem Gascandelaber, denn es war ihm, als ſähe er eine menſchliche Geſtalt, die an demſelben angelehnt ſtand.

„Das iſt ſeltſam,“ dachte der Maler und blickte ſchärfer hin. Richtig! da war ein Menſch, der auf Etwas zu warten ſchien.

Arthur mußte, um ſeine Thüre zu erreichen, ziemlich dicht bei dieſem Candelaber vorbei gehen; ehe er dieß aber that, zog er ſeinen gewichtigen Hausſchlüſſel aus der Taſche, faßte ſeinen Stock feſter und ſchritt langſam vorwärts.

Sobald er näher kam, löste ſich die Geſtalt von dem Candelaber ab und trat ihm einen Schritt entgegen. Sie waren ſich jetzt Beide ſo nahe gekommen, daß an ein Ausweichen nicht mehr zu denken war; auch hatte ſich der Unbekannte ſo aufgeſtellt, daß er faſt vor der kleinen Hausthüre ſtand, weßhalb es

der Maler für das Beſte hielt, denſelben anzurufen und ihn beſtimmt aber höflich zu fragen, ob er vielleicht irgend eine Abſicht verfolge, daß er ihm ſo auffallend in den Weg trete.

Bei dieſer Frage griff die Geſtalt an ihren Kopf und bückte ſich leicht. Wir vermuthen faſt, daß ſie den Hut abnehmen wollte, was aber nicht wohl ausführbar war, da ſie keinen auf dem Haupte trug. Dabei öffnete ſie ihren Mund, und ſie ſprach mit einem leiſen und ſchüchternen Tone: „Ach, Herr Erichſen, Sie werden mich wahrſcheinlich nicht erkennen.“

„Da haben Sie Recht!“ rief lachend der Maler. „Ich möchte wiſſen, wie es möglich iſt, Jemand zu erkennen, der dicht unter einer Gaslaterne ſteht und den Kopf abwärts geſenkt hält wie Sie. — Aber was wollen Sie von mir? Wenn Sie etwas Gutes hieher führt, ſo zeigen Sie frei und offen Ihr Geſicht.“

„Das iſt auch das Klügſte,“ erwiederte die Geſtalt, „und ich hätte das gleich thun ſollen.“ Damit fuhr ſie an die Stirne, ſtrich ihre langen, ſchwarzen Haare zurück und ließ das Licht der Laterne auf ihr Geſicht fallen, während ſie aus dem Schatten heraus trat.

„Herr Beil!“ rief Arthur überraſcht. „Sind Sie es wirklich, und wie kommen Sie daher, beſter Beil?“

„Es iſt Beil,“ erwiederte der Andere mit tiefer Stimme, „aber ein ſehr trauriges Beil, faſt ohne Schneide und Stiel, nur noch der Schatten des früheren.“

„Aber ſagen Sie mir in aller Geſchwindigkeit, was treibt Sie bei ſo ſpäter Nachtzeit hier in dieſe Gegend. Kommen Sie zufällig hier vorbei oder haben Sie mich hier erwartet?“

„Ich habe Sie hier erwartet,“ erwiederte der ehemalige Commis des Herrn Blaſſer. „Schon zwei Abende, und immer bin ich wieder davon geſchlichen, ſobald ich Ihre Schritte hörte;

auch heute Abend hätte ich es beinahe wieder so gemacht, doch kamen Sie mit so festem, ich möchte sagen vergnügtem Schritt daher, auch pfiffen Sie eine so heitere Melodie, daß ich mir ein Herz faßte und Sie erwartete."

„O lieber Beil, was machen Sie für Geschichten!" rief Arthur lachend. „Sie wollen mich also sprechen?"

Der Andere nickte mit dem Kopfe.

„Vielleicht kann ich Ihnen sogar einen Dienst erzeigen?"

Herr Beil zuckte die Achseln.

„Aber warum kommen Sie denn nicht frischweg am Tage, oder laufen des Nachts weg, wenn Sie mich kommen hören?" fragte der Maler.

„Das erste wird Ihnen von selbst klar werden," entgegnete der Andere schüchtern, „wenn Sie nämlich die Güte haben wollen, mich in Ihr Zimmer eintreten zu lassen und dort bei Lichte zu besehen."

„Was sogleich geschehen soll," sprach Arthur lustig. „Kommen Sie geschwind, denn ich fühle jetzt auf einmal, daß es hier außen kalt und frostig ist."

„Ja, sehr kalt und frostig!" seufzte Herr Beil.

Hierauf öffnete Arthur die Thüre, und als Beide eingetreten waren, schloß er sie wieder hinter sich zu. Sie befanden sich in einem kleinen Vestibul, von welchem eine Wendeltreppe in den ersten Stock des Hintergebäudes führte. Auf den untersten Stufen dieser Treppe stand ein kleiner silberner Handleuchter mit einem Wachslichte, das schon tief herab gebrannt war.

Arthur leuchtete, und Beide stiegen hinauf in seine Wohnung. Diese bestand aus vier Zimmern, war sehr elegant eingerichtet, doch herrschte, namentlich im Atelier, eine für einen Maler sehr verzeihliche Unordnung. Die Waffen, Stoffe, Statuetten,

Vaſen, von denen er vorhin bei Clara geträumt, lagen und ſtanden hier in der That überall herum und waren in manchen Ecken ſo dicht zuſammen geſtellt, daß es wirklich Mühe koſtete, ſich dort frei zu bewegen.

Obgleich Arthur keine eigene Dienerſchaft hatte, ſo wurde er doch von der ſämmtlichen des elterlichen Hauſes außerordentlich verwöhnt, und ſein kleines Interieur ſo beſorgt, daß er Niemand Eigenes brauchte. Auch heute Nacht, obgleich es ſchon ziemlich ſpät war, befanden ſich in dem Kamine, den Arthur aus beſonderer Vorliebe in ſeinem Wohnzimmer hatte einrichten laſſen, noch glühende Kohlen genug, ſo daß es nur einer kleinen Anwendung des Blasbalges bedurfte, um einige Stücke Holz, die er auflegte, ſogleich in helle Flammen zu verſetzen. Dann zündete er ein paar Kerzen an, und als dieſe das Zimmer hell erleuchteten, blickte er ſich nach ſeinem Gefährten um, der händereibend an dem lodernden Feuer ſtand.

„In der That,“ rief Arthur nach einem kleinen peinlichen Stillſchweigen, „in der That, lieber Herr Veil, nehmen Sie mir es nicht übel, aber ich begreife jetzt vollkommen, warum Sie mich nicht am Tage beſucht haben.“

„Nicht wahr, das iſt zu begreifen?“ entgegnete Dieſer, indem er einen troſtloſen Blick an ſich hinunter laufen ließ. „Wenn Sie mich auch nie ſehr geputzt und geſchniegelt ſahen, ſo habe ich mich bis jetzt auch nicht als Lump präſentirt, — als vollſtändiger Lump, wie heute Abend.“

Und Herr Veil ſprach die Wahrheit, denn ſein Aeußeres ſah wirklich im höchſten Grade verwahrlost aus. Haar und Bart hiengen ihm zerzaust um den Kopf, und er ſchien alle Urſache zu haben, ſeine Wäſche ſorgfältig zu verſtecken, denn er hatte nicht blos den Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, ſondern auch

noch den Kragen etwas in die Höhe geſchlagen. Seine Beinkleider waren faſt bis zu den Knieen beſchmutzt, und ſeine Stiefel gaben einen ſeltſam ſeufzenden Ton von ſich, wenn er auftrat, und ließen ſehr verdächtige naſſe Spuren zurück, wenn er ſeinen Standort wechſelte.

Er wollte ſprechen, doch fiel ihm Arthur in's Wort: „Laſſen Sie für dieſen Augenblick alle Explicationen; ich ſehe ſchon, daß Ihnen was Außerordentliches paſſirt iſt, was Sie mir wohl ſpäter mittheilen werden. Jetzt aber will ich vor allen Dingen uns Beide in ein trockenes Gehäuſe bringen; denn auch mich hat der Regen von heute Nacht ziemlich ſcharf mitgenommen. Folgen Sie mir in's Schlafzimmer, und ich will ſchon etwas finden, was für Sie paßt."

Herr Veil wollte einige beſcheidene Einwendungen machen, doch legte ihm der Maler ſanft die Hand auf ſeine Schulter, indem er fortfuhr: „Laſſen Sie das gut ſein; ich verſichere Sie, es würde mir zu jeder Zeit ein großes Vergnügen gemacht haben, Ihnen aus irgend einer Verlegenheit zu helfen, umſomehr aber am heutigen Abend, wo mir ſelbſt ein ſo großes Glück widerfahren iſt, daß es mich drängt, den Kummer eines meiner Bekannten zu lindern. — Ich fühle mich als ein zweiter Polykrates: die Götter haben mich ſo mit Gnaden überhäuft, daß ich gern einen koſtbaren Ring in's Meer ſchleudern würde, wenn im Augenblicke Ring und Meer bei der Hand wären. In Ermanglung des letzteren ſeien Sie nun ſo freundlich, daſſelbe vorzuſtellen, und erlauben mir, die beſcheidenen Kleinigkeiten eines Anzuges, ſoweit er Ihnen paſſend iſt, in Ihren Schoos zu werfen."

Auf dieſe freundliche Anrede hin ſenkte der ehemalige Commis ſein Haupt, ergriff, ohne ein Wort zu ſprechen, die Hand Ar-

thurs und drückte ſie innig. Dann folgte er ihm in ſein Schlafzimmer.

Eine förmliche Verwandlung war bald bewerkſtelligt, und nach einer kleinen Viertelſtunde ließen ſich die Beiden vor dem Kamine nieder, nachdem Arthur aus dem Magazine ſeiner Junggeſellenwirthſchaft etwas kalte Küche und eine Flaſche herbeigebracht, welchen von Herr Beil eifrig zugeſprochen wurde.

Der Maler ſah lächelnd auf ſein Gegenüber, denn dieſer hatte ſich wirklich vortheilhaft verändert. So viel es in der Geſchwindigkeit thunlich geweſen, ward Haar und Bart geordnet und ſein ganzer übriger Menſch damit in Einklang gebracht; er war mit allem Nothwendigſten verſehen worden, wovon wir aber nicht weiter ſprechen wollen; nur müſſen wir erwähnen, daß er an den Füßen buntgeſtickte Pantoffeln trug, auf welche rothe Morgenhoſen herab fielen, und daß der carirte Schlafrock, in den er gehüllt war, etwas ſehr lang auf dem Boden nachſchleifte.

Nachdem er ſich mit Speiſe und Trank reſtaurirt, reichte ihm Arthur eine Cigarre, die Friedenspfeife, wie er ſagte, womit er ihn, den Heimathloſen, nun gänzlich unter ſeinen Schutz, unter Dach und Fach, nehme.

Der ehemalige Commis des Herrn Blaſſer zündete ſich die feine Havannah an, und ſog mit äußerſtem Wohlbehagen den wohlriechenden Dampf in ſich, um ihn dann langſam wieder von ſich zu blaſen. Er ſtreckte ſich im weichen Fauteuil lang und bequem vor dem Feuer aus, und es war dabei erklärlich, daß ihn ein Schauder überfuhr, wenn er an die vergangenen drei Tage dachte, namentlich an jenen ſchrecklichen Abend, wo ihm das Geſpenſt erſchienen. — O wäre er doch lieber gleich zu Arthur gegangen, nachdem er das Haus ſeines Principals verlaſſen! Aber damals rannte er gerade aus, nicht rechts noch links blickend,

seinem gewissen Verderben entgegen, das ihm aber als kein Verderben erschien, sondern als die Einlaßpforte in ein stilles, friedliches Thal, wo er sich in einem dunkeln aber nicht unheimlichen Winkel ruhig zum Schlafen werde niederlegen können. —

„Das Leben ist doch schön! sagt der unsterbliche Schiller. — Und er hat Recht," fuhr Herr Veil seufzend fort; „sie ist schwer von sich zu werfen, die süße Gewohnheit des Daseyns. Jetzt begreife ich nicht mehr, wie es einem Menschen einfallen kann, seinem Daseyn freiwillig ein Ende machen zu wollen."

Arthur hatte aus seiner Kaminecke zugeschaut, wie ein inniges, wonniges Gefühl freundliche Strahlen auf dem Gesichte seines Gegenübers hervorzauberte. Als derselbe aber hierauf jene Worte ausrief, entgegnete er: „Sie sprechen ja wie ein halber Selbstmörder. Ich habe Sie überhaupt so verändert gefunden, daß Sie mir es nicht übel nehmen können, wenn mich eine kleine Neugierde beschleicht."

„Die zu befriedigen mir eine Erleichterung sein wird," sagte Herr Veil. Und dann erzählte er mit großer Gewissenhaftigkeit die Vorfälle der letzten Tage bis zu dem Augenblicke, wo ihm jene Gestalt erschienen, und ihm das Versprechen abgenommen, den thörichten, verbrecherischen Schritt nicht zu thun.

„Das kann unmöglich der Teufel gewesen sein," versetzte Arthur, der aufmerksam zugelauscht, und den, während der Andere sprach, zuweilen ein leichter Schauder überflog; denn Herr Veil erzählte das Alles so umständlich, schilderte so natürlich die Qualen seines Herzens und die Zerrissenheit seiner Gedanken. — „Nein, das war gewiß kein böser Geist, denn sonst hätte er Sie ruhig Ihr Vorhaben ausführen lassen."

„Aber ich hörte ihn nicht verschwinden," fuhr Herr Veil fort; „ich blickte auf, es schlug Ein Uhr und er war nicht mehr da."

„Das iſt allerdings ſeltſam. — Und Sie erfuhren nichts mehr von ihm?“

„Bis jetzt nicht das Geringſte, obgleich ich immer geglaubt, ja gehofft, er werde mir wieder in den Weg treten, umſomehr, als ich ſeit jener Mitternacht wohl geſehen oder gefühlt, daß ich beſtändig von Jemand beobachtet werde.“

„Das iſt eine Ausgeburt Ihrer Phantaſie, die Nachwirkung jener Stunde,“ meinte Arthur. „Wenn Sie Jemand beobachtet hätte, ſo müßten Sie es doch wiſſen, Sie müßten Jemand geſehen haben.“

„Das habe ich auch,“ erwiederte der Andere mit leiſer Stimme. „Schon als ich in jener Nacht vom Kanal zurückkehrte und die Straße wieder betrat, glaubte ich oftmals den Klang von Schritten hinter mir zu hören.“

„Das Echo der Ihrigen.“

„Das dachte ich Anfangs auch, denn wenn ich zögerte, ſo zögerten die Schritte ebenfalls, wenn ich hielt, ſo hielten ſie auch. Doch um genau zu unterſuchen, ob es wirklich der Klang meiner Schritte ſei, blieb ich ein paarmal ganz plötzlich und unerwartet ſtehen, und da hörte ich wohl, daß es kein Echo ſei, ſondern daß mir wirklich Jemand folge.“

„Nun, daß das wenigſtens kein Geiſt war, darüber können Sie ſich beruhigen, denn die Phantome gleiten, wie Sie wiſſen, geräuſchlos dahin.“

„Ganz richtig, es war weder ein Geſpenſt, noch war es jene Geſtalt, die ich am Kanale geſehen. In der Nacht verlebte ich einige miſerable Stunden: ich kauerte mich in einem Winkel zuſammen bis der Tag kam; ach! es war empfindlich kalt geworden und fror; ich habe ſchon angenehmere Sonnenaufgänge erlebt. Aber am Ende geht Alles vorüber, und ſo verſchwanden auch

jene Stunden der Morgendämmerung, wobei mir das Mark in den Knochen zu erfrieren drohte. — Ich ſagte vorhin, der, welcher mir gefolgt, ſei nicht die Geſtalt vom Kanale geweſen; das ſah ich, ſobald es Tag wurde, denn nun bemerkte ich in dem gegenüber liegenden Straßenwinkel eine Figur, die mich offenbar beobachtete, obgleich ſie unruhig auf und ab ſchritt und that, als erwarte ſie ſonſt Etwas. — Das war mir unheimlich und ich beſchloß, zu unterſuchen, ob ich mich nicht irre. Ich erhob mich und ſchlich an den Häuſern dahin; der Andere folgte mir nicht, wenigſtens nicht ſogleich. Ich ging einige Straßen weiter, abſichtlich ohne mich umzuſchauen, und verlor mich endlich in ein Labyrinth von kleinen, finſteren Gaſſen, wo einer meiner Landsleute wohnte, ein armer Teufel von Buchbinder, dem ich viele Gefälligkeiten erzeigt, und von welchem ich mit Recht vorausſetzte, er werde mir gerne eine Unterkunft bewilligen, für ein paar Tage nur, bis ich etwas Anderes gefunden."

„Und Ihr Verfolger?" fragte Arthur.

„Ganz richtig! — warten Sie nur. — Als ich, beim Hauſe des Buchbinders angekommen, mich plötzlich umwandte, bemerkte ich ihn wohl am Ende der Straße, die er, anſcheinend ohne ſich weiter um mich zu bekümmern, überſchritt."

„Aber ich begreife immer noch nicht," ſagte der Maler, „daß Sie nicht noch in derſelben Nacht auf den geſunden Einfall gekommen ſind, mich aufzuſuchen. Sie wiſſen, ich habe Sie immer ſehr gern gehabt und mich für Sie intereſſirt, obgleich Sie meine angebotene Hülfe jedesmal hartnäckig zurück wieſen."

„Ich hatte Unrecht," entgegnete Herr Beil gerührt. „Aber wiſſen Sie, lieber Herr Erichſen, wir armen Teufel werden euch reichen Leuten gegenüber gar leicht mißtrauiſch. Wenn ihr uns auch mit dem beſten Herzen eure Hülfe anbietet, ſo zucken wir

doch ſchmerzlich zuſammen; — es iſt ein Almoſen, denn wir ſind ja nicht im Stande, euch dafür Etwas wieder zu geben. Aber — beim Blaſſer! — ich hatte Unrecht."

„Ein ſeltſamer Schwur," ſagte Arthur lachend.

„Ich habe ihn mir angewöhnt, denn man muß ſelbſt dem Teufel kein Unrecht thun.

„Aber weiter in Ihrer Geſchichte!" ſprach Arthur. „Sie ſind ja jetzt doch noch unter meine Hände gerathen. — Du wollteſt fliehen treuloſer Römer! — du biſt bezwungen — — — du bleibſt bei mir. — Das Schickſal hat Sie mir zugeführt."

„Ja das Schickſal," fuhr der Andere ſeufzend fort. „Aber ich lobe das Schickſal darum, denn ich fühle mich bei Ihnen hier ſo behaglich, Herr Erichſen, wie ſeit langen Jahren nicht. Auch iſt mein armes dummes Herz ruhiger geworden; der Schmerz in demſelben ſummt nur noch leiſe, wenn ich an jene Nacht und an das Mädchen denke. — — — — Doch weiter! — Beim Buchbinder aber war es fürchterlich, und obgleich er mich mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen, konnte ich es doch nicht lange dort aushalten. Ich half ihm, ſo gut ich es vermochte; war mir doch ſein Geſchäft nicht unbekannt: es geht ja Hand in Hand mit dem unſrigen, und wenn ich bei Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie die ganzen Bücher verpackte und wegſchickte, ſo faltete ich jetzt jeden einzelnen Bogen und half brochiren, was mir übrigens nicht ſchwer wurde. — Nun habe ich Ihnen aber ſchon vorhin geſagt, daß ich ſogleich an Sie gedacht und während ein paar Abenden den Verſuch machte, Sie an Ihrer Hausthüre abzufangen; leider ohne Erfolg: ich hatte ja nicht den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen. Aber wenn ich ſo durch die Straßen ſchlich, und wenn ich oftmals unter der Gaslaterne da unten ſtand, ſo brauchte ich mich nur ſpähend umzu-

schauen, und ich bemerkte gewiß irgendwo jenen Mann, der mir damals gefolgt."

„Und Sie irrten sich nicht?"

„Ich irrte mich gewiß nicht."

„Wenn das der Fall ist," meinte der Maler, „so haben Sie am Ende wohl gar Jemandens Interesse erregt, der sich Ihrer annehmen will, und der mit mächtiger Hand über Sie wacht. Geben Sie Achtung, hier wendet sich Ihr Schicksal, und Sie sind vielleicht noch zu großen Dingen ausersehen."

„Es hat sich heute Abend schon so gut gewendet," versetzte Herr Veil; „denn kann es mir besser gehen als im jetzigen Augenblicke, wo Sie mit Ihrer liebenswürdigen Gastlichkeit mir Ihr Haus geöffnet, mich an Ihren Heerd aufgenommen, mich gespeist und getränkt, auch Schlafrock und Pantoffeln gegeben! — Ah! der Contrast ist etwas stark," fuhr er kopfschüttelnd fort. — — „Sie hätten das Leben bei meinem armen Buchbinder kennen sollen; wie diese Leute sich durchschlagen müssen, davon haben Sie, davon hatte ich bis jetzt kaum eine Idee. — Zur Wohnung eine einzige Stube und eine finstere und feuchte Kammer, an Betten ein Ding von morschen Brettern, was die entfernteste Aehnlichkeit mit einem solchen hatte, und darin ein Strohsack und eine alte mürbe Wollmatratze, die an allen vier Seiten zu kurz war. Darin lagen die Eltern und zwei Kinder; vier andere behalfen sich in einer Ecke auf einem zerrissenen Stück Teppich —"

„Und Sie?" fragte Arthur.

„Ich legte mich zum ersten Mal in meinem Leben fest auf die Literatur, indem ich mir in der Werkstatt ein Lager von Makulatur machte; übercomplette Bogen einer Gedichtssammlung rollte ich mir zum Kopfkissen zusammen, und zur Decke nahm ich meinen Rock, unter welchem ich mich wie ein Igel zusammen

kauerte. — In gewiſſer Hinſicht war ich eine Hülfe für die Familie, denn ich fand in meiner Weſtentaſche noch einen Thalerſchein, von dem wir die zwei Tage lang herrlich und in Freuden lebten. Vermittelſt deſſelben konnte der Buchbinder ein Säckchen Kartoffeln erſchwingen und ſich die ſechs Kinder ein paarmal wieder recht ſatt eſſen. — Sie haben noch ziemlich viel davon," ſetzte er gutmüthig lächelnd hinzu, „denn ich hätte mir ein Gewiſſen daraus gemacht, ihnen den ganzen Vorrath mit aufzehren zu helfen."

„Die Leute müſſen Sie nächſtens wieder beſuchen, beſter Herr Veil," ſagte Arthur, „und ihnen eine kleine Hülfe bringen."

Der Andere nickte ſchweigend mit dem Kopfe, ſtützte dieſen darauf in die rechte Hand und blickte lange und nachdenkend in das Kaminfeuer.

Die Standuhr zeigte auf Eins.

„Aber es iſt ſchon ſpät geworden!" rief Arthur, indem er aufſtand. „Jetzt wollen wir Ihnen ein Lager beſorgen und morgen Früh ſehen, was weiter zu thun iſt."

„Haben Sie kein Makulatur?" fragte mit komiſchem Ernſte der ehemalige Commis.

„Nein," erwiederte Arthur lachend; „aber wenn Sie es einmal mit der Malerei verſuchen wollen, ſo können Sie es ſich dort bei jenen Nymphen bequem machen."

„Gott ſoll mich bewahren!" verſetzte Herr Veil. „Das wäre mir eine gefährliche Nachbarſchaft. Da unterwerfe ich mich lieber getroſt Ihren ſonſtigen Anordnungen."

Und daran that er ſehr Recht, denn der Maler hatte in kurzer Zeit auf ſeinem Sopha im Wohnzimmer ein vollkommen üppiges Lager hergerichtet; worauf er ſeinem Schützling eine gute Nacht wünſchte und ſich in ſein Schlafzimmer zurückzog.

Herr Veil ſchlief den Schlaf des Gerechten, und obgleich

ihm allerlei Seltsames träumte von dem finster dahin fließenden Kanal mit der bekannten Melodie, von den Augen jener Gestalt, die ihn so seltsam anstarrten, auch vom Buchbinder und dem Makulatur, so erwachte er doch erst am andern Morgen, als der Tag bereits das Zimmer erhellte. Er blickte verwundert um sich und schien im ersten Augenblicke nicht recht zu wissen, wo er sich befinde; er lag gegenüber dem Kamin, in welchem schon wieder die freundlichen Flammen spielten; es war als seien diese heute Nacht gar nicht erloschen. Vor demselben befand sich eine ältliche Dienerin des commerzienräthlichen Hauses, welche beschäftigt war, auf einem kleinen Tisch allerlei Service von sehr freundlichem Aeußeren aufzustellen, dazu auch Teller mit weißem Brod und Butter. Während sie aber dieß Geschäft versah, blickte sie häufig nach dem Schläfer auf dem Sopha um, und schien jedesmal zu erschrecken, wenn sie dort zwischen den weißen Leintüchern die Unmasse von schwarzen Kopf- und Barthaaren erblickte. Diese in ihrem verwilderten Zustande hatten auch durchaus nichts Angenehmes für das Auge, und man hätte glauben können, es habe sich dort irgend ein Ungeheuer, ein Alp oder sonst dergleichen eingenistet. Aus Discretion hatte Herr Veil die Decke bis unter das Kinn hinaufgezogen, wodurch sein Aussehen noch eigenthümlicher und komischer wurde.

Auch Arthur mußte laut auflachen, als er nun aus seinem Zimmer trat und den sonderbaren Kopf seines Schützlings sah. — „Bleiben Sie ruhig so liegen!“ rief er ihm zu, „das muß ich zeichnen.“

Die alte Dienerin gab ihrem Herrn einen Wink, führte ihn behutsam in eine Ecke des Zimmers, richtete dann die Augen auffallend gegen den im Bette Liegenden und fragte mit schüchterner Stimme: „Was ist denn das, Herr Arthur?“

„Das iſt ein Geſpenſt,“ entgegnete Dieſer, „ich habe es heute Nacht auf der Straße gefunden und mitgenommen. — Wiſſen Sie wohl, Sophie,“ ſetzte er mit Betonung hinzu, „das bleibt aber ganz unter uns; es braucht's Niemand im Hauſe zu erfahren; Mama, wie Sie wohl wiſſen, kann die Geſpenſter nicht leiden. Wenn Sie aber jetzt hinunter gehen, ſo ſeien Sie ſo gut und ſchicken nach dem Barbier und dem Friſeur; ſie ſollen zu mir kommen.“

Die Dienerin verließ das Zimmer, nicht ohne noch einen beſorgten Blick nach dem Sopha geworfen zu haben.

Worauf Herr Veil ſein Lager verließ und ſich alsdann ſchleunig in das Schlafzimmer von Arthur zurück zog, wo er ſeine Toilette machte.

Als die Beiden ſpäter das Frühſtück verzehrt hatten, dem natürlicher Weiſe die unentbehrliche Cigarre folgte, ſagte der Maler: „Ich konnte geſtern Abend nicht gut einſchlafen: ein angenehmes Ereigniß, was mich betroffen, und Ihre Geſchichte hielten mich wach. Ich dachte viel an Sie und überlegte, was jetzt wohl zu beginnen ſei. — Wenn ich von jetzt ſpreche, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ich jene Zeit meine, wo Sie ſich von Ihren Strapatzen wieder vollkommen erholt haben, überhaupt wenn es Ihnen gefällt, an die Zukunft zu denken. Im Augenblick ſind Sie bei mir hier vortrefflich aufgehoben.“

„Gewiß, auch ich dachte daran,“ entgegnete Herr Veil; „doch habe ich dort am Kanal einen ganz andern Menſchen angezogen; mir graust vor dem Buchhandel.“

„Das begreife ich,“ erwiederte Arthur. „Aber Sie führen eine gute Feder, wie ich mich erinnere, Sie ſind in Ihren Arbeiten pünktlich und umſichtig; das erkannte ja ſogar Herr Blaſſer, und umſomehr muß es wahr ſein. Ich habe nun die Idee, gelegent-

lich mit Papa und meinem Schwager zu sprechen, vielleicht wäre es möglich, daß man Ihnen eine Stelle in unserem Hause geben könnte. — Ich habe Sie ja," setzte er lachend hinzu, „nun einmal an Kindesstatt angenommen, und auf diese Art behalte ich Sie ganz unter meinen Augen."

„Und würden mich unendlich glücklich machen," sagte Herr Beil gerührt. „Ich sehe, daß Sie sich meiner ernstlich annehmen wollen, daß Sie es gut mit mir meinen, und das ist für Jemand, der wie ich so lange in der Welt herumgestoßen wurde, der bisher Jedem eine Last war, ein wahrhaft süßes Gefühl." — Er kämpfte bei diesen Worten gewaltsam seine Bewegung nieder und setzte dann mit heiterem Tone hinzu: „Ich sehe mich im Geiste schon als angehender Banquier oder als junger Kassier, wie ich den Leuten Zahlungen mache und Wechsel discontire."

„Denken Sie nur an das köstliche Gesicht des Herrn Blasser, wenn er zu uns kommt, — was ja häufig geschieht, — und Sie ihm plötzlich entgegen treten. — Vorderhand aber denken wir noch nicht daran," fuhr Arthur nach einer Pause fort; „wir lassen erst seit Ihrem Verschwinden aus dem Hause des Herrn Blasser einige Zeit vergehen, damit Sie dort etwas in Vergessenheit kommen. Zuerst müssen wir daran gehen, — Sie werden meine Worte nicht übel deuten? — Ihren äußeren Menschen zu restauriren, und gleich heute Morgen, und zwar mit dem Kopfe, anfangen. Ich kenne freilich Ihre Leidenschaft für Ihr starkes Haupt- und Barthaar, aber da muß ich Ihnen wahrhaftig etwas wegsprechen."

Herr Beil fuhr bei diesen Worten mit einem komischen Schrecken durch seine schwarzen Haare, worauf er aber lachend sagte: „Seien Sie unbesorgt, ich gebe diesen Lieblingen gern den Abschied; ich sprach Ihnen ja vorhin schon von einem anderen

Menſchen, den ich angezogen, und zu ihm paſſen dieſe Zeichen einer früheren Zeit nicht mehr. Auch kann ich nie mehr die fatale Feuchtigkeit vergeſſen, die ſich am Kanale hier hinein geſetzt, ſowie die ſchauerlichen Eiszapfen, die an meinem Barte hiengen, als ich Morgens in dem Winkel kauerte. — Ah! das ſind ſchreckliche Erinnerungen! — Machen Sie deßhalb mit mir, was Sie wollen."

„Ich werde es künſtleriſch behandeln," erwiederte der Maler, „und werde der Sitzung des Barbiers und des Friſeurs mit voller Theilnahme anwohnen. — Schon höre ich draußen anklopfen; es wird einer der Herren ſein, die ich für Sie beſtellt."

Und ſo war es auch; zuerſt kam der Barbier und dann der Friſeur. Herr Beil wurde nach den Anordnungen Arthurs von Beiden bedient, wobei ſich die Scheere des Haarkünſtlers mit einem wahren Appetit in dem dichten Lockenwald ſeines Opfers zu verbeißen ſchien. Man hatte gewiß dieß Inſtrument lange Zeit nicht ſo vergnügt klappern hören; rechts und links fielen die dichten ſchwarzen Büſche, und als das Werk vollendet war, machte es dem Künſtler alle Ehre, und die Verſicherung deſſelben, aus dem Kopfe ſei etwas zu machen, ſtellte ſich als völlige Wahrheit heraus.

Nun war das Haar gekürzt, friſirt, der Kinnbart glatt weggeſchoren, der Schnurrbart geſtutzt, und als ſich Herr Beil hierauf im Spiegel erblickte, nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe und verſicherte, er ſei vollkommen mit ſich zufrieden. Er ſah auch in dem ſchönen Schlafrock, wie er nun da ſaß in dem kleinen Fauteuil, mehr wie anſtändig, ja faſt elegant aus.

Arthur hatte ſich an ſeine Staffelei geſetzt und einen großen Rahmen mit weißer Leinwand vor ſich aufgeſtellt. „Es iſt heute ein Feſttag," ſagte er, „und an ſolchen mache ich mir das Vergnügen, irgend ein Bild zu ebauchiren, lieber zwei, drei hinter

einander, denn es ist eine wahre Wonne für mich, wenn ich meiner Phantasie die Zügel schießen lassen, und einen Entwurf um den andern auf die Leinwand hinwerfen kann. Heute aber bleibt es bei diesem einzigen, und ich will sehen, ob meine Erinnerung frisch und gut ist."

„Gibt es ein Portrait?" fragte Herr Veil.

„Ja und nein," entgegnete Arthur, indem er anfieng mit schwarzer Kreide einen Frauenkopf zu skizziren; „es soll eine ideale Gestalt werden, doch für mich mit bekannten Zügen. — Aber wie es mir immer geht," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er einige Striche gemacht hatte, „so werde ich immer im besten Arbeiten gestört. — Wenn ich mich nicht irre, so rollt eben ein Wagen durch die enge Gasse neben dem Hause, und das wird wahrscheinlich mir gelten, denn hier herum ist eigentlich kein Weg für Equipagen. — Thun Sie mir den Gefallen, lieber Freund, treten Sie einen Augenblick an's Fenster und sehen Sie, ob wirklich ein Wagen da heraus kommt und wo er hingeht."

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Im Atelier.

Herr Veil ſprang eilfertig an's Fenſter, ſah eine Weile durch die Scheiben, dann ſagte er: „Es iſt ein kleiner geſchloſſener Wagen; jetzt biegt er um die Ecke und will wahrſcheinlich zu Ihnen. — Richtig! er fährt bei der Thüre vor.“

Wirklich hörte man ihn auch in dieſem Augenblicke drunten halten.

„Ich will aber jetzt nicht geſtört ſein!“ rief der Maler unmuthig. „Thun Sie mir den Gefallen, ſpringen Sie in's Vorzimmer und ſchließen die Thüre zu. Sie ſollen mich in Frieden laſſen.“

„Es ſind zwei Herren,“ rief Herr Veil haſtig. Und dann ſprang er davon, um den Wunſch ſeines Freundes zu erfüllen.

Doch kam er zu ſpät, denn die Beiden waren ſchon auf der Treppe und hätten das Umdrehen des Schlüſſels hören müſſen, weßhalb Herr Veil dieß unterließ, indem er es für unſchicklich hielt, Jemand die Thüre dicht vor der Naſe zuzuſperren. Er

machte das dem Maler durch ein Zeichen mit der Hand begreiflich, der achselzuckend fortfuhr, auf die Leinwand zu zeichnen.

Die beiden Herren auf der Treppe waren in eifriger Unterhaltung begriffen; wenigstens sprach der Eine, ein kleiner und magerer Mann, sehr laut und lebhaft, während der Andere sich begnügte, zuweilen mit dem Kopfe zu nicken oder: ja, ja! zu sagen.

Der kleine Mann sprang lebhaft die Treppen hinauf, wandte sich aber fast auf jeder Stufe um, um sein Gespräch dem Anderen in's Gesicht hinein mit mehr Erfolg fortsetzen zu können. — „Bester Baron!" rief er, „Sie mögen sagen, was Sie wollen, — und ich weiß wohl, Sie nehmen Partei für die königlichen Stallmeister, aber das ist gleichviel, ich will meine Behauptung der ganzen Welt gegenüber durchführen; — ich habe hier wahrhaftig nicht die Zeit, viele Stunden auf die Dressur meiner Reitpferde zu verwenden, während Jene den ganzen Tag im Sattel sitzen; aber das versichere ich Sie, und Sie können die competentesten Richter aufstellen, ich behaupte: es ist im ganzen Marstall nicht ein einziges Pferd so fein geritten, so sorgfältig dressirt, und dadurch, — beachten Sie das wohl, — nur dadurch von so angenehmen und gefälligen Bewegungen."

Bei diesen letzten Worten war er oben auf der Treppe angekommen und schlug mit dem Knopfe seines Stockes taktmäßig in die rechte Handfläche, während er seine Stimme erhoben hatte und jede Sylbe scharf betonte, sowie mit dem Ausdruck der größten Ueberzeugung sprach.

„Nicht ein einziges Pferd im ganzen Marstall. — Natürlicher Weise nehme ich die aus, welche vor einigen Tagen zum Geschenk für die Frau Herzogin angekommen sind. Die kommen von uns, und da, bester Baron, versteht man zu reiten."

„Hier ſind wir am Ziel unſerer Fahrt," erwiederte der andere Herr, der die Rede des kleinen Mannes zu unterbrechen verſuchte. „Herr Erichſen iſt zu Hauſe?" fragte er den Herrn Beil, welcher die Thüre geöffnet hielt.

Der kleine Mann trat lebhaft in das Gemach, ſchaute Herrn Beil einen Augenblick forſchend in's Geſicht, ſchien einen Moment nachzudenken, und ſagte dann: „Wenn ich nicht ganz irre, ſo ſahen wir uns neulich Abends bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach; Sie erſuchten mich, Ihr Atelier zu beſuchen. Nun ſehen Sie, ich bin da; ich habe eine Stunde für Sie gefunden und verſichere Sie, bei meinen vielen zahlreichen Geſchäften will das viel heißen. Aber der Baron Brand ſagte mir, ich werde nicht umſonſt kommen und einiges recht Gutes ſehen."

Herr Beil hatte dieſen Redeſtrom geduldig über ſich ergehen laſſen; es wäre aber auch vergebliche Mühe geweſen, den kleinen Mann zu unterbrechen, denn nach ſeiner Gewohnheit ſprach er nur Worte, ohne ſich viel darum zu bekümmern, ob ſie Jemand anhöre. Auch blickte er dabei bald hierhin bald dorthin, und im Zimmer umher, am allerwenigſten aber ſah er auf die Perſon, zu der er eben redete. Er ſchien überhaupt einen feſten menſchlichen Blick nicht gut ertragen zu können.

Der andere Herr ließ ihn ebenfalls gewähren, und erſt, als er geendigt hatte, und nach Luft ſchnappte, ſagte Jener: „Sie irren ſich, beſter Herr von Dankwart, dieß iſt nicht Herr Erichſen, — wahrſcheinlich einer der Freunde deſſelben," ſetzte er mit einem verbindlichen Lächeln hinzu, indem er ſich verbeugte.

Herr Beil verbeugte ſich ebenfalls und bat die beiden Herren, ſich in das dritte Zimmer zu bemühen, wo der Maler immer noch vor ſeiner Staffelei ſaß.

Während Herr von Dankwart durch die Zimmer ſchwebte,

— man muß dieſe Bewegung ſchweben nennen, denn er tänzelte mit ſeinen kleinen Beinen nur ſo dahin, blickte dabei bald rechts, bald links, ging nie gerade aus, und zu gleicher Zeit machte ſein für den zarten Körper etwas zu ſchwerer Kopf allerlei ſelbſtändige Bewegungen, — blieb er jetzt hier, jetzt dort vor einem Bild, irgend einem ſeltſamen Möbel, einer Waffe oder ſonſt etwas ſtehen, wobei er in Einem fort fragte, ohne aber, gleich vielen der Größen dieſer Erde, eine Antwort abzuwarten, denn wenn er jetzt von einer Landſchaft behauptete, ſie ſei etwas dunkel im Colorit, oder der Rahmen zu breit und zu ſchwer für die Leinwand, und alsdann fragte: „iſt ſie hier gemalt? — von wem iſt ſie? — ein Original oder eine Copie?“ ſo ſprang er gleich darauf zu irgend einem intereſſanten Dolche über, um ſich zu erkundigen, ob er ächt montirt oder ob die Klinge in Wahrheit ein Damascener oder vielleicht aus Khoraſſan ſei.

Trotz allem dem hätte er ſich wahrſcheinlich nicht weiter in den beiden vorderen Zimmern aufgehalten, um dieſe für ihn ſo nothwendigen Bemerkungen zu machen, wenn er nicht von ungefähr in die Nähe des Fenſters gerathen wäre, von wo aus er einen Blick auf die unten ſtehenden Pferde und Wagen werfen konnte. Dieſe feſſelten ſeine ganze Aufmerkſamkeit, und er ſchien das Zimmer, wo er ſich befand, den Künſtler, deſſen Werke er anſchauen wollte, kurz alles Andere auf der ganzen weiten Welt für den Augenblick rein vergeſſen zu haben.

„Ein magniſikes Enſemble!“ rief er dem Baron zu, der ſo eben mit Arthur einen freundlichen Händedruck gewechſelt. „In der That vollendet! Bitte Sie, ſehen Sie doch, wie außerordentlich ſchön die beiden Pferde ſtehen; dazu die einfachen Geſchirre, ſchön in ihrer Anſpruchsloſigkeit. Ah! ich muß mir für dieſe Zuſammenſtellung ſelbſt ein Compliment machen. — Und Joſef

auf dem Bocke hat das wahre Air eines Kutſchers aus gutem Hauſe, — aus ſehr gutem Hauſe. — Baron, ich begreife in der That nicht, wie man es bei Hofe verantworten mag, daß die Kutſcher beim Stilleſtehen die Peitſchen nach links hinüber geneigt halten. Ich kann mir nun einmal nicht helfen; das gibt der ganzen Tournure eine Schattirung von Nachläßigkeit. — Bei uns wagt das kein Kutſcher. Sehen Sie Joſef an; Joſef hat die Peitſche, wie es ſich gehört, auf dem rechten Schenkel aufgeſtützt. — Nur ſo hält der Kutſcher eines vornehmen Hauſes. — — Aber Sie müſſen das betrachten, Baron!"

„O, ich habe es ſchon oft geſehen," entgegnete dieſer lächelnd. — „Aber beſter Herr von Dankwart, wollen Sie nicht erlauben, daß ich Sie an den Zweck unſeres Beſuches erinnere und Sie mit Herrn Erichſen bekannt mache?"

„Gleich! gleich!" erwiederte der kleine Mann, indem er ſich mit beiden Händen auf die Fenſterbrüſtung ſtützte und ſich auf den Zehen erhob, denn die kurzen Beinchen erlaubten ihm ſonſt nicht, auf die Straße zu ſehen. — „Gleich, beſter Baron, ich verfolge ſo eben eine außerordentlich ſchöne Idee: wenn ich mir ſo die elegante Figur des Handpferdes da unten betrachte, ſo kommt mir immer wieder der Gedanke, es ſei doch eigentlich Schade, daß man ein ſolches Pferd einſpannt. — Glauben Sie mir, beſter Baron, es würde unter dem Sattel Furore machen." — Damit warf er noch einen letzten, halb ſchmerzlichen Blick auf die Straße hinab, worauf er ſich nun endlich umwandte und in das Nebenzimmer zu den Anderen eilte.

An der Thüre deſſelben geſchah es ihm nun abermals, daß er in ſeiner Zerſtreutheit den Herrn Beil für Arthur nahm, denn er klopfte dem Erſteren, der ſich beſcheiden am Eingang hielt, ſanft auf die Schultern, während er mit einer Protectionsmiene

sagte: „da sind wir, in der That, da sind wir. Freue mich sehr, Ihre Sachen zu sehen. Man ist allerhöchsten Orts auf Sie aufmerksam geworden; die Frau Herzogin lobt über alle Maßen Ihre wunderbare Ansicht von Carrara."

Herr Beil verbeugte sich verlegen, denn er wußte nicht, ob es an ihm sei, jetzt selbst eine Aufklärung über seine Person zu wagen, nachdem dieß vorhin der Baron so erfolglos gethan.

Dieser lächelte sanft in sein Schnupftuch und Arthur zuckte die Achseln.

Herr von Dankwart hatte es sich unterdessen in einem Fauteuil bequem gemacht und blickte an den Wänden umher, wo einige Skizzen und Studien hiengen. — „In der That," sprach er nach einer kleinen Pause, „diese Ansicht von Carrara hat einiges Aufsehen gemacht; ich gratulire Ihnen. Die Frau Herzogin geruhten, das Gemälde schön zu nennen; ich glaube versprechen zu können, daß wenn Sie so fortfahren, Sie nächstens von uns einige Bestellungen erhalten werden."

„Aber Sie irren sich, Herr von Dankwart," sagte Arthur sehr ruhig und ohne daß er aufhörte zu zeichnen, „die Ansicht von Carrara ist nicht von mir; ich male überhaupt keine Landschaften."

„Allerdings nicht von Ihnen," entgegnete einigermaßen pikirt der kleine Mann, „aber sie ist von Herrn Erichsen dort. Freilich nicht von Ihnen."

Bei diesen Worten deutete er mit einer leichten Biegung des Kopfes auf Herrn Beil.

„Bester Herr von Dankwart," lachte nun der Baron laut hinaus, „Sie sind heute unsäglich zerstreut. Dort jener Herr an der Staffelei ist der Künstler, den wir besuchen wollten, Herr Erichsen. Er malt aber keine Landschaften, wie Sie sich erinnern wollen; die Ansicht von Carrara ist von Herrn Becker."

Der kleine Mann ſchaute einen Augenblick befremdet um ſich, dann legte er die Hand an die Stirne, ſchloß für ein paar Secunden die Augen, und ſagte hierauf: „Ja, ſehen Sie, meine Herren, wie man mit den Gedanken abweſend ſein kann! Das paſſirt mir leider ſehr häufig. — Ich habe zu viel in meinem Kopfe," ſetzte er ſeufzend hinzu; „es geht nicht auf die Länge der Zeit. Aber entſchuldigen Sie mich, Herr Erichſen; es iſt mir wirklich recht angenehm, Ihre Bekanntſchaft zu erneuern, — zu erneuern, denn wie Sie wiſſen, ſahen wir uns bei meinem Freund, dem Grafen Fohrbach." — Dabei neigte er ſein Haupt ſanft gegen den Künſtler und machte mit der rechten Hand eine Bewegung, die einen freundlichen Gruß ausdrücken ſollte.

Der Baron hatte ſich unterdeſſen ebenfalls in einem Stuhl niedergelaſſen, und Arthur reichte ihm eine Cigarre. Auch bot er Herrn von Dankwart eine an, der ſie aber refuſirte, eine eigene hervorzog und anzündete.

„Mit Cigarren," ſagte der kleine Mann, „bin ich difficil; ich halte mir ein großes Lager und rauche nur ſechsjährige."

„Womit ich leider nicht dienen kann," entgegnete Arthur. „Wiſſen Sie, wir Künſtler leben ſo von einem Tag in den anderen, kaufen uns heute die Cigarren, die wir morgen rauchen, und legen uns keinen Vorrath an."

„Aber Sie könnten das, Herr Erichſen," verſetzte Herr von Dankwart. „Sie ſind ein reicher Mann, wie man mir ſagt, der ſich keinen ſchönen Genuß des Lebens zu verſagen braucht." Dabei zog er den Mund zuſammen wie ein Karpfen und blies den Dampf der Cigarre horizontal von ſich. — „Wir ſind doch hier in Ihrem elterlichen Hauſe?" fuhr er darauf fort. „Kenne den Papa wohl; mache zuweilen mit ihm Geſchäfte. — Apropos! hat er noch immer den kleinen Schimmel? Im vergangenen Herbſt

wurde er noch von dem Commerzienrathe geritten. — Baron," wandte er ſich an dieſen, „Sie kennen das Pferd nicht? — — ein kapitales Thier; aber alt. Nicht wahr, es iſt alt, Herr Erichſen?"

„Ja, es iſt ſehr alt," erwiederte dieſer. „Deßhalb wird es auch von Papa nicht mehr geritten; es ſteht drunten im Stalle und ſoll da in Ruhe ſeine letzten Tage verleben."

„Schön! ſchön!" rief der kleine Mann. „Aber jetzt müſſen Sie mir erlauben, daß ich einmal in meiner Brieftaſche nachſehe, — ich habe eine Notiz für Sie gemacht, eine Notiz von Wichtigkeit, kann mich aber nicht mehr darauf beſinnen. — — Sie verzeihen ſchon einen Augenblick!"

Arthur nickte höflich mit dem Kopfe und dann legte er die Kohle, mit der er gezeichnet, auf die Staffelei, wiſchte ſich die Hände ab und wandte ſich gegen den Baron von Brand, der ein kleines Bildchen ergriffen hatte, welches in der Ecke lehnte, und es aufmerkſam betrachtete.

Herr von Dankwart hatte ſein Taſchenbuch heraus gezogen und blätterte langſam darin.

Unterdeſſen war Herr Bell in's Nebenzimmer gegangen.

„Sie hatten mir auch verſprochen, mich zu beſuchen," ſagte der Baron zu Arthur. „Erinnern Sie ſich, als wir neulich zuſammen nach Hauſe fuhren."

„Und habe das nicht vergeſſen," antwortete der Maler. „Wir Künſtler ſind aber ein eigenes Volk: oft haben wir Tage und Wochen lang nichts zu thun und ſchlendern umher, und dann verſchließen wir uns wieder für längere Zeit in unſer Atelier und kommen zu gar nichts."

„Und in dieſem Stadium befinden Sie ſich gerade?"

„Beinahe," entgegnete Arthur lächelnd. „Doch bin ich

im jetzigen Augenblicke weniger vor der Staffelei als ſonſtwo beſchäftigt."

„Ah! ich habe gehört. Man bereitet in Ihrem Hauſe ein hübſches Feſt vor; ich glaube, Sie wollen lebende Bilder arrangiren. Das iſt eine ganz köſtliche Idee! Ich liebe dergleichen unendlich, das heißt, ſehe gerne zu; denn ſollten Sie es wohl glauben, mein lieber Herr Arthur, ich bin nicht im Stande, in irgend einem Bilde mitzuſtehen. — Meine Nerven ſind zu ſchwach dazu. — Sie ſchütteln ungläubig den Kopf, aber dem iſt in Wahrheit ſo: ich habe es mehrere Male verſucht, doch ſobald der Vorhang aus einander geht und ich die Lichter ſehe, da fängt Alles an, mir vor den Augen herum zu tanzen. — Sehen Sie, jetzt ſchon, wenn ich nur daran denke, wird es mir heiß und eng."

Bei dieſen Worten zog er ſein duftendes Taſchentuch hervor und fächelte ſich kokett die Stirne damit.

Herr von Dankwart ließ die Hand mit dem Taſchenbuche herab ſinken und meinte: „Sie ſprachen da eben von lebenden Bildern? — Man weiß das hier nicht zu arrangiren; Sie ſollten das an unſerem Hofe ſehen! Ah! das macht einen wunderbaren Effect. Ich verſichere Sie, wenn man dort die Auswahl der Bilder betrachtet, die ſorgfältig ausgeſuchten Darſteller, die trefflich gewählten Coſtüme, das unnachahmliche Arrangement des Lichtes, — das iſt ſuperb! Man glaubt in der That vor einem wirklichen Bilde zu ſitzen." — Hiermit erhob er ſein Taſchenbuch wieder und ſuchte abermals emſig darin, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob einer der Anweſenden ſeine Meinung bekämpfen werde oder nicht.

Dieß that übrigens auch Niemand; der Baron wiſchte mit dem feinen Battiſttuche ruhig ſeinen Schnurrbart, worauf er die Cigarre wieder zwiſchen ſeine Lippen nahm. Arthur betrachtete

die Leinwand auf der Staffelei und ſchien ſich zu freuen, daß die Züge, die dort hervortraten, wenigſtens für ihn ſchon kennbar waren.

„Wer iſt der junge Menſch, der eben hier im Zimmer war?“ fragte nachläſſig Herr von Brand. „Ich ſah ihn bisher noch nie in Ihrer Geſellſchaft.“

Arthur, ſo plötzlich gefragt, wußte nicht gleich, was er antworten ſollte. Er half ſich aber, indem er, um Zeit zu gewinnen, entgegnete: „Sie meinen den, welcher eben in's Nebenzimmer gegangen iſt? — im rothen Schlafrock?“

„Richtig, den im ſehr langen rothen Schlafrock,“ gab der Baron lächelnd zur Antwort. „Ein merkwürdig geſcheidtes Geſicht, kluge Augen.“ — Dabei ſchlug er ſanft mit der rechten Hand auf die Lehne des Seſſels, in welchem er ſaß. — „Ein Geſicht, welches Zutrauen erweckt,“ fuhr er alsdann fort; „ſchade, daß dieſer Kopf auf einem ſo unſcheinbaren Körper ſteht.“

„Es iſt allerdings ſchade,“ erwiederte Arthur, „daß das Aeußere meines Freundes nicht ſehr empfehlend; ſein Inneres dagegen iſt vortrefflich: Herr Veil iſt ein Menſch voll Herz und Gemüth, dem ich mein ganzes unbedingtes Vertrauen ſchenken würde.“

„So, er heißt Veil?“ antwortete der Baron. „Ja, ja, das Geſicht hat einen guten Ausdruck. — Was iſt er eigentlich?“

„Er iſt — — er ſucht,“ ſagte Arthur zögernd, „er wünſcht — eine Stelle zu erhalten, iſt augenblicklich außer Dienſt.“

„Alſo Herr Veil iſt Geſchäftsmann?“

„Ein ſehr ſolider und pünktlicher Menſch in allen ſeinen Arbeiten.“

„Führt er eine gewandte Feder? — Spricht er fremde Sprachen?“ fragte der Andere.

„Ich glaube, daß ich hierauf mit Ja antworten kann, und was namentlich das Letztere anbelangt, ſo weiß ich, daß er geläufig Franzöſiſch ſpricht und Engliſch verſteht.“

„Das wäre nicht ſo übel,“ meinte Herr von Brand, indem er einen Augenblick nachdachte. „Würden Sie ihn empfehlen? das heißt für ſeine Rechtlichkeit und gute Aufführung garantiren?“

„Gewiß,“ entgegnete Arthur, und ſchaute den Andern einigermaßen erſtaunt an. „Hätten Sie vielleicht eine Verwendung für ihn?“

„Ja,“ verſetzte Herr von Brand; „Sie wiſſen, beſter Herr Arthur, ich arbeite nicht gern; es iſt ein großer Fehler, ich weiß das wohl, aber man kann ſich nicht anders machen, als wie man iſt. Nun aber leiden darunter meine Papiere, meine Correſpondenzen. Fände ich nun Jemand, auf den ich mich bei dieſen Geſchäften verlaſſen könnte, ſo wäre ich ſehr froh darüber.“

„Das trifft ſich prächtig!“ rief der Maler, der entzückt war, eine ſo glänzende Unterkunft für ſeinen Freund zu finden. „Ich garantire für ihn nach allen Richtungen, und obendrein thun Sie wirklich ein gutes Werk, wenn Sie ſich ſeiner annehmen; er ſteht allein in der Welt.“

„Das wäre mir um ſo lieber,“ entgegnete der Andere, „denn ich geſtehe offenherzig, ich mag es gern leiden, wenn meine vertrauten Diener keinen großen Anhang haben, namentlich nicht in der Stadt, wo ich bin. — Sie wiſſen,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „wir jungen Leute treiben ſo allerlei; man empfängt bald dieß, bald das Billet, man muß bald da, bald dorthin ſchicken, namentlich bei einem ſehr bewegten Leben, wie ich es führe, und da iſt denn die vollkommenſte Discretion eine Eigenſchaft, die ich an meinen Dienern beſonders ſchätze, und wenn ich ſie einmal gefunden, immenſe bezahle.“

„Was das anbelangt," verſetzte Arthur, „ſo glaube ich, daß ich darin für meinen Freund einſtehen kann wie für mich ſelbſt. Es iſt das eine kernige ruhige Natur, voll Anhänglichkeit gegen Jemand, der ihr Gutes erzeigt, ſchweigſam, wo er nicht ſprechen ſoll, und voll Humor, wenn er ſieht, daß man wünſcht unterhalten zu ſein."

„Bei all' den guten Eigenſchaften," erwiederte Herr von Brand, „und bei einer ſo vortrefflichen Garantie, wie Sie, beſter Herr Arthur für mich ſind, zaudere ich nicht länger, den jungen Mann in meine Dienſte zu nehmen. Ich werde ihn ſehr anſtändig ſtellen; er ſei mein Geſchäftsmann, nach Befund mein Vertrauter, und ich hoffe, wir werden mit einander zufrieden ſein. — Abgemacht! Sagen Sie ihm, er ſoll ſich von heute in drei Tagen Abends um ſieben Uhr bei mir einfinden, und ſprechen wir jetzt nicht weiter darüber; ich haſſe alle Nervenaufregungen, wozu ich namentlich rechne, wenn mir Jemand danken will."

„Aber ich darf Ihnen doch ſo ganz im Stillen danken?" flüſterte Arthur, indem er ſeine Hand ergriff.

„Nun meinetwegen denn," ſagte gleichgültig der Baron, indem er affectirt und matt ſeine Rechte erhob, die der junge Mann herzlich drückte. — — „Jetzt aber hätten Sie lange genug geſucht, beſter Herr von Dankwart," fuhr er nach einer Pauſe laut gähnend fort, und wandte ſeinen Kopf auf die Seite, um den alſo Angeredeten beſchauen zu können. „Die Zeit vergeht, und die halbe Stunde, die ich für Sie übrig hatte, muß längſt verfloſſen ſein. — Sehen wir." — Er zog ſeine Uhr heraus, betrachtete das Zifferblatt und rief dann mit großer Wichtigkeit: „Schon eilf Uhr! — Coeur de rose! Herr von Dankwart, Sie bringen mich um meine beſte Zeit. — Haben Sie denn noch nicht Ihre Notiz gefunden?"

„Schon längſt," entgegnete wichtig der kleine Mann; „aber während ich darnach ſah, fand ich hier eine andere Bemerkung, die mir intereſſant ſchien, die Sie betrifft, die ich aber während des Vortrags bei Allerhöchſt der Frau Herzogin ſo flüchtig hingeworfen, daß ich aus den paar Worten den Sinn nicht mehr enträthſeln kann."

„So laſſen Sie die paar Worte hören," ſagte offenbar gelangweilt der Baron.

„Frage an den Baron von Brand," las der kleine Mann und zog die Augenbrauen hoch empor. „Und dahinter ſteht: Polizei."

„Wa — as?" rief lachend der Andere. „Fragen Sie mich was und ſo viel Sie wollen, aber bleiben Sie mir mit der Polizei vom Leibe."

„Ich kann das auch nicht zuſammen reimen: Sie, beſter Baron, und die Polizei. Jetzt zerbreche ich mir ſeit einer Viertelſtunde den Kopf, und ich muß doch am Ende heraus bringen, was es heißen ſoll, denn daneben habe ich noch ein: F. d. n. R. — heißt: für den nächſten Rapport. — Der Baron Brand und die Polizei!" ſagte er mehrmals leiſe vor ſich hin, wobei er mit ſeinem Bleiſtift vor die Stirne ſchlug.

„Soll Sie der Teufel holen mit Ihrer Polizei!" rief der Andere. „Ich werde mich wahrhaftig bei der Frau Herzogin bedanken, daß ſie mich damit in Zuſammenhang bringt."

„In der beſten Abſicht, lieber Baron, in der allerbeſten Abſicht. Ich war es ſogar, der das Geſpräch auf Sie lenkte; ich thue das gern für meine Freunde. — Warten Sie, — unterbrechen Sie mich nicht! — ich komme darauf. Ich ſagte nämlich, es wäre Schade, wenn Ihr Aufenthalt hier nur ein vorübergehender wäre; man ſollte Sie zu feſſeln ſuchen." —

„Coeur de rose! — Auf der Polizei? — Ich danke Ihnen.“

„Ja, richtig auf der Polizei, so iſt's. — Ich hab's! ich hab's! — Gott ſei gedankt! Die Frau Herzogin ſagte nämlich, es ſei ihr ein kleines Gerücht zu Ohren gekommen, von einer Liaiſon, welche der Baron Brand auf der Polizeidirection angeknüpft. — Jetzt erinnere ich mich ganz genau; wie kann man ſo vergeßlich ſein! — Fräulein Auguſte iſt eine liebenswürdige junge Dame. — Darf man gratuliren?“

„Ach, bleiben Sie mir mit ſo etwas vom Leibe!“ rief faſt entrüſtet Herr von Brand. „Das iſt mein ewiges Unglück, ja das jedes Junggeſellen, ſowie er ein Haus betritt, wo heirathsfähige Mädchen ſind. — Iſt's nicht wahr, Herr Arthur? Ihnen wird's auch ſo gehen? — Um von Ihnen gar nicht zu reden, beſter Herr von Dankwart! Denken Sie nur an ſich ſelber; wie oft ſagt man Ihnen eine Brautſchaft nach!“

„Ja, ja, das iſt wahr,“ entgegnete dieſer einigermaßen geſchmeichelt. — „Alſo dieſe Sache iſt wieder leeres Geklatſch?“

„Vollkommen grundlos. — Ich bitte, das der Frau Herzogin in meinem Namen zu ſagen.“

„Werde nicht ermangeln,“ antwortete Herr von Dankwart; „es hat Allerhöchſtdieſelben wirklich intereſſirt. — Werde nicht ermangeln.“ — Damit ſchloß er ſein Taſchenbuch, ohne ſich weiter zu erinnern, daß er eigentlich etwas Anderes habe ſuchen wollen; ja, er erhob ſich aus ſeinem Fauteuil, nachdem er einen Blick auf die Standuhr über dem Kamin geworfen, ſchaute einen Augenblick mit recht nichtsſagender Miene an den Wänden umher, wobei er jetzt mit dem Kopfe nickte, dann denſelben auf die Seite neigte, die Augen halb ſchloß, wieder öffnete, und ſich darauf vernehmen ließ: „Ganz gut! — ganz gut! — ſuperb! — In der That faſt vortrefflich! Werde Ihren Namen beſtens behalten

und der Frau Herzogin melden, daß Sie es verdienen, wenn man etwas für Ihr Renommée thut.“ — Damit ſtreckte er ſeine beiden Hände aus, als wollte er ſie Jemand darreichen, beſann ſich aber glücklicher Weiſe noch, daß es nur ein Künſtler ſei, der vor ihm ſtehe, weßhalb er die linke wieder ſinken ließ, mit der rechten dagegen den Hut ergriff und darauf mit einer ſteifen Kopfverneigung durch die Zimmer zur Thüre hinaus tänzelte.

„Vergeſſen Sie mir den Herrn Beil nicht,“ ſagte lächelnd der Baron zu Arthur. Er hatte den ſeltſamen Blick wohl verſtanden, mit dem der Künſtler dem allerhöchſten Geſchäftsmann achſelzuckend nachgeblickt. — „Durch ſolche Herren,“ ſetzte er flüſternd hinzu, „wird die Kunſt oft bei den Großen der Erde protegirt und gepflegt.“ — Damit drückte er dem Maler herzlich die Hand und folgte dem vorangegangenen Gefährten, der auf den erſten Stufen der Treppe ſchon wieder ein Pferdegeſpräch begann, und dieſes fortſetzte, bis er an ſeinem Coupé angekommen war, worauf er zum Wagenbau überging und hierüber manch' Schönes und Lehrreiches zum Beſten gab.

Sobald der Baron von Brand die Thüre hinter ſich zugezogen, kam Herr Beil aus dem Nebenzimmer hervor, ſah ſeinen Freund mit einem launigen Blicke an, worauf Beide in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Eigentlich iſt das nicht zum Lachen,“ ſagte Arthur nach einer kleinen Pauſe, indem er abermals ſeine Kohle ergriff; „das kommt her, bringt uns um die beſten Morgenſtunden, ſieht unſere Sachen gar nicht an, und geht dann ſpäter in ſeine vornehmen Cirkel, um über uns und unſere Leiſtungen ein Urtheil zu fällen. — Hole ſie Alle mit einander der Teufel! — Es iſt doch weiß Gott traurig, daß wir Künſtler nicht einmal unſere Freiheit haben, daß wir mehr oder minder von ihnen abhängen, — ihre

Sclaven ſind. ——— Doch warum fährt der Wagen drunten nicht weg," fuhr er fort, nachdem er einige Striche auf der Leinwand gethan. — „Höre ich nicht meinen Namen rufen! — Die doppelten Fenſter dämpfen allen Schall; ſeien ſie doch ſo gut, lieber Beil, und ſchauen ein wenig nach. — — Ja, ja, man ruft mich."

Und es war in der That ſo. Kaum hatte Herr Beil den Kopf in's Freie hinaus geſtreckt, ſo zog er ihn haſtig wieder zurück und ſprach lachend: „Da unten beugt ſich der Herr von Dankwart oder wie er heißt, zum Halsverdrehen aus ſeinem Coupé heraus und ruft nach Ihnen."

„Er ſoll rufen!" entgegnete Arthur unmuthig. „Hat mich hier faſt eine Stunde mit ſeinen nichtsſagenden Reden aufgehalten, und jetzt ſoll ich noch da hinunter und demüthig an ihn hintreten: — Was befehlen Euer Gnaden?"

„Aber er hat mich geſehen," verſetzte begütigend Herr Beil, der noch immer am geöffneten Fenſter ſtand; „er hat ſich an mich gewandt, als er zum letzten Mal Ihren Namen rief."

„Aber was mag er wollen?"

„Vielleicht iſt ihm jetzt endlich eingefallen, nach was er in ſeiner Schreibtafel geſucht, und das er, als er es gefunden, wieder vergaß."

„Meinetwegen; er ſoll zum Teufel gehen! Ich ſteige nicht die Treppen hinunter."

„Thun Sie es doch," bat Herr Beil. „Bedenken Sie, daß Sie einmal Künſtler ſind, und wenn Sie auch nicht nöthig haben, für Geld zu arbeiten, ſo arbeiten Sie doch für Beifall. Und der kann Ihnen ja nicht zu Theil werden, wenn man Ihnen keine Beſtellungen gibt. Auch hat er ſchon eine ziemliche Zeit gewartet und nach Ihnen gerufen."

„Ja, Sie haben Recht,“ entgegnete Arthur ärgerlich. „Ich ſehe ein, ich muß mich wohl draußen im Regen an den Wagen hinſtellen und freundlich meinen Kopf neigen. — Wer will gegen den Strom ſchwimmen, ohne am Ende unterzugehen? Ja, ich fühle meine Feſſeln, ich fühle es, daß ich ſo gut wie jeder Andere ein Sclave der Verhältniſſe bin.“

Nach dieſen Worten ſchritt der Maler die Treppen hinab, ohne ſich jedoch gerade ſehr zu beeilen, und trat an den Wagen, aus welchem heraus Herr von Dankwart mit ſeinen kleinen Armen gegen ihn geſticulirte, während er ihm zurief: „Verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit; aber, du lieber Gott! wenn man den Kopf ſo voll hat wie ich, ſo kann Einem das ſchon arriviren. Dieſer köſtliche Baron mit ſeiner Brautſchaft iſt Schuld daran, daß ich ganz und gar meinen Auftrag vergeſſen. Sehen Sie, hier ſteht es deutlich geſchrieben.“

Damit nahm er ſein Taſchenbuch vom Schooße, wo er es hingelegt, um es Arthur zu zeigen, der ſich aber ſtumm und abwehrend verbeugte.

„Die Frau Herzogin haben nämlich erfahren,“ fuhr der kleine Mann fort, „daß Sie ein paar vorzügliche Portraits gearbeitet; eins haben wir ſogar geſehen: den jungen Grafen Fohrbach, — außerordentlich ſchön! — Man hätte das bei uns zu Hauſe nicht beſſer gemacht. Ich verſichere Sie, es iſt ein liebenswürdiges Bild.“

„Daran iſt wohl nur die Perſönlichkeit des Grafen Schuld, gewiß nicht meine Kunſt,“ erwiederte Arthur mit ſehr kühlem Tone.

„Sie ſind zu beſcheiden, mein lieber junger Freund,“ ſagte Herr von Dankwart, wobei er den Verſuch machte, den Künſtler auf die Schultern zu pätſcheln. Da aber ſeine Aermchen zu kurz waren, auch Arthur etwas zurückwich, ſo blieb es einfach bei dem

Verſuche. — „Es handelt ſich nämlich," fuhr er dann fort, „um das Portrait Seiner Durchlaucht des Herzogs Alfred, des Sohnes der Frau Herzogin; — ein recht angenehmes Aeußere. Seine Durchlaucht wünſcht ſich nämlich von Ihnen gemalt zu ſehen, und wenn Sie geneigt wären, das Portrait ſehr bald anzufangen —"

Arthur verbeugte ſich ſtumm.

„So würde der Herr Herzog auf unſer Zureden wohl die Gnade haben, Sie in nächſter Zeit zu den vorbereitenden Sitzungen befehlen zu laſſen."

„Ich hoffe nur, daß es mir möglich ſein wird," ſagte Arthur, indem er ſich aufrichtete, „meine Zeit mit den Befehlen Seiner Durchlaucht in Einklang zu bringen. Ich habe im Augenblicke ſehr viel zu thun."

„Aber wenn der Herr Herzog es wünſcht, mein Lieber?" verſetzte Herr von Dankwart mit einem einigermaßen verwunderten Tone, indem er den Zeigefinger leicht erhob und auf das „wünſcht" einen ſtarken Nachdruck legte.

„Ja, wenn Seine Durchlaucht es wünſcht!" lachte Baron Brand ironiſch aus der anderen Wagenecke. — „Coeur de rose! Das will ſchon etwas heißen!"

„Ich erwarte alſo Ihre Befehle," ſprach Arthur mit ruhigem Tone und wollte in das Haus zurücktreten.

Doch hielt ihn der kleine Geſchäftsmann mit einer haſtigen Handbewegung zurück. — „Halt! halt!" rief er; „noch eins, mein lieber Herr Erichſen. Hätte ich doch bald wieder etwas vergeſſen! Die Frau Herzogin, ſo ſehr ſie überzeugt iſt von Ihrer großen Kunſt, was die Aehnlichkeit anbelangt, wünſchen doch — aber nehmen Sie mir es nicht übel — noch ein bekanntes Geſicht von Ihnen gezeichnet zu ſehen, ehe Sie das Portrait Seiner

Durchlaucht anfangen. Wiſſen Sie, mein Lieber, nur gezeichnet, oder ein kleines Aquarell, durchaus kein Oelbild."

„Ich verſtehe," erwiederte Arthur mit einer bewundernswerthen Ruhe; „Ihre Hoheit wollen nur ſehen, ob es mir auch leicht gelingt, Jemanden zu treffen."

„So iſt's, ſo iſt's, mein Freund! Die Frau Herzogin wünſcht es ſehr; und obgleich meine Zeit außerordentlich in Anſpruch genommen iſt, ſo biete ich mich doch zu dem Verſuche an, und will für Sie zu Haus ſein, wenn Sie es wünſchen."

„Sie wollen für mich zu Haus ſein?" fragte lächelnd der Maler.

„Gewiß, wenn es meine Zeit erlaubt."

„Um verſuchsweiſe Ihr Portrait zu machen?"

„Ja, ja, mein Freund. — Halten Sie es für ſehr ſchwierig?"

„Nein, gewiß nicht!" lachte Arthur mit einem ſehr bitteren Tone. „Ich könnte das ſogar machen, ohne daß Sie mir eine Sitzung bewilligten, denn von den beiden Malen, wo ich die Ehre hatte Sie zu ſehen, hat ſich Ihr Bild unauslöſchlich in mein Inneres geprägt."

„Coeur de rose! — Nehmen Sie ſich in Acht, Herr von Dankwart: er macht eine Carricatur von Ihnen."

„Das wäre unmöglich," erwiederte ruhig der Maler.

Für welches Wort ihn der kleine Mann einigermaßen mißtrauiſch anblickte, worauf er ſich in die Wagenkiſſen zurückwarf und ziemlich vornehm ſagte: „Alſo es bleibt dabei, mein lieber Herr! Zuerſt eine kleine Skizze von mir und dann nach Befund das Portrait Seiner Durchlaucht. — — Nach Hauſe, Joſef!"

Die Pferde zogen an; doch ehe der Wagen davon fuhr, beugte ſich Herr von Brand noch einmal ſo weit er konnte vor, und lächelte dem Maler auf eine eigenthümliche Art zu.

Der Abſchied des Herrn von Dankwart beſtand darin, daß er mit zwei Fingern zum Wagenſchlag hinaus winkte.

Arthur blieb trotz des ſtrömenden Regens noch einen Augenblick an der Thüre ſtehen und ſah dem Wagen nach, bis er um die Ecke verſchwunden war. Dann ſchlug er eine laute Lache auf und ſprach zu ſich ſelbſt: „Nun, heute habe ich gezeigt, daß ich bereitwillig den linken Backen hinhalte, wenn man mich auf den rechten geſchlagen. — Sogar Onkel Tom müßte mit mir zufrieden ſein.“

Oben in ſeinem Atelier angekommen, zog er ſeinen leichten Morgenrock aus (es war dieß ein koſtbares Gewand, aus einem feinen Shawl gemacht), der jetzt von dem Regen draußen ganz durchnäßt war. Er warf ihn verächtlich in eine Ecke und nahm ſich alsdann eine friſche Cigarre, die er ruhig anzündete.

„Sie ſind ärgerlich?“ ſagte freundlich Herr Veil; „haben auch alle Urſache dazu. Es iſt das von dieſen vornehmen Herren eine eigene Art, mit renomirten Künſtlern umzugehen.“

Der Maler betrachtete, ohne augenblicklich eine Antwort zu geben, die holden Züge, die ihm von der Leinwand auf der Staffelei entgegen lachten. Nach einer längeren Pauſe ſagte er erſt: „Ah! da kann von vornehmen Herrn eigentlich gar nicht die Rede ſein! Der Herr von Brand hat allerdings eine anſtändige Tournure; mit wirklich vornehmen Herren iſt es angenehm umzugehen. — Aber der Andere! — Wiſſen Sie, lieber Herr Veil, ſolches Volk, das ſich aus dem Staube und dem Dreck herauf geſchmeichelt, das, wenn es auch jetzt einen feinen Frack und gute Handſchuhe trägt, doch die freche Bedientenſeele nie verläugnen kann, das es wagt, im eckelhafteſten Hochmuth auf uns herum zu tappen, weil es begnadigt iſt, ſich als moraliſchen Spucknapf ſeines Herrn gebrauchen zu laſſen, — das ſind

ja oft leider die Geſchöpfe, an die wir arme Künſtler gewieſen ſind, das ſind die Zwiſchenträger zwiſchen der reinen heiligen Kunſt und den Großen der Erde, denen perſönlich zu nahen ſo Wenige von uns gewürdiget werden. — Was ich vorhin von der Sclaverei ſagte, iſt ganz richtig: all' dieſe armen Maler und Bildhauer, die mit Herrn von Dankwart und ähnlichem Gelichter zu thun haben, ſind arme unglückliche Sclaven, welche die Arbeit ihrer Tage, die Träume ihrer Nächte für ein elendes Honorar verkaufen. Und da das Bild bezahlt iſt, ſoll der Künſtler zufrieden ſein; jene hohen Herrſchaften aber fühlen nicht, daß ihm, ſo nothwendig er auch die paar Thaler gebrauchen kann, doch ein freundliches anerkennendes Wort ein ſchönerer Lohn wäre und ihn anſpornen müßte zu noch beſſeren Werken. — Nein, ſie fühlen das nicht, ſonſt würden ſie nicht ſolche Dankwarte ſchicken und uns die Schmach anthun, daß wir aus ſolchem Munde vernehmen müſſen: Seine Hoheit ſind mit Ihnen zufrieden, Seine Hoheit haben Ihr Bild für etwas Vortreffliches erklärt." — — — — Damit ſchwieg er und wiſchte auf der Leinwand herum.

„Doch Gott ſei Dank!" fuhr er nach einer Pauſe fort, „es hat mich ordentlich beruhigt, daß ich mich gegen Sie ein wenig ausſprechen konnte. Ich verſichere Sie, mich hatte da unten eine unbeſchreibliche Wuth erfaßt: Herr von Dankwart ſchwang da eine artige Geißel gegen mich armen Künſtlerſclaven; er verlangte nämlich, ich ſolle zeigen, ob ich auch in der That etwas verſtände, und als Probe ſoll ich ſein Geſicht abconterfeien."

„Brrr!" machte Herr Veil, der unterdeſſen den naſſen Morgenrock Arthurs aus der Ecke des Zimmers hervorgeholt. — „Und für Alles das haben Sie Ihr allerliebſtes Kleid hier total verdorben?"

„Das geht zum Uebrigen in den Kauf, wenn man eine

vornehme Kundſchaft hat," entgegnete lachend der Maler. „Aber wiſſen Sie, was mich im Umgange mit ſolchen Menſchen, wie der Herr von Dankwart iſt, am Meiſten ärgert? — — — — Das ſind die Anreden, mit denen ſie uns begnadigen: „„Mein lieber Herr! Mein Freund"" und dergleichen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen, aber das kann mich zur Wuth bringen; es ſoll das herablaſſend ſein, freundlich und gnädig. — Mein lieber Freund! — Es iſt aber wie das Du, mit dem ich meinen Bedienten anrede. Und wehe dieſem, wenn er ſich unterſtände, ebenſo zu antworten! und wehe uns, wenn wir auf eine ſolche Anrede ebenfalls antworten würden: „„mein lieber Freund!"" — Dieſe Dankwarte müſſen ſich abſolut etwas Apartes gegen uns heraus nehmen. Würden ſie einfach unſern Namen nennen, ſo ſtänden wir ihnen ja gleich, indem wir auch den ihren ausſprechen; aber nein! Da reichen ſie ihre Hand tief hinab in den Staub und ſagen, indem ſie weit — weit über uns hinweg ſehen: — mein lieber Freund!"

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Am Neujahrstage.

Wie immer, so lange wir nach unserem christlichen Kalender rechnen, war das alte Jahr acht Tage, nachdem die Weihnachtsbäume gebrannt, zu Ende gegangen. — Es ist das für die Menschen eine angenehme Periode: viel Festtage, Geschenke, Lust und Freude aller Art, namentlich in der Sylvesternacht, wo Jeder so viel als möglich sich bemüht, vom alten Jahre fröhlich Abschied zu nehmen und das neue jubelnd zu empfangen.

Trotz den erneuerten Verordnungen einer hochpreislichen Polizei hatte es auch dieses Mal wieder an allen Ecken der Stadt geknallt, ja selbst in der Nähe der Polizeidirection, wo sich einige Mordschläge mit unerhörtem Spektakel entladen, so daß der Präsident erschrocken aus seinem Bette aufgefahren war u... sogleich nach seiner Nase gegriffen hatte, weniger, um sich zu überzeugen, ob sie ihm nicht weggeschossen worden, als vielmehr, um, während er diese treue Freundin sanft befühlte, mit sich zu Rathe zu gehen, wie dem heillosen Unfuge ein für alle Mal gründlich zu steuern wäre.

Nach der geräuschvollen Sylvesternacht folgte nun ein heiterer Neujahrstag, heiter insofern, und auch freundlich und gefällig, als er in starkem Froste und blauem Himmel erschien, die nasse Erde trocknete und sich auf diese Art der vielen lackirten Stiefel und Stiefelchen, auch schwarzer Fräcke und weißer Strümpfe erbarmte, die namentlich am heutigen Vormittag in der Stadt umherschwärmten. Das lief und rannte, behend und eilfertig, durch einander mit vergnügten Gesichtern, bald hier einem Freunde zurufend, dort einem Bekannten winkend, jetzt plötzlich stehen bleibend, um mit herabgerissenem Hute einen Vorgesetzten zu grüßen, dann wieder davon springend, um in irgend ein ansehnliches Haus zu verschwinden, wo die schwarzen Fräcke und weißen Handschuhe in langer Reihe auf einander folgten.

Auch vielerlei ward von den Gratulanten in der Hand und unter dem Arme getragen, als: zierliche Paketchen von weißem Papier mit rothen und blauen Schnüren, Düten mit Zuckerwerk, Blumenbouquets; und alles das wurde sorgfältig gehütet, daß man es nicht in dem Menschengewühl zerdrückte oder zerstieß, und damit es wohlbehalten an den Ort seiner Bestimmung gelange. Dort angekommen blinzelte man an dem Hause in die Höhe, nöthigte die schüchternen Hemdkragen ein Weniges aus dem schwarzen Halstuche heraus, besah die Handschuhe und schlüpfte dann in den Hausflur.

Dazwischen rollten Wagen in großer Anzahl durch die Hauptstraßen der Stadt, die Pferde mit den besten Geschirren bedeckt, die Kutscher in grand tenue, die Lakaien hinten auf, ordentlich triefend voll Wichtigkeit.

Wenn man zufällig in die Gegend kam, wo sich die Ministerien befanden, so war man ordentlich betäubt von all' dem Gerassel, von dem Rufen der Bedienten, von dem Zuschlagen

der Wagenthüren. Am allergrößten war das Gedränge der Equipagen an den Einfahrten des königlichen Reſidenzſchloſſes, und obgleich die allerhöchſten und höchſten Herrſchaften die förmliche Gratulationscour abgeſagt hatten, ſo entleerte doch ein Wagen nach dem anderen ſeinen Inhalt in reichgeſtickter Uniform mit Hut und Degen an der großen Freitreppe, die vermittelſt des Marmorveſtibuls zu einem Vorzimmer führte, wo ein großes Buch aufgeſchlagen lag, in welchem Alle ihre Namen und ihre Titel einſchrieben.

Der gewöhnliche Rapport war natürlicher Weiſe heute ebenfalls in großer Uniform erſchienen, wo Jeder, der das Glück hatte, vor Seine Majeſtät zu gelangen, durch ein unbeſchreibliches Achſelzucken, durch eine außergewöhnliche Neigung des Kopfes, ja durch ein paar ſanft geliſpelte Worte kund und zu wiſſen that, wie doppelt glücklich er ſich ſchätze, am heutigen Tage, wo alle Gratulationen verboten ſeien, dieſelben doch wenigſtens pantomimiſch anbringen zu können.

Die Rapporte dauerten übrigens am Neujahrstage nie lange, und ſobald ſie beendigt, beeilte ſich Jeder, aus dem Schloſſe und aus der engen Uniform zu kommen, um zu Hauſe im Kreiſe der Seinigen frei und behaglich aufzuathmen.

Das Gefolge frühſtückte alsdann allein, natürlicher Weiſe, weil es die höchſten Herrſchaften ebenſo machten, und weil man ſich doch ein wenig vorbereiten mußte auf das große Hofdiner des heutigen Tages, bei dem ein paar kleine Toaſte fielen und wo man doch ſeinem Nachbar und ſeiner Nachbarin etwas Angenehmes ſagen mußte.

Wie überhaupt an Sonn- und Feiertagen, ſo beſonders am Neujahrstage, namentlich wenn das Wetter ſo ſchön wie heute

war, lag das Schloß ziemlich öde und leer. Die Herrschaften waren alsdann spazieren gefahren, das große und kleine Gefolge befand sich zu Hause, von den Kammerdienern und Lakaien hatte sich hinweg gestohlen, wer dieß nur mit seiner Dienstpflicht zu vereinbaren wußte, so daß sich oft im Vorzimmer, wo zu anderer Zeit drei, vier an den Wänden zusammen standen, oder in den Ecken mit einander flüsterten, sich jetzt höchstens eine einzelne Livree zeigte, aus der ein melancholisches Gesicht verdrießlich auf den mit Menschen bedeckten Kastellplatz blickte. Ueber alle Gänge und Treppen lag eine tiefe Stille; nur zuweilen hörte man in der Ferne eine Thüre öffnen, einen Lakaien nießen oder draußen eine Schildwache husten.

Wahrhaft traurig und schwermüthig war an solchen Tagen, wo auf Häusern und Straßen ein heller Sonnenschein glänzte, das Zimmer der Adjutanten. Es lag gegen die Nordseite und ging, wie wir bereits wissen, auf einen kleinen finsteren Hof hinaus, eigentlich auf einen von drei Gebäuden gebildeten Winkel, durch den man nicht reiten und nicht fahren durfte, durch den nur sehr wenige Menschen gingen, und den, namentlich an Wintertagen, beständig kalte und frostige Schatten ausfüllten. Die vorderen und Hauptgebäude ließen dorthin kein Licht, und das Einzige, was man von diesem sah, waren die hoch oben auf einer vergoldeten Windfahne recht wie zum Hohne glänzenden und blitzenden Sonnenstrahlen.

Es wird den geneigten Leser einigermaßen befremden, daß, so oft wir ihn in dieses Adjutantenzimmer führen, jedesmal Graf Fohrbach den Dienst hatte; doch erstens traf dieser ihn sehr häufig, alle vier bis fünf Tage einmal, und zweitens ist es angenehmer, sich diesen wichtigen Räumen nur dann zu nahen, wenn man einen Bekannten dort zu finden weiß.

Der Graf hatte alſo, wie bemerkt, den Dienſt, und ſaß in einer der tiefen Fenſterniſchen auf einem kleinen Lehnſtuhle, von dem ſchweren dunkeln Vorhange nach außen zu faſt verdeckt und ganz wie auf der Lauer. Er betrachtete nämlich angelegentlich aus ſeinem Verſtecke hervor einige Fenſter des zweiten Stocks, die in den vorhin erwähnten Hof hinaus gingen, und da dieſe Fenſter ſich faſt in derſelben Flucht mit denen des Adjutantenzimmers befanden, ſo hatte er trotz verſchiedener Grade Kälte eine Fenſterſcheibe geöffnet und ſeinen Kopf hinaus geſtreckt, um beſſer nach dem bezeichneten Orte ſehen zu können.

Da war aber vorderhand nichts zu bemerken: Alles war gleich öde und ſtill, nirgends eine menſchliche Seele zu ſehen, und wenn man nicht an den Fenſtern, die hier hinaus gingen, da irgend einen farbigen Vorhang, dort die grünen Blätter einiger Blumen bemerkt hätte, ſo wäre dieſer Hof wahrhaft troſtlos geweſen.

Auch dort, wohin der Graf Fohrbach blickte, ließen ſich hinter einem Doppelfenſter Blätter und Blüthen ſehen. Zuweilen ſchien es dem Grafen auch, als komme aus dem Innern des Zimmers eine weiße Hand und mache ſich dort irgend Etwas zu ſchaffen. Sowie er aber in dieſem Falle in größter Geſchwindigkeit ſein ungeheures Theaterglas ergriff und hinauf ſah, ſo ließ er es doch ſeufzend wieder herab ſinken, denn entweder hatte er ſich geirrt oder war die Hand droben zurückgezogen worden.

Wenn er alsdann eine Zeit lang vergebens hinauf geſchaut, ſo ſchloß er wohl auf Augenblicke die Fenſterſcheibe, nahm ziemlich verdrießlich ein Buch, das vor ihm lag, und ſah hinein, ohne jedoch auch nur eine einzige Zeile zu leſen.

Das war Alles heute Nachmittag entſetzlich langweilig, und

die Uhr, die er zu Rathe zog, sagte ihm, es sei erst Zwei. — — Also noch volle vier Stunden bis zur Tafel!

Graf Fohrbach hatte abermals die Glasscheibe neben sich geöffnet, das Theaterglas ergriffen und vergebens nach den bewußten Fenstern hinauf geblickt und wollte sich eben wieder zurückziehen, als er von dem Hofe herauf, und zwar dicht unter seinem Fenster, von einem lauten und kräftigen Lachen begrüßt wurde.

Aergerlich wandte er den Kopf abwärts; — wer konnte es wagen, ihn auf so auffallende Art hier in der Ausübung des königlichen Dienstes zu stören? — Doch hatte er nicht sogleich den, der vor dem Fenster stand, erkannt, als er, selbst lustig lachend, hinabrief: „He, Major, wo kommst du her? — Hast du am Ende die vortreffliche Idee, mir an diesem wunderbaren Feiertag-Nachmittag etwas Gesellschaft zu leisten, so vergelte es dir Gott, und ich will zu allen Gegendiensten bereit stehen."

„Eigentlich war das nicht meine Absicht," entgegnete der Andere; „ich wollte bei dem schönen kalten Wetter eine Promenade machen. Doch wenn es dich besonders freut, so halte ich gerne eine halbe Stunde bei dir an."

Damit ging er dem Eingange zu, verschwand dort, stieg die paar Stufen bis in's Erdgeschoß hinauf und trat gleich darauf in das Zimmer.

Graf Fohrbach hatte unterdessen einen Fauteuil an die andere Seite des Fensters gerückt, auf welchem sich der Major niederließ, die Beine über einander schlug und seinen Freund lächelnd anschaute.

„Es scheint mir, du bist heute guter Laune, Major," sagte der Graf; „und es ist gut: du kannst mich dann ein wenig aufheitern."

„Also bist du verdrießlich?"

„Gott verzeih' dir dieſe Frage! Man ſieht, daß du ſchon lange an Sonntag keinen Dienſt gethan haſt und nicht mehr weißt, wie unbeſchreiblich leer und öde es hier iſt; kein Rapport, keine Audienz für den Herrn, ſelten ein Beſuch für uns, und da draußen Alles bis zum Erſchrecken verlaſſen. Dieſe Seite des Schloſſes iſt wie verwünſcht: es zeigt ſich nicht einmal ein miſerabler Fußgänger."

„Dafür aber haſt du Muße, die gründlichſten Fenſterbeobachtungen zu machen," erwiederte pfiffig lächelnd der Major. „Und das thuſt du auch wie ich ſehe vermittelſt dieſes unfehlbaren Glaſes und einer geöffneten Fenſterſcheibe, bei dieſer Kälte den ungeheuerſten Schnupfen riskirend."

„O was die offene Scheibe anbelangt," verſetzte der Adjutant, indem er ſie jetzt erſt wieder feſt zuzog, „ſo biſt du im Irrthum: ich blickte nur nach dir."

„Nach mir?" fragte der Major. „Und ich mußte dich erſt mit einem wahrhaft homeriſchen Gelächter aus deinen Träumereien aufwecken! — Nein, nein, lieber Freund! gib der Wahrheit die Ehre: du haſt da oben hinauf geſchmachtet? — Und ich halte das auch verzeihlich und begreiflich."

„Und wenn dem wirklich ſo wäre," entgegnete zerſtreut der Graf und ſchraubte ſein Glas langſam ein, „ſo haſt du eigentlich Recht, mich darüber auszulachen, denn die Fenſter da oben ſind den ganzen Tag verſchloſſen, obendrein dicht mit Blumen beſetzt; da dringt kein Blick hinein. Und wie das Zimmer ſo auch die Bewohnerin; das iſt nach Göthe wie ein eherner Thurm, zu dem die Beſatzung Flügel haben müßte."

„Ja, ja," erwiederte der Major, und recitirte darauf mit Pathos:

„Schön wie der Mond, der einſam wallt,
So ſchön biſt du, doch auch ſo kalt.

wie ein anderer Dichter ſagt, der übrigens noch kein Göthe geworden iſt."

„Es iſt eigentlich Unrecht," fuhr der dienſtthuende Adjutant mit einem komiſchen Ernſte fort, „mit einer ſo wunderbaren Figur, einem ſolch' ſchönen Kopfe und ſo viel Verſtand an den Hof zu kommen, ohne ein Herz mitzubringen."

„Laß das gut ſein," verſetzte der Andere bedächtig, indem er ſeinen ſchwarzen Schnurrbart ſtrich, „da iſt ein Herz, und ich wette, ein ſehr gutes und edles. Aber es hat ſich mit einem feſten Panzer umgeben. — Vielleicht," ſetzte er in gefälligem Tone hinzu, „weil es geahnet, daß es ſich in die Nähe ſolcher Eroberer, wie du biſt, wagen müſſe."

Der Graf legte den Kopf in die Hand und entgegnete mit ernſter Stimme: „Nein, nein, laß die Spöttereien! Ich verſichere dich, — dir im allergrößten Vertrauen zugegeben, was du aber wahrſcheinlich ſchon entdeckt, — es geht mir dießmal über den Spaß. Ich ſtehe an dem Wendepunkt, und du wirſt wiſſen, wohin der eine Weg zielt, wenn ich dir ſage, daß Eugenie von S. einen mächtigen, unvertilgbaren Eindruck auf mich gemacht."

„Sagſt du das dem Freunde, oder dem Anverwandten dieſes glücklichen Ehrenfräuleins."

„Du kannſt nun einmal die Scherze nicht laſſen!" erwiederte Graf Fohrbach. „Aber man muß ſich vor dir in Acht nehmen; nur zum Freunde ſprach ich eben."

„Daran thuſt du ſehr Unrecht; du ſollteſt dich dem Verwandten dieſes liebenswürdigen Mädchens in die Arme werfen. Du weißt, da ließe ſich was arrangiren: meine Frau wäre glückſelig, eine ſolche Partie zu Stande bringen zu dürfen. Und nehme mir nicht übel, wenn ein Graf Fohrbach anklopft, ſo öffnet man bereitwillig die Thüre und ſetzt keinen Korb davor."

„Das will ich aber eben nicht, du proſaiſcher Menſch. Hätt ich deßhalb mancher Dame den Hof gemacht, und mit einigem Erfolge, um zuletzt eine Ehe einzugehen unter dem Wappen meines Hauſes? — Nein, wahrhaftig nicht! Wenn ich mich einmal glücklich verheirathen werde, ſo müßte das Mädchen, das ich mir erwählt, ihr Alles daran ſetzen und im Nothfalle Alles zu verlaſſen im Stande ſein, um mir zu folgen.“

„Du haſt dich wahrhaftig ſehr verändert,“ bemerkte der Major, „denn es iſt das erſte Mal, daß ich dich eine Bibelſtelle citiren höre. — Alſo der Herr Graf haben wirklich ſeine Herrin gefunden? haben in der That ſein erlauchtes Herz verloren?“

„Total!“ ſeufzte dieſer; „total! und ich glaube, ich finde es niemals wieder.“

Der Major ſchaute einige Augenblicke nachdenkend zum Fenſter hinaus, ſah hierauf ſein Gegenüber lange und forſchend an, und dann ſagte er: „Ja, ich habe ſo was gemerkt. Du biſt nicht mehr der Alte, namentlich wenn ſie in der Nähe iſt. Meine Frau hat mich eigentlich darauf aufmerkſam gemacht; du benimmſt dich in Eugeniens Gegenwart, um wenig zu ſagen, ſchüchtern. Du haſt deine ganze Routine verloren und ſcheinſt mir ſogar oftmals um eine pikante Antwort verlegen, woran es dir doch ſonſt wahrhaftig nicht gefehlt hat.“

„Ich fühle das wohl,“ entgegnete der Graf, „und ärgere mich genug darüber. Aber wenn ich in ihre Nähe komme, wenn ſie mich mit ihren großen Augen ſo ruhig anblickt, wenn ſie mit ihrer tiefen Stimme zu mir ſpricht, ſo ſchnürt ſie mir das Herz zuſammen, ich kann kaum athmen, und wenn mir auch etwas nicht gerade Ungeſcheidtes einfällt, ſo bin ich oft nicht im Stande, es gehörig in Worte zu faſſen und ihr zu ſagen.“

„Wir kennen das. Aber du mußt dieſe Aengſtlichkeit zu

überwinden trachten. Ein ſolches Mädchen wie Eugenie verlangt von Jemand, den ſie lieben ſoll, volle Gewandtheit des Geiſtes; da thut's alle Eleganz und alle Geſchicklichkeit des Körpers nicht allein, und wenn du mit deinem Pferde noch halsbrechendere Sprünge auf dem glatten Pflaſter machſt wie vorgeſtern, als du ihrem Wagen begegneteſt."

„Sprach ſie mit dir darüber?" fragte haſtig der Graf.

„Gerade nicht zu mir," erwiederte der Andere, „auch ſie nicht ſelbſt; ſondern die Oberſthofmeiſterin, die mit ihr fuhr, erzählte es dem Herzog Alfred, der gerade dabei ſtand und meinte, du ſeieſt beinahe hingeſtürzt."

„Das iſt nicht wahr!" rief der Adjutant entrüſtet.

„Und der Herzog lachte auf ſeine ſonderbare Weiſe, und meinte dann, nachdem er die dünnen Lippen zuſammen gepreßt, es ſei eigentlich eine Art Thierquälerei, ſo mit dieſen edlen Pferden umzugehen."

„Eine Thierquälerei, die er freilich nie verſucht, weder auf dem Pflaſter noch ſonſtwo."

„Nun ja, da haſt du ſchon Recht," antwortete nachdenkend der Major, nachdem er ſich mit der Hand über die Augen gefahren, den Bart geſtrichen und dann ruhig in's Zimmer hinein geſehen. — „Mit ſeinem Reiten iſt's nicht weit her, — aber," — ſetzte er mit Betonung hinzu, „er braucht das auch nicht, dafür iſt er Herzog, und was ihm an Körpergewandtheit abgeht, das erſetzt vollkommen ſeine unglaubliche Zungenfertigkeit."

Bei dieſen Worten, die der Major ſehr ruhig ſprach, zuckte der Graf augenſcheinlich zuſammen, und dann ſchaute er ſeinen Freund feſt und mit großen Augen an, welchen Blick der Major mit einem Lächeln zurückgab.

Graf Fohrbach ſah forſchend im Zimmer umher, dann beugte

er ſich zu ſeinem Freunde hinüber und ſprach mit leiſer Stimme: „das haſt du nicht ohne Abſicht geſagt!“

„Und was denn?“

„Du weißt ſchon, was ich meine; es iſt das ein Lied ohne Melodie, das ich in kurzer Zeit öfters gehört. — Ja, er hat eine ſcharfe und gewandte Zunge; aber ſage mir, Eugen, — ſage mir die Wahrheit, wir ſind ja unter uns, — glaubſt du, daß ſie auch Geſchmack an ſeinen Worten findet und ſie gerne anhört?“

„Lieber Freund,“ erwiederte ruhig der Major, „das iſt eine Frage, die nicht gut zu beantworten iſt. Ich kann nur meine Worte von vorhin wiederholen: er iſt Herzog und ſpricht ſchön und gewandt.“

„Da haſt du Recht!“ rief unmuthig Graf Fohrbach. Worauf er das Theaterlorgnette, mit dem er bisher geſpielt, etwas heftig auf den Tiſch ſetzte, und von ſeinem Stuhle aufſtand. Dann machte er einige haſtige Schritte durch das Zimmer, ſo daß ſein Säbel, den er nicht feſt eingehackt hatte, mit dem Ende der Scheide klirrend auf den Boden fiel, was in dem großen, ſtillen Gemache einen gewaltigen Widerhall gab, worauf der Adjutant ſeine Waffe feſt in die Hand nahm, ohne aber ſeinen Spaziergang zu unterbrechen, dem der Major kopfſchüttelnd zuſchaute.

Nachdem er das Zimmer mehreremale durchſchritten, trat er endlich dicht neben ſeinen Freund hin, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſprach mit ſanfter Stimme: „Sei ehrlich gegen mich, Eugen; du ſagſt nie etwas ohne Abſicht, und deine Worte von vorhin haben einen verborgenen Sinn. Ich weiß wohl, was ſie bedeuten ſollen; hier in meinem Herzen fühle ich es; aber ich möchte wiſſen, ob du dem großen Haufen nachſprichſt? denn auch da hörte ich ähnliche Aeußerungen, die ich jedoch verachtete. — Aber nein, nein! du ſagſt nie eine fremde Anſicht, du ſprichſt

nur nach Ueberzeugung, und ich bitte dich herzlich, theile mir dieſe mit, ſage mir, was du weißt; das kann ja auf alle Fälle nur zu meinem Glücke ſein."

Der Major hatte den viel jüngeren Freund, der vor ihm ſtand, und deſſen ganzes Weſen bei den Worten, die er ſprach, gewaltſam erzitterte, mit wahrer Theilnahme angeblickt. Ja er nahm ſanft die Hand, welche er auf ſeine Schulter gelegt, und ſagte: „Höre mich ruhig an. Du wirſt hoffentlich überzeugt ſein, daß ich Alles thue, was dir nützlich iſt, was dir zu deinem Glücke, wie du ſagſt, verhelfen kann, und wenn ich über die Sache von vorhin etwas Genaueres wüßte, hätte ich es dir ſchon lange mitgetheilt. Du behaupteſt, ich forme mir meine eigene Anſicht; das iſt ganz richtig, und ich ſpreche nur dann, wie vorhin, die des großen Haufens aus, wenn ſie mit meiner eigenen zuſammen ſtimmt."

„Und das thut ſie in dieſem Falle?" fragte der Graf erſchrocken.

Der Major nickte mit dem Kopfe. — „Meine und auch die meiner Frau," ſagte er.

„Oh! das iſt ſehr ſchlimm!" rief ſchmerzlich der junge Mann. „Und ihr habt eure Beweiſe, daß er ſich Eugenien nähert? — Vielleicht auch ſolche, daß ſie ſeine Annäherung duldet, daß ſie ihr ſogar lieb iſt?"

„Nein, nein, nein!" ſprach beſtimmt der Major. „Nur nicht gleich wieder fertig zum Durchgehen! Wenn ich auf deine Frage mit Ja antwortete, ſo müßte ich ja zugeben, die Beiden ſeien ſchon im vollkommenſten Einverſtändniß."

„Ja, das iſt wahr," erwiederte der Adjutant nach einer Pauſe, wie aus tiefen Träumen erwachend. „Dann wären ſie freilich im Einverſtändniß; und das ſind ſie wohl noch nicht! —

Nicht wahr, Eugen?" fragte er dringend. — — — — „Ah! wenn ich nur an ein ſolches Einverſtändniß denke, ſo ſteigt mir das Blut in den Kopf und ich ſehe nichts mehr. — Ein Einverſtändniß! — Was könnte zwiſchen den Beiden für ein Einverſtändniß ſein?"

„Sei nur nicht ſo exaltirt!" bat der Major. „Setz' dich ruhig dahin. Es ſollte mich gar nicht wundern, wenn einer der Kammerdiener ſeine wißbegierigen Ohren an die Thüre legte, um dich ſchreien zu hören."

Der Graf Fohrbach drückte gewaltſam Schärpe und Säbelkuppel herunter; das ſchien ihn Beides im freien Athmen zu hindern. Dann warf er ſich, dem Wunſche des Freundes gehorſam, in ſeinen Stuhl, der, wie wir wiſſen, ſo nahe am Fenſter ſtand, daß es ihm leicht wurde, ſeine brennende Stirne gegen die kalten Scheiben zu drücken."

„Ich möchte etwas ſagen," begann er nach längerem Stillſchweigen wieder; „aber nimm' es mir nicht übel: es iſt ein fürchterlicher Gedanke, der auch dich ſchmerzen muß; aber mir zerreißt er das Herz, und ſo vergib denn, wenn ich ihn ausſpreche."

„Nur zu," erwiederte der Andere lächelnd; „ich kann mir faſt denken, was da heraus kommen wird. Laß deinen Phantaſieen vollen Lauf; — genire dich gar nicht."

„O Eugen, das ſind nicht blos Phantaſieen; ich fürchte, es iſt etwas Wahres dahinter. — — — — Eugeniens Vater — es iſt leider einmal ein Anverwandter von dir —"

„Sehr, ſehr entfernt," verſetzte der Major.

„Ja, ja; aber dieſer Herr von S. ſteht, wie du weißt, in keinem guten Renomée."

„Er iſt etwas Spieler und Aventurier; aber eigentlich Schlimmes kann man ihm nicht nachſagen."

„Bis jetzt nicht, aber —“

Der Graf ſtockte, weil ihn ein eigenthümlicher Blick ſeines Freundes traf.

„Aber —“ fuhr er nach einer Pauſe fort — „er iſt derangirt; würde er ſich Etwas daraus machen, wenn ihm zum Beiſpiel der Herzog, der ſehr reich iſt, auf die eine oder die andere Art wieder emporhelfen wollte? — — Doch verzeih' mir, daß ich das ſage; ich weiß wohl, ich bin außer mir, vielleicht ſinnlos. Mir ſcheint, ich ſpreche ohne allen Verſtand.“

„Nein, du ſprichſt ganz verſtändig,“ erwiederte der Major mit großer Ruhe, während er mit vieler Sorgfalt ein großes E auf die angehauchte Fenſterſcheibe zeichnete. „Deine Worte ſind nicht ſinnlos, und ganz im Vertrauen geſagt, halte ich den Herrn von S. zu allerlei fähig, Seine Durchlaucht den Herrn Herzog nicht minder. — Denn haben wir junge Leute zu unſerer Zeit Beſſeres getrieben?“

„Aha! doch dergleichen nicht!“ rief Graf Fohrbach entrüſtet. „Ich wenigſtens habe um einer vergnügten Stunde willen nie das ganze Lebensglück eines Mädchen und desjenigen, der ſie liebt, auf das Spiel geſetzt.“

„Du nicht?“ fragte lachend der Major. „In deiner Geſellſchaft haſt du allerdings dergleichen nicht verſucht; aber blicke tiefer hinab, da taucht dir doch vielleicht irgend eine Erinnerung auf, welche mit dieſer Geſchichte Aehnlichkeit hat.“

„Du könnteſt Recht haben,“ antwortete Graf Fohrbach, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht.

„Aber das gehört eigentlich nicht hieher,“ fuhr der Andere fort. „Genug, ich gebe dir zu, der Vater wäre vielleicht im Stande, ſich die Tochter abkaufen zu laſſen. — Wie kannſt du aber nun glauben, daß Eugenie, dieß unſchuldige Geſchöpf, dieß

reine Herz, wie du ſie ſelbſt oft genannt, in dergleichen willigen könne! — Schon der Gedanke müßte ein ſolches Mädchen vor Abſcheu wahnſinnig machen."

„Du biſt älter als ich und erfahrener," erwiederte kopfſchüttelnd der junge Mann, „und es ſcheint mir, ich muß dich belehren. Man wird es freilich nicht wagen, ihr einen ſolchen Antrag zu machen, aber man hilft dem anderen Theile, indem man ihm die Annäherung erleichtert; und die wird uns nicht ſchwer," fügte er mit Betonung bei, „wenn man Herzog iſt und eine gewandte Zunge hat."

„Die dir auch nicht fehlt!" rief halb entrüſtet der Major. — „Aber jetzt habe ich die Geſchichte vollkommen ſatt. Weiß der Teufel, daß ich mich immer für Eugenie herum zanken muß! Kaum bin ich von Hauſe fort, wo mir meine Frau die Ohren voll geplaudert, ſo komme ich vom Regen in die Traufe, und hier an einen wüthenden Liebhaber."

„Siehſt du, Verräther!" ſagte der Graf mit halbem Ernſte; „deine vortreffliche Frau denkt und fühlt gewiß wie ich. Oh! die Weiber haben darin einen unbeſchreiblichen Takt! Auch ſie wird es merken, daß hier nicht Alles in Richtigkeit iſt. Nicht wahr? — Sprich! ich habe Recht."

„Was wird ſie merken!" erwiederte eifrig der Major mit komiſchem Zorne, da er ſich in die Enge getrieben fühlte. „Nichts merkt ſie; das iſt wieder wie in ſo manchen Dingen, viel Lärmen um nichts; Alles, was die Leute ſagen und was meine Frau ſchwätzt und was du fürchteſt, läuft am Ende auf nichts mehr und nichts weniger hinaus, als auf eine vielleicht unſchuldige Courmacherei."

„Die du alſo doch am Ende zugibſt!"

„Ja, die ich am Ende zugebe," entgegnete der Major nach einem tiefen Athemzuge. — „Aber jetzt laß mich zufrieden. Da

wäre mir ein Spaziergang in frischer Luft auf alle Fälle viel besser bekommen."

„Nun, es ist nur gut, daß deine Frau wie ich denkt," sprach der Adjutant nach einigem Nachsinnen. „Das ist ein vortreffliches Weib; ich werde mich an sie halten."

„Um gemeinschaftlich über mich zu raisonniren?" lachte der Major, der sich von seinem Stuhle erhob. — „Nun, das kannst du noch heute Abend thun, freilich werde ich dabei sein und — Eugenie, aber ihr braucht euch gar nicht zu geniren; euch zu Liebe will ich mich mit dem schönen Ehrenfräulein in irgend einer dunkeln Ecke festsetzen, und dann kannst du meiner Frau sagen, was du willst."

„Ich verstehe dich nicht recht," erwiederte aufmerksam der Graf, indem er sich ebenfalls erhob und seinem Freunde, welcher das Zimmer zu verlassen sich anschickte, folgte. „Was faselst du eigentlich von deiner Frau und Eugenie?"

„Nun ja, undankbarer Mensch!" sagte lachend der Major, „dafür, daß du meine Anverwandten verdächtigst, will ich feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln; du darfst heute Abend zu uns kommen."

„Und Eugenie ist auch da?" fragte der Andere jubelnd.

„Eugenie ist auch da, und — verstehe mich wohl — sonst Niemand: du, sie, meine Frau und ich, — die vollständigste Partie quarée."

„Major, du bist göttlich!" rief freudig der junge Mann; „es ist ein Unglück, daß Seine Majestät eine Aversion gegen alle Gnadenbezeugungen am Neujahrstage hat; ich würde für dich um den Oberstentitel bitten. — Also wir vier ganz allein?"

„Ganz allein; komm so um acht Uhr, da ist ja die Hoftafel und dein Dienst vorbei; wir trinken Thee, wir machen einen klei-

nen Whiſt, wir plaudern, und da es Neujahrstag iſt, ſo ſoll es dir unbenommen ſein, meiner Frau und alſo auch Eugenie ein kleines Cadeau mitzubringen. Du ſiehſt, ich bin uneigennützig."

„So uneigennützig, daß mir ordentlich vor dir graut. Du haſt alle Anlage zu einem vortrefflichen Kuppler. Gott ſtehe dir bei, oder dem armen Menſchen, gegen den du agirſt."

„Nun alſo bis acht Uhr!" ſagte lachend der Andere; worauf er dem Freunde die Hand ſchüttelte und ſich empfahl.

Graf Fehrbach begleitete ihn bis in den Vorſaal, wo die Wachen langweilig auf und ab ſchritten, und wo der einzige Lakai, der keinen Vorwand gefunden, ſich zu entfernen, hinter dem Ofen ſaß und ſanft den Schlaf des Gerechten ſchnarchte.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Einladungen zu Hofe.

In sein Zimmer wieder zurückgekehrt, ging der diensthuende Adjutant mit leichten, gefälligen Schritten eine Zeit lang auf und ab, von einer Thüre zur andern, bei dem großen Spiegel vorbei, in welchen hie und da einen nicht ganz unzufriedenen Blick zu werfen er sich nicht enthalten konnte. Er träumte von dem Abend, der vor ihm lag, und sein Herz schlug sehr vergnügt; nur zuweilen blieb er an einem der Fenster stehen, schaute nachdenkend hinaus und zog die Augenbrauen düster zusammen. In solchen Momenten dachte er an die Nebenbuhlerschaft des Herzogs und an alle möglichen Folgen derselben; er wußte ganz genau, was bei vielen Frauenherzen die Durchlaucht vor einem Namen zu sagen hat. Und dann war auch der Herzog in anderer Richtung ein nicht zu verachtender Gegner. Hübsch war er allerdings nicht, weder am Körper noch am Gesichte, aber er tanzte gut und unermüdlich, und was seine Zunge anbelangte, so war sie glatt und behende wie ein Aal.

Wenn Graf Fohrbach das Alles überlegte, namentlich aber die Leichtigkeit in Betracht zog, mit der der Herzog fast zu jeder Stunde des Tages die in den Gemächern seiner Mutter oder Ihrer

Majeſtät befindlichen Damen ſprechen konnte, ſo überlief es ihn fröſtelnd, er faßte krampfhaft den Griff ſeines Säbels und bohrte die Scheide ſo heftig in das Parkett ein, daß ihn der Hofmarſchall, wenn er es geſehen hätte, unfehlbar wegen freventlichen Verderbens des königlichen Eigenthums verklagt haben würde. —

Im anderen Augenblicke dachte er dagegen an die Stunden, die er ſchon mit Eugenien zugebracht, ſei es bei den Hoffeſten, ſei es im Hauſe ſeines Freundes, und wenn er ſich dieſe in's Gedächtniß zurückrief, ſo baute er ſich aus Blicken, aus Worten, beſonders aber aus einem leiſen Drucke ihrer Hand auf ſeinen Arm, den er einſtens zu fühlen geglaubt, die wunderbarſten Luftſchlöſſer und richtete daran ſeine Hoffnungen wieder empor. — „Heute Abend," ſprach er zu ſich ſelber, „iſt in der That ein günſtiger Moment, wir ſind ganz allein, ich bin überzeugt, Eugen wird discret ſein, und dann will ich doch verſuchen, ihr irgend ein Wort zuzuflüſtern, was mich weiter bringen ſoll. — Auf jeden Fall weiter, vielleicht zu einer Entſcheidung, ſei es nun zu meinem Glücke oder zu meinem Unglücke."

Damit nahm er ſeinen Säbel wieder in die Hand und begann ſeinen Spaziergang durch das Zimmer auf's Neue, hatte aber daſſelbe noch nicht-einmal durchſchritten, als ſich die Thüre des Vorſaals öffnete und der Hofmarſchall herein trat, jetzt ſchon — es war noch nicht vier Uhr, alſo noch zwei Stunden bis zur Tafel — in großer Uniform, den Hut unter dem Arm, das Geſicht wie gewöhnlich mit äußerſter Wichtigkeit hoch empor haltend.

Die beiden Herren begrüßten ſich, indem der Graf ſeine ganze Hand hinhielt, in welche Seine Excellenz, wie er es in der Regel zu machen pflegte, nur zwei Finger legte, die aber von dem Adjutanten freundlichſt und kräftigſt geſchüttelt wurden.

„Euer Excellenz ſind früh bei der Hand," ſagte er hierauf.

„Wir haben ja noch zwei volle Stunden bis zur Tafel. Nein, das mache ich mir bequemer: höchstens eine halbe Stunde vorher wird ſich angezogen, eine Viertelſtunde darauf ſteige ich in den Wagen und komme an mit dem Glockenſchlag.“

„Dafür ſind Sie auch ein freier Mann, mein lieber Graf,“ erwiederte ſeufzend die Excellenz, „haben hie und da, wie heute zum Beiſpiel, eine kleine Function, die aber nach einigen Stunden endet, und an die Sie nicht mehr zu denken brauchen, ſobald Sie den Säbel abgeſchnallt und den Federhut weggelegt haben. — Aber ich! — Dienſt! — Dienſt! — Dienſt! von Morgens Früh, wenn ich meine Augen öffne, bis Nachts, wenn ich ſie wieder ſchließe; und auch dann oft noch keine Ruhe, denn ich träume davon. — Eine wahre Sclaverei!“

„Aber Euer Excellenz nehmen alle Dinge zu ſchwer; ich glaube, ich würde es mir viel bequemer machen.“

„Das glaube ich ſelbſt,“ erwiederte der Hofmarſchall mit einem wichtigen Lächeln, „aber nehmen Sie mir nicht übel, da würde auch Manches drunter und drüber gehen.“

„Das iſt möglich: was nicht zu halten wäre, ließe ich eben fallen.“

„O ihr jungen Leute habt gut ſprechen! Man muß den ganzen Tag mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte die Zügel halten, denn wie man ein Bischen nachläßt, ſo gibt's rechts und links Confuſionen.“

„Aber heute zum Beiſpiel könnte es ſich Euer Excellenz doch bequemer machen. Da gibt's doch bis zur Tafel nichts mehr zu thun: die Einladungen ſind gemacht, das Diner iſt ſeiner Vollendung nahe und die Säle in der beſten Ordnung.“

Der Hofmarſchall war mit einer wehmüthigen Miene an's Fenſter getreten und blickte jetzt achſelzuckend nach dem Adjutan-

ten um, der hinter ihm ſtand. — „Ich will Ihnen einen Beweis geben, wie kurzſichtig ihr jungen Leute ſeid, mein lieber Graf,“ bemerkte er nach einer Pauſe. „Sie ſagen, die Einladungen ſeien gemacht. Allerdings ſind ſie gemacht, auch angenommen; aber iſt es meine Schuld, daß ſich zwei, drei Perſonen heute Nachmittag unwohl fühlen und mir abſagen laſſen? — Zwei, drei Perſonen ſage ich Ihnen, und eine darunter, die Seine Majeſtät ſogleich vermiſſen werden. — Was nun thun?“

„Nun,“ entgegnete der Adjutant, „die Tafel um ſo viel kleiner machen.“

„Eine Tafel von hundertundzwanzig Couverts nur ſo im Handumdrehen kleiner machen!“ lachte krampfhaft der Hofmarſchall. „O Graf Fohrbach! Sie ſind ein vortrefflicher Reiteroffizier und Adjutant, aber — nun, man kann das nicht anders von Ihnen verlangen.“

„So machen Sie ein paar andere Einladungen!“

„Als wenn Hofeinladungen zu einem Neujahrsdiner nur ſo leicht gemacht wären! Die heutige Geſellſchaft wurde gebeten auf den ſpeziellen Befehl Seiner Majeſtät. Alles, was ich noch dazu thue, geſchieht auf eigene Verantwortung, und für drei, die ich ſelbſtſtändig einlade, bekomme ich dreißig Feinde über den Hals, die Alle glauben, an Ihnen wäre viel eher die Reihe geweſen. — Ah! ich habe ein hartes Brod.“

„Da würde ich es machen wie beim Militär, und mir immer eine Reſerve halten.“

„Das habe ich auch,“ erwiederte wichtig die Excellenz. „Aber wenn uns die Reſerve ebenfalls im Stich läßt! Sehen Sie“ — damit erhob er den Arm und zeigte auf eine Fenſterreihe im großen Hofe — „da hinten wohnt, wie Sie wiſſen, der alte penſionirte General-Adjutant, der, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein

für allemal zur Hoftafel eingeladen iſt, aber ſich faſt jedesmal hartnäckig entſchuldigen läßt. Bei dem war ich nun vor einer halben Stunde in Perſon, um ihn zu bitten, dießmal doch zu kommen. — Keine Rede davon! Ich vernahm auch ſchon im Vorzimmer, daß ich vergeblich komme, denn er brüllte wieder einmal ſo laut, daß man es durch drei Zimmer hören konnte."

„Hat er Schmerzen?" fragte anſcheinend ganz unbefangen der Adjutant.

Der Hofmarſchall wandte den Kopf rückwärts und ſah ihn mit einem ſonderbaren Blicke an. „Ah! was Schmerzen!" verſetzte er, „Sie kennen den doch lange genug, um zu wiſſen, daß der keine Schmerzen hat."

„Alſo vielleicht wieder eine Familienſcene?"

„Natürlich; das hört da niemals auf."

„Die arme kleine Frau!"

„Na, na!" ſagte die Excellenz, indem ſie leicht mit der Hand an dem geſtickten Uniformskragen herum griff, „das nimmt Alles freilich Partei für die hübſche Baronin, aber —"

„Euer Excellenz ſagten: aber —" verſetzte der Adjutant nach einer längeren Pauſe.

„Allerdings könnte man da auch ein Aber vermuthen," fuhr der Hofmarſchall fort. „Ich verſichere Sie, lieber Graf, Unſereins, das ſo lange hier aus und ein geht, wirft zuweilen einen ſcharfen Blick hinter die Couliſſen."

„Dafür iſt Euer Excellenz bekannt," antwortete der Graf im Tone der größten Ueberzeugung. — „Aber die Baronin nimmt ſich ſo in Acht, ſie vermeidet völlig ein Geſpräch mit jungen Leuten; ſie tanzt auf den Bällen nur mit alten Generalen und oberſten Hofchargen, die dem Gemahl doch unmöglich Argwohn einflößen können."

„Wie? Weil ſie nur mit oberſten Hofchargen tanzt?“ fragte Seine Excellenz leicht pikirt. Doch fuhr ſie gleich darauf in anderem Tone fort: „Ja, das iſt Alles wahr; man ſpricht auch nicht von der Gegenwart, ſondern“ — hier huſtete der Hofmarſchall wieder bedeutend, als habe er ſchon zu viel geſagt.

„Allerdings von der Vergangenheit,“ nahm der Adjutant leichthin das Wort. — „Wiſſen Sie, Excellenz, die böſe Welt macht ſich kein Gewiſſen daraus, einer ſchönen Frau was Uebles nachzuſagen. — Und am Ende, was ſpricht man von der Baronin?“

„Ich nichts; — Gott ſoll mich bewahren!“

„Ja, ich auch nichts. Aber ihre Herkunft iſt doch wohl ſattſam bekannt.“

Der Hofmarſchall ſchüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Nicht? — Ich habe wenigſtens geglaubt, ſie ſei aus einer bekannten alten ſchottiſchen Familie.“

„On dit,“ erwiederte der Hofmarſchall, nachdem er einige Augenblicke vor ſich niedergeſehen.

„Nun, dem mag ſein, wie ihm wolle!“ fuhr lebhaft Graf Fohrbach fort. „Jetzt führt ſie einmal einen guten Namen, und ich ſetze wirklich den Fall, es ſei etwas in ihrem früheren Leben nicht ganz correct, ſo hat ſie das jetzt in ihrer freudloſen Ehe tauſendmal abgebüßt. Nehmen Sie mir nicht übel, es iſt keine Kleinigkeit, mit dem alten General auszukommen. Er hält ſie wie ſeine Sclavin, aber nicht wie ſeine Frau.“

Die letzten Worte hatte der junge Mann etwas lauter geſprochen, weßhalb ſich der Hofmarſchall ſorgfältig im Zimmer umſchaute, ob ſie ſonſt Niemand gehört. Denn, als ſcheine ihm dieß Geſprächsthema für den Ort wo ſie ſich befanden, zu gefährlich, änderte er es offenbar abſichtlich, indem er einen tiefen Seufzer ausſtieß und hierauf ſagte: „Ich hatte geglaubt, Seine Majeſtät ſei ſchon zurück; ſo muß ich mir denn ſelbſt zu helfen ſuchen.“

„Soll ich Ihnen ein paar Einladungen vorſchlagen?“ fragte der Adjutant lächelnd, nachdem er Seiner Excellenz bis zur Thüre des Vorſaals gefolgt war.

„Natürlich einige von euch jungen Leuten,“ entgegnete der Hofmarſchall mit emporgezogenen Augenbrauen.

„Nun, wenigſtens welche, von denen man weiß, daß ſie kommen, die in der Nähe zu finden ſind.“

„Zum Beiſpiel?“

„Da iſt Eduard von B., unſer bisheriger Aſſeſſor, der geſtern Regierungsrath geworden iſt; er könnte bei dieſer Gelegenheit ſeinen zierlichen Dank anbringen. — Ich weiß, wo er iſt.“

„Das kann ich ohne Befehl nicht thun.“

„Oder den Baron von Brand. — Ich bin gewiß, Sie finden die Beiden auf dem Cavalier-Caſino bei einer Partie Piquet.“

„Den Baron von Brand?“ ſagte die Excellenz und machte dazu ein Geſicht, als habe ſie plötzlich auf ein Sandkorn gebiſſen. „Nein, nein, nehmen Sie mir nicht übel, das iſt nicht meine Leidenſchaft; es thut mir jedesmal leid, — aber im tiefſten Vertrauen geſagt, — wenn ich den Herrn auf unſerem Silber ſpeiſen ſehe. Ich meine immer, es komme ihm das ungewohnt vor.“

„Ah! Excellenz haben einen zu ſcharfen Witz!“ erwiederte lachend der Adjutant. „Und jetzt fällt mir ein, daß ich taktlos war. Richtig, Sie mögen den Baron Brand nicht leiden.“

„Das läugne ich auch gar nicht, und ich behaupte, — natürlich Freunden gegenüber — er gehört nicht an den Hof, nicht einmal in die Geſellſchaft.“

„Da thun Sie ihm wahrhaftig Unrecht; der Baron iſt ein vollkommener Cavalier und benimmt ſich gewiß als ſolcher.“

„Aeußerlich! äußerlich!“ entgegnete der Andere mit einigermaßen gereiztem Tone. „Sie werden das auch noch erfahren.“

„Aber er geht mit den anſtändigſten Leuten um! — Sie können zum Beiſpiel nicht läugnen, daß er mit dem Herrn Herzog ſehr liirt iſt.“

„Leider! leider! Ich wollte, dem wäre nicht ſo, denn was der Eine nicht weiß, das lernt er vom Andern. Unter uns geſagt, iſt Seine Durchlaucht ſeit ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dem Herrn Baron nicht ſolider geworden, das können Sie mir glauben.“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte der Graf mit dem größten Intereſſe, das er aber zu verbergen ſuchte. — „Sind da Geſchichten vorgefallen? — O Euer Excellenz weiß doch Alles!“ — Dieſe letzteren Worte rief er im Tone der größten Bewunderung.

„Saubere Geſchichten,“ erwiederte wichtig der Hofmarſchall; „Sie erinnern ſich doch noch des Refus, den der Herzog erhielt, als es ihm neulich plötzlich einfiel, zum Militär überzugehen und als Offizier in das Gardedragoner-Regiment einzutreten?“

„Gewiß — ganz genau; ich hatte damals zufällig den Dienſt. Doch glaube ich, fand man ihn höheren Orts nicht ſtark genug zum Cavalleriedienſt.“

„Ah bah!“ machte der Hofmarſchall und ſah den Anderen mit einem eigenthümlichen Blick von der Seite an. — „Geſchichten, lieber Freund! — Geſchichten, die einigen Eclat gemacht. — Was weiß ich, oder was will ich davon! Es war da begreiflicher Weiſe ein junges Mädchen im Spiel, aber von einer anſtändigen Bürger-Familie; die Sache muß einen ſehr unangenehmen Hacken gehabt haben, und man fürchtete wohl nicht mit Unrecht, irgend einer der alten Offiziere des Regiments, die überhaupt dieſen Einſchiebungen ſehr unhold ſind, möchte dadurch Veranlaſſung finden, dieſe fatale Angelegenheit zur Sprache zu bringen. — Verſtehen Sie mich?“

„Wie kann man überhaupt Euer Excellenz mißverſtehen!“

ſagte Graf Fohrbach mit einer tiefen Verbeugung. „Ja, wenn die Geſchichten nicht wären!“

„Meinetwegen mögen ſie außerhalb des Schloſſes treiben, was ſie wollen,“ ſprach würdevoll der Hofmarſchall; „aber ſo lange ich den Stab führe, ſoll mir der Burgfriede gehalten werden in jeder Richtung. Dieſe jungen Herren denken aber nicht anders, als Alles, was Schönes und Reizendes bei Hof erſcheint, ſei nur zu ihrem Vergnügen da. — Aber das kann ich Sie verſichern, Graf Fohrbach: ich bin auch da. Ordnung muß ſein, ſogar in dieſen Dingen bei Hof, und es gibt eine Stelle, wo ich als Oberſthofmeiſter Seiner Majeſtät eben ſo kitzlich bin, wie der hochſelige König von Spanien. — Es heißt doch kitzlich?“

„Sterblich bin,“ verbeſſerte der Adjutant.

„Nun ja, ſterblich bin. Und ſehr ſterblich bin; das kann ich all' dieſen jungen Herrn verſichern. Man weiß es aber auch.“

„Ja, man weiß es!“ rief der Adjutant, indem er eine tiefe Rührung affectirte. „Und es iſt ein wahres Glück, daß mit ſolchen Grundſätzen, wie ſie Euer Excellenz ausſprechen, die Verwaltung des Hofes geleitet wird.“

Er war innerlich hoch entzückt darüber, daß er an dem Hofmarſchall gegen den Herzog einen ſo guten und wichtigen Bundesgenoſſen erhalten. Der Excellenz blieb ſelten etwas verborgen von dem, was im Schloſſe vorging, und wenn er alſo gegen die angedeuteten Geſchichten ſei, ſo arbeite er nur für ſein, des Grafen Intereſſe. In der Freude ſeines Herzens ſchüttelte er die beiden, ihm abermals dargereichten Finger des Anderen mit außerordentlicher Feierlichkeit, und konnte ſich nicht enthalten, dem Hofmarſchall auf die Einladungen bezüglich noch nachzurufen:

„Wiſſen Euer Excellenz wohl, womit Sie Seiner Majeſtät heute bei der Neujahrstafel ein ungemeines Vergnügen bereiten

könnten? — — — Laden Sie doch den Herrn von Dankwart ein, der refuſirt nicht, darauf können Sie ſich verlaſſen."

„Oh! oh!" machte der Hofmarſchall, „das könnte allenfalls am jüngſten Hoftage geſchehen, wenn es ſich darum handelte, mir eine ewige allerhöchſte Ungnade zuzuziehen."

Der Adjutant wollte lachend in ſein Zimmer zurücktreten, als er durch die geöffnete Thüre des Vorſaales bemerkte, daß auf dem Gange ſein Jäger ſtehe und augenſcheinlich nur auf das Weggehen des Hofmarſchalls warte, um ſich bei ihm melden zu laſſen. Er winkte ihm, hereinzukommen, und fragte ihn dann, ob zu Hauſe etwas vorgefallen ſei.

Franz zog einen Brief aus der Taſche und überreichte ihn ſeinem Herrn, wobei er ſagte, er ſei vom Kammerdiener geſchickt worden.

Nachdem Graf Fohrbach das Couvert abgeriſſen hatte, fand er einen Zettel, in welchem ein zweiter kleinerer Brief lag, und auf dieſem Zettel von der Hand ſeines Kammerdieners die Worte: „So eben wurde einliegender Brief für den Herrn Grafen gebracht und als ſehr eilig bezeichnet. Ich erlaube mir deßhalb, ihn hiermit durch den Jäger zu übergeben; Franz ſoll warten, bis ihn Euer Erlaucht geleſen und Ihre weiteren Befehle gegeben haben."

Graf Fohrbach trat an das Fenſter und betrachtete ſich das Aeußere des Schreibens, das er hin und her wandte. Die Aufſchrift, offenbar eine Frauenzimmerhand, war ihm gänzlich unbekannt, ebenſo das Siegel des Briefs, zeugend von einem plumpen Pettſchaft, ein großes E und B in grobes Siegellack ausgedrückt. — „Was brauche ich da lange zu überlegen?" ſprach er zu ſich ſelber; „der Brief iſt an mich; ſehen wir nach, von wem er iſt und was er enthält."

Er ſetzte ſich in einen Stuhl, doch ehe er das Schreiben

öffnete, warf er abermals einen Blick nach dem bewußten Fenster empor. Aber es ließ ſich dort jetzt ebenſowenig ſehen wie früher. Er entfaltete ſeufzend den Brief und betrachtete die Unterſchrift. — — — — Emilie Becker. — Was iſt das? — Ah Teufel! ich erinnere mich."

„Ew. Erlaucht!" lautete der Brief. „So große Mühe es mich auch gemacht hat, ſo iſt das Geſchäft mit dem Sie die Gnade hatten, Ihre gehorſamſte Dienerinn zu beehren, nun nach vieler Schwierigkeiten von Seite mir und außerordentliche Ausdauer glücklich zu Stande gebracht, Es hat mich übermäßig viele Zeit und Auslagen gekoſtet, doch davon ſage ich nichts, nur von das Glück, das es mich gelungen, Ew. Erlaucht wahrſcheinlich zufrieden geſtellt habe ſowie auch ihren hohen Freund."

„Da am heute Abend das Ballet im Achte aus iſt, dagegen das Theater bis Zehne ſpielen wird, ſo iſt von Seitens der Eltern gar keine Beſorgniß zu erfahren, wo ſie denn ſo lange bleiben könnte, bitte auch Ew. Erlaucht deßhalb, an der Ecke von die Prinzenſtraße einen Wagen hinbeſorgen zu wollen, aber genau im Achte, bitte auch gnädigſt ſelbſt zu wollen oder eine vertrauliche Perſohn zu ſchicken, damit ſie ſich nicht erſchrickt."

„Auch halte ich mir beſtens empfohlen und bitte ihrem hohen Freund zu ſagen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe

als

ihre ganz ergebenſte Dienerinn
Emilie Becker."

Der Adjutant ließ den Brief auf den Tiſch niederfallen und fuhr ſich mit der Hand über die Augen, worauf er in tiefes Nachdenken verſank.

„Wie ſchnell ſich die Zeiten ändern!" ſagte er mit einem Blicke auf das bewußte Fenſter. „Ja, ich hatte einmal dieſe Grille

und hätte viel daran geſetzt. — Aber jetzt — — — — nie! nie! Gott ſoll mich bewahren!“ — — — — — Gleichſam, als wollte er ſeine guten Vorſätze beſtärken, öffnete er die Scheibe neben ſich, ließ den kalten Luftſtrom über ſein Geſicht wehen und ſchaute alsdann wieder aufwärts zu den Blumen. — „Wie man ſich ändern kann!“ — — fuhr er nach einer Pauſe, in ſich hinein lächelnd, fort. — „Wie uns das Bild eines wirklich geliebten Mädchens ſo ganz auszufüllen vermag! — O meine Eugenie! — — — — Schon dieſe beiden Gedanken zu gleicher Zeit iſt eine Entweihung; aber gewiß, ich fühle es, du biſt vom Himmel dazu beſtimmt, ganz mein zu ſein, mir ein freudenvolles Leben zu bereiten. — — Weg mit allem Anderen! — — — — Es iſt aber ſo wahr: man ſoll ſich vom Teufel nicht bei einem Haar faſſen laſſen; jetzt habe ich dieſe Geſchichte entrirt und kann ſie doch unmöglich ſo mir nichts dir nichts fallen laſſen. — So ein armes Mädchen! — Wenn auch — — — — aber doch einiger Theilnahme werth, denn ſie iſt jung, ſchön und reizend. Hat ihr auch viele Mühe gemacht, wie die Perſon hier ſchreibt. — Nun, das kann auch eine Speculation auf meine Kaſſe ſein.“ — Er überlas den Brief nochmals. — „Aber was ſoll denn das hier heißen,“ fuhr er nach einer Pauſe in ſeinem Selbſtgeſpräch fort, „daß ſie da von einem hohen Freunde ſpricht? — Habe keine Idee, was ſie damit meint.“

Während dem ſtand der Jäger hoch aufgerichtet an der Thüre des Zimmers und ſchien unausgeſetzt das lebensgroße Bild Seiner Majeſtät zu betrachten, welches ihm gegenüber hieng. Doch wenn man ihn ſchärfer beobachtet hätte, ſo würde man wohl bemerkt haben, daß er die blitzenden Augen von Zeit zu Zeit auf ſeinen Herrn richtete, und dann auf das abgeriſſene Couvert ſchaute, das unbeachtet auf dem Boden lag.

„Wann, ſagſt du, daß dieſer Brief gekommen ſei?“ fragte nun der Graf ſeinen Jäger.

„Vor einer kleinen halben Stunde, Erlaucht. Der Kammerdiener nahm ihn ſelbſt in Empfang, ſiegelte ihn ein und ich eilte augenblicklich damit hieher.“

Graf Fohrbach hatte das Billet leicht in die linke Hand genommen und ſchlug damit auf die rechte, während er nachdenkend bald an die Zimmerdecke ſchaute, bald vor ſich auf den Fußboden. — „Wenn es eine ganz gewöhnliche Geſchichte wäre,“ dachte er, „ſo würde man einfach weder hingehen noch Jemand hinſchicken. Selbſt hinzugehen iſt mir auf alle Fälle unmöglich; wahrhaftig, es widerſtrebt mir, mich in ſolche Geſchichten zu miſchen. — Und wen ſoll ich hinſchicken? — Einen Bedienten; vielleicht meinen Jäger dort, der mir nicht auf den Kopf gefallen zu ſein ſcheint. — Nein, nein, das wäre undelicat. — Einen Bekannten alſo! — Aber wen finde ich gleich? Alle Welt macht jetzt Vorbereitungen zum Diner. — Wenn ich es bei der Hoftafel Jemand ſagte! Ich habe ſo Manchem ähnliche Gefälligkeiten erwieſen; ich würde ſchon Jemand finden, der vielleicht — meine ganze Rolle übernimmt. — — — — Ah! es iſt doch bei Gott ein leichtfertiges Geſchlecht, dieſe Mädchen! Die da“ — er ſchlug in dieſem Augenblick mit der Hand auf das Papier — „galt als ein Ausbund von Tugend; und was vermochte hier nicht eine Handvoll Goldſtücke! — Aber man ſagte mir ſpäter, ſie unterſtütze einen alten Vater und kleine Geſchwiſter; das habe ich damals nicht bedacht, und es fällt mir jetzt ſchwer auf's Herz. Ah! um ſo beſſer, daß die Sache ſo gekommen iſt, denn es wäre doch am Ende ein ſchändlicher Kauf geweſen, den ich da gemacht. — Aber die Summe ſoll ſie haben, — voll, voll! — Ich danke dem Himmel, daß ich jetzt ſo denke.“ — — Er warf noch einen

Blick zum Fenſter hinaus nach der uns bekannten Richtung, dann erhob er ſich und ſchritt langſam durch das Zimmer auf ſeinen Diener zu. Halb Weges blieb er aber wieder ſtehen, indem er zu ſich ſelber ſagte: „Ja, ich werde doch Jemand finden, der für mich hingeht. — Wenn ich nur wüßte, wen ſie mit dem hohen Freunde gemeint hat! — — — — Halt! Da fällt mir was ein! — Richtig! Arthur verſprach mir, den Brief auf die Poſt zu werfen oder ſelbſt zu beſorgen; er wird das Letztere gethan haben. Vornehm genug ſieht er aus, — ja, es muß ſo ſein: die Alte hat eine neue ſaubere Kundſchaft gewittert. — Aber warum auch nicht? — Ja wahrhaftig, das wäre der beſte Menſch, der für mich dort hin gehen könnte. Und er thut's, ich habe ihm auch ſchon Gefälligkeiten genug erzeigt, und am Ende ſieht er das eher für eine Annehmlichkeit an, als für eine Arbeit."

Damit drehte ſich der Graf raſch wieder um, ging zu dem Tiſche zurück, wo Schreibmaterialien lagen, ſteckte den Brief, den er ſo eben erhalten, in ein kleines Couvert, ſiegelte es zu und überſchrieb es an Arthur. — „Dieſen Brief," ſagte er alsdann zu ſeinem Jäger, „wirſt du augenblicklich beſorgen. Du kennſt die Adreſſe? — Geh ſogleich in das Haus dieſes Herrn, wenn er nicht da iſt, frage, wo er ſein könne und ſuche ihn mir auf. Es iſt mir viel daran gelegen, daß er dieſen Brief erhält. — Verſtehſt du?" Franz nickte mit dem Kopfe.

„Im Falle du ihn alſo findeſt, und ihm den Brief ſelbſt in die Hand gibſt, — was unbedingt geſchehen muß, denn auf Zwiſchenträgereien darfſt du dich gar nicht einlaſſen, — ſo wirſt du fragen, ob du mir Ja oder Nein ſagen ſollſt. Heißt es Ja, ſo kannſt du ruhig nach Hauſe gehen, und die Sache iſt für dich abgemacht, heißt es aber Nein, ſo läßt du den Brief wieder einſiegeln, ſtellſt dich damit an den großen Saal, wo heute die

Tafel iſt, und läßt mir durch einen Lakaien ſagen, du ſeieſt da. — Haſt du mich wohl verſtanden?"

„Vollkommen, Erlaucht: mit Ja iſt Alles beſorgt, mit Nein komme ich, mir neue Anweiſungen zu holen."

„Sehr gut!" ſagte lächelnd der Graf; „ich ſehe, Franz, du biſt zu gebrauchen."

„Wenn Euer Erlaucht das wirklich glauben," erwiederte der Jäger mit einem ſeltſam leuchtenden Blick, „ſo ſoll mich das in der That glücklich machen. Aber dann bitte ich Euer Erlaucht, mir die Freiheit zu entſchuldigen, wenn ich Sie auf das abgeriſſene Briefcouvert am Boden aufmerkſam mache, welches man vielleicht völlig zerreißen oder wegwerfen könnte."

„Da haſt du Recht," verſetzte Graf Fohrbach; „man braucht dergleichen hier nicht zu finden. Du biſt umſichtig, Franz, das gefällt mir. Ich hoffe, wir werden zuſammen auskommen."

„Das iſt mein ſehnlichſter Wunſch, Erlaucht," erwiederte der Jäger mit einer tiefen, etwas unſicheren Stimme, und es zuckte ſeine Hand, als wolle er die ſeines Herrn ergreifen, um ſie zu küſſen.

Doch blieb es bei dieſem Gedanken, denn der Adjutant machte eine halbe Wendung gegen das Kamin, wo die Uhr ſtand, legte die Hand leicht auf den Säbelgriff und ſagte: „Halb Sechs — es iſt Zeit. Johann wird wohl mit meinem Anzuge draußen ſein."

„Zu Befehlen, Euer Erlaucht, er kam mit mir."

„Nun gut, ich gehe, mich umzukleiden. Beſorge du jetzt deinen Auftrag, und nimm dir einen Wagen, damit du keine Zeit verlierſt."

Der Graf ſchritt gegen die Thüre zu, welche der Jäger ehrerbietigſt öffnete, und dann verſchwanden Beide aus dem königlichen Vorzimmer.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Vor, während und nach dem Hofdiner.

Das große Hofdiner am heutigen Neujahrstage ging, wie alle dergleichen Festlichkeiten, feierlich und sehr langweilig vor sich. Es war in den Sälen eine außerordentliche Pracht zu sehen an reichgestickten Uniformen, an Sternen, Ordensbändern, an rauschenden Seide- und Sammetroben, an goldgestickten Stoffen aller Art, an Brillanten und sonstigem glänzenden Schmucke.

Ehe die Tafel anfieng, stand Alles nach Rang und Stand neben einander an den Wänden aufgestellt, und Alles blickte auf die höchsten und allerhöchsten Herrschaften, die so eben zur gegenüber liegenden Thüre hereingetreten waren und mit freundlichem Kopfnicken die tiefen Kniee und feierlichen Verbeugungen entgegen genommen hatten.

Hierauf hielten die Majestäten ihren kleinen Cercle, was aus der Hofsprache für dich, geliebter Leser, in ganz gewöhnliches Deutsch übersetzt, so viel sagen will, als sie gingen bei den Umherstehenden vorbei, sprachen mit den Begünstigten einige gnädige

Worte, nickten den minder Glücklichen huldreich zu, ſahen Andere wenigſtens mit einem freundlichen Blicke an und ließen die Unbedeutenden oder gerade nicht in der Gnade Stehenden ſo vollkommen links liegen, als ob dieſe gar nicht in der Welt exiſtirten.

Es iſt in ſolchen Augenblicken ſehr amuſant anzuſchauen, wie ſich die Phyſiognomien verändern, ſobald eine der allerhöchſten Herrſchaften langſam vorſchreitet. Es iſt das gerade, als wenn der Mond aufſteigt und ſo nach und nach mit ſeinem ſanften Lichte hier eine friſche Wieſe, eine freundlich murmelnde Quelle, eine alte Ruine, dort eine finſtere Schlucht, eine kahle Felspartie und viele ſteife, langweilige Tannenwälder beſtrahlt und milde beleuchtet. Gerade wie dieſe Gegenſtände klären ſich auch hier die Geſichter auf, die Augen blicken ſtarr nach dem aufſteigenden Geſtirne, der Mund ſpitzt ſich zierlich oder legt ſich in wichtige Falten, die friſche Wieſe kokettirt vielleicht mit ein paar hübſchen Armen, indem ſie zierlich den Fächer ſinken läßt, die Quelle hört auf zu rauſchen, ſammelt ihre Waſſer, um gleich darauf eine mächtige Redeſchleuße aufziehen zu können. Die Ruine denkt vergangener Tage, wo auch ſie in erſter Linie ſtand und blickt ſehnſüchtig nach dem Monde, der ſich aber jetzt zufällig hinter einer Wolke verbirgt, ohne ihr einen ſüßen Blick geſchenkt zu haben. Die finſteren Schluchten und kahlen Felspartieen — ach! und deren gibt es hier eine große Anzahl! — zucken die mageren Achſeln, neigen ſpöttiſch zuſammen flüſternd ihre brillantenbedeckten Köpfe, und verſichern einander gegenſeitig, daß es auf der Welt nichts Langweiligeres gebe, wie dieſe ewigen Gerichte vor der Tafel. Ach! für ſie ſind dieſe wirklich langweilig; dort hinein dringt kein erleuchtender Strahl, dieſe düſtern, erſtorbenen Gegenden werden von keinem freundlichen Scheine mehr belebt. — Aber die Tannenwälder, ſie ſtehen da in geſchloſ-

ſener Phalanx und trotzig, mit herausforderndem, wenn auch grämlichen Lächeln. Das ſind ſtarke Bäume mit ſpitzigen Nadeln, und wenn der Mond ſie nicht beſonders freundlich beſcheint, ſo ſagen ſie: „er wird vergeßlich, dieſer gute Mond, wie wäre es ihm ſonſt möglich, uns zu überſehen, uns in unſerer unergründlichen Langweiligkeit und Steifheit!“ —

Hinter den höchſten Herrſchaften, das heißt, ſobald ſie vorvorüber gegangen ſind, fällt Alles wieder in's frühere troſtloſe Dunkel zurück; man ſieht da ſeltſame Blicke, verſtecktes aber ſehr bedeutungsvolles Achſelzucken, und hört auch wohl ein ſpitziges Wort, und, geneigter Leſer, die gewiſſen Huſten, — von denen dir zu erzählen wir ſchon die Ehre hatten, — hier aber ſo mannigfaltig und bedeutungsvoll, daß man Bände darüber anfüllen könnte.

Aber wie geſagt: der lichte Glanz iſt nun vorbei gezogen, verſchwunden gerade wie beim Schattenſpiele an der Wand der runde glänzende Kreis, nachdem die Gläſer weggezogen und die Lampe ausgelöſcht iſt. Nur hie und da ſtrahlt noch ein erhelltes Geſicht aus dem allgemeinen Grau hervor; das gehört vielleicht einem jungen Ehrenfräulein oder einem neugebackenen Kammerherrn, die zum erſten Mal bei der Hoftafel erſcheinen und die zum erſten Mal mit einem freundlichen Worte beglückt worden.

Graf Fohrbach hatte ſich mit jüngeren Offizieren und anderen Herren vom Hofe beſcheiden in eine Ecke zurückgezogen; ſie ſtanden hinter der Perſon des Hofmarſchalls, der, den Hut unter dem Arm, den Stab in der Hand, in größter Wichtigkeit verharrte, mit einem Auge die Kammerdiener an der Thüre des Speiſeſaals, mit dem anderen die Majeſtäten betrachtete.

„Lieber Doctor,“ ſagte der dienſtthuende Adjutant zu dem Generalſtabsarzte, der wie immer das ganze Getreibe mit einem

eigenthümlichen Grinſen beobachtete, „treten Sie ein Bischen vor, neben den Hofmarſchall; ich ſehe, die Frau Herzogin brennt vor Begierde, Ihnen ein freundliches Wort zu ſagen.“

„Ja, ja,“ entgegnete dieſer, „ihr hättet jetzt wohl wieder einmal Luſt zu ſehen, wie eine arme Fliege gegen das Licht hinſchnurrt und ſich die Flügel verbrennt. Seit ich Seine Durchlaucht nicht für tauglich zum Gardedragoner erklärte, bin ich für einen Theil der höchſten Herrſchaften gar nicht mehr in der Welt.“

„Das wird Sie ungeheuer kränken?“

„Ich kann es Ihnen gar nicht ſagen, wie es mich betrübt,“ erwiederte der Arzt in komiſchem Tone. „Habe ich doch dadurch einen wichtigen Theil meiner Praxis verloren. Denken Sie ſich, Graf, die Kammerfrauen laſſen mich des Nachts nicht mehr holen, wenn ſie Abends zu ſtark ſoupirt haben.“

„Bssst!“ machte der Hofmarſchall leiſe, ohne übrigens Stellung und Miene im Geringſten zu verändern; denn er hatte Alles wohl verſtanden und fürchtete die freche Zunge des Doctors und deſſen ſchrille Stimme.

„Uebrigens ſoll es mich gar nicht wundern,“ fuhr dieſer fort, „wenn mir nicht heute auf's Ecclatanteſte gezeigt wird, welch' niederträchtiger Sünder ich eigentlich bin.“

Und der Doctor hatte dießmal wahrhaftig Recht, denn ein paar Secunden darauf machte der Hofmarſchall vor der Front eine ſcharfe Wendung nach links, begleitet von einer außerordentlich tiefen Verbeugung, welche Ihrer Hoheit, der ebengenannten Frau Herzogin galt, die rauſchend und majeſtätiſch wie ein prächtiges Gewitter einherzog, gegen den Kreis der jungen Leute, dort anhielt, um mit einem Major von der Cavallerie einige ſehr freundliche Worte zu ſprechen. Dabei aber wandte ſie ſich ſo dicht vor dem unglücklichen Leibarzte um, daß dieſer kaum Zeit hatte, ſich

durch einen großen Schritt in die Ecke zu retten, sonst würde er unfehlbar mit Ihrer Hoheit zusammen gestoßen sein. — Und dann, welcher Eclat! Da hätte man deutlich wieder einmal gesehen, wie diese Leute von bürgerlicher Herkunft doch so entsetzlich ungeschickt sind und sich so gar nicht in den Hofcirkeln zu benehmen wissen.

Ihre Hoheit sprachen fast mit Jedem der ganzen Gruppe, den Doctor natürlicher Weise ausgenommen, der für sie, wie er vorhin vollkommen richtig bemerkt hatte, gar nicht mehr in der Welt war.

Endlich schritt Seine Majestät auf die Thüre des Speisesaals zu; die Flügelthüren wurden geöffnet, der Hofmarschall schaute auffordernd rings im Kreise umher, und hinter ihm drein rauschte nun Alles in den anstoßenden Saal, um sich dort an der Tafel und zum Speisen niederzulassen.

Dieß ging nun vor sich fast wie bei einem anderen Diner, nur daß am heutigen Tage die steifen Uniformskrägen und die fest zusammen geschnürten Taillen der Eingeladenen nicht erlaubten, viel zu sich zu nehmen. Doch — „die Ehre macht satt," meinte der Doctor am unteren Ende der Tafel. Er saß neben dem diensthuenden Adjutanten und nicht weit vom Hofmarschall, der aber nur mit hoch empor gezogenen Augenbrauen und sehr ernstem Gesichte zu ihm sprach.

Glücklicher Weise ging Alles schnell vorüber; nachher wurde freilich noch ein kleiner Cercle gehalten, aber ungezwungener, freier wie der vor der Tafel.

Der Adjutant, dessen Dienst nun bald zu Ende ging, erkundigte sich an der Thüre des Saales, ob sein Jäger nicht zurückgekommen sei, worauf er sich, als ihm diese Frage verneint wurde, über den gegebenen Auftrag beruhigt, in eine Fensternische zurück-

zog, theils um auf den Kaſtellplatz ſehen zu können, theils aber auch, um, ſelbſt ungeſehen, einige der Anweſenden zu beobachten.

Wir wiſſen wohl, wohin ſeine Blicke gingen, und nicht blos er allein, ſondern die meiſten der jungen Leute ſchauten nach jener prachtvollen Geſtalt, der ſich aber, da ſie ſich unmittelbar bei der Perſon Ihrer Majeſtät halten mußte, Niemand ohne höhere Aufforderung ſo recht nahen durfte; der arme Graf Fohrbach in ſeiner dienſtlichen Stellung am allerwenigſten.

Eugenie verdunkelte den ganzen Kreis, in dem ſie ſtand, ſowohl durch die Schönheit ihres Kopfes und ihrer Geſtalt, als durch die Einfachheit ihres Aeußeren. Sie trug ein weißes, anliegendes Kleid von matter Seide, faſt ohne Schmuck; nur an dem feinen Handgelenk hatte ſie ein ſchwermaſſives Armband, — ein Erbtheil ihrer Mutter. Ihr ſchwarzes Haar war glatt geſcheitelt, die überaus dicken Flechten hatte ſie einfach um den Kopf geſchlungen, und es war das, wie die Oberſthofmeiſterin gegen die Hofmarſchallin bemerkte, eigentlich keine Friſur zu nennen, — „und kann auch nur der Fräulein von S. geſtattet werden, weil ſie einmal die Fräulein von S. iſt, ein ſo ſchönes und in der That ſehr liebenswürdiges Mädchen.“

Dieſes Wort der alten Dame hörte Graf Fohrbach hinter ſeinem Vorhang und ebenſo, wie die Hofmarſchallin antwortete:

„Es iſt in der That ein einziges Geſchöpf; man muß ſie lieben, denn ſie hat wahrhaftig keinen Fehler.“

„Ja, man muß ſie lieben!“ ſeufzte er in ſich hinein. „Ah! wenn das ſogar dieſe beiden alten Excellenzen von Eugenie ſagen, welche Worte ſoll dann ich gebrauchen?“

Der junge Herr Herzog hatte allein das Recht, ſich ſeiner Mutter und alſo auch dem Ehrenfräulein zu nähern. Und er machte von dieſem Rechte wie immer ſo auch heute einen ſolch'

umfassenden Gebrauch, daß sich der arme Graf in der Fensternische fast die Lippen blutig biß und den Griff seines Säbels faßte, als habe er nicht übel Lust, diesen gegen einen sehr gefährlichen Feind zu ziehen.

Bis jetzt hatte der Herzog dort hinten bei der Gruppe wie es schien nur allgemeine Redensarten an die Damen, die um ihn standen, gerichtet; jetzt aber — „der Teufel soll ihn holen!" dachte der Adjutant, — wußte er sich so geschickt zu drehen, und so schön zwischen den ehrerbietigst ausweichenden Hoffräulein zu manövriren, daß er Eugenie von den Uebrigen trennte, und nun auf einmal abseits mit ihr stand. — „Verdammt! was hat er da zu sagen?"

Der Herzog that eine Frage, — Eugenie von S. schlug leicht die Augen nieder und gab ihm eine kurze, doch wie es schien nicht unfreundliche Antwort. Darauf zuckte er die Achseln und machte ein betrübtes Gesicht, schien aber gleich darauf über Etwas nachzudenken, in Folge dessen sich sein Gesicht aufklärte. Er that noch einen halben Schritt näher zu dem schönen Mädchen hin und flüsterte ihr Etwas auf sehr verbindliche Weise zu. Sie machte eine leichte Verbeugung, vermittelst welcher sie aber um einen ganzen Schritt zurückwich. Der Herzog entfernte sich und der Graf athmete tief auf.

„Und doch ist die Sache nicht ohne allen Grund," sprach er nach einer Pause ergrimmt zu sich selber. „Wenigstens von seiner Seite nicht. Teufel! da gilt es aufzupassen! Wenn man sich nur wenigstens der Gruppe auch nähern dürfte! Aber Ihre Majestät und die Frau Herzogin scheinen wahrhaftig gerade auf diese Stelle des Saales wie verpicht zu sein. — — — — Ah! jetzt machen sie ihre Complimente! — Die Damen verneigen sich; Gott sei Dank! — Aber auch Eugenie muß folgen. Weiß Gott

im Himmel, ich habe heute kein Glück; war es mir doch nicht möglich, auch nur eine einzige Sylbe vor oder nach der Tafel an ſie zu richten. — Doch halt! ——— ſie bleibt an der Thüre ſtehen. Ah! wenn ſie ſich umſchaut! — Vielleicht nach dem Herzog; doch wenn ſie es thut, ſo werde ich es augenblicklich ſehen."

Der Herzog ſtand auf der anderen Seite des Saales und alſo war es in der That nicht zu verkennen, wohin ſich ihre Blicke richten würden. — —

Jetzt trat ſie unter die Thüre, in der langen glänzenden Reihe die Letzte und Schönſte. — Ah! ſie blieb wirklich einen Augenblick unter der Thüre ſtehen, ſie wandte wirklich den ſchönen Kopf rückwärts und blickte nach der Seite hin, wo der Herzog ſtand, aber dieſer Blick war flüchtig wie ein Blitz, und ſie wandte ihn alsbald wieder fort und ließ ihn unverkennbar durch den ganzen Saal gleiten. Suchte ſie Etwas mit ihren Augen? O wenn ſie ihn ſuchte! — Wie ſchlug ſein Herz! Er konnte unmöglich ruhig in ſeinem Verſtecke hinter dem Vorhange ſtehen bleiben, er mußte aus demſelben heraus treten, und als er das raſch that, glitt ihm der Säbel aus der Hand und ſtieß klirrend auf den Parkettboden. — Gott im Himmel! flog nicht in dieſem Augenblicke ein leichtes Lächeln über ihre Züge? — O Glück! o Seligkeit! Neigte ſie nicht leicht das Haupt gegen ihn, ehe ſie durch die Thüre verſchwand? — Er hätte darauf ſchwören wollen, daß ſie es gethan. Doch dieß Glück wäre zu groß geweſen; er durfte nicht leichtſinniger Weiſe daran glauben. — Aber etwas Anderes war nicht wegzuſtreiten, was in dieſem Augenblicke geſchah: Eugenie ließ nämlich, auf jeden Fall ganz abſichtslos, ihr Battiſtſacktuch auf der Thürſchwelle fallen, wobei es in der That komiſch anzuſehen war, wie im gleichen Moment ſämmtliche noch

anwesende Offiziere und Herren vom Hofe sich mit einer wahren Wuth darauf stürzten.

Wir brauchen wohl dem geneigten Leser nicht zu versichern, daß Graf Fohrbach eher sein Leben als das Taschentuch in anderen Händen gelassen hätte; er hob es im gleichen Augenblicke auf, als der Herzog neben ihm ankam.

Dieser streckte die Hand gegen den Adjutanten aus, als wünsche er das Tuch ausgeliefert zu erhalten.

„Es gehört wohl nicht Euer Durchlaucht?" fragte Graf Fohrbach. — „Ich werde mir wohl erlauben dürfen, es dem Fräulein nachzubringen?"

„Versteht sich von selbst!" entgegnete höhnisch lachend der Herzog, indem er einen Schritt zurücktrat. „Dem Sieger gehört der Dank, und *den* will ich ihnen nicht streitig machen."

Wäre der arme Graf nur Hofmann gewesen, so würde er das Tuch respectvollst dem Herzog zugesteckt und sich mit dessen Erkenntlichkeit begnügt haben. So aber war er verliebt, und — eifersüchtig, weßhalb er denn auch nur eine flüchtige Verbeugung machte und eilig durch die Zimmerreihe davon schoß.

Das Ehrenfräulein hatte schon mehrere Thüren hinter sich und war gerade im Begriff, das Vestibul zu betreten, wo die Treppe zu ihrem Appartement mündete, als sie vernahm, daß Jemand mit klirrenden Schritten ihr eiligen Laufes folge. Sie wandte den Kopf zurück, und als sie sah, daß es Graf Fohrbach sei, der ein weißes Tuch in der Hand hielt, schien sie erst ihren Verlust zu bemerken, und machte ein paar Schritte gegen den glücklichen Finder.

Dieser, so nahe am Ziele, wo er den für ihn so köstlichen Fund wieder abgeben mußte, konnte sich nicht enthalten, ehe er das that, das feine Tuch sanft an seine Lippen zu drücken, wor-

auf er eine Verneigung machte, die mit einer halben Kniebeugung sehr viel Aehnlichkeit hatte.

„Ah! ich danke Ihnen, Herr Graf!“ sagte das schöne Mädchen, während sie das Tuch in Empfang nahm. „Ich habe meinen Verlust jetzt erst bemerkt, und freue mich in der That, daß gerade Sie der Finder sind.“

„Gewiß ein glücklicher Zufall für mich, Fräulein Eugenie,“ erwiederte er; „denn er verschafft mir das bis jetzt schmerzlich entbehrte Glück, mich Ihnen einen Augenblick nähern, Ihnen zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Richtig, Sie sind im Dienst,“ sprach sie lächelnd.

„Weßhalb es mir um so weniger erlaubt ist, mich unaufgefordert dem hohen Kreise zu nähern, wo Sie als Königin glänzen.“

„Ei, ei! Herr Graf!“ antwortete sie mit einem Lächeln, das gleich darauf verschwand, als sie rings um sich schaute; „solche Unwahrheiten darf man hier nicht hören.“

„Leider! leider!“ versetzte er hastig. „Sie haben Recht, Eugenie: man muß sich hier in diesen Mauern mit seinen Worten sehr in Acht nehmen; man darf nur denken. Und das erlauben auch Sie mir, gestrengste aller Damen?“

„Da müßte ich vor allen Dingen erst wissen, was Sie denken.“

„O, ich denke nur“ — an Sie! wollte er leidenschaftlich ausrufen; doch schloß er diesen Satz anders, indem er sagte: „Ich dachte, ob Sie vielleicht vorhin im Saale meine ehrerbietige Begrüßung bemerkten?“

„Als Sie so plötzlich aus der Fensternische hervortraten?“ —

„Also Sie haben mich bemerkt, mein Fräulein?“ sprach er entzückt, denn er dachte: wenn sie mich gesehen, so galt mir auch jener Blick, jener leichte Gruß, — o Gott! vielleicht

ſogar die kleine Verwirrung, die ich auf ihrem ſchönen Geſichte bemerkt.“

„Dieſe Fenſterniſche iſt ein artiger Winkel zum Beobachten,“ antwortete ſie, ſeiner Frage ausweichend.

„O, ich habe auch dort beobachtet!“

„Das müſſen Sie mir ein ander Mal erzählen,“ ſagte ſie mit einem liebenswürdigen Lächeln. — „Recht bald, vielleicht heute Abend noch. — Sie kommen doch zu S.?“

„Gewiß werde ich kommen, Fräulein Eugenie, gewiß! O ich freue mich wie ein Kind darauf! — Und Sie?“ — Er betrachtete ſie mit flammendem Blick und erwartete angſtvoll ihre Antwort.

„Auch ich gehe gerne zu S.“, erwiederte das ſchöne Mädchen und ſchlug abſichtslos die Augen nieder. Gewiß ohne weitere Abſicht, als um ihr Bracelett zu betrachten, das ſie an ihrem runden weißen Arme ein klein wenig drehte. „Namentlich heute Abend gehe ich gerne hin, weil wir, wie ich höre, ganz unter uns ſind.“

In dieſem Augenblicke vernahm man Schritte im Nebenſaal, weßhalb Eugenie dem Grafen einen flüchtigen Gruß ſagte, in das Veſtibul hinaus trat und dort zwiſchen den Säulen verſchwand.

Es war gut, daß ſie ging, denn der entzückte und glückliche junge Mann war nahe daran, vollkommen den Kopf zu verlieren und dem Ehrenfräulein Ihrer Majeſtät hier bei offener Thüre eine Liebeserklärung zu machen, wozu er auch in der That den Zeitpunkt nicht hätte ſchlechter wählen können. Denn kaum war Eugenie verſchwunden, ſo kam der Herzog, gefolgt von einigen Offizieren, lachend und plaudernd daher.

„Aha! unſer Ritter!“ ſagte er. — „Haben Sie Ihre Dame

noch erreicht? — Gewiß, Sie haben, denn ich sehe das Siegespfand nicht mehr in Ihrer Hand!"

Der Adjutant war zu glücklich, um diese sonderbare Anrede, in deren höhnischem Ton das Verletzende lag, gebührend zu erwiedern. Auch war es ja ein Prinz des Hauses, der sich einen gnädigen Scherz mit ihm erlaubte, weßhalb er sich begnügte, Seiner Durchlaucht mit einer höflichen Verbeugung zu antworten: „Ich hatte in der That das Vergnügen, Fräulein von S. das verlorene Tuch zu übergeben."

„Diese Adjutanten Seiner Majestät sind doch in Wahrheit bevorzugte Leute," mischte sich ein Dragoner-Offizier in das Gespräch, augenscheinlich in der Absicht, um dem Herrn Herzog Stoff zu Fortsetzung eines so pikanten Gesprächs zu geben.

Wogegen Graf Fohrbach trotz seiner guten Stimmung durchaus nicht geneigt schien, einem Anderen auch nur die leiseste Idee eines Scherzes über sich zu erlauben, denn er sagte ziemlich ernst und mit festem Blick: „Dürfte ich wohl um eine kleine Erläuterung Ihrer nicht ganz klaren Aeußerung bitten, Herr von Werthen?"

„Nun das liegt doch auf der Hand," nahm der Herzog das Wort. „Werthen meint, es sei doch eine recht angenehme Beschäftigung für einen Adjutanten Seiner Majestät, den Ehrenfräuleins die Schnupftücher nachzutragen."

„Meint Herr von Werthen das wirklich?" fragte der Graf mit einer seltsam klingenden Stimme.

„Nein, nein! nicht so ganz!" antwortete der Dragoner-Offizier mit einem verlegenen Lachen. „Seine Durchlaucht haben den Sinn meiner Worte nicht vollkommen richtig ausgelegt."

„Ja, sehen Sie, Herr von Werthen," sagte der Adjutant nun ebenfalls lachend, wobei jedoch seine Mundwinkel leicht zuck-

ten, „das kann Einem schon widerfahren, wenn man sich unberufen in anderer Leute Gespräch mischt. — Würden Sie dann jetzt wohl selbst die Freundlichkeit haben, mir den Sinn Ihrer Worte zu erklären?“

„Ah! lassen Sie es gut sein, Werthen!“ rief der Herzog. „Das sieht ja aus wie eine kleine Neckerei. Auch dürfen wir die Zeit des Herrn Grafen nicht so in Anspruch nehmen: der Herr Graf sind ja im Dienst. Sie sehen — Schärpe und Cartouche.“

„Euer Durchlaucht verzeihen,“ erwiederte ruhig der Graf, während er sich hoch aufrichtete und jedem Einzelnen, den Herzog nicht ausgenommen, fest in die Augen blickte, „mein Dienst ist nach der Tafel zu Ende und ich habe die vollkommenste Zeit für jeden dieser Herren.“ — Die letzten Worte sprach er mit scharfer Betonung. Dann fuhr er mit einer gefälligen Handbewegung fort: „Ich bitte also, Herr von Werthen!“

„Nun ja, bester Graf Fohrbach,“ entgegnete Dieser, indem er sich, einigermaßen in Verwirrung gebracht, hin und her wandte und drehte; „ich wollte in der That nur so viel sagen, als es sei doch recht angenehm, — und es sei wirklich ein bevorzugter Dienst, der Einem zugleich gestatte, einer so hochverehrten jungen Dame, wie Fräulein Eugenie von S. ist, das Schnupftuch aufheben zu dürfen.“

„Ah so!“ erwiederte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Adjutant, dem der höhnische Blick des Herzogs, mit welchem ihn dieser fortwährend beschaute, das Blut gewaltsam nach dem Kopfe trieb, ohne ihn jedoch glücklicher Weise vergessen zu lassen, wen er vor sich habe und wo er sich befinde. — „Ah so! also Sie betrachteten das Schnupftuchaufheben nur als eine angenehme Nebenzugabe? Das kann ich mir schon gefallen lassen. Und daß das mit dem Dienst eigentlich nichts zu thun hat; —

sonst wäre es ja sehr leicht, Adjutant Seiner Majestät zu werden, denn Schnupftücher aufheben können Viele, Herr von Werthen. Aber in die Umgebung Seiner Majestät werden Wenige gezogen. — Nein, nein!" setzte er lachend hinzu, indem er die Hand des einigermaßen erstaunten Offiziers ergriff und sie freundlich schüttelte, „ich hatte Sie mißverstanden, Herr von Werthen. Stellen Sie sich aber in meine Lage, oder nehmen Sie an, man sagte zu Ihnen: ein Schnupftuch graziös aufheben zu können sei genug, um zum Beispiel in das Gardedragoner-Regiment eintreten zu können; das würden Sie ja auch übel nehmen, mein lieber Herr von Werthen, da Sie doch fest überzeugt sind, daß auch noch andere Sachen dazu gehören, um Adjutant Seiner Majestät zu werden oder um Offizier in einem Gardedragoner-Regiment zu werden."

Wir wollen gerade nicht behaupten, daß diese Aeußerung des Grafen vor den Umstehenden, namentlich vor dem Herzoge, sehr klug gewesen sei, und sie war vielleicht nur insofern verzeihlich, als er in Letzterem einen, wenn auch nicht gefährlichen, doch zudringlichen und kecken Nebenbuhler sah.

Seine Durchlaucht biß sich denn auch heftig auf die Lippen und erblaßte etwas Weniges, faßte sich aber im nächsten Momente wieder, und versuchte ein Lächeln, welches man aber als sehr mißlungen betrachten konnte. Besser gelang ihm eine ziemlich hochmüthige Verbeugung, als er im Weggehen sagte: „Nun sind Sie also wohl ebenso zufrieden gestellt, Werthen, wie der Herr Graf Fohrbach? — — Wenn dem so ist, so können wir für heute diese Unterredung abbrechen; ein andermal vielleicht findet sich eine bessere Gelegenheit, dieselbe fortzusetzen."

Damit eilte er hinweg und seine Begleitung folgte ihm.

Der Adjutant blickte ihnen eine Weile nach, dann nahm er

seinen Säbel unter den Arm und ging durch die noch immer glänzend erleuchteten Zimmer zurück nach dem Speisesaal, während er vor sich hin murmelte: „Es thut auf die Länge der Zeit nicht gut, daß man diesem hohen Herrn in einigermaßen abhängiger Stellung wie ich heute hier im Schlosse zu begegnen gezwungen ist. Wäre er mir so an drittem Orte gekommen, ich hätte ihm einige passende Worte weiter gesagt, und bin überzeugt, Seine Majestät hätte mir das gar nicht übel genommen. — Doch denken wir nicht mehr daran! Mein Wagen wird unten auf mich warten; für heute gute Nacht Herrendienst! Wenn ich wieder in der Ecke meines Coupé's sitze, so bin ich wieder, Gott sei Dank! ein freier Mann. — Und dann wird Eugenie heute Abend hoffentlich das Gespräch mit mir fortsetzen, um auf meine Fragen von vorhin zu antworten. — Die Majorin ist eine kluge Frau, wer weiß, im Laufe dieses Abends werde ich vielleicht noch unsäglich glücklich werden."

So dachte der diensthuende Adjutant Seiner Majestät und schritt mit wahrhaft seligen Gefühlen im Herzen durch den Speisesaal, wo die Lakaien eifrigst beschäftigt waren, das Tafelgeräthe hinweg zu räumen.

Die Lampen an den großen Lustres waren schon ausgelöscht, und nur auf einem Nebentische, der mit Krystall und Silber bedeckt war, brannten noch die Kerzen in einigen Armleuchtern; die Thüren standen offen und die flackernden Lichter strahlten auf dem glänzenden Metall und dem feingeschliffenen Service in einer Menge buntfarbiger Blitze und feuriger Punkte wieder.

Als der Graf vorüber ging, hustete einer der Lakaien bedeutungsvoll und sagte zu dem Tafeldecker: „Dort kommt Seine Erlaucht."

Worauf dieser sich umwandte, dem Adjutanten ehrerbietigst

ſich näherte und ihm leiſe zuflüſterte: „Seine Excellenz, der Herr Hofmarſchall, haben ſchon einige Mal nach Euer Erlaucht gefragt und werden im Augenblick wieder hieher zurückkommen.“

„Was gibt's denn?“ fragte Graf Fohrbach ärgerlich. „Was will man von mir? Es iſt doch heute Abend hier nichts mehr zu thun, denn Seine Majeſtät ſind wahrſcheinlich in's Theater.“

„So iſt es,“ entgegnete händereibend der Tafeldecker.

„Nun denn?“

„Ihre Majeſtät und die Frau Herzogin befahlen eine Whiſtpartie.“

„Dabei habe ich doch nichts zu thun?“ fragte er ſo erſchrocken, daß der gewandte Hofbediente unwillkührlich lächeln mußte, und entgegnete:

„Ich glaube nicht, Euer Erlaucht, denn Seine Excellenz der Herr Hofmarſchall ſowie der Herr Herzog werden von der Partie ſein. — Doch da kommt Seine Excellenz.“

Wirklich erſchien auch der Hofmarſchall in dieſem Augenblicke unter der Thüre des Speiſeſaals, blickte mit vorgehaltener Hand in dieſen hinein, und als er den Offizier entdeckte, rief er vergnügt aus: „Ah! da ſind Sie ja! Ich habe Sie lange geſucht.“ — Bei dieſen Worten nahm er ihn unter dem Arm und zog ihn mit ſich davon in den Corridor.

Dem Grafen, der den Hof genau kannte, ahnte nichts Gutes, denn er wußte wohl, daß Seine Excellenz nicht ſo ohne weitere Urſache nach ihm fragen würde. — Vielleicht ein Auftrag Seiner Majeſtät, dachte er, ſich ſelbſt beruhigend, denn eine andere Idee, die ihn durchfuhr, wäre doch gar zu ſchrecklich geweſen.

Die beiden Herren machten einige Schritte in dem halbdunklen Gange, ehe die Excellenz etwas ſprach, und ehe der junge Mann den Muth hatte, eine Frage zu ſtellen.

„Es iſt mir in der That lieb, daß ich Sie gefunden habe,“ ſagte endlich der Hofmarſchall ſehr wichtig. „Sie wiſſen, ich protegire Sie wo ich kann, und habe das auch heute Abend gethan. Sie ſind im Glück, Graf Fohrbach; ich verſichere Sie, Sie ſind im Glück.“

„Daß ich noch nicht wüßte, Excellenz!“ entgegnete der Andere mit beklommener Stimme. „Und ich wäre wahrhaftig begierig das zu erfahren.“

„Sogleich — ſogleich! — Ihre Majeſtät haben eine Partie Whiſt befohlen —“

„Das weiß ich,“ unterbrach ihn haſtig der Adjutant. — „Die Frau Herzogin, Sie und der Herr Herzog.“

„So war es beſtimmt,“ verſetzte lächelnd die Excellenz. „Doch hat ſich der Herzog bei ſeiner Mutter entſchuldigt.“

„Großer Gott!“ dachte der Graf.

„Nun hätte man allerdings den Oberſthofmeiſter Ihrer Majeſtät zur Partie nehmen müſſen, — aber ſehen Sie, Graf Fohrbach, wie ſehr ich Ihr Freund bin: ich habe Sie vorgeſchlagen.“

„Mich?“ rief der unglückliche junge Mann mit faſt tonloſer Stimme.

„Sie,“ wiederholte die Excellenz, indem ſie ſtehen blieb und den Adjutanten vertraulich mit dem Finger auf die Bruſt ſtieß, „Sie, junger Mann! Lernen Sie mich ſchätzen.“

„Als meinen größten Feind,“ dachte der Andere, „als meinen Verderber! — Gerechter Himmel! womit habe ich dieſe ſchreckliche Gnade verdient?“

„Jetzt kommen Sie aber,“ fuhr der Hofmarſchall eilig fort. „Es iſt das keine Kleinigkeit, mein lieber Freund, zum intimen Spiel Ihrer Majeſtät gezogen zu werden. Ich bitte, das morgen Früh dem Papa zu ſagen. Wiſſen Sie: manus manum lavat,

ſagt der Lateiner, und mein leichtſinniger Sprößling macht gerade ſein Offiziers-Examen."

„Daß er durchfiele!" ſprach der Adjutant grimmig zu ſich ſelber, indem er die Zähne feſt über einander biß. „Daß er durchfiele, zehntauſend Klafter tief in den Erdboden hinein, und die ganze Whiſtpartie ihm nach! — Gott verzeih mir dieſen ſchrecklichen Gedanken, aber das iſt zu fürchterlich! — — Und wie lange wird die Partie dauern?" fragte er nach einer längeren Pauſe ängſtlich den Hofmarſchall.

Dieſer nahm den Hut feſt unter den Arm und erwiederte: „Was weiß ich? Vielleicht bis Zehn, halb Elf, und dann haben wir ein ganz kleines, kleines Souper; es wäre auch möglich, daß Seine Majeſtät noch auf einen Augenblick kommt. — Nun, freuen Sie ſich doch!"

„O ich freue mich über alle Maßen!" rief der tiefbetrübte Adjutant, dem allerlei ſchreckliche Gedanken im Kopfe umher liefen. — „Und wo iſt denn der Herzog?" fragte er ängſtlich nach einer Pauſe.

„Wo wird der ſein!" entgegnete die Excellenz, „wichtige Geſchäfte, irgend eine verliebte Zuſammenkunft oder ſo was. Der denkt ja an nichts Anderes; macht vielleicht irgendwo eine Partie quarrée. — Nun, unter uns geſagt, wäre mir das an ſeiner Stelle auch lieber, als mit Mama und Tante eine Partie Whiſt zu ſpielen. — Verſtehen Sie: für ihn; aber für uns iſt das etwas ganz Anderes. Wiſſen Sie Graf, morgen wird Sie der ganze Hof beneiden. — Aber hier iſt das Adjutantenzimmer; legen Sie Ihre Schärpe und Geſchichten hinein und kommen gleich hinauf. — Keinen Dank weiter: ich habe das gern für Sie gethan."

„O ich danke Ihnen herzlich!" ſeufzte der junge Mann, indem er die Hand des Anderen ergriff und ſie krampfhaft ſchüt-

telte. „Sie verschaffen mir einen wunderbar genußreichen Abend. — — Hol' Sie der Teufel!"

Das Letztere dachte er natürlich blos, oder wünschte vielmehr, daß dieß schon vor einer halben Stunde geschehen wäre.

In dem Adjutantenzimmer brannte ein einsames Licht, das in den Ecken des weitläufigen Gemachs tiefe Schatten liegen ließ. Der Graf schritt ingrimmig auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig; und gerade so war ihm auch zu Muthe. — „Freiheit! Freiheit!" seufzte er. „Bin ich nicht gerade so, als hätten sie mir eine Kette an den Fuß geschlossen oder ein Gitter vor mir herabgelassen, und zeigten mir prächtige, entzückende Gegenden, die ich nicht zu erreichen vermag, weil ich hier eingesperrt bin wie ein wildes Thier oder wie ein elender Sclave! — Ja, Sclaverei ist das rechte Wort; und wenn die Ketten auch von Gold oder Silber sind, Ketten sind und bleiben sie doch einmal. — Und Sclaverei und Ketten in der schlimmsten Art! Darf ich denn wohl daran rütteln? — Darf ich wohl den Versuch machen, sie zu brechen? — Darf ich auch nur eine betrübte Miene zeigen, daß ich diese Fesseln wirklich für Fesseln halte? — — Nein! nein! nein! und zehntausendmal nein! Ich muß ja lächeln unter diesem Hieb, den mir das harte Schicksal versetzt. — Ja, das ist ein grimmiger Hieb, und in meiner Lage habe ich wohl das Recht, vom harten Schicksal zu sprechen: dort ein geliebtes Mädchen, die — o Gott! ich mag nicht daran denken! — mit ihren schönen Augen vielleicht oftmals nach der Thüre blickt, durch welche ich nicht herein treten werde, dabei ein angefangenes, so süßes Gespräch im Herzen, das ich heute nicht fortsetzen kann. — Und die Frage, ob sie wirklich nach mir gesehen, ob sie mich gegrüßt! Heute hätte ich um eine Antwort in sie dringen können. — Ach! und es ist so süß, von der Geliebten eine Antwort zu erflehen,

ihr eine Bejahung zu erschmeicheln. — — Wenn ich aber morgen oder in einigen Tagen davon wieder anfangen will, so kann ich mich lächerlich machen. — Das Alles steht für mich auf dem Spiel. — Ah! und noch viel mehr! — Vielleicht das ganze Glück meines Lebens, denn wer weiß, ob ich sobald wieder eine ähnliche günstige Gelegenheit finde, mich gegen sie aussprechen zu können. — Verdammt! — Nein, sage noch Jemand, irgend ein Mensch auf dieser Erde habe seinen freien Willen! Das ist eine Lüge: kein Mensch ist frei; der Wille von Niemanden reicht über die nächste Minute hinaus, Jeder hat die Kette am Fuß, er fühlt sie nur zuweilen weniger, wenn nämlich das Schicksal nicht gerade Lust hat, dieselbe schärfer anzuziehen." — — — —

Unter diesen anmuthigen Betrachtungen war er an das uns bekannte Fenster getreten, stützte sich mit der Hand auf die Stuhllehne und starrte in den kleinen Hof hinaus. Dieser war jetzt bei Nacht wo möglich noch trostloser als bei Tage; ein paar einsame Gaslaternen in den Ecken warfen einen zitternden und ungewissen Schein in einem kleinen Kreise um sich her, einen Schein, der sich ordentlich vor der Dunkelheit zu fürchten schien, denn dort draußen, wo er mit ihr in Berührung kam, zuckte er jeden Augenblick zaghaft zusammen, und wenn er sich auch zuweilen etwas weiter ausdehnte, so flog er doch gleich darauf wieder erschrocken zurück und räumte der finsteren Nacht das Feld. — Und diese finstere Nacht hatte sich so behaglich in dem Hofe niedergelassen: die hohen Mauern der angränzenden Gebäude lagen fast ganz finster da; nur hie und da sah man ein schwach beleuchtetes Fenster, oder es schimmerte ein Lichtstrahl durch die Ritze irgend eines Ladens.

„Und ihre Fenster!" dachte traurig der junge Mann, indem er die Scheibe neben dem Tisch, an welchem er stand, öffnete

und ſich hinaus lehnte, um ſie zu betrachten. Man ſah gar nichts von ihnen: Alles war eine einzige ſchwarzgraue Fläche; — Alles, Alles war verſchwunden, was er heute Nachmittag ſo liebend angeblickt; verſchwunden die Blumen dort oben, verſchwunden auch die goldene Fahne auf dem Dach mit ihrem kleinen Sonnenſtrahl, der ihm entgegen geglänzt wie eine ſüße Hoffnung. — — — — „Und der Herzog!“ dachte er plötzlich und richtete ſich hoch auf; „was mag er vorhaben, daß er ſich bei dem Spiel ſeiner Mutter entſchuldigt? — Auf jeden Fall etwas Wichtiges, ſonſt hätte er es nicht gethan. — Bah! wer weiß, wo er herumſchwärmt! — — — — Nein, nein,“ ſprach er ängſtlich nach einer Pauſe zu ſich ſelbſt, „das iſt nicht möglich; das wäre ja ſchrecklich! — — Aber er ſagte Eugenie einige leiſe Worte, er fragte ſie Etwas, — ſie antwortete ihm, und dann ſah er wie verklärt aus. — — — — Ah, Teufel! wenn da Etwas dahinter ſteckte! Wenn ſie abſichtlich mit mir ſo freundlich geweſen wäre, um allen Verdacht zu entfernen! — Wenn man ein abgekartetes Spiel mit mir getrieben! — Wenn der Herzog ſtatt meiner hinginge! — — — — Aber nein, nein! der Major wird und kann ſo was nicht dulden. — — — — Dulden!“ wiederholte er darauf grimmig lachend; „dulde ich nicht auch? — Und iſt er nicht ebenſogut Sclave ſeiner Verhältniſſe wie ich? — Ich werde hier zum Spiel commandirt, ihm wird dort befohlen, den Herzog freundlich zu empfangen. — — — — Wenn ich Alles das wirklich glauben könnte,“ ſagte er nach einer Weile mit ruhigerem Tone, „ſo ſtände ich wahrhaftig nicht für einige Unannehmlichkeiten, die mir heute Abend bei der allerhöchſten Whiſtpartie geſchehen dürften. — Deßhalb nein, nein! — — — — nein! — — aller Welt zum Trotz!“

Da hörte er die Stimme eines Lakaien, der unten im Hofe

laut und deutlich rief: „der Wagen des Herrn Herzogs!“ — Darauf rollte eine Equipage mit dumpfem Tone unter das gewölbte Thor, der Schlag wurde geöffnet, der Tritt fiel herab; — es mußte Jemand eingestiegen sein, — jetzt dasselbe Geräusch beim Schließen des Wagens. Worauf die Stimme von vorhin abermals rief: „Nach dem Hause des Herrn Major von S.“

— — — —

Im gleichen Augenblicke öffnete einer der Kammerdiener die Thüre zum Adjutantenzimmer und sagte mit leisem angenehmem Flüstern: „Euer Erlaucht werden verzeihen, es schlägt so eben acht Uhr; die allerhöchsten Herrschaften begeben sich in's Spielzimmer.“

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Die Spielmarken des Herzogs.

Man spielte in den Appartements der Frau Herzogin. Das waren zierliche, elegant eingerichtete Gemächer, nicht von den übergroßen Dimensionen derer Ihrer Majestät, und deßhalb für eine kleine Gesellschaft angenehmer und behaglicher.

Die Frau Herzogin liebte den Comfort und eine freundliche Umgebung. Deßhalb hatte sie aus ihren Zimmern die unvermeidlichen steifen Sopha's mit den dazu gehörigen zwölf Sesseln, ein gewöhnliches Ameublement der Schlösser, das an einer furchtbaren Familienähnlichkeit leidet, sowie die zopfigen Vasen, die allzu derben Tabourets und die Tische von Holz, Messing und Marmor entfernen lassen und dagegen ihre Einrichtung mehr dem heutigen Geschmacke angepaßt.

Der junge Herzog hatte viel dazu beigetragen, denn er liebte die dicken Teppiche, welche den Schritt so unhörbar machen, sowie die weichen Fauteuils und die tiefen Fensternischen mit Blumen-

parthien, Sitzgelegenheiten mit den dieß Alles verdeckenden Vorhängen.

Dieses Appartement der Frau Herzogin, worin sie ihre kleinen Gesellschaften empfieng, bestand aus drei Gemächern, das Vorzimmer natürlicher Weise nicht mit eingerechnet.

Im ersten, mit grauseidener Tapete sowie Fenstervorhängen und Portièren von Rosa mit Weiß, wurde geplaudert; man konnte nicht leicht in der ganzen Welt heimlichere, lauschigere Winkel finden als hier. Da war Alles benutzt: die Ecken und Winkel des Zimmers, die Fensternischen, große Epheuwände, um es der Gesellschaft möglich zu machen, sich in kleinen Partieen zu zersplittern und frei von allen lästigen Fesseln zu Drei oder auch zu Zwei ein animirtes Gespräch führen zu können. Ueber diesen Gruppen von leise Plaudernden hieng ein Kronleuchter, dessen Lampen durch kunstreiche Porcellanschirme bedeckt und das Licht so gedämpft wurde, daß, wenn man von einem vollkommen hellen Gemach hier herein trat, einem die Beleuchtung nicht anders erschien, wie das sanfte Licht des Vollmondes. Die Frau Herzogin litt zuweilen an den Augen, und dann liebte sie es, sich hier in dieses Halbdunkel zurückziehen zu können.

Das zweite Zimmer, in welchem gespielt wurde, war dagegen glänzend und strahlend. Seine Wände, mit gelber Seide bedeckt, warfen jeden Lichtstrahl hell zurück, die Vorhänge waren blau, und das Ameublement sehr einfach; das heißt, es bestand aus zwei Spieltischen, an denen je vier Sessel standen, einigen Fauteuils daneben für die Zuschauer, und zwei Eckdivans, vor welchen sich runde Tische befanden.

Das dritte Zimmer endlich, das letzte der ganzen Reihe, welches heute Abend geöffnet war, hatte grüne Wände, dunkelbraune Vorhänge, und hier befanden sich große, reich incrustirte Tische,

auf welchen die prachtvollſten Albums lagen. An einer Wand war eine rieſenhafte Etagère von geſchnitztem Paliſanderholz in der angenehmen dunklen Farbe, faſt ganz gleich mit der der Sammetvorhänge, welche man davor hin ziehen konnte. Auf dieſer Etagère lagen in den koſtbarſten Einbänden die ſeltenſten illuſtrirten Werke faſt aller Nationen — die Bibliothek der Frau Herzogin. — —

So ſah dieß kleine Appartement aus, und wenn es, wie heute Abend, durch den hellen Schein der Kerzen und Lampen freundlich beleuchtet war, ſo angenehm und ſanft durchwärmt, ſo durchduftet von Blumen und anderen Wohlgerüchen, wenn der Fuß des Eingetretenen ſo weich auf die dicken Teppiche trat, ja faſt hinein ſank, ſo mußte dieſer ſich geſtehen, es ſei das eine höchſt behagliche, ja entzückende Wohnung; namentlich aber, wenn er dann zufällig an ein Fenſter trat und den Vorhang aufhob, um in die dunkle Nacht hinaus zu blicken, in die Straßen, durch welche ein eiſiger Wind fegte.

Es hatte eben acht Uhr geſchlagen, als Graf Fohrbach, nachdem er drunten auf die Ermahnung des Kammerdieners haſtig ſeine Schärpe abgeworfen, die Treppen hinauf eilte und in das graue Vorzimmer trat. Es waren, wie der Hofmarſchall geſagt hatte, nur wenige Perſonen da: der Oberſthofmeiſter, die Oberſthofmeiſterin, ein paar ältere Kammerherren, zwei Damen vom Dienſt und einige penſionirte Excellenzen, deren Leidenſchaft es war, dem Spiel Ihrer Majeſtät zuzuſchauen und leiſe dafür oder dagegen zu wetten.

Der dienſtthuende Adjutant kam in der That ſchon etwas ſpät, denn Ihre Majeſtät war bereits eingetreten und die Frau Herzogin hatte bereits die Anweſenden begrüßt und ſich darauf zu ihrer Schweſter in's Spielzimmer zurückgezogen, wohin ſich denn

auch Graf Fohrbach auf einen bedeutungsvollen Blick des Hofmarschalls augenblicklich begab, um mit einer sehr tiefen Verbeugung gehorsamst einen guten Abend zu sagen und um Entschuldigung zu bitten, daß er so spät komme.

Die Frau Herzogin geruhten aber gnädigst zu bemerken, der Graf habe heute den Dienst gehabt, und es habe ihn nur dieser einige wenige Augenblicke zurückgehalten. — „Denn," fügte sie lächelnd bei, „Sie sind ja sonst ein wahres Muster von Pünktlichkeit."

Ihre Majestät begaben sich hierauf an den Spieltisch und bezeichneten den Hofmarschall als ihren Partner.

Graf Fohrbach spielte also mit der Frau Herzogin.

In dem Augenblicke, wo er sich auf seinen Stuhl niederlassen wollte, glitt der Kammerdiener Ihrer Hoheit wie ein Aal an seine Seite, that, als rücke er etwas an den silbernen Leuchtern des Spieltisches zurecht, und flüsterte mit einer tiefen Verbeugung und ganz ergebenst die Frage: „Seine Durchlaucht, der Herr Herzog werden nicht spielen?"

Die Herzogin hatte aber diese Frage ebenfalls vernommen und versetzte, indem sie die Karten in die Hand nahm: „Mein Sohn wird wahrscheinlich erst zum Souper kommen; ich vergaß, Ihnen das zu sagen."

Der Kammerdiener antwortete mit einer tiefen Verbeugung, wodurch er sich zu bedanken schien, daß er aus dem Munde der hohen Gebieterin selbst eine Auskunft erhalten. Dann aber schnellte er förmlich in die Höhe, hob seine lange bleiche Nase einige Zoll über das ihr gebührende Niveau, nahm eine sehr wichtige Miene an und spitzte zierlich seinen Mund.

Graf Fohrbach hatte sich unterdessen niedergelassen und war eben beschäftigt, die Spielmarken an seiner Seite auf einander zu

ſchichten, als er mit Verwunderung die dünne weiße Hand des Kammerdieners bemerkte, der ſich mit einem ſüßen Lächeln bemühte, eben dieſe Marken an ſich zu nehmen. Er ſah ihn fragend an, worauf derſelbe mit ganz leiſer Stimme entgegnete: „Es ſind die Marken Seiner Durchlaucht; ich legte ſie dahin, weil ich geglaubt, der Herr Herzog würden ſelbſt ſpielen.“

„So laſſen Sie ſie auch jetzt ruhig liegen,“ ſagte lachend die Herzogin. „Ich weiß wohl, mein Sohn gibt ſie jedesmal nach dem Spiele in Ihre Hand, aber ich denke, ſie werden hier ganz gut aufgehoben ſein.“

Die dünnen Finger zuckten zurück, die Geſtalt des Kammerdieners krümmte ſich, und er ſchlich rückwärts auf dem Teppich zurück und in das Nebenzimmer. Seine blaſſen Wangen aber hatten ſich ſanft geröthet, und ſein Auge, ſcharf und glänzend wie das eines Falken, blickte gierig nach den goldenen Marken.

„Iſt etwas Beſonderes an ihnen,“ fragte Ihre Majeſtät, „daß der Herzog ſie ſorgfältig aufbewahren läßt?“

„Es iſt wahrſcheinlich ein Cadeau,“ entgegnete achſelzuckend die Herzogin; „ſie ſind allerdings von einer netten Arbeit; das Ganze aber iſt wohl nichts mehr und nichts weniger als eine von Alfreds Eigenheiten.“

„Laſſen Sie doch ſehen.“

Der Graf erhob ſich ſchnell und brachte die vier Marken an die Seite Ihrer Majeſtät, welche ſie in die Hand nahm und betrachtete. „Sie ſcheinen hohl zu ſein,“ ſagte ſie; „wahrſcheinlich kann man ſie öffnen; ich kenne dergleichen Spielereien. — Erinnerſt du dich, Hedwig, Papa's Oberſthofmeiſter hatte ebenfalls dergleichen Marken, er ſchrieb dann kleine Zettelchen, die er hinein ſteckte und den Damen zuſchob. — Ein alter, wunderlicher Herr. Ich ſah das häufig, that aber nicht, als ob ich es bemerkte. Die

Marken waren gerade gemacht wie dieſe, alle vier ſchraubten ſich auf, aber nur eine hatte einen doppelten Boden. Wenn man aber oben auf die Emaille drückte, welche die Kartenfarbe darſtellt, ſo ſprang eine andere Cuivette auf; und darunter verbarg er ſeine kleinen Angelegenheiten."

„Das hier gehört vielleicht dem gleichen Zwecke an," meinte die Herzogin. „Gott! wer kann ſich um dergleichen bekümmern! — Iſt dir's gefällig, das Spiel anzufangen?"

Ihre Majeſtät nickten mit dem Kopfe.

„Coeur iſt à tout," ſagte ganz ergebenſt der Hofmarſchall.

Geneigter Leſer, du wirſt gewiß ſchon ſehr häufig in deinem Leben Whiſt geſpielt haben. Es iſt das an ſich ein harmloſes Spiel, außerordentlich leicht und angenehm, wenn man es mit ſehr gutmüthigen Leuten ſpielt, die es gerade ſo machen wie du, das heißt, ihre dreizehn Karten eine nach der andern auf den Tiſch werfen, die froh ſind, wenn ſie einen Trique machen, denen es auch nicht darauf ankommt, daß du ſo eben ihren Piquekönig geſtochen, während du doch den Zweier, Dreier und Vierer von dieſer ſchönen Farbe in der Hand behielteſt, die es am Ende auch nicht beſonders übel nehmen, wenn zum Schluß vielleicht eine Karte übrig bleibt, oder wenn du quatre d'honneur anſagſt, während ſie doch ſelbſt Aß, König und Dame beſaßen.

Nicht ſo angenehm iſt dagegen dieſes Spiel, wenn du es mit Leuten zu thun haſt, die ſich einbilden, darin große Meiſter zu ſein, und die nicht ſehr duldſamer und liebenswürdiger Natur ſind, die gerne aufbrauſen und in allen Dingen Recht haben wollen. Du kannſt es machen, wie du es willſt: du haſt beſtändig gefehlt; befolgſt du die Regeln des Spiels und es gefällt deinem Partner nicht, ſo zuckt er heftig die Achſeln, rückt unmuthig auf ſeinem Stuhle hin und her, wirft dir einen zornigen

Blick zu. — Ist es eine Dame, so ergelbt sie auch wohl ganz gelinde, und man sagt zu dir in gereiztem Tone: „Lieber Gott! man muß doch zuweilen Ausnahmen zu machen verstehen!“ — Machst du nun das Nächstemal eine Ausnahme, so hättest du dießmal um Alles in der Welt bei der Regel bleiben sollen. — Spielst du Coeur, so lacht man dir krampfhaft in das Gesicht, denn Pique war ja die angezeigte Farbe; Pique hätte ein Kind begreifen können; um hier bei dieser Veranlassung nicht Pique zu spielen, muß man doch offenbar der schlechteste Spieler sein, der je eine Karte in die Hand genommen. Spielst du nun das Nächstemal bei der ganz gleichen Veranlassung ein unschuldiges Piqueblättchen aus und hast zufällig die richtige Farbe getroffen, weßhalb du deinen Partner triumphirend anblickst, so erwiedert derselbe doch diesen Blick mit wahrhaftem Entsetzen. Er wiegt den Kopf hin und her, als wolle er sagen: bei dieser Ungeschicklichkeit kann man nichts thun, als sich in Geduld fassen. Und frägst du endlich: „war denn Pique dieses Mal wieder nicht recht?“ so lächelt man vielleicht mitleidig und entgegnet dir: „Mein bester Herr, Pique an sich wäre schon nicht ganz unrecht gewesen, aber wie können Sie um Gotteswillen den Zehner ausspielen, wenn Sie den Buben in der Hand haben? Das heißt ja muthwillig Alles auf's Spiel setzen! Ah! das ist doch ein Bischen zu stark!“

Wahrhaft peinlich ist es aber nun, Whist mit hohen Herrschaften zu spielen, wo du auf alle Fälle Unrecht hast, wo du keine Gegenrede wagen darfst, wo du beim Unglück, durch schlechte Karten herbeigeführt, dasselbe verschuldet, wo dich dagegen beim Glücke dein Partner oder Partnerin durch ihr glänzendes Spiel mit durchgerissen. Hier erhältst du natürlich selten oder nie einen lauten Vorwurf, aber dafür trifft dich ein sonderbar fragender

Blick; ein leichter Huſten iſt dir außerordentlich verſtändlich; ein kaum bemerkbares Achſelzucken oder ein gelinder Seufzer ſchmettert dich gänzlich zu Boden. — So ergeht es dem vortrefflichen Spieler, der mit aller Anſtrengung ſeiner Verſtandeskräfte bei der Sache iſt und ſich durch nichts zerſtreuen läßt.

Welche Qualen dagegen ein Unglücklicher, ein Liebender, ein Eiferſüchtiger am Spieltiſche der höchſten Herrſchaften ausſtehen muß, davon, geneigter Leſer, biſt du vielleicht glücklicher Weiſe nicht im Stande, dir einen Begriff zu machen.

Und der arme Graf Fohrbach befand ſich in dieſem Falle; doch machte er übermenſchliche Anſtrengungen, ſich vor den ſtrengen Augen der Frau Herzogin keine Blöße zu geben, und das Glück, das ihm heute Abend in der Liebe manquirt, war ihm denn auch, gemäß dem Sprüchwort, im Spiele günſtig, und er bekam, wie der Hofmarſchall bei jedem Ausgeben ſeufzend verſicherte, immenſe Karten. Die Frau Herzogin lächelte holdſelig und freundlich, denn Ihre Majeſtät und Seine Excellenz waren groß Schlemm geworden und hatten einen ſehr ſtarken Rubber eingebüßt.

Und nicht allein die verlorene kleine liebenswürdige Soirée bei dem Major von S. beſchäftigte die Phantaſie des unglücklichen Grafen, nicht nur der Herzog, der ſtatt ſeiner dorthin gefahren, nein, auch die Marken Seiner Durchlaucht, die vor ihm auf dem Tiſche lagen, feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit, und er mußte ſie immer und immer wieder nachdenkend betrachten, als verbärgen ſie ihm irgend ein wichtiges Geheimniß. — Warum wollte ſie der Kammerdiener ſo ſchleunig fortnehmen? — Sie waren hohl, wie Ihre Majeſtät meinten, und Ihre Majeſtät hatten ferner einer Geſchichte gedacht, wo irgend ein ſeliger Oberſthofmeiſter in ähnlichen Marken den Damen Billete zuzuſtecken gewußt.

Wie geſagt, der Rubber war zu Ende und Ihre Majeſtät ſchienen nicht darauf zu dringen, augenblicklich einen neuen zu beginnen, ſie lehnten ſich vielmehr in ihren Stuhl zurück und ſprachen leiſe mit der Frau Herzogin.

Auf den Marken befanden ſich, wie Ihre Majeſtät vorhin bemerkt, in Emaille die vier Kartenfarben. Der Graf ſpielte mit Treff, nahm die Marke leicht in die Hand, ließ ſie, wie ganz abſichtslos, unter dem Tiſche verſchwinden, und drehte daran. — Ihre Majeſtät hatte Recht: die Marke öffnete ſich und bot ein kleines Gehäuſe dar, welches aber leer war und auch nichts Weiteres zeigte, als er auf die Emaille drückte. Ganz geſchickt wußte er Treff, nachdem er wieder zugeſchraubt hatte, auf den Tiſch zu bringen und nahm dafür Caro. — Auch Caro war und blieb leer, ebenſo Pique; — aber Coeur. — — Scheu blickte er umher, um zu ſehen, ob Niemand auf ihn achte. Doch die Herrſchaften ſprachen noch immer leiſe zuſammen, und der Hofmarſchall hatte die Rechnung über den verlorenen Rubber in der Hand und überlegte, wie viele Ducaten ihn das Spiel heute Abend koſten würde. — — Richtig! Coeur war nicht leer; bei einem Drucke auf die Emaille ſprang die Cuivette auf, und unter derſelben lag ein kleines, zuſammen gefaltetes Papier. — War es Unrecht, dieß an ſich zu nehmen? — Es zu *behalten* — gewiß, aber nicht, es nur zu leſen und dann wieder hinein zu legen. Mit dieſen Gedanken beſchwichtigte der junge Mann ſein Gewiſſen. — „Es iſt das eine Kriegsliſt," ſprach er zu ſich ſelber, „ich recognoscire nur feindliches Terrain; denn der Herzog iſt in dieſem Punkte mein Feind, und ich fürchte, wir werden einen erbitterten Krieg mit einander führen. — — — — Nein, nein! da gilt keine Schonung. Wer weiß, ob er ſelbſt mich nicht ſtatt ſeiner hieher gebracht hat!"

Unter dieſen Gedanken hatte er auch ſchon die Marke geleert, ſie wieder zugeſchraubt und auf den Tiſch geſtellt.

Wie aber nun das Papier leſen? — Und das mußte ſchnell geſchehen, denn ſobald Ihre Majeſtät zufällig das Spiel aufhob, ſo hatte er nicht mehr Zeit, den Zettel in die Marke zu ſtecken, und der ſchlaue Kammerdiener mußte augenblicklich den Verluſt deſſelben entdecken.

Glücklicher Weiſe half ihm der Hofmarſchall über dieſe Klippe hinweg, indem er ihm die Whiſtrechnung ſowie den Bleiſtift darreichte und ihm ſagte: „Sehen Sie doch mal nach, Graf Fohrbach, da muß irgendwo ein Fehler ſtecken, Plus und Minus ſtimmt mir nicht überein.“

„Laſſen Sie ſehen,“ verſetzte der Graf entzückt, während er das Papier ergriff, ſeinen Zettel, den er in der hohlen Hand verbarg, geſchickt darauf legte und ſtatt ſich um die Zahlen zu bekümmern, die Worte las:

„Bericht — wie gewöhnlich um 11 Uhr. Vierte Thüre neben der blauen Gallerie“

welche er ſich feſt in's Gedächtniß einprägte.

„Nicht wahr, es iſt ein Fehler darin?“ fragte die Excellenz. „Sehen Sie, hier plus zwanzig und dort nur minus fünfzehn.“

„Laſſen Sie mich rechnen,“ erwiederte der Adjutant, der jetzt erſt das andere Papier betrachtete. — „Ach ja! hier ſteckt der Irrthum; die fünf Points minus gehören dorthin. Sehen Sie, ſo gleicht ſich die Rechnung völlig aus.“

„Ja, Sie haben Recht,“ ſagte die Excellenz, „es macht freilich fünf Points mehr Verluſt für mich, aber man muß auch in kleinen Dingen ehrlich ſein.“

Es war ein Glück, daß es dem Grafen ſo ſchnell gelungen war, das Papier ohne Aufſehen zu leſen und ebenſo in die Marke

zurückzuſtecken, denn Ihre Majeſtät ſchienen jetzt ſchon alle Luſt am Spiele verloren zu haben, ließen Ihre Schulden durch ihren Kammerherrn berichtigen und erhoben ſich darauf mit der Frau Herzogin vom Tiſche.

Der Hofmarſchall und der Adjutant machten eine tiefe Verbeugung; Erſterer ging in das Bibliothekzimmer, der Andere ſchritt langſam nach dem grauen Kabinete, doch blieb er unter der Thüre deſſelben hinter dem Vorhange einen Augenblick ſtehen.

Kaum waren die Herrſchaften vom Spieltiſche aufgeſtanden, ſo erſchien alsbald der Kammerdiener und packte die vier Marken ſeines Herrn zuſammen, warf einen ſchnellen Blick auf jede einzelne, dann einen anderen durch das Zimmer, um ſich zu überzeugen, ob Niemand die Haſt bemerkt habe, mit welcher er die Marken in Sicherheit gebracht.

Doch hatte ihn der Graf wohl beobachtet, und nachdem dieſer das Zimmer verlaſſen und nothgedrungen mit einigen Herren und Damen, die ihm gerade in den Weg traten, ein paar gleichgültige Worte gewechſelt hatte, zog er ſich hinter eine große Epheuwand zurück und ließ ſich dort auf ein Sopha nieder.

„Vor allen Dingen muß ich mir klar machen," dachte er, „für wen der Zettel beſtimmt iſt. — Ohne Zweifel für den Herzog. — Aber warum alsdann dieſe Heimlichkeiten mit den Marken? Hätte ihm der Kammerdiener nicht ebenſo gut dieſes Papier in die Hand geben können? — Halt! da gibt's was zu überlegen. Dieſer Zettel kam vielleicht während der Tafel und wurde an den bewußten Ort gelegt, damit ihn Seine Durchlaucht ohne Aufſehen an ſich nehmen könne. — Der Herzog will es wahrſcheinlich vermeiden, daß man ihn geheimnißvolle Worte mit dem Kammerdiener ſeiner Mutter wechſeln ſieht. — Oder — nein, nein! — So

muß es ſein! — Der Kammerdiener ſelbſt iſt nicht eingeweiht, wie man dieſe Marken öffnet, er weiß nur, daß ſie für den Herzog koſtbar ſind, deßhalb wollte er ſie zu ſich nehmen. — Ein Anderer aber, ja ein Anderer, der nicht in dieſen Kreis kommt, kennt das Geheimniß der Marke und legte den Zettel hinein, um Seine Durchlaucht zu benachrichtigen. — — — — Bericht wie gewöhnlich," murmelte er vor ſich hin, „um eilf Uhr. — Das iſt ſehr unbeſtimmt, wird aber um eilf Uhr heute Abend heißen ſollen, denn ſonſt hätte jener Andere ja Zeit gehabt, dem Herzog zu ſchreiben. — — Die vierte Thüre neben der blauen Gallerie. — Das klingt ſchon begreiflicher: die blaue Gallerie kenne ich ſehr genau, und die vierte Thüre wird nicht ſchwer zu finden ſein. — Aber was an dieſer vierten Thüre thun? — Soll der, welcher hinkommt, einen Bericht erhalten oder einen geben? — Das Letztere wäre für mich ſehr unangenehm. — Bah! wie kann ich da zweifeln? Man kann einen Herzog nicht nur ſo zum Bericht auffordern. — Nein, nein! man will ihm irgend etwas Intereſſantes anvertrauen. — Und da das Ganze auf hundert Meilen nach einer Liebesgeſchichte riecht, und da Seine Durchlaucht der Herr Herzog die außerordentliche Gnade haben, Seine leichtfertige Cour einer jungen Dame zu machen, die ich unbeſchreiblich und aufrichtig liebe, — da er ferner heute Abend meinen Platz eingenommen, ſo werde ich mir auch wahrhaftig kein Gewiſſen daraus machen, als Revange ein wenig für ihn zu gelten. — — — — Ja, ich werde hingehen, denn es iſt mir gerade, als müßte dort Etwas verhandelt werden, was für mich am Ende noch von größerem Intereſſe iſt als für ihn."

Damit war ſein Entſchluß gefaßt; er erhob ſich beruhigt aus ſeiner Ecke und miſchte ſich wieder unter die Geſellſchaft.

Die kleine Soirée nahm übrigens recht langweilig ihren

Fortgang, wie es wohl meiſtens bei einer höchſten Spielpartie der Fall iſt, wo nicht geſpielt wird. Die Herrſchaften hatten ſich am Kamine niedergelaſſen und zogen nur hie und da eine der alten Excellenzen in den Bereich ihrer Unterhaltung, wobei übrigens Ihre Majeſtät häufig auf die Uhr blickte und ſich entweder nach dem Fortgehen oder dem Souper zu ſehnen ſchienen.

Das Letztere kam nun gegen halb Eilf, und brachte wieder einiges Leben in die Geſellſchaft. Die Damen und Herren in den Ecken des Zimmers hörten auf, verſtohlener Weiſe zu gähnen, die Fächer wurden nicht mehr unaufhörlich auf und zugeklappt, die Hüte nicht mehr in den weißen Handſchuhen hin und her gedreht. Es war, als fliege ein allgemeines Ah! durch das Zimmer, und nicht blos die Bedienten rannten geſchäftig hin und her, um die gedeckten Tiſche im Spielzimmer mit einer Menge Platten voll kalter Küche, mit Früchten und allerlei Weinen zu bedecken, auch die Herren bewieſen ſich liebenswürdig gegen die Damen. Die Hüte wurden in einem Winkel placirt, die Damen ſetzten ſich nieder, und ließen ſich mit dem, was gerade nach ihrem Geſchmacke war, bedienen, worauf man dann bald nichts mehr hörte als das Klappern der Teller, Meſſer und Gabeln, oder das leiſe Klingen eines Glaſes.

Aber in der Art, wie die Leute ihr Souper einnahmen, lag eigentlich ſo gar nichts Behagliches. Die Herren verzehrten ihr Bißchen meiſtens ſtehend, die Damen, indem ſie abwechſelnd einen Blick auf den Teller und dann wieder einen auf die allerhöchſten Herrſchaften warfen. Es war keine Ruhe bei dieſem Eſſen: man konnte ſich doch nicht am Ende der Gefahr ausſetzen, einen gnädigen Wink oder ein freundliches Lächeln zu überſehen; deßhalb die ewige Aufmerkſamkeit auf den allerhöchſten Teller und den allerhöchſten Mund, und erſt als man ſicher war, daß Letzterer

gerade ſelbſt beſchäftigt war, zwang man heftig und unnachſichtlich ſchluckend irgend einen tüchtigen Biſſen hinab, um gleich darauf wieder kampfgerüſtet zu ſein.

Den Herren erging es zuweilen noch ſchlimmer, und eine unzeitige Frage Ihrer Majeſtät konnte im Stande ſein, ſie in die furchtbarſte Verlegenheit zu ſetzen. — Antworte einmal Einer correct und deutlich, wenn er vom Viertel eines ziemlich großen Kapaun's im Munde hat; das ſchluckt ſich nicht nur ſo augenblicklich hinunter. — Aber auf eine Antwort warten laſſen! — Lieber riscirt man im Verſchlingen das Unmögliche.

Der geneigte Leſer wird hieraus erſehen, daß das Eſſen und Trinken bei Hofe auch ſeine großen Unannehmlichkeiten hat, und daß die Herren und Damen deſſelben darum gerade nicht zu beneiden ſind. Man kann von ihnen in Wahrheit ſagen, ſie eſſen meiſtens ihr Brod im Schweiße ihres Angeſichts; und es iſt das oftmals ein hartes Brod, nicht gewürzt durch wahre Freude. Die Meiſten von denen, welche der Spielpartie heute Abend anwohnen mußten, — wir ſagen nicht ohne Abſicht *mußten*, — gingen faſt mit den gleichen Gefühlen hin, wie der arme Graf Fohrbach. Sie ſchleppten am Fuß ihre unſichtbare Kette und fühlten ſich wohl unglücklicher, wenigſtens gelangweilter, als Tauſende von anderen Menſchen, die im mäßig erwärmten Zimmer um eine Schüſſel Kartoffeln ſitzen, ein Stück Brod in der Hand und einen freien Willen im Herzen. — Hier betritt man den glänzenden und reich erleuchteten Salon, nachdem man vor der Thüre ſich vielleicht heftig auf die Lippen gebiſſen und einen letzten tiefen Seufzer gethan, da man an andere Freuden gedacht, die heute Abend zu genießen wären. Darauf legt ſich das Geſicht in freundliche Falten, das Auge glänzt ſchalkhaft und liebenswürdig, und dieſe Maske muß den ganzen Abend feſtbehalten werden, obgleich manche dieſer

ſcheinbar ſo glücklichen Damen ſich lieber mit gerungenen Händen in eine Ecke ſetzen würde, um heiße, bittere Thränen zu weinen. Ja, der Ausdruck der Freude und des Glückes muß beibehalten werden, bis Ihre Majeſtät zweimal leicht den Mund verzieht und dann bemerkt: „es iſt ſogleich eilf Uhr," bis ihr eines der Ehrenfräuleins den weißen Burnus umhängt, bis ſie die Frau Herzogin auf die Stirn geküßt hat und mit einem „adieu ma chère!" Abſchied genommen. — Dann folgt noch ein tiefer Knix rings umher, ein zweiter, wenn ſich endlich auch die Frau Herzogin zurückzieht; die Thüren zu den Vorzimmern werden geöffnet, die Bedienten reichen Mäntel und Shawls, die Herren ſagen flüchtig eine gute Nacht, die Damen ſuchen ihre Wagen oder eilen durch die nun ſehr öden und halb dunkeln Gänge des Schloſſes nach ihren Zimmern, — und dann erſt fällt die Maske, dann erſt trübt ſich der bis jetzt ſo heitere Blick, und Manche denkt an einen verlorenen Abend, Manche preßt die Hand auf das Herz und ſchaudert leicht zuſammen, wenn ſie an ſo viele dergleichen Abende denkt, die ſchon hinter ihr liegen, und an unzählige, die wahrſcheinlicher Weiſe noch auf ſie warten. — — — — Und ſo iſt das auch eine Art Sclavenleben, geliebter und ſehr geneigter Leſer.

In der beſchriebenen Art ging auch die heutige Soirée zu Ende, und wenige Augenblicke, nachdem ſich die Herrſchaften zurückgezogen, war das kleine ſchöne Appartement gänzlich verlaſſen. —

Was nun den Herrn Herzog anbelangte, ſo hatte er ſich auch nicht beim Souper ſehen laſſen, wodurch ſich der Graf veranlaßt ſah, mehrere tiefe Seufzer zu unterdrücken, zuweilen die rechte Hand krampfhaft zu ballen und auf ſeinem einmal gefaßten Entſchluſſe, den Bericht ſelbſt anzuhören, feſt zu beharren.

Nachdem er den Herren und Damen, die an ihm vorüber

geeilt, eine gute Nacht gewünscht, ließ er ſich von ſeinem Jäger, der im Vorzimmer auf ihn wartete, den Mantel umhängen.

„Du haſt den Herrn Erichſen getroffen?“ fragte er ihn.

Worauf Franz erwiederte: „Ich habe den Brief Euer Erlaucht in ſeine Hände gegeben.“

„Er las ihn durch?“

„Herr Erichſen las ihn durch, lächelte und ſagte: ich will es beſtens beſorgen.“

„Schön; ich danke. Du kannſt mit dem Wagen nach Hauſe zurückkehren; ich brauche ihn nicht und komme vielleicht in einer Stunde zu Fuß. — Gehe aber vorher drunten in's Adjutantenzimmer und nimm die Schärpe mit, die dort liegen geblieben.“

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Bericht.

Es war unterdeſſen eilf Uhr geworden; Graf Fohrbach zog ſeinen Mantel feſter um ſich und ſchritt über das Veſtibul und die große Treppe hinab, die nur noch ſpärlich erleuchtet war. Die blaue Gallerie lag im anderen Theile des Schloſſes, und um dorthin zu kommen, mußte er über einen langen Corridor, der beinahe gänzlich dunkel war, denn nur an beiden Enden deſſelben flackerten um dieſe Stunde noch ein paar trübe Lampen. Doch kannte er den Weg genau, und wenn er ſehr behutſam dahin ſchlich, ſo geſchah dieß nur, damit ſeine Sporen auf dem Steinpflaſter nicht klirren und irgend einen der ſich unten aufhaltenden Bedienten oder die Wache beunruhigen möchten.

Es iſt aber eigenthümlich, wie ſich in der Stille der Nacht jeder Ton verdoppelt und hörbar iſt, den man am Tage gar nicht beachtet. So vernahm auch Graf Fohrbach jetzt deutlich ſeinen leiſen, faſt geräuſchloſen Schritt, und wenn ſich zufällig ſein

Säbel bewegte, ſo klirrte es gerade ſo, als raſſele Jemand mit einer Kette.

Der Adjutant erreichte bald das Ende des Corridors und ſtieg dort eine Wendeltreppe hinauf, die ihn auf einen Vorplatz führte, den er quer durchſchreiten mußte, um zum Eingange der blauen Gallerie zu gelangen. Hier war es ſchon ſchwieriger, ſich zurecht zu finden, denn nirgendwo brannte ein Licht, und die Nacht war ſo finſter, daß man kaum die hohen Fenſter von der Wand unterſcheiden konnte. —

Hier war die blaue Gallerie; jetzt galt es, die vierte Thüre zu finden. Sehen konnte er nicht eine einzige; er mußte alſo an der Wand hintappen und ſich ſeinem Gefühle überlaſſen.

„In dieſer greifbaren Finſterniß," dachte er, „geht mir auf einmal über Etwas ein Licht auf; ich erkläre es mir jetzt vollkommen, zu welchem Zwecke ſich neulich der Herzog drüben in dem Laden die kleine elegante Blendlaterne kaufte. So ein Ding könnte ich auch jetzt hier ganz gut gebrauchen. — Das war die zweite Thüre. — Nun kommt die Dritte. — Da iſt ſie! — Aber nun halt! — Wahrſcheinlich werde ich an der vierten und richtigen ein Zeichen brauchen, um eingelaſſen zu werden. Das wäre unangenehm, da ich bis hieher ſo ohne allen Anſtand gekommen und weiter nichts weiß. — — — — Vielleicht auch, daß ich meine Anweſenheit durch einen lauten Schritt anzeigen muß. Hier wohnt eigentlich Niemand, wie ich glaube, und wir können ſchon ein wenig hörbarer auftreten."

So that er auch, und dieß Manöver brachte augenblicklich eine Wirkung hervor. Es erſchien nämlich rechts neben ihm, wo die vierte Thüre ſein mußte, ein kleiner leuchtender Punkt, wie wenn ſich Jemand mit einem Lichte dieſer Thüre näherte und der Schein deſſelben durch das Schlüſſelloch fiele. — Mit zwei wei-

teren Schritten hatte er die Thüre erreicht und nun vernahm er zu ſeinem großen Vergnügen, daß dieſelbe langſam geöffnet werde. Er ergriff mit der Hand die Klinke, drückte ſie ganz auf, trat eilig über die Schwelle und befand ſich in einem ziemlich kleinen Zimmer, einem jungen Mädchen gegenüber, die bei ſeinem Anblick ſo heftig zuſammen fuhr, daß ihr die Wachskerze, welche ſie in der Hand trug, faſt entfallen wäre. Einen lauten Aufſchrei, der wahrſcheinlicher Weiſe gefolgt wäre, verhinderte der Graf, indem er den Finger erhob und dem Mädchen leiſe aber eindringlich: „ſtille!“ zurief. — Darauf verſchloß er die Thüre, ſchob einen Riegel vor und ließ einen ſchweren Vorhang darüber fallen, bei deſſen Anblick er begriff, weßhalb er früher keine Spur des Lichtſtrahles geſehen.

Nachdem dieß geſchehen, machte er ein paar Schritte weiter in das Zimmer hinein gegen das Mädchen hin, die mit einem wahren Ausdruck des Entſetzens gegen das ebenfalls dicht verhängte Fenſter zurückwich.

„Das iſt ein ſonderbares Abenteuer,“ dachte er. „Sollte es ſich hier um ein einfaches Rendezvous handeln? — Ich glaube nicht; und wenn dem ſo wäre, müßte ich mich eilig zurückziehen, denn das ginge alsdann über Indiscretion. — Doch nein, nein! die Kleine da hat mir ein ganz anderes Ausſehen. Suchen wir auf eine geſcheidte Art zu unſerem Berichte zu kommen.“

Das Mädchen hatte den Leuchter auf den Tiſch geſtellt, ohne ihn aus der Hand zu laſſen, die noch immer heftig zitterte. Sie hatte eine ſchlanke, ſchmächtige Figur, ein ſchmales, bleiches Geſicht und blondes Haar, welches in zwei dicken, ſehr zierlichen Flechten um ihren Kopf gewickelt lag. Ihr einfacher und ſauberer Anzug war, wie ihn die Kammerjungfer einer anſtändigen Dame zu tragen pflegt. — Sie vermochte es nicht, ein Wort hervor zu

bringen und ſtarrte den Eingetretenen mit ihren großen blauen Augen an, wobei ſich ihre feinen Lippen krampfhaft bewegten.

„Beruhigen Sie ſich doch, mein Kind,“ ſagte der Graf ſo ſanft als möglich, „ich werde Ihnen gewiß nichts zu Leide thun. — Gewiß nicht! auf mein Wort! Laſſen Sie Ihren Leuchter ruhig auf dem Tiſche ſtehen und ſetzen Sie ſich meinetwegen in jene Ecke, während ich hier, ſehr entfernt von Ihnen, auf dem Tabouret Platz nehmen will. — So thun Sie es doch! — Ich komme bei Gott! in keiner ſchlechten Abſicht.“

Nach längerem Zögern that das Mädchen endlich, wie er ihr geheißen. Sie ließ die Hand von dem Tiſche herabgleiten, ging rückwärts zu dem bezeichneten Stuhl, blieb aber dort aufrecht ſtehen und ſchien ſich an der Lehne feſtzuhalten.

„Sie haben mich nicht hier erwartet?“ ſagte der Graf, nachdem er ſie eine Zeit lang betrachtet.

„Nein, nein, nein! — gewiß nicht!“ brachte das Mädchen mühſam hervor.

„Aber Jemand anders ſollte kommen? — Schütteln Sie nicht den Kopf: ich weiß Alles. — Jemand anders wurde von Ihnen hier um eilf Uhr erwartet. — — — — Da hilft ja kein Läugnen. — Sie hatten ihm Etwas mitzutheilen. — Sehen Sie, Sie ſchlagen die Augen nieder. — — Nun alſo, ich komme an ſeiner Stelle; laſſen Sie mich hören, was Sie zu ſagen haben.“

Das Mädchen ſchüttelte mit dem Kopfe, ſchlug die Hände zuſammen und drückte ſie alsdann heftig an ihre Augen.

„Sie trauen mir nicht,“ fuhr der junge Mann nach einer Pauſe fort. — „Nun, ich finde das begreiflich. — Sie erwarten Jemand, den Sie ſchon länger kennen, nun erſcheint plötzlich ein Unbekannter, — das muß Sie natürlicher Weiſe überraſchen. — — Wenn ich Ihnen aber ſage,“ — dieſe letzten Worte ſprach er

in beſtimmtem Tone und ſehr langſam, — „daß Seine Durchlaucht der Herzog Alfred hieher kommen ſollte, daß er aber augenblicklich nicht im Schloſſe iſt und daß ich ſtatt ſeiner hier bin, — iſt das Alles nicht wahr?“

Das Mädchen ließ ihre Hände herab ſinken, ſchaute ihn mit einem feſten Blicke an und entgegnete alsdann: „Was hilft mein Läugnen, Sie haben mich ja in Ihrer Gewalt.“

„Ach was Gewalt!“ entgegnete er unmuthig. „Davon kann gar keine Rede ſein. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen; Sie haben es mit keinem Undankbaren zu thun.“

Ein ſchmerzliches Lächeln flog bei dieſen Worten über ihre Züge, dann ſeufzte ſie tief auf und flüſterte: „Es iſt etwas Schönes um die Dankbarkeit; o, wenn auch ich dankbar ſein dürfte!“

„Alſo Sie erwarteten den Herrn Herzog?“

„Ja,“ ſprach das Mädchen nach einer Pauſe mit feſterer Stimme.

„Schön. — Nun bin ich aber da. — Sprechen Sie ohne Rückhalt. Was haben Sie mir zu ſagen?“

„Ich brauche nicht zu ſprechen,“ erwiederte das Mädchen mit ſanfter Stimme, „ich brauche nur auf Fragen, die an mich geſtellt werden, zu antworten. — Alſo fragen Sie in Gottes Namen!“

Auf dieſe Worte huſtete der Graf gelinde und ſah ſein Gegenüber erſtaunt an. — „Das iſt ein ſchönes Labyrinth,“ dachte er. „Finde mir da Jemand einen Ausweg! Ich komme da her, um einen Bericht zu hören, und jetzt ſoll ich dieſen Bericht mit Fragen heraus locken. — Was ſoll ich fragen, ohne mir eine Blöße zu geben? Denn ich weiß nicht einmal, wer das Mädchen iſt, und alſo auch nicht, worüber ſie mir Auskunft zu geben ver-

mag. — Helfen wir uns, ſo gut wir können. Sie muß doch bei irgend einer Herrſchaft ſein, nach der wollen wir uns ein wenig erkundigen; vielleicht gibt ſich das Andere von ſelbſt. — — Alſo," begann der Graf nach einem längeren Stillſchweigen, und nachdem er ſich mit der Hand über das Geſicht gefahren, auch ſeinen Schnurrbart gedreht und den Mantel etwas von der Schulter herab genommen, „alſo Sie erwarten meine Fragen?"

„Ja," erwiederte das Mädchen.

„Nun denn! — Teufel!" dachte er, „wer ihre Herrſchaft iſt, darf ich nicht fragen, — aber wo ſie ſich im Augenblicke aufhält. Das geht! — Nun denn, iſt Ihre Herrſchaft zu Hauſe?"

„Das gnädige Fräulein kamen vor einer halben Stunde."

„Ah! ein Fräulein! — Das iſt ſchon Etwas!" ſprach er für ſich. — „Und — hm! — ſie — ſie — blieb zu Hauſe?"

„Sie begab ſich zu Bette."

„Natürlich! — es iſt ſchon ſpät. — Und wo war denn das gnädige Fräulein, wenn ich fragen darf?"

„Sie fragen nur für den Abend? — Oder meinen Sie den ganzen Tag?"

„Vorderhand iſt es mir nur um den Abend zu thun," erwiederte Graf Fohrbach, der wohl fühlte, daß er bald mit ſeinen Fragen am Ende ſei. „Dann aber wünſche ich auch Einiges über den Tag zu erfahren."

„Das gnädige Fräulein waren von Sechs bis halb Acht bei der Tafel und fuhren darauf in Geſellſchaft."

„Wohin?"

„Zu dem Herrn Major von S."

„Was?" rief der Graf im höchſten Erſtaunen, indem er heftig zuſammenfuhr und dicht vor das Mädchen hintrat, „zu Major von S.? — Träume ich denn? — Zu Major von S.?"

„Um Gotteswillen! ja. Ich ſage gewiß die Wahrheit,“ verſetzte ſie erſchrocken.

„So iſt Ihr Fräulein — — Eugenie von S.?“

„Allerdings!“ rief das Mädchen, nun ihres Theils überraſcht. — „Das wußten Sie nicht?“

„Nein, beim Teufel! ich wußte es nicht. — Ah! das iſt ein Bischen zu ſtark!“

„So hat Sie auch der Herr Herzog nicht geſchickt?“ fuhr ängſtlich das Mädchen fort.

„Nein, nein, er hat mich gewiß nicht geſchickt; aber ich danke Gott, daß ich gekommen bin. — Sie alſo betrifft dieſer Bericht? — Eugenie? — O das iſt über alle Beſchreibung! Sprich Mädchen,“ fuhr er ernſter fort, indem er ihr Handgelenk faßte; „jetzt werde ich wirklich Fragen ſtellen, bitte aber um richtige und pünktliche Antworten. — Sie haben alſo den Herrn Herzog hier erwartet?“

„Ja, ich ſagte es ſchon.“

„Und er kam ſchon öfters hier in dieſes Zimmer?“

„Zuweilen hier, zuweilen anderswo, wie es mir befohlen war.“

„Wie es Ihnen befohlen war? — doch davon nachher! — Alſo Sie trafen hier oder anderswo mit dem Herrn Herzog zuſammen, um ihm — Bericht über Ihre Herrin zu geben, über ihr Leben und Treiben, was ſie thut und ſpricht, zu wem ſie geht, wer zu ihr kommt? — Ah! Verrath ohne Gleichen! — Schändlichkeiten, wie noch keine da geweſen! — Und das fühlen Sie nicht? — Ein ſolches Verbrechen liegt nicht ſchwer auf Ihrer Seele? — Pfui der Schande!“

Anfänglich hatte das Mädchen den jungen Mann mit weit aufgeriſſenen Augen angeſtarrt, dann ſchlug ſie die Hände vor

das Geſicht und ein tiefer, ſchmerzlicher Seufzer wand ſich aus ihrer Bruſt; zuletzt aber, als ſein Auge flammte und er mit Entrüſtung des ſchändlichen Verraths gegen ihre Herrin erwähnte, ließ ſie langſam die Hände von ihrem Geſicht herab ſinken, athmete tief auf und blickte in die Höhe, aber nicht mehr ängſtlich oder niedergedrückt, ſondern als wollte ſie ſagen: Gott ſei gedankt! — Eine Thräne, die in ihrem Auge zitterte, bekräftigte dieſen Gedanken.

„So ſind Sie der Herr Graf Fohrbach?“ brachte ſie darauf mühſam hervor.

„Der bin ich. — Woher kennen Sie meinen Namen?“

„O, er wird oft bei uns genannt,“ entgegnete ſchüchtern das Mädchen.

Zu jeder andern Zeit hätte ihn dieß Wort glücklich und vergnügt gemacht, aber in dieſem Augenblicke, wo er einer ſo ausgedachten Verrätherei auf die Spur gekommen war, einer Verrätherei gegen ſie, gegen das Mädchen, das er ſo innig liebte, brachte es keine große Wirkung auf ihn hervor. — Und es war ja nicht nur eine Verrätherei gegen Eugenie; wer weiß, welchen Zweck man hatte, ihre Handlungen und Worte zu belauſchen, ihre Schritte mit Schlingen und Fallen zu umgeben! — Wohl durchzuckte es ihn ſeltſam, als das Mädchen ſagte, ſein Name werde oft genannt, doch machte er eine ablehnende Handbewegung gegen ſie.

„So oft genannt,“ fuhr ſie eifriger fort, „daß er mir leicht im Gedächtniſſe blieb und daß ich immer auf die Stunde hoffte, wo es mir vielleicht vergönnt ſein würde, Sie zu ſprechen, zu Ihren Füßen zu fallen, Ihren Schutz anzuflehen.“

Bei dieſen Worten that das Mädchen wie es ſagte: es ſank

neben dem Stuhle nieder, und als der Graf erſtaunt einen Schritt zurücktreten wollte, faßte es nach ſeinem Mantel.

„Das iſt eine ſonderbare Comödie," ſagte er. „Was Teufel brauche ich Sie zu ſchützen? — Sie ſcheinen mir ſelbſtſtändig genug zu ſein, ſtehen ja auch unter weit mächtigerem Schutze als der meinige iſt. Uebrigens bitte ich recht ſehr, ſtehen Sie auf; ich mag Sie nicht da liegen ſehen, ſelbſt wenn dieß am Ende eine Stellung iſt, die Sie wohl verdienen nach dem, was Sie einer gewiß ſo guten und ſanften Herrin gethan."

„O mein Gott! ja, ſie iſt ſo gut und ſo ſanft," verſetzte jammernd das Mädchen. Dabei ließ ſie den Mantel los, ſtützte ſich mit der einen Hand auf den Boden und ſchien mit der anderen ihre herabſtürzenden Thränen zurückhalten zu wollen.

„Die Ihnen gewiß nie Veranlaſſung zu dieſem Schritte gab," fuhr er entrüſtet fort.

„Nie," ſagte das Mädchen. — „Nie! nie! Man fühlt bei Fräulein Eugenie nicht, daß man Dienerin iſt; man arbeitet zu ſeinem Vergnügen, indem man ihre freundlichen Bitten erfüllt; man wird belohnt durch Gutmüthigkeit und Vertrauen. — Nie kommt ein hartes Wort über ihre Lippen, nie hat man bei ihr eine Laune zu ertragen."

„Und doch," rief der junge Mann, mehr und mehr überraſcht, während er einen Blick des Abſcheu's auf die Knieende warf, „und doch dieſe Verrätherei? — So alſo belohnen Sie die Liebe und Güte Ihrer Herrin?"

„Ich muß ja wohl!" klagte das Mädchen und rang wie verzweifelnd die Hände. „Bei Gott dem Allmächtigen! ich muß, man zwingt mich dazu."

„Wer kann Sie zwingen? — Sind Sie nicht die Herrin Ihrer Handlungen, ſind Sie nicht in dem Punkte vollkommen frei?"

„O nein! o nein! ich bin nicht frei; ich muße dieſen Befehlen Folge leiſten.“

„Den Befehlen Ihrer Herrin?“

Sie ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Hat denn ſonſt irgend Jemand eine Macht über Sie?“

„Ja.“

„Eine Macht, die Sie zwingen kann, gegen Ihre Herrin zu handeln wie Sie gethan?“

„Ja.“

„Alſo ein Weſen,“ ſprach er, mehr und mehr erſtaunt, „das Sie zwingt, Ihre Herrin zu verrathen?“

„Ja, ja!“

„Das Ihnen befiehlt, Eugeniens Thun und Laſſen genau zu beobachten und darüber Bericht zu machen?“

„O mein Gott, ja!“

„Berichte an den Herzog?“

„Ja, Herr Graf — Berichte an den Herzog, oder an wen man mir befiehlt.“

Nach dieſen Worten faltete ſie, immer noch auf den Knieen liegend, die Hände, und ließ den Kopf tief auf die Bruſt herab ſinken.

„Und wer iſt dieſes Weſen, das eine ſolche Macht über Sie ausübt?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, indem ſie ihren Kopf erhob und dem jungen Manne mit einem Blick voll Offenheit, ja mit einem Ausdruck vollkommener Ehrlichkeit in die Augen ſchaute. — — „Ich weiß nicht, wer es iſt, ich kenne ſeinen Namen nicht, ich erinnere mich nur noch jenes ſchrecklichen Ortes, wo ich ihn ſah, ihn, der mir den Befehl ertheilte, alſo zu thun wie ich gethan.“

„Und wo iſt dieſer Ort?“

„Er iſt,“ ſprach das Mädchen — doch hielt ſie plötzlich inne, öffnete ſtarr die Augen und lauſchte nach dem Gange hin, wobei ſie wie beſchwörend ihre Hände aufhob.

Auch der Graf wandte leicht den Kopf herum und vernahm, obgleich ſehr gedämpft, feſte männliche Schritte, die ſich von der blauen Gallerie her zu nähern ſchienen.

„Der Herzog!“ flüſterte das Mädchen mit faſt lautloſer Stimme.

„Ja, er wird es ſein,“ ſagte der Graf ruhig, aber gleichfalls ſehr leiſe. „Verhalten Sie ſich ganz ſtille; nur ſtellen Sie das Licht zur doppelten Vorſicht noch in die Fenſterniſche; durch die Vorhänge wird ſein Schein nicht durchdringen.“

Sie erhob ſich vorſichtig von ihren Knieen und that wie ihr geheißen; dann blickte ſie angſtvoll auf den Grafen, dem ein leichtes Lächeln um den Mund ſpielte.

Die Schritte kamen näher — ganz nahe; jetzt hielt Jemand vor der Thüre. Zuerſt huſtete es draußen leiſe, dann wurde ſachte an die Thüre geklopft, und da auf alle dieſe Zeichen keine Antwort erfolgte, ſo vernahm man deutlich, daß eine Hand die Klinke ergriff und die Thüre zu öffnen verſuchte, was ihr aber natürlicher Weiſe nicht gelang. Daſſelbe Manöver wurde von draußen mehrere Male probirt, und als es immer gleich erfolglos blieb, vernahm man einige leicht gemurmelte Worte, worauf ſich die Perſon wieder langſam entfernte. Einmal ſchien dieſelbe umkehren zu wollen; man vernahm ein Anhalten, dann eine halbe Wendung auf dem Steinboden des Ganges, doch beſann ſie ſich eines Beſſeren: gleich darauf klangen die Schritte wieder regelmäßig und feſt und verloren ſich in der tiefen Stille, die über dem ganzen Schloſſe lag.

„Der gute Herzog ſucht, obgleich ſpät, doch noch zu ſeinem Rendezvous zu kommen," dachte der Graf. — Und dann wandte er ſich wieder an das Mädchen, das, ein Bild der Angſt, bleich und zitternd an dem Fenſtervorhange ſtand.

„Beruhigen Sie ſich," ſagte er, „dieſe Gefahr iſt gänzlich vorüber, denn wie ich den Herzog kenne, wird er heute Nacht nicht mehr zurückkehren. — Sie können ihm dann vielleicht morgen Ihren Bericht machen."

Dieſe letzten Worte ſprach er in einem ſchneidenden Tone.

Das Mädchen ſeufzte tief auf und entgegnete: „Wie Gott will!"

„O nein," erwiederte er heftig, „nicht wie Gott will, vielleicht wie der Teufel will! Denn nur der hat eine Macht über Menſchen wie die ſind, von welchen Sie ſo eben geſprochen."

„O Sie glauben mir nicht, Herr Graf!" ſagte ſie tief bekümmert. — „Und es wäre doch für Alles gut, wenn Sie mir glauben wollten."

„So bringen Sie was Glaubwürdiges vor und ich will mir Mühe geben, Ihren Worten zu vertrauen."

Sie blickte ſich ſcheu um, als fürchte ſie, belauſcht zu werden, namentlich nach dem Fenſtervorhang hin, als ſei es möglich, daß dort plötzlich Jemand vortrete. — „Ich mußte einen fürchterlichen Schwur nachſprechen," ſagte ſie zitternd.

„Einen Schwur, nichts von dem Orte zu verrathen, von dem Sie vorhin ſprachen, und von dem, was man Ihnen dort geſagt?"

„Warten Sie einen Augenblick," entgegnete ſie nach einer Pauſe nachdenkend, indem ſie die Hand an ihre Stirne legte. — „Nein, nein, das ließ er mich gerade nicht ſchwören, denn daß das je geſchehen könnte, mochte er ſich wohl nicht denken, da er

mir Gutes erzeigt. — Aber ich mußte ſchwören, meine neue Herrin zu beobachten, um, ſo oft es von mir verlangt würde, einen Bericht zu machen, wenn ſie ausgeht, wohin ſie geht, wer zu ihr kommt, was ſie zu Hauſe macht, an wen ſie ſchreibt, — — ja, das mußte ich ſchwören bei dem allmächtigen Gott, der mich ſtrafen ſollte, wenn ich je meinen Schwur bräche.“ — — Nachdem ſie das geſagt, ſchauerte ſie leicht zuſammen.

In allem dem, was das Mädchen ſprach, war trotz des Räthſelhaften ſo viel Glaubwürdiges, auch trugen ihre Worte ſo den Stempel des Wahren und Aufrichtigen, daß ſie der junge Mann mehr und mehr mit Intereſſe betrachtete, und ſein Zorn vor ihrem ſanften und klaren Blick zu verſchwinden begann.

„Das iſt äußerſt ſeltſam,“ ſagte er, „und ich will Ihren Worten trauen. Wenn Sie aber wollen, daß ich Ihnen vollkommen glauben, mich Ihrer vielleicht annehmen ſoll, ſo löſen Sie mir die Räthſel, die in dieſer Geſchichte liegen, und erzählen mir die Wahrheit, meinetwegen, ſo weit es Ihnen der geleiſtete Schwur erlaubt.“

„Ja, das will ich!“ verſetzte ſie eifrig. „Ihnen will ich Alles das ſagen, Herr Graf, — denn ich weiß ja,“ fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen fort, „wie ſehr Sie meiner Herrin zugethan ſind, und wie Sie gewiß Alles, was ich Ihnen anvertraue, nur zu deren Beſten anwenden werden. Ah! und ich wünſche ja meiner Herrin alles Gute, alles Glück, alles Heil.“

„Und das wären Sie vom Herrn Herzog nicht gerade überzeugt?“ fragte er forſchend.

„Nein, nein!“ entgegnete ſie eifrig; „er meint es ſchlimm und unredlich. O glauben Sie mir, Herr Graf, ich habe ihm gewiß nur Sachen berichtet, die meiner Herrin nicht ſchaden können; ich habe ſeinen ſonderbaren Zumuthungen nie Gehör ge-

geben, ich war gewiß keine ſo ſchlimme Verrätherin, wie ich wohl ſcheine."

„Ei, ei! er machte Ihnen Zumuthungen?" ſagte aufmerkſam Graf Fohrbach. — „In Betreff Ihrer Herrin?"

„Sehr häufig."

„Und worin beſtanden dieſe Zumuthungen?"

„Bald ſollte ich ihm dieß oder das von ihr verſchaffen — ein Band, eine Haarlocke oder ein Blatt ihres Albums, in welches ſie zuweilen kleine Gedichte ſchreibt. Auch verlangte er, ich ſollte ihn Abends einmal, wenn Fräulein Eugenie ausgegangen, in deren Zimmer führen."

„Was der Teufel! — Und Sie?"

„Bei Gott! ich wies Alles das zurück. — Auch wünſchte er, ich ſolle zuweilen beim Ankleiden auf eine unverfängliche Art die Rede auf ihn bringen, um zu hören, was das gnädige Fräulein ſagen würde. — Aber gewiß, ich that es nie."

„Sehr gut."

„Was mir befohlen war und wozu mich mein Schwur zwang, habe ich gethan, aber gewiß nur auf die ſchonendſte Art für Fräulein Eugenie. — Wenn Sie, Herr Graf," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe ſtockend fort, „geneigt wären, den Worten eines armen Mädchens Glauben zu ſchenken, ſo würde ich Ihnen bei Allem, was mir heilig iſt, die Verſicherung geben, daß der Herzog von meiner Dame nie ein anderes Wort erfuhr, als was die ganze Welt wiſſen kann."

„Und mir würden Sie auch nicht mehr ſagen?" fragte er lächelnd.

„Gewiß nicht, Herr Graf," entgegnete ſie mit einem feſten, offenen Blick. „Sie würden das auch nicht verlangen, denn" — — Hier ſchwieg ſie plötzlich.

„Sprechen Sie weiter!“ ſagte er; „denn —“

„Denn,“ fuhr ſie mit einem kaum bemerkbaren Lächeln fort, „denn meine Herrin würde Ihnen vielleicht ſelbſt mehr ſagen, als ich dem Herzog zu berichten im Stande bin.“

„Ah! Sie glauben?“ rief er erfreut. „Nun, da wir Beide hier einmal auf ſo eigenthümliche Art zum Austauſche von Geheimniſſen kommen, ſo kann ich Sie verſichern, ein jedes Wort von Fräulein Eugenie zu mir geſprochen, iſt mir unausſprechlich koſtbar. — — Doch wir kommen ganz von unſerer Sache ab,“ unterbrach er mit einem viel ernſteren Tone ſich ſelbſt und ſeine freundliche Rede von vorhin. — „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen ſchenken? — Wohlan! ich will Sie anhören, ich will Ihnen rathen, wo ich kann.“

„Das iſt aber eine ziemlich lange und traurige Geſchichte,“ entgegnete das Mädchen, „und ich fürchte Sie damit zu ermüden, will mich aber ſo kurz zu faſſen ſuchen, wie nur möglich.“

Darauf nun erzählte ſie dem Grafen ganz ehrlich und aufrichtig die Geſchichte, welche der geneigte Leſer bereits weiß, genau ſo, wie ſie ſolche im Fuchsbau dem Harfenmädchen anvertraut, wie man ſie eines Diebſtahls beſchuldigt und fortgejagt, wie ſie darauf mit der Harfenſpielerin in jenes Wirthshaus gekommen und wie ſie zu Bette gegangen ſeien. — „Dann wurden wir in der Nacht geweckt,“ ſprach ſie weiter; „eine alte Frau hieß mich aufſtehen, meinen Anzug zurecht machen und brachte mich hinunter in ein Zimmer, wo ich eine Zeit lang warten mußte, — dann führten ſie mich vor ihn.“

„Vor ihn? — Wer war denn das?“

„Das weiß ich in der That nicht; das ſchien auch Niemand im Hauſe zu wiſſen, es hieß nur immer: er iſt gekommen, er iſt da. Aber Jeder, der dieß ſagte, ſelbſt die roheſten und verwegen-

ſten Leute, wie mir ſchien, ſprachen von ihm mit großer Ehrfurcht, ja mit Angſt und Zittern. Die Harfenſpielerin ſagte zu mir, als man mich aus dem Schlafzimmer abholte: ja, wenn er dich holen läßt, da hilft kein Widerſtreben."

„Das iſt ſehr ſeltſam," erwiederte der Graf. — „Alſo Alle ſchienen ihm zu gehorchen?"

„Unbedingt."

„Sie wurden alſo vor ihn gebracht. — Thun Sie mir jetzt den Gefallen und nehmen Sie Ihr ganzes Gedächtniß zuſammen. — Wie ſah er aus? Wie ein wilder, verwegener Kerl?" —

„Nein, nein!" entgegnete ſie eifrig, „ſo ſah er nicht aus; im Gegentheil. Es war ein noch junger Mann von, ich möchte ſagen, angenehmem Aeußeren, in Ihrer Größe, Herr Graf, ſchlank, von leichten Bewegungen; ſein Geſicht hatte eine ziemlich dunkle Farbe, ſein Haar war ſchwarz, ſeine Augen aber blau, und ſein gleichfalls ſchwarzer Bart hing an beiden Seiten des Mundes herab. — Ich erinnere mich, bei uns Zigeuner geſehen zu haben," fuhr ſie nach einem kleinen Nachdenken fort, „gerade ſo ſah er aus, nur daß ſeine Kleidung nicht zerlumpt war, ſondern einfach, aber ſehr anſtändig."

„Und womit war er ungefähr bekleidet?" fragte der Graf mit großer Aufmerkſamkeit.

„Das kann ich nicht ſagen," entgegnete das Mädchen; „ich war ſo beſtürzt und überraſcht, und in ſo großer Angſt, daß ich nur auf das Geſicht blickte.

„Ja, das haben Sie behalten, wie mir ſcheint," verſetzte lächelnd der Graf. „Sie haben mir es wenigſtens zum Malen beſchrieben. Dunkle Geſichtsfarbe, ſchwarzes Haar und Bart und dazu blaue Augen — das Bild eines ſchönen Zigeuners."

„Eines noch fällt mir ein," ſagte das Mädchen. „Ich war

an dem Tage von Kummer, Elend und Müdigkeit ſo erſchöpft, daß ich vor ihm ohnmächtig wurde. Er fieng mich in ſeinen Armen auf, vorher aber glitt ich auf den Boden nieder, und da berührten meine Wangen etwas Kaltes und Glänzendes an ihm."

„Vielleicht ein Säbel?"

„Nein, nein! Ich bemerkte nachher, daß es hohe Stiefel waren, die ihm bis an die Knie reichten.

„Hatte er überhaupt keine Waffen?" fragte der Graf. „Sahen Sie keine an ihm?"

„O doch; ich erinnere mich, etwas wie eine Art Dolch geſehen zu haben, mit weißem Griff, das er an ſeinem Gürtel trug; er hatte es mit der linken Hand erfaßt."

„Das klingt ja ganz romantiſch," meinte Graf Fohrbach, nachdem er einen Augenblick ſinnend vor ſich niedergeſchaut. „Wenn man mir das von Rom oder Neapel erzählte, ſo würde ich es unbedingt glauben und begreiflich finden."

„O glauben Sie mir, Herr Graf!" bat das Mädchen. „Glauben Sie meinen Worten: ich habe Ihnen die reinſte Wahrheit geſagt."

„Gewiß glaube ich Ihnen; aber Sie müſſen mir noch einige Fragen ebenſo wahr beantworten. — Als er Sie entließ, was geſchah da weiter mit Ihnen?"

„Ich wurde in ein anſtändiges Zimmer gebracht, und am andern Tage gab man mir gute Kleider, einen Paß und eine Inſtruction, die ich auswendig lernen mußte. Darin ſtand, wie ich mich fortan zu nennen, ſowie Vorſchriften in Betreff der Berichte, die ich über meine Herrin zu erſtatten habe."

„Und wem mußten Sie anfänglich dieſe Berichte machen?"

„Das weiß ich nicht; an einer mir bezeichneten Straßenecke fand ich einen dicht verſchloſſenen Wagen, der mich in ein Haus

brachte, wo man mich in eine dunkle Stube führte, und wo Jemand aus dem Nebenzimmer mit mir ſprach."

„Keine ſchlechten Vorſichtsmaßregeln! — Und dort erhielten Sie auch den Befehl, hier in dieſem Zimmer den Herzog zu erwarten?"

„Ja, Herr Graf."

„Aber ich vergaß das Wichtigſte zu fragen. Wie wurden Sie in Ihren jetzigen Dienſt eingeführt? — Der war doch, wenn ich mich recht erinnere, einer Anderen zugedacht. Ich ſelbſt empfahl ja den Schützling eines Freundes."

„Das geſchah auf eine eigene Art," entgegnete das Mädchen; „ich fand bei der Inſtruction einen verſiegelten Empfehlungsbrief an einen vornehmen Herrn, den ich perſönlich abgeben mußte, worauf ich ein anderes Schreiben erhielt, das mich nachher zu Fräulein Eugenie von S. wies, die mich in ihren Dienſt genommen."

„Und wer war jener vornehme Herr?" fragte der Graf in großer Spannung. „Kennen Sie ihn vielleicht?"

„O ja, ſehr gut; ich ſehe ihn öfters. Er beſucht auch zuweilen das gnädige Fräulein."

„Sein Name?" — —

„Es iſt der Herr Baron von Brand. In ſeinem Hauſe erhielt ich wie geſagt einen Empfehlungsbrief an meine Herrin."

„Das iſt ſeltſam!" rief einigermaßen beſtürzt Graf Fohrbach. — „Ganz richtig, der Baron bat mich, Ihnen eine Stelle zu verſchaffen, und ich ſprach für Sie, — — auch er. — Das iſt eine ganz ſonderbare Geſchichte. — Und von wem der Brief war, den Sie dem Baron brachten, wiſſen Sie nicht?"

„Nein; aber ſoviel erinnere ich mich, daß er mit einem großen Wappen verſiegelt war."

Der Graf dachte längere Zeit nach, wobei er, wie in großer Unruhe, im Zimmer auf und ab ſchritt. Endlich aber wandte er ſich wieder zum Fenſter hin und ſtellte ſich abermals dicht vor das Mädchen. — „Die Sache iſt ſehr ernſt und wichtig," ſagte er zu ihr; „thun Sie mir den einzigen Gefallen und nehmen Sie die ganze Kraft Ihres Gedächtniſſes zuſammen, gehen Sie in Gedanken nochmals jenen Abend durch, den Sie im ſogenannten Fuchsbau verlebten, namentlich aber jene Augenblicke, wo Sie vor ihm im Zimmer ſtanden. — Ueberlegen Sie ſich genau, ob Sie nicht irgend einen kleinen Umſtand vergeſſen, zum Beiſpiel irgend ein Wort, das er ſagte, irgend eine Bewegung, die er machte. — Ueberhaupt haben Sie mir noch nicht erzählt, wie er zu ſprechen pflegte, ob laut oder leiſe, ob kräftig und energiſch, oder was man bei uns geziert nennt. Es iſt mir das ſehr wichtig."

„Nein, er ſprach nicht geziert," entgegnete ſie, „ſondern laut und deutlich, dabei kräftig wie Jemand, der gewohnt iſt, zu befehlen."

„Und ſonſt fällt Ihnen nichts mehr bei?"

„Warten Sie einmal," erwiederte das Mädchen, indem ſie die Augen mit der Hand bedeckte und dann hinauf an die Decke ſchaute. „Ich beſinne mich da auf etwas, aber es iſt zu unbedeutend."

„Bei dieſem Vorfall iſt nichts unbedeutend."

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt, wie ich glaube, daß ich vor ihm ohnmächtig niederſank. Er hob mich in die Höhe, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, umwehte mich ein eigenthümlicher Duft."

„Ein eigenthümlicher Duft!" rief der Graf in der höchſten Spannung. — „Wie war es? — Sprechen Sie! ſprechen Sie!"

„Es war ein ſcharfer Duft," ſagte das Mädchen, das etwas

erſchreckt ſchien von der Heftigkeit des Grafen. — „Es war ein Duft wie von lauter Roſen.“

„Ah!“ ſchrie Graf Fohrbach, indem er in die Höhe fuhr, als habe er etwas ganz Erſchreckliches gehört. — „Ah! — — — — Coeur de rose!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Nun wiſſen Sie Alles,“ ſprach ängſtlich das Mädchen nach einer kleinen Pauſe. — „Was ſoll ich nun weiter thun? — Ich bin jetzt gänzlich in Ihre Hand gegeben, Herr Graf,“ ſetzte ſie ſchmerzlich hinzu, „Sie können mich nach beiden Seiten hin verderben: durch eine Anklage bei meiner Herrin, und dadurch, daß Sie von dieſer räthſelhaften Geſchichte etwas laut werden laſſen. Dort ſteht meine Ehre, meine Zukunft, hier mein Leben auf dem Spiel.“

Während ſie ſo ſprach, war der Graf abermals heftig im Zimmer auf und ab geſchritten. Doch als ſie geendet, wandte er ſich raſch zu ihr hin und ſagte feierlich: „Gott ſoll mich bewahren, daß eins von Beiden geſchehe! Nein, nein! gewiß nicht! Ihr Geheimniß iſt bei mir gut aufgehoben.“

„Aber was ſoll ich ferner thun?“

„Machen Sie Ihre Berichte nach wie vor, aber ſeien Sie klug und laſſen Sie von Ihrer Herrin nichts erfahren, was derſelben ſchaden könnte; ich will ſehen, was ich für Sie thun kann. — Das ſchleicht ſehr verſteckt einher; man muß ihm ebenſo begegnen, um es ſicher zu treffen.“

„Aber wenn man mir neue Befehle zukommen ließe! Zum Beiſpiel dieß oder das zu thun; — was weiß ich? — Etwas, das wir jetzt nicht vorherſehen können?“

„Wenn es Ihnen unſchuldig erſcheint und — verzeihen Sie mir — Ihnen als kleine Plauderhaftigkeit oder Nachläßigkeit

angerechnet werden könnte, ſo thun Sie es in Gottes Namen, ſuchen mich aber von dem Vorgefallenen gleich in Kenntniß zu ſetzen. — Man muß vorderhand allen Eclat vermeiden. — Sonſt," fuhr er lächelnd fort, „verlange ich keinen Bericht von Ihnen. — Aber bei Gott! es iſt ſpät! — — Ich danke Ihnen, mein Kind. Bleiben Sie Ihrer Herrin getreu; gewiß, ſie verdient es."

„Ob ſie es verdient!" entgegnete faſt ſchwärmeriſch das Mädchen.

„Wenn Ihnen dieſe Sache auch noch Ungelegenheiten machen kann, ſo hoffen Sie doch auf die Zukunft und auf mich. Ich werde mich Ihrer fortan erinnern."

Damit reichte er ihr die Hand, worauf ſie das Licht aus der Fenſterniſche nahm, um ihm ein paar Schritte zu leuchten.

„Gehen Sie nicht zu weit mit mir," ſagte der Graf, „vielleicht nur bis an die Wendeltreppe; von da finde ich den Weg ſchon allein."

So that ſie dann auch, und während er behutſam und ſo geräuſchlos als möglich hinab ſtieg, beugte ſie ſich oben über das Geländer und ſtreckte den Leuchter von ſich, um das dunkle Treppenhaus zu erhellen.

Es wäre übrigens beſſer geweſen, wenn ſie das nicht gethan hätte, denn obgleich Mitternacht längſt vorüber war und Alles im Schloſſe feſt zu ſchlafen ſchien, ſo war dieß in Wirklichkeit doch nicht der Fall. Einer der Portiers, welcher ſeine Wohnung an eben dieſer Wendeltreppe hatte, hörte mit ſeinem Ohr die Tritte und öffnete geräuſchlos ein Fenſterchen, welches auf dieſelbe hinausging, und da ſah er denn deutlich das Kammermädchen droben ſtehen, und einen Offizier, in einen Mantel gehüllt, ſich ſachte hinab ſchleichen. — Die meiſten Schloßbedienten ſind auf der-

gleichen pikante Neuigkeiten begierig und ſetzen gerne ihren ganzen Scharfſinn daran, ſie zu ergründen. Deßhalb bemühte ſich denn auch der Portier, an einzelnen Kleinigkeiten des Offiziers zu entdecken, welche Uniform er wohl tragen könnte. Unglücklicher Weiſe ließ Graf Fohrbach unten an der Treppe ſeinen Mantel etwas von der Schulter herabgleiten, ſo daß man Epaulettes und Fangſchnüre ſehen konnte.

„Aha!“ dachte der Portier, „einer der Adjutanten. — Wer hatte den Dienſt? — Graf Fohrbach. — Richtig! das iſt ſeine Figur und ſein Gang.“ — Damit verſchloß er ſein Fenſterchen wieder und ſchlief nach einigen Augenblicken beruhigt weiter.

Der Graf kam indeſſen durch das Labyrinth von Gängen, Treppen und Vorplätzen glücklich in's Freie.

Es war eine finſtere, kalte Nacht, weßhalb er ſeinen Mantel dicht zuſammen zog, als er auf den Kaſtellplatz hinaus trat. Um von hier nach Hauſe zu gelangen, hatte er zwei Wege; der eine führte durch die höher gelegenen vornehmeren Stadttheile, durch breite Straßen und über bequeme Brücken, war aber bedeutend weiter als der andere, der mitten durch die alte Stadt ging. Doch hatte der Letztere den Nachtheil, daß er meiſtens durch enge Straßen führte, einigemal durch finſtere Durchgänge, auch beim Kanal vorbei und über deſſen enge und ſchlechte Brücken.

Doch war es hart gefroren, die Straßen auch reinlich und ohne Näſſe, weßhalb der Graf den Weg durch die alte Stadt wählte. Er hatte auch nach Allem dem, was er heute Abend gehört, eine leicht begreifliche Luſt, ſich die finſtere Häuſermaſſe, den Fuchsbau, obgleich er ihn recht wohl kannte, genau anzuſehen.

Er ſchlenderte deßhalb langſam über den Kaſtellplatz und kam jenſeits deſſelben in die engen und winkeligen Straßen, welche nach der unteren Stadt führten. Rings war Niemand zu ſehen

noch zu hören; die Schildwachen hielten ſich in ihren Häuſern; von den Nachtwächtern bemerkte man nirgendwo eine Spur. Dazu war, wie wir wiſſen, der Mond nicht am Himmel, und die Nacht hüllte Alles in dichte Finſterniß.

Wie er ſo langſam dahin ſchritt, ließ er in ſeinem Geiſte nochmals die Erlebniſſe des heutigen Abends vorüber gehen und ſchüttelte nachdenkend den Kopf, als er wieder an die Erzählung des Mädchens kam. — „Sollte es denn möglich ſein," dachte er, „daß der Baron wirklich hier im Spiele iſt, daß das anſcheinend ſo harmloſe, leichtfertige, ja beſchränkte Weſen deſſelben nur eine Maske wäre, hinter welcher ſich eine ſo räthſelhafte, ja unheimliche Geſtalt verbärge, wie mir das Mädchen geſchildert! — Wenn dem ſo wäre, welche Zwecke verfolgt er? Aus welchem Grunde belauſcht er die Schritte Eugeniens? — Ah! das ließe ſich am Ende erklären; er iſt mit dem Herzoge ſehr liirt und macht vielleicht einen angenehmen Zwiſchenträger. — Aber nein! — Worauf gründet ſich meine Vermuthung, daß der Baron hier im Zuſammenhange? — Auf jenem Odeur, von dem das Mädchen ſprach, den ſcharfen Roſenduft? — Bah! das iſt am Ende ein wenig weit gegangen. Die feinen Unterſchiede zwiſchen Coeur de rose und gewöhnlichem Roſenöl wäre ja wohl allein der Baron zu machen im Stande. — Und doch," fuhr er in ſeinen Betrachtungen fort, indem er noch langſamer ging, „es gibt da ſo viele Menſchen, die in dem Weſen des Barons etwas Räthſelhaftes finden wollen. So heute noch der Hofmarſchall. — Und dann erinnere ich mich auch noch einer Geſchichte, die man mir einſtens erzählen wollte. Ich weiß nicht, war es der Major oder der Aſſeſſor, — nein, nein! ich glaube Arthur war es, — richtig! der ſprach mir von einem höchſt ſonderbaren Vorfalle, worin er den Herrn von Brand verflochten glaube. Aber ich war damals eilig und hatte keine Zeit,

es mir erzählen zu laſſen. Das wollen wir gleich morgen nachholen. — — — Iſt aber dieſes ſo natürlich ſcheinende Weſen des Barons in der That nur eine vortrefflich durchgeführte Maske, ſo muß man ſich mit ihm in Acht nehmen, und er wird ſchwer zu faſſen ſein."

Unter dieſen Gedanken war der junge Mann in die Nähe des uns bekannten Gebäudes gekommen, das wie eine dunkle Maſſe etwas von den übrigen Häuſern abgeſondert mit finſterer, geheimnißvoller Miene, ja wir möchten ſagen, trotzig dalag. Von den ſpärlichen ſchmalen Fenſtern, die nach außen gingen, war keines erhellt, und die rieſenhaften Mauern ſchienen eine einzige breite Fläche zu bilden, vom Grunde hinauf bis in die Höhe der ſpitzen Dächer, die aber von den breiten und hohen Schornſteinen ſo deutlich überragt wurden. Nur ein einziger Lichtſchein machte ſich im Fuchsbau bemerklich, und der kam von der Gaslaterne in dem uns bekannten Durchgange, wo die eiſerne Thüre mündete, die zur Wirthſchaft hinauf führte.

Dieſem Durchgange gegenüber auf der anderen Seite der Straße blieb der Graf einen Augenblick ſtehen und betrachtete ſinnend dieſe Paſſage. Dort war das Mädchen, wie ſie erzählt, eingetreten und von da über eine ſteinerne Wendeltreppe in die Schenkſtube gelangt. Was aber hinter derſelben läge, ſei ein ſolches Labyrinth von Treppen, Gängen, Zimmern und Höfen, daß ſie nicht angeben konnte, nach welcher Richtung man ſie ungefähr geführt, und wo jenes Zimmer gelegen, in dem ſie ihn, den Namenloſen, geſehen. — — — —

„Halt!" unterbrach Graf Fohrbach mit einem faſt hörbaren Ausruf ſeine Gedanken, „es kommt Jemand. Drücken wir uns feſter an die Mauer; wer weiß, in wiefern mir heute Abend das Glück günſtig iſt."

Richtig! von ſeiner linken Seite her klangen Schritte, und die vernahm er ſo plötzlich auf dem Pflaſter und in der Nähe, daß der, von dem ſie herrührten, ſo eben aus einem der anliegenden Häuſer herausgetreten ſein mußte. — Vielleicht aus dem Fuchsbau ſelbſt.

Graf Fohrbach warf leicht den Mantelkragen über ſeine Feldmütze, damit das Silber derſelben nicht durch die Dunkelheit glänze und blieb darauf regungslos ſtehen in höchſter Spannung, ja Aufregung.

Jetzt näherte ſich ihm in der That von der linken Seite ein Mann, und er bemerkte anfänglich nur eine dunkle Geſtalt, dann aber ſah er, daß es Jemand ſei, der in einen ſogenannten Radmantel gehüllt war, deſſen eines Ende er über die rechte Schulter geworfen hatte. Seine Figur war hoch und ſchlank; auf dem Kopfe trug er einen ganz gewöhnlichen Hut.

Dieſer Mann trat feſt und klingend auf. Ja, es waren Sporen, die auf dem Pflaſter klirrten, und als der Graf ſeine Blicke herab ſenkte — der Fremde war unterdeſſen zwiſchen ihm und dem Durchgange angekommen — ſo bemerkte er vielleicht eine Secunde lang, wie ſich der Strahl der Laterne auf etwas Blankem abſpiegelte — glänzende Reitſtiefel. —

Der Unbekannte ſchien aber gar keine Ahnung zu haben, daß er belauſcht werde, denn er ging ruhig, mit gleichförmigen Schritten dahin, ſogar ohne rechts oder links zu ſchauen. Bald war er im Dunkel der Nacht verſchwunden.

„Was ſoll ich thun?“ ſprach der Graf zu ſich ſelber, während er in die Straße hinaus trat. — „Ihm folgen, um zu ſehen, wo er bleibt? — Da mache ich mir eine undankbare Mühe, denn iſt Jener dort wirklich eine verdächtige Perſon, ſo wird er Verſtecke genug in der Nähe haben, wo er mir entwiſcht, und ich

mache ihn auf mich aufmerksam, was alsdann viel schlimmer ist. — Soll ich ihm nacheilen, ihm gerade auf den Leib gehen und ihn dann zu Rede stellen? — Ich habe kein Recht dazu, und vielleicht ist er ein ebenso unschuldiger Spaziergänger wie ich selber. Und gesetzt auch, er wäre das nicht, so spiele ich eine verflucht ungleiche Partie; immer würde ich als Angreifer gelten und mich auf diese Art in Sachen mischen, die sich mit dem Rocke, den ich trage, nicht vereinbaren lassen. — Auch weiß ich ja vorderhand genug, und habe eine Spur, der mit Klugheit zu folgen man wohl im Stande sein wird."

Er verließ den Fuchsbau und schritt die gleiche Straße hinauf, die der Unbekannte vor ihm gegangen. Ein paar Mal blieb er stehen, und dann glaubte er wohl hie und da noch die Schritte auf dem Pflaster zu vernehmen, was ihn eigentlich willenlos jedesmal zu stärkerem Gehen anspornte.

So erreichte er in Kurzem die obere Stadt und trat in eine der breiteren Straßen, wo er abermals anhielt um zu lauschen. Tiefe Stille herrschte rings umher; auch nicht das kleinste Geräusch ließ sich vernehmen. — Doch jetzt — ja, er irrte sich nicht, — vernahm er aus ziemlich weiter Entfernung den leichten Trab eines Pferdes.

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zum Gefecht.

Unter den vielen Häusern, vor welchen der Baron Brand am Neujahrstage seine Karte abgab, oder in welchen er durch allerlei Gegenreden und verfängliche Fragen, trotz der Versicherung des Bedienten, es sei Niemand zu Hause, einen schwachen Versuch machte, seinen Glückwunsch persönlich anbringen zu können, ließ er sich nun bei der Wohnung des Polizei-Präsidenten gar nicht abweisen und tänzelte lächelnd die Treppen hinauf, um, wie er sagte, wenigstens droben seine Karte abzugeben. Dieß that er denn auch mit auffallendem Geräusche, bat den Bedienten mit sehr lauter Stimme, doch ja der Herrschaft seine besten Empfehlungen zu melden, auch, wie unendlich er es bedaure, nicht vorgelassen worden zu sein, — und erreichte damit vollkommen seinen Zweck. Denn als er schon die Thüre in der Hand hatte, um sich wieder fort zu begeben, wurde ihm gegenüber der Salon geöffnet, und Fräulein Auguste erschien, aber wir können versichern, vollkommen absichtslos; denn als sie den Baron bemerkte,

wollte ſie ſich mit einem kleinen Aufſchrei ſogleich wieder zurück ziehen. Daß ihr aber dieß nicht gelang, daran war nur die Geſchwindigkeit des Barons Schuld, der ſich augenblicklich näherte, leicht und gewandt ihre Hand ergriff und ſie feierlich küßte, während ein tief gefühlter Glückwunſch, das neue Jahr betreffend, ſeinen Lippen entſtrömte. „Ah!“ ſagte er hierauf, „ſo grauſam zu ſein, Fräulein Auguſte, und dem, den Sie Ihren Hausfreund nennen, die Thüre zu verſchließen!“

„Ohne alle Gnade!“ erwiederte lächelnd das Mädchen. „Hoher Befehl von Papa und Mama. — Und leider ohne Ausnahme,“ ſetzte ſie leiſe hinzu.

„Und Sie hatten vor, eine Ausnahme zu machen?“ fragte entzückt der Baron.

„Ah! jetzt fangen Sie ſchon wieder an, mich zu examiniren. Man kann ſich vor Ihnen nicht genug in Acht nehmen; aber wie geſagt, keine Ausnahme. — Mama meint,“ fügte ſie erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen bei, „es ſei noch nicht an der Zeit — — irgend Jemand Begünſtigungen zu erweiſen.“

„Aber bald, bald! Auguſte,“ verſetzte er ſtürmiſch, und wandte ſich bei dieſen Worten ſo geſchickt auf der Thürſchwelle, daß er dem Bedienten alle Ausſicht verſperrte und es wagen konnte, das leicht zurückweichende Mädchen auf die Stirne zu küſſen. — „Und keine Hoffnung,“ fuhr er nach einer Pauſe haſtig fort, „Sie heute Morgen noch einen kleinen, lieben Moment zu ſprechen? — Wird mich Papa nicht verlaſſen?“

„Er hat dringende Geſchäfte und läßt heute nur die Beamten vom Dienſt vor ſich.“

„Die Herren Commiſſäre?“

„Ja, ſie machen ihren Bericht.“

„Coeur de rose!“ rief der Baron, „da bin ich ja ganz in

meinem Recht; erinnern Sie ſich, Auguſte, Papa war ſo gnädig, mir neulich die Erlaubniß zu ertheilen, ſo einem Berichte anwohnen zu dürfen. — Ich laſſe mich bei ihm melden, es gilt nur den Verſuch, — und einen Verſuch," ſetzte er zärtlich hinzu, „der, wenn er gelingt, mir das hohe Glück verſchafft, Sie — — ſpäter ſehen und ſprechen zu dürfen; denn wenn der Herr Präſident mich einmal in's Zimmer läßt, ſo muß er mich auch nachher zu Ihnen hinüber führen."

„Ja, ja, thun Sie ſo," entgegnete ſie eilig. „Aber jetzt fort! — ich höre Mama." Damit ſprang ſie in's Zimmer und ſchloß die Thüre hinter ſich zu.

Der Baron nahm eine wichtige Miene an und bat den Bedienten mit ernſter Stimme, ihn dem Herrn Präſidenten in Geſchäften zu melden.

Worauf er denn auch wenige Augenblicke nachher in das Kabinet des Polizei-Präſidenten geführt wurde.

Dieſer war eben im Begriffe, ſeine Naſe ſpazieren zu führen, denn er hatte ſie mit der rechten Hand ſanft erfaßt, während er, die Linke auf dem Rücken haltend, auf und ab ſchritt. Beim Anblick des Barons ließ er ſie aber los, worauf ſie augenblicklich ein paar Zoll höher ſchnellte, als er ſie gewöhnlich zu tragen pflegte. — Der Präſident wollte hiedurch einigermaßen ſein Erſtaunen, ja Befremden ausdrücken, ſich ſo in einer wichtigen Stunde geſtört zu ſehen.

Doch war Herr von Brand der Mann nicht, der ſich ſo leicht einſchüchtern ließ; er näherte ſich dem Chef der Polizei mit einer tiefen Verbeugung, wobei er ſagte: „Euer Excellenz wollen mir verzeihen, ich komme allerdings in Geſchäften. Der Herr Präſident hatten neulich die außerordentliche Gewogenheit, mir zu erlauben, einem der Rapporte beizuwohnen, und da ich mich unter-

ſtehe, heute von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen, ſo wird mir zu gleicher Zeit das Glück zu Theil, Ihnen meinen tiefgefühlten und herzlichſten Glückwunſch zu Füßen legen zu dürfen.“ Dabei hatte er die Hand des Präſidenten ergriffen, und drückte ſie ſo herzlich und gerührt, daß der alte Herr augenblicklich anfieng, ſeine Naſe mit der einen noch freien Hand zu ſtreicheln, was als ein Zeichen einer guten Laune bei ihm angeſehen werden konnte.

Und ſo war es denn auch; er vergaß, daß der Baron gegen ſeinen Willen eingedrungen, und erwiederte deſſen Wunſch zum Beginn des neuen Jahres ſo verbindlich als möglich.

„Was aber den Rapport anbelangt,“ ſagte er, „ſo kommen Sie dießmal etwas ſpät und auch zu einem ganz intereſſeloſen Zeitpunkt; ich habe nur noch einen Bericht zu empfangen, und wenn Sie den mit anhören wollen, ſo habe ich nichts dagegen. Später aber, hoffe ich, ſollen Sie Gelegenheit haben, einen beſſeren Blick in die von mir organiſirte Maſchine des Polizeiweſens werfen zu können.“

Bei dieſen Worten fieng er mit einem gewandten Griffe ſeine Naſe wieder, die in der Luft umher ſchnüffelte, und indem er ſie tief hinab zog, blickte er dem jungen Manne väterlich und wohlmeinend von unten herauf in die Augen.

Die Thüre öffnete ſich und der erwartete Commiſſär trat ein. Nach einer tiefen Verbeugung brachte er dem hohen Chef ſeinen Glückwunſch dar, fieng aber hierauf ſeinen Bericht nicht ſogleich an, ſondern blickte bald auf den Präſidenten, bald auf den Baron von Brand.

„Ich bin ja der geheime Secretär Euer Excellenz,“ flüſterte der Baron dem Chef der Polizei zu.

Worauf dieſer ſeine Naſe heftig zwickte, ihr einen leichten

Klaps gab, ſo daß ſie ſich zugleich mit dem ganzen Geſichte gegen den Beamten drehte. — „Sprechen Sie nur," ſagte er alsdann, „dieſer Herr iſt einer meiner Vertrauteſten, vor welchem ich keine Geheimniſſe habe."

Nun war aber der Bericht des Polizei-Commiſſärs für den Präſidenten in der That ziemlich unbedeutend, nicht ſo ganz aber für den Herrn von Brand. Er handelte nämlich von dem Hauſe eines gewiſſen Meiſter Schwemmer, welches, ſo ſagte der Beamte, zuweilen der Aufenthaltsort allerlei Geſindels, das man gewöhnlich in dem berüchtigten Fuchsbau anzutreffen pflege, ſei. „Mir iſt gemeldet worden," berichtete er, „daß in den nächſten Tagen dort irgend eine Streitigkeit, ein Zank ausbrechen wird, weßhalb ich es für meine Pflicht halte, dieſen ohnedieß ſehr abgelegenen Ort beobachten zu laſſen."

Dagegen wußte der Polizei-Präſident durchaus nichts zu erinnern, und da der Andere nichts weiter vorzubringen hatte, ſo wurde er in Gnaden entlaſſen und zog ſich rückwärts zur Thüre hinaus, nicht ohne ſich vorher die Geſtalt des Barons — derſelbe hatte ſein Geſicht abgewandt — mit einem langen, prüfenden Blick in's Gedächtniß zu prägen.

Der Präſident hatte für heute Morgen ſeine Arbeitsſtunden beendigt, und der Baron mehrere ſeiner Zwecke erreicht. Wir ſagen mehrere, denn es geſchah, was er vorhin der jungen Dame vorausgeſagt: der Papa nahm ihn, ohne mit dem Gang und dem Bedienten in Berührung zu kommen, durch eine Reihe der hinteren Zimmer mit ſich in den Salon, und dort verplauderte er mit den Damen des Hauſes eine höchſt angenehme Stunde.

Da aber bei dieſer Unterredung nichts vorkam, was für unſere Geſchichte von Intereſſe wäre, ſo überlaſſen wir ihn ſeinem

Schickſale, das heißt, der ſcharfen, redſeligen Zunge der Präſidentin und den ſehr gefährlichen Augen ihrer Tochter.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage ſpäter in demſelben Monate Januar, an einem friſchen und klaren Nachmittage — es mochte an fünf Uhr ſein — gingen zwei Männer neben einander nach der äußeren Stadt, wo die regelmäßigen Straßen aufhörten und wo nur hie und da einzelne Häuſer zwiſchen Gärten lagen.

Der eine dieſer Männer, eine große, kräftige Geſtalt, ſchritt aufrechten Hauptes einher und hatte im Gehen die Gewohnheit, daß er etwas mit dem Oberkörper hin und her wankte.

Der Andere, ein kleines, mageres Männchen, hatte die Hände auf den Rücken gelegt, und bei jedem Schritte, den er machte, folgte ſein Kopf, wohl unwillkührlich, dieſer Bewegung und war deßhalb in einem unaufhörlichen Nicken begriffen.

Erſterer war der junge Hammer, Sohn des erſten Theatermaſchiniſten, der Andere Herr Schellinger, der Theaterſchneider.

Beide gingen eine Zeitlang ſtillſchweigend ihres Weges dahin; nur zuweilen räuſperte ſich Herr Hammer, indem er einen Seitenblick auf ſeinen kleinen Gefährten warf, oder Herr Schellinger hob den Kopf in die Höhe, zog ſeine Naſe empor, ſchnüffelte in der Luft und ſagte mit ſeiner dünnen Stimme: „Heute wird's malitiös kalt.“

Bald ließen ſie die letzten Häuſer hinter ſich und kamen in die Nähe der Stadtmauer, wo der Garten lag, durch welchen uns zu begleiten der geneigte Leſer ſchon einmal ſo freundlich war, als wir uns nämlich in die Wohnung und in die Kleinkinderbewahranſtalt des Meiſter Schwemmer begaben.

Herr Hammer und Herr Schellinger traten ebenfalls in dieſen Garten, doch gingen ſie nur bis zum kleinen baufälligen Hauſe,

in welchem, wie wir bereits wiſſen, der Garderobegehülfe ſeine armſelige Wohnung hatte.

Der junge Zimmermann blieb vor der Thüre ſtehen, ſtemmte die Arme in die Seite und ſagte, während er an dem Hauſe hinauf blickte: „Nimm mir nicht übel, Schellinger, das iſt in der That eine ſcheußliche Barake. Wenn es Einer von unſerem Handwerk ſieht, ſo muß ihm völlig übel werden. Es iſt mir immer, als ſollte ich mit der Schulter auf die eine Seite drücken, daß dieß Geſtell wieder in's Blei käme. Aber ich fürchte, es könnte umfallen. Sind dir die ſchiefen Fußböden nicht ſelbſt unangenehm?

„Mir gewiß nicht," entgegnete ruhig der Schneider, „ich bin das ſo gewohnt; es erweckt mir auch eine höchſt angenehme Erinnerung, denn von allen Tagen, die ich auf meinen weiten Reiſen zubrachte, waren es die glücklichſten, wo ich in einem Dorfe lebte, in welchem alle Häuſer noch weit ſchiefer ſtanden als dieſes hier."

„Und wo war denn das, Schellinger?"

„Das war da vornen," verſetzte der Garderobegehülfe, indem er mit dem Zeigefinger ſeiner linken Hand vor ſich hinwies, „in der Wallachei, weißt du, wo alle Männer, die nicht heirathen, zu Wallachen gemacht werden."

„Teufel auch!" ſagte lachend der Zimmermann. „Wie biſt denn du da glücklich durchgekommen?"

„Ah! das iſt ſehr einfach. Ich habe mich in jedem Orte, wohin ich kam, proviſoriſch verheirathet; das geht da vornen herum ſehr leicht."

„Ah ſo!"

„Ja wohl, lieber Richard. — Aber ſiehſt du, mit dem Dorfe war es ſo: das lag nämlich am Fuß eines ſtarken Geberges, von welchem im Herbſt, wenn der Schnee ſchmolz —"

„Schellinger, du meinſt im Frühjahr.“

„Nein, auf Ehre! dort ſchmilzt er im Herbſt. — Und dann kamen dir alſo die grauſamſten Waſſerbäche von den Felſen herabgeſtürzt, und Alles auf das Dach los, und da die Häuſer ſehr tief lagen, ſo ſchoß es zu den Fenſtern herein; und deßhalb ſtanden alle Gebäude ſchief. — Verſtehſt du, Richard — damit das Schneewaſſer drüben ablaufen konnte.“

„Ah! das muß ich mir merken; das iſt eine ſchöne Einrichtung.“

„Ja, ſehr ſchön,“ ſprach melancholiſch der Garderobe-Gehülfe, während er ſeinen Schlüſſel aus der Taſche zog und anfieng, die baufällige Treppe hinauf zu klettern. Auf der Mitte derſelben angekommen ſah er ſich aber nach ſeinem Gefährten um, der drunten ſtehen geblieben war und ihm lachend zurief:

„Geh nur voran, Schellinger! Mich ſoll der Teufel holen, wenn das Ding da uns Beide trägt. Wenn dein Hausherr nicht ſo ein niederträchtiger Hund wäre, da käme ich aus reiner Menſchenliebe her und nagelte es mit ein paar Brettern zuſammen. Das wankt ja, daß Einem angſt und bange wird.“

„Ich mache mir nichts daraus,“ entgegnete der Schneider, indem er vollends hinaufſtieg. „Wenn man zum Beiſpiel in Amerika reist, da wird man ſolche Stege, die immer auf und ab gehen, ſehr leicht gewöhnt. Weißt du, Richard, in den Sümpfen; ſo ein Sumpf iſt ſeine viertauſend Schuh tief, und da muß man hinüber, hat aber weder Damm noch Brücke.“

„Da geht man wohl auf Stelzen,“ bemerkte Herr Hammer, der nun ebenfalls vorſichtig die Treppe hinauf geklettert war.

„O nein,“ ſagte ſehr ernſt der Andere, „das müßten ja Stelzen von viertauſend Fuß Länge ſein, und wenn ich mich je unterſtehen wollte, euch ſo etwas zu erzählen, da würde es gleich

wieder heißen: Wie der Schellinger lügt! — Nein, nein! aber die amerikaniſche Regierung hat da unzählige Alligatore angeſtellt. — Weißt du, was ein Alligator iſt?"

„Ja, ich glaube eine Art Krokodill."

„An die achtzig Schuh lang und zehn Schuh breit. Aus ihrem Fette macht man die Stearinkerzen. — Verſtehſt du: die ächten, — aber das kommt nicht hieher. — Nun alſo, dieſe Krokodille werden auf Koſten der Regierung gefüttert und ſind famos abgerichtet. Wenn nun ein Reiſender kommt (er muß aber einen Schein gelöst haben für die Krokodillpoſt), da ruft er nur: Giv Achtong! und da reihen ſich die Beſtien an einander, wobei eins das andere immer in den Schwanz beißt. — Und da iſt eine vortreffliche Brücke; aber ſie ſchwankt ein Bischen."

„Das kann ich mir denken, Schellinger." —

„Aber ſonſt iſt ſie vollkommen ſicher; man muß ſich nur in Acht nehmen, daß man ſo einem Krokodill nicht gerade auf die Naſe tritt, denn ſonſt fängt es an zu nießen, und wenn es nießt, da hilft dir aller Schutz der amerikaniſchen Regierung nicht mehr, da fällſt du in den Sumpf, wie es ſchon manch' Einem geſchehen iſt."

Bei dieſen Worten hatte Herr Schellinger ſeine Stubenthüre geöffnet, und Beide traten in das mehr als dürftig möblirte Zimmer. Da befand ſich nur ein alter Tiſch, eigentlich nur ein Brett, das an der Wand ſtand, von einem einzigen Fuße unterſtützt, ferner zwei ſehr wackelige Stühle, und in der Ecke ein Geräthe, welches die Frechheit hatte, ſich für ein Bett auszugeben, in Wahrheit aber nichts war als ein hölzern Gragen mit einer alten Wollenmatratze, einem Kopfkiſſen, welchem als Decke ein Stück Teppich lag, ſowie ein langgedienter Reitermantel. Leintücher hatte ſich Herr Schellinger längſt abgewöhnt; in Indien nämlich hatte er einen unüberwindlichen Abſcheu dagegen

gefaßt wegen der vielen Tausendfüße und Schlangen, die sich nach frischer Wäsche sehnen und deßhalb zu Einem in's Bett kriechen. — Was einen Ofen anbelangt, so war davon nirgend eine Spur zu sehen, Herr Schellinger behauptete auch, Frieren und Schwitzen seien Fehler, die man sich abgewöhnen könne, und er habe es darin sehr weit gebracht. Er behandelte dieß Kapitel auch heute wieder, als nämlich Richard sagte: „Puh! Schellinger, bei dir ist es kalt!" und dabei in seine Hände blies.

„Ich zehre immer noch an meinen Reise-Erinnerungen in Brasilien," versetzte er gleichmüthig. „Wir haben da eine übermenschliche Hitze ausgestanden. Hier schwitzt man auch, aber das ist gar nicht der Rede werth. Ich habe einstmals in Rio bei einem Maler gearbeitet, das heißt, ich mußte ihm Modell sitzen, denn er behauptete, mein Kopf sähe dem des Kaisers Napoleon auf eine wahrhaft erschreckliche Weise ähnlich. Da saß ich nun auf meinem Stuhl und hatte die Beine um die Füße desselben herum geschlungen; es waren, glaube ich, an dem Tage hundertundvierzig Grad Hitze. —— Nein, es waren hunderteinundvierzig, weil bei hundertundvierzig noch Schule gehalten wird, aber bei hunderteinundvierzig haben die Kinder Hitzvacanz. — Da saß ich also, und lief der Schweiß so an mir hinunter, daß von den beiden Stuhlfüßen, wo Alles zusammen kam, ein paar ordentliche Bäche bis nach der Stubenthüre hinliefen. — Auf Ehre! Richard; ich bekam für die Stunde Modellsitzen einen preußischen Thaler."

„Ei Schellinger!" rief lachend der Zimmermann, „dabei hättest du die schlesen Häuser aus der Wallachei brauchen können. — Aber wenn es dir nun recht ist, so wollen wir ein Bischen von unserer Angelegenheit reden."

Dabei hatte er sich einen Stuhl genommen, ihn vorher sorg-

fältig geprüft und ſich dann darauf niedergelaſſen. Herr Schellinger machte es ſeufzend und mit empor gezogenen Augenbrauen ebenſo, nur ſchlug er die Hände über einander, die Jener fröſtelnd in ſeine Hoſentaſchen geſteckt hatte.

„Du weißt alſo," begann Richard, „warum es ſich eigentlich handelt; wir wollen, wenn es möglich iſt, der Catharine, der armen Weibsperſon, wieder zu ihrem Kinde verhelfen, das, wie du ſelber meinſt, da drüben in dem Hauſe iſt."

„Der Beſchreibung nach vermuthe ich das wohl," erwiederte der Schneider; „ſie ließen mich freilich nur einen kleinen Blick in den Affenſtall hinein werfen, aber da ſah ich ſo ein Ding, wie man es mir beſchrieben, auch hatte es ein blaues wollenes Kleid an."

„Und es ſah in dem Stalle da jämmerlich aus?"

„O," erwiederte kopfſchüttelnd Herr Schellinger, „über alle Maßen. Ich habe auch da hinten herum mancherlei Elend geſehen, namentlich bei den Froſch-Indianern; die wohnen nämlich in Sümpfen und quacken wie die Fröſche. Beiläufig geſagt, behauptet man, von ihnen ſtammen die amerikaniſchen Quäcker her; ich habe aber hierüber nicht in's Klare kommen können. — Die Froſch-Indianer nun haben die ſehr ſchlechte Gewohnheit, ſich gegenſeitig ihre Kinder aufzueſſen, und da das doch die Regierung der vereinigten Staaten, wo ſie naturaliſirt ſind, nun einmal nicht leiden kann, ſo hat ſie große Kleinindianerkinderbewahranſtalten errichten laſſen, wo es aber, unter uns geſagt, arg genug hergeht."

„Ich will dir das recht gern glauben," ſagte einigermaßen ungeduldig der Zimmermann. „Aber jetzt handelt es ſich nicht von Froſch-Indianern, ſondern von Meiſter Schwemmer und der Catharine ihrem Kind. — Du weißt alſo genau, was du bei der Geſchichte zu thun haſt?"

„Ja, ich weiß es," entgegnete der Garderobe-Gehülfe; worauf er in tiefem Nachsinnen seine Hände auf den Knieen faltete und den Kopf auf die Brust sinken ließ. „Ich weiß es ganz genau. — Aber da war dazumal bei den Frosch-Indianern — — nein, nein! ich irre mich: es war bei den Vögelnegern! — ein ganz verfluchter Kerl, eigentlich ein Verbrecher. — Richard, hast du je Schillers Verbrecher aus verlorener Ehre gelesen?"

„Ich glaube wohl; aber bleibe bei der Sache, Schellinger?"

„Gleich, gleich, lieber Richard," erwiederte Jener sanftmüthig. — „Also dieser Kerl — ich glaube ein Preuße — war also auch ein Verbrecher geworden, nicht aus verlorener Ehre, sondern weil es ihm unmöglich war, irgendwo eine Schraube festsitzen zu lassen."

„Ach dummes Zeug!"

„Nein, auf meine Ehre! Richard. Schon als ganz kleines Kind fieng er damit an, wo es sich nur thun ließ, eine Schraube heraus zu ziehen; ich sage dir, wenn er eine sah, so zitterte er ordentlich drauf hinein. Da halfen keine Schläge und gar nichts; und das ward immer ärger, je mehr er heran wuchs."

„Nun, so laß ihn in's Teufels Namen heranwachsen, und gib mir einmal eine vernünftige Antwort, denn wenn du so hartnäckig zerstreut bist und immerzu auf Reisen, da kann ja kein Mensch ein vernünftiges Wort mit dir reden."

„Ja, du hast Recht, lieber Richard," sagte melancholisch der Schneider, indem er sich mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufseufzte; „es ist das allerdings eine schlechte Angewohnheit und plagt mich sehr. Es ist ein Unglück, daß ich diese weiten Reisen gemacht habe und es nun einmal nicht lassen kann, die Menschen aus meinen Erinnerungen zu belehren. — Was habe ich davon? — Nichts wie Undank! Ich weiß ja wohl, was

die Leute ſagen, wenn ich weggegangen bin. — Wie der Schellinger wieder gelogen hat! lachen ſie. Und ſiehſt du, Richard, die Reputation eines Lügners zu haben, ich, der nur die Wahrheit ſpricht, das bringt mich noch unter den Boden."

„Das ſagt ja auch kein Menſch," entgegnete begütigend der Zimmermann; „ich am allerwenigſten. Nur meinte ich eben, du ſollteſt deine Phantaſie ein Bischen bemeiſtern und auch hie und da einmal von anderen Dingen ſprechen, als von deinen ſchönen Reiſen."

„Ach, die Phantaſie!" verſetzte traurig Herr Schellinger, „die iſt ſtärker als unſer Wille; ich habe davon die ſchrecklichſten Beiſpiele. Glaubſt du wohl, Richard, daß ich neulich des Nachts mich ſo in meinen Phantaſieen verlor, daß ich deutlich die Brücke in Hinterindien vor mir ſah, wo ich auf meinem Zebra in den Fluß hinabſprang, als mich der Oberſt der leichten Braminen-Cavallerie verfolgte. Es war eigentlich ein Halbtraum, aber ſo ſchrecklich und deutlich, daß ich, als ich aufwachte, nachdem ich geträumt, ich ſei im Waſſer gelegen, nun über und über naß war. — Glaubſt du das, Richard?"

„Ja, ja, ich glaube es dir, Schellinger. Aber jetzt ruf' deine Phantaſieen zurück und laß uns einmal ein anderes Geſpräch anfangen. — Du wirſt alſo beim Dunkelwerden hinüber gehen?"

„In einer halben Stunde."

„Bei Meiſter Schwemmer ſetzſt du dich wie oft an den Ofen und erzählſt deine Geſchichten, mußt ihnen aber ſolche Dinge vortragen, daß ſie dir nicht glauben."

„Das wird ſchwer angehen," meinte Herr Schellinger.

„Na, verſuch es nur. — Wenn ſie dir alſo nicht glauben wollen, und das ſagen, ſo ereiferſt du dich und machſt ihnen einige Grobheiten. — Das kannſt du doch? — So gibt denn ein

Wort das andere; am Ende bedrohen ſie dich vielleicht, du läßſt dir nichts gefallen, ihr kommt an einander, und dann machſt du von deiner Waffe Gebrauch. — Du haſt doch deine Piſtole bei dir?"

„Hier iſt ſie," entgegnete der Schneider und zog ein roſtiges Theater-Terzerol aus der Taſche. „Der Inſpicient hat es mir geliehen und auch mit einem ſchwachen Schuſſe geladen."

„Es iſt aber doch kein Schrot darin?"

„Gott bewahre! nur ein leichter Pfropfen. Auch werde ich damit an die Decke hinauf halten."

„So iſt's recht. Zu gleicher Zeit ſchreiſt du dann um Hülfe, und dann ſind wir wie ein Donnerwetter bei der Hand."

„Was meinſt du, Richard," ſagte Herr Schellinger nach einer Pauſe, „wenn ſie mir zu hart auf den Leib gehen, ſoll ich nicht vielleicht Einen oder den Anderen zu Boden ſchlagen?"

„Nein!" entgegnete der Zimmermann, indem er lächelnd die miſerable Figur des Schneiders betrachtete. „Laß' das nur bleiben."

„Das iſt eigentlich Schade," fuhr dieſer fort; „ich könnte dabei ſo gut den Handgriff anbringen, den mich die Tſcherkeſſen gelehrt. Man bewegt nur die Fauſt ein wenig, läßt ſie ganz ſanft niederfallen, und wenn man dabei die richtige Stelle trifft, ſo ſtürzt dir ein Ochs zuſammen. — Aber wenn du meinſt, ſo thue ich es nicht."

„Ich meine wirklich, es werde beſſer ſein, wenn du es bleiben läßſt, Schellinger; du haſt überhaupt in dem Augenblick viel zu beobachten. Wenn du um Hülfe ſchreiſt, ſo mußt du im gleichen Augenblicke das Fenſter oder die Thüre aufreißen. — Jetzt aber noch Eins. Was du hier an Habſeligkeiten haſt, das packen wir gleich zuſammen, denn dableiben kannſt du begreiflicher Weiſe nach der Geſchichte nicht mehr; wir wollen ſchon ein Quartier

für dich beſorgen. Vorderhand kannſt du zu mir ziehen, wir haben eine Kammer und ein Bett, beſſer als dieſes hier. Es wäre gut, wenn du mit dem Einpacken gleich anfiengeſt; ich lege dann die Geſchichten irgendwo hin, von wo wir ſie nachher mitnehmen können."

„Das Zuſammenpacken iſt ſchnell beſorgt," erwiederte trübe lächelnd der Garderobe-Gehülfe. „Wenn ich bedenke, wo all' die ſchönen Sachen hingekommen ſind, — ich kam damals aus Indien zurück mit vierundſechzig Kiſten, — wo ſind ſie geblieben? — Gott weiß es! Aber das machte mir keinen Kummer, ich habe mir vorgenommen, nächſtens einmal wieder eine Tour zu machen, und da werde ich ſchon wieder was Beſonderes finden. — Wenn es dir Spaß macht, Richard, ſo bringe ich dir einen wahnſinnigen Affen in Lebensgröße mit."

„Und warum gerade einen wahnſinnigen, Schellinger?"

„Ja ſiehſt du, Richard, die gewöhnlichen ſind zu toll und unanſtändig; man kann nichts mit ihnen anfangen. Haben ſie aber einmal den Affenverſtand verloren, ſo werden ſie gelehrig und vernünftig wie ein Menſch. Sie ſind freilich ſehr theuer, aber das kommt mir bei dir nicht darauf an."

Während er das ſprach, war er aufgeſtanden, hatte eine alte Kiſte unter dem Bettſchragen hervorgezogen, und fieng nun an, ſie auf den Boden auszuleeren, zu welchem Zwecke er ein nicht mehr ganz neues Hemd ausbreitete und darauf allerlei unbedeutende Gegenſtände, als: Knochen, Glas, kleine Stücke Holz, vergilbte Papiere, Haarbüſchel, auch abgerutſchte Treſſen, ſchmierige Rockaufſchläge und Kragen und dergleichen mehr niederlegte.

„Ich hatte einmal ſolch einen wahnſinnigen Affen," ſagte er während dem, „und er war mir lange Jahre ein treuer und redlicher Bedienter. Er war ohne alle Unarten; nur konnte er

es nicht ertragen, wenn man ihm von seinem früheren Stande sprach. Da wurde er grob und sagte mir oft die bittersten Wahrheiten. — Siehst du, Richard," unterbrach er sich selbst, indem er ein kleines Papier hervorzog, es aufmachte und dem Zimmermann eine Wursthaut darreichte, „sieh, das kannst du mitnehmen, es ist ein Stück Brillenschlangenhaut, davon brauchst du dir nur ein klein wenig um die Finger zu wickeln, und alle Schlangen, die dir begegnen, ergreifen augenblicklich die Flucht. Es beißt dich alsdann keine; auf Ehre! du kannst es mir glauben. — Da nimm es und thu' mir nur den Gefallen, es gleich zu probiren. Ich will ein Lügner sein und ein schlechter Mensch, wenn du mir morgen nach dem Theater sagen kannst, es habe dich eine einzige Klapperschlange oder dergleichen Zeug gebissen."

„Hilft es auch gegen die Flöhe?" fragte lachend der Zimmermann, während er die vertrocknete Wursthaut in die Tasche steckte.

„Laß einmal sehen. — Gegen die Flöhe?" erwiederte Herr Schellinger, streichelte gedankenvoll sein spitzes Kinn und sah zum Fenster hinaus. „Laß doch einmal sehen," wiederholte er alsdann. — — „Nein, gegen die Flöhe hilft es nicht; aber hier habe ich was Anderes für diesen Zweck, was mir in Arabien gute Dienste geleistet."

Bei diesen Worten griff er in den Kasten und händigte seinem Freunde Etwas ein, was dieser laut lachend betrachtete.

„Das ist ja ein Stiefelzieher," sagte er.

„Nein, nein, gewiß nicht! Man braucht das in Arabien, um den Flöhen die Zähne auszubrechen."

„Da müssen sie ungeheuer groß sein, Schellinger."

„O, es geht so an," entgegnete der Schneider. „Die größten, die ich gesehen habe, waren wie hier zu Lande ein kleiner

Pudel. Doch soll's hinter Palmyra, wie glaubwürdige Reisebeschreibungen versichern, noch viel größere geben. Ich kam aber nicht dahin, sie wollten mir in Damaskus meinen Paß nicht weiter visiren, indem der dortige Oberamtmann behauptete, ich sei von meiner Regierung als militärpflichtig reclamirt worden."

Unter diesen Erzählungen hatte der Schneider sein Bündel gepackt und übergab es Richard, der ebenfalls aufgestanden war und es unter den Arm nahm. — —

Die Sonne war untergegangen, klar und rein, wie sie den ganzen Tag geschienen, und hinterließ noch lange nachher eine Röthe am Horizont im Westen, so tief und glühend, daß die Nebel, welche sich im nächsten Augenblick über die Stadt lagerten, sie nicht zu bewältigen vermochten, sondern von ihr dunkelroth gefärbt wurden.

Der Zimmermann trat an's Fenster und sagte, während er hinaus blickte: „Das wird eine kalte Nacht werden; ich bin froh, daß ich mich warm angezogen habe; denn wir werden doch eine Zeitlang draußen auf dich warten müssen."

„Ja, kalt wird es werden," meinte auch der Schneider. „Schau, wie blutig der Nebel aussieht. Wenn man an Vorbedeutungen glauben wollte, so könnte man vielleicht denken, unser Unternehmen möchte nicht ganz gut ablaufen."

„Denkst du etwas dergleichen?" fragte Richard. „Schellinger! Schellinger! du hast dich so bereitwillig zu deinem Posten angeboten; noch ist es Zeit zurückzutreten, wenn du etwa Furcht haben solltest. — Aber das will ich nicht glauben; du hast dich immer als muthig bewährt."

„Furcht?" sprach geringschätzend der Garderobe-Gehülfe. „Ich meine, ich hätte in meinem Leben Muth genug gezeigt; von meinen Reisen will ich dießmal nichts reden, denn die sind welt-

bekannt. Aber du wirſt dich wohl erinnern, daß ich ein ganzes Jahr lang Theaterdiener war, als der alte Stütz geſtorben."

„Das weiß ich freilich. — Aber zu dem Geſchäft gehört doch kein beſonderer Muth."

„Muth und Entſchloſſenheit. Geh' du einmal zu einer erſten Sängerin hinein, wenn ſie ohnehin ſchlechter Laune iſt, wenn ſie ſich einbildet, heiſer zu ſein, weil ſie nicht ſingen mag. Tritt du vor ſie hin und fordere ihr irgend eine Rolle ab. — Lieber Freund, ich habe mancher Löwin ihre Jungen weggenommen — das thaten wir in Indien zur Bewegung vor dem Frühſtück — und habe nie dabei gezittert. — Aber hier! — — Oder bring' einem erſten Künſtler den Befehl der Intendanz, eine, wie er glaubt, untergeordnete Rolle zu ſpielen, oder auch die Verweigerung eines neuen Coſtüms! — Da heißt es Courage haben und feſt hinſtehen. Aber da drüben der Schwemmer, das iſt mir ein Kinderſpiel."

„Es iſt aber nicht nur der Schwemmer allein," erwiederte der Zimmermann, ſondern die Kneipe hinten im Hofe ſoll eine Auflage alles möglichen Geſindels ſein."

„Das iſt ſchon wahr," fuhr der Schneider nachdenkend fort. „Aber ich kenne ſie Alle; wie ſchon geſagt, der Schwemmer kann kaum von ſeinem Stuhle aufſtehen, ſonſt bringt ihn der Huſten um. Da iſt nun ferner ein Monſieur Sträuber, ein hochnaſiger Schuft, der aber nicht für einen Pfennig Muth im Leibe hat. Der einzige tüchtige Kerl, der da ſein könnte, iſt ein gewiſſer Mathias. — Doch," ſetzte er mit ungewohnter Aufrichtigkeit hinzu, „thut der einem armen Schneider, wie ich bin, nichts zu Leide."

„Für alle Fälle," verſetzte Richard nach einer Pauſe, „haben wir auch gute Freunde, die uns unterſtützen werden." — Er lehnte ſich bei dieſen Worten abermals an das Fenſter und blickte

auf die langſam dunkler werdende Stadt, wo ſich ſchon hie und da einzelne Lichter zeigten. — „Die Catharine war neulich bei einem Doctor, dem hat ſie ihre Sache anvertraut und erzählt, daß ſie hauptſächlich durch deine Hülfe ihr Kind wieder zu erlangen hofft. Es ſoll das ein braver Herr ſein, und er hat mit dem Polizei-Commiſſär dieſes Viertels geſprochen, damit irgend Jemand in der Nähe iſt, wenn wir allenfalls Hülfe brauchten.“

„Ich habe mit der Polizei nicht gerne zu thun,“ ſagte Herr Schellinger; „es iſt das für anſtändige Leute immer eine unangenehme Geſchichte. Das tappt nur ſo zu, namentlich im Dunkeln, und wenn ſie ſelbſt einmal den Unrechten beim Kragen nehmen, ſo laſſen ſie ihn ſo bald nicht wieder fahren.“ — Er ſchlug die Arme über einander und blickte, wie es ſchien, mit allerlei Gedanken beſchäftigt in's Freie hinaus, an den Himmel empor, wo ſich trotz des Nebels einige Sterne mit blaſſem Lichte zeigten. — „Und wo iſt die Catharine?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Ganz in der Nähe,“ entgegnete Richard; „in der Verwirrung, wo wir dir zu Hülfe ſpringen, wird ſie in das Haus eilen, nach dem Affenſtall, wie du die Kinderſtube nennſt, und dort ihr Mädchen holen.“

„Schön, ſchön; das iſt nicht ſchlecht arrangirt. So wollen wir denn jetzt an die Ausführung gehen.“

„Iſt es nicht noch zu früh?“

„Nein, ſpäter laſſen ſie mich gar nicht mehr in's Haus.“

„Und wie lange glaubſt du, daß es dauern wird, bis wir zu thun bekommen?“

„Ich denke, ſo eine halbe Stunde bis drei Viertel; wenn ſie nicht gar zu ſanftmüthig gelaunt ſind, ſo iſt das Zeit genug, um einen Streit mit ihnen anzufangen.“

„So geh' denn hinunter, Schellinger,“ ſagte der Zimmer-

mann, während er ihm mit komiſchem Ernſte beide Hände auf die Schultern legte. „Denk, du ſeieſt in Hinterindien oder in Vorderaſien und geheſt zur Attaque auf irgend einen wilden Indianerſtamm. Halte dich tapfer und ſchreie zur gehörigen Zeit und recht laut um Hülfe.“

„Daran ſoll's nicht fehlen,“ erwiederte der Schneider, der noch einen Blick rings durch ſeine Stube laufen ließ, während er ſich anſchickte, ſie zu verlaſſen. Plötzlich blieb er ſtehen, ſchlug ſich vor die Stirne und ſagte: „Wie kann man auch ſo vergeßlich ſein! Hätte ich doch bald etwas ganz Nothwendiges überſehen! — Richard, du mußt mir die Liebe thun, da ich ſelbſt keine Zeit mehr dazu habe, an meine Stubenthüre ein Papier zu kleben und darauf zu ſchreiben: — Schellinger wohnt nicht mehr hier, iſt aber zu erfragen auf einem hochpreislichen Hoftheater-Intendanz-Bureau. — Es iſt das für mich von großer Wichtigkeit, denn von Tag zu Tag erwarte ich den Beſuch eines meiner beſten Freunde, eines ruſſiſchen Fürſten, mit dem ich in Kairo beim Vicekönig zu Gaſt war. Er verſprach mir, mich in Deutſchland zu beſuchen, und ſagte noch beim Abſchied mit Thränen in den Augen zu mir: Paſchol Durak — Schellinger! Was ſo viel heißen will als: Schellinger, ich werde dich niemals vergeſſen. — Nicht wahr Richard, das beſorgſt du mir? — Es war ein guter Kerl, dieſer Ruſſe, und er würde mir niemals vergeben, wenn er hier vor meine verſchloſſene Stubenthüre käme.“

Der Schneider reichte hierauf ſeinem Freunde die Hand, bezeichnete auf der Stubenthüre die Stelle, wo er das Plakat angebracht zu haben wünſchte, und ſtieg hierauf vorſichtig die Treppen hinab. Als er aber unten angekommen war, blieb er ſtehen und rief einige Male Richards Namen.

„Was ſoll's?“ antwortete dieſer in das dunkle Haus

hinab, wo er die Geſtalt des Schneiders nicht mehr erkennen konnte.

„Nur noch eine Kleinigkeit,“ verſetzte der Garderobe-Gehülfe. „Du mußt auf das Plakat über die Notiz wo ich zu finden bin ſtatt meines einfachen Namens ſchreiben: der berühmte Reiſende von Schellinger, denn nur ſo kennt mich mein Freund, der ruſſiſche Fürſt. — Jetzt aber gehab' dich wohl und fall mir nicht die Treppen hinunter.“

Richard hörte nun für den Augenblick nichts weiter als die tappenden Schritte, mit welchen Herr Schellinger ſich entfernte, ſowie das Knarren der Thüre, als derſelbe das Haus verließ.

Sechszigstes Kapitel.

Er.

Meister Schwemmer saß wie fast immer so auch am heutigen Abend auf seinem gewöhnlichen Platz am Ofen, die angeschwollenen Füße in Filzschuhen, auf den Knieen das unvermeidliche rothcarrirte Tuch, dessen eigentliche Bestimmung es war, den vielen von den Fingern herabfallenden Schnupftabak wieder aufzufangen. Hierauf hielt die Frau, und sie vergaß nie, dieses Tuch mehrmals des Tags in ein Papier auszuschütteln.

Vor dem Hausherrn saß rittlings auf einem Stuhle Herr Sträuber; er hatte die Hände auf die Lehne desselben gelegt und rieb sein spitzes Kinn auf ihnen hin und her. Madame Schwemmer befand sich in einer Ecke des Zimmers und schälte Kartoffeln, ging aber häufig in die Küche hinaus, um, wie sie sagte, nach dem Kindsbrei zu sehen, der auf dem Heerde schmorte, in Wahrheit aber, um regelmäßig eine kleine Herzstärkung zu sich zu nehmen.

Herr Sträuber mußte etwas erzählt haben, was den Anderen

einigermaßen überraſcht, denn dieſer ſchüttelte mit dem Kopfe, machte große Augen und ein ſchiefes Maul und meinte alsdann: „So, ſo! — Ei, ei! — und ſpurlos verſchwunden?“

„Spurlos!“ entgegnete Herr Sträuber, indem er ſeinen Kragen in die Höhe zog; „das heißt, wohlverſtanden ſpurlos als Lebender. Freilich, todt genug zog man ihn am andern Morgen aus dem Kanal hervor.“

„Ah! das iſt doch was Anderes! da wußte man alſo doch, wo er geblieben war! — Und wer beſorgt dergleichen Geſchichten?“

„Bssst! Meiſter Schwemmer, darüber ſpricht man nicht gern; es weiß es auch eigentlich Niemand genau, wer da den Scharfrichter ſpielt. Genug, es iſt ſchon einige Male vorgekommen, ſo viel ich weiß.“

„Und da ſpricht er ganz einfach einen Urtheilsſpruch?“

„Nachdem er drei, vier der Anderen gehört hat, und ſie ſeiner Meinung ſind.“

„Na, das iſt doch eigentlich eine Art von Gericht, und dagegen kann man nichts haben.“

„Ganz richtig: dabei wäre am Ende auch nichts zu erinnern. Aber er übt auch ſonſt, — unter uns geſagt, — eine zu wahnſinnige Tyrannei aus. Kann Einer von uns wohl thun, was er mag? — Hat irgend Einer einen freien Willen? — Nein, nein! beim Teufel! nein! Ich verſichere Euch, Meiſter Schwemmer, ich gehe ſtark mit der Abſicht um, wieder ehrlich zu werden und mein Brod auf anſtändige Weiſe zu verdienen. Ich abſonderlich tauge nicht in dieſe Geſellſchaft; man hat eine Erziehung genoſſen, man hat eine Vergangenheit, und dann — gibt es ein paar zu ſchöne Augen, die mich oftmals mit heißen Thränen bitten, aus dem Dunkel hervorzutreten, in das mich unſere Lebensweiſe hüllt. — Schöne Augen!“

„Nun, wenn die schönen Augen Geld haben, so heirathet ſie in Gottes Namen und lebt Eurer Erziehung und Eurem Stande gemäß.“

„Findet Ihr das nicht auch, Meiſter: ich bin zu nobel, zu vornehm für dieß Gewerbe?“

„Das wollte ich gerade nicht ſagen,“ meinte huſtend der Hausherr. „Wißt Ihr, Sträuber, Euch fehlt der rechte Muth zu unſerem Geſchäft, Ihr habt Angſt vor einem Handgemenge, Ihr ſeid zu weich.“

„Richtig, richtig, Meiſter Schwemmer!“ erwiederte ſchwärmeriſch der Andere, wobei er den Hut, den er auf dem Kopfe hatte, feſt in die Augen drückte. „Das ſagt meine Gräfin mit den ſchönen Augen auch. Was mich dieſes Weib liebt, davon habt Ihr gar keine Vorſtellung. — Es frißt mir das Herz ab, wenn ich ſie ſo vornehm und ſtolz vorüber fahren ſehe, und dabei bedenke, was ich für ein miſerabler Sclave bin. — Und Sclaven ſind wir, das iſt nicht zu läugnen.“

Als Herr Sträuber von der ſchönen Gräfin ſprach, nahm der Hausherr eine gewaltige Priſe und kniff ſein linkes Auge zu gegen das Weib hin, das darauf verächtlich lächelnd die Achſeln zuckte.

„Glaubt Ihr nicht, daß wir Sclaven ſind?“ fuhr Herr Sträuber fort, da er dieſe Grimaſſe, welche ſeiner angeblich vornehmen Bekanntſchaft galt, mißverſtanden.

„O ja doch,“ entgegnete Meiſter Schwemmer; „namentlich Ihr vom Fuchsbau. Mich hier läßt er ſo ziemlich in Frieden.“

„Wartet nur; ich ſehe es auch noch kommen, daß er Euch irgend was am Zeuge flickt. Er ſoll neulich zum Mathias geſagt haben: Was wißt Ihr von der Wirthſchaft bei dem Schwemmer? Da ſollen zuweilen ſaubere Geſchichten vor ſich gehen; ſagt ihm mein Compliment und er ſoll ſich in Acht nehmen.“

„Hat er das wirklich geſagt?“ fragte der Meiſter, der einen plötzlichen Schrecken mühſam hinter einem leichten Hüſteln zu verbergen ſuchte, wogegen das Weib Kartoffeln und Meſſer in den Schooß fallen ließ und mit weit offenem Munde drein ſchaute.

„Ja, das hat er geſagt,“ fuhr Herr Sträuber fort, offenbar ſehr befriedigt durch die Wirkung, welche dieſe Worte hervorgebracht. — „Von mir ſprach er ebenfalls, und nicht gerade beſonders ſchmeichelhaft; er nennt mein unſchuldiges Vergnügen, den kleinen Kindern die Ohrringe wegzunehmen, ein gemeines Verbrechen, eine Schande; er wolle ein Wort mit mir reden, wenn er ſich einmal von der Wahrheit überzeugt. — Nun, iſt das keine Sclaverei? Müſſen wir uns eine ſolche Herrſchaft gefallen laſſen?“

Der Andere winkte mit der Hand, als wollte er ſagen: ſtille, ſtille! Und dann fragte er mit leiſer Stimme: „Woher erfährt er denn alle dieſe Geſchichten?“

„Das weiß der Teufel!“ ſagte Herr Sträuber; „aber ihm bleibt nicht leicht etwas verborgen. — Ich habe immer ſchon gedacht, der Mathias mache zuweilen den Spion gegen uns.“

„Nein, gewiß nicht!“ erwiederte Meiſter Schwemmer im Tone der Ueberzeugung. „Der Mathias iſt ein rauher Kerl, aber verrathen thut der Niemand. — — Es iſt das überhaupt ein räthſelhafter Herr,“ fuhr er nach einer Pauſe fort.

„Wer? — der Mathias?“

„Ach nein! er. — Habt Ihr ihn kürzlich geſehen?“

„Gott ſei Dank! nein; nur neulich zufällig erfahren, daß er im Hauſe ſei, wie die Geſchichte mit dem Lakaien ſpielte.“

„Aber Ihr ſpracht ihn früher ſchon?“

„Ein einziges Mal. Und ich muß geſtehen, da machte er auf mich einen gewaltigen Eindruck. Er iſt nicht übermäßig groß, aber ſeine Stimme geht Einem durch Mark und Bein, und wenn

er eine Bewegung macht, auf und ab geht oder etwas thut, ſo meint man, ſeine Glieder ſeien von Stahl und Eiſen."

„Ja, ja, ſo iſt es," entgegnete der Hausherr, während er langſam den Kopf in die Hand ſinken ließ. — „Aber glaubt Ihr wohl," fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß ihn Jemand von den Anderen genau kennt?"

Herr Sträuber ſchüttelte den Kopf und verſetzte: „Sehr genau kennt ihn gewiß Niemand, am beſten wohl der Mathias, und dann der Joſef, deſſen Ihr Euch wohl noch erinnern werdet."

„Richtig, der Joſef! — Wo iſt der wohl geblieben?"

„Hm! hm!" machte der Andere. Dann hob er den Kopf in die Höhe und blickte ſeinem Gegenüber forſchend in die Augen, ſo daß dieſer fortfuhr:

„Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu geniren, denn wir kennen uns lange und genau genug."

„Das iſt ſchon wahr," meinte Herr Sträuber und blinzelte mit den Augen. „Ich habe eigentlich auch ſchon lange mit Euch darüber ſprechen wollen; jedoch —" er warf einen Blick auf das Weib in der Ecke, welchen der Hausherr vollkommen verſtand, denn er ſagte augenblicklich mit ſeiner heiſeren Stimme:

„Geh' hinaus und ſchau einmal nach den Kindern; ich meine, ich hör' da ein Geſchrei."

Worauf ſie ſich mit einer unmuthigen Bewegung erhob und das Zimmer verließ.

„Nun —?"

„Der Joſef verſchwand alſo plötzlich ſpurlos und blieb wenigſtens ein ganzes Jahr weg. Eines Abends erſchien er nun wieder einmal im Fuchsbau, ganz zerlumpt und abgeriſſen."

„Er hatte wohl eine Kunſtreiſe gemacht?"

„Wie ich Euch ſage: er ſchaute zum Erbarmen aus. Und

das war gerade an jenem Abend, wo er auch im Fuchsbau war. Er muß auch den Josef gesprochen haben, denn der Mathias führte ihn auf ein Zeichen der Alten aus der Schenkstube hinweg, und Beide kamen nicht wieder. Mathias freilich nur für den Abend, der Josef aber auch am anderen und die folgenden Tage nicht."

„Da wird er wieder auf Reisen gegangen sein?"

Herr Sträuber lehnte sich mit seinem Stuhle so weit als möglich vorn über, worauf er mit den Augen blinzelte und leise flüsternd sagte: „Unter uns, Meister Schwemmer, er blieb in der Stadt; ich möchte wenigstens hundert Gulden gegen einen faulen Apfel wetten, daß ich ihn kürzlich wieder gesehen."

„Zerlumpt?" —

„Im Gegentheil; er stand auf einer herrschaftlichen Kutsche, auf's Schönste als Jäger angezogen."

„Nun, das ist was Rechtes. Da wird er eine Stelle haben wie der selige Lakai."

„O nein; mit dem blieben wir beständig im Rapport, der kannte uns genau und nickte uns auf der Straße, so oft er nur konnte, verstohlen zu. — Aber Herr Josef sind stolz und vornehm geworden, ein ganz Anderer, kennen uns nicht mehr und wenden den Kopf ab, wenn wir ihn ein Bischen scharf anblicken."

Meister Schwemmer schaute an die Decke empor, nahm eine starke Prise und hielt darauf seine Nase eine Zeit lang mit dem Fingern fest, während er eifrig nachdachte. — „Das ist allerdings sonderbar," sagte er alsdann. „Aber ich will Euch einen Rath geben, bester Sträuber; wenn sich die Sache so verhält, so thut Euch selbst den Gefallen und blickt den Josef nicht so scharf an, denn sonst könnte er Euch auf curiosé Art zwingen, die Augen niederzuschlagen."

„Immer wieder er!" entgegnete der Andere, und setzte mit

prahleriſchem Tone hinzu: „Was will er denn eigentlich? Ich werde doch beim Blitz! auf der Straße die Menſchen anſehen dürfen! — Ihr habt eine gewaltige Angſt vor ihm.“

„O lieber Freund,“ antwortete lächelnd der Hausherr, „wir wiſſen wohl, wer die meiſte Angſt hat, aber auch das größte Maul. Wollte Euch nur ſehen, was Ihr für ein Geſicht machen würdet, wenn er jetzt zufällig zum Fenſter herein ſchaute.“

Bei dieſen Worten blickte der Sprecher, um den Anderen zu necken, etwas ſcharf auf die dunkeln Scheiben, worauf Herr Sträuber erſchrocken herumfuhr, und dann, als Jener laut auflachte, verdrießlich ſagte: „Ah! laßt doch die ſchlechten Witze! Damit treibt man keinen Spaß.“

„Na, ſetzt Euch nur wieder ruhig hin,“ fuhr Meiſter Schwemmer nach einem heftigen Huſtenanfalle fort. „Daher kommt er nicht: wir ſtehen nicht in ſeiner Gnade; er bekümmert ſich auch nicht um uns, was mir übrigens ſehr angenehm iſt. — — Aber ſagt mir über Eins Eure Meinung, — ich weiß, Ihr denkt viel und habt in manchen Sachen einen außerordentlichen Scharfblick, — wofür haltet Ihr ihn eigentlich?“

Herr Sträuber zuckte bei dieſen Worten hoch und lange die Achſeln, dann ſchob er ſeine Unterlippe vor und entgegnete: „Das mag der Teufel wiſſen.“

„Na, gebt was los!“ meinte der Hausherr, da Jener zu zaudern ſchien. „Ihr habt gewiß viel darüber nachgedacht und auch Manches in Erfahrung gebracht.“

„Erfahren habe ich eigentlich über ihn nie Etwas,“ erwiederte Herr Sträuber. „Aber meine Idee ſteht ſo ziemlich feſt.“

„Nun denn?“ —

„Daß er keiner unſeres Gleichen iſt, das liegt am Tage, ebenſo, daß die Geſtalt, unter der er bei uns erſcheint, nicht ſeine

wahre ist. — Ich halte ihn mit einem Wort für einen vornehmen und reichen Herrn, dem es nun einmal Spaß macht, eine solche Rolle zu spielen."

„Ja, ja, das denke ich auch."

„Der eine Freude daran findet, so eine unsichtbare und mächtige Hand über die Menschen auszustrecken, und hier und dort Einen zu schütteln und zu kneifen; dessen Laune es ist, manchmal Jemand, der sich vielleicht seinen Zorn zugezogen, gewaltig zu treffen. — Denn aus Eigennutz oder des Verdienstes halber hat er sich nicht mit uns eingelassen, das liegt am Tage."

„Gewiß nicht; ich wüßte mich wenigstens nicht zu erinnern, daß er je auch nur Nadelknopfs werth von dem Erworbenen für sich in Anspruch genommen."

„Ihr müßt aber da Etwas unterscheiden," fuhr Herr Sträuber mit einem pfiffigen Gesichte fort; „er verlangte freilich nie Etwas, was für uns Werth hat, aber die Sachen, die er sich vorbehielt und die wir hie und da mitnahmen, mußten doch wohl für ihn wichtig sein, denn er hat sie uns meistens reich bezahlt."

„Und was waren das für Sachen?"

„Papiere, lieber Freund, — Documente; was weiß ich! oftmals Briefschaften, ja nur ein einfaches Portrait, das er haben wollte. Und wie genau wußte er immer, wo das zu finden sei. In solchen Fällen gab er das Zimmer an, den Tisch oder den Schrank, wo sich die und die Kassette befände; ja er wußte oft, wo der Schlüssel war, oder sagte, man müsse sie aufsprengen oder ganz mitnehmen."

„Aber Papiere von Geldwerth nahm er nicht?"

„Davon habe ich niemals etwas gehört. — — Als ich ihn damals sah, — er gab uns in der Nacht über einen verwickelten Fall eine sehr genaue Instruction, — sprach er Etwas, das ich

nicht vergeſſen werde. — Einer iſt auf dieſer Erde der Sclave des Anderen, ſagte er; mir macht es nun einmal Vergnügen, ſo eine recht ſcharfe Peitſche über Alle ſchwingen zu können, nachdem ſie mich lange und ſchwer gegeißelt. — Zu derſelben Zeit bekam der Mathias noch einen ganz ſonderbaren Auftrag, den er auch mit einer unglaublichen Gewandtheit ausführte. — Was meint Ihr wohl, Meiſter? — Er mußte ſich mit großer Gefahr in ein Haus ſchleichen, mehrere Thüren öffnen, und das Alles nicht um Etwas zu nehmen, ſondern um Etwas zu bringen."

„Ah! Sträuber, Ihr bindet mir Eins auf!"

„Gewiß nicht; mich ſoll der Teufel holen! Er bekam von ihm ein Paketchen mit Briefen, und die mußte der Mathias dort in einen Schreibtiſch in ein ihm genau bezeichnetes Fach legen."

„Das begreife ein Menſch."

„Ich hab's begriffen," ſprach Herr Sträuber ſchmunzelnd, indem er die linke Hand mit ausgeſpreizten Fingern von ſich abſtreckte; „das war eine Mine, die er in dem Hauſe legte, die artig aufplatzte und dort mehr Verwirrung anrichtete, als wenn wir hunderttauſend Thaler geſtohlen hätten."

In dieſem Augenblicke vernahm man ein leiſes Klopfen an der Hausthüre.

„Wer kann das ſein?" fragte Meiſter Schwemmer.

„Vielleicht der Mathias."

„Nein; der klopft nicht ſo leiſe," ſagte der Hausherr. „Geh' an die Thüre!" rief er ſeiner Frau, die eben wieder eintrat, zu, „und ſchau, wer da iſt. Wir brauchen keinen Beſuch."

„Dem Klopfen nach," meinte ſie, „iſt es der Schneider von drüben."

„Ah! mein Freund Schellinger!" rief luſtig Herr Sträuber. „Den müßt Ihr auf einen Augenblick herein laſſen, das iſt

ein gar zu amüſanter Kerl; er ſoll uns von ſeinen Reiſen erzählen. — Nicht, Meiſter?"

„Meinetwegen!" entgegnete der Hausherr. „Ich habe eigentlich nichts dagegen; eine halbe Stunde kann er ſchon da bleiben. Aber dann kommt der Mathias, und der iſt, wie Ihr wißt, kein Freund von ſolchen Schnurrpfeifereien."

Die Frau öffnete die Thüre und Herr Schellinger trat ein. Er rieb ſich fröſtelnd die Hände, bewegte ſeine Schultern hin und her, und ſagte dann: „Guten Abend bei einander; heute Nacht wird's kalt, ich wollte mir nur noch eine Handvoll Wärme mitnehmen, ehe ich in mein Bett gehe."

„Ja, Ihr bringt einen wahren Froſt mit herein," verſetzte Meiſter Schwemmer ſtark huſtend. „Setzt Euch da auf die Bank und thaut ein Bischen auf."

Der Schneider that wie ihm geheißen und ließ ſich auf einen Schemel an der Seite des Ofens nieder, wo ſich die Stubenthüre befand.

„Habe lange nicht das Vergnügen gehabt, Freund Schellinger," ſprach Herr Sträuber. „Ihr beſucht Eure Freunde ſo ſelten."

„Wer zu oft kommt, der wird überläſtig," ſagte Schellinger lächelnd. Dann wandte er ſich an den Hausherrn und meinte: „So ein warmer Ofen thut doch gut; Ihr ſolltet mir nächſtens auch einen in die Stube ſetzen laſſen."

„Das erträgt's Gebälk nicht," warf lachend Herr Sträuber ein. „Ich fürchte immer, daß Ihr's einmal durchbrecht und daß ich Euch eines Tags im untern Stock von der Decke herabhängend finde."

Der Schneider legte ſeine Arme auf die Knie, wie er gern zu thun pflegte, und ließ den Kopf tief ſinken, den er nur

zuweilen ſeitwärts erhob, um alsdann Dem, mit welchem er gerade ſprach, mit einem eigenthümlichen Geſichtsausdrucke von unten herauf in die Augen zu blicken. — „Das wäre möglich," ſagte er, „daß ich mich noch einmal ſelbſt da aufhänge; aber vorher warte ich noch auf Etwas."

„Und wäre das?" lachte Herr Sträuber.

„Daß Andere zuerſt Euch aufhängen," entgegnete ruhig der Garderobe-Gehülfe. „Ich möchte ſehen, wie ſich dabei ein Mann von Lebensart und guter Erziehung wie Ihr ausnimmt."

„Pfui Schellinger!" erwiederte der Andere. „Wer kann von ſo Etwas nur reden!"

„Ja Ihr brachtet mich darauf," lächelte der Schneider. „Nicht wahr, Meiſter, ich fieng nicht an?"

„Nein, Ihr fiengt nicht an," antwortete der Hausherr, während er Herrn Schellinger ſeine Doſe darbot.

„Danke ſchön. — Bin ſo frei. — Und wie geht's mit der Geſundheit?"

„Ich kann's nicht gerade rühmen," entgegnete Meiſter Schwemmer. „Der Winter greift mich an; das iſt für Unſereins eine garſtige Jahreszeit."

„Ja, das Frühjahr iſt beſſer," miſchte ſich Herr Sträuber in's Geſpräch, und nickte dabei dem Schneider bedeutſam zu.

„Es iſt etwas Seltſames," ſprach dieſer kopfſchüttelnd nach einer Pauſe und ſah ſtarr vor ſich auf den Boden, „um ſo einen ſtarken Schnupfen wie Ihr habt. Das kommt in der Geſchwindigkeit angeflogen und geht langſam wieder."

„Aber bei mir iſt es doch etwas mehr als Schnupfen," meinte trübe lächelnd der Hausherr.

„Nichts als Schnupfen," entgegnete Herr Schellinger in beſtimmtem Tone. „Ich habe ihn einmal in Rußland vier Jahre

gehabt, unaufhörlich fort. Und da ich damals in ſehr feine Geſellſchaft ging, ſo brauchte ich täglich vierundzwanzig Schnupftücher, gerade zwei Dutzend; daran habe ich die Zahl behalten."

„Aber meinen Huſten, — den hattet Ihr nicht. Seht, das iſt oft ſo arg, ich könnte wahrhaftig vom Stuhle herunterfallen."

„Der meine war dazumal noch ſchlimmer," fuhr der Schneider unerſchütterlich fort; „ich mußte mich oft durch ſechs Koſaken halten laſſen, nur um nicht hinzuſtürzen."

„Und wie wurdet Ihr Euren Schnupfen los?" fragte Herr Sträuber.

„Allein durch Luftveränderung. In der Verzweiflung ſchloß ich mich an eine Geſellſchaft an, die hinauf an den Nordpol reiste, um dort das große Loch zu unterſuchen, welches die Erdare in's Eis gebohrt hat."

„Aber um einen ſolchen Huſten und Schnupfen los zu werden, meine ich, man ginge beſſer nach dem Süden, dahin, wo es recht warm iſt," ſagte der Hausherr.

„Das hatte bei mir nicht geholfen," erwiederte Herr Schellinger. „Die Aerzte zuckten bei meinem Anblick die Achſeln und behaupteten, mir könne nur die Frierkur helfen."

„Und wie iſt die?"

„Man reist alſo ganz einfach nach dem Nordpol hinauf, dort iſt die Anſtalt, wo man die Frierkur durchmacht; man kann auch da Molken trinken, aber ſie ſchmecken von dem vielen Schneewaſſer ein Bischen ſalzig. — Nun alſo wurde ich in dicke Pelze eingehüllt, Alles: Körper, Geſicht, Mund und Naſe. Dann bohrte man mir unter der Letzteren zwei Löcher, da hinein ſteckte man Röhren, durch welche der Froſt auf mich einwirken ſollte. Und ſo wurde ich vier Tage lang gerade mitten auf die Erdare geſetzt, bis der Schnupfen in meinem Kopf erfroren war, dann

nahm man ihn heraus, ſetzte ihn in Spiritus, und ich habe ihn lange bei mir verwahrt, verkaufte ihn aber zuletzt auf vieles Zureden an die Univerſität nach Berlin für zwanzigtauſend preußiſche Thaler."

„Da wurdet Ihr ja auf einmal ein reicher Mann," ſprach laut lachend Herr Sträuber.

„Hätte es ſein können," entgegnete wehmüthig der Schneider. „Aber ich erhielt mein Geld in lauter Papierſcheinen zu jener Zeit, als es dort ſo ungeheuer viel Falſche gab. Das war ein großes Unglück, denn als ich mich mit meinen zwanzigtauſend Thalern in der Taſche ein Milchbrod kaufen wollte, ſo mußte ich noch ſechs Pfennige darauf legen."

„Das iſt allerdings ein hartes Schickſal," meinte der Hausherr. „Und das hat Euch gewiß ein für allemal Preußen entleidet?"

„Ich will das nicht geradezu behaupten," antwortete Herr Schellinger. „Allerdings ſchmerzte mich der Verluſt dieſes Geldes; doch Gold läßt ſich wieder erwerben. Aber ich verließ dazumal Berlin, — es war im Monat Auguſt und es wimmelte auf den Straßen von tollen Hunden —"

„Und das machte Euch Angſt?"

„Es war mir wenigſtens nicht beſonders angenehm; und da mir die Welt offen ſtand, ſo reiſte ich direct nach Perſien. — Aber da fällt mir noch eine ſchauerliche Geſchichte ein, die damals mit ſolch' einem wüthenden Hunde in Berlin paſſirte. Dieſer Hund — ich glaube er hieß Sultan — wurde, Gott weiß aus welcher Urſache, raſend, er biß ein Pferd, das nach gehöriger Zeit ebenfalls wüthend wurde, und zwar gerade, als man im Begriff war es einzuſpannen. Dieſer Gaul ſchlägt wie toll um ſich und endlich beißt er zu wiederholten Malen in die Deich-

ſel. — Das hat nun weiter nichts zu ſagen, meint ihr; aber ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß die Sache einen fürchterlichen Verlauf nahm. Dieſe Deichſel nämlich, ja der ganze Wagen war am anderen Tage angeſteckt und rannte wie toll durch alle Straßen, und in einer Geſchwindigkeit, daß zwölf Mann Gensdarmerie zu Pferde kaum im Stande waren ihn einzuholen."

„Aber er hat doch Niemand gebiſſen?" fragte pfiffig blinzelnd Herr Sträuber.

„Das gerade nicht; aber ich habe Leute gekannt, die bei dieſem Anblick in Ohnmacht fielen, und die, als ſie wieder zu ſich kamen, ihr ganzes Leben hindurch behaupteten, ſie hätten ein herumlaufendes Rad im Kopfe. — Und das iſt keine Kleinigkeit."

„Schellinger iſt immer noch der Alte," ſagte der Hausherr, nachdem er zuerſt gelacht, dann gehuſtet und ſich darauf in einem wahren Erſtickungsanfall die Seiten zuſammengepreßt hatte.

„Ja, ja, wir bleiben die Alten," entgegnete kopfnickend der Schneider, — — „bis an unſer ſeliges Ende."

Herr Sträuber verzog bei dieſen Worten auf unangenehme Art den Mund und ſchnalzte mit der Zunge, als koſte er etwas ſehr Scharfes und Bitteres. — „Sprechen wir nicht davon," ſagte er; „ich mag das nicht leiden; es kommt früh genug."

„So ſolltet Ihr nicht ſprechen," erwiederte der Garderobe-Gehülfe und ſah den Anderen feſt an. „Unſereins hat bei ſeinem Tode nichts zu erwarten; wir gehen abwärts, ſieben bis acht Schuh abwärts, und liegen da ruhig, bis uns die Graswurzeln in's Geſicht wachſen. Aber Ihr, Sträuber, Ihr geht bei Eurem ſeligen Ende ein paar Klafter aufwärts, darauf möchte ich ſchwören, und erhaltet da vornehme Geſellſchaft, die Euch laut ſchwätzend umkreiſen und ſehr vielen Geſchmack an Euch finden wird."

Wir können nicht verſchweigen, daß Herr Sträuber bei

diesen Worten leicht zusammen schauerte und sich einigermaßen entfärbte.

Auch Meister Schwemmer bewegte sich unmuthig auf seinem Stuhle, während er sagte: „Laßt doch diese scheußlichen Reden; das greift mir wahrhaftig die Nerven an.“

„Man muß immer an sein Ende denken,“ versetzte unerschütterlich der Schneider. „Und Ihr werdet doch keine Angst vor dem Tode haben? das ist Euch ja ein alter, lieber Gast, der oft genug hier im Hause einkehrt.“

Der Hausherr war bei diesen Worten erschreckt zusammen gefahren, dann aber raffte er sich empor und blickte den Schneider mit seinen weit aufgerissenen, unheimlich glänzenden Augen an, wobei er den Mund öffnete, so daß seine dünnen Backen tief einsanken. Doch versuchte er es gleich darauf wieder, zu lächeln, während er hüstelnd sagte: „Alter Spaßvogel, der Schellinger! — Gott sei es gedankt, mit uns ist der Tod bis jetzt recht säuberlich verfahren.“

Der Schneider that gar nicht, als habe er nur das Geringste von der Aufregung der Anderen gesehen; er klopfte sich mit den Händen auf seine dünnen Schenkel und schaute an die Decke, als er sprach: „Wißt Ihr, Meister, die Leute sagen so; mir kann es ja im Grunde gleichgültig sein.“

„Was sagen die Leute?“

„Nun, was werden sie sagen! Daß Ihr hinten in Eurem Hause einen Stall habet, wo die armen kleinen Kinder, die von Gott und den Menschen verlassen sind und deßhalb in Eure Hände fallen, zu Tode gefüttert werden.“

„Ah!“

„Ja, das sagen sie. Und sie halten das Ganze hier nur für eine Seelenverkäuferei; und deßhalb bin ich auch eigentlich

gekommen, um mein Quartier bei Euch aufzukündigen, denn wenn ich noch ferner wohnen bliebe, ſo könnte meine Reputation darunter leiden."

Herr Sträuber hatte ſich bei dieſen ſeltſamen Worten zoll- und ruckweiſe von ſeinem Stuhle erhoben und den Schneider mit einem wahrhaft gläſernen Blicke betrachtet. Seine rechte Hand tappte dabei hinter ſich an die Stuhllehne, als glaube er dort irgend ein Inſtrument zum Dreinſchlagen finden oder faſſen zu können. Zu gleicher Zeit blickte er aber auch auf die Stubenthüre, und ſchien in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer wäre, dieß Haus, von dem man ſo ſchreckliche Dinge ſagte, zu verlaſſen.

„Ich begreife übrigens gar nicht," fuhr der Schneider mit großer Kaltblütigkeit fort, „wie Ihr mich ſo verwundert anſtaunen mögt. Habt Ihr denn nicht gewußt, daß die Leute ſo was ſagen?"

„Nein, nein!" ſtieß der Hausherr mühſam hervor. „Das ſagt auch Niemand als Ihr allein."

„Ich? — Was geht's mich eigentlich an? Meint Ihr denn, daß Jemand, der Abends hinter der Stadtmauer ſpazieren geht, nicht zuweilen das Lachen und Singen Eurer Pflegekinder hört? — Lachen und Singen, daß einem ehrlichen Manne die Haut ſchaudern muß."

„Nein, nein, man kann es nicht hören!" ſchrie Meiſter Schwemmer. Doch da er augenblicklich heiſer war, ſo ſetzte er flüſternd und kaum hörbar hinzu: „Niemand als ein Spion kann das hören! und ein ſolcher Spion ſeid Ihr, — Ihr! Ihr!" Er warf ſich bei dieſen Worten gewaltſam vorn über, ſo daß ſich ſeine ſpitzige Naſe wenige Zoll von der Bruſt des Schneiders befand, und bei jedem „Ihr," das er mühſam heraus brachte,

ſtieß er damit vorwärts, als wollte er ſeinem Gegner jedesmal einen Dolchſtoß verſetzen.

Das Weib war unterdeſſen wieder in die Stube getreten und hatte ſich mit wankenden Schritten genähert. Ihre Naſe war ſtark geröthet, und aus den Augen flammte die Trunkenheit; ſie hatte die Kartoffeln fallen laſſen, das Küchenmeſſer dagegen in der Hand behalten.

Herr Schellinger beſaß wirklichen Muth; denn Angeſichts dieſer drohenden Geberden, die ihn rings umgaben, zuckte er leicht die Achſeln und ſagte mit bewundernswürdiger Ruhe, indem er ſich langſam erhob: „Ich habe das ſchon lange gewußt: wer die Wahrheit ſpricht, den beherbergt man nicht; und deßhalb halte ich es für das Beſte, wenn ich nach Hauſe gehe.“

Bei dieſen Worten war er ganz aufgeſtanden und hatte vorſichtiger Weiſe den ſchweren hölzernen Schemel, auf dem er geſeſſen, wie einen Schild vor ſich genommen, während er ſich mit dem Rücken an die Wand lehnte. Er gebrauchte dieſe Vorſichtsmaßregeln nur wegen des betrunkenen Weibes, deren wilde Leidenſchaft er wohl kannte, und da er ganz richtig überlegte: „wenn ich auch wirklich um Hilfe ſchreie, ſo kann die mir ein paar Zoll ihres Meſſers in den Leib ſtoßen, ehe Jemand Amen ſagt.“

„Nein — nein — — er ſoll — nicht — von — hier — fort, — jetzt!“ — rief Meiſter Schwemmer. Und dabei machte er den Verſuch, ſich zu erheben; doch verſagten ihm die kraftloſen Beine den Dienſt, ſo daß er in ſeinen Stuhl zurückſank. — „Er ſoll — dableiben — bis — der Mathias — kommt. — — Und — der wird — gleich — hier ſein. — Sträuber — ſtellt Euch — an die — Thüre — und laßt — ihn — nicht — — hinaus.“

Dieſer that zögernd wie ihm geheißen; er war auffallend

erblaßt, und obgleich wenigstens einen Kopf größer als Herr Schellinger schien es doch, er würde diesem viel lieber die Thüre öffnen und ihn laufen lassen, als daß er genöthigt sei, ihn am Fortgehen zu verhindern.

Kaum aber hatte sich Herr Sträuber mit dem Rücken dagegen gelehnt, so fuhr er mit einem Ausruf des Schreckens und wie von einer Feder geschnellt wieder in das Zimmer hinein, denn hinter ihm wurde eben diese Thüre plötzlich geöffnet und der erwartete Mathias trat eilfertig herein.

„Da ist — er schon!" schrie Meister Schwemmer eifrig. — „Da ist er schon! — Habt Ihr — die Hausthüre — geschlossen, Mathias? — So, jetzt — stellt — Euch — wieder vor die Stubenthüre, — Sträuber. — Warte — warte, Schneider!" — Er hätte wahrscheinlich noch mehr hinzugefügt, doch überfiel ihn ein so furchtbarer Husten, daß es ihn gewaltsam vorn über und dann wieder zurück an die Stuhllehne warf, und er längere Zeit brauchte, ehe selbst Jemand anders zu Worte kommen konnte.

Herr Sträuber, als er sah, daß es nur eine neue kräftige Hülfe war, die ihn vorhin so in Schrecken gesetzt, zog hastig seinen schwarzen Frack etwas herab, drückte mit einem gelinden Klaps den Hut auf dem Kopfe fest und stellte sich hierauf an die Thüre, trotzig und augenscheinlich voll Kampflust.

Mathias war in die Mitte der Stube getreten und schaute Jeden der Anwesenden der Reihe nach ruhig an. — „Was geht denn hier vor?" fragte er dann nach einer Pause. „Sollte man doch wirklich meinen, der Teufel sei auch hier los."

Der Hausherr, der noch immer nicht sprechen konnte, verzog heftig sein Gesicht und deutete auf den Schneider.

„Was ist's denn mit ihm?" fragte Mathias. Und da Meister Schwemmer nicht antwortete, so fuhr er zu Sträuber

gewendet fort: „So ſchwätzt Ihr! Das Maul zu gebrauchen wird Euch doch wohl nicht ſchwer werden.“

„Der Schneider führte hier ſo eben ganz abſonderliche Reden,“ antwortete der an der Thüre. „Es iſt das ein gefährlicher Kerl geworden —“

„Ein Spion!“ rief nun der Hausherr mit einer verzweifelten Anſtrengung. — „Man muß ihn feſthalten, Mathias.“

„Teufel auch!“ entgegnete dieſer ſehr ernſt. „Ich gebe ſonſt nie viel auf Euer dummes Gerede, aber dießmal mögt Ihr wahrhaftig Recht haben; es iſt draußen nicht richtig.“

„Wo?“ fragte erſchrocken Herr Sträuber.

„Als ich eben zum Garten herein will,“ fuhr der Andere fort, „blickte ich, wie das ſo meine Gewohnheit iſt, ſcharf nach allen Seiten, und ſehe da mehrere Kerle, die ſich links von hier am Zaune aufhalten. Ich mochte natürlicher Weiſe nicht thun, als ginge das mich Etwas an, und ſchielte nur ſo herüber, bemerkte aber gleich, daß die Sache ſehr verdächtig iſt, denn ich ſah deutlich Etwas glänzen, wie Uniformsknöpfe, und vernahm auch das Klirren eines Säbels.“

„Das Klirren eines Säbels?“ ſprach angſtvoll Herr Sträuber.

„Fragen wir den da!“ ſchrie Meiſter Schwemmer. „Der weiß darum.“

„Ich weiß von nichts,“ entgegnete der Schneider, indem er zu gleicher Zeit mit der rechten Hand unter den Rock fuhr, wo er auf der Bruſt das Theaterpiſtol verwahrt hatte. „Laßt mich ruhig meiner Wege gehen; ich will nichts von Euch.“

„Aber wir wollen was von Euch,“ ſagte Mathias ſehr ernſt und trat einen Schritt näher. „Schellinger! Schellinger! macht Euch keine Ungelegenheit! Mit mir iſt nicht zu ſpaſſen.“

„Ich verlange auch nicht nach einem Spaße mit Euch,“ verſetzte der Schneider. „Drum laßt mich ruhig meiner Wege gehen! — Sonſt,“ ſetzte er unvorſichtiger Weiſe hinzu, „ſchreie ich um Hülfe.“

„Ah!“ rief Mathias, einen halben Schritt zurückfahrend, „er will um Hülfe ſchreien! — Alſo muß wohl eine Hülfe in der Nähe ſein. — So wollen wir dich lieber vorher zu Boden ſchlagen, und dann kannſt du nach deinen Helfershelfern ſchreien, ſo lange du magſt.“ — Bei dieſen Worten, und noch ehe er ſie beendigt, ergriff er einen der ſchweren Stühle, die hinter ihm ſtanden, ſchwang ihn mit Blitzesſchnelle um ſeinen Kopf und ließ ihn auf den Garderobe-Gehülfen niederfallen.

Dieſer aber zog im gleichen Augenblicke ſein Piſtol aus der Taſche und erhob ein lautes Geſchrei. Der Schuß krachte los, und Herr Sträuber, der offenbar meinte, er ſei tödtlich getroffen, riß die Stubenthüre auf und floh behende auf den Gang hinaus. Ihm folgte nicht minder behende und gänzlich unverſehrt Herr Schellinger, denn der Schlag, den Mathias mit Rieſenkraft nach ihm geführt, hatte glücklicher Weiſe nicht ihn, ſondern den Ofen getroffen, und die in ihren Fugen morſchen Eiſenplatten deſſelben ſo aus einander geſchmettert, daß das brennende und rauchende Holz in der Stube herumfuhr und einen Qualm verurſachte, in dem Meiſter Schwemmer zu erſticken drohte.

Es war eine Scene unbeſchreiblicher Verwirrung; die Lampe ſtürzte von dem Tiſche herunter, und Mathias, den ſeine raſche That gereute, ſtand lauſchend inmitten der Dunkelheit und des Qualms, und hörte, wie draußen ein paar Stimmen riefen: „Wir kommen ſchon, — wir kommen, Schellinger!“ — Raſch eilte er an das Fenſter, warf einen Blick auf den Hof und dann ſprang er zurück und rief dem Hausherrn zu: „Ich kann

Euch hierzu nichts helfen, und vielleicht nur Schaden bringen; ich finde ſchon meinen Weg in's Freie." Damit eilte er durch die Küche und verſchwand hinter dem Hauſe.

Schellinger, der einen Augenblick erwartungsvoll im Gange geſtanden, hatte ebenfalls die Stimmen ſeiner Freunde vernommen und ſchob den Riegel der Hausthüre zurück.

Es war Richard, der eintrat, eine ſchwere Art in der Hand; ihm folgten ein paar andere Zimmerleute, von denen Einer eine Laterne trug. Eine weibliche Geſtalt huſchte ebenfalls zum Hauſe herein, wurde aber, als ſie raſch vordringen wollte, von Richard am Arme zurückgehalten, der ihr ſagte: „Ruhig, Catharine; gemach, gemach! — Laß uns nur voran gehen; Schellinger kennt die Gelegenheit."

Und Schellinger wußte in der That ganz genau, wo ſich die Kinderſtube befand. Er nahm ſeinem Kameraden die Laterne ab und eilte an das Ende des Ganges.

„Die Thüre iſt offen!" rief er. „Es muß ſchon Jemand da hinein ſein. — Jetzt aufgepaßt Leute, und vorſichtig."

„Wie viel Mann ſind im Hauſe?" fragte entſchloſſen Richard.

„Nur ein einziger," entgegnete der Schneider; „zwei andere, die noch da ſind, zählen für gar nichts. Und auch dieſer einzige, der mich, beiläufig geſagt, faſt todt geſchlagen hätte, wird ſeine guten Gründe gehabt haben, das Haus zu verlaſſen; denn ſonſt hätte er euch, wie ich ihn kenne, den Eintritt ziemlich ſauer gemacht."

„Da iſt mein Kind!" ſchrie nun Catharine mit lauter Stimme. — Sie war den Männern voraus und die Warnung Schellingers nicht beachtend in das Zimmer geſtürzt. — „Es lebt! es lebt! — Gott ſei gedankt! es lebt!" — Damit ſank ſie

zu dem kleinen Mädchen auf den Boden nieder, preßte es heftig in ihre Arme, und lachte und ſchluchzte abwechſelnd, während ſie ihm Kopf, Hände und die geſchwollenen Füße küßte, wobei ihre Thränen reichlich floßen. — „Seht ihr, daß es nicht todt iſt!“ rief ſie triumphirend; „ja, ja, ſeht nur her, es lebt! — Und der Schein war falſch; die gute Marie hat Recht gehabt. — O wie danke ich euch! — Es ſieht wohl ein wenig elend aus, auch iſt ſein blaues Kleidchen ganz zerdrückt, aber das thut nichts — du bekommſt ſchon ein neues. — O gewiß, ein neues! — Und wieder ein blaues, denn du biſt ja nicht todt. — — — — Ha! ha! ha!“ lachte ſie krampfhaft hinaus, „ja, es lebt, es — —“

Dieſe Aufregung, die Angſt und alsdann die Freude war zu viel für ihren ſchwachen Körper. So auf den Knieen liegend und ſprechend knickte ſie zuſammen, ihr Kopf ſank tief herab, und ohnmächtig, wie ſie war, wäre ſie auf den Boden niedergeſtürzt, wenn ſie nicht einer der Zimmerleute gehalten hätte.

„Das iſt geſcheidt,“ — — ſagte Richard, der ſie mitleidig betrachtete und ſeltſam mit den Augen blinzelte. — „Bravo! da fällt ſie um und das in einem recht geſchickten Augenblick. — Schellinger, du weißt mit den Frauenzimmern umzugehen, bück dich ein Bischen zu ihr herab und ſchau nach, was da zu machen iſt.“

Der Schneider that wie ihm geheißen, richtete ihren Kopf auf und blickte um ſich her, während er gerührt ſprach: „das arme Geſchöpf! Man hätte ſich das denken können! — Wenn nur etwas Waſſer da wäre!“

„Hier iſt welches,“ ſagte eine friſche Kinderſtimme hinter Richard.

Und als dieſer ſich umwandte, ſah er einen kleinen Knaben, der ſich anfänglich hinter den Bettſchragen verkrochen hatte,

jetzt aber ruhigen Muths zum Vorschein kam. Seine Kleidung sah ziemlich zerlumpt und abgerissen aus, und er hatte den Kopf mit einem blutigen Tuche verbunden. Doch waren seine Züge keck, ja fast heiter, und seine dunklen Augen blitzten mit sichtlichem Behagen.

„Hier ist Wasser," wiederholte er und zeigte auf einen grossen Krug, der in der Ecke stand.

Der Garderobe-Gehülfe tauchte ein Tuch hinein und bespritzte alsdann die Schläfe der Ohnmächtigen.

„Und wer bist denn du?" fragte Richard den Kleinen, der aber statt aller Antwort pfiffig lächelnd den Kopf schüttelte und mit dem Finger unter den Bettschragen wies.

„Was willst du? — Was ist denn da?" fragte der Zimmermann leise, indem er seine Art etwas in die Höhe hob.

„Einer," entgegnete das Kind, „Einer von ihnen."

Auf diese Nachricht bückte sich Richard alsbald nieder, um unter das Gerüst zu schauen, und entdeckte da in der Ecke einen Mann, der augenscheinlich dahin gekrochen war, um sich zu verbergen.

„He da, mein guter Freund!" rief er ihm zu. „Kommt einen Augenblick hervor; ich möchte doch gar gern Jemanden vom Hause zu Gesicht bekommen, dem ich mittheilen könnte, was wir hier in der Kinderstube zu thun haben. — Kommt nur hervor, es soll Euch kein Leid geschehen; wir wollen Euch auch ruhig hier lassen, wenn Ihr nicht vielleicht auch ein gestohlenes Kind seid. — Kommt nur, kommt, sonst muß ich ein Bischen helfen."

Eine kleine Weile schien sich der unter dem Schragen zu besinnen, dann aber seufzte er tief auf und schob sich rückwärts hervor. Zuerst kamen ein paar ziemlich lange Beine zum Vorschein, dann ein schwarzer Frack, der in die Höhe gerutscht war und so

oberhalb der Hose sehr gelbe Wäsche sehen ließ. Dann richtete sich die Gestalt in die Höhe, und Herr Sträuber in ganzer Figur, den Hut in der Hand, mit einem aschfahlen und verstörten Gesicht, stellte sich der Gruppe dar.

„Ein gutes Gewissen scheint der mir auch nicht zu haben," sagte Richard zu den Anderen. — „Wer ist das, Schellinger? — Du kennst ja dieses Volk so ziemlich."

Der Schneider, dem es unterdessen gelungen war, vermittelst des kalten Wassers Catharine wieder zu sich zu bringen, schaute in die Höhe und erwiederte: „Das ist Herr Sträuber, von dem ich dir heute Abend schon Einiges gesagt."

„Ja, Sträuber ist es in eigener unglückseliger Person," sagte der Schuft mit einer demüthigen Verbeugung. — „Erlauben vielleicht die Herren, daß ich mich entferne?" setzte er nach einer Pause mit einem falschen Blick hinzu.

„Nein, nein!" entgegnete eifrig der Schneider, „es ist besser, er bleibt da, bis wir uns entfernt haben; er könnte uns sonst noch allerlei Unheil bereiten, weißt du, uns aus einem dunkeln Winkel hervor etwas anhängen. Halte ihn an deiner Seite, bis wir in die obere Stadt kommen, und dann kannst du ihn springen lassen."

Der Herr Sträuber dachte an die Polizei, und hoffte aus der Gesellschaft des Schneiders und der Zimmerleute unbemerkt entschlüpfen zu können, weßhalb er mit großer Freundlichkeit erwiederte: „Meine Herren, Ihr Vorschlag ist mir sehr angenehm, und ich mache mir eine Ehre daraus, Sie zu begleiten." Darauf schlug er zierlich die Hände auf dem Rücken zusammen, setzte den rechten Fuß vor und schien es tiefgerührt mit anzusehen, wie die Mutter des armen kleinen Mädchens durch die Bemühungen des Herrn Schellinger allmälig wieder zu sich kam und sich dann mit

Richards Hülfe aufrichtete, ohne jedoch ihr Kind aus den Armen zu laſſen. — — — —

— — Unterdeſſen hatte ſich Meiſter Schwemmer vorn in der Wohnſtube eher von ſeiner Ueberraſchung und ſeinem Schrecken erholt, als von dem Erſtickungsanfall, der ihn in Folge des Rauches überfallen. Er hatte ſich mühſam erhoben und in die Küche geflüchtet, während ſeine Frau kaltes Waſſer auf die brennenden Holzſcheitchen goß. Nachdem ſo das Feuer gelöſcht war, riß ſie das Fenſter auf, um friſche Luft einzulaſſen, dann kehrte ſie zitternd vor Zorn und Schrecken zu ihrem Manne zurück, der lauſchend an der Thüre ſtand, die von der Küche auf den Gang und in das Kinderzimmer führte. Er winkte ſeiner Frau mit der Hand, näher zu kommen, und als ſie neben ihm ſtand, flüſterte er ihr zu: „Das war eine abgekartete Geſchichte; aber man will nicht an uns, wie es ſcheint, nur an die Kinder.“

„Wem mag es gelten?“ fragte das Weib, das nun vollkommen nüchtern geworden war.

„Vielleicht dem Buben. Ich habe dir immer geſagt, der bringt uns noch in Ungelegenheiten.“

„Horch!“ rief die Frau. „Das iſt keines Mannes Stimme. — Auch habe ich ein Weib mit ihnen kommen ſehen; gib du nur Achtung: von dem Buben will Niemand was; es wird die verrückte Näherin ſein, deren Kind die Bilz gebracht.“

„Und wofür wir den Todtenſchein des andern gaben,“ verſetzte Meiſter Schwemmer, deſſen Geſicht ſich etwas verlängerte.

Die Frau nickte ſtumm mit dem Kopfe. „Hörſt du,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, während welcher ſie aufmerkſam nach dem Nebenzimmer gehorcht, „das iſt der Sträuber, der ſpricht.“

„Der feige Schuft! — Gott ſoll ihn verdammen! Er iſt zuerſt ausgeriſſen.“

„Nun, von dem wundert's mich doch nicht," flüsterte giftig das Weib. — „Aber der Mathias! Von dem hätte ich nimmer gedacht, daß er sich fürchtete und seine Freunde im Stich lasse."

„Der fürchtet sich auch nicht; der hat seine Ursachen gehabt. Sprach er nicht von der Polizei, die das Haus umstellt habe? — Was kann man da machen?"

„Und wir sollen sie also ruhig ziehen lassen?"

„Soll ich sie vielleicht aufhalten?" fragte Meister Schwemmer mit einem jammervollen Blick auf seine wankende Gestalt. — „Ja, vor zwanzig Jahren," setzte er zähneknirschend hinzu, „mit einer gesunden Faust und keinen trüben Erinnerungen, da hätte mir Einer so kommen sollen. — Aber jetzt! — Doch ruhig, Weib; komm' vor in die Wohnstube, da ist's dunkel und wir können unbeachtet zum Fenster hinaus schauen, um zu sehen, wer geht und was sie mitnehmen. — Merk dir die Figuren so genau du kannst, — das kann später von großem Nutzen sein. — — Der verfluchte Husten!" —

Bei diesen Worten schlich er aus der Küche in die Wohnstube und näherte sich leise der Thüre, die in den Gang hinaus führte. Dabei machte er dem Weibe mit der Hand ein Zeichen, sie solle geräuschlos die Fenster schließen, denn die kalte Nachtluft sei ihm im Athmen beschwerlich.

Die draußen hatten nun das Kinderzimmer verlassen, Catharine drückte ihr Mädchen fest an die Brust, der Bube schlich hinter den Zimmerleuten drein, ohne von ihnen gesehen zu werden, und die zurückgebliebenen beiden kleinen Kinder auf dem Schragen schrieen jämmerlich, daß man sie aus ihrem Schlafe geweckt.

Richard war voran und hatte fast die Hausthüre erreicht, als er plötzlich stehen blieb, denn er bemerkte, daß diese weit offen stand und von mehreren Gestalten besetzt war.

Eine löste ſich raſch aus dem Haufen los, trat in den Gang und rief den Ankommenden ein Halt! entgegen. Dieſe Stimme klang nicht gerade übermäßig ſtark, aber der Ton, mit welchem ſie ihr „Halt!“ rief, brachte auf den Zimmermann, der ſeine Art ſchon erhoben hatte, eine eigenthümliche Wirkung hervor. Es war ihm gerade, als gäbe ihm ein Vorgeſetzter einen Befehl.

„Schließt die Thüre!“ fuhr die Stimme fort. „Ich meine, man hätte von dem verfluchten Lärm draußen genug gehört.

Herr Schellinger, der zuletzt kam, trug die Blendlaterne, welche einer der Zimmerleute mitgebracht. Bei dieſer unerwarteten Störung hob er ſie hoch empor, um das Hinderniß, welches ſich ihnen entgegen geſtellt, zu beleuchten, wodurch es Richard möglich wurde, den Mann zu betrachten, der ihn ſo unerwartet und befehlend angeſprochen.

Es war das eine ziemlich hohe Figur, in einen weiten Mantel gewickelt, deſſen eines Ende ſo hoch um Hals und Schultern geſchlungen war, daß es das Kinn bedeckte und man ſo von dem dunkeln Geſichte nichts ſah als den langen ſchwarzen Bart, glänzende Augen, die unter einem gewöhnlichen runden Hute hervorblitzten.

„Ihr macht da ein ſauberes Stück Arbeit,“ fuhr die Geſtalt mit großer Ruhe fort, „brecht in anderer Leute Häuſer ein und geht auf den Kinderraub aus. — He!“

Richard, der genug perſönlichen Muth beſaß, verſicherte ſpäter oftmals, es ſei ihm in dieſem Augenblick nicht möglich geweſen, ein unheimliches Gefühl zu unterdrücken. Die Ruhe und Kälte, mit der dieſer einzelne Mann — denn die Hausthüre hatte man ſogleich hinter ihm geſchloſſen — nun in dem engen Gange ihnen gegenüber getreten, habe ihm mächtig imponirt, weßhalb

es denn auch erklärlich war, daß der Zimmermann Schritt vor Schritt zurückwich, während Jener langſam vorwärts ſchritt.

An der Stubenthüre blieb er ſtehen, öffnete ſie und ſprach: „Trete Einer von Euch da hinein, auch das Weib mit dem Kinde; die Uebrigen mögen draußen bleiben.“

Welchem Befehle Richard Folge leiſtete, indem er Catharine am Arme nach ſich zog.

Meiſter Schwemmer war zurückgetreten, als ſich die Thüre geöffnet, und zog ſich langſam nach der Küche hin, um dort zu erwarten, wie ſich dieſer neue Vorfall entwickeln werde.

„He! ein Licht!“ ſagte die Stimme von vorhin.

„Soll ich eines bringen?“ flüſterte das Weib ihrem Manne zu. — Und als dieſer verſetzte: „Gegen die Gewalt iſt nichts zu machen,“ ging ſie an den Heerd, zündete eine Lampe an und trug ſie mit zögernden Schritten in die Stube.

Dort ſtand der fremde Mann im Mantel und wandte langſam den Kopf herum, wodurch der volle Schein des Lichtes auf ſein Geſicht fiel.

Wäre aber in dieſem Augenblicke die ganze Polizei erſchienen, ja das ganze Gerichtsperſonal, incluſive Kerkermeiſter, es hätte auf den Meiſter Schwemmer unmöglich einen ſchrecklicheren Eindruck hervorbringen können, als der Anblick des fremden Mannes, der ſo ruhig mitten in ſeiner Stube ſtand. Er fühlte, daß ihm die Knie den Dienſt verſagen wollten und hielt ſich deßhalb mit aller Kraft an einem Thürpfoſten.

„Verzeihen Sie,“ ſagte er alsdann nach einem tiefen Athemzuge, „daß ich nicht vorkomme, um Sie beſtens zu begrüßen; aber ich bin ein armer kranker Mann, den ſeine Füße nicht mehr recht zu tragen vermögen.“

„Der aber trotz ſeiner Schwachheit beſtändig die Hand zu

Geſchichten bietet, die doch am Ende nothwendiger-Weiſe Aufſehen erregen und ihm Strafe auf den Hals laden müſſen. — Nicht wahr?"

„Wie ſo, Herr?" fragte der Andere erſchrocken, während er ſcheu an dem Fremden hinaufblinzelte, ſogleich aber die Augen wieder niederſchlug, als er einem jener flammenden Blicke begegnete.

„Wenn Ihr Euch nur das Fragen abgewöhnen könntet!" entgegnete der im Mantel ungeduldig. „Gebt mir lieber gute Antworten auf die meinigen, das iſt beſſer."

Meiſter Schwemmer fuhr nun wieder zuſammen und blieb mit ziemlich gekrümmtem Rücken ſtehen.

„Von wem habt Ihr dieſes Kind?" ſagte nun der Fremde nach einer Pauſe und zeigte auf das kleine Mädchen.

„Dieß Kind iſt uns von ſeiner Mutter anvertraut worden," entgegnete der Gefragte mit ganz leiſer Stimme.

„Nehmt Euch in Acht! — Ich will die Wahrheit — die ich weiß — aus Eurem Munde hören. — Wer brachte Euch das Kind?"

„Nun denn, — die Frau Bilz."

Der Mann im Mantel nickte mit dem Kopfe, dann warf er einen fragenden Blick auf das Mädchen, das freudig ausrief:

„Ja, ja, Frau Bilz — ſo hieß ſie, der ich mein Kind anvertraute und die mir in Gegenwart der Madame Becker ſagte, es ſei geſtorben, und die mir auch den Todtenſchein einhändigte."

Der Fremde zuckte verächtlich mit den Achſeln und warf auf den Hausherrn einen Blick, der dieſen erbeben machte. Man ſah deutlich, wie er zuſammen ſchrack. Dann aber nickte der Andere mehrmals mit dem Kopfe und fuhr ſtrenge fort: „Ja, es wird ſchon

ſo ſein, ich kenne dieſe Geſchichten. — Aber noch einmal dergleichen, Meiſter Schwemmer, und alle Schonung hört auf. — Ihr da," wandte er ſich an Richard, „geht ruhig Eurer Wege, das Mädchen kann ihr Kind mitnehmen. — Doch bitte ich mir eins dafür aus," fügte er in ganz anderem, weit gefälligerem Tone hinzu, „ſie ſoll dieſem würdigen Mann da den Todtenſchein gelegentlich zurückſchicken und ſich auch künftig beſſer vorſehen, ehe ſie das arme Ding da einer Frau Bilz anvertraut."

Hätte Richard ſeinen Hut noch auf dem Kopfe gehabt, er würde ihn unfehlbar ehrfurchtsvoll abgenommen haben; denn die Art, wie der fremde Mann ſprach, und beſonders, wie er mit jenem Gauner, dem Meiſter Schwemmer, umzuſpringen wußte, hatte ihn mit dem allergrößten Reſpekt erfüllt. — „Bedanke dich, Catharine," ſagte er leiſe zu dem Mädchen.

Doch winkte der fremde Mann leicht mit der Hand, als dieſe einige Worte ſtammeln wollte.

Dann zogen ſie ſich rückwärts aus der Stube und verließen das Haus, gefolgt von den Kameraden und Schellinger, der die Blendlaterne trug.

Auf dem kleinen Hofe ſtanden mehrere Männer beiſammen, die aber augenblicklich aus einander traten, als die Anderen aus dem Hauſe kamen.

Nur Einer von ihnen trat dicht an den Schneider heran, klopfte ihm leicht auf die Achſeln und ſagte: „Hätteſt gleich ſagen können, was du da in dem Hauſe wollteſt; ich würde dir wahrhaftig geholfen haben, das Kind wegzuholen. Biſt aber ſehr unvorſichtig geweſen, denn wenn mein Stuhl einen halben Zoll mehr links gekommen wäre, dann machteſt du keine Stiche mehr, — und auch keine Reiſen, darauf kannſt du dich verlaſſen. — Gute Nacht!"

„Gute Nacht!“ erwiederte Herr Schellinger, indem er eilig den Anderen folgte, die ſchon in das baufällige Vorderhaus getreten waren.

Dort blieb Richard ſtehen, und als er bemerkte, daß ihm keiner ſeiner Getreuen fehle, ſtemmte er die Arme in die Seite, ſchaute ſich rings um und ſprach: „Nun, was denkt ihr davon? — Iſt euch ſo was in eurem ganzen Leben vorgekommen? Hat Einer von euch die Figur oder das Geſicht ſchon geſehen? — Ich gewiß nicht, — ſoll mich der Teufel holen! — Ihr auch wohl nicht? — Und du, Schellinger?“

Der Schneider war offenbar ſehr nachdenkend geworden; man bemerkte das an ſeiner ganzen Haltung. Er ſtand etwas vorn übergebeugt und hatte ſein ſpitzes Kinn mit der linken Hand erfaßt.

„Nun, Schellinger?“

„Habt ihr euch die Männer im Hofe genau betrachtet?“ verſetzte endlich der Garderobe-Gehülfe nach einer längeren Pauſe.

„Ja wohl; ziemlich genau.“

„Hatten ſie keine weiten Hoſen an und kurze Jacken, oder Pelzmützen auf dem Kopfe?“

„Beim Henker! nein,“ lachte einer der Zimmerleute. „Dergleichen habe ich nicht geſehen, und auch du wohl nicht, Richard.“

Dieſer, welcher ſehr froh war, daß das ziemlich gefährliche Abenteuer ſo glänzend und gut abgelaufen, lachte luſtig und meinte: „Wenn Schellinger Jacken und Pelzmützen geſehen hat, ſo wird er dafür ſeine Gründe haben. — Nun ſprich: was denkſt du denn?“

„Ja, ja, es kann nicht fehlen,“ erwiederte der Garderobe-Gehülfe. „Und jetzt erinnere ich mich ganz genau des Geſichtes wieder. — Siehſt du, Richard, welchen Nutzen es hat, wenn

man auf ſeinen Reiſen gute Bekanntſchaften macht, — denn," ſetzte er flüſternd hinzu, „ich will ein Lump meines Namens ſein, wenn der da drinnen nicht der ruſſiſche Fürſt war, vom dem ich dir erzählt. Er hat uns mit ſeinen Koſaken aus dieſer verwickelten Geſchichte herausgeholfen."

Damit ſchlug Herr Schellinger die Hände auf dem Rücken zuſammen, zuckte ein paarmal mit den Achſeln und ging ruhig davon, wobei ſein unbedeutendes Köpfchen auf dem langen und dünnen Halſe ſtärker als je vorn über wankte.

Die Anderen folgten ihm. — —

— — Der Fremde in der Wohnſtube des Meiſter Schwemmer hatte ruhig gewartet, bis Jene das Haus verlaſſen, dann nahm er das Mantelende von ſeiner rechten Schulter herunter, wodurch ſein ganzer Kopf frei wurde, auch die Arme ſichtbar, von denen er einen in die Seite ſtemmte und ſich mit dem anderen auf den Tiſch ſtützte.

„Ich will Euch nun zum Abſchied einen guten Rath geben," ſagte er mit ſeiner ſo eigenthümlich klingenden Stimme. „Thut Euch ſelbſt den Gefallen und laßt die Geſchäfte von der Art, wie das, worüber wir ſo eben verhandelt. In welchem Ruf Ihr in der Stadt und bei den Behörden ſteht, wißt Ihr ſelbſt am Beſten; die letzteren ſind nun auf Euch beſonders aufmerkſam geworden, und die Polizei würde Euch heute Abend einen ſehr unangenehmen Beſuch geſchenkt haben, wenn ich es nicht verhindert. — Alſo nehmt Euch für die Zukunft in Acht; wenn ich das nächſte Mal komme, geſchieht es nicht um Euch zu warnen."

Bei dieſen Worten wandte er ſich nach der Thüre um und wollte das Zimmer verlaſſen; doch blieb er plötzlich ſtehen und fragte: „Wer iſt denn das?"

Meiſter Schwemmer, der mit einer zerknirſchten Miene die

Worte des Fremden angehört, blickte in die Höhe und sah den Buben, der sich hinter Richard unbemerkt in das Zimmer geschlichen hatte und bis jetzt ruhig an der Thüre stehen geblieben war. Dieser hielt seinen kleinen Körper gerade und aufrecht, schaute unbefangen in die Höhe und blickte den Mann im Mantel fest mit seinen blitzenden Augen an. Dabei hatte er ebenso wie dieser den linken Arm in die Seite gestemmt.

„Das ist ein auffallendes Gesicht," murmelte der Fremde und fuhr sich mit der Hand über die Augen. — „Dieser Blick! Und die ganze Form des Kopfes. — Bei Gott! seltsam." — Er wandte sich rasch nach dem Hausherrn um und fragte: „Wem gehört dieses Kind?"

Dieser bückte sich demüthig und zog furchtsam die Achseln in die Höhe, als er entgegnete: „Ich weiß es nicht, Herr; gewiß, ich weiß es nicht."

„Keine Lüge, Meister Schwemmer!" —

„Auf meine Seele, nein! — Möge ich verderben, wenn ich nicht die Wahrheit sage. — Der Knabe wurde mir vor Kurzem durch eine Unterhändlerin gebracht, die ich nennen kann; doch war auch das schon die zweite Hand, durch welche der Bube gegangen."

„Es ist möglich, daß Ihr dießmal nicht lügt," erwiederte der Fremde mit einem sonderbaren Lächeln. „Ich will Euch was sagen, guter Meister Schwemmer: bis morgen Abend um sechs Uhr wünsche ich auf's Genaueste zu erfahren, wie die erste Hand heißt, die den Knaben in die zweite geliefert. — Habt Ihr mich verstanden?"

„Ja, Herr. — Soviel ich indessen weiß —"

„Für jetzt nichts Weiteres; ich mag keine Vermuthungen. — Also morgen Abend um sechs Uhr Etwas, worauf ich mich

verlaſſen kann! — — Wer biſt du?“ wandte er ſich an das Kind.

„Das weiß ich nicht,“ entgegnete der Knabe mit heller Stimme. „Ich kann dir nur ſagen, daß ich Karl heiße, bei der alten Frau Fiſcher wohne und von hier fort will.“

„So, du willſt von hier fort? — Alſo gefällt es dir da nicht?“

Das Kind blickte ſcheu um ſich, und als es das Weib mit der rothen Naſe nicht bemerkte, ſagte es: „Ich mag nicht mehr bleiben; ſie ſind ſo böſe, namentlich das Weib mit der rothen Naſe. Wir bekommen faſt nichts zu eſſen, ſie ſchlagen uns viel, und dann iſt es drüben ſo arg kalt.“

„Der legt ein gutes Zeugniß von Eurer Wirthſchaft ab,“ ſprach der Fremde mit einem flammenden Blick. — „Aber es iſt wirklich erſtaunlich,“ fuhr er ganz leiſe fort, „welche Aehnlichkeit ich da heraus finde, namentlich in den Augen; ja ſogar, wenn er ſpricht, die gleichen Bewegungen des Kopfes. — Aber iſt das möglich? — Bei Gott! es könnte ſein. Nun, wenn Jemand der Sache auf die Spur kommen könnte, ſo wäre ich der Mann dazu. — — Du ſprachſt vorhin von einer Frau Fiſcher; getrauſt du dir vielleicht das Haus, wo ſie wohnt, aufzufinden?“

„Das iſt gewiß nur ein falſcher Name, den man dem Knaben geſagt, denn“ — — — — wagte Meiſter Schwemmer ſich in das Geſpräch zu miſchen. Doch machte ihn ein Blick des Anderen plötzlich verſtummen.

„Von hier werde ich das Haus ſchwerlich finden, aber wenn man mich auf den Platz bringt, wo das ſchöne Schloß ſteht, — ich habe da viel geſpielt und die Soldaten geſehen, — da glaube ich wohl, ich würde das Haus finden, wo die gute Frau Fiſcher

wohnt.“ — Dieß ſagte der Knabe mit einer freudigen Erregung, wobei ſeine Augen ſtrahlten.

„Nun gut,“ erwiederte der Fremde, „den Verſuch wollen wir morgen machen; und du ſiehſt mir gerade ſo aus, als wenn du zu halten im Stande wäreſt, was du verſprichſt. — Willſt du mit mir gehen?“

„Gern! gern!“ rief das Kind, und eine tiefe Röthe flammte auf ſeinem Geſichte auf.

„Aber doch wohl noch lieber zu deiner Frau Fiſcher? — Oder bliebſt du gern beſtändig bei mir?“

Der Knabe beſann ſich einige Secunden, dann warf er einen Blick auf den Meiſter Schwemmer und das Weib, die unter der Küchenthüre erſchienen war, um ſogleich wieder zu verſchwinden. Hierauf antwortete er: „Zuerſt möchte ich wohl die Frau Fiſcher wieder ſehen, um ihr zu ſagen, daß ſie mich hier nicht todtgeſchlagen, dann möchte ich aber zu dir kommen und bei dir bleiben. — Ich bin gewiß überzeugt, du haſt auch Waffen zu Haus — Säbel oder Piſtolen oder auch nur ein Meſſer.“

„Und wozu das?“

„Damit ich mich wehren kann, wenn ſie mich wieder fortbringen wollten. — Ja, hätte ich nur an dem Abend mein kleines Gewehr gehabt, das hat ein ganz ſpitzes Bajonett oder hätte mir Einer ein Meſſer gegeben.“ — Bei dieſen Worten ballte er ſeine kleinen Hände und erhob ſie drohend gegen das Nebenzimmer.

Der Fremde betrachtete ihn einen Augenblick lächelnd, und, wie es ſchien, mit großem Wohlgefallen. Dann legte er die Hand vor die Augen und ſprach wie zu ſich ſelber: „Bei dem Anblick dieſes Knaben treten blutige Bilder aus meiner Jugend lebendig hervor. Ganz ſo ſtand ich da, nur mit dem Unterſchiede, daß ich wirklich ein Meſſer in der Hand hielt. — Eigenthümlich!“ Dar-

auf ging er mit raſchen Schritten an das Fenſter, blickte hinaus und murmelte: „Richtig! Mathias iſt nicht mehr da. Ich wußte es ja.“ — Er wandte ſich hierauf an den Meiſter Schwemmer und ſagte: „Iſt Jemand im Hauſe, der das Kind heute Nacht in den Fuchsbau bringen kann?“

„Der Sträuber wird noch da ſein,“ entgegnete der Hausherr; und dann rief er in's Nebenzimmer hinein: „Geh, ſuch' den Sträuber, er muß ſich noch im Haus befinden.“

Darauf vernahm man, wie das Weib die Küche verließ, und wie ſie kurze Zeit nachher mit Jemand im Gange flüſterte.

Der Fremde lehnte ſich ruhig wartend an den Tiſch, und Meiſter Schwemmer blickte mit der demüthigſten Miene von der Welt nach der Stubenthüre, die ſich jetzt langſam öffnete.

Herr Sträuber trat ein und blieb, den Hut in der Hand haltend, mit geſenktem Kopfe am Eingange ſtehen.

„Ah ja, Herr Sträuber! — Der Veſte der Veſten!“ ſagte der Fremde, unverkennbar mit tiefer Verachtung. — — „Sie ſind mir als Begleiter dieſes jungen kleinen Herrn da nicht der Liebſte; aber man nimmt, was man hat. — Hören Sie mich an.“

Der Andere war auf dieſe ziemlich laut geſprochenen Worte augenſcheinlich zuſammen gefahren und wagte es nicht, den Kopf zu erheben; er drehte nur ſeine Augen in die Höhe und erwiederte mit leiſer Stimme: „Ich höre.“

„Sie gehen alſo mit dieſem Kinde auf dem geradeſten Wege nach dem Fuchsbau; doch verſtehen Sie mich wohl: auf dem geradeſten Wege, halten auch nirgendwo an und ſprechen mit Niemand, Sie ſchauen gerade vor ſich hin und laſſen mir das Herumgaffen bleiben; es könnte Aufſehen erregen, und ich kenne Sie. — Nehmen Sie ſich aber ja in Acht, Herr Sträuber,“ fuhr er in lauterem Tone fort, „daß Sie von dieſer Inſtruction

nicht eine Idee abweichen; es könnte Ihnen ſchlecht bekommen. — Im Fuchsbau wird Mathias ſein; ihm übergeben Sie den Knaben, er ſoll ihn für heute Nacht anſtändig unterbringen. Morgen erhält er meine Befehle."

„Und mit dem ſoll ich gehen?" fragte das Kind.

„Nur eine kleine Strecke," erwiederte beſtimmt der Fremde. — „Alſo Gott befohlen! Morgen wirſt du zu deiner Frau Fiſcher kommen oder vielleicht auch zu einem Herrn, der es gut mit dir meint." — Damit reichte er ihm die Hand, und der Kleine folgte ſeinem Führer, der bereits in den Gang hinaus getreten war.

Der Fremde trat an die Thüre und ſchaute ihnen nach, wie ſie durch die Hausflur dahin gingen. — „Ich empfehle Ihnen den geradeſten Weg, Herr Sträuber," wiederholte er nochmals und ſetzte lächelnd hinzu: „Mit dem Kinde werden Sie keinen Verſuchungen ausgeſetzt ſein, denn es iſt ja ein Knabe und trägt keine Ohrringe."

Sobald die Tritte der Beiden draußen im Hofe verhallt waren, ſchlug der Fremde ſein Mantelende wieder über die rechte Schulter, nickte dem Meiſter Schwemmer leicht mit dem Kopfe zu, und verließ ebenfalls das Haus.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abend hielt Graf Fohrbach mit Arthur ein Rendezvous in dem Kaffeehauſe auf dem Kaſtellplatze. Beide Freunde hatten ſich ſchon mehrermal in ihren Wohnungen verfehlt und ſich ſchriftlich dieſe Zuſammenkunft gegeben. Sie waren längere Zeit in einem hinteren Zimmer allein geweſen und hatten eifrig mit einander geſprochen.

Der Gegenſtand dieſer Unterredung, den der geneigte Leſer wohl errathen wird, war für den Grafen ſo wichtig, daß er es ſogar vergeſſen, Arthur zu fragen, wie er am Neujahrsabend in

jener uns ebenfalls bekannten Angelegenheit für ihn gehandelt und welches Resultat seine Unterredung mit der jungen Dame gehabt.

Die Beiden verließen nun das Kaffeehaus und schritten in fortgesetztem Gespräch über den Kastellplatz dahin.

„Also sein Gesicht konnten Sie damals nicht sehen?“ fragte der Graf.

„Nein, das war unmöglich, wie ich Ihnen schon sagte,“ erwiederte Arthur, „denn er hatte den Mantel dicht um den unteren Theil des Gesichtes geschlungen.

„Aber die Stimme glaubten Sie wirklich zu erkennen?“

„Ich glaube nicht, daß ich mich darin täusche: es war die des Barons. Nur sprach er die Worte anders aus, als es sonst seine Art ist; er redete kräftig, energisch, ja befehlend.“

„Es ist kein Zweifel,“ entgegnete Graf Fohrbach nach einer längeren Pause; „es mußte dieselbe Person sein. — Aber haben Sie je eine so furchtbare Geschichte erlebt? — Was kann und wird Alles daraus entstehen? Denken Sie sich den Scandal, wenn dieser Mann, der in der Gesellschaft nach allen Richtungen seine Verbindungen angeknüpft hat, plötzlich von der Hand des Gerichtes erfaßt wird! — Das muß in unseren Kreisen Verletzungen zurück lassen, die schwer zu heilen oder zu verwischen sind. Aber vor allen Dingen, lieber Arthur, denken Sie ja daran, was Sie mir vorhin versprochen — die tiefste Verschwiegenheit über Alles, was ich Ihnen mitgetheilt. Wenn wir je zu einem Ziele gelangen können, so ist das nur möglich, wenn wir mit der größten Behutsamkeit vorgehen. Man darf darüber nicht athmen.“

„Gewiß nicht, Graf Fohrbach: und Sie werden das von mir überzeugt sein.“

„Das wissen Sie ja, lieber Arthur; sonst hätte ich Ihnen

nicht das Ganze so ohne allen Rückhalt anvertraut. — Sie gehen nach Hause?"

„Ja, ich muß. — Und Sie?"

„Ich werde noch einen Besuch machen. — Aber lassen Sie sich ja bald bei mir sehen."

„Schon morgen. Wie Sie wissen, hatte Seine Excellenz der Herr Kriegsminister die Gnade, mich zu Spiel und Thee einladen zu lassen."

„Richtig! da sehen wir uns ja. — Also gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Damit trennten sich die beiden Freunde; Arthur ging links, der Graf nach rechts gegen die Polizeidirection hin, in deren Nähe er seinen Wagen warten ließ.

Wie wir wissen, war es bereits vollkommen dunkel geworden, doch brannten überall die Gaslaternen; und namentlich hier wo es so viele Laden und Magazine gab, war die Straße fast taghell beleuchtet.

Graf Fohrbach ging gedankenvoll seines Weges und sah nur zuweilen in die Höhe, um einen Blick in die hellerleuchteten Gewölbe zu werfen oder um hie und da Jemand auszuweichen. So kam er in die Nähe der Polizeidirection, als zu seiner Rechten aus einer engen Gasse, die an der Seite dieses großen Hauses bei den Hintergebäuden und Gärten desselben vorbeilief und in eine andere Straße mündete, zwei Männer hervortraten, bei deren Anblick er plötzlich seinen raschen Schritt mäßigte, ja in der nächsten Secunde wie angefesselt stehen blieb. — — Der Eine dieser beiden Männer war der Baron Brand. Ja, er konnte sich nicht täuschen: es war sein Gang, seine Haltung, seine ganze Figur. — — — — Und auch die Stimme; denn jetzt sprach er einige

Worte zu dem Anderen, der neben ihm ging. Dieß war aber ein Polizei-Commiſſär in voller Uniform.

Der Graf war ſo überzeugt, den Baron zu erkennen, daß er ihn zu jeder anderen Zeit angerufen hätte. Und jetzt — nein, da war keine Täuſchung möglich — jetzt war er ſicher, daß dieß auch derſelbe Mann ſei, den er in jener Nacht aus dem Fuchsbau heraus kommen ſah.

Die Beiden gingen unterdeſſen im gewöhnlichen Schritte dahin und hatten bald die Thüre der Polizeidirection erreicht. Dort blieben ſie ſtehen; der Mann im Mantel reichte dem Anderen die Hand, worauf der Commiſſär eine tiefe Verbeugung machte und dann an der Treppe ſtehen blieb, Jenem nachblickend, welcher in eine Seitenſtraße einbog und verſchwand.

„Heute wäre es eine günſtigere Gelegenheit, ihm zu folgen," dachte Graf Fohrbach, indem er raſch vorwärts eilte. „Es iſt noch eine ziemlich frühe Stunde; ich rufe ſeinen Namen, und da wollen wir ſehen, ob er anhält und mir Rede ſteht." — Doch kam ihm im nächſten Augenblicke ein anderer, und wie er glaubte, beſſerer Gedanke. Er hatte mit zwei Schritten die Treppe der Polizeidirection erreicht, welche der Commiſſär ſo eben langſam hinauf ſtieg.

Graf Fohrbach bot ihm laut einen guten Abend.

Der Beamte wandte ſich plötzlich um, und als er beim hellen Lichte der Gaslaterne den Adjutanten Seiner Majeſtät erkannte, machte er ſchon auf der oberſten Stufe eine tiefe Verbeugung und flieg eilig und mit großer Höflichkeit die Treppen herab, da er wohl bemerkte, daß ihn der Graf erwartete.

„Euer Erlaucht haben irgend einen Befehl für mich?" fragte er verbindlich.

„Das nicht, Herr Commiſſär," erwiederte der Adjutant.

„Würde mir das auch nicht erlauben; doch wenn Sie mir eine Frage beantworten könnten, wäre ich Ihnen sehr dankbar dafür.“

„Mit dem größten Vergnügen.“

„Wer war jener Herr, der eben mit Ihnen ging und Sie vor wenigen Augenblicken verließ?“

Der Polizei-Commissär rieb sich die Hände und lächelte pfiffig, worauf er sagte: „Das ist eigentlich eine Art Dienstgeheimniß, was aber Euer Erlaucht mitzutheilen ich mich nicht zu geniren brauche. Jener Herr, der im Mantel, — ich gebe Euer Erlaucht mein Ehrenwort, daß ich seinen Namen nicht einmal weiß, — aber, unter uns gesagt,“ — — damit hielt er die rechte Hand an eine Seite des Mundes und flüsterte dem Grafen in's Ohr: „es ist einer der Secretäre Seiner Excellenz des Herrn Präsidenten, und gehört zur geheimen Polizei.“

„Zur geheimen Polizei?“ sprach der Graf im Tone des höchsten Erstaunens.

„Es ist so, Euer Erlaucht. — Aber nicht wahr, das bleibt ganz unter uns?“

Einundsechszigstes Kapitel.

Die Soirée des Kriegsministers.

Wenn bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister große Soiréen stattfanden, was im Laufe des Winters mehrmals vorkam, so wurden hiezu die unteren Appartements des pallastähnlichen Hauses, die sonst immer verschlossen waren, geöffnet. Sie bestanden aus einem großen Tanzsaal mit Nebenzimmern zu allen möglichen Zwecken; hier konnten die Tänzer ausruhen, dort konnten Mütter und andere Anverwandte sich einer angenehmen Conversation hingeben und doch mit einem einzigen Blick den Ballsaal und somit ihre Töchter und Schutzbefohlenen übersehen. Etwas entfernter von der rauschenden Musik, waren Conversations- und Spielzimmer, sowie auch ein Gemach, dessen schwere eichene Tische mit Albums aller Art und illustrirten Werken überladen waren.

Wie wir bereits wissen, verband der kleine Wintergarten das Haupthaus mit dem Hintergebäude, wo der junge Graf Fohrbach wohnte. An solchen Abenden aber wie der heutige, war

nicht blos der Blumengarten geöffnet, beleuchtet und zum Eingang von Gästen eingerichtet, sondern das Appartement des jungen Grafen mit Ausnahme des Schlafzimmers in die ganze Reihe hinein gezogen, und es wurde hier gewöhnlich soupirt.

Wenn man nun vor Beginn der Soirée durch die ganze Zimmerreihe dahin schritt, wo die hohen Wachskerzen so eben angezündet waren und der Glanz ihrer Lichter noch durch keinen Staub getrübt wurde, wo die Blumen in den Ecken und auf den Tischen noch in ihrer ganzen Frische prangten, wo sich die Möbel der verschiedenen Zimmer und Salons noch in jener gut berechneten Unordnung befanden, die dem Auge so wohl thut, wenn die reine Atmosphäre noch versüßt war durch den Duft der Blumen und Gesträuche aus dem geöffneten Wintergarten, — so mußte man sich gestehen, daß dieß Appartement, wenn auch wohl in der Größe und Ausdehnung manchem andern nachstehend, doch an zierlicher Eleganz, Geschmack und Lieblichkeit gewiß weit und breit seines Gleichen vergeblich suchte. Namentlich machte es dem jungen Grafen vieles Vergnügen, seinen ersten großen Salon, der an das Gewächshaus stieß, immer wieder auf neue Art zu decoriren und einzurichten.

Heute nun schien er eine Fortsetzung des Wintergartens zu sein, und wenn man hinein trat, so glaubte man in ein großes Gewächshaus zu kommen. Alle Ecken waren mit dichten Gebüschpartieen besetzt, von welchen sich nach verschiedenen Seiten hin Blumen und Sträucher in das Zimmer hinein zogen und dasselbe auf diese Art in eine ganze Menge kleiner Pflanzenkabinete abtheilte. Diese nun waren auf das Mannigfaltigste möblirt, aber jedes anders, und hier bot eins Platz für zehn und zwölf Personen, dort vielleicht für fünf und sechs, weiterhin aber sah man recht lauschige Plätzchen, wo nur ein einsamer Sopha oder zwei

Fauteuils standen, wie geschaffen zu einem heimlichen Zwiegespräch. Einen Kronleuchter hatte der Salon nicht; er würde auch die ganze Wirkung dieses künstlichen Gartens zerstört haben. Zwischen den Blumenpartieen, namentlich aber am Ende derselben, standen kleine Postamente, auf diesen Lampen, welche über die Pflanzen emporragten oder zwischen ihnen durchschimmerten. Die Kugeln dieser Lampen waren mit künstlichen, gemachten und transparenten Blumen umgeben, die nun aus dem dunkeln Grün magisch hervorleuchteten, hier ein Bouquet riesenhafter, glühender Rosen darstellend, dort einen Strauß anderer sanft schimmernder Blüthen, oder weiterhin eine Partie weißer, glänzender Lilien.

Auch zu Anfang des Balles, wo sich Alles in den vorderen Zimmern befand, war hier ein recht heimlicher, anmuthiger Aufenthalt. Da hörte man aus weiter Entfernung das Murmeln der Stimmen, die Accorde der Tanzmusik, oder, wenn diese einen Augenblick schwieg, das sanfte Plätschern der Springbrunnen in dem anstoßenden Wintergarten. Doch ließen sich wenige Gäste hier nieder: man spazierte nur hindurch, um die schönen Arrangements zu bewundern und zog sich hierauf wieder nach dem vorderen Theile des Appartements zurück, weil dort Tanz und Spiel zu finden war, und weil, wie Jedes wußte, der zierliche Salon des jungen Grafen für die allerhöchsten Herrschaften so zu sagen reservirt war, wohin sich diese auch häufig mit einzelnen auserwählten Vertrauten zurückzogen.

Wenige Minuten nach acht Uhr hatte übrigens das ganze Appartement am heutigen Abend den Reiz der Einsamkeit und auch schon theilweise der Frische verloren und diente nur noch zu dem Aufenthalt eines wahrhaft fabelhaften Glanzes, der sich in seinen Räumen ausbreitete.

Vor dem Tanzsaale empfieng der Kriegsminister die hohen

Herrschaften, wobei der alte Herr mehrere tiefe Verbeugungen machte, die bald mit vertraulichem Gruß und einigen freundlichen Worten erwiedert wurden, bald auch nur mit einem steifen und und sehr vornehmen Nicken des Kopfes, je nachdem man damit eine größere oder kleinere Gnade andeuten wollte.

Nachdem so der allgemeine Empfang vorüber war, zu welchem sich Alles, was auf das Recht bemerkt zu werden Anspruch machen konnte, in den Vorzimmern und dem Eingang des Tanzsaales zusammen gedrängt hatte, lösten sich die Anwesenden in einzelne Gruppen auf, die hohen Personen hielten in den verschiedenen Zimmern ihre kleinen oder großen Cercles, die jungen Herren und Damen folgten der rauschenden Tanzmusik, die alten Excellenzen und sonstigen Würdeträger zogen sich in die Spielzimmer zurück, und jene Eingeladenen, deren schwarze Fräcke schon mehreren Moden siegreich widerstanden, deren weiße Westen etwas zu kurz, die Handschuhe dagegen etwas zu lang waren, tapezirten die Wände, standen, in der Absicht auffallend bescheiden und schüchtern zu sein, Jedermann im Wege, traten sich gegenseitig auf die Füße, machten vor jedem Stern einen tiefen Bückling, wobei sie nicht selten von hinten mit einer alten Dame sehr unangenehm carambolirten, und schwammen im Allgemeinen für sich und Andere sehr unerquicklich auf der Woge dieses glänzenden Lebens dahin, bis sie endlich von der gewaltigen Fluth in ein entferntes Nebenzimmer geschleudert wurden, um hier in irgend einer Ecke ruhig zu warten, bis sie mit Anstand verschwinden konnten, oder um ein paar Stunden lang mit großer Geduld und Ausdauer verschiedene Albums zu durchblättern, wobei sie sehnsüchtige Blicke auf die Uhr warfen und schmerzliche auf ihre Füße, deren Hühneraugen unter den engen Schuhen von Glanzleder entsetzlich brannten und schmerzten.

Im Uebrigen war jetzt der Ball vollkommen en train; man tanzte, man lachte, man ſpielte, man unterhielt ſich, und dabei rauſchten Kleider und Bänder, glänzten Diamanten, Perlen und Sterne, glühten friſche Wangen und funkelten ſchöne Augen.

Der geneigte Leſer wird in dem Gewühle hier und in allen Theilen des Appartements viele ſeiner Bekannten wieder finden. In dem Spielzimmer die Excellenzen, denen er im königlichen Vorzimmer begegnete, — hier aber ihrer würdevollen Mienen ſowie der Uniform entkleidet und dagegen angethan mit dem ſchwarzen Frack, der weißen Weſte, über welcher das breite, farbige Ordensband glänzt; — ſowie auch den Herrn von Dankwart, der ſich bemüht, in alle Karten zu ſchauen, über das Spiel im Allgemeinen zu ſprechen, oder hie und da gute Rathſchläge im Einzelnen zu ertheilen, die ihm aber höchſtens einen erſtaunten Blick eintragen.

Im Tanzſaale finden wir den Major von S., der, obgleich über die Jahre des Tanzens ſchon faſt hinüber, ſich doch neulich auf heute Abend zu einem Walzer verpflichtete, ein Leichtſinn, den er nun im Schweiße ſeines Angeſichtes abbüßen muß; den nunmehrigen Regierungsrath Eduard von B., der es an der Zeit findet, ſich gründlich unter den Töchtern des Landes umzuſchauen; — ſowie auch abermals den Herrn von Dankwart, der, ohne ſelbſt zu tanzen, über dieſe Kunſt im Allgemeinen ſehr gründlich abſpricht, und einzelnen jungen Damen Rathſchläge ertheilt, die aber bei den Schönen und Geſuchten ein vornehmes Achſelzucken, bei den Beſcheidenern und minder Hervorragenden ein leichtes mitleidiges Lächeln hervorbringen.

In den entfernteren Zimmern, an den Tiſchen mit den Albums, ſehen wir jene Herren mit den altmodiſchen Fräcken, Beamte des kriegsminiſteriellen Departements, junge, noch ſchüch-

terne Offiziere und Künſtler; — ſowie auch wieder den Herrn von Dankwart, der hier als Protector und Kritiker auftritt, ſich ſo hoch ſtreckt, als es ſeine kleinen Beine erlauben, die Naſe gewaltig erhebt und mit großer Beſcheidenheit verſichert, wenn auch ſeine Anweſenheit in hieſiger Stadt im Allgemeinen noch von keinen großen Folgen geweſen ſei, ſo müſſe er ſich doch ſelbſt zugeſtehen, daß ſein Urtheil, ſein Lob und Tadel auf dem Gebiete der Kunſt ſchon außerordentliche Früchte getragen. — „Man fürchtet ſich vor mir," ſagt er, „man weiß, wie ich nur das Gute ſchätze, aber dem Mittelmäßigen ſtreng entgegen trete; man muß es anerkennen, daß ich die Aufmerkſamkeit der Frau Herzogin auf manches bisher unbekannte Talent gelenkt, und daß ich ſo zu ſagen Künſtler erzogen habe, die es noch zu etwas Großem bringen werden, wenn ſie wie bisher meinen Winken und Rathſchlägen Folge leiſten."

Im Wintergarten finden wir einige Hofdamen, die plaudernd auf und ab gehen, bald vor dieſer Blumengruppe, bald vor jener bewundernd ſtehen bleiben, während ſie häufig ausrufen: „Charmant! — köſtlich! — delicios!" die dabei ihre weißſeidenen Roben ſehr in Acht nehmen, damit ſie nicht an irgend ein naſſes Blatt ſtreifen, und die Alle mit dem Fächer wedeln, ſobald Eine die Bemerkung macht, in dem Saale ſei es unerträglich heiß; — ſowie auch den unvermeidlichen Herrn von Dankwart, der über Blumenzucht im Allgemeinen ſpricht, auch recht anerkennend über den Gärtner des Kriegsminiſters urtheilt, im Einzelnen aber die bündige Erklärung abgibt, daß, obgleich hier viel für Blumenzucht geſchähe, die hieſigen Gewächshäuſer doch keinen Vergleich aushalten könnten mit denen, die er zu Haus verlaſſen, und daß, ohne ungerecht zu ſein, was Pflanzen und Blumen anbetreffe, hier ſich gegen dort wie Sibirien zu Italien verhalte.

Im Salon des jungen Grafen iſt dieſer ſelbſt und nimmt

freundlich und beſcheiden die ausſchweifenden Lobſprüche einiger alten Hofdamen in Empfang, die ihn verſichern, ſo etwas Magnifikes und wirklich Graziöſes noch nie geſehen zu haben; — ſowie auch der Herr von Dankwart, der lächelnd hinzu tritt, und dem Grafen vertraulich auf die Schulter klopfen will. Es bleibt jedoch bei dem Verſuche, denn Graf Fohrbach macht eine entſchieden rückgängige Bewegung, von einem ſonderbaren Blicke begleitet, was aber den Herrn von Dankwart durchaus nicht abzuſchrecken ſcheint; denn er nähert ſich abermals, reibt ſeine Hände, und ſagt, indem er ſich auf den Fußſpitzen wiegt: „Bei Gott! dieſer gute Graf hat Etwas gelernt. Geſtehen Sie, Ihnen hat der Salon der Fürſtin X. bei uns vorgeſchwebt und Sie haben den hieſigen darnach gebildet. — Aber wirklich mit vielem Geſchmack und Eleganz. Wahrhaftig, Graf Fohrbach, Ihr Geiſt iſt ein dankbares Feld für Bemerkungen, die man Ihnen gelegentlich macht; Sie haben da meine Idee mit den transparenten Blumen vortrefflich benützt, — in der That vortrefflich benützt. Nur wiſſen Sie, was ich hie und da noch beſſer gemacht hätte? — Zwiſchen dem Grün hindurch ein Bouquet Wachskerzen. Ich verſichere Sie, der Glanz der Lichter zwiſchen den Blättern macht eine fabelhafte Wirkung. So war es auch bei der Fürſtin X.; das allein haben Sie vergeſſen.“ —

So plauderte Herr von Dankwart unermüdlich fort und eilte dabei mit außerordentlicher Beweglichkeit, ohne auf ſeine Reden irgend eine Entgegnung abzuwarten, zu den verſchiedenen Gruppen, wo er Wachslichter angebracht zu haben wünſchte, und als er ſich endlich wieder zu der Geſellſchaft umdrehte, bemerkte er, daß Alle das Zimmer verlaſſen hatten bis auf eine alte Gräfin, die ihm mit wahrer Bewunderung zuzulauſchen ſchien, denn ſie war von der Frau Herzogin ſehr abhängig und erhielt durch die

Hand des Herrn von Dankwart vertraulicher Weiſe manche Unterſtützung.

Im Vorzimmer, um bis an das Ende des Appartements zu gehen, ſah man die Dienerſchaft des Hauſes die Erfriſchungen herrichten, und die Limonaden ſowie das Gefrörene vorher heimlicher Weiſe verſuchen, ob es auch wohl würdig ſei, den Gäſten präſentirt zu werden; — ſowie auch den Herrn von Dankwart, der eigentlich hieher gehörte, und der einem Kammerdiener anempfahl, es ihm ja augenblicklich zu melden, ſobald der Wagen der Frau Herzogin vorgefahren ſei.

Einen unſerer Bekannten ſuchten wir bis jetzt überall vergebens, den Herrn von Brand nämlich, der aber eingeladen und auch erſchienen war. Doch fanden wir ihn nicht, weil er wie der Herr von Dankwart bald hier bald dort war, übrigens eine ganz andere Rolle ſpielend, denn wo dieſer ſich vordrängte, viel ſprach und alſo leicht bemerkbar war, zog Jener ſich zurück, knüpfte faſt gar keine Unterhaltungen an und ſchien nur aus der Ferne dieß und das zu beobachten.

Jetzt näherte er ſich dem Spielzimmer, trat aber dort ſogleich in eine Fenſterniſche und ließ ſich auf einen kleinen Fauteuil nieder, der ihn durch den daneben herabhängenden Vorhang faſt ganz verbarg.

Es waren in dieſem Zimmer drei Spieltiſche aufgeſtellt, und man arbeitete faſt überall mit dem Strohmann; doch war der Stuhl deſſelben faſt nirgendwo unbeſetzt, und wenn ſich ein Zuſchauer von demſelben erhob, ſo nahm gleich ein anderer Platz darauf.

An dem Tiſche, der dem Baron zunächſt ſtand, ſaß Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter, der Hofmarſchall, ſowie ein kleiner, alter, vertrockneter Herr, deſſen Bekanntſchaft wir noch

nicht gemacht. Er hatte ein spitziges Gesicht von unangenehmem Ausdruck, tief liegende, trübe Augen, wenig Zähne und auf dem Kopfe eine Perücke, deren Farbe offenbar zu dunkel abstach gegen seine fahle, verlebte Gesichtsfarbe. Der alte Herr saß mit ziemlich gekrümmtem Rücken da und bückte sich bei jeder Karte, die ein Anderer ausspielte, noch tiefer hinab, wobei er die Augen blinzelnd zusammen kniff. Zuweilen bediente er sich auch einer Lorgnette, die neben ihm lag, um einen etwas entfernten Stich betrachten zu können. Seine Finger waren unendlich mager und zitterten oftmals so heftig, daß er mit der rechten Hand nachhelfen mußte, um die in Unordnung gerathenen Karten wieder gehörig aufzurichten.

Wenn wir dem geneigten Leser sagen, daß er von seinen Mitspielenden mit „Excellenz" angeredet wurde, daß er über der weißen Atlasweste ein breites Band trug, sowie auf dem schwarzen modischen Frack einen blitzenden Stern, so wird derselbe versichert sein, daß wir ihn so eben mit einer sehr vornehmen Person bekannt gemacht.

Es war dieß Seine Excellenz, der in dieser Geschichte schon einigemal erwähnte pensionirte General-Adjutant Baron von W., in seiner Jugend ein gewaltiger Eroberer in mancherlei Beziehungen, jetzt nur noch eine alte, verdrießliche Ruine, die nur in solchen Augenblicken etwas freundlicher aussah, wenn sie von der Sonne allerhöchster Huld und Gnade beschienen wurde.

Neben ihm, auf dem Platze des Strohmanns, saß seine Frau, die Baronin W., und man konnte sich keinen größeren Contrast denken, als dieses Ehepaar darstellte. Sie war eine schöne Frau in den Zwanzigen, hatte volle, schwellende Formen, einen unbeschreiblich weißen, aber sehr blassen Teint und die schönsten hellblonden Haare, die man sehen konnte.

Die Baronin war einfach in hellblaue Seide gekleidet; ihr Schmuck war unbedeutend und bestand nur in Perlen, die sie am Armband und in den Ohrringen trug. Sie war, wie gesagt, heute noch eine der reizendsten Erscheinungen, mußte aber vor Jahren wunderbar schön gewesen sein, als sich die Frische der Jugend noch in den Formen ihrer Gestalt ausdrückte und als ihr jetzt etwas umflortes Auge noch im vollen Glanze strahlte. Sie war etwas stark geworden, und ihre Augenlider hatten eine eigenthümliche Färbung; dunkler wie die Stirne lag über ihnen ein Schimmer von Rosa und Braun, welcher aber das Gesicht durchaus nicht entstellte, ja es wo möglich noch anziehender und interessanter machte. Wie schon gesagt, saß sie an der Stelle des Strohmannes und hatte den vollen weißen Arm so auf die Ecke des Tisches gelegt, daß der Fächer, der am Handgelenke befestigt war, frei herab hieng und hin und her schwebte, welches Spiel sie angelegentlich zu betrachten schien. Zuweilen aber, wenn Seine Excellenz einen Ton des Mißfallens oder der Freude hören ließ, hob sie die müden Augenlider empor und schaute über die Karten hin, wobei ein leichtes Lächeln um ihren Mund spielte, wenn sie die Blicke des Gemahls trafen.

Der Herr von Brand saß so in seiner Ecke, daß ihm Seine Excellenz der General-Adjutant den Rücken zudrehte, er dagegen der Baronin in's Gesicht sehen konnte.

Seine Excellenz bekamen vortreffliche Karten und nahmen häufig ihre Lorgnette, um die Stiche zu betrachten. Auch lachte sie zuweilen laut hinaus, was aber durchaus nicht angenehm klang, aber die Freude ihres Herzens bekundete.

Die Baronin schien an dieser Freude offenbaren Antheil zu nehmen, denn sie ließ ihr Fächerspiel bleiben, stützte den Kopf

auf ihren Arm und begleitete das triumphirende: „enfin — petit Schlemm!“ Seiner Excellenz mit einem freundlichen Kopfnicken.

Als ſie in dieſem Momente das Geſicht erhob, und, gewiß zufälliger Weiſe, ihre Blicke durch das Zimmer ſchweifen ließ, begegneten ſie denen des Herrn von Brand, der ſie aufmerkſam und feſt anſah. Es mußte für ſie etwas Seltſames in dieſem Anſchauen liegen, denn ihre Geſichtszüge änderten ſich vielleicht während einer Secunde, was ſie fühlte, denn ſie blickte faſt erſchrocken auf ihren Gemahl, der aber in ſeine Karten ſah und durchaus nichts bemerkt hatte.

Hierauf drehte ſich die Baronin nach und nach an dem Tiſche ſo, daß ſie nach der Fenſterniſche ſchauen konnte, während die rechte Hand den Spielenden ihr Geſicht verdeckte. Wir müſſen nun eingeſtehen, daß ſie jetzt häufig ihre Blicke dem Baron zuwandte, daß dieſer ebenfalls ſcharf herüber ſah, ja daß er kurze Zeit nachher ein für uns unverſtändliches Zeichen machte, welches die ſchöne Frau dadurch beantwortete, daß ſie langſam ihre Augenlider ſenkte, was offenbar Ja bedeutete; denn nun erhob ſich der Baron aus ſeiner Fenſterniſche und ſchlich, von den Spielenden ungeſehen, zum Zimmer hinaus.

Die Baronin blieb noch eine Zeit lang, dann legte ſie ihre volle, weiche Hand auf den ſchletternden Aermel ihres Gemahls und ſagte mit ihrer ſanften Stimme: „Ich wünſche dir alles Glück wie bisher.“

Worauf der Oberſtſtallmeiſter galant erwiederte: „Das wird von ihm verſchwinden, ſobald Sie, gnädige Frau, ihn verlaſſen.“

„Was übrigens auch nicht mehr wie recht und billig iſt,“ meinte einigermaßen verdrießlich der Hofmarſchall. „Denn Seine Excellenz gehen in der That zu grauſam mit uns um.“

„Mais où allez vous?“ fragte mürriſch der Gemahl, indem er der Baronin einen unfreundlichen Blick zuwarf. „Man ſollte wahrhaftig glauben, es thue dir leid, mich einmal gewinnen zu ſehen — contre la règle.“

„Contre la règle!“ lachte laut der Hofmarſchall. „Nein, gnädige Frau, geniren Sie ſich durchaus nicht; verlaſſen Sie ihn nur, und wenn ihn damit ſein Glück verläßt, ſo hat er es verdient.“

Dieſe Worte ſchienen ohne alle andere Deutung geſprochen worden zu ſein, doch riefen ſie auf dem Geſichte des Oberſtſtallmeiſters ein leichtes Lächeln hervor, und die andere Excellenz biß ſich auf ihre dünnen Lippen, zuckte die mageren Achſeln und ſagte mit ihrer ſchnarrenden Stimme: „Ah! je ne pense pas de vous retenir. — Beim Spiel,“ ſetzte er mit ſcharfer Betonung hinzu, „nennt ihr oft raſendes Glück, was eigentlich doch nur gutes Spiel iſt. — Mais dites moi, ou allez vous?“

„Ich will einen Gang durch die Appartements machen,“ erwiederte die Baronin mit leiſer Stimme. „Graf Fohrbach wollte mich ſchon vorhin durch den Wintergarten führen; ich muß doch dieſe Artigkeit vergelten, indem ich ihn aufſuche.“

„Eh bien donc,“ ſprach verdrießlich der General-Adjutant, „va — t'en va — t'en. Du ſtörſt ohnehin meine Aufmerkſamkeit. — Den Stich,“ rief er dem Hofmarſchall zu, „haben Sie allein dieſer Unterredung zu danken. — Diable! quelle distraction.“

Die blaſſe Frau legte nochmals ihre Hand auf ſeinen Arm, was übrigens keinen weiteren Erfolg hatte, als ein unmuthiges Zucken. Dann ſchwebte ſie leicht und anmuthig zum Zimmer hinaus.

Im Tanzſaal erblickte ſie der Kriegsminiſter, der ſich ihr augenblicklich näherte und artig ſeine Begleitung durch die Zim-

mer antrug. Doch ſagte ſie mit einem freundlichen Lächeln: „Ich ſehe wohl, wie Euer Excellenz hier noch von aller Welt umringt ſind; auch kommt dort ſo eben die Frau Herzogin, der Sie nicht aus dem Wege gehen dürfen. Ich will unterdeſſen ſchon voraus in den Wintergarten, und wenn Sie ſpäter einen Augenblick Zeit haben, ſo werde ich ſehr dankbar für Ihren freundlichen Unterricht ſein.“

„Sie haben wirklich Recht,“ erwiederte der Kriegsminiſter, indem er ſich umwandte. „Aber man kann mit Ihnen, ſchöne Frau, nicht zwei Worte reden, ohne daß man Ihnen zu Dank verpflichtet ſein muß. Wahrhaftig, die Frau Herzogin würde in ihrer guten Laune gegen mich geglaubt haben, ich ſuche ſie abſichtlich zu vermeiden. — Doch folge ich Ihnen ſogleich.“

Sie grüßte anmuthig und ſchritt durch den Tanzſaal und die übrigen Zimmer in den Wintergarten hinab, wo ſich augenblicklich ſehr wenige Gäſte befanden. Entfernt von dieſen und anſcheinend eine prachtvolle Camelie betrachtend, ſtand der Baron von Brand in der Nähe des Einganges zu den Zimmern des jungen Grafen Fohrbach.

Die Baronin näherte ſich, und als ſie ſo dicht bei ihm war, daß ſie ſeine Worte verſtehen konnte, ſagte er: „In den hinteren Zimmern iſt Niemand, da es aber auffallen könnte, wenn man uns dort allein träfe, ſo will ich hier ſtehen bleiben, wo ich den ganzen Wintergarten und die Zimmer bis in den Tanzſaal überſehen kann. Tritt etwas näher zu mir und ſetze dich hier auf den kleinen Fauteuil, wo du unbefangen auf Jemand warten kannſt, während es mir ſehr leicht möglich iſt, dort hinaus zu verſchwinden.“

Die ſchöne Frau that, wie ihr der Baron geſagt, und als ſie ſich auf den kleinen Stuhl niedergelaſſen hatte, beugte er ſich zu ihr hinab und ſprach: „Ich habe dir viel zu ſagen.“

„Ich dir ebenfalls," entgegnete ſie. „Ich habe heute einen fürchterlichen Tag verlebt."

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ah! wie Recht hatteſt du," rief ſie mit gefalteten Händen, „als du mir damals ſchon anboteſt, die Angelegenheit des Kleinen in deine Hände zu nehmen."

„Es wäre in der That beſſer geweſen."

„Aber ich fürchtete mich. Du hätteſt das freilich Alles vorſichtiger behandelt; aber man muß ſich doch irgend Jemand anvertrauen, und das Schlimmſte, was für uns Beide geſchehen könnte, würde doch wohl ſein, wenn man auf einmal ein Einverſtändniß zwiſchen uns ahnete."

„Natürlich wäre das jetzt unbegreiflich für die Welt und müßte zu den tollſten Vermuthungen Anlaß geben," verſetzte er mit trübem Blicke. „Und damals ging es nicht an; du wußteſt ja nichts von mir, wußteſt nicht, welche Stellung in der Geſellſchaft ich einnehme, ob es mir wohl ergehe oder ob ich nicht vielleicht langſam in Jammer und Elend verkomme. Wir ſind nicht Schuld daran, meine arme Lucie: das Schickſal, welches uns ſo früh aus einander riß, hat es nicht anders gewollt. — Doch ſchweigen wir über die Vergangenheit, ſchweigen wir darüber, wie man dieß oder das hätte anders machen können; die Zeit iſt ja hinter uns gerollt, und mit allen Schätzen der Welt, wenn wir ſie hätten, würden wir doch nicht im Stande ſein, eine Secunde zurück zu erkaufen, geſchweige denn einen Tag, einen Monat, ein Jahr. — — — Alſo zur Sache!"

„Ja zur Sache!" wiederholte die ſchöne Frau und legte ſich weit in den Fauteuil zurück, nachdem ſie zuerſt einen forſchenden Blick durch den Pflanzengarten geworfen.

„Es kommt Niemand," ſagte er und bückte ſich ſo tief hinter

den Camelienbuſch hinab, daß er das leiſeſte Flüſtern ihres Mundes verſtehen konnte.

„Du weißt," ſprach ſie, „daß ich das Kind vor einem Jahre hieher kommen ließ."

„Leider!"

„Ich konnte es nicht ertragen, daß es ſo weit entfernt von mir war: ich mußte es zuweilen an mein Herz drücken, zuweilen ſeine lieben Augen küſſen. — Du kennſt ja mein freudeloſes Leben und wirſt mir im Ernſt nicht darüber zürnen, daß ich mir unter die vielen Dornen meiner Tage dieſe einzige Roſe flocht. — Ah! es waren glückſelige Stunden, wenn ich das Kind ſah."

„Arme Schweſter! — — Ich kann mir denken, daß dieß Glück von kurzer Dauer war. — Aber weiter! — weiter!"

„Ich hatte Alles auf's Beſte eingerichtet; der Kleine war bei einer ſehr braven und verſchwiegenen Frau, deren Wohnung in dem Hauſe einer Freundin lag, die ich ohne alles Aufſehen häufig beſuchen konnte; und wie ich dir ſchon ſagte, genoß ich auch die Seligkeit, mein Kind hie und da zu ſehen, faſt ein ganzes Jahr. — — Eines Tags aber theilte mir die Wärterin mit, ſie ſei verſchiedenen ihr unerklärlichen Nachforſchungen ausgeſetzt, bei Spaziergängen mit dem Kinde dränge ſich oft ein Mann an ſie, knüpfe eine Unterredung über gleichgültige Dinge an, frage auch nach dem Knaben und deſſen Eltern, kurz, benehme ſich auffallend und ungeſchickt."

„Und dieſe Wärterin iſt eine alte Frau?"

„Verſteht ſich," erwiederte die Baronin. — „Das Intereſſe, welches jener Mann an ihr zu nehmen ſcheint, gilt alſo nur dem Knaben. Schon mehrere Male wünſchte er unter verſchiedenen Vorwänden ſie nach Hauſe zu begleiten; ſie verbat es ſich begreiflicher Weiſe, doch mußte er ihr neulich gefolgt ſein, obgleich

ſie auf großen Umwegen und in einem Wagen heimkehrte. — — Genug, er fand ihre Wohnung, erklärte ihr das ſelbſt lachend und ging eines Tages ſo weit, daß er ihr geradezu ſagte, hinter dem Knaben ſtecke ein Geheimniß, das er wohl ergründen möchte. Er bot ihr eine bedeutende Summe, wenn ſie ihm einige Mittheilungen machen wolle."

„Das war ein recht dummer Teufel!" ſagte höhniſch der Baron.

„So ſtanden die Sachen. Da bemerkte ich auf einmal mit dem größten Schrecken, daß das Benehmen meines Mannes zu Haus gegen mich härter und tyranniſcher wurde als je. Zuweilen ließ er ſich, anſcheinend ohne alle Abſicht, von mir etwas von meinem früheren Leben erzählen, und konnte dabei oft eine laute, häßliche Lache aufſchlagen, oder er verließ mich ſcheinbar ruhig, aber mit zitternden Händen und funkelnden Augen."

„Ja, ja, ich kann mir wohl denken, daß dieſe Nachforſchungen von ihm ausgingen."

„Ich weiß es gewiß; und da ich ſeinen heftigen, gewaltthätigen Charakter kenne und überzeugt war, er werde das Kind mit Liſt oder durch Gewalt in ſeine Hände zu bekommen ſuchen, um gegen mich einen Anknüpfungspunkt zu erhalten, ſo war es nothwendig, daß ich es verſchwinden ließ. — Hatte ich nicht Recht?"

„Doch; ich will das nicht läugnen. Aber in dem Moment hätteſt du dich an mich wenden ſollen."

„Nein," entgegnete ſie eifrig, „da gerade konnte ich das nicht thun: ich wußte genau, daß ich von Spähern umgeben war, daß er von allen meinen Schritten Kenntniß hatte, ja, daß die Briefe, die ich ſchrieb, in ſeine Hände gelangten. Ich konnte nur noch mit jener alten Frau verkehren, die mir unbedingt ergeben iſt."

„Mit der Frau Fiſcher," ſagte er, wie in tiefen Gedanken.

„Du kennſt ſie?" fragte erſtaunt die Baronin.

„Ich glaube, du ſprachſt mir einmal darüber," verſetzte er ruhig und gefaßt. „Ja, es muß ſo ſein. — Aber erzähle weiter."

„Die Frau alſo ſagte mir von einer Bekannten, durch deren Vermittlung mein armes Kind für eine Zeitlang bei guten, braven Leuten untergebracht werden könne."

„Hahaha!" lachte der Baron.

„Worüber lachſt du? — Ich bitte dich, ſei ernſthaft."

„O das bin ich auch im höchſten Grade. Dieß Lachen iſt eine Art Krampf, der mich zuweilen befällt."

„Ich willigte alſo ein, daß ſie das Kind zu jenen Leuten brachte."

„That ſie das ſelbſt?" forſchte er emſig.

„Nein, das wäre zu gefährlich geweſen. Sie brachte es zu ihrer Bekannten, von der ich dir ſprach, dieſe übergab es einer dritten Hand, welche es zu jenen Leuten that. — O mein Gott! wer hätte ahnen können, daß er trotz dieſer Vorſichtsmaßregeln auf des Kindes Spur komme!" — Die Baronin ſprach das mit dem Tone des tiefſten Schmerzes und drückte ihre Hände einen Augenblick vor das Geſicht. — Darauf faßte ſie ſich wieder mit gewaltiger Kraft, preßte eine Secunde ihre Lippen feſt auf einander und fuhr fort: „Ich erhielt häufig Nachrichten von dem Kinde, gute und befriedigende."

„Immer durch die dritte Hand?"

Sie nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Vorgeſtern die letzte; denn heute Morgen berichtete mir die alte Frau das Entſetzliche, mein Kind ſei geraubt worden, mit Gewalt jenen guten Leuten entführt, bei denen es ſich befand. — — — — O Henry," ſprach ſie nach einer Pauſe mit gefalteten Händen,

während Thränen in ihren Augen glänzten, „iſt das möglich? — Kann ſo etwas geſchehen? — O mein Gott! ich martere meinen Kopf den ganzen Tag auf's Fürchterlichſte ab, ich komme von einer Vermuthung auf die andere. — Hat mich nicht am Ende jene Frau verrathen? — Iſt es denn wahrſcheinlich, daß das Kind geraubt werden konnte?“

„O ja, das iſt wahrſcheinlich und möglich.“

„Jetzt bin ich am Ende,“ fuhr ſie mit leiſer und klagender Stimme fort, indem ihre Hände aus einander zuckten und ſich ihre Finger krampfhaft ſchloſſen. „Jetzt kann ich weiter nichts thun als klagen und verzweifeln, und auch das ja nur, wenn ich allein bin. — O Henry! er beobachtet jede meiner Mienen. Wenn du wüßteſt, welch' unausſprechliche Qualen ich leide, da ich heiter und zufrieden ausſehen ſoll, während mein Herz zerriſſen iſt.“

Der Baron hatte bei dieſen Worten, die ſie heftig und leidenſchaftlich herausgeſtoßen, ſanft ihre Hand erfaßt und drückte ſie leiſe. — „Beruhige dich,“ ſagte er, „Faſſung! Faſſung! Schweſter. — Denke daran, wo wir uns befinden! Wie würden von Hunderten, wenn ſie dich hier ſehen würden, Thränenſpuren in deinen Augen oder auf deinen Wangen gedeutet werden! — Ja, faſſe dich und — lächle.“

„Ich lächeln?“ erwiederte ſie mit einem troſtloſen Blick.

„Ah! bei eurem Leben ſollteſt du daran gewöhnt ſein,“ ſprach er in bitterem Tone. — „Aber,“ ſetzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich, dein Bruder, verlange nicht ſo Entſetzliches von dir: du ſollſt lächeln, weil ich dir eine angenehmere Fortſetzung deiner Geſchichte erzählen will.“

„Du?“ rief ſie faſt laut hinaus und erhob ſich raſch von ihrem Stuhle. — „O Henry, ſpotte meiner nicht!“

„Ich ſpotte nie,“ ſagte er ruhig. „Aber faſſe dich und

lächle; dort sehe ich einige Personen kommen, unter Anderem Seine Excellenz den Kriegsminister, der dich wahrscheinlich aufsucht. — „Lächle also."

„Ich kann das nicht ohne ein Wort des Trostes. O sage mir: was weißt du von der fürchterlichen Geschichte?"

„Daß dein Kind wieder gefunden ist," versetzte er leise. „Das Wie und Wo kann ich dir hier nicht erzählen; aber daß es nicht von ihm geraubt wurde, sondern daß es in meinen Händen ist."

„Ah!" seufzte sie aus tiefer Brust und preßte ihre linke Hand auf das Herz. — „Ah! Gott, dir danke ich! Jetzt will ich lächeln, möchte aber lieber laut hinaus rufen und jubeln."

Der Baron war verschwunden, und Seine Excellenz der Kriegsminister bot der schönen Frau, die er hier so ganz allein fand, seinen Arm und führte sie durch den Wintergarten, wobei er ihr all' die vielen seltsamen Pflanzen und Blumen zeigte. Sie freute sich außerordentlich darüber, lachte in Einem fort und schien über die Erklärungen Seiner Excellenz so glücklich und zufrieden, daß der alte Herr sie hocherfreut bis in das Spielzimmer zurückführte und dort dem General-Adjutanten sagte: „Bester Baron, es ist eine wahre Freude, Ihrer Frau Etwas zu zeigen; sie scheint eine große Liebe für die Blumen zu haben, und ich fand noch nie eine liebenswürdigere und gelehrigere Schülerin." —

Der Pflanzengarten wurde übrigens an diesem Abend häufig zu den verschiedenartigsten Unterredungen benützt. Kaum hatte ihn der alte Graf Fohrbach mit der Baronin am Arm verlassen, als ihn der junge Graf betrat.

Dieser hatte sich längere Zeit spähend in einer Ecke des Tanzsaales aufgehalten, und obgleich dort viele Françaisen getanzt wurden, so schien er doch nur für die Tanzenden einer einzigen

derſelben Sinn zu haben. Das Finale war zu Ende, die Gruppen löſten ſich auf, und mehrere Damen, vom Tanzen erhitzt, ſtiegen zu den Blumen hinab, um dort die friſche, kühlere Luft einzuathmen. Auf dieſen Moment hatte der Graf gewartet, denn er, der bis jetzt ganz unbeweglich in ſeiner Ecke geſtanden, ſchoß plötzlich mit großer Lebhaftigkeit bei den Gruppen vorbei, die ſich im Saale gebildet, und eilte ebenfalls in den Wintergarten. Vor ihm ſchritt Eugenie von S. am Arm einer Freundin, welche ſie mit ihrer hohen Figur aber überragte, wie die ſtolze Lilie das beſcheidene Veilchen; und dieſe beiden Damen lachten und plauderten mit einander, blieben hier vor einer prächtigen Blume, dort vor einem murmelnden Springbrunnen ſtehen.

„Bis jetzt war es mir unmöglich," ſagte die Kleinere, „das ganz allerliebſte Appartement zu beſehen; Ihre Majeſtät hatte jeden Augenblick irgend einen Befehl oder eine Frage. Wenn es Ihnen recht iſt, Eugenie, ſo machen wir eine kleine Entdeckungsreiſe und den Verſuch, wie weit wir dort drüben in dieſes unbekannte Zauberland eindringen können. Der Salon, der an den Wintergarten ſtößt, ſoll charmant ſein. Nachher beim Souper hat man doch keine rechte Zeit, ſich Alles das zu betrachten."

Dieſe Worte hatte Graf Fohrbach, der den Damen folgte, gehört und ſagte ſo verbindlich als möglich: „Ich würde mich außerordentlich glücklich ſchätzen, wenn es mir erlaubt wäre, den Führer in dieſe beſcheidene Wohnung machen zu dürfen, welche Sie für ein Zauberland zu erklären ſo freundlich waren."

„Wir könnten uns keinen beſſeren wünſchen," entgegnete lachend die kleine Dame.

Und auch Eugenie, die ein wenig, wenn auch kaum merklich, erröthete, nahm dieß Anerbieten dankbar an.

Die Drei ſchritten mit einander durch den Wintergarten,

und als ſie drüben den Salon betraten, ſagte der Graf: „Hier ſind die Grenzen meines Reichs und ich heiße die Damen in meiner Behauſung feierlichſt willkommen.“

„So dürfen Sie uns dieſe Zimmer nicht vorſtellen!“ verſetzte neckend die kleine Hofdame. „Gott ſteh' mir in Gnaden bei! wir ſind durchaus nicht in Ihrer Behauſung; wir befinden uns in einem der Salons Seiner Excellenz des Herrn Kriegsminiſters, und zwar in dem Salon, wo ſpäter die allerhöchſten Herrſchaften ſoupiren werden, weßhalb ich eigentlich hinzufügen darf: ich bin hier in meinem Dienſte, denn als getreueſte Hofdame Ihrer Majeſtät kommt es mir zu, dieß Terrain zu recognosciren. — Nicht wahr, Eugenie?“

„Allerdings,“ entgegnete dieſe, indem ſie wie aus einem Traume zu erwachen ſchien; denn während die Andere ſprach, hatte es Graf Fohrbach nicht unterlaſſen können, Eugenien immerfort und aufmerkſam in die ſchönen Augen zu ſehen, — Blicke, die ſie, wenn auch nicht erwiedert, doch gern geduldet hatte.

„Aber hier iſt es in Wahrheit deliciös,“ ſagte die Kleine, „das iſt ja ein wahres Blumenparadies! — Sagen Sie mir die Wahrheit: ſind dieſe Zimmer immer ſo wunderbar decorirt?“

„O nein,“ entgegnete lächelnd der Graf. „Für mich ſelbſt wäre dieſer Flor unpaſſend; — aber für ſolche Gäſte, wie ich ſie heute Abend verehre,“ ſetzte er mit einer Verbeugung hinzu, „kann die Umgebung nicht reizend genug ſein.“

Die kleine Hofdame, die überhaupt eine lebendige Perſon war, durchſchritt raſch den Salon und freute ſich wie ein Kind über jedes neue Etabliſſement, das ſie entdeckte. — „Es iſt da für Alles geſorgt!“ rief ſie luſtig, „eine der vortrefflichſten Einrichtungen, die ich je geſehen. Man kann hier cauſiren, deux à deux, dos à dos oder zu Drei, zu Vier, Fünf, Sechs, wie man gerade

will. — Auch," setzte sie gravitätisch hinzu, „sind vortreffliche Schmollwinkel hier oder heimliche Plätzchen, wo man einen Monolog halten kann. Ich will Beides versuchen; aber stört mich nicht in meiner Andacht."

Damit tauchte sie hinter die Blumengruppen und ließ sich auf einem der Sitze nieder, die sich dort befanden.

Der Graf war mit Eugenien allein. Sie machte eine Bewegung, der Freundin zu folgen, doch hielt sie ein bittender Blick zurück.

„Fräulein Eugenie," sagte er, „ich bin Ihnen noch eine Erklärung schuldig über mein Ausbleiben neulich Abends bei dem Major von S. Ich kann es eigentlich keine Erklärung nennen, denn Sie werden es bereits erfahren haben, was mich zurückhielt."

„Ich weiß es," versetzte das schöne Mädchen mit einem offenen Blick; „Seine Durchlaucht der Herr Herzog, welcher — — an Ihrer Stelle kam, erzählte es lachend dem Major."

„Ah! er erzählte es lachend. — Und der Major?"

„Er meinte, das sei eine außerordentliche Ehre und Sie würden nicht wenig darüber erfreut sein."

„Aber das war doch nicht Ihre Meinung, Fräulein Eugenie? — Gewiß, das dachten Sie nicht."

„Nein, ich dachte das nicht," entgegnete sie offenherzig. „Sie hatten mir ja vorher im Schlosse gesagt, wie sehr Sie sich darauf freuten, mit mir — mit uns, wollt' ich sagen, — den Abend bei Ihrem Freunde zuzubringen."

„O sagen Sie, mit Ihnen, — gewiß nur mit Ihnen, Eugenie!" sagte Graf Fohrbach und erhob seine rechte Hand wie beschwörend gegen sie. — „Was kümmert mich die Gesellschaft, wenn Sie nicht da sind, ja die ganze Welt, wenn ich Sie nicht zu finden wüßte! — Aber," fuhr er fort, als er sah, wie das

Mädchen bei seinen heftigen Worten die Augen niederschlug, „ich war an jenem Abend recht unglücklich; die süßen Stunden in Ihrer Nähe, auf die ich gehofft, mußte ich mit jenem entsetzlich langweiligen Spiel vertauschen. Ich mußte den Stellvertreter des Herzogs machen, der nun statt meiner dorthin ging, wo Sie waren, Eugenie, — der Sie sehen, Sie sprechen durfte, während ich allein blieb mit meinen quälenden Gedanken. — Ja gewiß, Eugenie: die Anwesenheit des Herzogs bei meinem Freunde war mir an jenem Abend sehr, sehr unangenehm."

„Und warum das, Graf Fohrbach?" entgegnete sie mit einem reizenden Lächeln.

„Weil — weil —" sagte er stockend, „weil ich weiß, Eugenie, daß Sie der Herzog mit Aufmerksamkeiten verfolgt."

Sie nickte verschiedene Male mit dem Kopfe und betrachtete das Blumenbouquet, welches Sie in der Hand trug. — „Ja, ja," sagte sie alsdann mit leiser Stimme, „es ist so; er erzeigt mir Aufmerksamkeiten, was mir sehr — sehr peinlich ist. Und er läßt nicht davon ab, obgleich ich dieselben gewiß nicht beachte. — — Gewiß nicht, Graf Fohrbach," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, und schaute ihn dabei offen und ehrlich mit ihren hellen und glänzenden Augen an. — „Aber was kann ich thun? Wie will ich mich in der Stellung, in der ich mich befinde, ein für allemal dieser Aufmerksamkeiten erwehren? — — — — Die Frau Herzogin lächelt darüber, und würde es sehr ungnädig aufnehmen, wollte man ihrem geliebten Sohne diese unschuldige Freude nehmen."

„O, es ist das nicht Ihr Ernst, was Sie da sagen, Eugenie!" rief entrüstet der junge Mann.

„Ich fühle, daß es bitterer Ernst ist," erwiederte traurig

das Mädchen. — „Doch," ſetzte ſie heiterer hinzu, „brechen wir dieß Geſpräch ab, das für mich und auch vielleicht für Sie peinlich iſt."

„Für mich wäre dieß Geſpräch nur in dem Fall peinlich, aber dann auch fürchterlich und ſchrecklich, wenn es unbeendigt bliebe!" rief Graf Fohrbach entſchloſſen. „Deßhalb erlauben Sie mir, Eugenie, es noch einen Augenblick fortzuſetzen. — Freilich könnte es auch wohl mit wenigen Worten beendet ſein," ſetzte er mit ſanfter Stimme hinzu, und ergriff dabei leicht die Hand des jungen Mädchens, die er ehrfurchtsvoll an ſeine Lippen brachte. „Und dieſe wenigen Worte würden mich zum Glücklichſten aller Sterblichen machen. Wollen Sie ſie nicht gegen mich ausſprechen, Eugenie?"

„Ich weiß ſie nicht," erwiederte ſie erröthend.

„Aber Sie müſſen ſie ahnen, Eugenie," fuhr er dringender fort. „Sie müſſen ſie in meinen Augen geleſen haben, müſſen ſie in dem Drucke meiner Hand fühlen, — meiner Hand, die jetzt ſchon ſchwach und machtlos iſt, die bebt und zittert, da ſie die Ihrige berührt. — Ja," ſetzte er mit leuchtenden Augen hinzu, „Sie brauchen nicht einmal ſelbſtſtändige Worte auszuſprechen, Eugenie, Sie ſollen mir nur eine Frage erlauben und mir auf dieſe Frage mit Ja oder Nein antworten. — Aber hören Sie mich an! Die Beantwortung dieſer Frage entſcheidet über das ganze Glück meines Lebens, ja, ſie iſt ſo wichtig für meine Zukunft, daß ich Sie zuerſt um Erlaubniß bitten muß, jene Frage ſtellen zu dürfen. — — Darf ich, Eugenie?"

— — — — „So fragen Sie denn," verſetzte nach einer längeren Pauſe das Mädchen, nachdem es ſcheu und ängſtlich um ſich geſchaut, „ſo fragen Sie in Gottes Namen!"

— — — — „Darf ich Sie lieben, Eugenie? — — — — O ich will ja nicht mehr als mit einem kleinen Ja hiezu die

ſüße Erlaubniß," ſetzte er hinzu, als er bemerkte, wie das Mädchen ängſtlich zuſammen ſchauerte. — „Durch die Gewährung meiner Bitte iſt ja noch nicht bedingt, daß Sie mich wieder lieben ſollen; freilich hoffe ich auch auf dieſes übergroße Glück, aber ich bin nicht ſo unbeſcheiden, ſo viel Seligkeiten auf einmal zu verlangen." — — — —

In dieſem Augenblicke tauchte aus der Ecke des Zimmers die kleine Hofdame wieder hervor und rief luſtig: „Jetzt habe ich geſchmollt und monologiſirt, gelebt, geliebt und genoſſen des irdiſchen Glückes ſo viel als möglich auf einer großen Soirée. — Und Sie, Eugenie, haben Sie auch den Salon betrachtet? — Wenn dem ſo iſt, ſo wollen wir wieder zur Geſellſchaft zurückkehren."

Eugenie wandte den Kopf herum, wie es ſchien, um eines der transparenten Roſenbouquete zu betrachten, neben welchen ſie ſtand, in Wirklichkeit aber, um ihr glühendes Geſicht zu verbergen.

Von den Worten, die ſie mit dem Grafen gewechſelt, konnte die Andere nichts verſtanden haben: ſie waren zu leiſe geſprochen worden, und dieſe war zu weit entfernt geweſen. Darauf baute denn auch der junge Mann, und ehe ſich die kleine Hofdame nähern konnte, wandte er ſich nochmals an Eugenie und wiederholte dringend ſeine Frage.

Ehe ſie aber antworten konnte, eilte die Andere aus ihrem Schmollwinkel herbei, — ſie hatte einen Blick in den Wintergarten geworfen, — und rief mit komiſcher Angſt: „Gerechter Gott! Eugenie, wir müſſen verſchwinden, dort kommt der allerhöchſte Hof. Rückwärts können wir nicht hinaus, alſo raſch vorwärts, daß wir nicht von ſo vielen erſtaunten Augen hier im innerſten Heiligthum betroffen werden. — Kommen Sie!"

Damit sprang sie lebhaft die Treppen hinab, die in den Wintergarten führten, und Eugenie folgte ihr. Doch blieb die Letztere oben auf der Treppe, gedeckt von dem uns schon bekannten Camelienstrauche, noch einen Augenblick stehen, wandte sich rasch um und bot dem jungen Manne, der hinter sie getreten war, ihre Hand, wobei sie mit leiser Stimme sagte: „Ja, Graf Fohrbach, ich sage Ja aus vollem Herzen."

Er blieb oben stehen, sie aber schwebte die Treppen hinab, die schöne, schlanke, majestätische Gestalt, und als sie nun dem allerhöchsten Hofe, der wirklich durch den Wintergarten daher kam, begegnete, und sich graziös vor den Herrschaften verneigte, konnte man nichts Reizenderes und Anmuthigeres sehen.

„Ah! welches Glück!" sprach der Graf tief aufathmend, und drückte seine Hände fest auf die Brust. „Das ist ein seliger Augenblick, wie ihn ein Glücklicher nur einmal in diesem Leben genießt."

Zweiundsechszigstes Kapitel.

Eine einfache Geschichte.

Die Soirée, von der wir im vorhergehenden Kapitel dem geneigten Leser Einiges mitgetheilt, machte nun alle Stadien durch, wie überhaupt sämmtliche Feste dieser Art. Man tanzte, man spielte, man plauderte, man soupirte, die Lichter brannten herab, die Pflanzen bedeckten sich mit feinem Staube, die Carcellampen auf den Kronleuchtern und in den Gruppen fiengen an trübe zu brennen und zu glucksen, die Conversation wurde matter, Eins ertappte das Andere auf einem unterdrückten Gähnen, und endlich hörte man auf der Treppe Bedienten rufen, drunten Wagen rasseln; eine Menge Gäste drängte sich an den Ausgang des Tanzsaales und in die Vorzimmer, um, noch ehe sich der allerhöchste Hof fort begab, einen freundlichen Blick zu erhaschen. Man sah ganze Gruppen sich verneigen, ganze Reihen tief knixen; zum letzten Mal wurde noch mit möglichster Anstrengung gelacht, geflüstert, dann klirrte und rauschte es die Treppen hinab; die Wagen fuhren davon, von dunkelrothem Licht umgeben, — dem

Schein der Fackeln in den Händen der Vorreiter und Lakaien, der an den Fenſtern der Häuſer vorbeizitterte und manchem erſchreckten Schläfer, den das Wagengeraſſel erweckt, ſeltſam und unheimlich an den Augen vorbeiſtrich.

Jetzt nahm die Geſellſchaft droben in den Sälen einen ganz anderen Charakter an; verſchwunden ſchien alle Ruhe und Behaglichkeit, und das Ganze hatte das Ausſehen eines Ameiſenhaufens, den ein muthwilliger Knabe aufgeſtört. So rannte Alles durcheinander, aus den hinteren Zimmern in die vorderen, aus dem Wintergarten in den Tanzſaal, hier einen Händedruck wechſelnd, dort einem Bekannten noch einen freundlichen Gruß zurufend, rechts und links Abſchied nehmend und ſich darauf beeilend, dem Wirthe ein Compliment zu machen, dann in die Mäntel und Shawls zu ſchlüpfen, um ſo ſchnell als möglich Treppen und Wagen zu erreichen.

Kurze Zeit nachher lag das ganze weite Appartement öde und leer. Seine Excellenz ſtiegen ziemlich fatiguirt die Treppen zu Ihrer Wohnung hinauf, worauf der Haushofmeiſter mit ſämmtlichen Bedienten erſchien, um ſorgfältig alle Lichter auslöſchen und das Silberzeug wegräumen zu laſſen, auch Fenſter und Thüren zu ſchließen und darauf die Zimmer im halb verblichenen Glanz ſich ſelbſt und ihren Träumereien zu überlaſſen.

Doch hatten um dieſe Stunde noch nicht ſämmtliche Gäſte das Haus verlaſſen; der junge Graf ſah es gern, wenn ſich nach beendigter derartiger großer Soirée noch einige Bekannte en petit comité in ſeiner Wohnung verſammelten, um ſich von den gehabten Fatiguen bei einem Glaſe heißen Punſches und einer guten Cigarre zu reſtauriren.

Da der große Salon, wie wir ſchon wiſſen, mit zum Feſte gedient hatte und jetzt ebenfalls ziemlich derangirt und troſt-

los ausſah, ſo hatte der Graf ſein kleineres Arbeits-Cabinet neben dem Schlafzimmer für ſeine Gäſte öffnen laſſen, und der Kammerdiener hatte es ſo behaglich als möglich eingerichtet.

Eine halbe Stunde nach Beendigung des Balles fand ſich denn auch hier faſt die gleiche Geſellſchaft zuſammen, die wir ſchon einmal in dieſen Räumen und zwar zu Anfang unſerer Geſchichte hier beiſammen gefunden. Das einzige fremdartigere Element, welches man unmöglich ausſchließen konnte, war der Herzog Alfred, der es ſich nun einmal nicht nehmen ließ, ein Glas der Verſöhnung, wie er es, auf jenen Wortwechſel im Schloſſe anſpielend, nannte, mit dem Grafen zu trinken, der ſich für dieſe höchſte Gnade außerordentlich dankbar zeigen mußte.

Wenn auch die Anweſenheit des Herzogs nicht das Wünſchenswertheſte war, was der Geſellſchaft dieſer jungen Männer begegnen konnte, ſo hatte ſie doch ein Gutes, da ſie wenigſtens vor dem Dableiben des Herrn von Dankwart ſchützte, der ſich Seiner Durchlaucht zu wiederholten Malen ſo unterthänig und vertraulich als nur irgend möglich mit der Verſicherung genähert hatte, er für ſeine Perſon kenne nichts Angenehmeres, als nach einer großen Soirée noch eine Stunde ruhig eine Cigarre beiſammen rauchen zu können. Er hoffte, der Herzog werde ihn zum Dableiben nöthigen; doch ſchien dieſer etwas an Schwerhörigkeit zu leiden, denn er verſicherte den Herrn von Dankwart, er fände es vollkommen begreiflich, daß er, ein kleiner, ſchwacher Mann, ſich bei ſeiner Lebhaftigkeit von einer ſolchen Soirée höchſt angegriffen fühle, und er nehme es ihm durchaus nicht übel, wenn er ſich augenblicklich zurückziehe.

So mußte er denn das Zimmer verlaſſen und ſich zu ſeinem Wagen begeben. Umſonſt verſuchte er es, mit dem Hausherrn ein intereſſantes Pferdegeſpräch anzuknüpfen: der Graf achtete

nicht darauf; umſonſt ſtreckte er ſeine Hände rechts und links aus: es war Niemand da, der Luſt hatte, ſie zu drücken; und ſo ſchlich er ſich denn hinaus, ließ ſich den Mantel umgeben, wobei er dachte, es ſei doch für einen feinfühlenden Mann ſehr unangenehm, in eine Geſellſchaft zu gerathen, die im Punkte der guten Lebensart noch ſo ziemlich weit zurück ſei.

Im kleinen Arbeits-Cabinet etablirten ſich unterdeſſen die Herren auf eine bequeme und angenehme Art. Um das lodernde Kaminfeuer hatte der Kammerdiener alle möglichen Fauteuils geſtellt, auch kleine Divans, und darauf machte es ſich Jeder ſo bequem wie nur irgend möglich. Dem Herzog hatte man die rechte Ecke eingeräumt, und er lag lang ausgeſtreckt in einer Chaiſelongue, mit großer Behaglichkeit ein Glas Punſch ſchlürfend und den Dampf aus ſeiner Cigarre ziehend. Hinter ihm lehnte aufrecht in der Ecke Baron von Brand, deſſen Anzug noch ſo correct und untadelhaft war, als habe er ſo eben erſt das Ankleidezimmer verlaſſen, was man von den übrigen Herrn nicht ſagen konnte; hier bemerkte man eine gelockerte Halsbinde, dort einen über der Weſte ſchief zugeknöpften Frack; ja, der Herzog hatte ſein großes Ordensband über die Schulter geworfen und es hieng ſolchergeſtalt über die Lehne herab. Der Major von S. ſaß in der anderen Ecke ebenſo bequem wie Seine Durchlaucht in dieſer; der neue Rath, Eduard von B., hatte tauſendmal um Entſchuldigung gebeten, daß er eine Stellung annehmen müſſe, die ſich eigentlich nicht mit der Etiquette vereinbaren laſſe, aber es ſei ihm unmöglich, den rechten Fuß mit einem etwas zu engen Stiefel auf den Boden niederhängen zu laſſen. Arthur ſaß gerade vor dem Kamine auf einem niedrigen Seſſel und betrachtete aufmerkſam die Züge des Herzogs, die er auf die Leinwand zu ſkizziren vor ein paar Tagen angefangen.

So ſaß die Geſellſchaft rauchend und trinkend und unterhielt ſich von der vergangenen Soirée, wobei mancherlei ſehr Pikantes vorkam; namentlich waren die Erzählungen des Herzogs mit den ſonderbarſten Einfällen und Bemerkungen gewürzt.

„Ich habe mich übermäßig angeſtrengt," ſagte er unter Anderem, „und mit einer wahren Aufopferung getanzt. — Steh' mir Einer in Gnaden bei! aber es iſt wahrhaftig keine Kleinigkeit, all' das aushalten zu müſſen. — Sie, Baron Brand," wandte er ſich an dieſen, „habe ich recht vermißt. — Wo zum Teufel ſtacken Sie denn faſt den ganzen Abend? — Schau mir Einer ſeine Toilette an und ſage mir, ob der Mann nur einen einzigen Schritt getanzt haben kann."

„Da ſind Euer Durchlaucht ſehr im Irrthum," erwiederte der Angeredete und warf einen wohlgefälligen Blick in den Spiegel. „Im Gegentheil: ich habe ſehr tüchtig getanzt; aber man hat ſeine Bewegungen in der Gewalt; man echauffirt ſich nie; man behält immer noch etwas übrig und gibt ſich nie ganz aus."

„Das iſt ein ſchönes Compliment für uns!" lachte der Herzog. — „Alſo wir haben uns vollkommen ausgegeben, ſind fertig — ganz hallale? — Aber Scherz bei Seite, Baron, ich habe mehrmals ſcharf nach Ihnen ausgeſchaut und hätte gern von Ihnen profitiren mögen; ein paarmal wäre mir Ihr coeur de rose recht erwünſcht gekommen. Aber wenn man Sie braucht, ſind Sie nicht da."

„Er war anderweitig ſehr beſchäftigt," ſagte wichtig der Rath.

„Ja, Baron," meinte der Major, „wenn man aus der Schule ſchwätzen wollte!" —

„Allons, meine Herren! keine Geheimniſſe!" rief der Her-

zog. „Wir ſind ja ganz unter uns. — Welchem Ehemann iſt er gefährlich geworden?“

„Ich ſah ihn mit der Baronin von W. eifrig converſiren,“ verſetzte der Rath.

„Und ich kann ſchwören, daß er der Oberſthofmeiſterin bedeutend die Cour machte.“

Der Baron lächelte wohlgefällig und drückte ſo kokett als möglich ſein duftendes Battiſttuch an die Lippen. „Nur zu, meine Herren,“ ſagte er, „nur zu, ich halte ſtille. Ah! ich ſehe, dort unſer Maler will auch über mich herfallen, und ich muß geſtehen, der hat mich wenigſtens nicht hinterliſtig belauſcht, ſondern trat mir offen entgegen, als ich in einer ſehr angenehmen und eifrigen Converſation begriffen war. — Aber — Stillſchweigen,“ ſetzte er mit einem ſehr ſüßen Lächeln hinzu, indem er den Finger auf den Mund legte.

„Und an mich denken Sie nicht?“ fragte Graf Fohrbach. „Nehmen Sie ſich zuſammen! Ich könnte Ihrer Sünden ſchlimmſte aufdecken.“

„Sie? — Da wär' ich begierig.“

Der Graf wandte den Kopf herum und blickte den Andern einige Secunden feſt an; dann nahm er die Cigarre, aus welcher er ſehr bedächtig einen langen Zug gethan, leicht in die Hand und ſagte: „Baron, denken Sie an die Polizei.“ — Er hoffte bei dieſen Worten irgend eine Aenderung auf dem offenen und freundlich lächelnden Geſichte des Herrn von Brand zu entdecken, hatte ſich aber vollkommen geirrt: da zuckte keine Miene, da verrieth nicht der mindeſte Schatten eine Ueberraſchung oder Bewegung.

„An die Polizei ſoll ich denken? — Wie ſo?“ fragte er ganz ruhig. „Coeur de rose! was hat die mit ſchönen Mädchen zu thun?“

„O Sie Undankbarer!“ erwiederte der Hausherr. „Soll ich wirklich Ihre Sünden offenbaren? Habe ich denn nicht gesehen, wie Sie der schönen Auguste im Wintergarten eifrig die Hand geküßt!“

„Hätte ich das wirklich gethan?“ fragte Herr von Brand, sich affectirt besinnend. — „Ja, es ist möglich. Gott! in dem Gewühl passirt Einem so Manches!“

„Er ist ein Don Juan,“ sagte entschieden der Herzog. „Aber er mag sich stellen wie er will, mit der Tochter des Polizei-Präsidenten hat es noch einen anderen Hacken; ich habe allerlei darüber munkeln gehört.“

„Die alte Geschichte!“ entgegnete achselzuckend der Baron. „Weiß Gott im Himmel, ich werde noch ein Einsiedler werden müssen, um allem Gerede zu entgehen.“

In diesem Augenblick erhob sich im Vorzimmer ein so lautes und anhaltendes Lachen, daß sämmtliche Herren erstaunt aufhorchten. Es war das ein so lustiges Gelächter, daß es unmöglich von einem der Bedienten herkommen konnte. — Es mußte ein Fremder und doch Bekannter sein.

Gleich darauf vernahm man auch die Stimme des Kammerdieners, der mit Entrüstung sagte: „Aber mein Herr, es ist keine Zeit, dem Herrn Grafen einen Besuch zu machen; überhaupt dringt man unangemeldet nicht da hinein.“ — „Lassen Sie mich nur,“ erwiederte die Stimme; „Sie werden sich einen Dank verdienen, wenn Sie mir helfen, den Grafen zu überraschen.“

Dabei wurde die Thüre geöffnet und es trat leicht und gewandt ein junger Mann in das Zimmer, der aber in seinem sonderbaren Anzuge durchaus nicht zu den schwarzen Fräcken, den weißen Halsbinden und Ordensbändern hier paßte.

Es mochte das ein Mann von vielleicht dreißig Jahren sein,

hoch und ſchlank gewachſen, aber dabei breitſchulterig und von energiſchem, kräftigem Weſen. Man ſah das an der Art, wie er in das Zimmer ſchritt, wie er ſeinen Kopf trug und an der abweiſenden und gebieteriſchen Handbewegung, die er gegen die Bedienten machte, welche ihm folgen zu wollen ſchienen. Er trug einen kurzen und dicken Reiſerock, hatte um den Hals einen Shawl gewickelt und an den Füßen Pelzſtiefel, die ihm bis zum Knie reichten; eine Mütze hielt er in der Hand, doch war dieſe Hand klein und zierlich und mit feinen, lederfarbenen Glacehandſchuhen bedeckt.

Der junge Mann ſchritt lächelnd auf den erſtaunten Kreis der Herren zu, die am Kamine ſaßen, und wußte dabei ſo zu manövriren, daß man ſein Geſicht nicht eher deutlich ſah, bis er ſich mitten in der Gruppe befand, und es von dem Feuer und den Wachskerzen hell beſchienen wurde.

Ein Ausruf der Ueberraſchung und der Freude entfuhr nun aber dem Munde faſt aller Anweſenden.

„Iſt denn das ein Geſpenſt!“ ſchrie der Herzog. — „Hol' Sie der Teufel! Wo kommen Sie her?“

„Biſt du es wirklich, Hugo?“ rief Graf Fohrbach, der aufgeſprungen war und dem Angekommenen herzlich die Hand ſchüttelte. — „Wo kommſt du her?“

„Daß ich kein Geſpenſt bin, gnädiger Herr,“ entgegnete der im Reiſeanzug lachend, „können Sie erfahren, wenn Sie die Gnade haben wollen, mir Ihre Hand zu reichen. — So! — Daß ich direct von einer Reiſe komme, werdet ihr übrigens meinem Aeußern anmerken.“

„Es iſt immer noch der Alte,“ verſetzte der Herzog, während er ſeine Finger rieb, die ihm Jener etwas heftig gedrückt

hatte. — „Aber jetzt lassen Sie sich nieder, unsteter Mensch, und berichten Sie ordentlich, in welchem Welttheil Sie zuletzt waren.“

Ehe der Angekommene diesem Befehl Folge leistete, blickte er sich rings im Kreise um, reichte dem Rath freundlich die Hand und machte eine stumme Verbeugung gegen Arthur und den Baron Brand, die er Beide noch nicht kannte. Der Letztere stand ihm aufrecht gegenüber, und als sich diese beiden Männer nun plötzlich anblickten, wichen sie, obgleich kaum bemerkbar, von einander zurück. — Der Baron faßte sich übrigens augenblicklich wieder und lächelte so unbefangen wie vorher. Der Andere fuhr mit der Hand über das Gesicht bis zum vollen blonden Barte hinab und verbeugte sich leicht, als Graf Fohrbach sagte: „Baron von Brand — Hugo von Steinfeld — Arthur Erichsen. — Beide gute Bekannte und Freunde.“

„Ehe ich mich niedersetzen kann,“ sprach Herr von Steinfeld, „muß ich Sie vorher um Erlaubniß bitten, gnädiger Herr, eine kleine Toilette machen zu dürfen. — Du gibst mir wohl einen leichten Rock,“ wandte er sich an den Grafen, „und erlaubst, daß ich mir in deinem Schlafzimmer die schweren Stiefel ausziehen lasse. — Apropos! deine Dienerschaft hätte mich bald zur Thüre hinaus geworfen.“

„Sie hätten Ihren Namen sagen sollen!“ lachte der Herzog. „Durch das viele Bartwerk in Ihrem Gesicht sind Sie sogar für Ihre besten Freunde unkenntlich geworden.“

„Dazu rechnen Euer Durchlaucht doch wohl nicht die Bedienten?“

„Du bleibst heute Nacht bei mir?“ fragte Graf Fohrbach.

„Ja, heute Nacht, und wenn du erlaubst, noch ein paar Tage, bis ich mir eine passende Wohnung gesucht. — Aber nun

komm' in dein Schlafzimmer; es iſt mir in meinem Anzuge viel zu warm; ich muß ein Bischen andere Toilette machen."

Dieſe war bald beendigt, und wenige Minuten nachher ſaß der eben Angekommene mit in der Reihe am Kaminfeuer, während Graf Fohrbach ſeinem Kammerdiener einige Befehle ertheilte in Betreff eines Zimmers, das eingerichtet werden mußte, ſowie auch des Reiſewagens des Fremden, den man in einer der Remiſen unterbrachte.

„Ich hätte ſchon vor zwei Stunden hier ſein können," ſagte Herr von Steinfeld, „doch erfuhr ich zufällig auf der letzten Station von eurer großen Soirée. Da ich nun begreiflicher Weiſe keine Luſt hatte, mich heute Abend noch anzuziehen, ſo wartete ich und komme nun gerade rechtzeitig zur angenehmen Nachleſe. — Darf ich mich jetzt wohl unterſtehen," wandte er ſich gegen den Herzog, „Euer Durchlaucht die feierliche Verſicherung zu geben, wie außerordentlich glücklich ich bin, Hochdieſelben alſogleich begrüßen zu können? — Doch hatte ich nicht geglaubt, Sie im ſchwarzen Frack wiederzuſehen."

„O ſchweigen wir davon!" erwiederte der Herzog mit einer Handbewegung. „Man glaubt höheren Orts, ich könnte dem Staate beſſer mit Geiſt und Feder als mit Fauſt und Schwert dienen."

„Woran man höheren Orts wohl nicht Unrecht hat," meinte ſich verbeugend der Andere, „denn Euer Durchlaucht großer Verſtand wurde mir von allen ſchönen Frauen gerühmt, mit denen über Sie ſprechen zu dürfen ich das Glück hatte."

„Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Verſtand! Es iſt traurig, wenn die ſchönen Frauen nichts Anderes an mir zu rühmen wußten. — Doch wo kommen Sie eigentlich her? Nur eine

hübſche Erzählung Ihrer Fahrten und Abenteuer kann Sie wieder einigermaßen in meiner Gunſt herſtellen."

„Ich ſtehe gleich zu Befehl. Aber Sie werden mir erlauben, gnädiger Herr, daß ich mich vorher nach dem Befinden meines lieben Freundes hier erkundige. — Von dir," wandte er ſich an den Grafen, „hatte ich die letzten Nachrichten, als du in die Reihe der Adjutanten aufgenommen wurdeſt. — Und du biſt auch avancirt," ſagte er zum Major von S. „Ich ſehe das natürlicher Weiſe an deinen Epauletten, und gratulire beſtens. — Wie ſteht's aber mit unſerm theuren Aſſeſſor?"

„Vortragender Rath, wenn ich bitten darf!" erwiederte Eduard von B. mit großer Wichtigkeit.

„Alle Teufel!" verſetzte der Andere laut lachend. „Ihr könnt euch nicht beklagen; ihr ſeid von der Sonne königlicher Gnade ausgebrütet worden, während ich zurück komme als taubes Ei Gott weiß welches Departements."

„Und ganz nach Verdienſt," ſchaltete der Herzog ein. „Weiß der Himmel, lieber Steinfeld, daß Sie des Herumſchwärmens niemals ſatt werden. Soll auch dießmal Ihr Aufenthalt wie gewöhnlich nur einige Wochen dauern, oder gedenken Sie uns auf längere Zeit zu beglücken?"

Der Andere zuckte die Achſeln und entgegnete: „Das hängt von vielerlei Umſtänden ab; vorderhand habe ich hier Anker geworfen und will abwarten, ob ich liegen bleiben muß auf ſtürmiſcher Rhede oder ob ich hinein bugſirt werde in den ſicheren Hafen."

„Und jetzt kommen Sie von Rußland?"

„Ja, gnädigſter Herr. — Oder auch nein; denn ich war zuletzt im Kaukaſus."

„Horreur!" rief der Herzog. „Doch nicht am Ende gar bei den Tſcherkeſſen?"

„Eigentlich focht ich gegen ſie," erwiederte Herr von Steinfeld. „Doch unter uns geſagt, ließ ich mich eines ſchönen Tags gefangen nehmen und verbrachte darauf bei den wilden Söhnen des Gebirgs ein angenehmes Jahr."

„Davon mußt du erzählen," ſagte der Hausherr.

„Halt!" rief der Herzog. „Ich habe auf ſeine Mittheilungen ein näheres Recht; er iſt mir in W. deſertirt, und das in Folge einer räthſelhaften Geſchichte, — ja, meine Herren, in Folge einer Begebenheit, bei der, vielleicht zum erſten Male, ſein Herz mächtig ergriffen war."

„Iſt das möglich?" ſprach erſtaunt der Major. „Du Umherſchweifender, Wankelmüthiger hätteſt dir wirklich Feſſeln anlegen laſſen? — Unglaublich! — Ja, wenn das erzählbar iſt, ſo ſtimme ich auch dafür, denn das iſt gewiß noch intereſſanter als deine Tſcherkeſſen-Abenteuer."

„Laßt mich lieber von den letzteren erzählen!" bat Herr von Steinfeld mit viel ernſterer Stimme, nachdem er einen Augenblick träumend in das Kaminfeuer geſchaut. „Der Herzog übertreibt: die Sache iſt nicht ſo intereſſant; ihr Alle habt dergleichen ſchon erlebt."

„Lieber Freund, dein Weigern iſt uns verdächtig," bemerkte Graf Fohrbach. „Jetzt trete ich auch auf Seite der Anderen und verlange die Geſchichte aus W."

„Eine Geſchichte, meine Herren," fuhr der Herzog fort, „über die ich Einiges habe munkeln hören, und in die auch ich halb und halb verwickelt ſein ſoll. Ich wollte ſie damals ſchon erfahren, doch wich er mir anfänglich aus, und wenige Tage nachher war er verſchwunden. — Das ſind jetzt ſechs Jahre; urtheilen Sie ſelbſt, ob ich lange genug gewartet habe. Sehen Sie, lieber Steinfeld, hätten Sie damals mir allein gebeichtet, ſo

wäre Ihnen das heute vor einer größeren Verſammlung erſpart geblieben."

„Es hätte mich damals keine Macht der Erde bewegen können, eine Sylbe über dieſe Geſchichte zu ſprechen," entgegnete der Andere ſehr ernſt. — „Doch jetzt iſt ja Alles vorüber!" ſetzte er mit einem leiſen Seufzer hinzu.

„Alſo die Begebenheit!" rief munter Graf Fohrbach. — „Wir ſind ja unter lauter guten Freunden," fuhr er fort und betrachtete die vor dem Kamine Sitzenden der Reihe nach. — Den Baron Brand hatte er in dieſem Augenblicke vergeſſen, denn Dieſer entging ſeinen Blicken, da er ſich wenige Secunden vorher auf einen ganz niedrigen Seſſel hinter den Herzog geſetzt, und ſo durch Seine Durchlaucht vollkommen gedeckt wurde.

„Es mögen alſo jetzt ſechs Jahre ſein, da waren wir zuſammen in W., Seine Durchlaucht der Herr Herzog in Begleitung anderer höchſter Perſonen, und ich wiederum in der Begleitung des Herrn Herzogs."

„Aber ohne offiziellen Charakter," ſagte dieſer lachend.

„Ganz richtig," fuhr der Erzähler fort. „Ich hatte das unſchätzbare Glück, Seine Durchlaucht unterhalten zu dürfen, wenn Niemand Beſſeres da war, mit ihr dejeuniren und diniren zu müſſen, Sie auf Spaziergängen, Fahrten und Ritten zu begleiten, wobei es mir aber nie erlaubt war, meine wunderbare Dragoner-Uniform anzuziehen."

„Pfui, Steinfeld!" rief der Herzog. „Wie ſind Sie bei den Tſcherkeſſen verwildert!"

„Aber damals war ich es noch nicht, gnädiger Herr, das müſſen Sie mir zugeſtehen; denn wenn Sie mir auch nicht gern etwas Erfreuliches nachſagen, ſo können Sie doch nicht läugnen, daß ich überall gut gelitten war."

„Er war damals ein vollkommener Beau; aber ſonſt nichts.“

„Und deßhalb paßten wir trefflich zu einander: Euer Durchlaucht hatten den Verſtand, das innere Departement, und ich beſchäftigte mich ſtark mit dem äußeren. — Darf ich nun fortfahren?“ — — — —

„Eines Tages nun wurde auf den Wunſch hoher Perſonen,“ erzählte Herr von Steinfeld weiter, „in einem der Theater ein längſt vergeſſenes Luſtſpiel wieder aufgeführt, in welchem eins der Hauptmitglieder von jeher excellirt hatte. Seine Durchlaucht nahmen wie gewöhnlich eine Loge und ich hatte die Ehre, Sie begleiten zu dürfen. — Doch damit ich bei der Wahrheit bleibe, ſo muß ich ſagen, daß der Herr Herzog an dem Tage bei Hof ſpeiſte und wir uns alſo in der Loge treffen ſollten. Natürlicher Weiſe war mein Diner bälder beendigt als das ſeinige, und obgleich ich ſehr langſam zu Fuß dem Schauſpielhauſe zuſchlenderte — es war im heißen Sommer — ſo kam ich doch hin, wohl eine halbe Stunde vor Beginn der Vorſtellung, fand aber das Haus ſchon dicht beſetzt; nur die Logen des halben erſten Ranges waren noch leer, denn außer der des Herrn Herzogs waren die andern ebenfalls für hohe Perſonen reſervirt worden.“

„Ich, durchaus an nichts Arges denkend, ſtieg langſam die Treppen hinauf, trat in unſere Loge und ging an die Brüſtung vor, um mich im Hauſe umzuſchauen. Hier aber — Gott weiß, für wen man mich gehalten, — ward ich augenblicklich das Ziel der Aufmerkſamkeit des ſämmtlichen Publikums. Alle Augen richteten ſich zu mir empor; ja ich kann wohl ſagen, alle Theatergläſer und Lorgnetten nahmen die Richtung nach meiner Loge; von unten im Parterre vernahm man — ich kann es nicht läugnen — ein höchſt beifälliges Gemurmel, und wenn ich mich nicht

schleunig zurückgezogen hätte, so würde ich einem allgemeinen Vivat nicht entgangen sein."

„Da ward es ihm bange in seiner Löwenhaut, und er warf sie ab," sagte einigermaßen hämisch der Herzog.

„Natürlicher Weise," fuhr ruhig der Erzähler fort, „denn ich wußte, daß Sie, gnädiger Herr, dieselbe später mit viel größerem Anstande tragen würden. — — Im nächsten Augenblicke füllten sich denn auch die Logen; die Acclamation des Publikums ward einem Würdigeren zu Theil; endlich kam auch der Herzog. Der Vorhang flog auf und das Stück begann."

„Gleich da bemerkte ich schon, wie unaufhörlich und hartnäckig Sie in das Parterre hinab kokettirten, konnte aber nicht entdecken, wem es galt, denn für mich waren drunten lauter alltägliche Gesichter."

„Ich läugne es nicht, daß ich häufig hinab sah, doch anfänglich nur aus einem reinen Gefühle der Dankbarkeit, denn von all' den tausend Gesichtern, die mich vorhin so neugierig angestarrt, blieb mir nur ein einziges insofern treu, als es mir hie und da noch einen Blick schenkte, während sich alle anderen den aufgegangenen glänzenderen Sonnen neben mir zuwandten. — Aber die beiden Augen, die mich zuweilen ansahen, wogen tausend andere auf; sie gehörten einem Mädchen, das drunten in einem Sperrsitz neben einer älteren Frau saß, einem Mädchen von so unbegreiflicher und wunderbarer Schönheit, daß ich mir mit Erstaunen gestand, lange, ja noch nie so Etwas gesehen zu haben. Eine Beschreibung ist eigentlich überflüssig; ich kann nur sagen, daß es ein blasses aber sehr edles Gesicht war, von sanftem würdevollem Ausdruck, mit glänzenden blauen Augen und dem üppigsten hellblonden Haar, was ich in meinem ganzen Leben gesehen. — Ich muß Euer Durchlaucht hiebei zum Zeugen auf-

rufen, denn Sie werden ſich erinnern, daß Sie ſpäter dieſem Mädchen einmal durch Zufall begegneten. — Habe ich übertrieben, oder ſprach ich die Wahrheit?"

„Ja, ja," erwiederte der Herzog nachdenkend; „es war das eine auffallend reizende Erſcheinung."

„Ah himmliſch! unvergeßlich!" fuhr der Andere enthuſiaſtiſch fort. „Doch bleiben wir ruhig bei unſerer Erzählung. — In meiner übergroßen Beſcheidenheit dachte ich anfänglich, die Blicke, die ſie zuweilen herauf ſandte, können mir unmöglich gelten; ich wollte deßhalb eine Probe machen, verließ die Loge und ſtellte mich im Parterre ſo auf, daß jenes Mädchen, wenn ſie nach rechts ſchaute, mich ſehen konnte. Hier gerieth ich aber in eine Gruppe junger Leute meiner Bekanntſchaft, Cavaliere der reichſten Häuſer, Offiziere, die ſich alle mit mir in der gleichen Abſicht da verſammelt hatten. — „Daß Sie daher kommen," rief mir Einer zu, „finde ich vollkommen begreiflich; Ihrem Blick entgeht dergleichen nicht." — „Sie meinen jene Dame mit dem ſchwarzen Haar in der Parterreloge?" fragte ich. — „Ah! gehen Sie weg, Sie Heuchler!" lachte ein Anderer, „wer wird nach dem ſchwarzen Haar ſehen, wenn man ein ſo wunderbares Blond vor ſich hat!" — „Kennen Sie das Mädchen?" — „Ich nicht. Und Sie?" — „Keiner von uns Allen kennt ſie; und das will viel ſagen," ſo ſprach ein Dritter. „Sie kann noch nicht lange hier ſein." — „Und das iſt wohl Ihre Mutter, die neben ihr ſitzt?" — „Es ſcheint ſo. — Aber haben Sie je was Schöneres geſehen als das Mädchen?" — „Nein, nein," ſagten die Anderen. Und ſo ging es eine Weile fort."

„Hatte das Mädchen nun bemerkt, daß ſie der Gegenſtand dieſer Aufmerkſamkeit war, genug, ſie blickte längere Zeit nur auf die Bühne oder ſprach mit ihrer Nachbarin. Endlich aber

erhob ſie ihre Augen wieder und ſah nach unſerer Loge hinauf. Ich muß geſtehen, mir ſchlug das Herz, denn wahrhaftig, es kam mir vor, als ſuche ſie dort Etwas. — Ich hatte mich in die vordere Reihe meiner Bekannten gedrängt und ſchaute mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit nach ihr hin. — Richtig! ſie ſenkte jetzt langſam den Blick; ihre Augen fanden die meinigen, und daß ſie gerade mich geſucht und gefunden, das ſagte mir ein ſüßes Gefühl in meinem Herzen."

„Glückſeliger Hugo!" ſprach zerſtreut Graf Fohrbach.

„Daß ich an meinem Platze ſtehen blieb, könnt ihr euch denken."

„Und mich ließ er allein in der Loge, der Undankbare! — Aber nur weiter; ich bin überzeugt, wir werden in dem Punkte noch ſchrecklichere Dinge zu hören bekommen."

„Von dem Stücke ſah ich begreiflicher Weiſe gar nichts," fuhr Herr von Steinfeld fort; „auch war es wahrhaftig zu raſch für mich zu Ende. Während des letzten Acts aber ging ich hinaus und ſuchte unſern vortrefflichen Lohnbedienten. Der kannte ſämmtliche gewiße junge Damen der ganzen Stadt; doch es wäre mir ſchrecklich geweſen, wenn er auch dieſe gekannt hätte. Aber ohne ſeine Hülfe konnte ich nichts unternehmen; konnte ich nicht erfahren, wer die Damen ſeien oder wo ſie wohnten. Auch war ich überzeugt, daß ſich meine ſämmtlichen Bekannten in ihren Weg drängen und den Verſuch machen würden, ein Wort anzubringen. Und das wollte ich für meine Perſon gerade vermeiden. Ich begab mich deßhalb mit Baptiſt an die Ausgangsthüre, um zu warten, bis ſie heraus käme; dabei geſchah nun, was ich vorhin andeutete: alle die jungen Leute, die ſie während der Vorſtellung angeſtaunt, ſchwärmten um ſie herum; ja die Keckſten wagten es, die ältere Dame oder ſogar ſie ſelbſt anzuſprechen. Doch hatten

Beide ihre Schleier herabgelaſſen und würdigten keine Frage einer Antwort; ſie ſchritten ſo raſch durch die Menge dahin, daß Baptiſt kaum Zeit hatte, ſie in Augenſchein zu nehmen; doch genügte ein einziger Blick, um mich verſichern zu können, das Mädchen ſowie die ältere Frau ſeien ihm gänzlich unbekannt. — Aber ich muß um jeden Preis erfahren, wer es iſt, entgegnete ich ihm, wenigſtens wo ſie wohnen. Baptiſt, Ihre Belohnung für dieſe Nachricht ſoll glänzend ſein."

Er nickte mit dem Kopfe und folgte den Damen ſo ſchnell, als es das Gewühl erlaubte. Dieſe hatten das Haus bereits verlaſſen und ſchritten über die Straße, einem Fiaker zu, der auf ſie zu warten ſchien. Ohne ſich aufzuhalten, ſtiegen ſie in den Wagen, zogen den Schlag hinter ſich zu, und der Kutſcher fuhr davon. — Aber nicht ohne den vortrefflichen Baptiſt. Dieſer hatte ſich hinten aufgeſchwungen, und während er ſich auf dem Trittbrette als Lakai einrichtete und die Quaſten des Wagens ergriff, nickte er mir zu, als wollte er ſagen: Seien Sie vollkommen ruhig; die Sache iſt beſtens eingefädelt."

„Und ſo verlor ich für den Abend meinen Begleiter und meinen Lohnlakaien," ſagte der Herzog. „Ich mußte eine Viertelſtunde warten, ehe es unſerem vortrefflichen Freunde hier einfiel, nach mir und meinem Wagen zu ſehen."

„Bedenken Sie aber das Gedränge, gnädigſter Herr," entgegnete lachend der Erzähler, „dieſe Foule von Menſchen und Wagen; Sie hätten ja doch nicht nach Hauſe gekonnt. — Wahrhaftig, auf mich brauchten Sie keine Secunde zu warten."

„Aber auf den Lohnbedienten wartete ich den ganzen Abend vergebens."

„Das kann ich Euer Durchlaucht nicht läugnen. Er ließ

sich erst am andern Morgen wieder im Hotel sehen, um — mir Bericht zu erstatten."

„Als Bedienter hinten auf dem Wagen war er vom Schauspielhause weg durch einige Straßen glücklich mitgefahren, dann aber mußten ihn die Damen entdeckt haben; genug, sie ließen den Wagen halten und die Alte rief dem Kutscher zu, er solle nachsehen, wer hinten aufstände, sie hätten keinen Bedienten und brauchten auch keinen, und er solle sie augenblicklich verlassen. — Was war zu machen? Baptist kletterte hinab und mußte sich bequemen, hinter dem Wagen, der im scharfen Trabe fuhr, zu laufen. So ging es durch die ganze Stadt, zum entgegengesetzten Thore hinaus und nach einer der entlegensten Vorstädte. Baptist aber blieb ausdauernd bei dem Wagen, bis dieser endlich vor einem Hause hielt, und dort hatte er obendrein die Kühnheit, den Schlag zu öffnen, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. Doch stieß die Jüngere verächtlich seine Hand zurück, und die Aeltere hielt ihm eine Strafpredigt und sagte, sie hätte wohl nicht übel Lust, die Polizei herbeirufen zu lassen, damit sie geschützt sei vor Unberufenen und Spionen. Baptist entschuldigte sich mit dem Befehl seines Herrn, der ihn beauftragt habe, um jeden Preis zu erfahren, wo die beiden Damen wohnen, worauf dieser Herr auch nicht ohne einige kräftige Bemerkungen davon kam. Dann giengen sie in's Haus, riegelten hinter sich zu und ließen Baptist einigermaßen verdutzt auf der Straße stehen. Doch merkte er sich genau die Hausnummer, und da es für Nachforschungen zu spät war, so stellte er sie den anderen Morgen in aller Frühe an und erfuhr, die ältere Dame sei eine Wittwe, Frau von Z., das Mädchen ihre Tochter Elise, und Beide erst seit ungefähr einem halben Jahre in der Stadt. Woher sie gekommen, konnte man ihm nicht sagen."

„Das war eigentlich eine kräftige Abweiſung,“ ſagte der Rath. — „Ich hätte mich darnach um keinen Preis mehr in der Straße ſehen laſſen. — Und die Sache war aus?“ fragte er.

„Nein, mein Lieber,“ erwiederte Herr von Steinfeld; „ſie fieng hierauf erſt recht an. Ich hatte nun begreiflicher Weiſe nichts Eiligeres zu thun, als mich hinzuſetzen und ungefähr folgenden Brief zu ſchreiben: Gnädige Frau! — Ich bin in Verzweiflung. — Durch die ungeſchickte Zudringlichkeit meines Bedienten iſt Ihnen geſtern Abend, wie ich ſo eben zu meinem größten Schrecken erfuhr, ein unangenehmer Moment bereitet worden, was mir um ſo ſchmerzlicher iſt, da mein Bedienter, wie ich vernommen, einen Auftrag von mir vorgeſchützt, der ihn veranlaßt, Sie auf ſo rückſichtsloſe Weiſe vom Theater bis in Ihre Wohnung zu verfolgen. — — Leider muß ich bekennen, daß ich nicht ganz ohne Schuld bin; doch als ich, ich geſtehe es, überraſcht von dem Anblick Ihrer Fräulein Tochter, mich erkundigte, welcher Familie ſie angehöre, geſchah dieß gewiß nicht in der Abſicht, Ihnen durch Nachforſchungen irgend welcher Art läſtig zu fallen, wie in der That geſchehen. Da ich es nun aber für eine dringende Pflicht halte, Sie gnädige Frau, wegen der Ungeſchicklichkeit meines Dieners um Verzeihung zu bitten, würde ich es als die größte Gunſt anſehen, wenn ſie mir eine Stunde beſtimmen wollten, in welcher es mir vergönnt wäre, Ihnen zu ſagen, wie unendlich ich den geſtrigen Vorfall bedaure ꝛc. ꝛc.“

„Brrr!“ machte der Major. „Damit zogſt du eigentlich ärger an der Klingel als dein Bedienter.“

„Nein, nein!“ lachte der Herzog. „Er ſprach durch die Blume per Beſenſtiel.“

„Es war allerdings ein gewagter Schritt,“ fuhr der Erzähler fort, „ſo mit der Thüre in's Haus zu fallen. Aber was konnte

daraus erfolgen? — Entweder gab ſie mir keine Antwort, und dann mußte ich einen anderen Weg einſchlagen oder von der ganzen Geſchichte abſtehen. An das Mädchen hätte ich auf dieſe Weiſe nicht geſchrieben; aber der pfiffige Baptiſt, der in der ganzen Stadt ſeine Verbindungen hatte, verſicherte mich, Mutter und Tochter ſeien zwei ganz verſchiedene Naturen. Mit der Alten ſei es, wie man ihm geſagt, nicht ganz richtig, aber das Mädchen ſei in jeder Hinſicht ein wahrer Engel. — Genug, ich ſchrieb, ſchickte aber den Brief durch meinen eigenen Bedienten, und erhielt am andern Tag die Antwort, Frau von Z. ſei geneigt, meine Entſchuldigung anzunehmen. — Daß ich mich zur bezeichneten Stunde hin begab, brauche ich wohl nicht zu erwähnen."

„Aber ich muß erwähnen, daß dieß in meinem Wagen geſchah," ſagte der Herzog. „Gütiger Himmel! wozu habe ich damals nicht dienen müſſen."

„Ich geſtehe, gnädiger Herr, daß ich allerdings Ihren Wagen nahm, muß aber dabei bemerken, daß er mir von der Mutter ſogleich bei meiner Ankunft die Bemerkung eintrug, es ſei durchaus nicht artig von mir, die erhaltene Erlaubniß zu mißbrauchen, indem ich in ihrer kleinen beſcheidenen Straße mit der glänzenden Equipage ein ſolches Aufſehen hervorrufe. Ich nahm auch geduldig dieſe Zurechtweiſung hin und bat demüthig für meine beiden Vergehen um Verzeihung. Madame empfieng mich allein in ihrem Zimmer; es war das eine Wohnung, beſcheiden aber anſtändig möblirt. Ich zog mich aus der Geſchichte des geſtrigen Abends ſo gut als es eben gehen wollte, indem ich verſicherte, der Anblick ihrer Tochter habe auf mein Herz einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht."

„Und das hörte ſie geduldig an?" fragte der Major.

„Sie lächelte dazu," fuhr der Andere fort, „und ich ſah,

daß Baptiſt in dem einen Theile ſeines Berichtes vollkommen Recht hatte. Doch wurde mir nicht blos dieſes Lächeln zu Theil, ſondern ſie verzog gleich darauf ihr Geſicht wieder in ernſte Falten, als ſie mich verſicherte, ſie müſſe mir offenherzig geſtehen, daß ſie nur mein dringendes Schreiben veranlaßt habe, mir die Erlaubniß zu dieſem einzigen Beſuche zu ertheilen. . Sie ſei eine Wittwe mit wenigem Vermögen, fuhr ſie fort, der Alles daran gelegen ſein müſſe, ſich ohne Aufſehen, namentlich aber ohne irgend welche ſchlimme Nachreden durch die Welt zu ſchlagen, weil ſie nur ſo im Stande ſei, für das Glück ihrer einzigen geliebten Tochter dauernd ſorgen zu können."

„Und dieſe einzige und geliebte Tochter ſahen ſie nicht alſogleich?" fragte der Herzog.

„Auf mein dringendes Bitten wurde mir ſpäter die Erlaubniß zu Theil, auch deren Verzeihung meines unüberlegten Schrittes erbitten zu dürfen. — Und auch in Betreff dieſes Mädchens hatte Baptiſt vollkommen Recht," fuhr der Erzähler mit einem kleinen Seufzer fort. „Wir wollen darüber nicht viele Worte machen, es würde das lächerlich vorkommen; aber ſie war wirklich in jeder Beziehung ein Engel, — ein vollkommenes Geſchöpf: ſchön, unſchuldig, rein. — — — — Ja, unſchuldig und rein," wiederholte er, als er die ſpöttiſche Miene des Herzogs bemerkte. „Ich verſichere Sie, gnädigſter Herr, die Seele dieſes Mädchens hatte noch kein Hauch irgend einer Leidenſchaft, irgend eines Laſters getrübt; es war das ein fleckenloſer, glänzender Spiegel, der ungetrübt alle äußeren Eindrücke heiter und luſtig empfieng und ſie ebenſo zurückſtrahlte."

„Das muß was Außerordentliches geweſen ſein!" ſagte ſpöttiſch der Herzog. „Bedenken Sie doch, meine Herren, noch nach ſechs Jahren dieſe feurige Schilderung!"

„Und die würde ich mit demſelben Feuer ebenſo noch nach ſechszig machen, wenn das möglich wäre," verſetzte ſehr ernſt Herr von Steinfeld. „Doch wenn das Innere dieſes Mädchens außerordentlich war, ſo war es ihr Aeußeres nicht minder; ich habe nie mehr eine ſo vollkommen ſchön gewachſene Geſtalt geſehen, ſo kleine Hände und Füße, ſolche elaſtiſche und edle Bewegungen. Mir war übrigens die ganze Erſcheinung von Anfang an ein Räthſel; wenn Frau von Z. ihre Mutter war, ſo müßte der Vater etwas Vorzügliches geweſen ſein; denn von der Mutter konnte ſie weder die Schönheit, weder die Friſche des Geiſtes, noch dieſe Erziehung haben. Eliſe ſprach Franzöſiſch mit ſehr gutem Accent, und Engliſch wie eine geborene Engländerin, überhaupt hatte ſie in ihrem Geſichte viel von dem Typus dieſer Nation, namentlich ihren klaren, durchſichtigen weißen Teint, das ſchöne blonde Haar und die friſchen Zähne und Lippen."

In dieſem Augenblick wandte ſich der Herzog heftig auf die Seite, blickte hinter ſeinen Stuhl und ſagte: „Ah! Sie ſind's, Baron Brand? Zum Teufel! ich hatte Sie ganz vergeſſen, und als ich da auf Einmal Ihren tiefen Seufzer hörte, ſo war mir das ganz unheimlich. — Fehlt Ihnen Etwas?"

Der Baron Brand hatte wirklich vorhin aus tiefſter Bruſt geſeufzt; doch als er jetzt gefragt wurde, nahm er ſich zuſammen und entgegnete mit etwas erzwungenem Lächeln: „Euer Durchlaucht wiſſen, daß ich ein ſehr gefühlvolles Herz habe, und da Herr von Steinfeld ſo außerordentlich lebendig und ſchön erzählt, ſo hat mich ſeine Schilderung in der That etwas angegriffen."

„Sie ſehen wirklich blaß aus," nahm Graf Fohrbach, der ſich jetzt erſt zu erinnern ſchien, daß Herr von Brand ebenfalls in der Geſellſchaft ſei, erſtaunt das Wort. Er hätte gern ſeinem

Freund ein Zeichen gegeben, die Erzählung zu unterbrechen, doch war dieß, ohne Aufſehen zu erregen, nicht möglich."

„Schon die erſte Unterredung, die ich an jenem Tage mit dem Mädchen hatte," fuhr Herr von Steinfeld fort, „entſchied über mich, und ich fühlte, daß ich eine wirkliche Liebe für ſie zu faſſen im Begriffe ſei. Es war das mehr denn eine vorübergehende Leidenſchaft; und als ich ſie nach einer höchſt angenehmen Stunde verlaſſen und zu Hauſe angekommen war, ging ich lange mit mir zu Rath, ob es nicht beſſer ſei, jenes Haus nie mehr zu betreten, ja Eliſen weder dort noch anderswo in ihre ſchönen, gefährlichen Augen zu ſchauen. Mein Verſtand pflichtete dieſem Entſchluſſe bei, aber mein Herz überredete mich leicht, von der Erlaubniß der Frau von Z., zuweilen ihr Haus beſuchen zu dürfen, den umfaſſendſten Gebrauch zu machen."

„Ich ging alſo häufig hin, blieb ſo lange wie nur möglich, und Eliſe wurde mir mit jedem Tage theurer. Ohne mir zu ſchmeicheln, kann ich auch wohl ſagen, daß ſie mich gerne kommen ſah, ja daß ich ihr nicht gleichgültig war. Wenn man wirklich liebt, ſo merkt man das ja ſo leicht an einem Worte, einem Blicke, einer ſcheinbar vollkommen bedeutungsloſen Berührung der Hand und dergleichen. Es ſind das nur Kleinigkeiten, aber mit ihnen durchlebt man die ſüßeſten Stunden. Ich genoß das Alles wie im Traume; oft ſah ich ſie in Geſellſchaft ihrer Mutter, öfter allein. Frau von Z. ſchien uns vollkommene Freiheit laſſen zu wollen. Und wir benutzten dieſe Freiheit auf's Beſte, denn ſchon nach vierzehn Tagen wußte ich, daß mich Eliſe ebenſo innig liebe wie ich ſie."

„Und weiter — wie Octavio in Don Juan ſagt!" lachte der Herzog.

„Weiter nichts, gnädiger Herr," ſprach Herr von Stein-

feld sehr ernst. „Ich versichere Sie wiederholt: es war das ein so edles und reines Geschöpf, dabei so unschuldig und wohlerzogen, daß ich es für ein großes Glück ansah, wenn ich nur ihre Hand ergreifen und sie leise küssen durfte. — Aber," fuhr er nach einer Pause fort, „solche Liebesgeschichten sind für Dritte höchst langweilig; ich mußte jedoch der Thatsache erwähnen. Doch gehen wir darüber hinweg, indem ich Sie nur noch bitte, meinem Worte Glauben schenken zu wollen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es mit einem vollkommen unverdorbenen Wesen zu thun hatte." — —

„In all' der Zeit hatte mich die Mutter nie mit irgend einer Frage belästigt, welche mein Herkommen betraf, meinen Stand, mein Vermögen oder dergleichen; Elise noch viel weniger, ja sie wich jedem Gespräch aus, das auf dieses Thema führen konnte, und pflegte mir oft, nicht ohne einen Anflug von Schmerz, zu sagen, wenn ich über Vergangenheit oder Zukunft sprechen wollte: Lassen Sie das; mir ist das Alles wie ein schöner Traum, — träumen wir ihn fort bis zum Erwachen; Gott allein mag wissen, ob dieß Erwachen für mich schön oder traurig sein wird." —

„Nun, deine Reden über die Zukunft," unterbrach ihn Graf Fohrbach, „werden doch für das arme Mädchen nicht gerade sehr angenehm gewesen sein, denn du dachtest doch gewiß nie an eine Heirath."

„Offenherzig gestanden gab es Momente, wo ich wohl daran dachte, bis mir alsdann wieder die immer etwas räthselhafte Mutter vor Augen trat. Das kann ich euch versichern: hätte ich dieses Mädchen in irgend einer noch so bescheidenen, aber anständigen und geachteten Bürgerfamilie gefunden, ich würde Alles daran gesetzt haben, sie zu meiner Frau zu machen. Und ich bin

überzeugt, daß ich mit ihr vollkommen glücklich geworden wäre, — Aber die Verhältniſſe hier waren anders."

Bei dieſen Worten fuhr er ſich mit der Hand über das Geſicht und blickte ein paar Secunden in das lodernde Kaminfeuer, zog ſeine Augenbrauen dichter zuſammen und fuhr dann fort:

„Eines Tags ging ich wie gewöhnlich nach ihrem Hauſe und fand Frau von Z. allein; ihre Tochter ſei ausgegangen, ſagte ſie. Das war nun ſchon öfter vorgekommen, befremdete mich auch deßwegen nicht, und ich ſetzte mich in eine Ecke des Sopha's, um ſie zu erwarten. Auf meine Frage aber, ob Eliſe bald kommen werde, erwiederte ſie: Nein; ich habe ſie zu einer Bekannten geſchickt, um mit Ihnen einige Worte ſprechen zu können. — Sie kommen jetzt, ſagte Frau von Z., einige Wochen in mein Haus, Sie erweiſen meiner Tochter alle möglichen Aufmerkſamkeiten, ja Sie werden mir nicht leugnen können, daß Sie mit derſelben ein kleines Verhältniß angeknüpft haben. — Ich zuckte beiſtimmend die Achſeln. — Alles Ding in dieſer Welt aber, fuhr ſie fort, muß doch am Ende ein Ziel haben, und ich möchte Sie nun fragen, welches Sie ſich in dieſer Angelegenheit eigentlich vorgeſteckt haben. — Darauf war nun ſchwer zu antworten; ich gab ihr allerdings zu, daß mich Eliſe außerordentlich intereſſire, daß ich gern in ihrer Geſellſchaft ſei, ja, daß ich eine Neigung für ſie habe. — Doch werden Sie unmöglich an eine Heirath denken können, entgegnete ſie lächelnd. Ich kenne Ihre Verhältniſſe ganz genau, obgleich wir, wie Sie ſelbſt wiſſen, nie darüber ſprachen. Sie ſind der und der; Sie haben kein bedeutendes Vermögen, und begleiten in dieſem Augenblicke Seine Durchlaucht, den Herrn Herzog Alfred von D., deſſen Vertrauter und Freund Sie ſind."

„Alle Teufel!" machte der Herzog. „Die Geſchichte fängt an, mich zu intereſſiren."

„Das Alles konnte ich nicht leugnen," erzählte Herr von Steinfeld weiter. — „Seien Sie offenherzig, fuhr Frau von Z. fort; glauben Sie mir, ich kenne die Welt und also auch die jungen Cavaliere. — Sie machen meiner Tochter den Hof, Sie bringen ihr Blumen, Sie küssen ihr die Hand, aber — dabei werden Sie nicht stehen bleiben wollen. — — Ich muß gestehen, daß mich diese Worte auf's Höchste überraschten, denn sie sagte das ohne alle Erregung, in einem unheimlich kalten Geschäftstone; und obgleich mich ihre Reden eigentlich empörten, so konnte ich es doch nicht unterlassen, ihr auf ihre wiederholte Frage ganz in der gleichen Art zu antworten. — Nun gut, sagte ich, da Sie also die Welt und die jungen Cavaliere so genau kennen, so will ich Ihnen recht gern eingestehen, daß ich wie die Letzteren denke und fühle, und in der That einem schönen jungen Mädchen nicht den Hof mache, um bei einem Handkuß stehen zu bleiben. — Schön, versetzte sie, Ihre Offenherzigkeit gefällt mir. Wir werden uns leicht vereinigen. — Ich nehme an, fuhr sie nach einer Pause fort, daß Sie eigentlich im Auftrage des Herrn Herzogs zu uns kommen. — — — — Ihr könnt euch denken, daß ich bei diesen Worten entrüstet in die Höhe sprang und schon im Begriffe war, ihr eine heftige Erwiederung zu geben; doch dachte ich: du hast sie falsch verstanden, und bat sie in einem strengen Tone um eine Erklärung ihrer Worte. Sie sah mich verwundert an und entgegnete mir mit der größten Ruhe: Sie müssen mich nicht mißverstehen; allerdings weiß ich, daß Sie Elisen, wenn ich mich so ausdrücken darf, für eigene Rechnung den Hof machen, aber ebenso weiß ich, daß sich der Herzog für meine Tochter interessirt, daß er Alles daran wenden wird, ihre Bekanntschaft zu machen. Und Beides, setzte sie mit einem leichten Lächeln hinzu, läßt sich ja ganz gut vereinigen."

„Alle Wetter! Steinfeld," rief der Herzog, „mir ſcheint, Sie haben auf meinen Namen geſündigt. Das muß ich mir wahrhaftig ausbitten; habe ich doch das Mädchen nur ein einziges Mal und ganz zufällig geſehen."

„Ich ſtand erſtarrt da," fuhr der Erzähler fort, ohne zuerſt auf dieſe Einwendung des Herzogs Etwas zu erwiedern. „Was ich ihr für harte Worte ſagte, bin ich nicht im Stande euch anzugeben; es iſt auch ganz gleichgültig. Nur muß ich leider geſtehen, daß Nichts vermochte, die freche Stirne dieſer Frau erröthen zu machen. Sie ſetzte mir mit klaren Worten auseinander, die ſorgfältige Erziehung ihrer Tochter habe ihr kleines Vermögen verſchlungen, ſie befinde ſich dem Nichts gegenüber, wenn es ihr nicht gelinge, einen derartigen glänzenden Sort für Eliſen zu finden."

„Steinfeld iſt ein Verräther!" rief der Herzog halb im Ernſte, halb im Scherze. „Geſteht, meine Herren, wenn er als Freund handeln wollte, ſo mußte er mir augenblicklich ſagen: das habe ich erlebt, das bietet man Ihnen; was denken Sie davon?"

Der Erzähler warf einen eigenthümlichen Blick auf Seine Durchlaucht und entgegnete mit kaltem, ironiſchem Tone: „Abgeſehen davon, gnädiger Herr, daß ſich in dieſem Falle Frau von Z. wirklich nicht in mir geirrt hätte, und ich in dieſer — delicaten Angelegenheit fähig geweſen wäre, einen Unterhändler abzugeben, ſo wollte ich hauptſächlich Ihre Kaſſe ſchonen, welcher es gerade in dem Augenblicke ſehr wehe gethan hätte, ſo zehntauſend Gulden wegzuwerfen."

„Zehntauſend Gulden!" ſagte nachdenkend der Major. „Das iſt allerdings eine ſchöne Summe."

„Welche mir die Mutter mit der größten Ruhe als Kaufpreis für ihre Tochter vorſchlug."

„Das ist ja völliger Sclavenhandel," mischte sich der Rath kopfschüttelnd in das Gespräch.

„Aber ein sehr erlaubter," entgegnete Herr von Steinfeld mit bitterem Tone. „Um solche Kleinigkeiten bekümmern sich unsere Philantropen nicht. — Doch bleiben wir bei unserer Geschichte. Ich nahm meinen Hut, verließ Zimmer und Haus auf eine etwas stürmische Art, und irrte stundenlang in den Straßen umher, ehe es mir gelang, meiner tiefen und schmerzlichen Bewegung Herr zu werden. Als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief der Frau von Z., den ich begreiflicher Weise sogleich vernichtete. Den anderen Tag kam ein zweiter, ein dritter, die ich alle nicht las, also auch keine Antwort darauf geben konnte, worauf denn am darauf folgenden Morgen sie selbst in mein Zimmer trat und mich beschwor, unsere Unterredung zu vergessen. Sie sei allerdings zu weit gegangen, sagte sie, und bedaure das unendlich, bitte mich aber dringend, heute noch ihre Tochter zu besuchen, da Elise, — das versicherte sie mich mit einem feierlichen Schwure, — nicht eine Sylbe von allem dem wisse und nicht begreifen könne, weßhalb ich mehrere Tage nicht gekommen. — Der Mensch ist schwach; ich ließ mich also erbitten und ging den andern Tag wieder hin. Das Mädchen war allein, machte mir zärtliche Vorwürfe über mein Ausbleiben, war aber sonst unbefangen und natürlich wie immer. War ich ja doch schon vorher vollkommen überzeugt, daß sie nicht das Geringste wußte von dem Verkauf, den ihre eigene Mutter mit ihr beabsichtige. Mich aber hatte diese Geschichte einigermaßen erkältet, nicht sowohl gegen Elise selbst, als gegen ein Verhältniß, das auf so trauriger Unterlage zu ruhen schien. Wie gesagt, ich war überzeugt, daß sie keine Ahnung von dem Vorhaben ihrer Mutter hatte; aber ich war nicht mehr im Stande, ihr frei und offen wie früher in

die Augen zu ſehen. Mir ſchien der Duft von ihrem Leben hinweggewiſcht, und in meinen Träumereien ſah ich immer eine fremde kalte Hand, die gewaltſam dieſe Blüthe entblättern, dieß gute, reine Herz zerſtören werde." — —

„Glücklicher Weiſe hatte ich ſchon vor dieſer Begebenheit von einer Reiſe geſprochen, die mich einige Zeit von W. fern halten werde. Ich ſagte alſo in den nächſten Tagen, daß mich meine Geſchäfte hinweg riefen, und reiste ab. Eliſe warf ſich mir, ehe ich ſie verließ, laut weinend in die Arme und drang ſo lange in mich, bis ich ihr feierlich verſprach, ſobald als möglich zurückzukehren. Nun hoffte ich aber, die Zerſtreuung auf dieſer Reiſe würde mich das Mädchen vergeſſen machen, um, wenn ich je wieder nach W. käme, im Stande zu ſein, dieſes Verhältniß nach und nach aufzulöſen. — Aber dem war leider nicht ſo: je mehr Tage und Meilen mich von ihr trennten, deſto friſcher und lebendiger trat ihr Bild im Wachen und in Träumen vor mich; nichts war im Stande, es zu verwiſchen, nicht die fremden Städte und Länder, die ich ſah, nicht die Zerſtreuungen, in welche ich mich gewaltſam vertiefte, und ich eilte in einer wirklich fieberhaften Haſt immer weiter und weiter, um mir ſelbſt die Möglichkeit abzuſchneiden, früher als ich gewollt nach W. zurückzukehren."

„Ah! das waren die dringenden Geſchäfte in England, von denen ich damals ſo viel hören mußte," bemerkte der Herzog. „Nun, lange genug blieben Sie aus."

„Mußte aber doch endlich zurückkehren," fuhr der Erzähler achſelzuckend fort, „und fand bei meinem Banquier unter einer Menge anderer Schreiben wenigſtens ein halbes Dutzend Briefe der Frau von Z., worin ſie mich dringend, ja flehentlich bat, ſie doch gleich nach meiner Ankunft zu beſuchen. — Ich ließ aber

einige Tage vergehen, ehe ich zu ihr ging; und als ich darauf in die bekannte Straße kam, schnürte mir ein unerklärlicher Schmerz das Herz zusammen, und meine Hand zitterte, als ich die Stubenthüre öffnete."

„Frau von Z. war wie damals allein zu Hause, dankte mir, daß ich gekommen, obgleich sie sich über meine lange Abwesenheit beklagte, namentlich aber darüber, daß ich Elisen nicht ein einziges Mal geschrieben. Ich machte keinen Versuch, mich der Mutter gegenüber zu entschuldigen, und fragte nach dem Mädchen. Sie sei ausgegangen, hieß es, werde aber in kurzer Zeit zurückkehren."

Hier that Herr von Steinfeld einen tiefen Athemzug, heftete den Blick auf den Boden und sagte mit seltsam bewegter Stimme: „Sie sprach darauf zu mir; und was sie mir mittheilte, das hatte ich während der Zeit meiner Abwesenheit in schlaflosen Nächten oder in wilden Träumen schon erfahren. — — — — Es hatte sich ein Anderer gefunden, der sich bereit erklärt, die geforderte Summe zu bezahlen. Die Mutter hatte mit Elisen die fürchterlichsten Scenen gehabt, und erst nach langem, verzweifeltem Kampf, und Gott weiß durch welche Mittel bezwungen, hatte das unglückliche Mädchen endlich eingewilligt, ihre Ehre zu verkaufen, um die Mutter vom Bettelstabe zu erretten. — Das Alles hörte ich wie im Traum, wie ein fernes Sausen, und ich weiß nur unbestimmt, daß ich mit den Zähnen knirschte und krampfhaft meine Hände zusammen ballte. So viel allein ist mir genau erinnerlich, daß ich mich zu einem Lächeln zwang, um Madame zu ihrem guten Geschäft zu gratuliren. — Und wann ist diese schreckliche Geschichte vor sich gegangen? fragte ich endlich mit tonloser Stimme. Und erst als sie darauf erwiederte: die Sache ist nur projectirt und Elise stellte die einzige Bedingung,

zuerſt Ihre Ankunft abzuwarten, — da erwachte ich aus meinem Hinbrüten, ſprang in voller Wuth empor und ſchleuderte der Mutter Verwünſchungen und Flüche entgegen."

„Sie ließ mich ruhig austoben, wobei ſie die Hände in den Schooß legte, mich mit einer unbegreiflichen Ruhe anſah und nur zuweilen leicht die Achſeln zuckte. Sie verſuchte gar keine Widerrede, keine Entſchuldigung; und erſt, als ich wieder inſoweit ruhig war, um mit zitternden Händen meinen Hut ergreifen zu können, faßte ſie meinen Arm und ſagte mit leicht bewegter Stimme: „Hören Sie mich noch einen Augenblick an, ehe Sie wieder davon eilen wie neulich. Was ich Ihnen jetzt ſage, iſt im Auftrag meiner Tochter Eliſe, es ſind ihre Gedanken, aber die Worte konnte das Mädchen nicht ſelbſt gegen Sie ausſprechen; es iſt eine Bedingung, die ſie mir geſtellt, unter welcher allein ſie ſich meinem Wunſche fügen wird." — — — —

— — — — „Und dann ſagte ſie mir, Eliſe ſei freilich zu jenem Schritt entſchloſſen, aber vorher wolle ſie mir, den ſie unausſprechlich und innig liebe, angehören, — ganz angehören." —

„Ah! die Alte war nicht ihre Mutter," ſagte kopfſchüttelnd der Major. „Nicht wahr, Hugo, das war auch deine Meinung?"

Der Erzähler nickte mit dem Kopfe und entgegnete: „Ich bin davon überzeugt, obgleich ich nie darüber etwas Gewiſſes erfuhr. — Und hier iſt eigentlich meine Geſchichte zu Ende."

„Aber Steinfeld!" bat der Herzog, „das wäre grauſam und des guten Erzählers nicht würdig, wenn er ſo rückſichtslos im letzten Kapitel bei einem der intereſſanteſten Momente abbrechen wollte."

Herr von Steinfeld verbeugte ſich leicht vor dem Herzog und ſagte: „Wenn es Sie intereſſirt, gnädigſter Herr, ſo kann ich Ihnen alſo noch die Verſicherung geben, daß ich auf das Ge-

ständniß der sogenannten Frau von Z. ein paar fürchterliche Tage verlebte; ich wußte mir nicht zu rathen und nicht zu helfen. Wenn ich auch meine sämmtlichen für den Augenblick disponibeln Mittel zusammen nahm, so erreichten sie doch bei Weitem nicht die geforderte Summe. — Ja, ich war schon im Begriff, mich an Euer Durchlaucht zu wenden, aber —" hier unterbrach er seine Worte durch ein trübes Lächeln.

„Sie trauten mir nicht, Steinfeld."

„Ich will das gerade nicht sagen; aber ich vergaß vorhin in meiner Erzählung, daß ich der Frau von Z. mein Ehrenwort geben mußte, über die Mittheilung, die sie mir zu machen hatte, vor Ablauf einiger Jahre nicht zu sprechen; also war ich gebunden und konnte selbst nicht einmal zu Ihnen sagen: Verschaffen Sie mir zehntausend Gulden zu dem und dem Zweck. — Und dann auch," fuhr er nach einer Pause achselzuckend fort, „was konnte mich und Elisen ein solches Opfer nützen? Wie ich den Charakter ihrer angeblichen Mutter kannte, so schützte dieß Elisen doch nicht vor späterer Verfolgung. — Also —"

„Willigten Sie endlich in die Bedingung?" fragte der Herzog mit einem seltsamen Lächeln.

Und als hierauf einen Augenblick Herr von Steinfeld die Antwort schuldig blieb, bemerkte der Major: „Genire dich nicht, Hugo, und sage aus vollem Herzen Ja. Ich möchte von Einem unter uns wissen, der es anders gemacht hätte."

— — — — „Es war das eine schaurig süße Nacht," sprach Herr von Steinfeld mit gesenktem Kopfe, wie in tiefem Traume. „Lest Göthe's Braut von Korinth und ihr habt zu meiner einfachen Geschichte einen hochpoetischen Vorgang. — So war es ihr und mir zu Muth. — Und auch gestorben war sie für mich am anderen Morgen, denn ich mußte mit einem feierlichen

Eide geloben, ſie in Zukunft nicht mehr zu kennen, möge ſie mir begegnen wo ſie wolle und unter welchen Verhältniſſen es auch ſei."

„Und Sie ſahen ſie nie wieder?" fragte der Herzog.

„Schon die bejahende Beantwortung dieſer Frage, gnädiger Herr, wäre eine Verletzung meines Gelöbniſſes, eine Indiscretion. Doch darf ich Ihnen ſagen, daß ich Eliſen ſeit jener Stunde nie wieder geſehen."

„Eine ſeltſame Geſchichte!" meinte der Major.

„Der man eigentlich hätte genauer nachſpüren ſollen," bemerkte der Rath. „Denn daß Frau von Z. nicht die Mutter jenes Mädchens war, liegt wohl am Tage. Es wäre das ein Feld für mich geweſen; wer weiß, wohin uns die Fäden geführt hätten! Vielleicht zu einem Mädchenraube, vielleicht zum Schlüſſel eines Geheimniſſes, vornehme Häuſer betreffend."

„Das iſt die Frage," verſetzte der Hausherr. „Dieß Mädchen konnte auch eine arme, vater- und mutterloſe Waiſe ſein, bei der man gute Anlagen entdeckte und ſie zu dem erzog, was ſie ſpäter wurde."

„Dem mag ſein, wie ihm will," nahm der Rath wieder das Wort, „es bleibt immer ein abſcheulicher Menſchenhandel."

„Was meint denn unſer Baron dazu?" fragte der Herzog und wandte den Kopf rückwärts. — „Sie halten ſich da ſo ſtille hinter mir, daß wir in der That nicht wiſſen, ob Sie noch exiſtiren."

„Ich habe Alles das gehört," erwiederte Herr von Brand mit einer ſtark vibrirenden Stimme. „Was ſoll ich darüber ſagen? Ich kann nur allenfalls mit Mephiſto ſprechen: ſie iſt die Erſte nicht."

Bei dieſen Worten hatte er ſich hinter dem Fauteuil des Herzogs erhoben, und wenn er ſich auch zu einem Lächeln zwang, ſo ſah man doch an ſeinen verſtörten Zügen, an der auffallenden

Bläſſe, die ſein Geſicht bedeckte, und an ſeinen ſtarren Augen, daß es ihm nicht aus dem Herzen komme.

„Baron, Sie ſehen ſehr angegriffen aus!“ rief Graf Fohrbach, der ihn, wie auch die Uebrigen, erſtaunt anſchaute.

Herr von Brand fuhr ſich mit ſeinem duftenden Taſchentuche über das Geſicht und erwiederte: „Ich kann das nicht leugnen; ich fühlte mich ſchon zu Anfang des ganzen Abends nicht ganz wohl, mochte aber um keinen Preis eine Einladung zur Soirée Seiner Excellenz verſäumen. — Doch iſt es ſehr ſpät,“ fuhr er fort, nachdem er auf die Uhr geſehen, „und wenn die Herren noch bei ihrer Sitzung bleiben, ſo muß ich mich allein zurückziehen.“

„Nein, nein!“ rief der Herzog, indem er von ſeinem Seſſel aufſprang. „Alle Teufel! ſchon zwei Uhr! Ich gehe mit; mag bleiben, wer noch will.“

Doch erhoben ſich auch die Anderen von ihren Sitzen, reichten dem Hausherrn die Hand und fuhren davon.

Nur der Baron Brand ſchickte ſeinen Wagen leer nach Hauſe.

Dreiundſechszigſtes Kapitel.

Sclavenloos.

Während dem Reſte der Nacht, mit der unſer voriges Kapitel ſchließt, ging der Baron Brand einſam durch die Straßen der Reſidenz. Er ſchien ſich durchaus keinen Weg vorgezeichnet zu haben, ſondern ſchritt gerade aus, und wenn die Straße ſich auf der Seite, wo er gerade wandelte, bog, ſo folgte er dieſer Krümmung, unbekümmert darum, daß er vielleicht eine halbe Stunde ſpäter wieder auf demſelben Platze anlangte, von dem er ausgegangen war. Sein Anzug paßte nicht für die kalte Nacht; er trug nichts als ſeinen leichten ſchwarzen Frack, durch welchen der Wind unbarmherzig pfiff, während in den tiefen Schnee ſeine feinen lakirten Stiefel beſtändig einſanken. Dazu hatte er den Kopf ſo tief auf die Bruſt geſenkt, und ging ſo ſchwankend und ungewiß, daß die Schildwachen ihn für einen betrunkenen nächtlichen Schwärmer hielten und ihm lachend nachblickten. Nur zuweilen erhob er den Kopf und blickte verſtört um ſich, worauf

er auch wohl mit der Hand über die Stirne fuhr, mit den Zähnen knirschte oder die Hände zusammen ballte.

Ganz ohne Absicht gelangte er so in die Nähe des Fuchsbau's; hier blieb er dann aber mit einem Male stehen, blickte in die Höhe und murmelte darauf Etwas vor sich hin. — „Es sind ihrer zu viele, die das gehört," sprach er nach einer Pause mit lauterer Stimme; „ja, beim Teufel! wenn ich gewußt hätte, daß dieser Herr von Steinfeld so sorglos in seiner Postchaise heute durch den dunkeln Abend gefahren wäre, ich hätte wohl Mittel gewußt, dem Vorwitzigen ein Schloß vor den Mund zu legen, um ihn zu verhindern, seine leichtsinnigen Geschichten vor der ganzen Welt Preis zu geben. — Teufel! Teufel! ich kann da gar nichts machen, ich bin wehrlos wie ein Kind. Wenn er sie in den nächsten Tagen plötzlich wieder sieht, so muß er sie erkennen, denn sie hat sich nicht viel verändert. — Und wenn er auch wirklich sein gegebenes Versprechen hält und sie nicht wieder erkennen will — oh! da ist ein Wort genug, ein Blick, um den Verdacht des alten, eifersüchtigen Mannes zu erregen. — Die Aermste!" —

Bei diesem Selbstgespräch hatte er sich dem uns bekannten Durchgange genähert und trat hinein, um sich vor dem heftigen und kalten Winde zu schützen, der durch die Straßen fegte, denn jetzt, wo er aus dem dumpfen Hinbrüten erwacht war, und wieder anfieng nachzudenken und zu überlegen, fühlte er wohl, wie frostig es sei.

„Da bekam ich auch, ehe ich zu dieser verfluchten Soirée fuhr, einen Zettel, den ich nur flüchtig lesen konnte. Laßt mich ihn doch noch einmal schauen." Er griff in die Brusttasche seines Frackes und zog ein Papier hervor. Auf demselben stand: „Nach dem Kinde wurden Nachforschungen gehalten, die mir verdächtig

erſchienen; man wußte beſtimmt, daß er dort geweſen ſei, und man verſprach eine große Belohnung, wenn man ſeinen jetzigen Aufenthalt erfahren könne, eine noch größere, wenn es möglich ſei, den Buben nur ein einziges Mal und auch nur ein paar Augenblicke zu ſehen." —

„Schön, ſchön!" murmelte der Baron mit einem bitteren Lächeln; „wir wollen Sorge tragen, daß das vorderhand nicht geſchieht. — Armes Kind. — — — — Ja, ja, ich will zu ihm, das wird meine Nerven beruhigen, und wenn ich ſeinen feſten, ungeſtörten Schlaf ſehe, ſeine regelmäßigen Athemzüge höre, ſo werden meine Gedanken ſtiller, geordneter und klarer werden. — Pfui! wie kann man ſich überhaupt ſo leicht aus der Bahn werfen laſſen."

Er nahm ſeinen Hut ab, fuhr mit der Hand über die Stirne und durch das dichte Haar, trat, nachdem er ſich wieder bedeckt, auf die Straße zurück und ging mit eiligen Schritten dem obern Theile der Stadt zu.

In einer der beſſern Straßen hielt er vor einem kleinen, aber ziemlich anſehnlichen Hauſe und blickte in die Höhe, ob ſich nicht irgendwo Licht ſehen laſſe. Aber es war erſt vier Uhr, ein Wintermorgen, wer ſollte da ſchon aus dem Bette ſein! Das dachte auch der Baron; er zog einen zierlichen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete mit demſelben das große, aber, wie es ſchien, äußerſt kunſtreich gemachte Schloß. Geräuſchlos drückte er die Thüre hinter ſich zu und ſtieg mit leiſen Schritten die Treppen hinauf.

Das Haus hatte nur zwei Stock; auf dem erſten hielt er, öffnete eine hier befindliche Glasthüre, und zwar abermals vermittelſt ſeines Schlüſſels, ging hindurch und trat in ein Zimmer,

wo er, ohne lange umherzutappen, einen Feuerzeug fand und ein Licht anzündete.

Bis hieher hätte man glauben können, das Haus sei unbewohnt; doch kaum erfüllte sich das Gemach mit dem hellen Schein des Lichtes und drang durch eine halbgeöffnete Thüre in das Nebenzimmer, als von dort einige Töne gehört wurden, wie von Jemanden ausgehend, der aus tiefem und festem Schlafe geweckt wird.

„Oho!" sagte eine kräftige Stimme; „beim Blaffer! sind wir schon so spät daran? — Sind Sie es, Frau Fischer? — Nach meiner Idee könnte es höchstens Drei oder Vier sein; ich habe darin einen merkwürdigen Treff und irre mich selten. — A — a — ah! — Nun, Frau?"

Der Baron nahm aber, ohne zu antworten, das Licht von dem Tische, schritt an das Nebenzimmer und leuchtete hinein.

„Alle Teufel!" rief nun plötzlich die Stimme; zu gleicher Zeit krachte das Bett, so daß man hörte, wie Jemand eilfertig heraus sprang. — „Sie sind es, gnädiger Herr? Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Bitte nur um zwei Secunden Zeit, damit ich im Stande bin, meinen äußeren Menschen mit meinen Gefühlen von Hochachtung und Ergebenheit in Einklang zu bringen."

„Thun Sie das, lieber Veil!" erwiederte der Baron lachend, indem er das Licht auf den Tisch zurücktrug und sich in die Ecke des Sopha's setzte.

„Unverhofft kommt oft," sagte die Stimme im Nebenzimmer; „aber dießmal hat das Sprüchwort nicht Recht, denn Sie kommen mir gar nicht unverhofft, gnädiger Herr."

„Wie so?"

„Nun, ich träumte vorhin von Ihnen, aber — bei Blaſſer und Compagnie! — es war ein garſtiger Traum.“

„So, ſo, Herr Beil. Laſſen Sie hören.“

„Ein böſer Traum; ich kann ihn wahrhaftig nicht erzählen; es wäre wider den Reſpect.“

„Wir ſind ja unter uns. Nur heraus damit!“

„Nein, bei allen Blaſſern der ganzen Welt! er iſt unäſthetiſch.“

„Jetzt haben Sie meine Neugierde rege gemacht, und die müſſen Sie nun auch befriedigen.“

„Aber es war ein zu garſtiger Traum. Das heißt, wie man es nimmt; für mich war er unangenehm, weil ich ihn mit anſehen mußte. Da aber die Träume immer das Umgekehrte bedeuten, Steine: Geld, Thränen: Freude, ſo wird er auch Ihnen ein Glück prophezeihen. Mir träumte nämlich, Sie wären aufgehenkt worden. Iſt das nicht eine große Lächerlichkeit?“

„Allerdings,“ meinte der Baron. Obgleich aber dabei der Ton ſeiner Stimme ein heiterer war, ſo zog er doch die Augenbrauen düſter zuſammen und ſein Mund zuckte ein klein wenig. „Seien Sie ganz ruhig,“ ſagte er nach einer Pauſe, „der Traum bedeutet auf jeden Fall etwas Anderes, denn gehenkt werde ich niemals, darauf können Sie ſich verlaſſen.“

In dieſem Augenblicke erſchien Herr Beil unter der Thüre des Nebenzimmers, ſein Nachtlicht in der Hand. Ehe er aber heraustrat, ſprach er mit komiſchem Ernſte: „Ich befinde mich da zwiſchen zwei Feuern, wenn ich eine gewählte Toilette mache, wie es ſich gehört, ſo muß ich Sie warten laſſen, laſſe ich Sie aber nicht warten, ſo muß ich erſcheinen wie ich eben bin.“

„Vortrefflich!“ entgegnete lachend der Baron. „Setzen Sie

ſich dahin, wenn es Ihnen nämlich nicht zu kühl iſt; ſonſt können Sie auch auf und ab ſpazieren."

„Ich werde mich ſetzen," erwiederte Herr Beil. Darauf zog er ſeinen Schlafrock vorn ſo züchtig als möglich über einander, und ließ ſich mit einer ziemlich ſteifen Kopfneigung nieder, was in der That ſo komiſch ausſah, daß der Andere laut lachte.

„Ich war heute Abend recht verdrießlich," ſagte Dieſer darauf. „Sie müſſen mir verzeihen, lieber Beil, wenn ich dachte, eine kleine Unterredung mit Ihnen würde mich freundlicher ſtimmen. Und ich bin überzeugt, daß ich Recht hatte, ich fühle mich ſchon viel leichter und angenehmer. Wenn Sie mir ferner eine gute Auskunft über den Kleinen geben, ſo werde ich Ihre Wohnung heiter verlaſſen."

„Der Kleine befindet ſich vollkommen wohl," gab Herr Beil zur Antwort. „Das iſt ein merkwürdiger und geſcheidter Bube, etwas eigenſinnig, etwas gewaltthätig, aber ich liebe das und haſſe die Duckmäuſer."

„Er ſchläft?"

„Ob? Seine zehn Stunden, daß es kracht."

„Und waren Sie geſtern mit ihm aus?"

„Verſteht ſich; wie alle Tage, Ihrem Befehl gemäß."

„Aber mit der gehörigen Vorſicht?"

„Wir fahren vor die Stadt, jeden Tag anderswohin, dort ſpazieren wir umher, bis es dunkelt. Es kommt Niemand Unberufenes in unſere Nähe; ich würde es aber auch Keinem rathen?"

„Das freut mich," ſagte der Baron. „Alſo Sie bemerkten bis jetzt Niemand, der ſich Ihnen zu[illegible] genähert hätte?"

„Ein einziges Mal etwas der Ar[illegible] ein paar Tagen. Ein ſchäbig gekleideter Kerl, — er trug trotz des kalten Wetters einen

dünnen ſchwarzen Frack, — begegnete uns, wie es ſchien, ganz zufällig."

„Er war lang und mager?" fragte aufmerkſam der Baron.

„Ganz recht, und grüßte uns, als er vorbei ging. Aber der Kleine benahm ſich muſterhaft; obgleich er jenen Gruß ſah, that er doch nicht dergleichen, und erſt, als wir weit von einander entfernt waren, zupfte er mich am Arme und ſprach: den habe ich gekannt. Er war es, der mich aus dem garſtigen Hauſe fort brachte zu dir und zu der lieben Frau Fiſcher."

„Und jener Menſch — wo ging er hin?"

„Er ſchlenderte eine Zeit lang hinter uns drein, ich aber nahm auf dem nächſten Fiakerſtand einen Wagen und ließ mich an's entgegengeſetzte Ende der Stadt bringen, von wo ich mich vollends zu Fuß nach Hauſe begab."

„Bravo, Herr Veil!" lächelte der Baron. „O ich verſtehe mich auf das menſchliche Geſicht, ich wußte, daß ich in Ihnen den rechten Mann fand; wahrhaftig den rechten," ſetzte er nach einer Pauſe wie zerſtreut hinzu, und wiederholte mit halblauter Stimme: „ja, den rechten, — Jemand, der Vertrauen verdient, vollkommenes Vertrauen, und den zu finden war ſchon lange mein ſehnlichſter Wunſch."

„Sie ſind zu freundlich gegen mich," erwiederte Herr Veil. „Aber was kann Ihnen meine unbedeutende Perſönlichkeit ſein, Ihnen mit Ihren großen und mächtigen Verbindungen. Ich bin ein Nichts, deſſen Sie ſich gnädigſt annahmen, und um nur Ihre Wohlthaten noch mehr zu verſüßen, wiederholen Sie mir beſtändig, ſie ſeien mit meinen geringen Dienſten zufrieden, Sie ſetzen Ihr Vertrauen in mich."

Wir wiſſen nicht, ob der Baron dieſe ſchöne Rede ſeines Gegenübers gehört; er hatte den Kopf in die Hand geſtützt, und

als er jetzt nach einem tiefen Seufzer empor fuhr und aufstand, sagte er: „Ich will einen Augenblick den Kleinen sehen; wenn es Sie nicht friert, bleiben Sie hier, ich komme gleich wieder."

— — — —

„Wenn es mich nicht friert," dachte Herr Beil, als Jener das Zimmer verlassen; „allerdings ist es nicht überflüssig warm, aber dem Manne kann geholfen werden; die gute, alte Frau wird den Ofen schon geladen haben, wie sie es immer des Abends zu machen pflegt; ich will das Licht darunter halten, und da werden wir bald im Warmen sitzen." Er that so, zündete das Feuer an, und bald krachte und prasselte es in dem Ofen, und als der Baron nach einer Viertelstunde zurück kam, entströmte demselben schon eine behagliche Wärme.

„Es ist doch besser so," meinte lächelnd Herr Beil; „namentlich für Sie, gnädiger Herr," setzte er forschend hinzu, „denn Ihr Anzug kann den kalten Morgen nicht so gut ertragen als ich. Warum haben Sie Ihren Paletot draußen gelassen? — Soll ich ihn holen?"

„Sie werden ihn nicht finden," entgegnete der Baron; „ich brachte ihn nicht mit, sondern schickte ihn in meinem Wagen nach Hause."

„A — a — h! — So!"

Baron Brand hatte sich in einen Lehnstuhl nahe beim Ofen niedergelassen, er legte seine Arme auf die Lehne desselben, so daß seine Hände schlaff herabfielen, ebenso der Kopf, der so tief niedersank, bis sein Kinn die Brust berührte. So blieb er vielleicht zehn Minuten lang in tiefes Nachsinnen verloren, sein Gesicht war bleich, seine Augen geröthet, als habe er vor dem Lager des Kindes geweint. — Jetzt verbarg er seine rechte Hand auf der Brust, sein ganzer Körper schüttelte sich wie im Fieberfrost, er

ſeufzte tief, worauf er ſeinen Kopf langſam erhob und Herrn Veil, der ihn forſchend betrachtete, mit einem erzwungenen Lächeln anſah.

„Jetzt habe auch ich geträumt," ſagte er nach einer Pauſe, „faſt ebenſo finſter wie Sie, wachend geträumt, und das iſt viel ſchlimmer. Apropos! erinnern Sie ſich auch noch zuweilen jener Nacht, von der Sie mir erzählt, wiſſen Sie, am Kanale, wo Ihnen das Geſpenſt erſchienen?"

„Ich werde das nie vergeſſen," ſagte plötzlich ſehr ernſt werdend Herr Veil.

„Sie waren damals in einer traurigen, gedrückten Stimmung und erzählten dem Phantom Ihre Lebensgeſchichte."

„Ach ja, und ich muß ſagen, für ein Geſpenſt war die Geſtalt von damals theilnehmend genug und ſprach recht vernünftig."

„Und als Sie erzählt, fühlten Sie ſich ſehr erleichtert, und auch auf andere Gedanken gebracht? — — Nun wohlan, auch ich bin heute in einer ſolchen Stimmung wie Sie damals. Wollen Sie mein Geſpenſt vorſtellen und mich eine halbe Stunde lang geduldig anhören, ſo hoffe ich, es ſoll auch mir eine Erleichterung ſein."

„Ich werde mich dadurch geehrt fühlen," entgegnete Herr Veil, indem er die Hand auf's Herz legte.

„Aber Sie wiſſen, daß die Geſpenſter ein unverbrüchliches Stillſchweigen wahren über das, was man ihnen anvertraut, daß ſie ſchweigſam ſind wie das Grab."

„Aus welchem ſie kommen," ſagte ſchaudernd Herr Veil. „Ich höre und werde ebenſo ſchweigſam ſein, ſtumm wie das Grab, — ganz Geſpenſt."

Der Baron lehnte ſich in ſeinen Seſſel zurück, blickte an die Decke empor und drückte die Fingerſpitzen beider Hände feſt gegen

einander. „Sie haben noch nie Deutſchland verlaſſen,“ ſagte er, „Sie gingen noch nie ſüdlich, überſtiegen noch nie die ſchneebedeckten Alpen, um von ihnen herabſteigend Italien zu erreichen. Ah! das iſt ein ſchönes, herrliches Land, ein angenehmer Himmel, prächtige Gegenden, ſchöne Menſchen; glücklich, wer dort hindurch fliegen kann mit einem leichten, fröhlichen Herzen, ſich bald hier aufhaltend, bald dort, wie es ihm gerade gefällt, bald in großen, lebhaften Städten, bald in der maleriſchen Einſamkeit des Landes; jetzt an des Meeres prächtigen Felsgeſtaden, bewundernd dem Toſen der Wellen zulauſchend, jetzt in die Berge hinein fliehend, wo man nichts vernimmt als das Rauſchen der Lorbeer- und Orangenzweige und den Geſang eines Vogels.“ —

„Wenn man einmal dort war und man iſt zurückgekehrt nach dem kalten Norden, ſo zieht es Einen beſtändig wieder dorthin, man vergißt, daß das ſchöne Land auch ſeine Plagen, ſeine Unannehmlichkeiten hat; man denkt nur an den blauen Himmel und den blitzenden Sonnenſchein, der das reichſte Gold auf die Landſchaft ausgießt, der hervorzaubert all' die glühenden Tinten, die wir mit keinem Namen bezeichnen können. Man träumt nur von jenen wunderbar klaren, duftreichen Nächten, wo die Mondſichel in einer unbegreiflichen Klarheit am Himmel ſteht, wo Leuchtwürmer hin und her ſchwärmen, wo aus dem dunkeln Laub der Orangen die weißen Blüthen ſichtbar ſind im geheimnißvollen und reizenden Schimmer. — Ah! eine ſolche Nacht iſt herrlich; dazu das Leuchten des Meeres, wenn dein Boot nun vom Ruder zurückgehalten, an die Balluſtrade des prächtigen Gartens rauſcht, wo herüberhängende Lorbeerzweige eine ſichere Bucht bilden, wo man aber in ſolchen Momenten für nichts dergleichen Sinn hat und auf die Gefahr hin, zu ſtranden, unaufhörlich nach den dunkeln Gebüſchen blickt, unter denen ein flatterndes Gewand

hervorleuchtet. — Ah! — Doch weiter! — — Dem Süden zu, gleich den Zugvögeln! Vorbei an dem heitern Florenz, dem ernsten Rom, dem luſtigen Neapel. Laßt hinter uns liegen den mächtigen Veſuv mit ſeiner ewigen Rauchwolke, die, einer rieſigen Pinie gleich, bei der klaren Luft faſt unbeweglich über ihm ſteht, vorbei an dem tiefblauen Golfe, den die maleriſchen Geſtade umgeben, aus dem die ſeltſam geformten Inſeln hervortreten, der überſät iſt mit weißen, kleinen Segeln. — Vorbei an Allem dem, über das Meer hinüber, den Geſtaden entlang, welche dir der Steuermann in der Dunkelheit zeigt und die ſich faſt grauenhaft bemerkbar machen in der Nacht auf dem finſtern Waſſer. Funken und Flammen ſteigen donnernd aus ihnen empor, und wie glühend übergoſſen, zeigt ſich blitzartig der Krater, um gleich darauf wieder zu verſchwinden — Stromboli. Noch einige Stunden und Palermo liegt vor dir."

„O Palermo, reizende Stadt! mit deinem prächtigen Hafen, mit dem Monte Pellegrino, deinem Wahrzeichen und rieſenhaften Leuchtthurme; denn glänzt er nicht weit in die See hinaus, namentlich Abends und Morgens in immer wechſelnden, brennenden Farben! Ja, bis zum ſpäten Abend, wo die violetten Schatten ſeiner Schluchten immer größer und bedeutender werden, langſam die Gluth ſeiner Lichter auslöſchen, und ihn endlich mit dem nächtlichen Schleier überziehen. O Monte Pellegrino, wie oft hieng mein Auge an deinen ſeltſamen, zackigen Formen, wie oft verfolgte es den Weg, der dich in den eigenſinnigſten Wendungen erklimmt; — — und ruhig blickſt du auf Palermo, die prächtige, glänzende Stadt mit ihren gelben Kuppeln und ſtrahlenden Zinnen, rings umgeben von den zahlloſen Orangen- und Citronengärten, die mit ihrem tiefdunkeln Laube einen Kranz um dich bilden, ſo daß es ausſieht, als läge ſie ganz von Bergen eingefaßt — eine

koſtbare goldglänzende Frucht, mitten in einer ungeheuren Felſenſchaale, ſanft gebettet auf dem ſaftigen Grün.“ —

„Laßt uns ſtill die Stadt durchſchreiten, ich will nicht ſehen und geſehen ſein, gehen wir hinaus zu einem der Landthore, dem Wege folgend, deſſen hohe Ränder mit uralten Aloen bewachſen ſind, theils im friſchen Safte prangend, auch wohl mit verwelkten Blättern, denn ſie trieben einen Blüthenſtengel, der, dreißig Fuß hoch, nach allen Seiten ſeine zahlreichen Kronen hinaus ſtreckt, und nun, als er ſeine Beſtimmung erfüllt, vergehen mußte. — Ueber eine Brücke führt uns der Weg, unten rauſcht über die glatten Kieſel ein klares Waſſer ſtill und behaglich dahin; es fließt im Schatten großer Oleanderbüſche, deren prächtige Blumen ſich kokett in ſeinen Wellen ſpiegeln. An einfachen gelben Häuſern kommen wir vorüber, meiſtens uralten Gebäuden von eigenthümlicher maleriſcher Bauart; man glaubt hinter den vergitterten Fenſtern müßte noch heute Turban und Kaftan erſcheinen. Schmuckloſe aber kunſtreiche Waſſerleitungen lehnen ſich an ſeine Ecken oder laufen auch wohl auf ſchlanken Bögen vom einen zum andern; Schlingpflanzen umranken ſie, ſchauen oben neugierig in die offene Rinne und das rieſelnde Waſſer, und die tiefer hängenden Blätter ſchaukeln ſich auf der Fluth, aufwärts gekehrt, und ihre Blüthen blicken zu den ſchlanken Palmen empor, welche die ſpitzigen Blätter wie ſchützend über das alte Gemäuer ausſtrecken. — Alles hier iſt Gluth und Glanz, ſtrahlende Lichter und die tiefſten Schatten neben einander, keine nebelhaften, matten Uebergänge wie im kalten Norden.“ —

„So immer weiter wandelnd ſind wir langſam aus der Ebene emporgeſtiegen, und ſehen, rückwärts blickend, die Stadt, die ſie umgebenden Gärten, den wunderbaren Berg der heiligen Roſalie, zu ſeinen Füßen die ruhige, dunkle Bucht, und weiter

hinaus das gewaltige Meer, tiefblau und nur an einem Streifen am Horizont bedeckt von Sonnenglanz und Flimmer."

„Hier sind wir auch am Ziele. Wir stehen vor einem großen Thor, das halb von überhängenden Bäumen verdeckt ist, einem Thor mit Eisengittern und tadellosen Wappenschildern. Hinter dem Thore beginnt ein weitläufiger Park, in dem Parke liegt ein großes Schloß, und in dessen prachtvollsten Zimmern ward ich seiner Zeit geboren."

„Ah!" machte Herr Veil, aber so leise, daß es nur wie ein Seufzer klang. Er war mit halb geschlossenen Augen träumend der lebendigen Schilderung gefolgt, er hatte Palermo mit gesehen, er war aus der heißen Sonne in den schattigen Park getreten und sah das Schloß, ja selbst das bezeichnete Zimmer.

Der Baron fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte lächelnd, wie aus einem Traume erwachend: „Ach ja, wir sind Beide noch hier. — War mir doch, als zeigte ich Ihnen die Herrlichkeiten meiner Heimath, knirschte doch ordentlich der Sand unter meinen Füßen; hörte ich doch den Wind durch die Zweige rauschen wie damals."

„Mir war auch so," meinte Herr Veil; „doch ist es das Holz im Ofen, das knirscht und stöhnt, und wenn es auch mit dem Sausen des Winds seine Richtigkeit hat, so streicht er doch leider nicht durch blüthenreiche Zweige, sondern spielt mit den ächzenden Windfahnen und den wackeligen Schornsteinen."

„Und mir ist diese wilde Scenerie lieber," fuhr der Baron fort; „ich mag nicht weich gestimmt sein. — Daß ich also geboren wurde, wissen Sie, vorher aber folgten einige für mich nicht unwichtigen Ereignisse. Meine Mutter war die Tochter' einer der mächtigsten Familien Palermo's, mein Vater aber ein Engländer, der auf einer großen Vergnügungsreise eines Tages mit

ſeiner Yacht in der Bucht ankerte, an's Land ſtieg, ſich durch gute Empfehlungsbriefe in den beſten Häuſern einführte, meine Mutter ſah, ſich in ſie verliebte und nicht eher ruhte, bis ihr Vater, der Marcheſe von B., zu einer Heirath mit dem Fremden willigte. Die Geburt meines Vaters ſtand übrigens der meiner Mutter nicht nach; er war der älteſte Sohn des Lord K., einer reichen ſchottiſchen Familie, deren Einwilligung zu der Verbindung mit meiner Mutter zu erhalten er als ſehr leicht darſtellte. Der alte Marcheſe, deſſen Gunſt er ſich zu erringen gewußt hatte, gab die Heirath zu und etablirte das junge Paar auf dem Schloſſe, von dem ich Ihnen ſprach."

„Wenn auch mein Vater von ſeinem Vermögen noch nichts erhalten hatte, ſo beſaß er doch Gelder genug, um bis zur erlangten Einwilligung ſeiner Eltern glänzend leben zu können. Dieſe Einwilligung aber blieb aus, ja, auf viele Briefe, welche ſowohl der Marcheſe als mein Vater nach Schottland ſchrieben, erfolgte keine Antwort, und als man ſich endlich eines Geſchäftsmannes bediente, berichtete dieſer, Lord K. habe ſich in Folge der Heirath mit meiner Mutter von ſeinem älteſten Sohne losgeſagt, ihn enterbt und er exiſtire für ihn gar nicht mehr in der Welt."

„Das muß ein harter Schlag für meine Eltern geweſen ſein, die Schweſtern und Brüder meiner Mutter, in ihrem Stolze gekränkt, zogen ſich von ihr zurück, der Marcheſe von B. ſtarb bald darauf, und da nur ein geringer Theil ſeines Vermögens meiner Mutter zufiel, auch die Gelder meines Vaters ziemlich aufgezehrt waren, ſo mußte man ſich einſchränken. Uebrigens ſchien das dem jungen Paare keinen Kummer zu verurſachen, ſie liebten ſich herzlich; ihre Kinder, — das war ich und eine Schweſter, —

wuchsen zu ihrer Freude gesund und kräftig heran, kurz, es war immer noch eine glückliche Familie."

„Ob und welche Schritte nun während dieser Zeit mein Vater in Schottland gethan, weiß ich nicht, genug aber, plötzlich kam die Nachricht, Lord K. wolle sich mit seinem Sohne aussöhnen, er sandte Gelder und Briefe, er schrieb, das Geschehene soll vergessen sein, nur stellte er die Bedingung, meine Eltern sollten Sicilien verlassen und nach der Heimath meines Vaters zurückkehren. So sehr meine Mutter auch ihre schöne Insel liebte, so hatte sie doch in der letzten Zeit so viele Kränkungen erfahren, daß sie ihre Vaterstadt, ihre Familie, nicht ungern verließ."

„Wir schifften uns also ein; ich zählte damals zehn Jahre, meine Schwester vier. Unser Beider einziger Kummer war, daß wir die alte bekannte Dienerschaft unseres Hauses zurücklassen mußten; so hatte es Lord K. gewünscht. Die Abreise aus Sicilien schmerzte uns Kinder nicht besonders; uns freute das schöne Schiff, welches wir bestiegen, die bevorstehende Reise, und als wir Neapel gesehen, Rom und die hohen schneebedeckten Berge der Schweiz, dachten wir nicht mehr an unsern Monte Pellegrino, nicht mehr an die schöne Bucht Palermo's und noch viel weniger an die thränenerfüllten Augen der alten Diener unseres Hauses."

„Die Erinnerung an Sicilien trat auch nicht eher wieder lebendig vor uns, bis wir uns der Küste Schottlands näherten. Es war ein frostiger und unheimlicher Herbstabend, das Meer bewegt, die grauen Wellen schwankten hin und her, und wo sie zusammen stießen, bildeten sich weiße Schaumkronen auf dem schmutzigen Wasser. Vor uns wurde das Land sichtbar, die hellen, zerklüfteten Felsen blickten unbestimmt und geisterhaft aus dichtem Nebel hervor. Schwer zerrissene Wolkenmassen hiengen am Himmel, und dort am Lande hatten sie sich tief herabgesenkt,

daß die aufſteigenden Dünſte ſichtbar mit ihnen in Verbindung t raten. Weiße Möven mit ängſtlich gellendem Schrei umflatterten in Schaaren unſer Schiff, flohen vor den Windſtößen dem Lande zu oder ſchaukelten einige Augenblicke vor und neben uns auf den Wellen. Mein Vater war unten in der Kajüte beſchäftigt, die Mutter und wir auf dem Verdeck. Ich vergeſſe dieſen Augenblick nie, in meinem ganzen Leben nicht: wie ſchon geſagt, wir dachten ſo lebhaft an unſere heimathliche Bucht, die namentlich Abends bei untergehender Sonne ſo prächtig glüht und glänzt — unſer neues Vaterland wollte uns gar nicht gefallen. Die Mutter war traurig und bewegt, wie ich ſie nie geſehen, ſie hielt uns Beide in ihren Armen, ſie drückte unſere Köpfchen an ſich, und wenn ſie ſich zu uns herab beugte, um uns zu küſſen, ſo fühlte ich deutlich, wie ihre heißen Thränen auf meine kalten Wangen fielen. Ich werde das nie vergeſſen."

„Bald wurden die Segel eingezogen, die Matroſen eilten auf's Verdeck, das Schiff legte bei und wir ſchwammen langſam in das Innere einer kleinen Bucht, die rings von drohenden Felſen umgeben war. Es war ſchon ſo dunkel, daß wir auch dieſe nur in ſchwarzen Umriſſen an dem helleren Nachthimmel bemerken konnten. Am Ufer ſahen wir ein paar Lichter, welche einſam durch die Nacht leuchteten. Die Brandung toste, der Wind ſauste, es war ein recht unheimlicher Abend. Bald darauf kamen Boote heran; wir wurden mit Vater und Mutter hinein gebracht, und in kurzer Zeit erreichten wir das Ufer. Dort ſtanden Wagen bereit; ſie waren mit Reitern umgeben, die Fackeln trugen. Ein alter Mann — ich ſehe ſein widriges Geſicht heute noch vor mir — hielt eine ſolche, ſtand neben ſeinem Pferde und grüßte meinen Vater ehrerbietig."

„Wir ſtiegen ein und fort ging's im vollen Galopp, einen

Berg hinauf, lange, lange über eine öde Halde. — Du findeſt wohl Schottland nicht ſo ſchön wie Italien, ſagte mein Vater zur Mutter, die hinaus in das Dunkel ſtarrte und ihre Hand auf die ſeinige gelegt hatte. — Ich weiß nicht, mein Herz friert, verſetzte ſie; es iſt aber ein zu häßlicher Abend; auch die Kinder ſcheinen ängſtlich. — Nur Geduld, entgegnete der Vater, morgen bei Sonnenlicht und an Ort und Stelle wird es euch ſchon gefallen. O Schottland iſt berühmt wegen ſeiner prachtvollen Gegenden."

„Wir fuhren vielleicht zwei Stunden beſtändig ſehr ſchnell durch die Nacht dahin; endlich hielt der Wagen. Ein eiſernes Thor knarrte und ſeufzte in ſeinen Riegeln; wir fuhren hindurch, die Räder rollten ſanft auf einem Sandwege. Wir befanden uns in einem großen und, wie es ſchien, ſehr ſchön angelegten Parke. Gebüſche ſtanden am Wege, und hohe Bäume, deren Zweige vom Wind hin und her gejagt wurden, hiengen über unſerm Wagen. Zuweilen öffnete ſich auch die Ausſicht auf Wieſengründe, und auf denſelben ſah man glänzende Linien und Punkte, kleine Bäche, Teiche und Seen." — —

„Verzeihen Sie mir, beſter Veil," unterbrach hier der Baron lächelnd ſeine Erzählung, „daß ich etwas zu umſtändlich bin; ich könnte Ihnen das Alles mit wenigen Worten berichten, aber es iſt ſo wichtig für mich, daß ich meinen Zuhörer in eine paſſende Stimmung bringe."

„Was Ihnen gelungen iſt," antwortete der Andere mit leiſer Stimme; „ich fühle mich beengt und erwartungsvoll."

„Endlich hielt der Wagen," fuhr der Baron ruhig fort; „wir ſtanden vor einem großen Schloſſe, der alte Mann, den ich ſchon drunten am Ufer bemerkt, näherte ſich meinem Vater und überreichte ihm ein Schreiben. Dieſer riß den Umſchlag ab,

durchflog den Inhalt und rief aus: Ah! das iſt mir unangenehm. Darauf wandte er ſich zu meiner Mutter und ſagte: Mein Vater, der uns hier empfangen wollte, wurde plötzlich unpäßlich und mußte in dem Städtchen C., einige Meilen von hier, die Nacht zubringen. Er wünſcht mich aber ſogleich zu ſprechen, und du wirſt einſehen, daß es meine Pflicht iſt, zu ihm hinzueilen."

„Das ſah meine Mutter allerdings ein, bat aber ſchüchtern, ihn begleiten zu dürfen. Es ſei ihr ängſtlich hier allein in dem fremden Schloſſe, ſetzte ſie mit leiſer Stimme hinzu. — Wo denkſt du hin? entgegnete der Vater. Es iſt dunkel und nach C. ein ſchlechter Weg. Und dann, liebes Kind, was fabelſt du von einem fremden Schloſſe, es iſt ja dein eigenes; hier werden wir künftig wohnen. Morgen mit dem Früheſten bin ich wieder bei dir."

„Nach dieſen Worten traten wir in das große Gebäude und wurden von zahlreicher Dienerſchaft empfangen. Lakaien mit ſilbernen Leuchtern trugen mich und die Schweſter die breiten Steintreppen hinauf, zwei Kammerfrauen küßten ehrerbietig den Saum des Mantels meiner Mutter und folgten ihr, welche vom Vater geführt vor uns ging."

„Die Gemächer oben waren wohl prächtig und ſchön, aber groß und ernſt. Wände und Decke waren dunkel, mit Schnitzwerk bedeckt, und die Vergoldung an denſelben blickte uns im Glanz der Lichter wie verſtohlener Weiſe mit glühenden Augen an. Wir ſpeisten zu Nacht, der Vater zeigte uns unſere Zimmer, dann drückte er, Abſchied nehmend, die Mutter herzlich an ſich, küßte mich und die Schweſter und entfernte ſich."

„Die Mutter ſank auf einen Fauteuil nieder und nahm meine Schweſter in ihre Arme. Ich ſchlich mich an das Fenſter, ſchlüpfte hinter den ſchweren Vorhang, der es bedeckte, und blickte

in die Nacht hinaus. Drunten im Hofe war es lebendig; ich sah den Qualm der Fackeln, und zuweilen, wenn ihn ein Windstoß auf die Seite jagte, flackerten die dunkelrothen Flammen hoch empor und erleuchteten das finstere Schloß mit seinen vielen Fenstern. Der Vater stieg zu Pferde und gleich darauf sah man ihn wegreiten; der alte Mann ihm zur Seite, die Reiter mit den Fackeln vor und hinter ihm. Ich weiß nicht, wie sie so dahin galoppirten durch die grünen Gebüsche über den geschlungenen Weg, jetzt verschwanden, so daß man nichts mehr sah als die überhängenden Zweige von der rothen Gluth der Fackeln angestrahlt, jetzt wieder zum Vorschein kamen, da schnürte eine unerklärliche Angst mein Herz zusammen. Sie sahen so unheimlich aus, die finstern Gestalten auf den dahinjagenden Pferden, mir war gerade so, als entführten sie gewaltsam meinen Vater, als gehe er einem Unglück entgegen und wisse es selbst nicht. Ich wollte ihn zurückhalten, — er mußte gerade den Park verlassen haben; man sah nur noch einen unbestimmten Schein zwischen den Bäumen, der aber plötzlich erlosch. Ich klopfte an die Scheiben, ich wollte das schwere Fenster öffnen, indem ich ausrief: Vater! Vater! reite nicht hinweg, verlasse uns nicht, o du kommst nicht zu uns zurück!"

„Bei diesen letzten Worten war der Baron von der Erinnerung überwältigt empor gesprungen, streckte die Hände von sich ab und hatte die Augen starr und weit geöffnet. — — — — „Ah!" sagte er nach einer Pause, während welcher sich seine Züge wieder belebt hatten, „ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen, zu lebhaft zu denken. Ich bin ein schlechter Erzähler. Jetzt will ich mich aber zusammen nehmen."

„Es war das für uns alle Drei ein trauriger Abend, die Mutter saß in ihrem Lehnstuhle, hielt uns Beide in den Armen

und ſtarrte nachdenkend vor ſich hin, fuhr aber bei dem geringſten Geräuſch, das ſich im Schloſſe hören ließ, erſchreckt in die Höhe und drückte uns ängſtlich an ſich, als wolle ſie uns vor irgend einer Gefahr beſchützen. Endlich gingen wir zur Ruhe, — wir ſchliefen in zwei Zimmern neben einander, ich und meine Schweſter in dem einen, die Mutter in dem anſtoßenden; die Thüre blieb natürlicher Weiſe offen. Ich weiß nicht, um welche Stunde es war, als ich wieder erwachte; ich glaubte Stimmen im Nebenzimmer zu vernehmen, und als ich mich in meinem Bette aufrichtete, hörte ich wohl, daß ich mich nicht getäuſcht."

„Der Morgen dämmerte, aber da es ſpät im Herbſt war, drang auch nur ein ſchwaches, trübes Licht durch die zugezogenen Fenſtervorhänge. Ich blickte nach meiner Schweſter, die ebenfalls aufrecht in ihrem Bette ſaß. — Was iſt das? fragte ich ſie. — Ich weiß nicht, gab ſie mir zur Antwort. Die Mutter weint und bittet. — Ich will zu ihr! rief ich aus; ich will ihr helfen. — O ich war damals ein energiſches Kind; Furcht kannte ich nicht. — Die Thüren haben ſie zugeſchloſſen, ſagte meine Schweſter. Und ſo war es in der That. Ich glitt von meinem Lager herab, um ſie wieder zu öffnen; doch kaum hatte ich mich auf einige Schritte dem Nebenzimmer genähert, als eine ſtarke Hand meinen Arm faßte. Ich zuckte zuſammen, blickte empor, und ſah neben mir jenen alten Mann mit den finſtern, unangenehmen Zügen, der uns am Ufer der See empfangen und ſpäter mit meinem Vater fortgeritten war." —

„Was willſt du? fragte er mich mit ſtrenger Stimme. — Ich will zu meiner Mutter, ſagte ich ihm; hörſt du nicht, daß ſie weint? wer hat es gewagt, ihr etwas zu Leide zu thun? — Gewagt! lachte er höhniſch; geh' in dein Bett, Knabe, und

bekümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen. Damit ließ mich seine Hand los und er ſtieß mich mit der Fauſt an die Schulter, daß ich ein paar Schritte in das Zimmer hinein taumelte und gefallen wäre, wenn ich mich nicht an meinem Bette gehalten hätte. — Ich war geſtoßen worden, zum erſten Mal in meinem Leben und von der Hand eines Dieners; ich ballte meine Fäuſte, ich biß meine Lippen blutig; was ſollte ich machen? Das da war ein ſtarker, wohl bewaffneter Mann, ich ein kleiner, faſt unbekleideter Knabe; ich zitterte vor Zorn und Kälte, ſetzte mich auf mein Bett und ſtrengte Ohren und Augen an, um zu ſehen und zu hören. — Ja, es war die Stimme meiner Mutter, die ich nun im Nebenzimmer wieder vernahm; ſie bat, ſie weinte, ſie rief nach uns, — ſo gebt mir wenigſtens meine Kinder! ſprach ſie; ich will ja weiter nichts, o Gott! o Gott! nur meine Kinder, meine armen kleinen Kinder! — Ich weinte mit ihr und rief ſo laut ich konnte: Mutter! Mutter! hier ſind wir, laß' uns nicht allein! — Der alte Mann, der an's Fenſter getreten war, er, der mich geſtoßen, ſtreckte mir drohend die Fauſt entgegen und ſagte hohnlachend: ſchreie nur, kleine Schlange; man wird dich dafür züchtigen."

„Im Nebenzimmer war es ſtille geworden; der Mann wandte ſich gegen die Scheiben und öffnete einen Flügel des Fenſters. Unten im Hofe rollten Räder auf dem Sande, Fußtritte erſchallten auf der Freitreppe vor dem Hauſe, und ich glaubte die Seufzer meiner Mutter zu vernehmen. Mit weit aufgeriſſenen Augen blickte ich um mich her, ich ſuchte eine Waffe; ich wollte Mutter und Schweſter, ich wollte mich vertheidigen. Ah! neben meinem Bette befand ſich eine Trophäe von Dolchen und Meſſern aller Art; er hatte mich geſtoßen, er hatte mich eine Schlange genannt, ich wollte es ſein, — ich wollte ihn ſtechen. Ich kroch

auf mein Lager zurück, ich faßte nach einer der Waffen — es war ein ſchuhlanges Meſſer, zweiſchneidig, oben breit, unten ſpitz — das mir am Nächſten hieng, es ging leicht aus der Scheide, ich hielt es in meiner Hand, und verbarg es hinter dem Rücken. — — Ah! da vernahm ich abermals die Stimme meiner Mutter; in herzzerreißendem Tone rief ſie vom Hofe zu den Fenſtern hinauf: Meine Kinder! laßt mir meine Kinder!"

„Der alte Mann beugte ſich hinaus und rief hinab: Nur fort! Nur fort! werft ſie in den Wagen und macht, daß ihr von dannen kommt. — Darauf hörte ich noch einen einzigen Schrei drunten, aber einen Schrei, deſſen gräßlichen Ton ich nie vergeſſen werde. — Man hörte den Wagen ſchließen, Peitſchen knallen, dann knirſchten die Räder auf dem Sande." — — — —

„Ich faßte das Meſſer feſt in die Rechte, er am Fenſter verſchloß die Scheiben wieder und trat in das Zimmer zurück. Jetzt zu dir, Bürſchlein, ſagte er, und ging direct auf mein Lager zu. In dem Augenblick war ich kein Kind mehr, ich fühlte nichts Menſchliches in mir, ich war ein reißendes Thier, eine Schlange, eine wilde Katze. — — Komm nur! rief ich ihm entgegen, ich bin keine wehrloſe Frau; komm nur, ich will mich vertheidigen. Damit ſprang ich in die Höhe, ſo daß ich auf meinem Bette ſtand. Die rechte Hand mit dem Meſſer hielt ich hinter meinem Rücken verborgen; er ahnete davon nichts, ſondern ſprach lachend: die Peitſche wird dich geſchmeidig machen." — — — —

— — — — „Das waren auf dieſer Welt ſeine letzten Worte; er war mir ganz nah, ich ſtreckte plötzlich meine rechte Hand vor, und klug berechnend, daß mir zu einem Stoße die nöthige Kraft fehle, hielt ich den Arm ſteif und warf mich vom Bette herab ihm entgegen. Die Wucht meines kleinen aber doch ſchon ſchweren Körpers trieb ihm das zweiſchneidige Meſſer in

die Bruſt, — ja, in die Bruſt, und zwar tief hinein bis an's Heft."

„Gott im Himmel!" rief Herr Veil entſetzt, „das war ja ein Mord."

Der Baron hatte das Letzte mit ſteigender Heftigkeit erzählt; ſein Arm zuckte, ſeine Augen flammten, er warf ſich mit dem Oberkörper vorwärts wie damals, als er jenen Stoß gethan; dann flogen ſeine Finger weit von einander, als laſſe er das Heft des zweiſchneidigen Meſſers fahren; doch verſuchte er hierauf zu lächeln, ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und ſagte nach einem längerem Stillſchweigen und nachdem er ſich wieder vollkommen geſammelt: „Eigentlich war es kein Mord, es war eine Nothwehr, auch rächte ich meine Mutter. — — Ah! ich verſichere Sie, beſter Veil, eine höhere Macht hatte die Hand des Knaben gelenkt; jener alte Mann war der Vertraute und ſchlechte Rathgeber des Lord K., er hatte zu allem dem beigetragen, was gegen die Mutter und uns unternommen wurde." —

Hier ſchwieg der Erzähler, ein finſteres Lächeln flog über ſeine Züge, während er die Glieder ſeiner goldenen Uhrkette langſam durch die Finger gleiten ließ.

Vierundsechszigstes Kapitel.

Ein wildes Leben.

„Ah!“ fuhr nach einer Weile der Baron fort, „es ist ein eigenthümliches Gefühl, eines Menschen Blut zu vergießen. Das ist Ihnen wohl noch nie vorgekommen?“

„Gott soll mich in Gnaden bewahren!“ erwiederte entsetzt der Andere.

„Und wollten sich doch das Leben nehmen! — Sehen Sie, wie vernünftig das Gespenst für Sie dachte.“

„Meines Nächsten Blut! Mich schauderts, wenn ich daran denke.“

„Ja, ja,“ erwiederte nachsinnend der Baron, „den Nächsten trifft es meistens, denn bis weithin reicht die Schneide eines Dolches nicht. — Aber keine Wortklaubereien; in einem ähnlichen Falle wie dem eben erzählten kann man in späteren Jahren Alles vergessen, den Anblick dessen, der von unserer Hand fiel, sein Blut, das wir sahen; nur etwas nicht, das ist das schreckliche Gefühl des Eindringens der Waffe. Ah! das ist unvergeßlich!“

„Nun, es muß Sie tröſten," meinte gutmüthig Herr Veil, „daß Sie damals eigentlich noch unzurechnungsfähig waren — ein Kind."

„O ſagen Sie das nicht, ich durchlebte in dem Moment eine Reihe von Jahren, und war nachher ſo bedacht und entſchloſſen, daß man mir jetzt die Mutter nicht mehr geraubt hätte. — — Doch das war vorbei. — Genug alſo, er fiel nieder, ich ließ natürlicher Weiſe den Griff der Waffe los und zog mich gegen mein Bett zurück. Die Thüren wurden haſtig geöffnet, die Dienerſchaft lief zuſammen, ich hoffte immer, mein Vater werde auch erſcheinen. Aber ſtatt ſeiner erſchien ein ältlicher Herr, mühſam am Stocke gehend, — mein Großvater; ich ſah das an der Aehnlichkeit mit meinem Vater, ich habe ſein Bild nie vergeſſen. — Das da hat gute Geſchichten gemacht, rief er zornig, nur fort damit! Seht, ob man Hülfe bringen kann. — — Das Letztere war nun nicht möglich; man bemühte ſich eifrig um den Todten — vergeblich. Dann ſtieß man mich aus dem Zimmer, mich und meine arme, arme Schweſter. Daß ſie furchtbar gelitten bei der eben beſchriebenen Scene können Sie ſich wohl denken; ſie fühlte, ſo klein ſie war, daß ihr Bruder etwas Schreckliches begangen. — — Man brachte uns fort, nachdem man uns vorher ſchlechte Kleider angezogen: wir fuhren mehrere Tage und Nächte; anfänglich wandte ich alle Kraft auf, um den Schlaf von meinen Augen zu verſcheuchen, und ich bemühte mich, wo möglich einzelne Schlöſſer, Ortſchaften, Flüſſe und dergleichen meinem Gedächtniſſe einzuprägen, um vielleicht ſpäter den Rückweg nach jenem Schloſſe finden zu können. Unbegreiflich wird es Ihnen ſein, wenn ich Ihnen ſage, daß ich den Namen meines Großvaters und Vaters nicht wußte; in Palermo wurde der Letztere von der Mutter und der Dienerſchaft nur Sir Robert genannt.

— Wiſſen Sie wohl, was ich gar zu gern von dort mitgenommen hätte? Es war jenes zweiſchneidige Meſſer — eine ſchöne Waffe. Aber merkwürdig genug, viele Jahre nachher kam es zufällig in meinen Beſitz. — Doch weiter!"

„Meine Natur unterlag alſo; obgleich kräftig mit dem Schlafe kämpfend, überwältigte er mich doch, ich vergaß Alles, und als ich endlich erwachte, war es durch das Anhalten des Wagens. Doch denken Sie ſich meinen Schrecken, als ich aufwachte und meine Schweſter nicht mehr ſah. Wo und wie man uns getrennt hatte, war mir unerklärlich. Ich erinnerte mich deutlich, daß ich, ehe ich einſchlief, meinen Arm um ihren Hals geſchlungen, und daß ſie mich feſt an ſich drückte, wie es früher die Mutter gethan. O! dieſer Verluſt traf mich hart, hatten wir uns doch gegenſeitig getröſtet."

„Ich wurde in ein Haus gebracht zu einem widerwärtig ausſehenden Manne — es war ein ſcheinheiliger Hallunke, der das Gebetbuch nie vom Tiſche brachte, aber ſeinen Nebenmenſchen betrog wo er konnte, — man zahlte für mich ein ärmliches Jahrgeld; er ſollte ſehen, ob Etwas aus mir zu machen ſei, er ſollte mich jedes Geſchäft, jedes Handwerk ergreifen laſſen, wozu ich Luſt in mir verſpürte. So ſagte er mir, ich aber, wie Sie begreifen werden, früh gereift, klug, umſichtig, merkte bald, daß dieſer Mann den Befehl hatte, mich thun zu laſſen, was mir gut däuchte, das heißt, nur in Laſtern und Ausſchweifungen. Darin ließ man mir allen Willen, darin konnte ich thun, was ich wollte. Ich trieb mich alſo den ganzen Tag herum, ich trank, wo ich Etwas bekam, ich ſpielte, zuerſt ehrlich, dann falſch, und da ich ein hübſcher Bube war, mochten mich alle Nachbarn leiden; ich ritt ihre Pferde, ich ſuchte mit großem Geſchick verloren gegangenes Vieh wieder auf, ich wurde kräftig und gewandt, kein Pferd

war mir zu wild, kein Fenſter, kein Baum zu hoch; ich ſtählte meinen Körper ſo, daß ich Alles ertragen konnte, mir war es gleich, ob ich in meinem Bette war, oder die Nacht im Freien zubrachte unter Sturm und Regen. Bei meinem Erzieher lernte ich aber das Wichtigſte: Verſtellung; zuweilen ignorirte er mein wildes Treiben, zuweilen peitſchte er mich wüthend dafür aus, und das namentlich, ſo lange ich ihm offen und ehrlich meine Streiche bekannte; als ich aber anfieng, Alles zu leugnen, die Augen niederzuſchlagen und ſeufzend im Hauſe umherzuſchleichen, da ging es beſſer, und das merkte ich mir bald." —

„Sie können ſich denken, daß ich meine Vergangenheit, meinen Vater, Mutter und Schweſter nicht vergaß und werden ſich wundern, daß ich nicht einen Fluchtverſuch unternahm, da man mir die Freiheit ließ, in der Nachbarſchaft unſeres Dorfes umherzuſtreichen; aber ich war klug genug, einzuſehen, daß ich als Kind, ohne Mittel nichts zu unternehmen im Stande ſei. Glauben Sie deßhalb nicht, daß ich jene ſchreckliche Scene vergeſſen, daß ich nicht ganze Nächte an die furchtbaren Räthſel gedacht, die mich beim Eintritt in dieſes Land umgaben. O ich nährte meine Rache heimlich aber eifrig, und je älter ich wurde, deſto glorreicher erſchien mir jene blutige That. Auch hoffte ich beſtändig, von meiner Mutter, meiner Schweſter irgend ein Lebenszeichen zu erhalten, aber vergeblich. Ach! wie ich dieſe Letztere liebte, kann ich Ihnen nicht beſchreiben; ſie war ſeit ihrer früheſten Kindheit meine einzige Geſpielin geweſen, und ihr weiches Gemüth fand ſich ſo leicht in meine wilden Launen, mein haſtiges, heftiges Treiben. Auch ſie liebte mich ſo innig — wir waren ein paar glückliche Kinder!".

„In der Nähe unſeres Dorfes lagerten häufig Zigeuner, mit denen ich öfters Verkehr hatte; ich war bei ihnen wohl ge-

litten, ich begleitete ſie bei ihren kleinen Streifereien, und eines Tags machte mir ihr Hauptmann den Vorſchlag, ſie auf einer längeren Tour zu begleiten. Sie hatten Pferde aus dem ſchottiſchen Gebirg nach England zu bringen: er verſprach mir einen guten Antheil am Gewinn; ich willigte natürlicher Weiſe ein und verließ ohne Bedauern, ohne Kummer das Haus, in dem ich bis jetzt gelebt. Mein Haar, blond wie das meines Vaters, ward ſchwarz gefärbt, und ſo zogen wir dahin, tagelang in kleinen Märſchen durch das Land. Wie ſpähte ich umher, um vielleicht eines der Merkzeichen wieder zu finden, die ich mir damals gemacht, immer vergeblich, obgleich ich häufig glaubte, irgend Etwas wieder zu erkennen. Oefters geſchah es mir, daß ich meinte, dieß oder das Parkthor ſei es, durch welches ich ein- und ausgefahren; ja, auch hinter ihnen ſah ich oftmals Teiche und Bäche, jenen ähnlich, große Raſenplätze, mit alten Schlöſſern, ganz wie das, wo ich jene Nacht zugebracht. Doch fand ich bei näherer Beſichtigung beſtändig irgend eine Verſchiedenheit: bald fehlte die Steintreppe vor dem Portal, bald die Fenſter auf den Hof hinaus, deren Form ich nicht vergeſſen. — Endlich aber, durch einen ſonderbaren Zufall fand ich, was ich ſuchte; ich hatte lange einen Park mit hohen Mauern ſehnſüchtig umkreiſt, der Pförtner wollte dem Zigeuner keinen Einlaß geſtatten, da kam ich an eine Stelle, wo ich luſtige Kinderſtimmen vernahm; die Federbälle flogen in die Höhe, endlich einer zu mir herüber. — O ſchade! er iſt fort, rief es drinnen; ich aber eilte mit meinem Fund zu dem Pförtner, und übergab ihm denſelben. Er wollte mich beſchenken, doch bat ich nur um die Vergünſtigung, die Gärten ſehen zu dürfen; ſein Knabe begleitete mich.“

„Ja, dieß war das hohe Steinthor von Bäumen überſchattet, die geſchlungenen Wege, die dichten Gebüſche, zwiſchen

welchen ich in jener Nacht den Fackelſchein geſehen, als mein Vater wegritt. Wie klopfte mir das Herz, ich wäre gern nach dem Schloſſe geeilt, aber ich mußte meinem kleinen Führer folgen, der zuerſt den Federball abgeben ſollte. Wir kamen auf einen ſchönen Raſenplatz mit Blumen umgeben, dort ſpielten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von fünf bis ſechs Jahren, die Eltern ſtanden umher; eine Dame in tiefer Trauer ſchaute den Spielen ihrer Kinder zu. Sie dankte mir, und während ſie mit mir ſprach, betrachtete ich die kleinen, ſchönen Kinder. Ich weiß nicht, es war mir ſo eigen zu Muth, eine unausſprechliche Wehmuth überwältigte mich, ich hätte laut auf weinen, vor die Kinder hinknieen, ihre feinen Hände, ihre blonden Haare küſſen mögen. Waren es doch die Bilder meiner Vergangenheit und der meiner Schweſter — oh! dieß mußte der Park meines Vaters ſein. Wie hätte auch ich ſpielen können, froh und heiter, einer glücklichen Zukunft entgegen! Und obendrein ſah das kleine Mädchen meiner armen Schweſter ähnlich.“ —

„Jetzt rief die Dame die Kinder zu ſich, wir ſchlichen uns fort, ich nicht, ohne vielmal rückwärts zu ſchauen. — Aber nun zum Schloſſe hin! — Ja, es war daſſelbe, die Steintreppen, die Fenſter, ich erkannte es wieder an dem Schlagen meines Herzens. Was hätte ich darum gegeben, ſein Inneres betreten zu dürfen. Aber dieß wurde mir nicht geſtattet; ich fragte den Kleinen aus, ob droben ſchöne Zimmer ſeien. — Ja, ſagte er. — — Mit dunkeln Holzdecken? fuhr ich fort, und eines, in welchem ſich viele ſchöne Meſſer und Degen befinden? — Ja, ja, entgegnete er mir! der Vater hat es mir ſchon oft gezeigt, wenn die Herrſchaft abweſend iſt. — Und die Herrſchaft? fragte ich zögernd, iſt ſie im jetzigen Augenblicke hier? — Ei, meinte er, wir haben die Lady ja drunten geſehen, und auch die Kinder, die

Dame in Trauer, denn der Lord K., unſer Herr — Sprich! ſprich! rief ich. — Der Herr des Hauſes alſo — — er verunglückte vor einem Jahre auf der Jagd, er ſtarb nach einem heftigen Sturz mit dem Pferde. — — Das war mein Vater."

„Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, ging ich durch den Park zurück, grüßte den Pförtner und trat in's Freie. Welche ſchreckliche Räthſel umgaben mein Leben! Ich hatte die Frau meines Vaters geſehen, die doch nicht meine Mutter war — ſeine Kinder — meine Geſchwiſter und mir doch fremd. — — — — Wir blieben die Nacht in einem benachbarten Dorfe, und da erfuhr ich die Geſchichte des Schloſſes und meine eigene. Vor acht Jahren, erzählte man mir, ſei der junge Lord aus Italien zurückgekehrt, auf eine höchſt liebreiche Einladung ſeines Vaters, mit ſeiner jungen Frau und zwei Kindern. Kaum angekommen indeß war durch ſeines Vaters Einfluß ſeine Ehe für ungültig erklärt und caſſirt, die Mutter nach Hauſe geſchickt und über die Kinder als uneheliche diſponirt. Der Sohn ſchien ſich, wider Erwarten, ohne viele Mühe den Anſichten ſeines Vaters gefügt zu haben, denn nicht lange darauf heirathete er eine reiche Erbin."

„So war ich alſo ausgeſtoßen, ohne Namen, ohne Familie. Meine Mutter hieß es, ſei nach Italien zurückgegangen; wo aber war meine Schweſter? Mir ſchien es am gerathenſten, um eine Spur der Verlorenen zu finden, meine Schritte nach Sicilien zu wenden. Doch — lachen Sie über mich — ich konnte mich nicht ſo ſchnell entſchließen, meine bisherigen Freunde zu verlaſſen; ich geſtehe es Ihnen: ich hatte Geſchmack an dem wilden Leben gefunden; auch fehlten mir die Mittel, um mich von ihnen trennen zu können. Daß mein Herz zerriſſen war, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen, auch nicht, daß ich den ganzen Leichtſinn meiner Jugend zuſammen nehmen mußte, um mich zu betäuben; ich durfte nicht

zu mir ſelbſt kommen, ich durfte nicht ruhig überlegen, was ich hätte werden können, werden müſſen, und was ich geworden war. — Ah!“ rief er nach einer Pauſe mit ſchmerzlicher Stimme, „wenn dieſe Gedanken kamen, ſo riß ich in meinen Haaren, ſo rannte ich mit dem Kopfe gegen die Mauer, ſo zog ich mein Meſſer aus der Scheide.“ — — — —

„Richtig,“ fuhr er gleich darauf mit dem ihm eigenen Lächeln fort, „von dem Meſſer muß ich Ihnen noch ſagen, daß es daſſelbe war; ich hatte es in jenem Dorfe, wohin es, wer weiß durch welchen Zufall, gekommen, an mich gebracht.“

Hier ſchwieg der Erzähler, zog ſein duftendes Taſchentuch hervor, wiſchte ſich damit ſorgfältig den blonden Schnurrbart und drückte es alsdann vor die Augen. Als er die Hand wieder niederſinken ließ, war der Ausdruck ſeines Blickes unausſprechlich weich, ja traurig. Er ſtreckte ſeine Rechte dem Zuhörer entgegen, der ſie mit beiden Händen umfaßte und innig drückte. — „Wenn Sie wüßten,“ ſagte er darauf mit weicher Stimme, „wie wohl es mir thut, wie es mein Herz erleichtert, endlich Jemand gefunden zu haben, zu dem ich ohne Rückhalt ſprechen kann! Aber hören Sie mich, mein Freund, — wenn ich meine Vergangenheit in Ihr Herz niederlege,“ dieß ſprach er mit feſterem Tone, „ſo muß es ſich darüber ſchließen, wie das Grab über dem Todten, wie die Woge des Meeres über dem Verſunkenen. Geloben Sie mir dieß und ich werde fortfahren. Aber ehe Sie es thun, glauben Sie meiner Verſicherung, daß Sie das Aergſte aus meinem Leben noch nicht gehört. — — — — Sind Sie ſtark genug,“ ſagte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen mit gefälligerem Ausdruck der Stimme, „meine kleinen Geheimniſſe bewahren zu können, ſo reichen Sie mir Ihre Hand, — Worte bedarf es weiter nicht.“

Mit tiefer Bewegung ergriff Herr Beil abermals die dargebotene Rechte, drückte ſie innig und der Baron fuhr fort:

„Von da an wurde ich der Tollſte der ganzen Zigeunerbande; ich muß Ihnen ſagen, daß man mich bis jetzt von gewiſſen Geſchäften und Vorfällen beſtändig fern gehalten. Ich hatte meinen Unterhalt auf anſtändige und ehrliche Weiſe verdient, jetzt aber ließ ich den Hauptmann merken, daß ich nicht abgeneigt ſei, auch an andern intereſſanteren Unternehmungen Theil zu nehmen. Daß er bei dieſer Erklärung vor Freuden außer ſich war, ſchmeichelte meiner Eitelkeit; er hatte aber auch alle Urſache dazu, denn trotz meiner damals noch feineren und ſchlankeren Geſtalt nahm ich es, was Kraft anbelangte, mit Vieren auf, und wo mich Gewandtheit und Liſt unterſtützen konnten, fürchtete ich mich nicht vor einem Dutzend. Natürlich mit kleineren Geſchichten wollte ich mich nicht abgeben; ich ſehnte mich nach etwas Großem, wo es Muth galt und Gefahr zu finden war.“

„Wir zogen weiter, und wenige Tage nachher nahm mich der Hauptmann bei Seite und ſagte: Wenn du Etwas wagen willſt, ſo können wir über vierundzwanzig Stunden reiche Leute ſein. Natürlich willigte ich mit Freuden in Alles. — Heute Nacht, ſprach er, geht einer der reichſten Gutsbeſitzer des Landes nach der Hauptſtadt; er wird einige Bedienten bei ſich haben, aber auch eine große Menge Geld; wollen wir von den Andern mitnehmen oder wollen wir Beide es allein wagen? — Wir Beide allein, entgegnete ich ihm. Er war damit einverſtanden. Die Nacht kam, wir nahmen die beſten Pferde und ritten gut bewaffnet aus; es ging über eine Haide hinweg, das Wetter war ſtürmiſch, der Wind pfiff über die Ebene, wir konnten kaum unſere Hüte halten. In einer kleinen Niederung, die mit Gebüſch bewachſen war, hielten wir. Es mochte Mitternacht

ſein, als wir von fern her das Rollen eines Wagens vernahmen; er kam näher, vierſpännig mit zwei Poſtillonen und zwei Bedienten auf dem Außenſitz. Ich ſprengte an die vordern Pferde, riß den einen Poſtillon vom Sattel, der Hauptmann an den Schlag, indem er Halt! rief. Obgleich der Wagen augenblicklich hielt, knallten doch von allen Seiten Schüſſe, die wir übrigens nicht beantworteten. Während der Hauptmann den Wagen bewachte, glitt ich zur Erde, zog auch den andern Poſtillon herab, ohne ihm ein Leides zu thun, und zwang die Beiden mit vorgehaltener Piſtole, die unruhigen und ſchlagenden Thiere auszuſpannen, die nun augenblicklich das Weite ſuchten. Daß ihnen ihre Reiter in größter Angſt zu Fuß folgten, hinderte ich durchaus nicht, ja es erſchien mir ſo komiſch, daß ich ihnen ein lautes Gelächter nachſandte."

„Der Hauptmann hatte unterdeſſen gute Arbeit gemacht, zwang die beiden Bedienten, ruhig auf ihrem Sitz zu bleiben, und ich trat nun an den Schlag des Wagens, hatte aber dabei die Vorſicht, im nächſten Augenblicke, nachdem ich mich gezeigt, auf die Seite zu ſpringen, was ſehr nothwendig war, denn der entſchloſſene Beſitzer des Wagens ſchoß zweimal nach mir; die Kugeln pfiffen an meinem Kopfe vorüber. Natürlich bat ich ihn jetzt ſehr ernſt und dringend, dergleichen zu unterlaſſen, und zog ihn aus dem Wagen hervor. Es war ein alter Herr, und da er ein lahmes Bein hatte und ſein Krückſtock im Wagen geblieben war, ſo mußte ich ihn auf einen Stein an der Straße niederlaſſen, was ich auch behutſam that, denn ich hatte mein kaltes Blut durchaus nicht verloren, die Expedition kam mir ſehr ungefährlich vor. — Denken Sie ſich aber, wie mir zu Muthe ward, als ich nun die Wagenlaterne herunter nahm, als der Schein derſelben auf das Geſicht des alten Mannes fiel und ich trotz der

langen Jahre und einmaligen Sehens jene harten, ſtarren Züge wohl erkannte. — — Das Geſchäft des Wagendurchſuchens, das Herausnehmen der Caſſetten und Brieftaſchen überließ ich dem Andern; ich ſtand neben dem alten Manne und dachte an jene Nacht, wo wir uns zum erſten Male geſehen. Ja, wir konnten ſo nicht ſcheiden; er mußte mich wieder erkennen, er mußte erfahren, daß das Schickſal zuweilen ſtrenge Gerechtigkeit übt. Ich zog langſam ein breites Meſſer hervor, und als er das ſah, zuckte er zuſammen, doch hielt ich es ihm nur leicht vor die Augen und bat ihn, in ſeinem Gedächtniſſe um acht Jahre zurück zu gehen. Erinnern Sie ſich, ſagte ich mit ruhiger Stimme, jener Nacht in dem Schloſſe, das Sie vor nicht vielen Stunden verlaſſen, jener Nacht, wo Ihr Wille eine ganze Familie aus einander riß, wo Sie den Vater zu einem Verbrechen zwangen, die Mutter in's Elend verſtießen, die Kinder, Ihre eigenen Enkel, des ehrlichen Namens, des Vermögens, des Fortkommens beraubten, in das Elend hinaus jagten, dem Laſter in die Arme warfen. — Ja, dem Laſter, denn ich, der jetzt an Ihrer Seite in dem Wagen fahren ſollte, um Sie — ſetzte ich zähneknirſchend hinzu — bei einem ähnlichen Vorfalle wie der heutige zu vertheidigen, ich, damals jener Knabe, den Sie dieſes ſelbe Meſſer handhaben ſahen, ſtehe jetzt vor Ihnen als Straßenräuber, könnte vielleicht Ihr Mörder ſein, wenn mir das Schickſal Ihr Herz gegeben." —

„Schrecklich, ſchrecklich!"

„Das iſt allerdings ſchrecklich," fuhr der Erzähler ruhig fort. „Der Andere hatte unterdeſſen die Caſſetten auf den Boden niedergeſtellt und leerte ſie mit großer Behendigkeit in einen Sack, den er zu dieſem Zwecke mitgenommen. Wir ſehen uns wohl niemals wieder, ſprach ich zu dem alten Herrn, es ſei denn, daß es Ihnen einfallen ſollte, die Gerichte dafür gegen mich auf-

zurufen, daß ich mir mein rechtmäßiges Erbtheil genommen; — in dem Falle freilich und wenn Sie rächend verſuchen ſollten, mich noch tiefer zu ſtürzen, würde ich Ihnen wieder und dann auch meine Mutter rächend vor Augen treten. Er gab begreiflicher Weiſe keine Antwort, doch ließ er den Kopf tief auf die Bruſt herab hängen. Dachte er vielleicht über das Unrecht nach, welches er mir zugefügt, oder zürnte er über ſeine eigene Ohnmacht, mich in dieſem Augenblick nicht vernichten zu können?"

„Die Pferde waren beladen, ich ſteckte mein Meſſer langſam in die Scheide, wir ſchwangen uns auf, und obgleich mein Begleiter in vollem Galopp davon wollte, nöthigte ich ihn doch zu ſeiner Verwunderung, im Schritt zu reiten, und ſo zogen wir langſam querfeldein zum großen Erſtaunen der Bedienten, denen gewiß noch nie dergleichen vorgekommen war. Wir ritten noch eine Stunde durch die Nacht bis zu den Ruinen einer alten Abtei, die dem Zigeuner wohl bekannt war. Dort ſaßen wir ab und unterſuchten unſern Raub. Er war über alle Maßen beträchtlich; zu gleichen Hälften getheilt, bildete er für Jeden ein anſehnliches Vermögen. Wir nahmen dieſe Theilung raſch vor, und das Einzige, was ich für mich allein in Anſpruch nahm, war, daß ich nur Papiere und Banknoten nahm und meinem Begleiter dafür den Goldwerth ließ. — Ich kann Sie verſichern, der arme Kerl, der ſich doch ein wenig vor dem Galgen fürchtete, war überglücklich, nachdem ich ihm mein Verhältniß zu jenem alten Herrn aus einander geſetzt und ihm dabei die Verſicherung gegeben, er könne das heute Nacht Eroberte ruhig genießen und ſei nun für die Zukunft ein gemachter Mann; er war überglücklich, keinen Raub begangen zu haben und Sophiſt genug, um ſich zu überreden, daß wir nur mein rechtmäßiges Erbantheil vom Vermögen meines Großvaters getheilt."

„Natürlicher Weise trennten wir uns darauf auf Nimmerwiedersehen; er ging zu den Seinigen zurück, mich aber trieb es aus England fort, und nachdem ich mein Vermögen geordnet, schiffte ich mich nach dem Continent über, um so schnell als möglich nach Sicilien zu gehen. In Paris aber hatte ich den klugen Einfall, nach Palermo schreiben zu lassen, und erhielt nach einiger Zeit sehr untröstliche Nachrichten von da. Von meiner armen Mutter und meiner unglücklichen Schwester keine Spur. Das Unglück, welches uns betroffen, war dort nicht einmal in seinem vollen Umfange bekannt; es hieß, mein Vater habe sich von der Mutter scheiden lassen, worauf sie mit einem großen Theil ihres Vermögens England verlassen und nach Deutschland gegangen sei. Unsere Verwandten in Palermo, so schrieb mein Sachwalter, liebten es übrigens sehr, uns förmlich zu ignoriren, und wenn uns nicht dringende Veranlassungen dazu trieben, riethe er uns, nicht nach Palermo zurückzukehren."

„So war mir also auch meine eigentliche Heimath verschlossen; ich hatte Niemand mehr, dem ich mich anvertrauen konnte, dem ich mein Schicksal erzählen, von dem ich Trost und Hülfe erwarten konnte. O, ich fühlte mich einsam und elend; ich war auf dem Punkte, den gleichen Schritt zu thun, wie Sie; aber auch mich hielt ein Geist zurück, doch war es mein eigener, der mir, als ich mich über das Brückengeländer hinüber lehnte, wie höhnend zurief: Also feige willst du die Welt, deine Feinde, die Menschen, verlassen, willst keine Vergeltung üben für all das Unrecht, welches man dir gethan! — Trotze deinem Schicksal, trete ihm entgegen, setze ihnen die Ferse auf den Nacken, wie sie es dir gethan, lebe als freier und unabhängiger Mensch, denke an jene Zeit, wo du ein solcher warst, wo du auf flüchtigem Pferde über die Haide jagtest, wo deiner Hand jede Blüthe, jedes

unschätzbare Gut, das eine Menschenseele vergeben kann, erreichbar war, denn du hattest den Muth, darnach zu greifen. — So sprach es in mir, so klang es fort und fort in meinem Herzen und ich folgte der verlockenden Stimme. Reich, wie ich war, warf ich mich in das Leben der großen Hauptstadt, lernte mich bewegen in den höchsten Kreisen und knüpfte dort Verbindungen an, aber ich griff auch tiefer hinab in die Schichten der Gesellschaft und erwarb mir auf den untersten Stufen derselben Bekannte, ja Freunde. — Sie sehen mich mit großen Augen an, aber ich sage Ihnen die reine Wahrheit; wenn ich Nachts, von einer glänzenden Soirée kommend, aus meinem Wagen stieg, meine reiche Toilette von mir warf, die Blouse anzog, mein Haar auf eigenthümliche Art ordnete, so hätte mir jede der vornehmen Damen, mit denen ich vorhin getanzt, gerne ein Almosen geschenkt, ohne mich zu erkennen."

„Ah!" machte Herr Beil.

„Und glauben Sie ja nicht, daß ich mich ungern in diesen untern Kreisen bewegte; da sieht man die Menschen in ihrer natürlichen Herzensgüte, wie auch in ihrer natürlichen Schlechtigkeit, ohne Schminke, ohne Verstellung; aber man muß ihren Kreis nicht als fremdes Element tangiren, man muß zu ihnen gehören, dann genügt ein Wort, ein Handschlag, und wenn man Aufopferung für sie zeigt, so gehören sie Einem mit Leib und Seele. — O, das war für mich ein entzückendes Leben, unsichtbar wie ein Geist durch alle Stufen der Gesellschaft zu schweben, aufwärts und abwärts; ich war allwissend und allmächtig, keine geheime Polizei erfuhr und konnte leisten, was ich vermochte. Ich sah die Fäden von tausend Intriguen vor mir spielen, ich knüpfte sie an, wo es mir gefiel, und zerriß sie, wenn es mir beliebte; die geheimsten Geschichten lagen offen vor

mir da, ich beförderte ihren Lauf oder hemmte ihn, je nachdem es mir einfiel; ich war Herr und Gebieter über Tausende von Sclaven."

— „Und das waren Sie oder sind es noch?" fragte der Andere mit gepreßter Stimme.

„Ich bin es noch," entgegnete der Erzähler, indem er sich stolz aufrichtete und seinem Gegenüber fest in die Augen sah. „Ja, ich bin es noch und läugne es Ihnen, dem ich eine offene Beichte über mein ganzes Leben abgelegt, nicht."

„Also doch! also doch! — Verzeihen Sie, gnädiger Herr, meine Ueberraschung, mein Erstaunen, ja meinen Schrecken, indem Sie so plötzlich vor mich hintreten, ein räthselhaftes Wesen, das in finstern Schatten bei uns vorbeischwebt und jetzt auf einmal an's Licht tritt. — Fast ein Gespenst. — Ja, ein Gespenst," fuhr er entsetzt fort, indem er sich langsam empor richtete und starr in die glänzenden Augen sah, welche der Andere fest auf ihn gerichtet hielt. — „Gewiß ein Gespenst und dasselbe, welches mir damals am Kanal erschienen. — — — — Aber ich bin kindisch," fuhr er nach einer Pause mühsam lächelnd fort, wobei er sich über die feuchte Stirne strich, „Sie sitzen ja körperhaft vor mir, und jenes Phantom — war ja auch kein Phantom — Sie waren es."

„Ja, ich war es, mein Freund," entgegnete der Erzähler; „ich war es, der Ihr Leben rettete, der Ihren Leib und Seele erhielt; und wenn ich sage, daß ich Sie für mich erhielt, so geschah es ja nur, um einen Freund zu gewinnen, der fern von meinem wilden Treiben steht, dem ich mein Inneres eröffnen konnte, der mir in vorkommenden Fällen seinen guten Rath nicht vorenthalten wird. — O seien Sie ganz ruhig, ich werde Sie nie in den finstern Kreis ziehen; dieß Haus, dieses Zimmer

ſollen rein bleiben wie die Seele des Kindes, das dort drinnen ſo ruhig ſchläft."

„Und dieſes Kind — es iſt das Ihrige?"

„O nein," ſagte der Baron mit trübem Lächeln, „ſo glücklich bin ich nicht. Hören Sie mich noch einen Augenblick an; bald bin ich mit meiner Geſchichte zu Ende. Anfänglich glaubte ich, ich könnte von dem ſeltſamen Leben, das ich angefangen, ebenſo leicht wieder laſſen, wie man ein Kleid wechſelt, wie man einen Handſchuh auszieht. Das wollte ich auch, ich verließ Paris und ging nach Deutſchland. Aber obgleich ich mich in der erſten Zeit fern von Allem hielt, was mich früher ſo ſehr beluſtigte, ſo dauerte das doch nicht lange; wie ich Ihnen ſchon geſagt, ich konnte es nun einmal nicht laſſen, unſichtbar lohnend und ſtrafend in die Geſchicke der Menſchen, die mich intereſſirten, einzugreifen. Das Erſtere that ich übrigens häufiger und ich konnte es. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich von meinem Treiben und meinen Verbindungen nie den geringſten Vortheil zog, nie — nie, obgleich dem Unſichtbaren ungeheure Summen geboten wurden, obgleich große Vermögen zu meinen Füßen rollten. Ein Verſchwender war ich nie; was ich beſaß, mehrte ſich auf rechtliche Weiſe, ſtatt abzunehmen, obgleich ich dem Elend mit vollen Händen abhalf, wo ich konnte. Da befand ich mich in W. und unter vielen ſcandalöſen Geſchichten, welche die reichen jungen Leute, mit denen ich verkehrte, erzählten, intereſſirte mich eine ganz beſonders. Es war das ein förmlicher Sclavenhandel; eine Mutter, ſo hieß es, hatte ihre eigene Tochter um eine beträchtliche Summe verkauft, das Mädchen aber habe eine andere Neigung und ſei in Verzweiflung. Das war ein Fall, für den ich da war; meine erſte Idee war, das arme Geſchöpf entführen zu laſſen, ihr eine Exiſtenz

zu gründen, ſie, wenn es möglich ſei, mit ihrem Geliebten zu vereinigen. — Unmöglich! Denn leider ſtand dieſer Freund durch Rang und Stand ſo weit über ihr, daß an eine Verbindung nicht zu denken war. Ich beſchloß, mich alſo bei ihr einzuführen, und das that ich auch." — Bei dieſen Worten athmete der Erzähler tief und ſchwer, und als er darauf mit der Hand über ſeinen Bart ſtrich, zitterte dieſe leicht; auch hatte er die vorigen Worte nur mühſam hervorgebracht.

— „Ich ging alſo dorthin. Um einen Vorwand war ich bei dergleichen nie verlegen, ich betrat ohne lange zu fragen ihr Zimmer, ich fand das Mädchen allein, ein Schauer durchflog meinen Körper, meine Zähne ſchlugen in Fieberfroſt zuſammen, — ja, es konnte nicht anders ſein, ich fand die Züge des Kindes in der Erwachſenen wieder — ich ſtand vor meiner Schweſter. — Gerechter Gott! vor meiner Schweſter, die von ihrer, von meiner Mutter der Schande verkauft war. — Aber nein, nein! ſo fürchterlich ſollte es nicht kommen, gehen wir mit wenigen Worten darüber hinweg. Ja, meine Schweſter war es; aber meine arme Mutter war längſt geſtorben; ſie hatte ihr Kind aufgeſucht und es auch glücklich in Schottland gefunden; ſie hatten ein kümmerliches Leben geführt, meine Mutter hatte mit ihren zarten Händen Tag und Nacht gearbeitet, um ſich und ihr Kind auf ehrliche Art zu erhalten; aber alle die ſchrecklichen Verluſte, die ſie erlitten, das Andenken an meinen Vater, der ſie ſo entſetzlich mißhandelt, — an mich, den ſie todt geglaubt, hatte ihre Geſundheit zerſtört. — — Nach ihrem Tode ſtand meine Schweſter rathlos da, irgend ein Zufall brachte ſie zu jener Frau, die ſich heute ihre Mutter nannte, die ſie ſorgfältig erzog, aber damals ſchon rechnend, das ſchöne, geiſtreiche Mädchen werde ſich einſtens ſelbſt bezahlt machen."

„Daß ich mit dieſer Dame eine ſtarke Unterredung hatte, können Sie ſich denken; die verlangte Summe für meine Schweſter gab ich ihr und nahm das arme Geſchöpf mit mir, — ja, das arme Geſchöpf, — denn es waren Sachen vorgefallen, die mich nöthigten, ein Jahr lang mit ihr in tiefſter Verborgenheit zu leben. Sie wurde Mutter eines Kindes, eines Knaben — und was ſoll ich's verſchweigen? — deſſelben, der jetzt unter Ihrer Aufſicht lebt und den Sie deßhalb nicht weniger lieben werden, weil ſeine Geburt keine legitime iſt."

Die Verſicherung des Herrn Veil, daß er das Kind vielleicht noch mehr lieben würde, weil es ohne rechtmäßige Anſprüche an einen väterlichen Schutz ſo allein in der Welt ſtehe, ſchien der Baron gar nicht zu hören. Er hielt beide Hände vor das Geſicht und ſaß ſo eine Zeit lang in ſich verſunken da. Als er wieder empor ſchaute, ſeufzte er tief auf und ſagte: „Glauben Sie mir, ich hätte lieber das Grab meiner Schweſter gefunden, als ſie ſelbſt auf dieſe Art. Ich erzählte Ihnen ſchon, wie ich ſie als kleines Mädchen geliebt. Und dieſe Liebe hat mit den Jahren zugenommen; in meinen Träumen ſah ich ſie vor mir, wachſend, größer und ſchöner werdend, liebenswürdig und verſtändig, wozu ſie ſchon als Kind ſo ſchöne Hoffnungen gab. Ach! ihr Bild hat mich vor Vielem bewahrt, namentlich vor einem wilden Leben und vor manchen unüberlegten Handlungen in gewiſſer Beziehung. Ich will es Ihnen offenherzig geſtehen: obgleich ich viele Abenteuer hatte, habe ich doch nie geliebt; denn ſo oft ich mein Herz einem weiblichen Weſen zuwenden wollte, trat mir das Bild meiner Schweſter vor die Seele und daneben erblaßte alles Andere. Es war wohl mit das ſchreckliche Unglück unſerer Jugend, was mich ſo feſt an ſie hinzog. — Einmal," fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „und es iſt noch gar nicht lange

her, da traf ich mit einem armen Geſchöpfe zuſammen, mit einem Mädchen, die blonde Haare hatte, wie meine Schweſter und auch einen Zug in ihrem Geſichte, der mich an dieſe erinnerte. Das durchzuckte mich wunderbar, und wenn ich dem Mädchen früher begegnet wäre — — — — aber das ſind nur Phantaſieen! — gehen wir weiter!"

„Nachdem das vorüber, reiste ich mit meiner Schweſter nach Sicilien und machte dort eine Klage gegen meinen Großvater in England anhängig: ich wußte wohl, daß dabei nichts zu gewinnen war, doch prozeſſirte ich nur in der Abſicht, um einen Namen für meine Schweſter zu erhalten. Dieß gelang mir auch; man erklärte ſie für berechtigt, den Familien-Namen unſeres Vaters zu führen; ich für meinen Theil verzichtete darauf: der Enkel des Lord K. war todt und verſchollen; auch meiner Schweſter konnte ich nützlicher ſein, wenn ich ihr, ſie unſichtbar ſchützend, zur Seite ſtand. Wer wußte auch, wenn wir den gleichen Namen führten, ob ſie nicht vielleicht dadurch in Sachen verwickelt werden konnte, die ihr fern zu halten meine heiligſte Pflicht war. Daß ich mein Vermögen redlich mit ihr theilte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu ſagen. — Und nun bin ich zu Ende, aber gerne bereit, Ihnen irgend welche Fragen zu beantworten, die Sie an mich zu richten für gut finden. Fragen Sie mich ohne Scheu."

„Wenn ich das thue," ſprach Herr Veil nach einigem Zögern, „ſo iſt es nicht Neugierde, die mich treibt; doch möchte ich erfahren, ob die Mutter des Knaben ſeinen Aufenthalt weiß, ob es ihr erlaubt iſt, ihn zu ſehen."

„Das Letztere kann ich Ihnen noch nicht ſagen, — meine Schweſter verheirathete ſich, ſie machte, was man vor der Welt eine glänzende Parthie nennt; doch lebt ſie kinderlos bei dem

alten Gatten und immer noch hängt ihr ganzes Herz an dem Knaben."

„Und wie habe ich mich zu benehmen, wenn ſie einen Verſuch machen wollte, das Kind zu ſehen? — Sie ſagten mir ſelbſt, man forſche demſelben von andern Seiten nach."

„Ganz recht, daß Sie daran denken; ſollte Sie alſo eine Dame zu ſprechen und das Kind zu ſehen verlangen, ſo fragen Sie, ob ſie ſchon länger in hieſiger Stadt ſei; gibt man Ihnen zur Antwort, ſie komme ſo eben von einer Reiſe nach England zurück, ſo können Sie ihr das Kind getroſt in die Arme führen."

„Doch nun iſt es Zeit, daß ich mich entferne," ſagte der Baron nach einer Pauſe, indem er ſich erhob — „meine Pferde ſchaudern, der Morgen dämmert auf, kann ich Ihnen mit Mephiſto zurufen; ich habe Sie einen wilden Traum träumen laſſen; ich führte Sie auch über öde Haiden und ſelbſt ein wenig am Rabenſtein vorüber. — Adieu, mein Freund, denken Sie, daß ich ganz der Ihrige bin. Gebieten Sie über mich, ſoll ich Etwas für Sie erlangen in der niedrigſten Hütte oder am Throne des Königs, ich werde es thun. — Leben Sie wohl! Sobald es mir möglich iſt, ſuche ich Sie wieder auf. Sollten Sie etwas Dringendes für mich haben, ſo wiſſen Sie ja meine Wohnung." — Hierauf drückte er dem Herrn Veil herzlich die Hand, verließ das Zimmer und gleich darauf das Haus.

Der Andere trat an's Fenſter und blickte dem Baron lange nach, wie er leicht und gewandt über die Straße dahin ſchritt und bald um die nächſte Ecke verſchwunden war. Ja, der Morgen dämmerte auf, ein trüber, kalter Wintermorgen; am Himmel jagte der Wind graue Wolken, welche, über die Stadt hinwegfliehend, zuweilen einzelne Schneeflocken hernieder flattern ließen. Die Windfahnen drehten ſich kreiſchend; zwiſchen den entfernteren

Häuſern lag ein feiner froſtiger Duft, und an einem Brunnen, der ſich gerade dem Hauſe gegenüber befand, hatten ſich ſeit einigen Stunden ziemliche Eiszapfen gebildet. Draußen war es unbehaglich, aber im Zimmer ſtrömte der Ofen eine angenehme Wärme aus. Herr Beil löſchte die Kerze aus, die Flamme derſelben konnte dem hereindringenden Tageslicht nicht mehr widerſtehen und brannte mit dunkelrother Gluth. Nachher fuhr er ſich mit der Hand über das Geſicht und es war ihm zu Muth, als habe er wirklich einen wilden Traum geträumt oder als habe er während der Nacht ein ſeltſames Buch geleſen, eine Räubergeſchichte, wie ſie eigentlich nur in Romanen vorkommt. Er verſank in tiefes Nachſinnen und war ordentlich froh, als bald darauf eine helle Kindesſtimme an ſein Ohr ſchlug, die laut und luſtig rief: „Onkel Beil, ich bin erwacht und möchte gern aufſtehen!“

Fünfundſechzigſtes Kapitel.

Ein gefährliches Papier.

Der Doctor Eduard Erichſen hatte in ſeinem ſogenannten Studierzimmer einen alten ledernen Lehnſtuhl, den er bei guter Laune ſeinen olympiſchen Dreifuß zu nennen pflegte. Es war ein ehrwürdiges Möbel, das er, von jeher ein geordneter Mann, ſich ſchon auf der Univerſität angeſchafft hatte, und von dem ſich zu trennen ihm unmöglich war. Der Lehnſtuhl war ziemlich altmodiſch, mit einem Leder überzogen, deſſen Farbe nicht mehr zu erkennen war, und glänzte an verſchiedenen Stellen wie polirt. Ach! wie oft hatte er ſeinem Herrn freundlich die alten Arme geöffnet und ihn aufgenommen bei Luſt und Schmerz; wie viele Gedanken hatten, hier ruhend, ſchon des Doctors Kopf durchzogen. Bei gewöhnlichen Veranlaſſungen brauchte er ihn ſelten, aber ſowie es eines reiflichen Nachdenkens bedurfte, ſei es über einen ſchwierigen Krankheitsfall, ſei es über irgend eine Familienangelegenheit, ſo vergrub ſich Herr Erichſen gern in die alten Kiſſen. Auch ſeinen Platz hatte der Stuhl ſchon oft wechſeln

müssen, als sein Besitzer einstens krank und wieder auf dem Wege der Besserung war, stand er so, daß die ersten Strahlen der Morgensonne über ihn und den Genesenden hinspielten; auch in dem Schlafzimmer war er früher häufig, der Doctor hatte ihn gleich zu Anfang seiner Ehe neben das Bett seiner Frau gerollt, und das waren damals seine seligsten Augenblicke gewesen, wenn er aus Geschäften oder von Gesellschaften spät heimkehrend noch mit ihr eine angenehme Stunde verplaudern konnte. Ja, damals hatte der Stuhl eine große Rolle gespielt: auf ihm hatte der glückliche Vater zum ersten Mal seinen kleinen Oscar in den Armen gewiegt, auf ihm hatte die junge, schöne Mutter zum ersten Mal nach jener verhängnißvollen Zeit ausgeruht, und zum ersten Mal ihr Kind recht innig an die Brust gedrückt. Aber auch die kleinen Leiden seines Besitzers, die nachher so groß, ja endlich unheilbar werden sollten, waren auf eben diesem Stuhle überdacht worden, und es war, als ob das alte Möbel in der That eine beruhigende Kraft auf seinen Herrn ausübte: denn wenn dieser sich auch in der größten Erregung darauf niedergelassen, so beschlichen ihn bald sanftere Gedanken, er wurde nachgiebiger, auch trauriger, wie das gerade eben kam. —

An Alles das dachte der Doctor, als er wieder einmal und sehr tief vergraben in den Lederkissen ruhte. Er hatte den Kopf auf die Brust herabgesenkt, die Augenlider halb geschlossen, die Hände gefaltet, und man hätte glauben können, er schliefe, wenn nicht zuweilen ein tiefer Seufzer seine Brust geschwellt und seinen Kopf gewaltsam emporgehoben hätte.

Es mochte zehn Uhr Morgens sein, und das Haus des Doctors, in welchem sich sonst um diese Zeit ein reges Leben bewegte, wo die Köchin in ihrer Küche hanthierte, wo Kindsfrau und Stubenmädchen plaudernd oder singend ihre Arbeit thaten, wo die

Thüre auf und zu ging, war es heute still wie auf einem Kirchhofe. In der Kinderstube befanden sich allerdings beide eben erwähnten Dienstboten, doch saß die Eine an diesem, die Andere an jenem Fenster, Beide machten lange Gesichter, schauten zwar verstohlen gegen einander hin, sprachen aber kein Wort; selbst die Köchin machte nicht den geringsten Lärmen; sie stand an ihrem Heerde vor einem Kessel, in welchem das Suppenfleisch kochte, statt es aber abzuschäumen, wie wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre, hatte sie gedankenvoll den Schaumlöffel auf den Heerd gestützt, blickte vor sich nieder und ließ die dampfende Brühe überlaufen.

Auf dem Gange zwischen den Zimmern sah es ganz fremdartig aus; da standen große und schwere lederne Kisten, auch Koffer und Hutschachteln, es war gerade, als wolle sich die ganze Familie auf Reisen begeben.

Kehren wir nun in das Zimmer des Arztes zurück, so finden wir ihn wie früher unbeweglich im Lehnstuhle ruhend und selbst nicht einmal Achtung gebend auf das Spielen der Kinder, die bei ihm im Zimmer waren. Und das Spiel, welches sie trieben, war doch der Mühe werth, mit angesehen zu werden. Oscar und Anna saßen am Boden und hatten zwischen sich einen Fußschemel, auf dem sich ein drittes Kind befand, ein ziemlich kümmerlich aussehendes Mädchen, das die erstaunten Blicke beständig im ganzen Zimmer umherlaufen ließ. Seinen Anzug hätte man komisch nennen können; es hatte ein einfaches, etwas ärmliches Wollenkleid an, darüber einen kleinen Sammetmantel, den ihm Oscar umgehängt, und auf dem Kopf einen zierlichen Spitzenhut, von Anna ziemlich schief darauf befestigt. Letztere hatte in der Hand eine große Tasse mit Kaffee, in welche Brod eingebrockt war, das sie dem Kind löffelweis in den Mund

gab. Zuweilen nahm dieſes davon, zuweilen aber ſchloß es die Lippen und wandte den Kopf ſo heftig auf die Seite, daß der Kaffee über das Kleid herabfloß und auch wohl über den ſchönen Sammetmantel; und dann rief Oscar und Anna wie aus einem Munde: „Papa! das fremde Kind ißt wieder nicht!“

Das fremde Kind ſchien ſich übrigens mit dieſer Abfütterung und der ihm bewieſenen allzu großen Aufmerkſamkeit gar nicht heimlich zu fühlen; es blickte öfters erſchreckt auf den Sammetmantel, ſchielte beſorgt nach dem Spitzenhute, zuckte unruhig mit den Füßen, als wolle es durch einen verzweifelten Sprung den Verſuch machen, ſeine Freiheit wieder zu gewinnen, kurz, es benahm ſich wie ein kleiner Affe, den man eben eingefangen und bei welchem die erſte Dreſſur probirt wird.

Jetzt hörte man, daß draußen die Glasthüre geöffnet wurde, raſche Tritte näherten ſich, ihr Klang hörte aber auf Augenblicke auf, als betrachte ſich der Ankommende die Koffer und Kiſten im Gange, dann wurden ſie eiliger wieder fortgeſetzt, und nun haſtig die Thüre geöffnet, ohne vorher angeklopft zu haben.

Arthur erſchien auf der Schwelle und blieb kopfſchüttelnd ſtehen, als er in das Zimmer blickte. — „Schöne Geſchichten das!“ rief er nach einer Pauſe, während welcher er die Thüre hinter ſich zugedrückt und ſich dem Lehnſtuhle genähert hatte. — „Aber um's Himmels willen, Eduard, iſt denn die Geſchichte wahr? und du ſagteſt mir geſtern nichts davon! Muß ich das heute Morgen von Alfons erfahren, der es beim Frühſtück auf ſeine gewohnte Art mit Mama beſprach.“

Der Doctor richtete den Kopf in die Höhe, ohne aber ſonſt ſeine Stellung zu verändern. — „Ich wollte gerade zu dir hin, Arthur,“ entgegnete er mit weicher Stimme, „mein Wagen ſteht unten ſchon eingeſpannt; aber ich gerieth hier an meinen alten

Freund, und der hielt mich feſt durch Träumereien und Erinnerungen.“ —

„Aber ſage,“ fuhr der Andere dringender fort, „will ſie wirklich nicht zurückkehren? Mama hatte ihr doch den Kopf zurecht geſetzt und ſie ſchien ihr Unrecht einzuſehen.“

„Sie ſchien,“ erwiederte Eduard traurig lächelnd, „das heißt, ſie gab der Mutter nach ihrer gewöhnlichen Art keine Antworten, als ſie aber euer Haus verlaſſen, ſchrieb ſie mir, es ſei für uns beſſer, wenn ſie auf ihrem Entſchluß beharre. Da lies dieß merkwürdige Schreiben; ich weiß nicht, ob Herr Alfons auch davon Kenntniß hat.“

Der Maler durchflog das ihm dargereichte Papier und warf während des Leſens mehrmals einen Blick auf die Kindergruppe. Dann faltete er das Schreiben zuſammen, gab es ſeinem Bruder zurück und verſetzte achſelzuckend: „Was weiß der nicht? auch darüber ſprach er ſpottend und höhnend. Aber wie hieng denn die ganze Sache eigentlich zuſammen? — Iſt dieß das Kind?“

Der Doctor nickte mit dem Kopfe, wobei er ſagte: „Auf die einfachſte Weiſe von der Welt. Du weißt von unſerer großen Scene am Weihnachtsabend; den andern Tag fuhr ſie zu ihrer Mutter, und die würdige Dame, ſtatt ihre Tochter zurückzuſchicken, oder ſelbſt zu kommen, ſandte ihren Sachwalter, denn ſie fand ſich in ihrer Tochter höchlich beleidigt. Darauf nun ſchrieb ich ihr einen Brief, — ich ſage dir, einen Brief, der einen Stein hätte erweichen müſſen. Nun, die Folge war denn auch die Unterredung mit der Mutter.“

„Richtig! richtig! Wie iſt aber die Geſchichte mit jenem Kind? Denn, ſo viel ich erfahren, fiel die nun dazwiſchen und warf Alles wieder aus einander.“

„Die iſt an ſich ganz einfach, aber weißt du, Arthur, wenn

man einen Vorwand zu Verdächtigungen und Streitigkeiten ſucht, ſo iſt er ſehr leicht gefunden. Auf ſeltſame Art machte ich an demſelben denkwürdigen Weihnachtsabend die Bekanntſchaft einer unglücklichen Perſon, die im höchſten Grade ſchwindſüchtig iſt, der böſe Menſchen ihr Kind geraubt, das ſie aber wieder erhielt, und die ich, da ſie wie geſagt, kränklich und von aller Hülfe entblößt iſt, regelmäßig beſuchte und ſie unterſtützte ſo gut ich konnte."

„Das iſt an und für ſich nichts Schlimmes."

„Sie wurde aber täglich kränker, das Kind verkam ordentlich und als die Mutter vor ein paar Tagen ſtarb, ſah ich denn nichts Arges darin, die Kleine mitzunehmen und ſie ſo lange hier zu behalten, bis ich eine paſſende Unterkunft für dieſelbe gefunden. — Iſt daran etwas Unrechtes?"

„Für uns und alle rechtlich denkende Menſchen nicht," erwiederte Arthur und legte ſeine Rechte ſanft auf die Schulter des Bruders. „Aber daß du damit willkommenen Anlaß zu neuen Anklagen gabſt, das hätteſt du dir doch bei Gott vorſtellen können. — Nicht wahr, anonyme Briefe wurden deiner Frau geſandt?"

„Verſteht ſich von ſelbſt; und welches gemeinen und boshaften Inhalts, das kannſt du dir gar nicht denken. Das war ein Verhältniß, das ich ſchon lange Jahre unterhalten, das natürlicher Weiſe der Welt bekannt war, das man aber bis jetzt aus Schonung verſchwiegen."

„O ſchändlich! ſchändlich!"

„Endlich aber konnte der redliche Freund, der ſich leider nicht nennen durfte, es nicht mehr über ſich gewinnen, ſtillſchweigend zuzuſehen, wie eine unglückliche Frau ſo unverantwortlich von ihrem Manne betrogen werde."

„Und die unglückliche Frau glaubte wohl ſelbſt dieſe Geſchichte nicht?"

„O ſie glaubt ſie wohl nicht, aber ſie thut, als ob ſie ſie glaube. Ich machte geſtern einen Beſuch bei Mama's liebenswürdiger Freundin, der Titularräthin Waſſer; ſie war natürlicher Weiſe zurückhaltend, ſo zu ſagen mit Anſtand gepolſtert, und wehmüthig zum Ueberlaufen. Sie hatte meine Frau geſprochen und aus deren eigenem Munde jenes infame Gerücht vernommen.“

„Deine Frau hatte es ihr geſagt!“ rief Arthur entrüſtet.

„Als Gerücht; aber meine Schwiegermutter hatte hinzu geſetzt: das fehle noch zu der ſchlechten Behandlung, die Madame bei mir ausgeſetzt geweſen ſei.“

„O, dann iſt Alles verloren!“

„Ja, das fühle ich auch. Du erſiehſt ja aus dem Briefe, daß meine Frau die einleitenden Schritte zu einer Scheidung bereits gethan hat. O mein guter Name, meine armen, armen Kinder!“

„Bah!“ rief der Maler entrüſtet, „über deinen Namen beruhige dich; an dem bleibt kein Mackel hängen. Man kann dir kein Unrecht geben.“

„Den Frauen gegenüber haben wir in ſolchen Fällen immer Unrecht; alle Weiber nehmen für ſie Partei, und man wird mich verarbeiten und zerreißen, daß kein gutes Haar an mir bleibt.“

„Aber was ſoll mit dem Kinde geſchehen?“

„Ich weiß es nicht; hier kann ich es nicht behalten. Denke dir, Arthur, daß meine ſämmtliche Dienerſchaft mir in ſittlicher Entrüſtung den Dienſt aufgekündigt.“

„Die Canaillen!“

„Die Kindsfrau meinte, ſie habe ſich bei anſtändigen und ehrlichen Kindern verdingt, ſei aber nicht dazu gemacht, uneheliche Bälge aufzuziehen.“

„Das ſagte ſie dir in's Geſicht?"

„O nein, Franz, der Kutſcher, hat es mir erzählt."

„Und der?"

„Er bat mich zu gleicher Zeit um Erlaubniß, die drei Weibsbilder zum Hauſe hinaus werfen zu dürfen."

„Die hätte ich ihm ertheilt."

„Um noch mehr Scandal zu haben! Du wirſt ſchon ſehen, was die drei Weiberzungen von mir ausſagen werden."

„Ja, ja."

„Die haben mein Verhältniß zu jener unglücklichen Perſon ſchon lange gewußt, oh! ganz genau gekannt. Glaube mir, Arthur, die werden mir einen ſchönen Namen machen. Und dagegen vermag kein ehrlicher Mann, keine Macht dieſer Welt Etwas."

„Onkel Arthur!" rief Anna, „ſchau dir unſer Kind an. Papa hat es für uns zum Spielen mitgebracht; wenn es einmal ſchöne Kleider bekommt und brav iſt, ſo wird es unſer Schweſterchen; nicht wahr, Papa?"

„In deinem Hut und Mantel," ſagte Oscar mit Kennermiene, „ſieht es gerade aus, wie du, Anna."

„Verlangen die Kinder zuweilen nach ihrer Mutter?" fragte Arthur leiſe.

„Selten, eigentlich nie," erwiederte traurig der Bruder. „Es iſt ihnen etwas ganz Gewöhnliches, daß ſie ſie nicht ſehen."

„Haſt du draußen die Kiſten geſehen und die Koffer, Onkel Arthur? Wir verreiſen; ich weiß es ganz gewiß."

„Ja, wir gehen," ſetzte Anna hinzu, „weit, weit fort."

„Und haben heute Morgen ſchon eine Reiſe gemacht," ſprach der Knabe. „Anna gehört die große Kiſte, mir der Koffer; das ſind zwei Kutſchen, in denen wir ſchon weit weg gefahren ſind.

Ich war der Fuhrmann; wo haſt du meine Peitſche gelaſſen?" wandte er ſich an die Schweſter.

„Das geht nun ſeit geſtern ſo fort," ſagte leiſe und traurig der Vater; „die armen, armen Dinger! Schon als eingepackt wurde, brachten ſie auch von ihren Kleidern und Wäſche herbei und wollten nicht begreifen, warum die Sachen von Mama allein in die Koffer gelegt würden."

„Quäle dich doch nicht ſelbſt mit den Gedanken," entgegnete Arthur. „Du biſt weicher als die Kinder. Vor allen Dingen laß' uns ruhig überlegen, was zu thun iſt. Mama hat dir neue Dienſtboten beſorgt, nicht wahr?"

„Ja, ſie kommen ſchon heute."

„Nun denn, was denkſt du mit dem Kinde da anzufangen?"

Der Doctor zuckte mit den Achſeln. „Ich werde es in irgend eine ordentliche Anſtalt thun," ſagte er.

„Das iſt nichts," erwiederte Arthur. „Hätteſt du es von ſeiner geſtorbenen Mutter gleich in eine ſolche bringen laſſen, ſo wäre es ganz gut geweſen. Aber jetzt, wo nun einmal die fatalen Gerede über dich in der Stadt gehen, wäre das nur zu neuen Klatſchereien Stoff gegeben. — Das Kind muß verſchwinden, man muß es zu ſtillen, verläßlichen Leuten thun, die es vertrauensvoll aufnehmen, die es gut behandeln und weiter nicht darüber ſprechen."

„Solche Leute ſind ſelten," meinte trübe lächelnd der Doctor. „Wüßteſt du Jemand?"

„Allerdings ſind ſie ſelten," entgegnete der Maler und blickte nachdenkend zum Fenſter hinaus; „ſehr ſelten, aber es gibt noch gute, edle Herzen, die nach Kräften Gutes thun, ohne darüber zu ſprechen, — edle Menſchen, die ihren Nächſten lieben, namentlich wenn er in Noth iſt."

„Die ſind ſchwer zu finden und zu erkennen.“

„Zu erkennen leicht, wenn man ſie gefunden,“ ſprach Arthur mit Wärme. „O, der Glanz ihres Auges ſagt dir, daß das Herz gut und edel iſt; ein offenes, ehrliches Lächeln läßt dich auf den Grund ihrer Seele blicken, ein einziges Wort, mit dem ſüßen Klang ihrer Stimme geſprochen, läßt dich fühlen, daß es wahr und aufrichtig gemeint iſt; an dem Hauch, der von einem ſolchen Weſen ausgeht, erkennſt du, daß du es mit einem edlen, reinen Geſchöpfe zu thun haſt.“

„Arthur! Arthur!“ ſagte erſtaunt der Bruder. „Du redeſt dich ordentlich in's Feuer, du ſchwärmſt. Kennſt du vielleicht ein ſolches Weſen?“ — Er ſtützte den Kopf in die Hand und blickte fragend in die Höhe. — „Ja,“ fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „du haſt ſo eben ein Portrait ſkizzirt, und wenn es dem Originale wirklich ähnlich ſieht, ſo möchte ich es wohl kennen.“

„Du ſollſt es kennen,“ entgegnete Arthur mit weicher Stimme. „Das Original, das ich dir mit voller Wahrheit nicht zu ſchildern vermag, iſt ein Mädchen, das ich liebe, und wie liebe, Eduard! das mein werden muß, und ſollte ich Alles daran ſetzen, viel, viel darüber verlieren. — O das wäre ein Verluſt, bei dem ich tauſendfach gewinnen müßte.“

„Ja, verlierend zu gewinnen, ſagte, glaube ich, ein gewiſſer Romeo bei einer ähnlichen Veranlaſſung,“ meinte der Doctor und betrachtete aufmerkſam ſeinen Bruder.

Dieſer that einen tiefen Athemzug, legte ſeine Hände auf die Schultern Eduards und ſprach: „Gott ſei Dank, die Schale, die mein Herz umgibt, zerſpringt, dein Unglück, mein guter Bruder, hat mir den Muth gegeben, mit dir darüber zu ſprechen.“

„Iſt es denn etwas ſo Schlimmes und Unbegreifliches?“

„Schlimm allerdings, vor den Augen unſerer Familie, und wird der Welt auch ſehr unbegreiflich erſcheinen. Ich liebe ein Mädchen, jung, ſchön, reizend, wie man ſich die Engel vorſtellt, und dieſes Mädchen will ich heirathen, obgleich ſie keiner bekannten Familie angehört, obgleich ihr Vater ein armer Schriftſteller iſt, ſie ſelbſt eine Tänzerin."

„Alſo iſt die Geſchichte doch wahr?" erwiederte der Doctor kopfnickend; „ich warf ſie weit hinweg, als man mir davon ſagte. Alfons zielte ſchon mehrmals darauf hin."

„Aber jetzt möchte ich dich fragen, lieber Eduard, iſt denn die Sache etwas ſo Schlimmes und Unbegreifliches?"

„Verſteh' mich wohl, Arthur, ich werde ja mit tauſend Freuden das Mädchen, das du dir auserwählt, als Schwägerin begrüßen; weiß ich doch leider am Beſten, daß es keine Verſicherung für häusliches Glück iſt, eine Tochter aus ſogenannter untadelhafter, unbeſcholtener Bürgerfamilie zu heirathen. Habe ich das doch traurig erlebt. — — — — Wenn das Mädchen nur keine Tänzerin wäre!"

„Man wird ſich allerdings vor Allem daran ſtoßen; aber mir iſt es vollkommen gleichgültig."

„Du — das gibt fürchterliche Scenen mit Mama; wahrhaftig, Arthur, ich fürchte, das wird die alte Frau ſchwerlich überleben. Haſt du dir auch die Sache gründlich überlegt?"

„Wenn ich ein ehrlicher Menſch bleiben will, kann ich nicht mehr zurück."

„Denk an unſere Verwandtſchaft, an unſere hochnaſigen Bekannten in hieſiger Stadt; ſie werden deiner Frau ihre Thüre nicht öffnen."

„Die Hochmüthigen und Dummen allerdings nicht; aber was iſt an denen gelegen? Man lernt auf ſolche Art ſeine Freunde

kennen. Ich verſichere dich, Eduard, das wäre mir eben intereſſant; — ich weiß wohl, daß ſich manche Thüre vor uns verſchließen wird, aber das iſt mir gerade recht. Leute von wirklich gutem Hauſe, an deren Namen nicht der geringſte Mackel klebt, — vorausgeſetzt, daß ſie geſcheidt ſind und nicht an dünkelhaftem Hochmuth leiden, — werden es mich nicht fühlen laſſen, daß ich bei der Wahl meiner Gattin nach ihren Begriffen ein paar Stufen zu tief hinab ſtieg, — aber ſolches Volk von dunkler, zweifelhafter Herkunft, deren früheres Leben wie ein Sumpf iſt, deſſen ſchmutzige Fläche mächtige nachbarliche Schlingpflanzen mitleidig verdecken; Menſchen, die ſich durch allerlei Kunſtgriffe, durch raſtloſe Bemühungen ſelbſt empor geſchmeichelt, die kein gutes Gewiſſen haben und die es ungeheuer ſcheuen, von Herkunft und dergleichen zu reden, ja ſelbſt daran erinnert zu werden; die allerdings werden mit einer heiligen Scheu vor uns zurückprallen, werden mich aber zum größten Dank verpflichten, indem ſie mir ihr Haus verſchließen, und werden mir das Vergnügen machen, nie ihren unſaubern Fuß über meine reine Schwelle zu ſetzen."

„Brrr!" machte der Doctor; „wenn das Mamas Buſenfreundin, die Räthin Waſſer, hörte. An die dachteſt du doch?"

„Allerdings dachte ich an die kleine halbverwachſene, boshafte Perſon, aber ſolche Waſſer gibt's noch viele; man könnte ein ganzes Meer daraus machen, einen Ocean der Dummheit und des Hochmuthes. — — Aber Eduard, kann ich in der Angelegenheit auf dich rechnen?"

„Gern, wenn du mir nur ſagſt, auf welche Art ich dir dienen kann. Und jetzt mit Mama zu verhandeln, wäre für mich mißlich. Aber bei dem allgemeinen Sturme, der nothwendig erfolgen muß, will ich treu und feſt an deiner Seite ſtehen."

„Schön! nur iſt es mir unmöglich, gegen die Mama das

erſte Wort auszuſprechen, und darin kannſt du mir auf Umwegen einen Gefallen thun. Erzähle Alfons die ganze Geſchichte, als habeſt du irgendwo gehört, ich hätte ein derartiges Verhältniß, ich hätte einer Tänzerin verſprochen, ſie zu heirathen, mache es ſo ſchlimm wie du willſt, Alfons wird das Seinige noch dazu thun, und mir iſt es dann leichter, die Sache in beſſerem Licht darzuſtellen als er."

„Recht gern; das wird mich wenig Mühe koſten. Da aber das vorderhand im Reinen iſt, ſo ſage mir, ob du für das arme Kind da in der That ein Unterkommen bei guten Leuten weißt."

„Verſteht ſich," entgegnete Arthur, indem ein frohes Lächeln über ſeine Züge fuhr. „Clara wird ſich ein Vergnügen daraus machen, die Kleine bei ſich aufzunehmen."

„Clara?"

„Ja, Clara, meine Braut. Und du könnteſt mir den Gefallen thun, mich und das Kind in deinem Wagen dahin zu begleiten, dann kannſt du zu gleicher Zeit die Bekanntſchaft des Mädchens machen."

„Das will ich," erwiederte der Doctor. Er erhob ſich aus ſeinem Lehnſtuhl, ordnete ſeine Haare vor dem Spiegel und griff nach ſeinem Paletot und Hute, welche neben dem Fenſter auf einem Stuhle lagen. — „Da habe ich aber ganz vergeſſen," ſagte er verdrießlich, „daß ich eigentlich gar nicht von hier fort kann; oder glaubſt du, ich könne meine beiden Kinder bei den rebelliſchen Weibsleuten hier im Hauſe allein laſſen? Ich fürchte, ſie gehen auf und davon oder bekümmern ſich wenigſtens nicht um die armen Kinder."

„Du haſt nicht ganz Unrecht," meinte Arthur. „Doch will ich dir was ſagen: wir fahren nach unſerem Hauſe und bitten Marianne, daß ſie ſogleich hieher gehe. Sie hatte ſich ohnedieß

ſchon entſchloſſen, das Amt der Hausfrau zu übernehmen, bis deine neuen Leute da ſind; vielleicht begegnen wir ihr unter Weges."

„So gehen wir. Doch will ich meine gnädige Frau von Bendel beſtens und höflichſt erſuchen, auf die Kinder Achtung zu geben."

„Erſuche ſie beſtens, aber nicht höflichſt," ermahnte Arthur.

Der Doctor ging hinaus und kehrte gleich darauf mit der Kindsfrau zurück. Dieſe würdige Dame hatte die Naſe ſehr hoch erhoben und ein ſehr moquanter Zug machte ſich auf ihrem alten Geſichte bemerkbar; die Flügel und Spitzen ihrer Haube waren drohend emporgekehrt, und ſie zog einher wie ein finſteres Gewitter, das jeden Augenblick bereit iſt, ſich mit Donner und Blitz zu entladen. Arthur ſah ſie feſt an und lächelte ſo ſanft als möglich, was ſie einigermaßen aus der Faſſung zu bringen ſchien.

„Sie werden auf meine Kinder Achtung geben, bis ich zurück komme," ſagte der Doctor, „und werden nicht dulden, daß weder Köchin noch Stubenmädchen das Haus verlaſſen. Auch" — hier huſtete er gelinde, — „wollen Sie dem kleinen Kinde da ſeinen Hut aufſetzen und das Tuch umbinden; dort liegt es."

Die Kindsfrau blickte angelegentlich zum Fenſter hinaus, ohne dem gegebenen Befehl Folge zu leiſten.

„Mir ſcheint," ſagte Arthur, in deſſen Geſicht die Röthe des Zorns aufſtieg, „Madame Bendel leidet an Schwerhörigkeit. — Haben Sie meinen Bruder verſtanden oder nicht?" ſprach er darauf mit heftiger Stimme und trat dicht vor die Frau hin, die bei dem Tone, den ſie nicht gewohnt war zu hören, zuſammen ſchrack. — „Mein Bruder hat Ihnen befohlen, dieſes Kind dort anzuziehen," fuhr der junge Mann fort, während er ſie feſt anſah. „Da wir nun Beide nicht Luſt haben, lange zu warten, ſo

leiſten Sie dieſem Befehle Folge, und das augenblicklich.“ — Er zeigte mit der Hand gebieteriſch auf Hut und Tuch, und die erſchreckte Frau nahm Beides und beeilte ſich, das Kind fertig zu machen. Darauf nahm es der Maler bei der Hand.

Der Doctor ermahnte ſeine eigenen Kinder, artig zu ſein, küßte ſie heftig auf den Mund und ſtieg mit ſeinem Bruder kopfſchüttelnd und lächelnd die Treppen hinab. Als ſie in dem Wagen ſaßen, ſagte er mit ſeiner ſanften Stimme: „Höre Arthur, du kannſt heirathen, du haſt eine gute Art, mit den Weibern umzugehen; ich glaube, du ließeſt dir von keiner etwas gefallen.“

„Nicht einmal von meiner Frau,“ entgegnete ernſt der Bruder. „Das iſt das Kapitel, worüber wir ſchon oft zuſammen ſprachen, aber leider, leider! immer vergeblich; ohne Feſtigkeit geht's nun einmal nicht, namentlich bei dem herrſchſüchtigen Charakter deiner Frau. Da du nicht im Stande warſt, deinen Willen durchzuſetzen, ſo hat ſie dich zum Sclaven gemacht. — Aber jetzt biſt du frei.“

„Ach Gott, ja! — leider!“ ſeufzte der Andere.

Arthur ließ den Wagen durch die enge Gaſſe nach dem elterlichen Hauſe fahren, und ihn hinten an der Thüre ſeiner Wohnung halten. Alfons controlirte von ſeinem Comptoirpulte aus die vordere Hausthüre und alle Eintretenden; er wäre ihnen auch augenblicklich in ſeine Wohnung gefolgt; doch wollten beide Brüder ihre Schweſter allein finden. Sie ließen das Kind im Wagen, ſtiegen auf der uns bekannten Wendeltreppe in den zweiten Stock hinauf und kamen dann über einen Corridor vor die Glasthüre an der Wohnung Mariannens.

Es war eben Beſuch da geweſen; zwei Frauenzimmer ſtiegen die Haupttreppe hinab, und Arthur, der ihnen nachblickte, ſah, daß ſie freundlich zuſammen ſprachen und kicherten; es war

eine ältere Frau in ſehr einfachem Anzuge, ſie trug ein graues, wollenes Tuch und eine gewöhnliche Haube mit Lilabändern, etwas Halbtrauer. Die Andere war jünger und ſchien die Tochter zu ſein; ſie trug ein braunes Merinokleid und einen abgeſchoſſenen Hut von ſchwarzer Seide; auch waren Beide wie ſchon geſagt, heiteren Humors, und hatten keine Ahnung davon, daß ſie beobachtet würden. Die Alte blieb auf der Ruhebank der Treppe ſtehen und ſprach mit luſtiger Stimme: „das da oben iſt eine brave, charmante Frau. Gott! wie dumm war ich, daß ich dieß Haus nicht ſchon früher beſucht; das müſſen wir ausbeuten. Denk dir, Emilie, ſie hat mir einen Dukaten gegeben, — einen ganzen Ducaten."

„Aber dafür war auch die alte Commerzienräthin drunten deſto knauſeriger — einen halben Gulden! Pfui Teufel! die ſollte ſich ſchämen! Dreißig Kreuzer auf ſo ſchöne Empfehlungsbriefe von zwei Pfarrern und dem brillanten Zeugniſſe vom verſchämten Hausarmen-Verein. — Da haſt du die Papiere, ſteck' ſie wieder ein."

„Gib her!" ſagte die würdige Mutter; „wo iſt denn das Papier, worein ich ſie gewickelt hatte? — Ah! ich ließ es droben auf dem Tiſche liegen; es iſt nichts daran gelegen."

„Weißt du das auch genau?" fragte die vorſichtigere Tochter; „was war es für ein Papier?"

„Nun, es war das Papier, worin die Becker ihre Handſchuhe gewickelt brachte, reines, weißes Papier."

„Nichts darauf geſchrieben?"

„Ich glaube nicht. Und wenn auch, höchſtens ein unſchuldige Adreſſe."

Nach dieſen Worten ſtiegen die Beiden die Treppen vollends hinab.

Arthur hatte das Geſicht der Jüngeren genau beobachten können; er mußte das ſchon irgendwo geſehen haben, und wenn ihm recht war, im Hauſe in der Bälkengaſſe.

„So komm' doch!“ rief jetzt der Doctor beinahe ungeduldig; er hatte ſchon die Glasthüre geöffnet; Arthur folgte ihm.

Sie traten in das Zimmer der Schweſter und fanden Marianne am Fenſter ſtehend; ſie war vollſtändig angekleidet, in Hut und Shawl, zum Ausgehen fertig. Doch wandte ſie den Kopf nicht herum, als die Brüder eintraten, ja nicht einmal, als Arthur ſagte: „Wir ſind es, Marianne.“

Der Doctor trat zu ihr an's Fenſter, faßte ihre herabhängende linke Hand und fragte: „Was haſt du, Schweſter? Beim Himmel! du weinſt ja. Geht dir denn mein Unglück ſo zu Herzen?“

„Gewiß, gewiß, Eduard!“ rief die junge Frau, indem ſie ſich raſch umwandte, und, auf die Gefahr hin, ihren feinen Sammethut zu zerdrücken, den Kopf heftig auf die Schultern des Bruders legte. „Gewiß, gewiß, wir ſind recht unglücklich.“

Arthur trat kopfſchüttelnd näher, ihm war das unbegreiflich; er war noch vor einer Stunde bei Marianne geweſen und da hatte ſie ganz ruhig und gefaßt über Eduard mit ihm geſprochen; ja, ſie hatte ſogar gemeint, es ſei doch am Ende ein rechtes Glück, daß dieſe ewigen Quälereien einmal aufhörten. Woher denn jetzt auf einmal dieſe Thränen? — „Marianne,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe, während welcher ſie heftig weinte, „ich begreife dich in der That nicht. Sei offenherzig gegen uns; dir iſt ſonſt etwas Unangenehmes begegnet. Gewiß, du biſt ja ganz außer dir; ſei ruhig, ſetze dich nieder und theile uns mit, was dich quält. Du lieber Gott, wir ſind ja von der Natur angewieſen, uns gegenſeitig zu vertrauen und zu tröſten.“

„Ja, ja," sprach seufzend der Doctor. Dann machte er die Hände der Schwester sanft von seinem Halse los und führte sie zu dem Sopha, wo sie sich niederließ und ihr Taschentuch vor das Gesicht drückte. Dabei entfiel ihrer Hand ein weißes Papier, welches auf den Boden niederflatterte. Arthur blickte darauf hin, und unwillkührlich kam ihm das Gespräch in den Sinn, welches die beiden Weiber auf der Treppe zusammen geführt. Er bückte sich, um das Papier aufzuheben, doch als er sah, daß Marianne ebenfalls die Hand darnach ausstreckte, zog er sich discret zurück.

„Nehm' es nur," sagte hierauf die junge Frau; „ich will gewiß vor euch keine Geheimnisse haben. Sieh die Aufschrift und betrachte sie genau; auch du, Eduard. — Wer hat das geschrieben?"

Ueber Arthurs Züge flog ein eigenthümliches Lächeln, als er das Papier einen Augenblick betrachtet und die Adresse gelesen; doch reichte er es stillschweigend seinem Bruder, der augenblicklich ausrief: „Ah! das hat Alfons geschrieben; das ist die schöne, feste und sehr leserliche Schrift deines Mannes."

„Sie ist es," rief Marianne empört. „Lies laut, was er schreibt."

„Fräulein Marie U. Adresse Frau Wittwe Becker, am Kanal Nro. 20 hier," las Eduard mit großer Gewissenhaftigkeit laut und deutlich.

„Und wißt ihr auch, wer das ist: Fräulein Marie U.?"

„Nein," sagte der Doctor; wogegen Arthur stillschwieg.

„O, man soll mich nicht betrügen; hier ist das neue Adreßbuch; ich habe den Namen sogleich nachgeschlagen — seht ihr, da steht's. U. — Schreiner, U. — Kaufmann, U. — Mezger,

U. — Marie, K. Ballettänzerin. — — Eine Tänzerin! Schändlich! ſchändlich! eine Tänzerin!"

Der Doctor ſchielte aus ſeinen Augenwinkeln bedeutſam nach Arthur hin, zuckte alsdann mit den Achſeln und dachte: ſo ein Adreßbuch iſt doch eigentlich eine gefährliche Erfindung. Dann ſagte er: „Nun ja, aber was ſoll das bedeuten?"

„Was das bedeuten ſoll?" rief heftig die junge Frau, — ſie war aus dem Stadium der Wehmuth in das des Zornes übergegangen, und zerknitterte zitternd ihr Taſchentuch in der Hand, — „ich will es euch ſagen, ich, eine betrogene, vernachläßigte Frau, ich, die er beſtändig hofmeiſterte, ich, die nichts von ihm hörte, als was der Anſtand erheiſche, was die Schicklichkeit verlange, — ich, die in den lebenden Bildern nicht mitwirken ſollte, weil das nicht paſſend ſei, ich, die beſtändig gehütet wurde wie ein kleines Kind, ich, die auf dem Balle mit einem Freund unſeres Hauſes nicht dreimal tanzen durfte, ich! — ich! — ich! von der man ſeinen Reden nach hätte glauben können, ich trachte darnach, ein freies Leben zu führen, — ja, eine leichtſinnige Frau zu ſein, — ich — ich" — hier holte ſie nach dem gewaltigen Zornesguß tief Athem und fuhr dann ſchluchzend fort: — „ja, ich will es euch ſagen; am Weihnachtsabend kaufte er Handſchuhe." —

„Das iſt wahr," bemerkte der Doctor, „ich war dabei."

„Du warſt dabei?" fragte Marianne mißtrauiſch.

„Nun ja, wir trafen uns zufällig im Laden; ich kaufte Einiges für meine Frau, und er, glaube ich, ſprach von Handſchuhen, die er gekauft für —"

„Für wen?" rief heftig die junge Frau.

„Nun, für dich," entgegnete ruhig der Doctor; „ſo ſagte er wenigſtens."

„Ah! für mich!“ lachte Marianne krampfhaft hinaus. „Der Verräther! — Er kam also an jenem Abend nach Haus, die Taschen voll; ich ließ ihn natürlicher Weise auf seinem Zimmer machen, was er wollte, als ich aber zufällig an der Thüre vorbei ging, siegelte er ein Packetchen, was in dieses Papier gepackt war. — Handschuhe für die Tänzerin Fräulein Marie U. — Oh! das ist himmelschreiend! — Für eine Tänzerin!“

„Nun, ob es eine Tänzerin war oder sonst Jemand,“ meinte begütigend der Doctor, „das ist am Ende gleichviel; das Factum ist es, woran wir uns halten wollen.“

„Und ich werde mich daran halten!“ rief Marianne empört. „Jetzt gleich gehe ich zu Mama und sage ihr die ganze saubere Geschichte.“

„Das wäre sehr unklug von dir,“ sagte Arthur. „Ueberhaupt was willst du?“

„Einen Heuchler entlarven.“

„Zugestanden: aber das gelingt dir nicht durch Uebereilung; da mußt du der Sache genau auf den Grund gehen.“

„Aber wie kann ich das, eine arme, wehrlose Frau?“

„Du nicht, aber wir; ich werde mich deiner Sache annehmen und schon dahinter kommen.“

„Ah! so eine Tänzerin!“

„Ach! laß die armen Tänzerinnen aus dem Spiel,“ entgegnete Arthur mit ernster Stimme: „wer weiß, ob das Mädchen den Herrn Alfons bis jetzt kennt und ob er überhaupt nicht vergebliche Versuche gemacht.“

„Vergebliche Versuche bei einer Tänzerin!“

„Nicht wahr, du wärest beruhigter, wenn er die Handschuhe irgend einem hübschen Mädchen deiner Bekanntschaft geschickt.“

„Beruhigter nicht, aber es wäre doch nicht so sehr gegen allen Anstand.“

„O weh!“ seufzte der Doctor in sich hinein.

„Da könnte man freilich mit dem vornehmen Titel des Vaters die Geschichte zudecken,“ meinte Arthur trocken. „Wir kennen das. O Welt! o Welt!“

„Sei ruhig, Schwester!“ sagte der Doctor; „nur keinen weiteren Scandal! Wir haben vorderhand genug in unserer Familie; laß' uns Beide die Sache überlegen und im Nothfalle für dich handeln. Aber ein Dienst ist des andern werth; nicht wahr, du thust mir die Liebe und gehst zu meinen armen Kindern? Sie sind so verlassen bei meinen frechen Dienstboten.“

„Mit tausend Freuden!“ rief eifrig die junge Frau und zog ihren Shawl fest um die Schultern; „ich war auf dem Wege dahin, und jetzt könnte mir nichts Erwünschteres kommen; — ich bleibe vorderhand in deinem Hause,“ setzte sie nach einer Pause im Tone großer Entschlossenheit hinzu, „bei dir und deinen Kindern. Du kannst mir ein Zimmer geben; ich richte mich dort häuslich ein.“

„Aber dein eigenes Hauswesen!“ meinte der Doctor.

„Oh!“ versetzte Marianne mit neu ausbrechenden Thränen; „ich habe ja keine Kinder, die nach mir weinen.“

„Und Alfons?“ sagte Arthur.

„Er wird das freilich im höchsten Grade unanständig finden,“ rief Marianne heftig, „aber er soll mir kommen! Ich will ihm schon sagen, was anständig und unanständig ist.“

Damit war die Unterredung beendigt und alle Drei verließen das Zimmer. — Marianne stieg die Haupttreppe hinab; sie hatte alle Thränenspuren von ihrem Gesichte vertilgt und ging aufrechten Hauptes wie nie vorher.

„Du," sprach der Doctor zu seinem Bruder, als sie ihren Wagen wieder erreicht hatten, „da oben wird es changement des decorations geben. Es beginnt da ein lustiges Trauerspiel."

„Vielleicht kann's auch ein trauriges Lustspiel werden," meinte Arthur nachdenkend.

Und damit fuhren Beide nach der Falkengasse, um dort das Kind abzuliefern.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Unter dem Podium.

Wenn bei einer Theatervorstellung das Ballet nicht selbstständig wirkt, sondern nur durch Tänze und Gruppirungen eine große Oper ausschmücken hilft, so geht es in den Garderoben viel ruhiger her, auch hat in diesem Falle der Theaterwagen und Schwindelmann nicht so viel zu thun als sonst. Die meisten Tänzerinnen, die vielleicht erst im dritten oder vierten Act kommen, gehen zu Fuß nach dem Theater und tragen gewöhnlich selbst ihr Päckchen Wäsche, das heute, wo sie keine idealen Figuren darzustellen haben, sondern im Schleppkleide eine Menuette zu tanzen, nicht besonders groß ist. Andere, die einen complicirteren Anzug haben, vielleicht am Schlusse, wenn es gerade eine Zauberoper ist, irgend etwas Feenhaftes hoch in den Wolken darstellen müssen, kommen freilich schon früher, aber da ihrer wenige sind, so bringen sie kein rechtes Leben in die weitläufigen Balletgarderobe-Zimmer.

Hier brennt denn auch nur spärliches Licht vor diesem oder

jenem Tischchen; die Ankleiderinnen, die mit dem Wenigen bald fertig sind, fühlen sich gelangweilt und legen ihre Hände in den Schooß. Monsieur Friz, der Friseur, lehnt gähnend an einem Spiegel und erzählt schreckliche Mord- oder Gespenstergeschichten, von denen er ein besonderer Freund ist.

Heute Abend wirkt das Ballet nur auf die eben angedeutete Art; es ist eine Feenoper, im ersten Acte erscheinen einige Elfen und Geister, im dritten kommen einige Bauerntänze und am Ende des fünften ein Schlußtableau, wo die Fee Amorosa, die Beschützerin wahrer Liebe, in den Wolken erscheint, um das nach vielen Schwierigkeiten vereinigte Paar zu segnen.

In der Garderobe waren Mamsell Therese, Mamsell Clara, Mamsell Marie, noch drei Andere von der gleichen Altersklasse, sowie ein halbes Duzend Ratten, welche Engel und dergleichen zu machen hatten. Die letzten, in sehr safrangelben Tricots, mit weißen Florkleidern, goldenen Gürteln und himmelblauen Flügeln, versuchten ziemlich ungeschickt ihre Gruppirungen, purzelten dabei oft über einander hin, und hatten in ihrer Ungelenkigkeit viel mehr das Ansehen kleiner Kobolde, als Angehöriger der himmlischen Heerschaaren.

Therese stand vor ihrem Spiegel, — eine junge Fee; das schöne Mädchen mit dem vollen Wuchs sah prächtig aus. Sie gefiel sich auch selbst, das sah man an der Art, wie sie ihre Hüften umspannte, den Kopf kokett zurückwarf und sich mit den blitzenden Augen fest ansah. Eine ihrer Colleginnen, ein blasses, schmächtiges Wesen im Costüm einer Hofdame, saß vor ihr, fächelte sich mit ihrem Fächer und betrachtete hinter demselben hervor nicht ohne einen Anflug von Neid die schöne Tänzerin.

„Aber Therese," sagte sie nach einer Pause, „wenn man dich so sieht, reizend, strahlend, da kann man es schwer glauben,

daß du dieß glänzende Leben verlaſſen willſt, um dich als Hausfrau in eine ſtille Wohnung zurückzuziehen."

„Und doch iſt es ſo, mein Schatz," erwiederte Thereſe; „ich bin feſt entſchloſſen, mich zurückzuziehen, ich bin um meinen Abſchied eingekommen."

„Bei der Intendanz?" fragte boshaft die Andere.

„Bei der Intendanz," verſetzte Thereſe, indem ſie ihren Kopf noch ſtolzer in den Nacken warf. „Ich verſtehe dich wohl, mein Kind," fuhr ſie mitleidig fort; „was das Andere anbelangt, da gebe nur ich Abſchiede, laß mich aber ſelbſt nie verabſchieden. So mußt du es auch machen, wenn du einen guten Rath von mir annehmen willſt. Ich habe dieß Leben ſatt, ich will mich verändern."

„So iſt es alſo wirklich wahr?" fragte lachend der Theaterfriſeur, der heran geſchlichen war. „Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind alſo wirklich vorüber? Ich hatte immer noch gehofft, Thereſe."

„Auf was denn, Sie — Affe! Ich verſichere Sie, Friz, Sie allein können Einem das Leben hier unleidlich machen."

„Ach, der glückliche Berger!" erwiederte Friz ſeufzend.

„Haben Sie vielleicht die Ehre, von ihm gekannt zu ſein?" fragte trotzig die Tänzerin.

„Ich kaufe meine Cigarren bei ihm, auch zuweilen Kaffee und Zucker."

„So erhalten Sie uns auch ferner Ihre Kundſchaft!" lachte die Tänzerin ſpöttiſch; und damit rauſchte ſie trällernd in das Nebenzimmer.

Hier befanden ſich Clara und Marie in ihrer Ecke, und die Erſtere ſprach mit ihrer guten und lieben Stimme, wie es ſchien, Worte des Troſtes zu ihrer Collegin. Wenn man aber das andere Mädchen ſah, wie es heute da ſaß, ein Bild des Jammers und

der Verzweiflung, so hätte das härteste Gemüth nicht umhin gekonnt, sich theilnehmend zu erkundigen, was ihr fehle. Ihr dunkles Haar hieng aufgelöst über ihren Nacken und ihre Schultern bis auf ihren Schooß herab — so tief hatte sie den Kopf gesenkt. Dabei hielt sie die Hände gefalten, und nur zuweilen zuckten diese zusammen, wenn nämlich von den heißen, schweren Thränentropfen, die unabläßig ihren Augen entquollen, auf ihre Finger niederfielen. Diesem Zucken folgte ein schwerer Seufzer, ein Stöhnen, und dann sank sie noch tiefer in sich zusammen.

„Es ist Zeit, liebe Marie," sagte Clara mit sanfter Stimme, „daß du dir dein Haar machen läßst. Richte den Kopf ein wenig auf, daß ich deinen Scheitel gerade herstelle. — — O, hör' auf zu weinen; das thut mir in der Seele weh. — Oder sprich wenigstens zu mir. — Setzest du denn gar kein Vertrauen mehr in mich?"

„O doch! — o doch!" brachte Marie mühsam hervor; „aber du würdest mich doch nicht verstehen. Gewiß, gute — gute Clara, du kannst mich nicht verstehen. Danke Gott, daß es dir unmöglich ist."

„Ja, das begreife ich in der That nicht," erwiederte die Andere, „denn wenn ich Kummer habe, so ist es mir eine Wohlthat, mein Herz gegen irgend Jemand ausschütten zu können."

„Mir auch, mir auch," hauchte Marie. „Du weißt, Clara, daß ich bis jetzt nichts Geheimes vor dir hatte. Aber das kann ich dir nicht sagen."

„So sprich mit Therese," erwiederte Clara zögernd; „da kommt sie eben. Du hast etwas auf dem Herzen, das du los werden mußt. Sie wird dir auch dein Haar gern machen; ich gehe in's andere Zimmer."

Marie gab keine Antwort, doch nickte sie mit dem Kopfe, hob ihn dann rasch empor, und als sie Therese bemerkte, die in

die Thüre trat, preßte ſie, heftiger weinend, ihre Hände vor das Geſicht.

— — „So — ſo — ſo ſieht's hier aus?“ ſagte die Eingetretene, indem ſie ihre rechte Hand in die Seite ſtemmte und mehrmals mit dem Kopfe nickte. „Iſt endlich da was vorgefallen? Nun ja, es wundert mich nicht.“

Die Angeredete blickte ſcheu um ſich, und als ſie bemerkte, daß Clara fortgegangen war, ſprang ſie haſtig in die Höhe, ergriff die Hand der anderen Tänzerin und ſagte: „Thereſe, ich bin verloren!“

„Nun, ſo ſchlimm wird's gerade noch nicht ſein,“ entgegnete Dieſe. „Faſſe dich nur um Gotteswillen! Höre auf zu weinen; da drüben die Garderobière und der naſeweiſe Friz haben ſchon aus der Ecke herüber geſchielt. Muß denn alle Welt wiſſen, daß dir ein Unglück paſſirt iſt. Setz' dich ruhig hin und laß dir dein Haar aufſtecken; während dem kannſt du mir erzählen, was du auf dem Herzen haſt. Aber ohne Vorreden, bitte ich; ich kann mir ja doch denken, um was es ſich handelt.“

„Ja, du weißt es,“ erwiederte Marie, nachdem ſie ſich auf ihren Stuhl wieder niedergelaſſen; „die gräßliche Geſchichte, von der ich dir ſchon geſprochen.“

„Halte deinen Kopf ſtill und dann laß mich hören.“

„Meine Tante ſprach mir alſo mehrmal und immer dringender von ihm.“

„Von dem Heuchler auf der zweiten Gallerie?“

„Natürlicher Weiſe wollte ich ſie nicht verſtehen, bis ſie endlich zornig wurde und ſich ganz deutlich erklärte. Ich ſollte verkauft werden oder war es ſchon; wie flehte ich ſie an, mich in Frieden zu laſſen, wie ſtellte ich ihr das Unglück vor, das über mich hereinbrechen würde! — Sie lachte mich aus; ich

sprach ihr von Richard, von meiner Liebe zu ihm, das wären Kindereien, sagte sie, und ich solle mir nicht einbilden, daß sie mich als hülfloses Kind aufgenommen, daß sie mich erzogen und gebildet, um am Ende die Frau eines Zimmermanns zu werden. Das sei schwarzer Undank, und wenn ich so dumm sei, mich zu meinem Glücke zwingen zu lassen, so wolle sie das gern thun; sie müsse erndten, wo sie gesät. Ein paar Mal kam er auch, versteht sich verstohlen in der Dämmerung, er brachte bald dieß bald das, er sagte mir alle möglichen Artigkeiten, und ich mußte ruhig sitzen und das mit anhören. Meine Tante ging ab und zu, blieb auch eine Zeit lang absichtlich fort, doch merkte er alsdann so gut meinen Abscheu gegen ihn, daß er es nicht wagte, mir nahe zu kommen, ja, er empfahl sich meistens bald und ging fort. — Am Weihnachts-Abend wollte er mich bescheeren, doch setzte ich es durch, daß er nicht kommen durfte; Handschuhe aber, die er geschickt, mußte ich annehmen."

„Weiter! weiter!" sagte Therese. „Erzähle kürzer. Du lieber Himmel! diese Einzelnheiten kennen wir ja."

— — — „Gestern Nachmittag," fuhr Marie mit leiser Stimme fort, „ging meine Tante aus, wie sie es oft zu machen pflegt; ich war ganz allein in der Stube, fast allein in dem großen Gebäude, denn du weißt, daß da blos Leute wohnen, die bei Tage ihren Geschäften nachgehen und nur Abends nach Hause kommen. — — Da kam er. — O mein Gott! Therese." Von Neuem begrub sie ihr Gesicht in den Händen und weinte so heftig, daß die andere Tänzerin achselzuckend die schwere Flechte losließ, welche sie ihr eben um das Haupt schlingen wollte.

„Nun ja," sagte Diese hierauf, „er kam, er war zudringlich, du wehrtest dich."

„Gewiß, gewiß, lange — lange."

„Und —?“

„Und —? O ich hatte Kraft wie ein Mann, ich machte mich los, ſo oft er mich an ſich riß. — Aber —“

„Riefſt du um Hülfe?“

„Was konnte es mich nützen. Ich dachte, es könne mich Niemand hören. — — Endlich aber kam doch Hülfe, aber die Hülfe wird mich in's Verderben bringen.“

„Richard kam?“ rief Thereſe erſchrocken.

„Nein — Schwindelmann. Er wollte die Vorſtellung für heute anſagen.“

„Und da warſt du gerettet. — Nicht?“

„Ich weiß es nicht,“ ſagte das arme Mädchen, indem ſie den Kopf abermals tief auf die Bruſt herabſinken ließ. — „Verloren bin ich ſo wie ſo. Freilich ließ er augenblicklich von mir, als Schwindelmann eintrat, und empfahl ſich mit abgewandtem Geſicht; er wollte nicht erkannt ſein.“

„Der Schuft!“

„Schwindelmann aber blieb ganz entſetzt an der Thüre ſtehen, ſtotterte ſeinen Auftrag her und ſagte dann mit betrübter Stimme: O Mamſell Marie, das hätte ich nimmer geglaubt.“

„Weiß er vielleicht um dein Verhältniß zu Richard?“ fragte eifrig Thereſe.

„O nein, gewiß nicht; aber — verzeih mir, Thereſe, daß ich das ſage, — du weißt, Schwindelmann hat uns immer ausgezeichnet, Clara und mich, weil — weil — aber du nimmſt es nicht übel, Thereſe — weil wir Beide brav wären und keine Verhältniſſe hätten. Uns müſſe es gut gehen, meinte er.“

„Nun ja, da mußt du ihn über die Geſchichte aufklären, und das bald.“

„Er ſieht mich gar nicht mehr an,“ erwiederte das weinende

Mädchen; „er zuckt die Achseln und geht mir aus dem Wege. Denk dir, Thereſe, wie ſchrecklich! Das werden die Anderen merken; ſie werden die Köpfe zuſammen ſtecken und über mich lachen; Richard wird's erfahren — o du mein Gott! Und er hat mir tauſendmal geſagt: weißt du, Marie, ſo lang du unbeſcholten daſtehſt und kein ehrlicher Mann dir was nachſagen kann, biſt du mein und ich dein mit Leib und Seele; aber nimm du dich doppelt in Acht."

„Du hätteſt ihm von der Geſchichte ſagen ſollen," meinte Thereſe; „das iſt eigentlich ſchlimm."

„Nicht wahr, o wie oft wollte ich es thun, aber ich fürchtete mich vor meiner Tante und vor Richard. Hilf mir, liebe Thereſe, rathe mir."

„Das will ich gern thun, doch vor allen Dingen muß ich mir den Schwindelmann vornehmen. Aber ich kenne ihn wohl: wenn er gegen Eine was Beſonderes hat, ſo läßt er ſich den ganzen Abend nicht ſehen. Doch wenn wir fertig ſind, entgeht er mir nicht; ich laſſe mich zuletzt nach Haus fahren und da will ich ihm ſchon Vernunft predigen."

Unterdeſſen war Clara wieder in das Zimmer getreten, ſie wollte die Andere ermahnen, daß es Zeit ſei, ſich anzuziehen, auch dachte ſie wohl, die Unterredung könnte zu Ende ſein. Thereſe hatte gerade die Friſur beendigt, befeſtigte rechts und links in dem dunkeln Haar eine brennend rothe Granatblüthe und ſagte: „So, nun zieh dein Kleid an, dann biſt du fertig."

„Das iſt ſehr ſchön geworden," meinte Clara, die nun näher trat. — „Ich habe dich vorhin nur flüchtig geſehen," wandte ſie ſich an Thereſe; „darf ich dir gratuliren? du wirſt ja nächſtens heirathen."

„So iſt es, mein Kind," entgegnete das ſchöne Mädchen;

„nur weiß ich nicht, ob das gerade eine Gratulation verdient. Vielleicht komme ich aus dem Regen in die Traufe.“

„Du machst aber eine gute Parthie, was mich herzlich freut. Herr Berger ist wohlhabend und hat ein schönes Geschäft.“

Eine blasse Tänzerin, die auch hinzugetreten war, warf etwas spöttisch dazwischen: „Herr Berger gilt für einen bedeutenden Mann, er ist sogar Armenpfleger.“

Therese wandte sich bei diesen Worten rasch herum, betrachtete die Collegin von oben bis unten und antwortete: „Ja, er ist auch Armenpfleger; das kann dir vielleicht später noch einmal zu gut kommen, mein Schatz.“

„Gewiß, ich gratulire herzlich,“ wiederholte Clara begütigend; „das ist schnell gekommen.“

„Schnell und langsam, wie man will,“ erwiederte Therese, indem sie ihre rechte Fußspitze weit ausstreckte und damit allerlei Figuren auf dem Boden beschrieb. „Er macht mir schon seit mehreren Jahren die Cour und ließ nicht von mir ab, obgleich ich ihm offenherzig erklärte, ich habe andere Verbindungen und keine Lust, diese sogleich fallen zu lassen; er wollte mich trotz allem dem schon früher heirathen, aber ich mochte nicht.“

„So denken gewiß Wenige,“ sagte Clara einigermaßen zerstreut.

„O gewiß, sehr, sehr Wenige!“ meinte seufzend Marie.

„Ich habe ihm immer davon abgerathen, mich zu heirathen,“ fuhr leichtsinnig die andere Tänzerin fort; „er ist um Vieles älter als ich, ich habe meine Launen, und ich glaube nicht, daß er wohl daran thut, mich zur Frau zu nehmen.“

„Aber warum hast du jetzt deinen Entschluß geändert?“ fragte Clara.

„Das will ich dir sagen, mein Schatz. Ich habe mich lange

genug und oft den Launen Anderer gefügt, und mich namentlich hier in diesem Hause commandiren und hudeln lassen — ein wahres Sclavenleben geführt. Jetzt will ich 'mal befehlen und will sehen, wie es schmeckt, wenn man mir gehorchen muß; ich will das Regiment im Hause führen, wenn ich sage: Augen rechts, so soll er rechts sehen, wenn ich sage: Augen links, so soll er nach links schauen und nicht zucken, bis ich ihm wieder erlaube, geradeaus zu blicken, das muß recht angenehm sein, und darauf freue ich mich, das ist Alles, und deßhalb will ich mich denn gnädigst herablassen, den Herrn Berger zu meinem Leibsclaven zu ernennen."

„Und die hält Wort," flüsterte die Hofdame von vorhin hinter ihrem Fächer Clara zu.

Marie war unterdessen vollständig angezogen, und als die bewußte Klingel ertönte, schritt Therese stolz zur Garderobe hinaus, gefolgt von ihren bescheidenen Colleginnen.

Die Ouverture sollte anfangen und die Tänzerin ging über die halbdunkle Bühne nach dem Hintergrunde, wo in der ersten Scene in der Oper ihr Platz war. Doch blickte sie scharf nach allen Seiten, um Schwindelmann zu sehen. Aber Schwindelmann ließ sich nicht erblicken; er stand wahrscheinlich am großen Portal-Vorhang.

Nachdem die Ouverture und die erste Scene glücklich vorüber war, wobei der Himmel in unbeschreiblicher Klarheit gestrahlt, wobei die Gruppe von den Tänzerinnen sehr schön ausgeführt worden war, wobei aber leider die himmelblaue Brillantbeleuchtung dem Teint der Seligen einigermaßen Schaden gethan und sie sämmtlich sehr bleichsüchtig aussehen ließ, wechselte unter majestätischem Donner, der übrigens etwas zu lange andauerte, die Decoration. Da diese nun den ganzen Act durch stehen blieb,

ſo wurde es bald wieder hinter der achten Couliſſe lebendig, und die Betheiligten des Lever, welches Herr Hammer dort zu halten pflegte, ſchlichen von allen Seiten herbei.

Herr Hammer ſaß auf einem hölzernen Felsſtück und drehte nachdenkend ſeine Schnupftabaksdoſe in der Hand herum; Herr Wander ſtand vor ihm, aber dießmal ohne Spritze, auch hatte er den Hut auf dem Kopfe und hielt beide Hände auf dem Rücken.

„Ja — a — ja — a," ſagte der erſte Maſchiniſt, „ich verſichere Euch, Wander, Ihr habt Euch vorgeſtern nicht ſchlecht gemacht — Anſtand; ich ſage es immer: die alte Schule verläugnet ſich nicht."

Herr Wander lächelte geſchmeichelt.

„Daß ich das verſäumt habe," miſchte ſich Schwindelmann ins Geſpräch, „das kann ich mir in meinem ganzen Leben nicht verzeihen. Aber wie kam es denn eigentlich, daß Ihr hier auf der königlichen Bühne aufgetreten ſeid? Das hättet Ihr Euch niemals träumen laſſen."

„Nein!" lachte Wander mit ganz breitem Maul. „Nun! wie kam es? Fra Diavolo ſollte im erſten Acte herauskommen, fehlt auf einmal der Choriſt, der ihm den Mantel nachtragen ſoll. Alle Teufel! die Verlegenheit! Der Herr Intendant ſtanden zufällig dabei und ſagten: wen nehmen wir gleich? Sein Blick fiel auf mich, — Wander, ſagte er da, Sie ſind ein alter routinirter Schauſpieler, ſetzen Sie einen dreieckigen Hut auf und tragen Sie dem Fra Diavolo ſeinen Mantel nach. Sie werden das ohne Probe können. — Und ob ich es ohne Probe konnte! Man hat unten im Hauſe geziſchelt, o, ich vernahm es wohl, es war gerade, als hörte ich meinen Namen ausſprechen. — Das iſt Wander! — Wander tritt wieder auf. — — Aber nein, ihr Herren da unten, das iſt Täuſchung: Wander tritt nicht mehr auf. Aber es freut

mich doch, daß ich meine letzte Rolle auf dem königlichen Hoftheater ſpielen durfte. Wer wird es mir verwehren, wenn ich zum Beiſpiel von mir ſagen wollte: — Nahm auf der königlichen Hofbühne zu Z. in Fra Diavolo von dem Publikum Abſchied."

„Niemand!" lachte Richard, der hinzugetreten war; „Ihr kämt dann höchſtens in den Verdacht, als habt Ihr den Fra Diavolo geſungen."

„Wer war denn vorhin an der Donnermaſchine?" fragte der Inſpicient, der mit ſeinem Buch aus dem Hintergrunde hervortrat, in ſehr ernſtem Tone. „Habe ich denn nicht geſtern die Geſchichte bis zum Eckel einſtudirt? Und der letzte ſchlug ſogar vor dem Blitze ein; das iſt doch unerhört! Wer war's?"

„Ich," ſagte Schwindelmann, „und begreife das nicht, ich donnere faſt das ganze Jahr und nehme mich ungeheuer in Acht."

„Ich pfeife Ihnen in Ihre Donner vom ganzen Jahr," entgegnete würdevoll der Inſpicient, „den heutigen hätten Sie mir gut machen ſollen. Auf den Blitz hätten Sie mir Achtung geben ſollen; wer hat denn je geſehen, daß es zuerſt donnert und dann blitzt!"

„Das habe ich oft geſehen," erſcholl die ſanfte Stimme Schellinger's, der zuſammen gekauert hinter dem erſten Maſchiniſten ſaß. „Im Himmel, wo man nahe dabei iſt, thut's gar nicht anders."

„Und Sie waren wohl ſchon oft im Himmel?" fragte der Beamte in wegwerfendem Tone.

„Nicht oft," entgegnete ruhig der Schneider, „aber einmal doch, als ich mit dem großen Luftballon aufſtieg."

„Ah was! dumme Poſſen!" meinte der Beamte, indem er hinweg ging.

„Das ist doch so klar wie Tinte," fuhr der Garderobe-Gehülfe fort; „hier sind wir unter dem Gewitter, da leuchtet's und dann kracht's, wenn wir uns aber darüber befinden, hören wir es natürlicher Weise umgekehrt, zuerst Donner und dann Blitz. Dazu braucht man nicht Inspicient zu sein, um das zu begreifen."

„Und stiegst du damals hoch hinauf, Schellinger?" fragte Richard.

„Wir haben es nicht ganz genau messen können, denn die Schnur, die wir mit hinauf nahmen, reichte lange nicht aus."

„Aber wie hoch kamt ihr denn eigentlich?"

„Ich glaube, wir kamen bis in den vierten Himmel," sagte der Schneider. „Ihr wißt doch, daß es deren sieben gibt."

„Ja, ja," sprach Schwindelmann nachdenkend, „man sagt zuweilen, man sei bis in den siebenten Himmel verzückt."

„Bis dahin kamen wir nicht," fuhr Herr Schellinger fort.

„Und wie waren die Himmel beschaffen?" fragte Richard lachend.

„In dem untersten war es feucht und kalt, das ist der Regen- und Schneehimmel; im zweiten wurde es schwül, da hält sich der Donner und Blitz auf; im dritten dagegen ist es heiß, das ist der Sonnenhimmel, und im vierten fangen die Engel an."

„Hast du welche gesehen, Schellinger?"

„Nicht deutlich; es schimmerte nur gelb, grün, blau und roth; auch waren wir nur in der untersten Kammer, wo die Regenbogen aufbewahrt liegen. — Aber pfeifen habe ich die Engel gehört."

„O, das hörte ich auch schon," meinte Richard lachend, „als ich noch beim Militär war und im Arrest saß."

„Apropos, Schellinger," sprach Herr Hammer nach einer

Pause, „werden die Costüme zum neuen Stück fertig? Ihr habt viel daran zu thun.“

„Ich sage Euch,“ nahm Schwindelmann das Wort, „das gibt eine Pracht. Die Offiziers-Uniformen strotzen von goldenen und silbernen Tressen. Das ist doch überladen.“

„Nein, es ist nicht überladen,“ sagte Schellinger in bestimmtem Tone. „Jetzt macht man freilich keinen Aufwand mehr mit so Etwas; aber als ich noch Regimentsschneider in Berlin war unter dem alten Fritz, da hättet ihr andere Dinge sehen können. Ist doch eines Tages der Tambour-Major von den Grenadieren desertirt, der hatte für zwanzigtausend Thaler silberne Tressen an sich.“

„Schellinger! Schellinger!“ sagte ernst Herr Hammer, „daß Ihr Euch das Lügen nicht abgewöhnen könnt. — Die Tambour-Majors sind allerdings sehr reich angezogen, aber sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre Größe aus; da war keiner, welcher nicht seine acht Fuß maß.“

„O Herr Hammer!“ erwiederte der Garderobe-Gehülfe; „so groß habe ich noch keinen gesehen.“

„Nicht einmal unter dem alten Fritz!“ lachte Richard.

„Na, laß' nur gut sein,“ fuhr Herr Hammer fort, indem er eine Prise nahm; „wenn wir uns mit dem Schellinger abgeben, so werden wir in alle Ewigkeit nicht fertig. Und heute gilt's Aufpassen. Der erste Act thut sich noch, aber in den andern kommt eine Verwandlung über die andere. Ist die Flugmaschine zum Schluß recht in Ordnung, Richard?“

„Das will ich meinen,“ entgegnete dieser schmunzelnd. „Die habe ich heute Nachmittag ein paar Stunden lang probirt; das geht wie geschmiert.“

„Und wer nimmt das große Tau in die Hand, welches die

oberſte Geſchichte hält? Daran iſt viel gelegen; denn wenn man das einen Zoll fahren ließe, ſo ſchlägt uns die ganze Geſchichte zuſammen; und dann gute Nacht wer drauf ſteht."

„Seid unbeſorgt," erwiederte der junge Zimmermann, „das nehm' ich ſelbſt in die Hand, und wenn ich es einmal gepackt habe, da könnt ihr meinetwegen das ganze Ballet darauf ſtellen."

„Die armen Tänzerinnen müſſen doch rechten Muth haben," ſagte Herr Wander; „es iſt kein Spaß, an ſo ein paar elenden Drähten zu hängen oder an einem einzigen Tau, und da hinab zu ſehen ein paar Stockwerke tief unter das Podium."

„Die Gewohnheit thut's," verſetzte der erſte Maſchiniſt.

„Ja, die Gewohnheit thut viel," meinte Herr Schellinger; „ich weiß das von der Zeit her, wo ich noch öfters auf die Gemſenjagd ging. Da ſind wir Tage lang an Felſen herum geklettert, die ſo ſcharfkantig waren, daß es einem die Schuhſohlen durchſchnitten. Rechts ein Abgrund von tauſend Fuß und links einer von zweitauſend."

„Dann konntet Ihr ja gar nicht mehr gehen, Schellinger!"

„O doch! dieſe Schnitte waren gerade unſer Glück, denn ſie hielten uns an dem Felſen feſt. Habt Ihr nie gehört, daß ſich die Gemsjäger in die Füße ſchneiden, wenn ſie nicht mehr vorwärts können, und daß das Blut dann feſtklebt und ſie hält? Das war auch unſer Glück."

„Ja — a, ja — a, Schellinger," ſprach Herr Hammer ruhig, indem er aufſtand, „Ihr habt in Eurem Leben gewiß manchen Bock geſchoſſen. — Aber geht an eure Plätze, ſie ſind draußen an der letzten Scene: wir werden gleich Actus haben."

Beim zweiten und dritten Act war der Platz hinter der achten Couliſſe von Niemand beſucht; es war, wie der erſte Ma-

schinist vorhin gesagt, draußen eine Verwandlung um die andere, viel Donner und Blitz, Wasserfälle, die beständig gedreht werden mußten, und wogende Meere, wo Alles, was disponibel war, unter der großen, gleich Wasser gemalten Leinwand saß, und wie Frösche auf- und abhüpfte, um die wogende See schön und täuschend darzustellen.

Therese hatte oft nach Schwindelmann gesehen, aber sie wußte nicht, ging er ihr aus dem Wege oder war es Zufall, daß er, so oft sie ihn traf, bei den Zimmerleuten stand oder so beschäftigt war, daß sie ihn nichts fragen konnte.

Marie saß trotz dem Vorgefallenen in unerklärlicher Angst in der Garderobe und scheute sich, Richard unter die Augen zu treten; sie wußte selbst nicht, warum. Nur einmal am heutigen Abend hatte sie ihm gezwungen zugelächelt, und das war nach dem ersten Act, als er ihr mit einem herzlichen Händedruck von der Flugmaschine herunter geholfen, und dabei gesagt hatte: Aber Marie, heute Abend hast du prächtig ausgesehen; wenn wir einmal verheirathet sind, so mußt du mir zu Liebe das Haar auch einmal so machen. Für die Granatblüthen will ich schon sorgen.

Der letzte Act kam; die ersten Scenen spielten in einer kurzen Decoration, um hinten Platz für das große Flugwerk zu gewinnen; die Ratten wurden dort eben aufgestellt und streckten krampfhaft ihre kleinen dünnen Beine hinaus, um ihre Engelsfiguren recht graziös zu machen; die Tänzerinnen standen in den Coulissen; hier plauderten ein paar zusammen, dort wurde noch eine Schleife aufgesteckt, und im Hintergrunde probirte der dürre erste Tänzer mit Einigen noch ein paar Battements.

Auch das Podium war geöffnet, um die große Flugmaschine hinauf zu lassen, und wir ersuchen den geneigten Leser, einen

Blick dort hinab zu werfen. Es iſt dieß ein ſpärlich erhellter Raum unter der Bühne, voller Schnüre, Seile, Leitern, Treppen, Couliſſenfüßen, Verſenkungs-Apparaten und ſonſtigen Gegenſtänden. Hier iſt für alle Schauerſtücke und Feenopern ein wichtiger Platz, denn von hier aus erſchallen die unterirdiſchen und Geiſterſtimmen, heulen die Winde aus den tiefen Schluchten hervor; von hier züngeln die Flammen aus dem Erdboden, wenn irgend ein finſteres Geſpenſt über die Oberfläche dahin ſchreitet, und von hier ſteigen Engel und Teufel auf.

Bei gewöhnlichen Vorſtellungen iſt es da ſehr dunkel, nur ein paar trübe Laternen leuchten ſpärlich in dem weiten Raume; bei der heutigen Oper aber, wo alle Freuden des Himmels, alle Schreckniſſe der Hölle losgelaſſen waren, brannte ſo viel Licht, um die Gegenſtände rings herum nothdürftig erkennen zu können; auch war die größte Verſenkung oben offen, und eine ſtarke Helle fiel von da herein.

Richard ſtand drunten mit ſeinem Tau, und Schwindelmann, der gerade nichts zu thun hatte, ſaß neben ihm auf einer der Treppen. Das Theater verwandelte ſich in die Schlußdecoration, und droben, von vier Mann getrieben, ſetzte ſich die große Flugmaſchine in Bewegung. Sie brachte den ganzen Himmel an's Tageslicht, aus dem nun am Ende Fee Amoroſa, die Beſchützerin der wahren Liebe, auf einer Wolke noch einige zwanzig Fuß höher ſtieg. Vorher aber kamen noch ein paar lange Scenen, und als droben zur Einleitung in dieſe eine ſanfte Sphären-Muſik erklang, zog Schwindelmann drunten ſeine Schnupftabaksdoſe hervor, und bot auch Richard eine Priſe an, der ſie lachend nahm und ſagte: „Jetzt kann ich noch meine Hand zu Etwas gebrauchen, wenn ich aber nachher die Fee in ihrem Himmel droben feſthalten muß, da brauche ich beide Hände und einen Theil mei-

ner ganzen Kraft. — Hier aus dem dunklen Raume hinauf gesehen," fuhr er nach einer Pause fort, „schauen die Mädchen wahrhaftig wunderschön aus. Sieh' dir die Therese an; wie sich die prächtig ausnimmt!"

„Gott! das haben wir ja schon tausendmal gesehen," entgegnete Schwindelmann mürrisch. „Und dann steckt ja nichts dahinter; wer sie so wie ich von Hause abholen muß oder nachher in den Wagen hinein schieben, für den geht alle Täuschung verloren."

„Na, Schwindelmann," meinte Richard, „du bist ein alter leichtsinniger Kerl! Für dich ist das doch angenehm."

„Weiß Gott im Himmel," entgegnete ernst der Theaterdiener, „die meisten waren mir von jeher gleichgültig und werden es immer mehr. Weißt du, wer sie so wie ich auch in ihrem Leben zu Haus genau kennt, dem thut es weh, wenn er so sehen muß, wie jetzt bald Die, bald Jene dumme Streiche macht. Anfänglich kommen sie mit den besten Vorsätzen hieher; sie sind brav und wollen es bleiben, sie wehren sich auch, so lange sie können, aber du lieber Himmel! die Verführung ist zu groß. Ich habe ja gewiß Mitleiden mit den armen Geschöpfen. Weißt du, Richard: hier in Sammet und Seide, Pracht und Glanz, — zu Haus Elend und Noth; hier stehen sie von den reichen Gastereien hungrig auf, um zu Haus auch nicht viel mehr zu finden, als Kartoffeln und trockenes Brod. Da kommen dann Anträge und Versprechungen für eine glänzende Zukunft, da wird denn endlich Leib und Seele verkauft, — s' ist ein Jammer."

Richard blickte nachdenkend in die Höhe, und der Glanz droben, die Seide, das Gold, die falschen Brillanten, die rothen Wangen und blitzenden Augen erschienen ihm minder blendend.

„Ja, es ist ein Jammer," fuhr Schwindelmann fort,

indem er heftig auf den Deckel seiner Dose klopfte. „Und man kann es ihnen nicht einmal übel nehmen; wenn angesehene Bürgertöchter, überhaupt wohlhabende Mädchen, tugendhaft bleiben, das sollte sich am Ende von selbst verstehen. Darnach drehe ich keine Hand herum, aber die da oben — — nun, Richard, wehe thut es mir doch, wenn ich es so erlebe, wie Eine nach der Andern abfällt."

„Na, Schwindelmann, du übertreibst," sagte Richard, „du könntest mir ganz Angst machen. Es sind doch Manche drunter, die sehr ordentlich sind."

„Ja, es hat noch welche, sonst wäre es aber auch zu schlimm."

„Denk' nur an deine beiden Schätze," fuhr Richard lachend fort, „die Clara und die Marie, — gelt, alter Kerl, für die Beiden gehst du durch's Feuer."

Schwindelmann machte ein Gesicht, als habe er eine saure Pflaume gegessen.

„Richard!" rief Herr Hammer durch das Sprachrohr hinab, „die obere Flugmaschine wird gleich in Bewegung gesetzt. Fasse das Tau an; wenn ich dir zurufe, so wickelst du es um und hältst es fest. Die an der Winde verlassen sich auf dich. Laß' mir keinen Achtelszoll fahren."

„Kein Haar breit!" rief Richard lustig. „Jetzt paß' auf, Schwindelmann! Siehst du deinen Schatz, schau, wie die Marie schön aussieht!"

„Auch die mag ich gar nicht mehr ansehen," erwiederte der Theaterdiener verdrießlich, indem er den Kopf wegwandte.

„Was hast du gesagt?" meinte Richard und fuhr erschreckt herum. — „Hast du von der Marie nicht gesagt, auch die möchtest du gar nicht mehr ansehen?"

„Ja, das habe ich gesagt," versetzte Schwindelmann. „Aber was kümmerst du dich darum? Dich interessirt's ja doch wohl nicht, was die Mädel zu Haus treiben."

Der junge Hammer war in diesem Augenblicke schlau genug, diese Frage des Theaterdieners eifrig zu verneinen. Er dachte sich: da ist vielleicht Etwas vorgefallen; sage ich aber, daß mich die Marie interessirt, so schweigt der vorsichtige Kerl, der Schwindelmann. „Eigentlich geht's mich nichts an," versetzte er deßhalb, „und ich habe nur gefragt, weil man der Marie durchaus nichts Schlimmes nachsagen konnte, auch nicht das Geringste; das mußt du zugeben, Schwindelmann."

„Ich habe das bis jetzt nicht nur immer zugegeben," erwiederte der Theaterdiener, „sondern auch eifrig verfochten."

Diese Worte: bis jetzt drangen wie ein Dolchstoß in die Brust des jungen Zimmermanns; er zitterte heftig, ja, es wurde ihm fast schwarz vor den Augen. Mühsam Athem holend sagte er: „Bis jetzt, Schwindelmann — was soll das heißen: bis jetzt?"

„Ich weiß nicht," erwiederte Dieser trotzig.

„Ist das auch recht," meinte mühsam lachend Richard; „ein alter Freund wie du macht einen da neugierig und will dann 's Maul halten. — Pfui Schwindelmann! Das thun nur die alten Weiber. — Also, was wolltest du sagen mit dem bis jetzt? Ich verstehe es nicht."

„Nun denn, bis gestern, wenn dir das deutlicher ist," sprach erbost Schwindelmann, und nachdem er einen Augenblick hinauf geschaut in die schönen Züge der Tänzerin, fuhr er fort: „Sieht das Mädel unschuldig aus!"

„Ah! — — Bis gestern, Schwindelmann!"

„Nichts! nichts! Es ist unrecht von mir, daß ich hier ein solches Gewäsch halte. Was geht's mich, was geht's dich an?"

Dem Zimmermann war es kaum möglich, den Athem in ſeine Bruſt zu ziehen. Er fuhr mit der rechten Hand an die Stirne, und in ſeiner heftigen Art überlegte er, ob es nicht vielleicht beſſer ſei, ſeinen alten Freund Schwindelmann am Halſe zu nehmen und ihn ſo lange zu ſchütteln, bis er ihm ſage, was er wiſſe. — Wer weiß auch, was geſchehen wäre, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Stimme des erſten Maſchiniſten herabgerufen hätte: „Aufgepaßt da unten und angefaßt! Und ſowie ich wieder rufe — das Seil feſt umgeſchlungen!“

Droben flammten zugleich die bengaliſchen Feuer in rother Gluth und warfen einen glänzenden Schein auch unter das Podium. Durch alle die Fugen der Dielen und Verſenkungen ſtrahlte es hindurch, und es ſah hier unten aus, als brenne oben das ganze Theater. Dabei erklangen Flöten und Harfen, und eine ſanfte Muſik begleitete das Aufſchweben der Beſchützerin der wahren Liebe. — „Ah!“ machte das Publikum, und man hörte das wie entferntes Sauſen und Rauſchen.

„Aufgepaßt!“ tönte es jetzt durch das Sprachrohr herab, und Richard ſchlang mit zitternden Händen das Tau um den eiſernen Träger und hielt es feſt. Doch war ſeine Seele nicht dabei, ja ſie ſchwebte nicht einmal mit der Fee Amoroſa in die Höhe, ſondern all' ſein Denken, all' ſeine Faſſungskraft concentrirte ſich auf Schwindelmann, der ruhig eine Priſe genommen und nun erzählte, wie er geſtern in die Wohnung der Mamſell Marie gegangen, um die heutige Vorſtellung anzuſagen, wie er ſchon vor dem Zimmer geglaubt, er höre flüſtern, wie er dann aber wieder gemeint, er habe ſich geirrt, und darauf leiſe angeklopft. — Keine Antwort!

„Keine Antwort!“ wiederholte Richard, dem der Schweiß von der Stirne herabfloß.

„Darauf öffnete ich die Thüre und — aber gib auf dein Tau Achtung, Richard," unterbrach sich Schwindelmann, „der eiserne Hacken ist glatt; es könnte abrutschen, wenn du dich so stark zu mir herumdrehst."

„Du — öffnetest — also — die Thüre — und —" sagte Richard.

„Nun ja, da sah ich die Bescheerung; die Marie war allein, das heißt ohne ihre Tante, und ein Herr war bei ihr, sehr wohl gekleidet, der hielt sie fest in den Armen."

„O nein, Schwindelmann, das that er nicht?" schrie entsetzt der junge Zimmermann.

„Er that's, Richard; würde ich es sonst sagen? — Aber natürlich nur einen Augenblick, denn als ich so unberufen in's Zimmer trat, sprangen Beide vom Sopha auf."

„Vom Sopha auf!" schrie Richard wie wahnsinnig in höchster Aufregung. „Auf — vom Sopha, Schwindelmann? ah! — verflucht!"

Bei diesen Worten hatte er seinen Oberkörper heftig nach dem Theaterdiener herum geworfen, um von dessen Lippen nochmals die Bestätigung zu hören. Doch war dieser wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, streckte die Hände weit von sich und stieß einen gräßlichen Schrei aus.

Diesem folgte droben ein anderer, furchtbar und schmerzensvoll. Dumpf tönte dazwischen die Stimme des ersten Maschinisten durch das Sprachrohr hinab: „Richard! Richard!" Die Musik brach ab, das Geschrei auf der Bühne pflanzte sich im Publikum fort, dort kreischten hundert Stimmen laut auf. Oben auf der Bühne krachte es zusammen, als breche das Podium ein; eine schwere Masse polterte zu den Füßen des jungen Zimmermanns, eine Masse von Brettern und Balken, und dazwischen

— — der Körper eines armen, jungen Mädchens, die noch eine Secunde früher droben in Schönheit und Jugend geſtrahlt, jetzt regungslos wie todt hier unten lag.

„Marie! Marie!“ ſchrie Schwindelmann. Dabei ſtürzte er ſich auf die Tänzerin, riß die Taue und Balken um ſie her fort, nahm ſie ſanft in ſeine Arme und indem er neben ſie kniete, legte er ihren Kopf behutſam in ſeinen Schooß.

„Das hat der Himmel gethan, nicht ich,“ murmelte Richard mit dumpfer Stimme. — Er ſchwankte auf ſeinen Füßen und mußte ſich an dem eiſernen Träger neben ſich halten, um nicht hinzuſtürzen.

Ueber alle Treppen und Leitern hinab ſtürzte jetzt das Theaterperſonal, die Beamten, kurz was ſich auf der Bühne befand, herbei, um ſich von der Größe des Unglücks zu überzeugen. Thereſe war übrigens die Erſte, die herbei kam, ſie ſchauderte einen Augenblick wie vor der Todtenbläſſe des eben noch ſo friſchen Mädchens, dann faßte ſie Richards Arm und ſagte, während ihre Zähne hörbar zuſammen klapperten: „Das haſt du abſichtlich gethan. Du biſt ihr Mörder.“ — Sie hatte Schwindelmann ſogleich geſehen, ſie hatte es ſich gedacht, welche Unterredung hier ſtattgefunden.

„Nein, nein!“ ſagte Richard kaum hörbar, „da thun Sie mir Unrecht; ich weiß nicht, wie mir das Seil entſchlüpft.“

„Und hat dir Schwindelmann nichts erzählt?“

„O ja, ich that es,“ ſprach der Theaterdiener mit bekümmerter Stimme.

„O gräßlich! gräßlich!“ rief nun Thereſe laut weinend und warf ſich auf die Knie neben Marie hin. „Du armes, armes Geſchöpf! — Aber es iſt vielleicht beſſer ſo.“ Sie wiſchte ihr leicht über die Stirne und trocknete ein paar Tropfen Blut ab, die zwiſchen den bleichen Lippen langſam hervorgequollen waren.

In wenigen Augenblicken umstand ein Kreis entsetzter Gesichter und rathloser Menschen die Unglückliche; viele Stimmen riefen nach einem Arzte, doch dauerte es lange, bis man einen gefunden. Der Theaterarzt war, wie das zuweilen zu geschehen pflegt, gerade nicht im Theater, aber einer von denen, die man in die Stadt gesandt hatte, traf nicht weit vom Theatergebäude zufälliger Weise auf den Doctor Erichsen, der mit seinem Bruder im Begriff war nach Hause zu gehen.

Der Kreis theilte sich, als der Arzt die Stufen hinabstieg, und Todtenstille herrschte rings umher, als er den Kopf des leblosen Mädchens langsam aufrichtete, Hände und Arme befühlte und ihr in das halbgebrochene Auge schaute. Kein Laut wurde ringsum hörbar, ja Alle hielten den Athem an und jedes Auge blickte auf den Arzt. — Als dieser nun leicht den Kopf schüttelte, die Achseln zuckte und mit ernster Miene dem Intendanten, der hinter ihm stand, einige Worte zuflüsterte, sahen wohl Alle, daß wenig oder gar keine Hoffnung sei. Die Tänzerinnen, die sich bis jetzt zurückgehalten, stürzten nun von allen Seiten laut weinend neben Marie nieder, küßten ihr die Hände, die aufgegangenen schwarzen Haarflechten, und ein paar steckten eifrig die Granatblüthen zu sich, die ihrem Haar entfallen.

„Aber wie ist denn das Unglück gekommen?“ rief der Intendant, indem er bewegt seine Hände zusammen preßte. „Wer war unten bei dem Tau?“

Die ihn Umgebenden traten bei diesen Worten scheu vor dem jungen Zimmermann auf die Seite und Richard stand einen Augenblick allein, das Gesicht mit Todtenblässe bedeckt, die bläulichen Lippen halb geöffnet, die Augen starr aufgerissen.

„Ich bin es, der das gethan,“ sagte er nach einer Pause mit tiefem Athemzuge. — Darauf wurde sein Blick plötzlich un-

ſicher, gläſern, ſeine Hände griffen um ſich, als wollten ſie irgend Etwas erfaſſen; ſeine Kniee knickten ein, und wenn nicht einige der Zimmerleute ihm beigeſprungen wären und ihn gehalten hätten, ſo wäre er zu Boden geſtürzt. So aber ließen ihn ſeine Kameraden langſam niederſinken, und legten ihm ſeinen Kopf auf eine der Treppenſtufen.

Doctor Erichſen verordnete nun, man ſolle das unglückliche Mädchen aufheben, und dann in einem Tragkorb in ihre Wohnung bringen. Er ſchrieb ſich Nummer und Straße derſelben auf und entfernte ſich mit Arthur. Daß Letzterer Gelegenheit fand, der erſchreckten Clara ein freundlich tröſtendes Wort zuzuflüſtern, brauchen wir dem geneigten Leſer eigentlich nicht zu ſagen.

Man hob Marie auf, brachte ſie ſorgfältig auf die Bühne, und vier der Zimmerleute trugen den Körper des unglücklichen Mädchens in ihre Wohnung. Thereſe, entſchloſſen wie ſie immer war, hatte ſich in der Eile nothdürftig angekleidet, einen warmen Mantel über das leichte Nymphenkleid geworfen und begleitete die arme Marie. Unterwegs hatte ſie ihre herabhängende Hände gefaßt, und wenn ſie dieſelben küßte, was oft geſchah, ſo fielen ihre Thränen auf die erkalteten Finger. Das ſah aber Niemand als die Tauſende von Sternen, die an dem klaren Himmel glänzten.

Richard hatte ſich langſam wieder erholt, Schwindelmann war bei ihm geblieben, hatte ihm ſeine Jacke aufgeknüpft und kaltes Waſſer in das Geſicht geſpritzt. — „Iſt ſie fort?“ fragte er als er die Augen aufſchlug; „aber nicht wahr, Schwindelmann, ſie lebt noch?“

Der Theaterdiener nickte mit dem Kopfe und dazu zuckten ſeine Augenlider. Seine alten Augen waren es ſeit lange nicht mehr gewohnt, von Thränen angefeuchtet zu werden. — „Ja,“ antwortete er, „ſie lebt noch; aber ſage mir, Richard, —“

„Was denn?"

„Aber weißt du, Richard, du mußt dich nicht scheuen, es uns zu gestehen, — nicht wahr, die Marie war dein Schatz?"

„Sie war es," sagte der junge Zimmermann mit bebenden Lippen, „und sollte sie sterben, dann bleibt sie es auch, dann lebt sie für mich fort; sollte sie aber wieder frisch und gesund werden und leben bleiben, dann ist sie für mich gestorben." —

„Amen!" sagte der Theaterdiener mit unsicherer Stimme.

Darauf stiegen Beide langsam die Treppe hinauf, die zur Bühne führte, und nach all' dem, was vorgefallen, war es unheimlich still unter dem Podium.

Europäiſches Sclavenleben.

IV.

Europäisches Sclavenleben

von

F. W. Hackländer.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1854.

Printed by R. B. Spring & Comp.

Inhalt.

	Seite
Siebenundſechzigſtes Kapitel. Im Zuchthaus	1
Achtundſechzigſtes Kapitel. Achſelbänder und Carrikaturen	18
Neunundſechzigſtes Kapitel. Das Siegel des Herrn von Brand	44
Siebenzigſtes Kapitel. Marie und Clara	60
Einundſiebenzigſtes Kapitel. Alles verloren!	69
Zweiundſiebenzigſtes Kapitel. Mademoiſelle Thereſe	88
Dreiundſiebenzigſtes Kapitel. Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie	107
Vierundſiebenzigſtes Kapitel. Johann Chriſtian Blaſſer allein	124
Fünfundſiebenzigſtes Kapitel. General und Präſident	147
Sechsundſiebenzigſtes Kapitel. Achſelbänder	177
Siebenundſiebenzigſtes Kapitel. Im Zuchthaus	194
Achtundſiebenzigſtes Kapitel. Auf der Polizeidirection	216
Neunundſiebenzigſtes Kapitel. Maskenball bei Hof	230
Achtzigſtes Kapitel. Gnade und Ungnade	245

Inhalt.

		Seite
Einundachtzigſtes Kapitel.	Geſellſchaftliches	262
Zweiundachtzigſtes Kapitel.	Die Familie Wundel	277
Dreiundachtzigſtes Kapitel.	Clara	305
Vierundachtzigſtes Kapitel.	Whiſt mit dem todten Mann . .	323
Fünfundachtzigſtes Kapitel.	Des Jägers Bericht	358
Sechsundachtzigſtes Kapitel.	Schluß	375

Europäisches Sclavenleben.

Siebenundſechzigſtes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Im Fuchsbau war es in letzter Zeit ziemlich ſtill und geräuſchlos hergegangen; Fremde gab es gar keine, und die Stammgäſte waren auswärts ſo beſchäftigt geweſen, daß ſie nicht Zeit oder Luſt hatten, ſich hier häufig zuſammen zu finden. Ueberhaupt war die Schenkſtube nur belebt, wenn es nicht viel zu thun gab, mit andern Worten, wenn nicht viel Geld vorräthig war; dann wurde hier in Erwartung beſſerer Zeiten auf Credit gelebt. Klimperte aber Silber und Gold in den Taſchen, ſo zog man es vor, andere Kneipen aufzuſuchen, nicht weil dort der Wein beſſer war, ſondern weil man ganz unbeobachtet ſein konnte, was im Fuchsbau nicht ſo der Fall war. Da hatten die Wände der Schenkſtube Ohren und die alte Pförtnerin ſcharfe Augen; es ſchwebte, ſelbſt für dieſe harten Gemüther, etwas Drückendes durch dieſe Räume, und wenn der Klang einer gewiſſen Klingel erſcholl, ſo waren Wenige, die ihr Glas an die Lippen brachten, ſelbſt wenn ſie die Hand dazu ſchon erhoben hatten.

Auch heute Abend war die Klingel ertönt, da aber außer der Kellnerin sonst keine menschliche Seele im Zimmer war, so hatte sie nur auf diese ihre Wirkung ausgeübt. So hurtig es ihr die alten Beine erlaubten, war sie aufgesprungen, hatte nachgeschaut, ob die Drähte der Klingelzüge auch wirklich unverwirrt neben einander hangen, sie war auf einen Stuhl gestiegen und hatte ein kleines Kästchen betrachtet, welches ungefähr acht Schuh vom Boden an der Wand hieng. In dieses Kästchen führte von oben eine kleine feine Kette, welche durch die Decke kam und irgendwo im Hause gezogen werden konnte. Auch diesen Zug untersuchte sie, ob er in Ordnung sei und nicht stocken werde; sie zog das kleine Kettchen vorsichtig in die Höhe, worauf eine Feder anschlug und hell und schrill der Klang einer Glocke ertönte. Zu gleicher Zeit öffnete sich der Boden des Kästchens nach unten. Die Alte nickte selbstzufrieden mit dem Kopfe, als sie sah, daß die ganze Maschinerie in Ordnung sei, und drückte den Boden wieder vorsichtig in die Höhe, dessen Schloß mit einem kleinen Geräusch wieder zusprang.

Dieß Kästchen hatte eine sehr wichtige Bestimmung, denn wenn die Glocke anschlug und sich der Boden öffnete, so hatte das alte Weib die Verpflichtung, augenblicklich den Haupthahnen der Gasbeleuchtungsröhren zuzudrehen und so das ganze Haus in tiefste Finsterniß zu versetzen. So lange nun die Alte als Pförtnerin sich hier befand, war das nur ein einziges Mal geschehen und zwar in einer fürchterlichen Nacht, an die sie nur mit Schrecken dachte.

So öde und leer wie das Schenkzimmer waren auch die Treppen und Corridore, obgleich hell beleuchtet; nur in einem Winkel der Letzteren ging ein Mann ruhig auf und ab, nach Art einer Schildwache. Und diesen Dienst versah er auch. Von der

Stelle aus, wo er sich befand, hatte er zwei lange Gänge, sowie die Haupttreppe im Auge, und wenn er ruhig stand und horchte, so war es ihm möglich, den leisesten Tritt, selbst vom entferntesten Theil des Gebäudes, zu vernehmen. Die Thüre, neben welcher er stand, ist uns nicht unbekannt, sie führt in ein kleines Vorzimmer und von da in das hohe Gemach mit der dunklen Holzbekleidung.

Wie an jenem Abend, dessen sich der geneigte Leser vielleicht noch erinnern wird, waren die dunkeln Vorhänge vor dem Fenster herabgelassen und im Kamine brannten große Stücke Holz. Auf dem alten Tische mit der grünen Decke standen zwei brennende Leuchter, und auf dem Stuhle mit der hohen Lehne, der neben dem Tische stand, saß er im gleichen Anzuge wie damals. Er hatte die Beine über einander geschlagen, die rechte Hand unter sein Kinn gestützt, während seine Linke nachlässig herabhieng und den tscherkessischen Dolch, den er am Gürtel trug, zu wiegen schien. Vor ihm stand Mathias in ehrfurchtsvoller Haltung.

„Du meinst also," sagte er, „daß sich die Polizei um den Vorfall da draußen bei dem Schwemmer weiter nicht bekümmert hat?"

„Ich weiß das sogar genau," erwiederte Mathias; „es trieben sich allerdings einige von ihnen an dem Abend dort herum, — aber," setzte er lächelnd hinzu, „es muß da ein guter Freund von uns dabei gewesen sein, denn sie zogen sich leise zurück, als wir das Haus verließen, und Einen hörte ich sagen: ach was! wer wird sich da hinein mischen! Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!"

„Und doch hätten sie damals einen guten Fang machen können; aber das Eisen zu deinen Banden, Mathias, liegt noch in tiefer Erde, wird vielleicht niemals gefunden."

„Das hoffe ich," entgegnete der Andere mit tiefer Stimme. „Ich möchte doch nicht — — so enden."

„Gewiß nicht, Mathias; es wäre schade um dich. Was meinst du, wenn wir nach und nach daran dächten, das Geschäft abzuwickeln, wie die Kaufleute zu sagen pflegen."

Ein leichter Blitz flammte in dem Auge des Mannes auf; doch sprach er gleich darauf: „Sie wissen, Herr, mir gilt nur Ihr Befehl, und wenn Sie verlangen, ich soll mich morgen selbst angeben, so thue ich es."

„Gewiß, Mathias, ich weiß das. Aber lassen wir diese Reden! ich hoffe, du sollst noch einmal Zeit genug bekommen, ein ruhiges Leben zu führen, meinetwegen auch zu bereuen und wieder gut zu machen, was du verbrochen. — — Also die Schwemmer'sche Wirthschaft hat aufgehört? Wann starb er?"

„Acht Tage nach jenem Vorfalle, Herr. Vielleicht hat er sich zu sehr alterirt; — viel aushalten konnte er ohnedieß nicht, — vielleicht auch —"

„Nun was? — Warum stockst du?"

„Nun, ich meine, vielleicht half ihm auch Jemand über seine letzten Lebenstage schnell hinweg kommen."

„Teufel! ich will nicht hoffen."

„Ich weiß nichts genau, aber es wollte mir nicht gefallen, daß sich seit jenem Abend der Sträuber beständig dort aufhielt. Früher war dem in seinem lächerlichen Hochmuth das Haus dort viel zu schlecht; wie gesagt, von da an hielt er es mit der alten versoffenen Schwemmer, und wenige Tage nachher lud sie uns zum Begräbniß ihres Gemahls ein."

„Ich fürchte, der Sträuber wird nächstens ein klägliches Ende nehmen," sagte er nach einigem Nachdenken, und seine

Hand fuhr langsam von der Scheide des Dolches nach dem Hefte hinauf. „Wird er genau beobachtet?“

„Allerdings, so genau als es möglich ist; aber er ist schlau wie der Teufel, hat große Angst und nimmt sich sehr in Acht.“

„Besucht er Häuser, in denen er nachweislich nichts zu schaffen hat?“

„Das wohl, aber wenn man sich bei ihm erkundigt, so hat er immer die triftigsten Ausreden.“

„Zum Beispiel?“

„So treibt er sich gern in der Nähe des Schlosses herum. Ich habe ihn schon ein paar Mal aus dieser oder jener Thüre heraus kommen sehen.“

„Immer im schwarzen Frack?“

„Und baumwollenen Handschuhen — das versteht sich. Als er mir das erste Mal da aufstieß, folgte ich ihm durch mehrere Straßen und an einer passenden einsamen Stelle, wo ich that, als träfe ich ihn jetzt erst zufällig, sagte ich ihm: Ei, Sträuber, woher des Wegs? — Ich dachte, er sollte mir irgend eine Lüge aufbinden, und dann wollte ich ihn examiniren; — aber Gott bewahre! er erzählte mir ganz ruhig, er komme vom Schlosse, wo er seine kleinen Geschäfte habe.“

„Und welche? Gab er vielleicht vor, er handle mit alten Kleidern?“

„O nein, dazu ist er zu hochmüthig; er sei Agent geworden, sagte er, und dabei zog er seine schmutzigen Vatermörder stolz in die Höhe. — Agent oder Commissionär für eine privilegirte Leichenkasse.“

„Was ist das, Mathias?“

„Das sind Anstalten, wo man irgend Jemand versichern läßt, um nach dessen Tod ein gewisses Geld zu bekommen; es

paßt für den Sträuber, und es ist viel scheues, heimliches Wesen dabei. Man versichert zum Beispiel so einen armen Teufel in einem Duzend dergleichen Anstalten, dann stirbt er oder sie lassen ihn sterben und bekommen eine recht hübsche Summe. Ich weiß genau, daß der Sträuber und die Schwemmer ihren Mann auf diese Art versicherten, und als er bald darauf an vieler Freundschaft starb, wurde ihnen wacker ausbezahlt."

„Aber was hat er im Schloß zu schaffen?"

„Da macht er mit den Bedienten, so sagt er, die oben erwähnten Geschäfte. Aber ich glaube ihm doch nicht; ich sah ihn zu oft in der Gegend herum flankiren, und Sie können denken, Herr, daß ich ihm eifrig nachspüre. Er geht meistens in den östlichen Seitenflügel; dort wohnt ein alter General; ich glaube Baron von W."

„Ah! dahin geht er!" sprach der Andere, plötzlich sehr aufmerksam werdend, wobei er hastig seine Stellung veränderte und seinen Oberkörper aufrichtete. „Das interessirt mich auf's Höchste. Sei so gut, Mathias, und nehm' dich der Sache an; spare keine Mühe, keine Kosten, stelle einen oder zwei Vertraute zur Beobachtung auf; er soll keinen Schritt mehr thun, den wir nicht erfahren. Berichte mir täglich darüber und so umständlich als möglich."

„Daran soll's nicht fehlen," erwiederte Mathias lächelnd.

„Dann noch eins, Mathias," fuhr der Andere mit ernster Stimme fort. „Ich habe da unter der Hand etwas von einem Kinderhandel, der schwunghaft betrieben werden soll, gehört. Pfui Teufel! Das ist 'ne Schande, und ich will das nicht leiden. Du weißt, lieber Mathias, ich spreche nicht gern zwei Mal von einer Sache, und wenn ich meine Hand ausstrecke, so zerdrücke ich die Schuldigen, mögen sie sein wer sie wollen."

Mathias war bei dieſen Worten ein wenig erbleicht und ſogar zurückgewichen, als der Andere die Hand nun wirklich ausſtreckte.

„Es iſt das eine Schande," fuhr Dieſer fort, „ſo ein armes Weſen in die Welt hinaus zu ſtoßen, es zu verkaufen zu den gemeinſten Laſtern und Verbrechen, es eltern- und heimathlos zu machen. — — O, ich kenne das! und möchte um Alles in der Welt damit nichts zu thun haben. Laßt die armen, unſchuldigen Geſchöpfe; — iſt denn die Welt ſo arm geworden an guten Freunden, die keine Ehre aber viel Geld haben? Wendet euch dahin, aber laßt mir jenen niederträchtigen Handel; ich weiß wohl, der Schwemmer war die Haupttriebfeder. Nun, er iſt dahin, alſo laßt's bleiben."

„Es ſoll unterbleiben," erwiederte Mathias mit feſter Stimme, „verlaſſen Sie ſich darauf, Herr."

„Schön. — — Wie iſt mir doch," fuhr er nach einer Pauſe in leichtem, gefälligem Tone fort, während er mit der Hand über die Stirne ſtrich, „da habe ich einen guten Bekannten, dem könnte ein Beſuch nichts ſchaden, es iſt ein Buchhändler und ein ſehr ſchlechter Kerl, er heißt Johann Chriſtian Blaſſer. — Haſt du den Namen zufällig gehört?"

„Sie ſprachen ſchon neulich mit mir darüber und gaben mir Befehl, mich nach den Verhältniſſen des Hauſes zu erkundigen."

„Richtig! — ich hatte das vergeſſen. — Wird da für euch was zu holen ſein?"

„In einigen Tagen eine artige Summe; Herr Blaſſer beabſichtigt ſein Haus zu verkaufen und will baar bezahlt ſein."

„Ah! Meiſter Mathias, deßhalb haſt du wahrſcheinlich meinen Befehl ſo genau befolgt! — Nun, wer iſt in dem Hauſe?"

„Zuerſt der Principal, Herr Blaſſer, dann ein ſehr dummer Lehrling —"

„An den ich dir eine Recommandation verſchaffen will," warf der Andere leicht ein.

„Ferner eine alte Magd," fuhr Mathias mit einer Verbeugung fort, „und ein recht ſchönes Mädchen."

„Aha! Meiſter, du nennſt das Mädchen zuletzt; das muß einen Haken haben."

„Und einen tüchtigen, Herr. Der alte Buchhändler wandte ihr ſeine Liebe zu, und dafür betrügt ſie ihn ſo tüchtig als möglich."

„Teufel! das mußt du mir erzählen," ſagte der Andere aufmerkſam und ſetzte dann mit leiſer Stimme hinzu: „Armer Beil! Das ſoll ihn vollends kuriren."

„Es iſt da ein junger, hübſcher Kerl, — ich kenne ihn ziemlich, —"

„Alſo ein leichter Patron, ein Taugenichts?"

„So Etwas der Art. Aber zum Sterben in das Mädchen verliebt. Er wohnt im Nebenhauſe, hat ſie ſcharf angeſehen, ſie ihn auch, er ſpielt den großen Herrn und das hat ihr gefallen."

„So, ſo, alſo ziemlich leichte Waare!"

„Wohl möglich, Herr; ich muß aber zu ihrer Entſchuldigung ſagen, daß ſie gezwungen den erſten Schritt that und ſich deßhalb zum zweiten und zu den folgenden leicht überreden ließ."

„Der junge Menſch kommt in's Haus?"

„Ja, Herr; über das Dach des Nebenhauſes; er klettert und ſchleicht wie 'ne Katze. Ich glaube nicht, daß ihn der Buchhändler ſo leicht erwiſchen wird."

Der Andere machte nachdenkend ein paar raſche Gänge durch's Zimmer. — „Schön, ſchön," ſagte er alsdann; „ſieh dir das Haus genau an, namentlich erforſche, wo der Buchhändler wohnt und wo das Mädchen wohnt. Melde mir, wenn die

Gelder eingelaufen sind, und dann laß dich sehen und hole deine Instructionen. Aber, Mathias, befolge sie auf's Wort."

„Wenn aber Zwischenfälle eintreten, die man nicht vorher sehen kann?"

„So zieht ihr euch unverrichteter Sache zurück. Wenn an der Ausführung meines Planes ein Jota fehlt, so ist die ganze Geschichte nichts werth. — Hast du mich verstanden? — — Weiter habe ich nichts. Josef wird draußen sein; er soll herein kommen."

Mathias, der die erhaltenen Befehle nur mit einem Kopfnicken beantwortet hatte, verließ das Zimmer, und gleich darauf trat Josef, der Jäger des Grafen Fohrbach, herein. Er trug einen grauen, unscheinbaren Jagdrock, doch war sein voller, schwarzer Bart sorgfältig geordnet.

„Ah! du bist da, Josef — Franz Karner? Du machst dich rar; in eurem Hause muß wenig Besonderes vorfallen, daß du keinen Stoff zu berichten findest. Wie ist's damit, Herr Josef — Franz Karner?"

Der Jäger erschien einigermaßen befangen, doch richtete er sein Auge fest auf den jungen Manne, der, während er sprach, ruhig sitzen blieb und mit den Fingerspitzen auf dem Tische trommelte. — „Gewiß, Herr," sagte er darauf, „es gibt dort in der That wenig zu berichten, sonst wäre ich häufiger gekommen. Wenn Sie auch den Franz Karner noch nicht genau kennen, so wissen Sie doch, daß Ihnen Josef mit Leib und Seele ergeben ist und daß er hält, was er verspricht."

„Selbst wenn ihm das Kummer machen sollte?" sprach der Andere mit Betonung.

„Selbst wenn ihm das Kummer machen sollte," wiederholte der Jäger achselzuckend, aber mit unterwürfigem Tone.

„Davon nachher," erwiederte der junge Mann leichthin. „Was haſt du mir zu melden, Joſef?"

„Wir hatten neulich eine große Soirée bei Seiner Excellenz, dem Herrn Kriegsminiſter."

„Ich weiß das, Joſef, du nahmſt dich in deiner neuen Uniform ſehr gut aus. Nur haſt du es verlernt, dich in der Geſellſchaft zu bewegen."

„Ah!" machte der Jäger faſt ſprachlos vor Erſtaunen, „Sie haben mich geſehen, Herr?"

„Du läßt mich nicht ausreden; das iſt ein Beweis für meine Behauptung. Der Wald hat dich etwas verwildert; man nimmt ſich in Acht und reißt nicht nur ſo mit ſeinem Wehrgehäng einen ganzen Orangenzweig voll Blüthen und Früchten herunter."

„Bei Gott! das geſchah mir," ſagte der Jäger, tief Athem holend.

„Aber weiter! — In dieſer Soirée —"

„— — Traf mein Herr, der Herr Graf, mit jener Dame zuſammen, und allein im Zimmer neben dem Glashauſe."

„Und wo warſt du?"

„Hinter dem Vorhange, der in's Neben-Cabinet führt."

„Bravo, Franz Karner, du übertriffſt den Joſef."

„Ich kann das Lob nicht annehmen," ſagte mit feſtem Tone der Jäger. „Bei Gott im Himmel! ich wollte meinen Herrn nicht belauſchen; ich war ganz zufällig da."

„Nun, das Reſultat wird das Gleiche ſein," verſetzte der Andere in nachläßigem Tone. „Die Beiden waren alſo allein, und —"

„Es erfolgte eine Liebeserklärung."

„Und ſie nahm ſie an?"

„Gern, Herr," sagte der Jäger mit froher Stimme. „Und ich begreife das."

„Ei der Tausend!"

„Ja, Herr, es gibt wenig Cavaliere wie Seine Erlaucht der Graf Fohrbach, wenig Herren, denen Jedermann, der sie kennen lernt, so zugethan sein muß."

„Wenige!" lachte der Andere laut hinaus. „Also steht der Graf doch nicht einzig da? Wen würdest du zum Beispiel neben ihn setzen? Sei aufrichtig, Josef."

— „Sie, Herr!" erwiederte der Jäger nach kurzer Ueberlegung, wobei er den jungen Mann mit seinem festen Blicke ansah. — „Sie, Herr," wiederholte er, „wenn —"

„Nun! weiter! weiter! Gerade heraus, Josef, wie wir es immer gegen einander hielten."

„Wenn — — wenn — — Manches anders wäre," sagte der Jäger mit ganz leiser Stimme.

Dieß Wort mußte den Andern ziemlich schwer betroffen haben, denn obgleich er ein Lächeln versuchte, wurde es doch gleich darauf von einem wehmüthigen Zuge verdrängt. Er ließ den Kopf in die Hand sinken und verharrte so einige Secunden. „Allons!" rief er alsdann nach einer Pause in seinem gewöhnlichen heiteren Tone, „du hast mir gewiß noch mehr zu sagen, Josef, denn wegen einer Bagatelle, wie die vorhin, läßt du dich nicht bei mir sehen."

„Sie haben Recht, Herr," erwiederte der Jäger; „es trieb mich, aufrichtig gesagt nach langem Kampfe, hieher, — nicht aus Furcht vor Ihrem Zorn, Herr, obgleich ich wohl weiß, daß mich derselbe in einem Nu zermalmen könnte, obgleich ich weiß, daß es Sie nur einen Zug an jener Klingel kostet und ich sehe das Tageslicht nie wieder. Aber ich komme aus Dankbarkeit, für

Alles, was Sie an mir gethan. Und dieß Gefühl iſt es auch, welches mich zwingt, Ihnen — — dieſen Brief zu übergeben. — Es iſt ein Verrath an meinem Herrn, aber ich kann nicht anders."

„Ei, ei, ein zierliches Briefchen!" lachte der Andere, indem er das Schreiben entgegen nahm. „Die Aufſchrift kann ich mir denken. — Fräulein Eugenie von S. — Dergleichen wirſt du viele zu überbringen haben, Joſef."

„Es iſt der erſte, Herr," verſetzte der Jäger ſehr ernſt; „und deßhalb dachte ich mir, Sie werden einen Werth darauf legen."

„Vielleicht," ſagte der Andere achſelzuckend; „doch wird nicht viel Intereſſantes darin ſtehen; einige Liebesbetheuerungen, Verſprechen ewiger Treue, ſo was dergleichen. Wann ſchrieb es der Graf?"

„Seine Erlaucht kamen vor einer Stunde mit dem Herrn von Steinfeld von einer Whiſtpartie, ich glaube bei dem Herrn Major von S. Der Herr Graf waren verdrießlich und erregt, und ſprachen, während ſie ſich umkleideten, viel mit dem Herrn von Steinfeld."

„So, ſo! Und was zum Beiſpiel?"

„Seine Erlaucht ſagten: der Herzog wird wahrhaft unerträglich; haben Sie je ſo Etwas erlebt? Bietet mir da — freilich unter vier Augen — eine ſo unſinnige Wette an, — eine Wette, die, wenn er vielleicht mein Verhältniß zu Eugenie ahnt, an's Unverſchämte grenzt."

„Brav, Joſef! Du haſt gut behalten. — Und die Wette?"

„Sie betraf Fräulein von S. Der Herr Herzog wollte es nämlich von hier bis über acht Tagen dahin bringen, daß bei dem großen Maskenballe, der am Hofe ſtattfindet, das Fräulein in ihrem Anzuge Bänder von den Farben des Herrn Herzogs tragen ſolle."

„Ah! Seine Durchlaucht sind leichtsinnig im Wetten, aber geniren sich nicht um den Teufel; das muß biegen oder brechen. Er ist ein gefährlicher Mensch.“ — Diese Worte murmelte er vor sich hin, so daß der Jäger nicht im Stande war, sie zu verstehen. — „Nun zu dem Briefe!“ sagte er nach einigen Augenblicken mit lauter Stimme. — „Na, Josef,“ fuhr er lächelnd fort, „du wirst nicht Alles verlernt haben. Oeffne den Brief geschickt und vorsichtig. Du weißt, dort im Wandschrank befindet sich das Nöthige dazu.“

Der Jäger zauderte.

Der Andere betrachtete das Siegel und schien dieses Zaudern nicht zu bemerken. „Er hat sich ein neues ganz gleiches machen lassen,“ sprach er lächelnd vor sich hin. Dann fuhr er lauter fort: „Es ist fein, aber dick; der Abdruck ist schwierig; du kannst es hinweg schneiden. — Da.“

Der Jäger kämpfte einen schweren Kampf; sein Auge blitzte, seine Brust hob sich gewaltsam von tiefen Athemzügen. — „Verzeihen Sie mir, Herr,“ sagte er nach einer längeren Pause, „das kann ich nicht.“

„Was kannst du nicht?“

„Der Brief ist von meinem Herrn,“ fuhr er mit weicher, bittender Stimme fort, „von einem gütigen Herrn. O, es ist schon des Verraths genug, — aber selbst öffnen — meine Hand zittert.“

„Ah, mein Freund,“ rief der Andere, und, wie es schien, gewissermaßen lustig, aus, „aber deine Hand zittert nicht, wenn sie auf eigene Rechnung die Büchse führt.“

Josef senkte sein Haupt und entgegnete: „Wenn ich Ihnen mit meinem Leben nützen kann, Herr, so werde ich nicht einen Augenblick zaudern, es hinzugeben, aber — — es ist ja Ihre

Schuld," fuhr er mit einem trüben Lächeln fort, „warum brachten Sie mich zu einem solchen Herrn."

„Nun meinetwegen, sei es darum. Das soll uns nicht entzweien." Er stand ruhig von seinem Stuhle auf, ehe er aber den Tisch verließ, blickte er den Jäger fest an, und als er das ein paar Secunden gethan, wurden seine energischen Züge weicher; etwas Wehmüthiges erschien auf denselben. Dann ging er rasch zur Thüre, die sich, sowie er die Hand auf die Klinke legte, wie von selbst öffnete; er reichte den Brief hinaus und sagte: „Das Siegel behutsam ablösen!"

Unsichtbare Hände schienen ihn in Empfang zu nehmen, den Befehl augenblicklich zu vollziehen und ihm das geöffnete Schreiben zwischen den Vorhängen der Thüre wieder zu überreichen.

Er trat an den Tisch zurück und überflog den Brief. In demselben stand: „„Verzeihe mir, Eugenie — „ah! das Sie wäre glücklich übersprungen," murmelte er, — „„daß ich dich durch dieses Schreiben mit einer Bitte belästige. Heute Abend wird bei Ihrer Hoheit der Frau Herzogin die Zusammenkunft stattfinden, wo man über die Costüme zu dem bevorstehenden Maskenball berathet. Wenn es dir möglich ist, die Farbe des deinigen so zu wünschen, daß du ein weißes Band darauf anbringen kannst, so wird mich das unendlich glücklich machen. Morgen will ich dir sagen, weßhalb ich diese sonderbare Bitte stelle."" — „Teufel!" dachte der Leser, „er geht gerade darauf los. Da wird der Herzog einen schweren Stand haben. — Nun, ich wünsch' es dem Grafen, wenn er baldigst die Braut heimführt; es ist das eine noble Seele, sie nicht minder, — es ist ein Paar, das Gott in der allerbesten Laune just für einander erschaffen zu haben scheint." Er faltete den Brief zusammen; die unsichtbare

Hand hinter dem Vor' ng mußte ihn wieder ſchließen, was auch augenblicklich geſchah, und dann gab er ihn dem Jäger zurück, wobei er ſagte: „Ich danke dir, Joſef, für deinen Eifer, obgleich der Brief nichts Wichtiges enthält. — — Apropos! Du haſt von deiner Frau nichts mehr gehört?“

Einen Augenblick blieb der Jäger die Antwort ſchuldig, dann ſprach er: „Doch, Herr, ſie iſt mir gefolgt, ſie hat mich gefunden.“

„Ah! das iſt ſchlimm! Da werde ich helfen müſſen; ſie wird dich verrathen.“

„O nein, Herr!“ rief der Andere eifrig. „Glauben Sie mir, ſie iſt überglücklich, mich wieder gefunden zu haben.“

„Und du?“

„Weiß Gott, ich nicht minder, Herr! Sie hat mir die ganze unglückſelige Geſchichte erzählt; ſie iſt unſchuldig. — Der Andere aber nicht, er hat ſein Schickſal verdient.“

„Und wo iſt ſie? Nehm' dich in Acht: Franz Karner iſt nicht verheirathet.“

„— — Aber er wird es ſein, ſobald Sie wollen, Herr,“ ſagte Joſef mit leiſer Stimme, wobei er ſeine Hände wie bittend zuſammen faltete. „Laſſen Sie mir dieſes Glück; ich liebe das arme Weib mehr als je.“

„Seltſame Menſchen,“ erwiederte der Andere; doch ſchaute er nicht ohne Theilnahme in die glänzenden Augen des Jägers. — „Nun ja, du ſollſt die Papiere haben, aber ein reger Eifer für mich ſei mein Lohn. Du haſt mich verſtanden? Ich wünſche dich öfter zu ſehen als bisher.“

„O tauſend, tauſend herzlichen Dank für Ihre Güte!“ rief Joſef freudig. „Und wenn das Andere ſein muß, ſo will

ich mich bestreben, pünktlich zu sein." — Das sagte er mit einem Seufzer.

„Es wird dir schwer; du hast dich schon sehr in die Ehrlichkeit hinein gelebt, Josef. — Nun, ich habe heute meine gute Laune; wie wäre es, wenn ich dich von jetzt ab ganz frei ließe?"

„O mein Gott! Das würden Sie thun?"

„Natürlich würden wir uns in dem Falle niemals wieder sehen."

„Niemals, Herr?"

„Oder nur dann, wenn es dir wieder 'mal schlecht ginge. — In dem Falle würde ich dir erlauben, mich nochmals hier aufzusuchen."

„Sie überhäufen mich mit Großmuth; und ich soll nicht im Stande sein, etwas — — Anderes für Sie thun zu können, Herr?"

„Ich glaube nicht. — Doch halt! Vielleicht wäre es dir möglich, später einmal einem meiner Freunde einen Dienst zu erzeigen, ohne daß es dich im Geringsten compromittirt. Das wirst du thun!"

„O gewiß, Herr!" rief der Jäger freudig aus und faßte mit seinen beiden Händen die Rechte des jungen Mannes, der sie ihm auch ruhig ließ und dabei sagte:

„Sollte also später Jemand irgend einen vielleicht auffallenden Dienst von dir verlangen und sagt zu dir, dem Franz Karner: „„es geschieht für mich, Josef,"" so wirst du thun, was er wünscht."

„So wahr mir Gott helfe!" erwiederte der Jäger mit leuchtenden Augen; und sollte es mich meinen Dienst, ja mein Leben kosten." Er zog hastig die Hand des jungen Mannes an seine Lippen und küßte sie innig. Dieser entwand sie ihm aber sanft,

und als er Joſef darauf anblickte, ſchüttelte er traurig lächelnd das Haupt, da er Thränen in den Augen des Jägers bemerkte.

„So gehe denn,“ ſagte er mit welcher, faſt zitternder Stimme; „drunten vor der Thüre ſchüttle den Staub von deinen Füßen und wenn du kannſt, ſo vergiß es, daß du je dieſe Mauern betreten. Für deine Papiere werde ich ſorgen, — ſowie auch dafür,“ ſetzte er leiſe hinzu, „daß es dir nicht zu ſchwer wird, dir und deiner Frau einen neuen Hausſtand zu gründen. — — Jetzt verlaß mich!“

Er ſtreckte die Hand gebietend gegen die Thüre aus und der Jäger befolgte dieſen Befehl mit zögernden Schritten. Doch ehe er hinaus ging, wandte er ſich nochmals um, ſtürzte dem jungen Manne zu Füßen und ſprach, indem er ſeine beiden Hände ergriff: „O verzeihen Sie mir, Herr, ſo konnte ich nicht ſcheiden; wenn man ſich Jahre lang gekannt, wie ich Sie, ſo wird es Einem hart, unendlich hart, ſich zu trennen. Gott möge Sie behüten und möge er es gnädig fügen, daß wir uns einſtens freudig wieder ſehen.“ — Damit ſprang er auf und war verſchwunden.

„Amen!“ ſagte der junge Mann nach einer Pauſe, während er ſich langſam mit der Hand über das Geſicht fuhr. Darauf blieb er noch einen Augenblick nachdenkend an dem Tiſche ſtehen und verließ alsdann das Zimmer auf die früher dem geneigten Leſer ſchon beſchriebene Art.

Achtundsechszigstes Kapitel.

Achselbänder und Carrikaturen.

Am gleichen Abend, in dem unser voriges Kapitel schließt, vielleicht eine starke Stunde später, verließ der Baron von Brand seine Wohnung; er trug einen sehr eleganten Paletot von dunklem Tuch, den er fest zugeknöpft hatte; sein blonder Bart war wie immer sorgfältig zugespitzt und parfümirt; er schritt lustig trällernd die Treppe hinab, wobei er seine Handschuhe zuknöpfte, und als er hierauf vor die Hausthüre trat, warf er einen Blick an den Himmel hinauf, welcher ruhig und klar war und, wie oft im Winter, in glänzender Sternenpracht funkelte. Es lag kein Schnee auf dem Boden, auch war dieser hart gefroren, weßhalb Herr von Brand keinen Wagen befohlen hatte.

Kaum aber wollte er den Fuß auf das Pflaster setzen, so fuhr eine Equipage, die in vollem Trabe aus der Mitte der Straße abgelenkt war, dicht an das Haus hin, wo die Pferde augenblicklich still standen. Der Baron zog seinen Fuß zurück, und that wohl daran, denn der Wagen war so nah bei der Thür-

ſchwelle vorgefahren, daß er den Heraustretenden beinahe in Gefahr gebracht hätte.

„Zum Teufel!“ rief dieſer dem Kutſcher zu, „iſt das auch eine Manier, harmloſe Fußgänger jählings zu überfallen! He! mein Freund! Weiß Er wohl, daß er mich um ein Haar überfahren hätte.“

„Ah! Sie ſind es ſelbſt, beſter Herr von Brand!“ hörte er nun eine Stimme laut lachend aus dem Wagen. „Wenden Sie Ihren Zorn von dem Unſchuldigen draußen auf mich. Es drängte mich, Sie zu ſehen, und deßhalb befahl ich, ſo ſchnell zu fahren.“

„Coeur de rose!“ entgegnete der Baron, indem er an den Schlag trat. „Aber gnädiger Herr, ich verſichere Sie, mein koſtbares Leben ſchwebte in augenſcheinlicher Gefahr, oder, was faſt noch ſchlimmer iſt, meine geraden Gliedmaßen. — Wollen Euer Durchlaucht vielleicht ausſteigen?“

„Nein, nein,“ verſetzte lachend der Herzog; „Sie wollten eben ausgehen, und da kann ich mich nicht unterſtehen, Ihre beſetzte Zeit ſo ſehr in Anſpruch zu nehmen. Auch bin ich ſelbſt eilig wie immer.“

„Wie Sie befehlen, gnädiger Herr. Aber da Sie zu mir wollten, ſo muß ich mir ſchon erlauben, Sie zu fragen, womit ich Ihnen dienen kann.“

„Ich habe zwei Worte mit Ihnen zu ſprechen,“ ſagte der Herzog, indem er den Schlag von innen öffnete, „und wäre Ihnen ſehr dankbar, wenn Sie für wenige Augenblicke in meinen Brougham ſteigen wollten. — Aber Sie müſſen mir im Voraus verzeihen, beſter Baron, daß ich Sie zu ſo ungewohnter Stunde überfalle, und meinen Beſuch nur halb mache; doch wiſſen Sie, ich bin immer ſo ungeheuer beſchäftigt, und wenn ich mir auch oft vornehme, nach Ihnen zu ſehen, —“

„So kommen Euer Durchlaucht doch nur, wenn es seine wichtigen Gründe hat," schloß der Baron von Brand mit dem ihm eigenen süßen Lächeln den Satz. Bei diesen Worten war er in den Wagen gestiegen und ließ sich neben dem Herzog auf die weichen Kissen nieder.

„Ich war heute wieder bei dem Major von S.," sagte Seine Durchlaucht.

„Da wurde Whist gespielt," warf der Baron leicht hin.

„Nachher rauchten wir unsere Cigarre, der Major zeigte Steinfeld einige Waffen, ich und Graf Fohrbach wir traten an's Fenster."

„Da proponirten Sie ihm eine Wette."

„Woher wissen Sie das?" fragte erstaunt der Herzog.

„Nun, ich weiß es eben, gnädiger Herr; ich erfahre so Manches."

„Teufel auch! so haben Sie den Grafen Fohrbach gesehen!"

„Coeur de rose! seit mehreren Tagen nicht."

„Oder den Herrn von Steinfeld, oder den Major, denen Graf Fohrbach vielleicht getratscht."

„Ebenso wenig."

„Unbegreiflich!" sagte der Herzog; „nun wenn Sie allwissend sind, so brauche ich Ihnen auch nicht zu sagen, weßhalb wir gewettet."

„Gewiß nicht, gnädiger Herr, denn ich weiß das ganz genau. Die Conversation betraf Fräulein von S., und Sie vermaßen sich — nehmen mir Euer Durchlaucht nicht übel — leichtsinniger Weise, das Fräulein zu bestimmen, Ihre Farben zu tragen. Ah! Durchlaucht, das ist stark."

„Alle Teufel! Baron, woher wissen Sie das?" rief der Herzog in höchstem Erstaunen. „Es ist so, wie Sie sagen: ich

ſehe in ungeheurer Achtung zu Ihnen empor. Wahrhaftig Baron, ich bin glücklich, daß ich Sie Freund nennen darf."

„Weil Sie wahrſcheinlich einen Wunſch auf der Seele haben, gnädigſter Herr," entgegnete Herr von Brand. Und wenn es in dem Wagen nicht ſo dunkel geweſen wäre, ſo hätte der Herzog nothwendig ſehen müſſen, von welch' verächtlichem Lächeln dieſe Worte begleitet waren.

„Bei Gott! den habe ich auch, Sie Allwiſſender; und einen ziemlich großen Wunſch."

„Den ich mir denken kann. Ich ſoll Ihnen helfen Ihre Wette gewinnen."

„Ja und Nein," ſagte Seine Durchlaucht. „Die Wette iſt nicht zu gewinnen, denn der Graf nahm ſie gar nicht an; aber meinen Willen durchzuſetzen, das wäre mein höchſter Wunſch."

„Daß das Fräulein bei dem Hofball Ihre Farben trägt?"

„Ja, das muß ich durchſetzen," ſprach der Herzog eifrig. Dann fuhr er auf vertrauliche Art und ſehr leiſe fort: „Dabei müſſen Sie mir helfen; ich verſichere Sie, Baron, ich gewinne nicht einen halben Pas bei dem ſtarrköpfigen Mädchen. Was nützt mich das Fürwort des Vaters? was nützt es mich, daß wir ſie von allen Seiten umgarnt haben? was helfen mich Ihre ſonſt ſo vortrefflichen Berichte? Ueber Alles, was ich erfahre, muß ich mich ärgern. — Wo geht ſie hin? — Zum Kriegsminiſter oder zum Major von S. — Wer iſt da täglicher Gaſt? — Graf Fohrbach. — Baron, wir müſſen einen Hauptcoup ausführen; ich muß mit einem Mal das verlorene Terrain wieder gewinnen. Sie muß auf dem Hofball meine Farben tragen und ſich ſo compromittiren."

„Das Letztere kann nicht ausbleiben, wenn wir ſie zu dem Erſteren vermögen. Das wird aber ſehr, ſehr ſchwer ſein."

„Schwer haben Sie gesagt, bester Baron!“ jubelte der Herzog, „also doch nicht unmöglich. O, meine Dankbarkeit wäre unbegrenzt. Sprechen Sie, ist was zu machen?“

„Das will sehr überlegt sein. Und wie lange haben wir Zeit?“

„Noch acht bis zehn Tage, dann ist der große Maskenball bei Hof. — — Sprechen Sie, Baron, machen Sie mich zu Ihrem ewigen Schuldner.“

„Ich fürchte, gnädiger Herr,“ erwiederte Herr von Brand lachend, „Ihre Ewigkeiten sind sehr kurz und vergänglich. — Doch will ich's darauf hin wagen. Aber erschrecken Sie nicht, wenn auch ich nächstens anfange, meine Forderungen zu stellen.“

„Verlangen Sie,“ erwiederte der Herzog bestimmt. „So lieb es mir ist, Ihr Schuldner zu sein, so sollen Sie mich doch jederzeit bereit finden, für Sie zu thun, was in meinen Kräften steht.“

„Das höre ich jetzt schon zum zweiten Male, und es wird nächstens die Zeit kommen, wo ich Euer Durchlaucht fest beim Worte nehme.“

„Ich hoffe es; aber meine Angelegenheit — sprechen Sie, bester Baron!“

„Soll — besorgt werden.“

„Bei meiner Ehre! Baron,“ rief erfreut der Herzog, „versprechen Sie nicht zu viel?“

„Das thue ich nie,“ erwiederte ruhig Herr von Brand. „Es ist das freilich keine leichte Commission, aber ich thu' Alles, um Sie mir zu verpflichten. Doch bedarf ich ein klein wenig Ihrer Hülfe; heute Abend ist bei der Frau Herzogin eine Zusammenkunft, der Sie wahrscheinlich anwohnen werden.“

„Ich habe von Mama die gnädige Erlaubniß erhalten,“

lachte der Herzog; „ich als einziger Mann zwiſchen ein paar Dutzend Hofdamen und Ehrenfräuleins.“

„Sie Glücklicher! — Nun alſo, da werden Sie erfahren, welches Coſtüm der Fräulein von S. zugedacht iſt. Sorgen Sie darnach für die bewußten Bänder in den Farben, die Sie wollen, ſei es als Haar- oder Buſenſchleife, wenn ſie irgend ein vollkommenes Damencoſtüm wählt, ſei es als Achſelbänder, wenn man ſie vielleicht zu einer der Ecuyères Ihrer Majeſtät beſtimmt. Und das bin ich überzeugt bei der prachtvollen Geſtalt des jungen Mädchens.“

„Ach ja, bei ihrer prachtvollen Geſtalt!“ ſeufzte der Herzog.

„Aber die Schleifen oder Achſelbänder müſſen mir in der von Ihnen beſtimmten Farbe vollkommen fertig, auf's Zierlichſte gemacht, in drei Tagen, von heute ab, übergeben werden.“

„Das werde ich ſelbſt beſorgen, beſter Baron, und zugleich meinen herzlichſten Dank überbringen.“

„Mit Letzterem wollen wir warten bis nach dem Hofballe,“ entgegnete Herr von Braud, „denn ich bin nicht allmächtig, auch mir kann Etwas mißlingen.“

„Nein, nein,“ rief triumphirend der Herzog, „Ihnen nicht. Glauben Sie mir, ich ſtaune Sie an. Ich bin doch auch mit den Hofintriguen ziemlich bekannt, aber welche Wege Sie gehen, iſt mir unerklärlich; über welch' immenſe Kräfte und Mittel müſſen Sie zu verfügen haben!“

„Sie irren, gnädiger Herr,“ erwiederte der Baron leicht, „die Kräfte, die ich anwende, ſind klein und unbedeutend wie ich ſelbſt; es trifft ſich nur zufällig, daß ich Ihnen dienen kann.“

„Sie ſind wahrhaftig zu beſcheiden. Doch will ich jetzt Ihre Zeit nicht länger in Anſpruch nehmen,“ antwortete der Herzog; „ich würde Sie einladen, mit mir zu kommen, aber ich muß, wie

Sie wiſſen, bei jener wichtigen Zuſammenkunft erſcheinen. — Sie waren zu Fuß, wie ich ſehe, kann ich Sie irgendwo abſetzen?"

„Ich gehe zu Ihrem Rivalen," ſagte lachend der Baron von Brand; „Sie ſehen, wie ich offenherzig bin. Wenn Sie mich dahin bringen wollen, iſt es mir angenehm."

„Und genirt es Sie nicht, wenn Sie in meinem Wagen anfahren?"

„Ganz und gar nicht, gnädiger Herr," verſetzte der Baron in ſehr harmloſem Tone. — „Coeur de rose! der Graf Fohrbach wird gar kein Gewicht darauf legen, ob ich von Euer Durchlaucht oder von Hauſe komme."

„So fahren wir alſo!" ſprach der Herzog. Er ließ die Scheibe des Schlages herab und rief ſeinem Kutſcher zu: „Zum Adjutanten, Graf Fohrbach!"

Dumpf rollte der Wagen dahin, durch erhellte und belebte Straßen, und bog bald rechts, bald links. Zuweilen fielen Lichtſtrahlen aus einem der glänzenden Magazine in den Wagen hinein, und dann hätte man ſehen können, wie der Herzog zuweilen aber kaum merklich forſchend den Baron Brand anblickte, dieſer dagegen zum Wagenſchlage hinausſah und die erhellten Laden ſowie die vorüberhuſchenden Spaziergänger angelegentlich zu betrachten ſchien.

Jetzt hielten die Pferde, Herr von Brand ſagte: „Ah! da ſind wir ſchon!" und während er leicht und gewandt auf die Erde ſtieg, faßte er die dargereichte Hand des Herzogs, welche ihm dieſer mit Empreſſement nachſtreckte. Auf einen Zug an der uns bekannten Klingel öffnete ſich die kleine Thüre, der Baron ging durch den Garten in das Haus, wurde von dem alten Diener mit einer ſteifen, feierlichen Verbeugung empfangen, und trat

in den Salon, wo ſich der Hausherr befand, auch der Major von S., Arthur Erichſen und Herr von Steinfeld.

Sämmtliche Herren blickten auf, als er eintrat, Arthur und Graf Fohrbach wechſelten einen bedeutungsvollen Blick mit einander; doch als hätten ſie ſich wohl verſtanden, winkte der Maler dem Eintretenden freundlich mit der Hand, und Graf Fohrbach, ſich gewaltſam von einer kleinen Befangenheit losmachend, rief laut lachend: „Da kommt der Baron! das iſt unſer Mann, der kann uns au fait ſetzen.“

Der Baron grüßte verbindlich der Reihe nach, wobei er den Kopf ſenkte und mit den Augen nach aufwärts ſchielte. Er zog bedächtig ſein Sacktuch heraus, wiſchte ſeinen Bart und wedelte ſich hüſtelnd einige Wohlgerüche zu. Man konnte ihm das nicht übel nehmen, denn der Dampf der Cigarren in dem Gemach war wahrhaft ſchrecklich; er konnte auch nichts Geſcheidteres thun, als ſich ſelbſt eine anzuzünden, was auch ſogleich geſchah, und dann erſt, nach einigen ſtarken Zügen, verſicherte er, in der Verfaſſung zu ſein, Rede und Antwort ſtehen zu können.

„Baron Brand iſt mir ſchon recht,“ meinte Arthur, „und ich unterwerfe mich ſeinem Urtheilsſpruch.“

„Um was handelt es ſich?“ fragte Jener geziert.

„Sie waren neulich bei mir,“ fuhr der Maler fort, „oder Sie kamen vielmehr mit Herrn von Dankwart. Sie erinnern ſich, daß dieſer Protector aller ſchönen Künſte vorläufig ein Portrait des Herrn Herzogs bei mir beſtellte.“

„Vorher aber ſollten Sie an ſeinem Kopfe beweiſen, ob Sie auch fähig ſeien, ein gutes Portrait zu liefern. — Ganz recht,“ entgegnete der Baron.

Und dieß Portrait hat er gemacht!“ jubelte der Hausherr. „Vortrefflich! Arthur, laſſen Sie es ſehen.“

„Sie bringen mich wahrhaftig in Verlegenheit, Graf Fohrbach," sagte lachend der Maler; „ich habe Ihnen eine Zeichnung präsentirt, aber sie nicht als das Bildniß des Herrn von Dankwart ausgegeben. Gott soll mich bewahren! das ginge wider allen Respect."

„So lassen Sie sehen," sprach gravitätisch der Baron, und zupfte seinen Halskragen sanft in die Höhe; „wir wollen unparteiisch entscheiden."

„Meinetwegen," entgegnete der Maler. „Aber ich ersuche die Herren, meine Verwahrung zu Protokoll zu nehmen." Er erhob sich und nahm aus seiner Mappe, die in einer Ecke lehnte, ein Blatt, welches er dem Herrn von Brand übergab.

Dieser legte seine Cigarre auf das Kamin, wandte den Rücken gegen die Lampe, die auf dem Gesims stand, und als nun das volle Licht derselben auf jenes Bild fiel, fuhr ein höchst angenehmes Lächeln über seine Züge. Seine Oberlippe erhob sich kokett und zeigte die blendend weißen Zähne. — „In der That vortrefflich!" sagte er nach längerem Betrachten; „superb! — göttlich! Das ist das Bild eines Schimpanse, und hat zugleich große Aehnlichkeit mit Herrn von Dankwart."

„Zeigen Sie auch die anderen!" rief Graf Fohrbach.

Und der Maler brachte noch fünf andere Blätter zum Vorschein, worin der Schimpanse und Herr von Dankwart nach der bekannten Spielerei behandelt waren, wo man in hundert Abbildungen mit ganz unmerklichen Aenderungen, wodurch zwei Blätter immer vollkommen ähnlich sind, dennoch den großen Sprung von einem ausgespannten Frosch bis zum Apoll von Belvedere zurücklegen kann. Hier aber genügten vollkommen sechs Blätter, um aus einem gerechten und untadelhaften Schimpanse zur vollständigen Figur des Herrn von Dankwart überzugehen.

„Die Blätter ſind koſtbar," ſagte Herr von Bränd nach einer Pauſe; „ich gäbe was darum, wenn ich ſie meinem Album einverleiben könnte. Lieber Herr Erichſen, könnte ſie ein armer Mann, wie ich bin, bezahlen?"

„Wenn es eine präſentable Arbeit wäre," erwiederte der Maler, indem er ſeine Blätter wieder zuſammen packte, „ſo würde ich, mich aller Ihrer Gefälligkeiten erinnernd, mir ein Vergnügen daraus machen, ſie in Ihr Album zu ſtiften. Aber verzeihen Sie mir, in dieſem Falle wäre das vielleicht für uns Beide ein gefährliches Wagſtück."

„Was geht uns Herr von Dankwart an?" meinte der Baron.

„Aber ſeine Herrin deſto mehr," warf der Major dazwiſchen, „er ſteht in der allerhöchſten Gnade; Sie können morgen bei ihm vorfahren und ihm gratuliren; er hat wieder einen neuen Orden bekommen."

„Das würde ich wahrhaftig thun," ſagte lachend der Baron, „wenn ich jene ſechs koſtbaren Blätter hätte, um ſie nachher zur Abkühlung präſentiren zu können."

„Das würden Sie nicht thun," verſetzte aufmerkſam Graf Fohrbach. „Ich kenne und bewundere Ihren Muth in jeder Hinſicht, aber das würden Sie bleiben laſſen."

„Das käme auf eine Wette an," entgegnete Herr von Brand in gefälliger Weiſe.

„Die ich annehmen würde; Zehn gegen Eins."

„Halt! halt! ihr Herren!" ſprach der Major. „Das wär' eine Wette, die uns Alle, wie wir hier verſammelt ſind, theuer zu ſtehen kommen könnte."

„Die auch nie ſtattfinden kann," ſagte Arthur, „denn ich würde die Blätter nie, namentlich aber nicht zu einem ſolchen Zwecke, hergeben."

„Genug! genug!“ mischte sich Herr von Steinfeld, der bisher in einem Buch geblättert, in das Gespräch, „man muß nicht so in ein Wespennest schlagen wollen. Aber sage mir, vortrefflicher Hausherr, darf ich dich um eine Tasse Thee bitten?“

„Ich weiß nicht, wo er so lange bleibt,“ erwiederte Graf Fohrbach. Doch hatte er kaum an der Klingel gezogen, als auch schon der Kammerdiener, fast unhörbar, in das Zimmer glitt, den Thee in der uns bekannten Art aufstellte, und darauf mit den Bedienten wieder verschwand.

Jeder nahm sich eine Tasse, dann sagte Herr von Steinfeld mit Beziehung auf das Gespräch von vorhin: „Unsereins, der lang in der Fremde war, und fast unbekannt geworden, könnte sich durch so Etwas empfehlen. — Alle Wetter! Wer hat die Wette gemacht, würde es freilich heißen? — Graf Fohrbach, bei sich zu Hause in einer kleinen Gesellschaft. — Wer war da? — Nun, Erichsen, der die Blätter gezeichnet, Major von S., Herr von Steinfeld —“

„Ja, ja,“ sagte der Major, „das könnte uns Allen ein paar verdrießliche Gesichter eintragen.“

Der Hausherr hatte achselzuckend zugehört und bedächtig seine Tasse ausgetrunken, worauf er sagte: „Ja, wir werden alt, es ist kein Spaß mehr da und kein Humor. — Apropos!“ fuhr er nach einer Pause fort, „du bist mit deinen Besuchen ziemlich fertig. Man hat dich doch überall gnädig aufgenommen?“

„Darüber kann ich nicht klagen. — Doch da fällt mir was ein, worüber ihr mich vielleicht aufklären könnt. — Als ich bei deinem Papa war,“ wandte er sich an den Hausherrn, — „Seine Excellenz empfiengen mich sehr zuvorkommend, — traf ich den alten General-Adjutanten, Baron von W. mit seiner Frau.“

Herr von Brand zuckte, aber fast unmerklich, zusammen.

„Wann ich sage traf, so meine ich damit, ich begegnete ihm an der Thüre des Salons; er ging, ich kam. Es war so auf der Schwelle, daß ich nicht präsentirt werden konnte. Der Bediente meldete mich, und da war es mir, als wenn sich die Baronin von W. bei Nennung meines Namens plötzlich und auffallend von mir abwandte."

„Wer weiß, wilder Mensch," sagte der Major, „ob du sie nicht vielleicht früher einmal gekannt, ihr die Cour gemacht oder sie auffallend vernachläßigt hast."

„Unmöglich!" erwiederte Herr von Steinfeld. „Als ich damals noch hier war, war der alte Baron auf weiten Reisen und heirathete in meiner Abwesenheit. Ich machte natürlich auch in seinem Hause meinen Besuch, er empfieng mich, Madame, hieß es, sei unpäßlich."

„Das ist so seine Art," meinte gleichgültig Graf Fohrbach, „es ist ein alter, eigensinniger Herr, der sein Haus Niemanden öffnet, und nur genaue Bekannte seiner Frau vorstellt."

„Ihr könnt euch denken," fuhr Herr von Steinfeld fort, „daß das meine Neugierde erregt, und daß ich Alles daran setzen werde, ihre Bekanntschaft zu machen. — Ist sie schön?" —

„O nicht übel, wie soll ich sie dir beschreiben?" sprach der Hausherr, und fuhr gleich darauf lachend fort: „Richtig! betrachte dir dort den Baron Brand."

Dieser war in tiefe Gedanken versunken und starrte in die Theetasse, die er vor sich hin hielt. Als er nun so plötzlich seinen Namen nennen hörte, wäre ihm diese fast aus der Hand gefallen, so schrack er zusammen. Doch faßte er sich augenblicklich wieder, lächelte und sagte: „Was beliebt, Graf Fohrbach?"

Herr von Steinfeld hatte übrigens der an ihn ergangenen

Aufforderung gemäß seinen Blick auf den Baron geworfen und mußte in dessen Gesicht etwas gefunden haben, was ihn fesselte, denn er betrachtete ihn eine Zeit lang mit großer Aufmerksamkeit, dann aber starrte er vor sich hin, augenscheinlich in tiefe Gedanken versunken. — „Wirklich," sagte er darauf, indem er mit der Hand über die Augen fuhr; „also Herr von Brand sähe der Frau von W. ähnlich?"

„Die alte Geschichte," entgegnete Dieser achselzuckend und süßlich lächelnd, wobei er sich aber nicht enthalten zu können schien, einen Blick in den Spiegel an seiner Seite zu werfen. — „Das ist die alte Geschichte dieses guten Grafen Fohrbach. Das belustigt ihn; man lasse ihm diese Grille."

„Nein, nein, es ist was daran," meinte auch der Major. „Wir haben schon früher darüber gesprochen; haben Sie noch nicht in Ihren Geschlechtsregistern nachgesehen?"

„Spässe! nehmen Sie nur unsere beiderseitigen Namen."

„Aus welcher Familie ist die Baronin?" fragte Herr von Steinfeld.

„Aus einem großen sicilianischen Hause, auf ieci endigend; wer kann das behalten?"

„Aber das blonde Haar für eine Italienerin!"

„Der Vater war ein Engländer oder Schotte. Es liegt noch ein gewisses Düster über ihrer Herkunft."

„Ich muß sie sehen," sagte bestimmt Herr von Steinfeld.

„Lieber Baron Brand," lachte der Hausherr, „ich lasse mir die Aehnlichkeit doch nicht abstreiten. Wer weiß, wie das zusammenhängt."

„O, mir wäre ein solcher Zusammenhang gar nicht unlieb," sagte der Baron. Dann trank er seine Tasse leer, und stellte sie, Müdigkeit affectirend, auf den Tisch.

Der Major hatte sich erhoben und machte Anstalten zum Fortgehen. — „Ich habe Dienst," bemerkte er lächelnd auf die Frage des Grafen, und setzte hinzu, als ihn dieser ungläubig ansah: „Ich versprach meiner Frau, sie im Schlosse abzuholen."

„Ah! sie ist auch bei der großen Berathung! Du Glücklicher, da erfährst du heute Abend schon, welche Costüme befohlen werden."

„Was mich im Grunde gar wenig interessirt, denn ich liebe die Maskerade nicht," erwiederte der Major, und setzte, sich umschauend, hinzu: „Wer von den Herren geht mit?"

Der Baron von Brand und Herr von Steinfeld nahmen darauf hin ebenfalls von dem Hausherrn Abschied, Arthur wollte ihnen folgen, doch bat ihn Graf Fohrbach, zu bleiben und noch eine Stunde mit ihm zu verplaudern.

An der Thüre wandte sich Herr von Brand um und rief dem Maler mit einem etwas erzwungenen Lächeln zu: „Bester Herr Erichsen, bitte, überlegen Sie es sich ernstlich, ob und zu welchen Bedingungen ich die sechs Blätter bekommen kann."

„Der Teufel auch," sagte der Hausherr, nachdem er gehört, daß die Thüren draußen geschlossen worden; „was mag ihm so an dem Portrait des Herrn von Dankwart gelegen sein! Da wären Ihre Blätter in guten Händen. Nehmen Sie sich in Acht. — Ich glaube wohl," setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „daß er einen guten Gebrauch davon machen würde, und ich möchte schon Dankwärtchen einen kleinen Aerger wünschen; aber sie werden sich um's Himmelswillen nicht mit dem Andern einlassen."

„Aber Sie proponirten ihm doch selbst eine Wette!"

„Weil ich gewiß war, daß Sie die Blätter nicht hergeben würden. — Apropos, Arthur, Sie erinnern sich der paar Worte, die wir neulich auf dem Balle zusammen sprachen; ich muß Ihnen

wiederholen: nur durch die größte Behutsamkeit dem Baron gegenüber können wir im Stande sein, seine Aufmerksamkeit, ja seinen Verdacht nicht zu erregen. Sie werden deßhalb auch in meinem Betragen gegen ihn durchaus keine Aenderung merken."

„Ich hoffe, daß Sie über diesen Punkt auch mit mir zufrieden sein werden," meinte Arthur.

„Vollkommen. — Ich hielt Sie nicht ohne Absicht hier zurück; neulich machte ich einen Besuch bei unserem Polizeidirector; ich gehe da zuweilen hin, es ist das ein sehr anständiges Haus, doch will ich Ihnen gestehen, daß ich dießmal meinen besonderen Zweck dabei hatte. Ich brachte das Gespräch auf die Zustände unserer Residenz, namentlich was das Departement des Polizeidirectors anbelangt und erzählte dann leicht hingeworfen die Geschichte meines Pettschafts, das neulich so räthselhaft verschwand. Der alte Herr riß nach seiner Gewohnheit heftig an der Nase und legte der Sache eine größere Wichtigkeit bei, als ich gedacht; ja, er erließ mir ein förmliches Verhör nicht und mußte ich ihm zu dem Ende auf sein Arbeitszimmer folgen, wohin er auch seinen ersten Secretär beschied, — unter uns gesagt, ein junger, sehr gescheidter Mann, der in seinem kleinen Finger mehr Verstand hat, als Seine Excellenz im ganzen Körper. — Nun gut! Ich muß das Pettschaft beschreiben, wo es gelegen, wann ich es vermißt und noch mehr dergleichen für die Polizei so wichtigen Kleinigkeiten. — Es wäre sonderbar, sagte mir der Secretär, daß ähnliche Diebstähle so häufig vorkämen, und oft Sachen, die an und für sich gar keinen Werth hätten, — Briefe, ganze Correspondenzen, Documente und dergleichen, und würden diese mit einer Sicherheit begangen, die an's Fabelhafte streife. Ja, es sei vorgekommen, daß Diesem oder Jenem, namentlich in der höhern Gesellschaft, ein Blatt,

ein Brief plötzlich gefehlt irgend eines Inhaltes, der im Stande sei, ihn vor einer andern Person schwer zu compromittiren, und es sei unglaublich, aber wahr, daß man kurze Zeit darauf eben jener andern Person das betreffende Papier in die Hände gespielt und so wie muthwillig die erbittertsten Feindschaften hervorgerufen."

„Unerklärlich."

„Dazwischen hindurch zögen sich, so erzählte der Polizeidirector, nun eine ganze Menge wirklicher und schwerer Diebstähle, mit einer Sicherheit und einem Muthe ausgeführt, wie sie nur durch die wohlorganisirteste Bande geschehen könnten, durch eine Bande, die mit ebenso viel Umsicht, als Energie geleitet würde."

„Also endlich glaubt man an die Existenz einer solchen," sagte Arthur. „Es ist gut, daß ihnen droben einmal ein Licht aufgeht. Wir geringeren Leute drunten haben schon lange nicht mehr daran gezweifelt; mein Vater, der viel mit den Vätern der Stadt zu verkehren hat, machte oft darüber Andeutungen und sprach von dem Hause, das zwischen uns Beiden neulich auch genannt wurde, dem sogenannten Fuchsbaue, als dem Heerde aller dieser Geschichten. — — Aber mir scheint, die Thüre Ihres Schlafzimmers wurde geöffnet," unterbrach er sich; „die Vorhänge haben sich so eben bewegt."

„O, es wird mein Jäger sein," entgegnete der Graf und fuhr dann fort: „Dasselbe vermuthete man auch auf der Polizeidirection; doch haben die scharfsten Hausausſuchungen noch nie Etwas ergeben; das soll freilich eine solche Verwirrung, ein solcher Knäul von Treppen, Stuben und Gängen sein, daß sich ein Uneingeweihter dort selbst am hellen Tage nicht ausfinden könne. Der Secretär des Polizeidirectors meinte, man könne da

nur durch eine Radicalkur helfen, indem man von Staatswegen die ganzen Gebäulichkeiten ankaufe und niederreiße."

„Das wäre schade für uns Maler," versetzte Arthur lächelnd, „denn es hat dort wahrhaft prachtvolle Ansichten, finstere, melancholische Winkel, wie sie die kühnste Phantasie nicht ersinnen kann."

„Richtig!" sagte ebenfalls lachend der Graf; „und diese Winkel und engen Gassen lieben Sie absonderlich. Warten Sie, man kommt hinter Ihre Schliche."

„Wie so?" fragte der Maler.

„Wenn man sich nicht weit vom Fuchsbau am Kanale hin verliert, so kommt man in kleine Straßen, wo Sie, theuerster Arthur, eigentlich nichts zu schaffen hätten, und wo man Sie doch häufig herumwandeln sieht."

„Das läugne ich auch ganz und gar nicht."

„Also in der That ein kleines Verhältniß?"

„Sagen Sie lieber ein großes Verhältniß, Graf Fohrbach. Ich gestehe Ihnen, dem Freunde, daß mich mehr als eine müßige Laune dorthin zieht. Ja, warum sollte ich es läugnen! Ich habe dort ein Mädchen gefunden, das ich unendlich liebe, — das ich Ihnen in vielleicht nicht zu langer Zeit als meine Frau vorzustellen habe."

„Aus jenen engen Gäßchen?" sagte der Graf im höchsten Erstaunen. „Was wird Papa Erichsen dazu sagen, und vor Allem Mama, die sehr strenge Commerzienräthin?"

„Das ist freilich noch eine schroffe Klippe, die ich umschiffen muß und will. — Gewiß, Graf Fohrbach, ich scherze nicht, ich bin dazu fest entschlossen."

„Und ihr liebt einander, wie es sein soll?" erwiederte der Graf mit wahrer Theilnahme. — „Und wenn das Mädchen gut und anständig ist, woran ich übrigens ebenso wenig zweifle,

als an ihrer Schönheit, denn Ihr guter Geschmack ist mir bekannt, so haben Sie Recht, sich über unsere kleinlichen Verhältnisse hinwegzusetzen. Sie sind ja ein freier Mann, ein Künstler, — Sie können am Ende handeln, wie Sie wollen," setzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu.

„Ich wußte wohl," erwiederte Arthur mit Wärme, „daß Sie meinen Entschluß billigen würden, und sollten Sie das Mädchen kennen lernen, so würden Sie mir noch unbedingter Recht geben."

„Ach, lieber Arthur," versetzte der Graf nach einer Pause, „dießmal kann meine Zustimmung für Sie eigentlich wenig Werth haben, denn ich befinde mich fast in gleicher Lage und fühle deßhalb parteiisch für Sie."

„Sie — Graf Fohrbach?" fragte Arthur erstaunt.

„Ja, bester Freund; auch ich liebe; eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben, und auch mir treten die Verhältnisse hemmend entgegen. Doch auch ich bin fest entschlossen, dieselben niederzuwerfen, denn ich liebe, Arthur, und vor allen Dingen, werde ebenso wieder geliebt."

„Dann wollen wir uns gegenseitig gratuliren," sprach lachend der Maler, indem er seine beiden Hände ausstreckte, welche Graf Fohrbach herzlich schüttelte und darauf sagte:

„Verlassen Sie sich auf mich, Sie werden jeder Zeit, unter allen Verhältnissen und Lagen einen treuen und ergebenen Freund an mir finden. Haben Sie mir doch beständig die besten Beweise Ihrer Zuneigung gegeben, sogar in Geschichten, an welche nur zu denken ich mich jetzt fast schäme, und wo ich am Ende Ihr Verführer geworden bin, wenn Ihre Liebe Sie nicht geschützt, wie mich die meinige."

„O ja, sie schützte mich vollkommen," entgegnete lächelnd

der junge Mann. „Richtig! wir sprachen noch nicht darüber, und damit hängt doch auch Etwas zusammen, was wieder auf unsern räthselhaften Baron zurückführt.“

„Ah! lassen Sie hören; darauf bin ich begierig.“

„Sie baten mich damals, Ihnen den Brief zu besorgen, an eine gewisse Madame Becker, Kanalstraße, glaube ich. Das war an jenem Tage, wo Ihr Vettschaft verschwand.“

„Richtig! richtig! und ich benützte das Siegel des Herrn von Brand.“

„Also habe ich doch Recht!“ rief überrascht der Maler. „Ich bemerkte wohl arabische Schriftzüge auf demselben, doch fiel es mir erst später ein, daß Ihnen vielleicht der Baron damit aus der Verlegenheit geholfen.“

„Und was hat es mit diesem Siegel für eine Bewandtniß?“

„Die bewußte Madame Becker erschrack, als sie es bemerkte. Und doch schien sie es wieder anzutreiben, Ihren Wunsch zu erfüllen. Das beschäftigte mich, sobald ich das Haus in der Kanalstraße verlassen; Ihr Siegel — ich kannte es ja — ein einfaches H, sogar ohne Wappen und Krone, konnte unmöglich einen solchen Eindruck auf die Frau machen.“

„Sie haben wahrhaftig Recht,“ sprach der Graf nach einigem Besinnen. „Als ich in jenem Brief von der Frau das Bewußte verlangte, dachte ich selbst nicht, daß es möglich sei, und war in der That überrascht, als sie mir einige Zeit nachher anzeigte, die Angelegenheit habe sich arrangirt. Dabei schrieb sie auch von einem hohen Freunde, dem ich sagen solle, wie viel Mühe sie sich gegeben. Damit war offenbar der Baron gemeint, dessen Siegel sie also erkannt; und wenn sie dieß erkannt, so muß sie schon in häufige Berührung mit ihm gekommen sein.“

„Und nicht blos in Berührungen, wie mit andern vornehmen

Herren," meinte Arthur lächelnd, „sondern ihr Schreck zeigte mir deutlich, daß sie ihn fürchte."

„Wie ein für sie mächtiges Wesen," sagte der Graf rasch einfallend. — „Bei Gott! Arthur, es ist so; ich scheue mich fast, es auszusprechen; aber wenn ich meine Begegnung mit ihm in der Nacht am Fuchsbaue, namentlich den Bericht jenes unglücklichen Geschöpfs im Schlosse und so all' die verschiedenen Sachen zusammen stelle, so drängt sich mir die feste Ueberzeugung auf, der sogenannte Baron von Brand stehe an der Spitze einer weit verbreiteten Bande von Fälschern, Dieben, vielleicht Mördern."

„Entsetzlich!" rief Arthur ergriffen. „Und wenn dem so wäre, würden Sie zu seiner Entdeckung, zu seiner Bestrafung etwas beizutragen im Stande sein? Würden Sie es über sich vermögen, den Mann, der hier unzählige Mal in Ihrem Zimmer gewesen, der von Ihrem Thee getrunken, von Ihren Cigarren geraucht, den vielleicht verdienten Ketten und Banden zu übergeben?"

„Nein, nein, dazu wäre ich nicht im Stande, obgleich ich es gewiß nicht ungern sehen würde, wenn wir von diesem wirklich gefährlichen Menschen befreit würden. Ja, ich würde vielleicht meinen kleinen Einfluß aufbieten, um ihm die freie Entfernung von hier zu erleichtern. Aber wie sich mit ihm darüber verständigen? Daß sich langsam ein Garn um seine Füße zieht, bin ich fest überzeugt und darum thut es mir leid, wenn ich, wie heute Abend, sehen muß, daß er so unbewußt, sicher, aber unaufhaltsam der Gefahr entgegen geht."

„Und letzteres ist doch noch die Frage," entgegnete Arthur. „Ist Baron Brand wirklich der, für den wir ihn halten, so ist er ein außergewöhnlicher Mensch, dem ich meine Bewunderung nicht versagen kann, und der nicht so unklug sein wird, auf

seinem gefährlichen Pfade blindlings dahin zu gehen. Glauben Sie mir, der hat die Augen offen so gut wie wir; und ich bin überzeugt, daß die erste Hand, die sich nach ihm ausstreckt, ihn spurlos verschwinden macht."

„Gewiß, lieber Arthur; aber da wir einmal dieses Kapitel begonnen, so ist es vielleicht nicht indiscret, wenn ich Sie frage, wie jenes Rendezvous am Neujahrsabend eigentlich abgelaufen; ich muß darauf dringen, da Sie auch in der Angelegenheit Auslagen für mich gehabt haben."

„Diese sind so unbedeutend, daß es gar nicht der Rede werth ist. Auch ist Ihr Verlangen durchaus nicht indiscret, denn ich kann Sie versichern, was ich mit dem Mädchen verhandelt, hätte die ganze Welt sehen können. Ich erhielt also Ihren Brief und ging um acht Uhr, wie derselbe von mir oder vielmehr von Ihnen verlangt, an die Ecke der Prinzenstraße; einen Wagen ließ ich mir folgen und im Schatten der Häuser halten. Ich brauchte auch nicht lange zu warten, so sah ich ein Frauenzimmer auf mich, obgleich mit ziemlich unsichern Schritten, zugehen. Sie war in einen langen, dunkeln Shawl gewickelt, so daß man von ihrer Figur so gut wie gar nichts entdecken konnte; um den Kopf trug sie eine schwarzseidene Kapuze mit sehr langen Spitzen, die so dicht auf ihr Gesicht niederfielen, daß es unmöglich war, die Gesichtszüge des Mädchens zu erkennen."

„Das glaube ich wohl, denn es war eine dunkle Nacht."

„Ich hatte mich so aufgestellt, daß sie sehen konnte, wie ich an der Straßenecke auf Jemand zu warten schien."

„Welchen Weg kam sie?"

„Sie schien vom Theater zu kommen."

„Ah!"

„Als ich nahe bei ihr war und sie mir in's Gesicht sah,

welches ich mir auch, im Gegenſatz zu ihr, gar keine Mühe gab, zu verbergen, ſtutzte ſie und ſchien ſich abwenden zu wollen. Ich ſagte ihr: Sie erwarten Jemand anders als mich zu finden; Graf F. aber iſt verhindert und bittet vielmal um Entſchuldigung. — Man muß doch höflich ſein. — Er wird vielleicht das Vergnügen haben, fuhr ich fort, Sie ein anderes Mal zu ſehen; für heute war es ihm gewiß unmöglich."

„Und ſie gab keine Antwort?"

„Nicht eine Sylbe; ja ſie wandte mir faſt den Rücken zu und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, namentlich als ich ſie fragte, ob ſie ſich des Wagens bedienen wolle, um nach Hauſe zu fahren."

„Das nahm ſie an? — Aber ſagte Ihnen keine Adreſſe?"

„Das war unnöthig, wußte ich doch ſelbſt die Wohnung der Madame Becker; ich fragte ſie, ob ſie in die Kanalſtraße fahren wolle, da nickte ſie abermals mit dem Kopfe. Ich hob ſie alsdann in den Wagen, ſagte dem Kutſcher, wohin er fahren ſolle, und empfahl mich auf's Höflichſte."

„Arthur," rief der Graf lachend, „ich glaube in der That, daß Ihre Liebe aufrichtig und wahr iſt. Aber Sie können doch froh ſein, daß eben dieß Mädchen ſich ſo dicht verſchleiert und verhüllt hielt, und in kalter, dunkler Nacht vor Sie hintrat; denn nehmen Sie mir es nicht übel, ich wollte doch für nichts ſtehen, wenn es Ihnen mit aller ſeiner Schönheit im warmen Zimmer beim Schein der Lichter unter den angegebenen Verhältniſſen erſchienen wäre."

„Alſo war es ein gutes Abenteuer?"

„Das will ich meinen! Es betraf ein Mädchen, nach der Tauſende vergeblich geſehen, die bis jetzt unbeſcholten daſtand."

„Ah! eine Verführung!"

„Nur durch die Macht des Goldes; sonst würde ich mir noch größere Vorwürfe gemacht haben, als ich damals schon that, namentlich da sie einer armen Familie angehört und durch ihren Erwerb Vater und Geschwister unterstützen muß."

„Ein sauberer Erwerb!" sagte kopfschüttelnd der Maler.

„Ich meine das nicht, wie Sie es nehmen," entgegnete der Graf. „Ihr Erwerb ist sehr anständig, kann es wenigstens sein; sie ist sogar eine Collegin von Ihnen, Arthur, — eine Künstlerin."

„Ah! wenn ich das gewußt hätte, so würde ich ein Gespräch mit ihr angeknüpft haben. — Aber Ihre Kunst besteht wohl im Gebrauch der Nadel."

„Gefehlt, Arthur! Höher hinauf, oder wenn Sie wollen, tiefer hinab, denn die Kunst dieser jungen Dame besteht im Gebrauch ihrer Füße; es ist eine — Tänzerin."

Arthur wußte nicht, warum ihn dieses Wort so schmerzlich berührte. War es die leichtfertige Betonung, mit der sein Freund dieß Wort aussprach, war es, weil auch sie eine Tänzerin war, und weil es also wieder eine Ihrer Colleginnen betraf, die hier so zweideutig aufgetreten. Ja, es preßte ihm das Herz zusammen, und er hätte viel darum gegeben, wenn Graf Fohrbach dieß nicht gesagt hätte.

Dieser aber hatte keine Ahnung davon, wie wehe er Arthur damit gethan. „Ja," fuhr er fort, „wie ich Ihnen schon vorhin bemerkte, hatte mich der Erfolg meiner Bemühungen selbst überrascht; ich glaubte nicht daran, und wunderte mich sehr, als jener Brief der Madame Becker an mich kam. Wenige Tage nachher schickte sie mir ihre Rechnung, sie war ziemlich stark, aber ich sandte ihr noch mehr, als sie verlangte; es wird jenem armen Geschöpf auch zu gut kommen, und — wenn auch in allen Ehren, so interessire ich mich immer noch für die schöne Clara."

„Für die ſchöne Clara?“ ſagte der Maler, und trotzdem er dieſe Worte ganz leiſe, faſt unhörbar ſprach, ſo ſchien er doch kaum genug Athem gehabt zu haben, um ſie heraus zu ſtoßen.

Der Graf hatte bei den letzten Worten ſeine Cigarre weggeworfen und den Fauteuil gegen das Kamin gedreht, wo er ſich damit beſchäftigte, die glühenden Kohlen zuſammen zu ſcharren und einen angebrannten Holzblock darauf zu legen. Er konnte deßhalb nicht ſehen, wie Arthur plötzlich ſo bleich wurde, wie er ſeine Hand krampfhaft auf das Herz preßte, dann über die Augen fuhr und hierauf gezwungen lächelnd mit dem Kopfe ſchüttelte. — „Oh! — nein! — nein!“ dachte der Maler, „ſo eine Idee iſt ja lächerlich. — Aber eine Tänzerin war es, hat er geſagt. — Die ſchöne Clara. — Wer trägt ſonſt noch dieſen Namen? — Mein ganzes Vermögen, Alles, was ich habe und kann für eine gute Auskunft!“

„Man darf ſo ein Kaminfeuer nie ausgehen laſſen,“ meinte Graf Fohrbach. „Finden Sie nicht, daß es hier ſchon kalt geworden iſt?“

„Nein, gewiß nicht — gewiß nicht!“ brachte Arthur mühſam hervor. „Mir iſt es heiß, ſehr heiß.“

Der Andere hatte den kleinen, zierlichen Blasbalg ergriffen, der am Kamine hieng, und fachte damit die Gluth von Neuem an.

Arthur ſaß da mit den Gefühlen eines Unglücklichen, über den das Richtſchwert gezückt wird. Der blanke Stahl flimmerte ihm ſchon vor den Augen, er brauchte nur eine Frage zu thun und dann fiel vielleicht der tödtliche Streich, ſein Lebensglück für ewig zerſtörend. — Sollte er dieſe Frage thun? ſollte er die beiden Hände ſeines Freundes ergreifen, ihm flehend in die Augen blicken und um Gottes und aller Liebe willen um den

vollſtändigen Namen jenes Mädchens bitten? — Dann mußte er ihm auch ſein ganzes Unglück offenbaren. — — Oder ſollte er ihn in gleichgültigem Tone darum erſuchen? — — — — Gewiß! er mußte das Letztere wählen. Und er that es unter den tiefſten Schmerzen, mit der fürchterlichſten Anſtrengung. — Ja, er lachte dazu, aber ſein Lachen klang heiſer, faſt wie ein Geheul, und wenn der Graf nicht ſo ſehr mit ſeinem Feuer beſchäftigt geweſen wäre, hätte er aufmerkſam werden müſſen.

„Die — ſchöne — Clara, ſagten Sie," ſprach der unglückliche junge Mann. — „Ah! — — damit haben Sie mir Ihr Geheimniß verrathen."

„Oh! es ſoll für Sie gar keines ſein," erwiederte der Graf. „Wir kennen uns zu genau, und ich bin feſt überzeugt, daß Sie den Namen dieſes armen Mädchens Niemanden ſagen werden, der vielleicht Intereſſe an ihr nimmt."

„— — Nein, das thue ich gewiß nicht."

„Sie haben ihn ja auch ſchon errathen; und iſt ſie nicht in der That reizend, ja liebenswürdig, die ſchöne Clara? — Clara Staiger, eine unſerer graziöſeſten Tänzerinnen."

Da war es heraus, und Arthur ſank momentan in ſich zuſammen, wobei er übrigens ſo viel Geiſtesgegenwart beſaß, beide Hände vor die Augen zu drücken, damit der Andere ſeine hervorſtürzenden Thränen nicht ſehen möge. Doch hielt es ihn nicht länger in dem Zimmer; es ſchien ſich mit ihm zu drehen, die Mauern ſchienen ihm zu wanken; es lag ihm centnerſchwer auf der Bruſt, er mußte hinaus in's Freie, in die kalte Nachtluft, um wieder athmen zu können. Und doch durfte er nicht ſo davon ſtürzen, das war ſeine Qual. Obgleich wie im Fieber zitternd, mußte er ſich langſam und förmlich erheben; obgleich ſein Blut in den Adern raste, mußte er Ruhe und Müdigkeit

affectiren, und mußte mit dem Grafen noch einige gleichgültige Worte wechſeln. Glücklicher Weiſe war es ziemlich ſpät geworden, weßhalb ihn Dieſer nicht lange zurückhielt. Und doch däuchte es dem Unglücklichen eine Ewigkeit, bis er ſeinen Hut ergriffen und die Thüre erreicht hatte. Ja, dort mußte er noch einen Augenblick warten, denn Graf Fohrbach machte ihn auf die Mappe aufmerkſam, die er vergeſſen. — Endlich — endlich — öffnete ſich ihm die Hausthüre, endlich trat er auf die Straße hinaus, und erſt da ſchöpfte er tief Athem, als ihm die kalte Nachtluft ſeine brennende Stirne kühlte.

Neunundsechszigstes Kapitel.

Das Siegel des Herrn von Brand.

Wie lange Arthur in jener Nacht auf den Straßen umhergeirrt, bald mit den Zähnen knirschend und die Fäuste geballt, dann wieder leise weinend, wobei er ihren Namen ausrief, zuerst mit weichem, liebendem Tone, dann immer heftiger und heftiger, bis ihn wieder die frühere Wuth erfaßte, wäre er selbst nicht im Stande gewesen anzugeben. Ja, von dem Abend und der Nacht blieb ihm nur der Klang ihres Namens vollkommen gegenwärtig; es war, als wandelte eine Schaar Teufel mit ihm, die: „Clara Staiger — Clara Staiger!“ hohnlachend in seine Ohren schrieen. Alles Andere erschien ihm wie ein wüster Traum, — ein wacher Traum, denn er hatte die Personen willkührlich hervorrufen können, mit denen er gesprochen, ja, er erinnerte sich, daß er leibhaft an den Orten gewesen war, wo er jene Leute hätte finden können, — mit jenem Weib, jener schändlichen Kupplerin hatte er zuerst und lange zu thun gehabt; er wußte, daß er vor ihrem Hause am Kanal gewesen; er hatte ihre Fenster gesehen und einen schwachen, ihm unheimlich dünkenden Lichtschimmer; ja unheimlich, denn er zuckte über ein bleiches Gesicht, welches gestern noch in

Fülle der Geſundheit geprangt; er hatte in Gedanken mit jenem Weibe geſprochen, er hatte ſie um Auskunft gebeten, welcher Dämon ihr die Macht verliehen über das bisher ſo reine und unſchuldige Geſchöpf. Sie hatte gleichgültig die Achſeln gezuckt, und hatte ihm geſagt: Ja, wenn Sie mir keinen Brief bringen mit dem bewußten Siegel, ſo brauche ich Ihnen keine Antwort zu geben. Darauf war er vor dem Hauſe des Baron von Brand geweſen und hatte lange an die dunklen Fenſter hinauf geblickt, und darauf war es ihm, als habe er ihn um das Siegel bitten wollen, doch war Jener abweſend und er mußte ihn im Fuchsbau aufſuchen. Und das that er auch: haſtig, eilig.

Da lagen vor ihm die finſteren Gebäudemaſſen, da war der Durchgang, wo das einſame Licht brannte, und die eiſerne Gitterthüre, wo er damals jenen Mann im Mantel geſehen, der dem Baron von Brand ſo ähnlich ſah. — Aber auch hier ward ihm kein Einlaß, und es trieb ihn immer wieder fort, wie in einem Rundlauf, an dem ſtillen Waſſer des Kanals vorbei, vor das Haus jenes räthſelhaften Mannes, abermals an den Fuchsbau, und erſt als der Morgen anfieng zu grauen, hie und da an den Häuſern Lichter blitzten, ſich Hausthüren öffneten und Menſchen erſchienen, und er alſo nicht mehr, gefolgt von ſeinen wilden Phantaſieen, allein und ungeſehen durch die Straßen ſchweifen konnte, da ſchwankte er ſeinem Hauſe zu, und als er es erreicht, lehnte er lange die immer noch heiße Stirne an den kalten Stein, ehe er aufſchloß und in ſein Zimmer hinauf ging. Ach! das ſchienen ihm gar nicht mehr die traulichen Gemächer zu ſein, in denen er bis jetzt ſo gern verweilt; bei ſeiner Gemüthsſtimmung und dem falben Lichte des Wintermorgens erſchien ihm Alles hier unheimlich und geſpenſterhaft. Seine Waffen funkelten ihn ſo verſtohlen an, die weißen Statuen ſchienen verlegen auf den Vo-

den zu blicken, der schwere Seidenstoff, der nachlässig über seinem Divan hing, schien ihm ein Grabtuch zu sein, und erst ihr Portrait, das auf der Staffelei stand, hatte gar keine lebendige Färbung mehr, sondern däuchte ihm wie das Bild einer Leiche, die nichts mehr hier oben auf der freundlichen Welt zu schaffen hat, sondern tief hinabgesenkt werden muß, damit man es nie mehr sehe, und sich bei seinem Anblick entsetze. — Ah! ihm schauderte vor ihren Zügen; sie waren so bleich und leblos. — „Und du konntest so an mir handeln!“ sagte er, vom tiefsten Schmerz ergriffen, „du, an die ich mein Alles gesetzt!“ — — — —

Als er so dachte, kam es ihm vor, als flamme eine leichte Röthe, das Bewußtsein ihrer Schuld, über das schöne Gesicht. — Doch nein! er hatte sich nur geirrt; es war das letzte Aufflackern des tief herabgebrannten Lichtes, das die ganze Nacht vergeblich auf seine Rückkunft gewartet. — — Er nahm ruhig den Seidenstoff und deckte ihn über Bild und Staffelei. Dann versank er abermals in Träumereien, aber er schlief nicht, und hörte nur wie fernes Rauschen, als es so nach und nach auf der Straße und im Hause lebendig wurde. Erst als die Sonne einen freundlichen Strahl in's Zimmer sandte, erhob er sich und brachte ruhig seinen Anzug in Ordnung, ohne dabei vor der Bläße zu erschrecken, die auf seinen verstörten Zügen lag.

Was er während des Umherschweifens heute Nacht gedacht, beschloß er nun auszuführen; vor allen Dingen sich Gewißheit zu verschaffen, welche Mittel Clara vermocht, so entsetzlich tief zu fallen. „Oh!“ sprach er zu sich selber, „das kann kein Anfang sein, das ist nur eine Fortsetzung.“ Er zwang sich ruhig zu werden, er kühlte sein Gesicht mit kaltem Wasser, er ordnete sein Haar, und sobald es ihm die Stunde erlaubte, ging er nach der Wohnung des Baron von Brand. Vorher aber hatte er aus der

Mappe die bewußten ſechs Blätter genommen, ſie zuſammen gerollt und zu ſich geſteckt.

Der Baron hatte ſich, wie ſein Kammerdiener ſagte, eben erhoben; doch ließ er den Maler augenblicklich in ſein Zimmer und ſchien erfreut, ihn zu ſehen. Er lag in einem kleinen Fauteuil, trug einen ſeidenen Schlafrock, und ſein Kopf war über und über mit Papilloten bedeckt, ein Zuſtand ſeiner Toilette, wegen welchem er in der bekannten ſüßlichen Manier tauſendmal um Verzeihung bat. Neben ihm befand ſich ein ſehr niedriger runder Tiſch, auf welchem ſein Frühſtück ſtand; er nöthigte Arthur, eine Taſſe Kaffee zu nehmen und bot ihm eine Cigarre an, welche dieſer aber ablehnte.

„Sie werden ſich wundern, Herr Baron," ſagte der Maler, „daß ich Sie ſchon ſo früh beläſtige, aber ich komme nur, um Ihnen einen Beweis meiner Ergebenheit darzubringen. Geſtern Abend ſchienen Sie großen Werth darauf zu legen, die ſechs Blätter — eines gewiſſen Portraits zu beſitzen; hier ſind ſie."

„Wirklich?" erwiederte der Baron erſtaunt; „das hätte ich mir nicht träumen laſſen. Aber ich will Ihnen in der That unendlich dankbar dafür ſein; ich freue mich, in den Beſitz dieſer Blätter zu kommen; aber alle Freundſchaft bei Seite — die Zeichnungen ſind koſtbar und ich nehme ſie nur an, wenn Sie mir Ihre Bedingungen nennen, die ich übrigens im Voraus acceptire."

„Verſprechen Sie nicht zu viel, Herr Baron," ſagte Arthur ſehr ernſt. „Die Blätter ſind allerdings ſehr koſtbar, nicht wegen ihres künſtleriſchen Werthes, wohl aber wegen der Folgen, die eine ſolche Arbeit für mich haben kann. — — Dagegen aber," fuhr er mit einer Handbewegung fort, als er ſah, daß der Baron Etwas erwiedern wollte, „ſind auch meine Forderungen vielleicht ſehr hoch — — vielleicht aber auch ſehr gering."

„Ich verſtehe Sie wahrhaftig nicht, beſter Herr Erichſen; erklären Sie ſich deutlicher. Nennen Sie dieſe Forderungen.“

„Dazu muß ich mir einen Vorwand erlauben,“ ſagte der Maler. — „Ich habe Geſchäfte mit einer gewiſſen Frau Becker, die Sie vielleicht nicht kennen.“

„Nein,“ ſagte der Baron mit völlig unbeweglichem Geſicht.

„Die aber Sie kennt,“ fuhr Arthur fort.

„Coeur de rose!“ lachte der Baron; „ob das für mich ſchmeichelhaft iſt, weiß ich nicht. Aber gleichviel — gehen wir weiter!“

„Dieſe Frau muß mir über irgend Etwas eine Auskunft geben, eine beſtimmte und wahre Auskunft. Und dazu bedarf ich Ihres Fürwortes.“

„Meines Fürwortes, beſter Herr Erichſen? Wie geſagt, ich kenne die Frau ja nicht.“

„Aber ſie kennt Sie deſto beſſer.“

„Bah! gehen Sie! Sie ſprechen in Räthſeln. Aber ich will Sie geduldig anhören: worin beſteht denn dieſes Fürwort?“

„Sie müßten mir auf ein Blatt Papier ſchreiben,“ fuhr der junge Mann tief Athem holend fort; „ungefähr ſo: Der Ueberbringer iſt mein Freund, — wenn ich mir damit ſchmeicheln darf? — und ich wünſche, daß Sie ihn als ſolchen betrachten.“

„Das iſt ja eine ganz räthſelhafte Geſchichte, eine komiſche Grille!“ lachte überlaut der Herr von Brand. Und ſein Lachen war ſo natürlich und ungezwungen, daß man darauf hätte ſchwören ſollen, er ſehe wirklich nur in der Forderung Arthurs eine komiſche Grille deſſelben.

„Die Sie erfüllen werden?“ fragte ängſtlich der Maler.

Coeur de rose! das kommt darauf an. Und das Blatt muß ich unterſchreiben?"

„Nicht einmal; aber — Ihr Siegel beifügen."

„Mein Siegel! Das wird immer geheimnißvoller."

„Und zwar das Siegel, welches dort neben dem Uhrenſchlüſſel an der Kette befeſtigt iſt."

„Mein Talisman, beſter Herr Erichſen?" rief der Baron luſtig. „Das wird wahrhaftig nicht angehen. Nehmen wir meinetwegen ein anderes Siegel."

„Nein, es muß der Talisman ſein," bat Arthur. „Er ſoll es auch mir ſein, um einen Mund zu öffnen, der wahrſcheinlich ſonſt für mich verſchloſſen bliebe. — Finden Sie meine Forderung, gegenüber meiner Arbeit vielleicht zu hoch?"

„O nein, die iſt mir unſchätzbar; aber ich verſtehe beim Himmel nicht, wie mein armer Talisman auf jene Madame — wie haben Sie doch geſagt?" —

„Madame Becker."

„Richtig! — Madame Becker wirken ſoll. Erklären Sie mir doch den Zuſammenhang."

„Ich weiß ihn nicht," entgegnete Arthur. Doch ſah er den Baron ſcharf an, als er fortfuhr: „Vielleicht glaubt jene Frau, das Siegel gehöre Jemand, den ſie fürchten muß; — den Herrn Baron von Brand kennt ſie wahrſcheinlich nicht."

„Und woher vermuthen Sie das?"

„Erinnern Sie ſich, Herr Baron, daß Graf Fohrbach mit demſelben Talisman vor einiger Zeit ſiegelte; es war ein Brief an eben jene Frau, den ich aus Gefälligkeit dort abgab. Was der Graf verlangte — — weiß ich nicht, — aber ſo viel weiß ich," fuhr er mit zitternder Stimme fort, „daß die Frau nur durch

den Anblick jenes Siegels bewogen wurde, ſeinen Wunſch zu erfüllen. — — Ah! und ſie erfüllte ihn meiſterhaft."

Auf dem Geſicht des Barons war nicht die geringſte Bewegung zu leſen; ſein Lächeln drückte Aufmerkſamkeit, Neugierde aus, und als er ſagte: „Das iſt wirklich ſeltſam," klang das, wie im Tone der unſchuldigſten Ueberraſchung geſprochen.

„Bewilligen Sie meine Bitte," fuhr Arthur dringend fort. „Ein Blatt ohne Ihren Namen! was kann es Ihnen ſchaden? Und obendrein verſpreche ich Ihnen feierlich, daß Sie es noch am heutigen Tage zurückerhalten ſollen. Was dagegen meine Blätter anbelangt, ſo bleiben Sie in Ihrer Hand und mit ihnen ein Theil meiner Zukunft, wenn ich je in hieſiger Stadt eine ſuchen ſollte."

Der Baron ſchlürfte kopfſchüttelnd ſeinen Kaffee, ſtieß bedächtig die Aſche von ſeiner Cigarre und ſagte alsdann: „Sie ſind einer von den Menſchen, lieber Erichſen, für welche ich Sympathieen fühle, und deßhalb will ich Ihren komiſchen Wunſch erfüllen. Wenn Sie mir das Blatt zurückbringen, iſt mir's recht, ich bin aber auch zufrieden, wenn es nur in Ihrer Hand bleibt." Hierauf erhob er ſich langſam, und als er ſeinem Schreibtiſche zuging, warf er einen Blick in den Spiegel und ſprach affectirt: „Wahrhaftig, Sie haben, wenn ich ſo ſagen darf, einen großen Stein bei mir im Brette, denn Sie durften mich im tiefſten Negligé ſehen — mit Papilloten in den Haaren. Coeur de rose! wenn Sie mich je verrathen würden! Wiſſen Sie wohl, daß alle Damen darauf ſchwören, mein Haar ſei natürlich gelockt; ich gebe mich ganz in Ihre Hand." Bei dieſen Worten hatte er das Verlangte geſchrieben, geſiegelt und überreichte es Arthur.

„Von Ihnen gilt der Ausſpruch Napoleons nicht," entgegnete der Maler lächelnd; „Sie bleiben ein großer Mann, ſelbſt

im tiefſten Negligé, ja in jeder Verkleidung.“ Er hatte das ohne Abſicht geſagt, als er gerade ſein Papier zuſammen faltete, weßhalb er auch nicht ſehen konnte, welch' ſeltſamer Strahl aus den Augen des Barons auf ihn fiel. „Meinen herzlichen Dank,“ ſprach Arthur, „hier ſind die Blätter; machen Sie einen mäßigen Gebrauch davon.“ Er ſchüttelte dem Baron die Hand, welche ihm Dieſer mit dem bekannten matten Lächeln darreichte, und verließ eilig das Zimmer.

Kaum hatte ſich die Thüre hinter ihm geſchloſſen, ſo ſchien Herr von Brand ein ganz Anderer zu ſein. Sein Auge glänzte entſchloſſen und feurig, alle ſeine Muskeln ſchienen ſich heftig anzuſpannen, er ſchlug die Arme über einander und rief aus, indem er hart mit dem Fuße auftrat: „Teufel! was iſt das? — Mein Talisman! Ah! ich ließ damals den Grafen ungern damit ſiegeln. — Und was wollte er mit ſeinen Verkleidungen ſagen? — Zum Henker! Das will bedacht und überlegt ſein.“

Arthur hatte unterdeſſen ſeine eiligen Schritte nach der Kanalſtraße gelenkt. Bald hatte er die alte Kaſerne erreicht, und ſein guter Ortsſinn ließ ihn in Kurzem die richtige Treppe finden. Doch als er gerade im Begriffe war, hinauf zu ſteigen, hörte er droben eine Thüre öffnen, dann Tritte, und vernahm, daß es zwei Perſonen waren, die ſich, ziemlich leiſe zuſammen ſprechend, der Treppe näherten. Es war dieß eine Wendeltreppe mit feſten, glatten Wänden, oben gewölbt, woher es denn auch wohl kam, daß Arthur jedes Wort, das droben, obgleich ziemlich leiſe, geſprochen wurde, drunten deutlich vernahm. Es war ſonſt wahrhaftig nicht ſeine Art, zu lauſchen, aber hier, wo er ſich einem feindlichen Lager näherte, glaubte er ſich das als eine Vorſichtsmaßregel ſchuldig zu ſein, umſomehr, da er eine der Stimmen, die einer Frau, zu erkennen meinte. —

„Wenn es ſich alſo leicht thun läßt," ſagte Dieſe, „ſo ſehe ich gar nicht ein, warum wir den Profit nicht mitnehmen wollen. Hat mir doch das ungerathene Geſchöpf allen Verdienſt, den ich durch ſie zu machen dachte, mit in den Himmel genommen, und ich ſage Euch, Sträuber, glaubt mir, die ganze Geſchichte ſchadet meinem Erwerb, denn das wird ruchbar und die Herren werden ſich vor mir geniren."

„Bah!" verſetzte der Andere, „Ihr ſeht zu ſchwarz, Frau. Das macht die Trauergeſchichte hier im Hauſe; das iſt in acht Tagen vergeſſen, und dann habt Ihr Freunde — gute Freunde; ſchaut auf mich. — Alſo die Sache werde ich beſorgen; keine Einrede: ich nehme Alles auf mich. Es iſt doch wunderbar, daß mir vorgeſtern gerade wie was von einem Unglück in den Gliedern gelegen, und daß ich eine Perſon, die nicht genannt ſein wollte, in ſechs Leichenkaſſen verſicherte. Das koſtet freilich doppelte Prämien und Ihr müßt im Nothfalle beſchwören können, daß Eure Marie damit gemeint war. Das macht ſechsmal fünfzig Gulden gleich Dreihundert. — Nun, bin ich ein Geſchäftsmann?"

„Gewiß," ſprach die Frau, „daran zweifelt Niemand; und wenn Ihr Euch ein wenig zurück zieht — Ihr verſteht mich wohl — ſo kann es Euch nicht fehlen."

„Und das werde ich thun, ſeid ruhig. Der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und die ganze Geſchichte bald aus dem Leim. Denkt an mich: den Fuchsbau heben ſie nächſtens auf."

„Gott im Himmel! das gibt viel Unglück. — Und er?"

„Er," flüſterte der Andere; „was iſt er? — Alles und gar nichts. Leider ein Phantom, das nicht zu faſſen iſt. Gebt nur Achtung, wenn ſie alle Andern zuſammen erwiſchen, ſo fliegt

er zum Schornstein hinaus oder verschwindet irgendwo durch die Mauer. — — Wißt Ihr, ich habe mich schon halb und halb losgesagt."

„Aber um Gotteswillen! seid klug. Es sollte mir leid um Euch thun; sie spaßen nicht da unten; es sind da schreckliche Sachen vorgefallen."

„Nur keine so trüben Erinnerungen, Frau, keine momenti moris; Ihr sprecht ja wie ein Todtenkopf."

„Ach! und dazu hätte ich alle Ursache; ich versichere Euch, es ist mir ganz schwarz vor den Augen. Ihr könntet wohl heute Abend kommen und mir ein Bischen Gesellschaft leisten."

„Nein, das kann ich nicht versprechen," sagte entschieden der Andere; „ich habe nun einmal eine Abneigung vor allen Häusern, wo Todte liegen; da gruselt es mir beständig, ich muß mich rechts und links umschauen, und dabei ist mir, als zupfe mich was Unsichtbares bald hier und bald dort am Rock."

„Aber morgen!"

„Morgen — versteht sich von selbst! Ich werde wohl das Geld bringen. — Adieu, Frau."

„Adieu denn!"

Bei den letzten Worten war Arthur dem Eingange wieder zugeschritten; er mochte nicht von dem Manne, der nun herunter kam, in Hörweite angetroffen werden.

An der Thüre begegneten sich denn auch Beide, und Arthur blickte dem Andern überrascht nach; es war das eine dürre Gestalt in schwarzem, abgeschabtem Frack, mit gelblichem zerknittertem Hemdkragen und schmierigen baumwollenen Handschuhen; dazu hatte er den Hut keck auf das rechte Ohr gesetzt, schwang einen abgebrochenen Spazierstock, trug die Nase hoch und hatte das Maul gespitzt, als pfeife er sich selbst Etwas vor.

Sobald der Maler droben kein Geräusch mehr vernahm, stieg er die Treppen hinauf.

Das alte Haus war unheimlich und finster wie immer; nur hatte sich die Atmosphäre, sonst moderig und feucht, etwas geändert; es roch dazwischen wie nach halb verwelkten Blumen und Weihrauch oder Wachskerzen; es war ein Odeur, der unwillkührlich trübe stimmt. Dazu war es in dem Hause todtenstill, und als Arthur leise an die Thüre klopfte, warf das Echo in dem langen Gange drei dumpfe Schläge zurück. — „Herein!" klang es von innen, und auch hier war derselbe unangenehme Geruch, nur starker Blumenduft vorherrschend.

Madame Becker saß wie damals an dem Tische, doch hatte sich ihr Aeußeres und ihre Haltung sehr verändert; sie war ganz schwarz gekleidet, ließ den Kopf hängen; ihre Augen waren matt und glanzlos, und da ihre Unterlippe ziemlich schlaff herab hieng, so hatten ihre Gesichtszüge etwas Verlebtes, Ausdrucksloses. Sie belebten sich ein klein wenig, als sie des jungen, eleganten Mannes ansichtig wurde, auch stand sie eilig auf, nickte ihm zu, schritt aber alsdann gegen das Nebenzimmer, dessen halb offen stehende Thüre sie langsam in's Schloß zog.

Arthurs Kehle war wie zugeschnürt, er konnte kaum ein Wort hervorbringen, und ließ sich schweigend auf den Stuhl nieder, den ihm die Frau an den Tisch gerückt. — „Sie erinnern sich meiner," sagte er nach einer Pause.

„Kaum, kaum," entgegnete die Frau und fuhr mit der Hand über die Augen. — „Es war was dabei von einem Brief und einer Bestellung."

„Ganz richtig: ein Brief des Grafen Fohrbach."

„Richtig! jetzt habe ich die Sache wieder," sprach lebhafter die Frau, wobei sie sich vorn über beugte und so dem jungen

Manne näherte. „Jetzt kenne ich den Herrn, aber ich meine, Sie hatten damals einen größern Bart; heute sehen Sie etwas anders aus, etwas kahler.“

„Vielleicht blässer.“

„Auch möglich. — Richtig! vom Herrn Grafen Fohrbach, — ein vornehmer und sehr braver Herr. Er war zufrieden?“

„Außerordentlich.“

Jetzt legte die Frau ihren Finger auf den Mund, wobei sie sich einen Augenblick nach dem Nebenzimmer umsah. Dann sagte sie flüsternd: „War er nicht überrascht?“

„O er war sehr überrascht,“ brachte Arthur mühsam hervor.

„Das will ich wohl glauben,“ erwiederte Frau Becker. „Und ich kann Sie versichern, Herr — Baron, daß keine Andere als ich das zu Stande gebracht hätte. — Keine Andere,“ wiederholte sie und berührte mit ihren Fingern den Arm des jungen Mannes.

Arthur zuckte zusammen, doch faßte er sich gewaltsam. — „Also doch!“ dachte er. — „Sei ruhig, Herz; wenigstens hat es ihr Mühe gekostet.“ — — — — Er zwang sich sogar zu einem Lächeln, doch brauchte er dazu einige Secunden, dann fuhr er fort: „Ich komme nochmals in derselben Angelegenheit.“

„Wollen Sie sie auch kennen lernen?“

„Nein, nein, nein!“ rief er hastig. „Ich habe nur eine Bitte an Sie, einige Fragen, die Sie vielleicht so freundlich sind, mir wahr zu beantworten. — Aber wahr, Frau Becker. Es soll mir auf eine gute Belohnung nicht ankommen.“

Die Frau sah ihn einigermaßen mißtrauisch an. Dann sagte sie: „Vor allen Dingen bitte ich den Herrn Baron, leise zu sprechen. — Was wollen Sie denn eigentlich wissen?“

„Sie kannten die Clara — — Staiger schon länger?“

„O ja, ich kannte ſie, ſo — ſo!“

„Und ſie war Ihnen bis dahin als ein braves und tugendhaftes Mädchen bekannt? — — Ja, ja, das mußte doch wohl ſein,“ fuhr Arthur fort, als die Frau keine Antwort gab, „denn ſonſt hätte es Ihnen ja keine Mühe gemacht, ſie zu ver — kuppeln.“

Wer konnte es dem jungen Manne übel nehmen, daß ihm in ſeinem tiefen Schmerze dieß Wort entfahren. Unbedachtſam aber war es auf jeden Fall, denn die Frau fuhr davor zurück, als ſei ſie von einer Schlange geſtochen worden; auch mochte ſie in den ſeltſam glänzenden Augen Arthurs Etwas entdecken, das ihr nicht gefiel. Vor Allem aber war ſie eine kluge Frau, die verdächtige Blicke und Worte ſchnell ihren Verhältniſſen anzupaſſen wußte. — „Halt,“ dachte ſie, „wer weiß, wen ich vor mir habe, und was geſchehen könnte, wenn ich dumm genug wäre, ihm zu geſtehen, daß wir eine Unſchuld geliefert!“ Dieß überlegend machte ſie eine ſteife Verbeugung und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr Baron, ich bin heute nicht in der Verfaſſung, Geſchäfte abzumachen; ich bin in Trauer, wie Sie wohl ſehen, und muß ein anderes Mal um die Ehre bitten.“ — Sie dachte: Zeit bringt Rath.

Arthur brachte mühſam ein Lächeln zu Stande. „Ah! Sie trauen mir nicht,“ ſagte er. „Eigentlich haben Sie Recht, ich ſtellte da indiscrete Fragen, ohne mich bei Ihnen gehörig legitimirt zu haben. Doch ſoll das ſogleich geſchehen.“ — Er zog das bewußte Papier hervor, reichte es der Frau, die es haſtig durchlas, das Siegel betrachtete, und dann ſchweigend in ihren Stuhl zurückſank. Ihre Hand und das Papier zitterten ein wenig.

„Sind Sie damit zufrieden?“ fragte der junge Mann.

„Bei allen Heiligen, ja!“ rief die Frau, nachdem ſie heftig geſchluckt. Aber Herr Baron, ſagen Sie einer armen Wittwe

die Wahrheit: ſoll noch mehr Unglück über mich herein brechen? Will er mir ein Leides thun?"

Arthur war zu ſehr mit ſeiner eigenen Sache beſchäftigt, um augenblicklich an ihn, an den Baron, zu denken, um ſich bewußt zu werden, daß zwiſchen dem Siegel und jenem räthſelhaften Er ein Zuſammenhang ſtattfände. — „Ihnen ſoll gewiß nichts zu Leid geſchehen," entgegnete er der Frau auf ihre Frage, „wenn Sie mir die Wahrheit ſagen; aber die volle Wahrheit."

„Das will ich ja; gewiß, ich will es."

„Nun gut. — Hatten Sie früher über das bewußte Mädchen, über deren Aufführung etwas Nachtheiliges vernommen? — Scheuen Sie ſich gar nicht, die Wahrheit zu ſagen."

„Nein, das hatte ich nie," erwiederte eifrig die Frau; „im Gegentheil, mir hatte man ſie immer als die Tugend ſelbſt geſchildert, und ſo kannte ich ſie auch. Das müſſen der Herr Baron mir ſelbſt bezeugen."

„Ich?" fragte Arthur erſtaunt.

„Ja Sie. — Erinnern Sie ſich, was ich Ihnen damals ſagte, als Sie den Brief brachten, worin der Herr Graf das verlangte? — Das wird ſchwer angehen, ſagte ich, das iſt faſt unmöglich, ſagte ich, das kann ich nicht unternehmen, ſagte ich. Nun ſehen Sie, es war auch in der That ſchwer."

„Und doch gelang es!" ſeufzte Arthur.

Frau Becker hatte während dieſer Zeit immer ſcheu nach dem Nebenzimmer geblickt, auch flüſterte ſie ihre Worte ganz leiſe. Ja, wenn der junge Mann etwas lauter ſprach, ſo hob ſie ihre Hand auf und machte s — s — st! Dabei wandte ſie ſich hin und her, drehte ihren Kopf vielmals um, zupfte an ihren Haubenbändern, ſchluckte häufig und ſagte dazwiſchen: „Ja, ſehen Sie, das ging ſo — Gott ſoll mich bewahren, der Clara etwas Schlim-

mes nachzusagen, nein, sie war vollkommen brav." — Während diesen Redensarten hatte sie sich einen Feldzugsplan entworfen, und dabei ihrer Freundin Wundel gedacht. — „Richtig," sprach sie zu sich selber, „die soll es ausbaden; was brauche ich die Wundel zu schonen. Und wenn er ihr auf den Leib geht, da soll sie sehen, wie sie sich herauslügt. — Ich wußte gleich," wandte sie sich an Arthur, „daß das eine delicate Sache sei, glauben Sie mir, Herr Baron," — dabei faltete sie ihre Hände und blickte gen Himmel — „Unsereins hat auch Gewissen; und ich hatte immer das Vergnügen, die Familie Staiger als eine anständige Familie zu kennen. — Gott! die Clara, der arme Aff, wie mußte sie sich abplagen, damit ihre Geschwister nur was zu beißen hatten."

„Weiter!" sprach Arthur finster.

„Sie kam oft daher."

„Zu Ihnen?"

„Eigentlich zu der unglücklichen Marie. Ach Gott! Herr Baron, Sie wissen ja wohl das Unglück, das uns betroffen, heute roth — morgen todt! — — Da liegt sie im Nebenzimmer und sie erweisen ihr die letzte Ehre." — Hier holte sie ihr Schnupftuch hervor und fieng auffallend heftig an zu weinen. — „O du lieber Gott im Himmel!" schluchzte sie, „daß ich das erleben mußte! Meine arme Marie! mein Stolz, meine Stütze! — — — — Aber mich soll der Himmel bewahren, Herr Baron, daß ich Sie mit meinen Klagen aufhalten will. Gewiß nicht; ich bezwinge meinen Schmerz." Dieß schien auch der Frau Becker leicht zu werden, denn ein paar Secunden nach diesem Erguß waren ihre Augen wieder vollkommen trocken, ihr Gesicht gänzlich beruhigt. — „Also ich hatte zu viel Gewissen," fuhr sie fort, „die Sache mit dem Mädchen auf eigene Hand zu unternehmen."

„Und wer half Ihnen?" fragte Arthur dringend.

„Von Helfen iſt eigentlich nicht die Rede," erwiederte liſtig das ſchlaue Weib; „ſondern ich übergab die ganze Sache einer Bekannten."

„Und darf ich Sie um den Namen dieſer Bekannten erſuchen?"

„O gewiß! warum nicht! Nur bitte ich, Herr Baron, daß ihr nichts geſchieht."

„Nein, nein, — wer iſt's?"

„Es iſt die Frau Wundel; ſie wohnt in der Balkengaße Numero vierzig."

„Ah! im gleichen Hauſe."

„Ganz richtig, wo auch Clara wohnt."

„Und die hat das Geſchäft geleitet?"

„Sie konnte es am Beſten, da ſie ſich auf gleichem Boden mit der Familie Staiger befindet."

„Richtig! o du mein Gott! Das war gut überlegt. Da konnte man Stunde um Stunde arbeiten. Wenn ich es auch nicht begreife, ſo fange ich doch an, die Fäden dieſes Gewerbes zu verſtehen." —

„S — s — st!" machte Frau Becker; „man kommt."

Die Thüre des Nebenzimmers öffnete ſich langſam und — Clara trat herein.

Siebenzigſtes Kapitel.

Marie und Clara.

Ob das Erſchrecken Arthur's bei ihrem Anblick größer oder das Erſtaunen des jungen Mädchens, als Beide ſich nun ſo auf einmal hier Auge gegen Auge gegenüber ſtanden, iſt wohl ſchwer anzugeben. Aus Beider Herzen ſtiegen ſeltſame Gedanken, aus dem ſeinen bittere, traurige, und auch ihre Ueberraſchung war keine frohe zu nennen. — „Was macht er hier?“ dachte ſie; in dem Hauſe, das ſie nur ſcheu und zitternd betreten, einzig und allein in der edlen Abſicht, der dahin geſchiedenen Freundin den letzten Liebesdienſt zu erzeigen. Er biß heftig auf ſeine Lippen, indem er zu ſich ſagte: „Ah! es iſt Alles ſo, wie ich erfahren; ſie geht hier ein und aus.“

Obgleich Madame Becker aus dem vorhergehenden Geſpräch wohl entnommen, daß er ein Intereſſe an dem Mädchen nahm, ſo hatte ſie doch keine Ahnung davon, wie genau Beide mit einander bekannt ſeien, und hielt es auf alle Fälle für ſchicklich, „den Herrn Baron — — einen ihrer Bekannten“ der Tänzerin vorzuſtellen.

Zuerſt wollte Arthur gegen den Titel eines Bekannten proteſtiren und hätte es vor ein paar Tagen noch lachend und eifrig gethan, jetzt aber, von der Untreue und Schlechtigkeit Clara's überzeugt, dachte er: „Ei, das wird mich in ihren Augen nicht herunterſetzen, und es ſoll mir ganz gleichgültig ſein, ob ich auf dieſe Art vor ihr compromittirt werde.“

Die Vorſtellung der Madame Becker und der plötzliche Anblick Arthur's hier in dieſem Hauſe hatten aber auf das junge Mädchen erſchreckend gewirkt; ſie war, jedoch unmerklich, zuſammen gezuckt, ein tiefes, unerklärliches Weh durchzog ihr Herz, und ihr Geſicht, ohnedieß heute nicht friſch und roſig wie ſonſt, ſah bleich und erſchreckt aus.

Ihm waren das Beweiſe ihrer Schuld, und wenn ſich auch ſeine Hand unter dem Tiſche krampfhaft zuſammen ballte, ſo bezwang er ſich doch, ſtand lächelnd auf und ſagte, indem er eine leichte Verbeugung machte: es freue ihn ſehr, die ſchöne Tänzerin, Fräulein Clara Staiger — — hier ſo unverhofft zu ſehen.

Dem Mädchen war dieſer Ton und der kalte Blick, womit er begleitet war, freilich räthſelhaft; daß er unter dieſem Beſuche hier im Hauſe etwas Anderes vermuthen könnte, fiel ihr gar nicht ein; ſie begriff nicht, daß Arthur im Stande wäre, ihr reines Herz, das ſie ihm ſo offen hingelegt, zu verkennen. Und da ſie ſich rein wußte, frei von jeder Schuld, ſo bezog ſie ihrerſeits wieder ſein verändertes Benehmen auf ſeine Verlegenheit, daß ſie ihn hier bei der Madame Becker geſehen, denn er hatte ihr ja nie geſagt, daß er dieſe Frau kenne. Viel weiter dachte dieſes reine, argloſe Herz natürlich nicht.

Uebrigens war es für alle Drei ein peinlicher Moment; ſogar Madame Becker hatte ihre gewohnte Sicherheit verloren

und meinte ziemlich linkiſch, der Herr Baron möchten doch nur Platz behalten und ſich vor der Fräulein Clara gar nicht geniren. — „Ach!“ ſeufzte ſie und machte dazu einen neuen, aber gänzlich vergeblichen Verſuch, ihren trockenen Augen einige Thränen zu entpreſſen, „ſie war mit meiner armen Marie wie ein Leib und eine Seele.“

Arthur, der es nicht über ſich vermochte, wie er es im erſten Augenbicke gewollt, das Zimmer ſchnell und ſtürmiſch zu verlaſſen, wollte auch Etwas ſagen und erkundigte ſich nach dem ſchrecklichen Vorfalle im Theater, von dem er ja doch ſelbſt Zeuge geweſen und über welchen er von ſeinem Bruder die beſte Auskunft erhalten. Es war ihm auch ganz recht, als ihm Madame Becker ein Langes und Breites darüber erzählte, und wenn er dabei, ſcheinbar mit geſpannter Aufmerkſamkeit, an ihren Lippen hieng, ſo zeigte doch ſein mühſames, ungeſtümes Athemholen, ſowie das Umherirren ſeiner Augen, daß ſein Geiſt mit ganz andern Sachen beſchäftigt ſei.

Clara fühlte das wohl und ſie folgte angſtvoll ſeinen wilden Blicken, und wenn hie und da einer derſelben ſie traf, ſo zuckte ſie wiederholt zuſammen und ſchlug ihre Augen nieder.

„Ja, Herr Baron,“ ſagte die Becker ſchluchzend, „ſo traf mich dieſes entſetzliche Unglück. Hier aus dieſer Stube ging das arme Mädchen heiter und wohl, in voller Geſundheit, und ein paar Stunden nachher brachten ſie ſie ſterbend zurück. Du Gott im Himmel! womit habe ich das verdient!“

Arthur zuckte die Achſeln und bat die Frau in der höflichſten Art, ihre Thränen gefälligſt trocknen zu wollen und ihren Schmerz zu mäßigen. Er brachte auch allerlei Gemeinplätze vor, als: das Schickſal nehme nun einmal ſeinen traurigen Lauf, was beſchloſſen, ſei nicht zu ändern, Alles in der Welt, ſelbſt das

Entſetzlichſte, ſei am Ende doch zu Etwas gut, und bei dieſen letzten Worten blickte er nach Clara, die ihre Hände gefalten hielt und leicht mit dem Kopfe ſchüttelte; denn ſo kalt hatte ſie ihn nie ſprechen gehört.

„Haben Sie die Marie gekannt?“ fragte Madame Becker nach einer Pauſe, während welcher ſie ihre Thränen getrocknet.

„O ja, ich erinnere mich ihrer, ich ſah ſie ja häufig; es war ein ſchönes, blühendes Mädchen.“

„Das war ſie,“ ſagte eifrig die Frau, „und jetzt, da ſie todt daliegt, ach! ganz todt, ganz todt, ſollte man das nicht glauben; man meint, ſie ſchlafe nur. Wenn es Ihnen keinen Schauder macht, Herr Baron, etwas Todtes zu ſehen, ſo ſollten Sie wirklich hinein gehen und ſich das arme Kind betrachten.“

„Warum ſollte mir der Anblick von unſer Aller Ende unangenehm ſein!“ erwiederte der junge Mann mit leiſer Stimme. „Wenn es Ihren Schmerz nicht zu ſehr wieder aufregt, ſo würde ich Sie bitten, mich hinein zu führen.“

„Ach ja, es wird meinen Schmerz ſehr aufregen,“ verſetzte die Frau mit affectirter Bewegung. „Ach! der Anblick des armen bleichen Geſichtes bringt mich noch unter den Boden!“

„Wenn es dem Herrn — — gleichgültig wäre,“ meinte ſchüchtern die Tänzerin, „ſo würde ich ihn zu Marie hinein führen.“

„Ah! das wollten Sie?“ ſagte Arthur mit einem ſchrecklichen, faſt luſtigen Tone. „Gewiß, ich nehme Ihre Begleitung an. Der Himmel ſoll mich bewahren, den Schmerz dieſer unglücklichen Frau zu vergrößern.“

Clara neigte ſtill ihr Haupt und ſchritt ohne ein Wort zu ſprechen in das Nebenzimmer.

Arthur folgte ihr.

Es war daſſelbe, aus deſſen Fenſtern in der geſtrigen Nacht der ſchwache Lichtſchein auf die Straße hinaus gezittert; der Docht in der kleinen Lampe, welche ihn erzeugt, brannte auch heute noch; man hatte vielleicht vergeſſen, das Licht auszulöſchen oder hatte man ſein mattes Aufflackern und erſterbendes Zuſammenſinken hier im Zimmer der Todten für paſſend erachtet. Auf einer Erhöhung am Boden lag die Leiche des jungen Mädchens, weiß gekleidet, die wachsbleichen Hände gefaltet; um den Kopf hatte ſie einen Kranz von weißen Blüthen und rings um ſie her lagen Blumen, bald einzeln, bald in Bouquets zuſammen gebunden. Man hatte die arme Marie noch nicht in ihr letztes, trauriges Haus gelegt, und wenn man ſie ſo betrachtete, wie ſie auf den weißen Kiſſen dalag, ſo hätte man auch der Frau draußen wirklich Recht geben können, als ſie ſagte, man glaube, das Mädchen ſchlafe nur. Obgleich ihr bleiches Geſicht ſchon jenen eigenthümlichen, aſchfarben Ton angenommen hatte, ſo war doch ſelbſt von der ſtarken Röthe ihrer Wangen etwas übrig geblieben, ungefähr wie der leichte Schimmer inmitten einer weißen verwelkten Roſenknoſpe. Auch die Lippen ſahen noch friſch und roth aus, und die Augenlider hatten nichts Eingefallenes und Starres; ſie ſchienen leicht herabgeſunken und zeichneten ſich nur ſcharf ab durch die langen ſchwarzen, ſeidenartigen Haare der Wimpern.

Wenn auch Arthur durchaus von keinem Gefühl des Schauders ergriffen war, ſo zog ſich doch ſein Herz wie krampfhaft zuſammen, als er neben der Mädchenleiche ſtand; ja, als er ſah, wie ſich Clara über ſie niederbeugte und ihre kalte Stirne küßte, athmete er kürzer und immer kürzer, ein leichtes Fröſteln überflog ſeinen Körper und demſelben folgten wohlthätige heiße Thränen. Ja, heute waren ſie für ihn wohlthätig und beruhigend, es waren ja nicht mehr die Thränen des Haſſes und der Wuth, die

er gestern Nacht geweint, auflösende Wehmuth und Trauer hatten sich seines Herzens bemächtigt, und wenn er auch ebenso tief fühlte, was er verloren, so dachte er weniger an seinen eigenen Verlust, als an das Verderben jener armen Seele.

Clara blickte zu ihm empor und sagte nach längerem Stillschweigen: „Ach! sie war sehr unglücklich geworden, die arme Marie! er liebte sie so innig und sie sollte ihm nicht angehören dürfen."

„Das ist allerdings sehr, sehr traurig," versetzte Arthur kaum hörbar. „Aber warum durfte sie ihm nicht angehören?"

„Ich weiß das nicht so genau; aber ich glaube, ihre Tante wollte sie zwingen, gegen einen Andern freundlich zu sein."

„Und sie ließ sich zwingen?"

„Ach! die Ueberredung!"

„Ja, — richtig, die Ueberredung! — Und er hat es erfahren, daß sie ihm treulos geworden?"

„Ja, er hat es erfahren. Schwindelmann sagte es ihm; und der that sehr Unrecht, denn Marie dachte nicht daran, treulos zu werden. Wissen Sie aber wohl, Herr Erichsen, aller Schein war gegen sie und das ist sehr schlimm."

„Herr Erichsen hat sie mich lange nicht mehr genannt," dachte Arthur. — „Sehr schlimm," versetzte er darauf.

„Es ist für ihn ein noch größeres Unglück, als für sie," fuhr das Mädchen mit gefalteten Händen fort, indem sie einen Blick auf die Leiche warf; „sie ist ja todt, und es kann sie Niemand mehr kränken oder foltern. Aber ihm geht das nach wie ein Gespenst; sie sagen auch, der Richard sei ganz tiefsinnig geworden, denn was man beim Theater munkelt, er habe das Tau absichtlich ausgleiten lassen, ist ihm zu Ohren gekommen."

„Und was glauben Sie? Hat er es absichtlich gethan?"

„O gewiß nicht, Herr Erichſen; er war nur erſchreckt, als ihm der Schwindelmann von ihrer Untreue erzählte. Ich glaube wohl, daß er da nicht mehr wußte, was er that, denn das muß ja ſchrecklich ſein.“

„Meinen Sie das wirklich, Fräulein Clara?“ ſagte Arthur tief aufathmend.

„Warum nennt er mich „Fräulein“ Clara?“ dachte das junge Mädchen.

„Sehen Sie,“ fuhr er mit zitternder Stimme, aber deutlich betonend fort, „ſo was kommt im Leben häufig genug vor. — O um Gottes Barmherzigkeit willen! Clara, ſchauen Sie mich nicht ſo zweifelhaft an,“ unterbrach er ſich heftig. — „Häufig genug,“ ſprach er ruhiger, „Untreue bald von der, bald von der Seite. Aber nicht immer nimmt es ein ſo klägliches Ende wie hier. — — Hören Sie mich deutlich an, Clara, denn ich ſpreche jetzt von Ihnen und nicht von der Todten; ich habe Ihnen abſonderliche Dinge zu ſagen.“

„Das habe ich Ihnen angeſehen,“ verſetzte erſchrocken das Mädchen.

„Ich kann mir denken, daß Sie es erwartet; aber es iſt beſſer, wenn ich es Ihnen hier ſage. Der Anblick des unglücklichen Geſchöpfs da zwiſchen uns ſtimmt mich wehmüthiger und ruhiger; — ſonſt,“ ſprach er mit heftigem Tone, „müßte ich das, was ich Ihnen zu ſagen habe, hinaus ſchreien mit lauter Stimme, — wenn es in Ihres Vaters Hauſe geſchähe, Clara, — und geſchehen muß es doch einmal — ſo müßte ich Ihren Vater bei der Hand faſſen und ihn vielleicht mit verantwortlich machen, daß Sie mich — betrogen.“ —

„Herr Gott im Himmel!“ ſchrie entſetzt die Tänzerin.

„Hier aber,“ fuhr er mit weit aufgeriſſenen Augen fort,

während ſeine Hände, die er gegen die Leiche ausſtreckte, heftig erzitterten, „hier, vor Dieſer da, muß ich mich bezwingen und darf nur flüſtern. Aber Sie werden auch dieſes Flüſtern verſtehen, Clara. — Ja," ſagte er nach einem tiefen Athemzuge, wobei er ſchmerzlich nach ihr hinblickte, „ja, Clara, du haſt mich betrogen, entſetzlich betrogen. Weßhalb du es gethan — ich weiß es nicht. War es, weil dein Herz falſch iſt, weil du mich nicht geliebt, war es eine Laune, — Gott weiß es! Mir ſoll es, hoff' ich, ewig ein Geheimniß bleiben."

Clara war neben der todten Marie auf die Knie geſunken, blickte einen Augenblick entſetzt in die Höhe und verbarg ihr Geſicht in beide Hände.

„Es iſt," fuhr er ſanfter fort, „faſt die gleiche Geſchichte, wie mit dem armen Mädchen da, nur daß ſie unſchuldig iſt. Aber als er das erfuhr, er, der ſie gewiß nicht inniger liebte, als ich dich, er, der ihr kein beſſeres und glänzenderes Schickſal bereiten wollte, als ich dir, — ließ er ſie niederſtürzen, wirklich niederſtürzen, und ſie zerſchmetterte vor ſeinen Füßen. — Ich aber," ſagte er mit leiſer, jedoch ſchrecklicher Stimme, „ich kann und will das Gleiche nicht thun, ich will dich nicht leiblich zu meinen Füßen niederſtürzen ſehen, kein Haar ſoll dir gekrümmt werden, nichts dein ſchönes Geſicht verunſtalten, kein Glied deines prächtigen Körpers beſchädigt werden, obgleich du auch an mir hiengſt, von mir abhiengſt. — — — — Aber auch ich zerreiße dieß Band, auch ich laſſe dich, wenn gleich im Geiſte, zu meinen Füßen niederſtürzen, und wenn ich mich von dir losſage, was hier feierlich vor dieſer Todten geſchieht," — dabei ſtreckte er beide Hände weit von ſich ab, — „ſo wirſt du vielleicht deinen Gott anflehen, er möge dir ein gleiches Schickſal zu Theil werden laſſen, wie Dieſer da."

Clara war unter der furchtbaren Laſt dieſer Vorwürfe und entſetzlichen Reden mit dem Kopf auf die Leiche niedergeſunken, und da es ihr unmöglich war, etwas zu antworten, ſo hatte ſie nur flehend die Hände erhoben oder wie ſchützend über ihr Haupt, als wolle ſie dadurch den Fluch abwehren, den er auf daſſelbe herabſchleuderte. Als ſie ſich endlich wieder faßte, als ſie rief: „Arthur! um Gotteswillen, Arthur!“ und aufſprang, da war er verſchwunden. Sie blickte zweifelnd in dem Zimmer umher, fuhr mit der Hand über die Augen und wollte ſich einreden, ſie habe hier bei der todten Marie einen ſchrecklichen Traum gehabt, und er ſei in Wahrheit gar nicht da geweſen. — Oh! wenn dem ſo wäre!

Aber dem war nicht ſo. Madame Becker, die heftig erregt herein trat, ſagte: „Hat ſich die Leiche nicht bewegt, als Jener im Zimmer war? Das ſollte ſo ſein, wenn Gerechtigkeit wäre, ſie hätte drohend die Hand gegen ihn aufheben ſollen. O daß ich ihn nicht früher gekannt, daß ich ſeinen Namen nicht gewußt! ich erfuhr ihn erſt vorhin, als er wie toll zur Thüre hinaus ſtürzen wollte. — Clara, Clara!“ wandte ſie ſich an dieſe, „nimm dich in Acht vor der Familie! Einer von ihnen iſt Schuld an dem Tode meiner Marie.“

„Und der Andere — — wird Schuld an dem meinigen ſein!“ ſeufzte das unglückliche Mädchen und legte ihr Geſicht auf die Hand der Todten, als ſuche ſie hier Schutz und Troſt.

Einundsiebenzigstes Kapitel.

Alles verloren!

In dem Hause des Herrn Staiger hatte sich, seitdem Herr Blasser das Honorar so bedeutend erhöht, allerlei auf's Vortheilhafteste verändert. Um das einzige Fenster prangte nun ein Vorhang von buntem Kattun, unter dem Schreibtisch lag ein altes Rehfell; freilich schien dasselbe in der Mause zu sein, und die einstmalige blaue Tucheinfassung war nicht mehr zu erkennen. Aber es that seine Dienste, indem es die Füße des alten Herrn wärmte. Auch dem Ofen war etwas vom besseren Verdienst zu gute gekommen, man gab ihm reichlicher und härteres Holz, und er, dafür dankbar, verbreitete um sich her eine angenehme Wärme. Und dabei sott und prasselte es in ihm ganz behaglich; es war beinahe Mittagszeit, und Clara, die wegen eines halben Feiertags heute die Tanzstunde nicht zu besuchen gebraucht, hatte Kartoffeln zum Mittagessen eingestellt, und war unterdessen in das Haus der Madame Becker gegangen, wie wir bereits wissen. Die Sorge für Kartoffeln und Suppe war unterdessen dem Papa

Staiger übertragen worden, der sich hiezu als seines Adjutanten des Bübchens bediente, das er vor den Ofen gestellt hatte und ihm eingeschärft, Lärm zu schlagen, sobald Suppe oder Kartoffeln irgend eine außergewöhnliche Bewegung zu machen anfiengen. Zuerst hatte Karl einige Einwendungen gemacht, denn er war an dem heutigen Morgen außerordentlich beschäftigt; die Familie Staiger hatte nämlich, wie wir bereits wissen, einen Zuwachs erhalten und wir brauchen dabei nicht wohl zu bemerken, daß das kleine Mädchen, welches Arthur gebracht, mit herzlicher Liebe aufgenommen worden war. Natürlicher Weise hatte der Maler die Bedingung dabei gestellt, daß die Bedürfnisse des armen Wesens ausschließlich ihm zur Last fallen müßten, und in Folge dessen hatte sich der Anzug der Kleinen wesentlich gebessert; auch erschien sie nicht mehr so scheu und ängstlich, denn ihr Herz schlug freudiger, sobald es die Wärme gespürt, mit der sie von diesen guten Menschen behandelt wurde. Karl hatte sie unter seinen besonderen Schutz genommen, lehrte sie all' die sinnreichen Spiele, die er zu treiben pflegte, wobei sie ihm bald als Pferd, bald als Armee dienen mußte. Heute war sie sogar seine Prinzessin; er hatte das Fußbänkchen Clara's umgekehrt, das Mädchen hinein gesetzt, die Trümmer eines Pferdes davor gespannt und kutschirte seine Pflegbefohlene nun in Gedanken durch die halbe Welt. Doch mußte dem Befehl des Vaters Folge geleistet werden, weßhalb das Bübchen den Fußschemel wieder umkehrte, das fremde Kind darauf setzte, ihm ein Bilderbuch in die Hand gab, und sich darauf, als er das Pferd ausgespannt, an den Ofen begab.

Das Geschäft, welches ihm der Vater übertragen, besorgte übrigens nun der Kleine mit einer so übergroßen Pünktlichkeit, daß er dadurch die Arbeit des Vaters weit öfter unterbrach, als nothwendig gewesen wäre. Jeden Augenblick glaubte er, der

große Moment sei gekommen, wo die Suppe Neigung zeige, überzukochen, und dann prallte er mit einem lauten Aufschrei zurück, wobei es bereits am heutigen Morgen zweimal vorgekommen war, daß er über sein kleines kopfloses Pferd gestolpert war, welches er an einem Bindfaden hinter sich drein schleifte. Das gab dann begreiflicher Weise eine große Verwirrung und es kostete den Herrn Staiger mehrere werthvolle Minuten, bis Bübchen, Pferd und Bindfaden wieder aus einander gewickelt waren, bis der alte Herr nach seiner Suppe gesehen und darauf der Lauerposten wieder aufgestellt worden war.

Dem Bübchen war übrigens auch Etwas von dem Glanze der Familie zu gute gekommen; er hatte ein neues und warmes Röckchen an, seine kleinen Schuhe waren untadelhaft, und Clara hatte aus einem ihrer alten Kattunkleider eigenhändig eine Bettdecke genäht, welche der Stolz der beiden Kinder war.

Es war seltsam, aber nicht zu läugnen, daß auf den Herrn Staiger allein sein größerer Verdienst eine andere Wirkung ausübte, als man sich wohl gedacht. Er, der sonst Alles hergab, was er einnahm, er, der seine Tochter Clara früher zur Verschwendung angetrieben, wie sie oftmals lachend sagte, war geizig geworden, ja recht geizig, und Clara mußte es zu ihrem großen Erstaunen erleben, daß er anfieng, seine Kasse selbst zu verwalten, indem er ihr nur das nöthige Geld für die Haushaltung abgab und alles Uebrige in seinem Schreibtisch verschloß. Daß er nicht die Absicht hatte, von diesem Gelde etwas für sich zu verwenden, lag klar am Tage, denn sogar das abgenutzte Rehfell hatte ihm Clara octroyiren müssen, und als sie auf einen neuen Anzug zum Ausgehen für ihn drang, hatte er sich bestimmt dagegen erklärt, indem er vorgab, er fühle doch, es sei seiner

Geſundheit viel zuträglicher, wenn er während der Winterszeit wenig ausgehe; im Sommer werde man dann ſchon ſehen.

Und Herr Staiger verdiente recht viel Geld; Onkel Tom war ſo gut wie beendigt, aber Herr Blaſſer hatte mit ihm neue weitläufige Arbeiten beſprochen und ſein Honorar wunderbarer Weiſe abermals erhöht.

Seit ihn das Bäbchen zum letzten Mal geſtört, hatte er die Feder nicht wieder aufgenommen, ſich vielmehr in ſeinen Seſſel zurückgelehnt und ſchaute, die Arme über einander geſchlagen, an die Zimmerdecke empor. Es mußten keine unangenehmen Gedanken ſein, die ihn beſchäftigten, denn er machte ein freundliches Geſicht, ſpitzte behaglich den Mund und zog nur zuweilen, wie in wichtiger Betrachtung, die Augenbrauen hoch empor. — „Das Ganze iſt mir immer noch zu ſchön und traumartig," ſprach er zu ſich ſelber, „die Abendröthe, die am Ende meines Lebens leuchtet, kann dem neuen jungen Tage wohl ſchönes Wetter bringen, aber ebenſo leicht Sturm und Regen. Nun auf alle Fälle thu' ich das Meinige; was der Himmel über uns verhängt, das wollen wir jederzeit geduldig und gern hinnehmen; — obgleich," meinte er ſchmunzelnd, „das Beſſere immer angenehmer iſt, und ich muß ſchon geſtehen, wenn man ſeine Kinder liebt wie ich, ſo kann es einen hoch entzücken, wenn man Ausſichten hat, daß es ihnen gut gehen ſoll. — An meinem Leben würde ich freilich nichts ändern; fleißig arbeiten, ſo lange es geht, und nur Sonntags mir ein kleines Vergnügen machen und wohlgekämmt nach meinen Kindern ſehen, nach meinem Schwiegerſohn, — Herrn Arthur Erichſen. — — Gott! wie man in ſeinem Alter noch ſo kindiſch ſein kann!" unterbrach der alte Mann ſeine Betrachtungen, die er aber doch nicht unterlaſſen konnte, ſtill denkend fortzuſetzen. Ja, der alte eitle Mann ſah ſich ſchon im ſaubern

Anzuge, er hatte sogar Handschuhe an und trat in das Haus seiner Tochter, wo man ihn an einem gewissen Sonntag zum Mittagessen erwartete. Clara machte die Honneurs wie eine Prinzessin, mit ihrem stillen, ruhigen und liebevollen Wesen entzückte sie ihren Mann, leitete die Dienstboten und hielt ihre kleinen Kinder in Ordnung, — ja, wir können es nicht läugnen, Herr Staiger hatte sogar die Verwegenheit, an Onkel zu denken. Diese Ideenverbindung leitete sich übrigens wohl aus dem Anblick seines eigenen Bübchens her, welches, um sich die Zeit zu vertreiben, bis zu dem großen Moment, wo es der Suppe gefällig wäre, überzukochen, allerlei sonderbare Zählübungen anstellte. Clara hatte ihm in den Abendstunden das Zählen von Eins bis Zehn beigebracht, auch, daß Eins und Eins — Zwei, Zwei und Eins — Drei sei, und das mischte er nun Alles auf die abenteuerlichste Weise durch einander.

„Eins und Eins ist Vier, Fünf, Sechs und Eins ist Zehn," sagte er und rief alsdann mit lauter Stimme: „Aber jetzt, Papa, kocht sie über. Geschwind, geschwind, sonst zankt Clara!"

Damit sprang er abermals rückwärts, erinnerte sich aber glücklicher Weise des hinter ihm stehenden Gauls, weßhalb sich der Zusammenstoß zwischen Beiden so gestaltete, daß das Pferd ein paar Schritte rückwärts sieg, zwischen die Füße des Herrn Staiger, der eilig näher kam und nun fast das Schicksal seines Sprößlings erlitten hätte.

„Aber potz Tausend, Karl!" sagte der alte Herr, „man muß auch hinter sich sehen können. Jetzt wirfst du mir dein Pferd auf die Füße und ich bin überzeugt, du machst wieder viel Lärmen um gar nichts."

„Aber es läuft schon aus dem Topfe heraus in den Ofen hinein," erwiderte das Bübchen, „und das stinkt und Clara

wird es riechen, wenn ſie nach Haus kommt, und da werden wir Beide gezankt."

„Ja, da haſt du Recht," verſetzte lachend der Vater, „und es thut weh, wenn Clara Jemand zankt. Nicht wahr, davor fürchteſt du dich mehr, als wenn ich dich zanke."

„Ja wohl," ſagte der Kleine beſtimmt. „Denn wenn Clara zankt, ſo habe ich Etwas gethan."

„Und wenn ich zanke?"

„Oh!" erwiederte das Bübchen, indem er die Hände auf dem Rücken zuſammen legte, „das geſchieht ja niemals; du kannſt gar nicht zanken."

„Sieh Einer den kleinen Böſewicht!" ſprach lachend Herr Staiger; und dabei zog er die Suppenſchüſſel etwas nach vorn, damit der Inhalt, von der Gluth des Feuers entfernt, nicht mehr ſo heftig ſprudle. — „So, ſo, du meinſt, ich könnte nicht zanken!"

„Nein, denn du ſagſt ja immer: wartet nur, Clara wird euch recht zanken."

„Nun, da werde ich es nächſtens ſelbſt lernen müſſen," meinte gutmüthig der alte Mann. „Denn wenn Clara einmal fort geht, —"

„Ah! ſie geht ja immer fort."

„Ganz richtig, Karl," ſagte der Vater; „aber nächſtens geht ſie ganz fort und kommt gar nicht wieder."

„Wie, Papa?" fragte erſchrocken das Kind. „Clara käme nächſtens einmal nicht wieder? — aber doch zum Eſſen?"

„Nein, mein Sohn."

„Aber doch zum Schlafen?"

„Auch das nicht."

Dieß gab dem Bübchen zu denken; er ſchaute vor ſich auf

den Boden nieder, doch mußten seine Gedanken sehr unerfreulicher Art sein, und ohne weiter viel Worte zu verlieren und nachdem es ein paar Mal wehmüthig um seinen Mund gezuckt, brach er plötzlich in ein so lautes und anhaltendes Weinen aus, daß Herr Staiger alle Mühe hatte, ihn zu trösten, und ihm zuletzt gutmüthig, wie er war, versprechen mußte, daß wenn er recht brav sei, Clara da bleiben würde; im andern Falle aber stehe er für gar nichts.

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke die kleine Schwester, aus der Schule kommend, hereintrat, um den Vater im Geschäft des Tröstens abzulösen; denn Herr Staiger hatte eigentlich gar kein Talent darin und er pflegte in solchen Augenblicken gern allerlei zu versprechen, was ihm später, bei dem guten Gedächtniß des Bübchens für dergleichen Dinge, viel zu schaffen machte.

Die kleine Marie war recht gut und sauber angezogen, ihre langen Zöpfe untadelhaft geflochten, und für Tafel und Bücher hatte sie von Clara eine Tasche erhalten, in welcher diese früher Schuhe und Weißzeug mit in die Tanzschule zu nehmen pflegte. Dieser neue und bessere Anzug hatte recht erhebend auf das Gemüth des kleinen Mädchens eingewirkt, sie trug ihr Köpfchen so hoch als möglich, sprach gern altklug und nahm sich mit einer gewissen Ostentation der Haushaltungsgeschäfte an. So auch heute sah sie bei ihrem Eintritte, nachdem sie ihren Büchersack abgelegt, sogleich nach, ob im Zimmer nicht Etwas zu finden sei, was nicht in Ordnung wäre. Da nun das fremde Mädchen statt zu lesen, was sie auch nicht gekonnt, aufmerksam bald Herrn Staiger, bald den Ofen betrachtete und dazu an dem Bilderbuche kaute, so verwies ihr das Marie, nahm ihr die Lecture, wischte ihr die Nase und brachte ihr eine Puppe, mit welchem Tausch

übrigens das Kind ſehr zufrieden zu ſein ſchien. Darauf ging ſie nach dem Ofen, betrachtete die Kocherei, wobei die Verſuche des Herrn Staiger in dieſer Richtung von ihr ziemlich geringſchätzend angeſehen wurden.

„Du hätteſt die Suppe nicht vom Kochen wegziehen ſollen, Papa," ſagte ſie, „ſondern lieber mit dem großen Löffel den Schaum herunter nehmen, wie es Clara macht."

„Nun wenn du es beſſer weißt, kleiner Hofmeiſter, ſo thu' alſo," bemerkte geduldig Herr Staiger, ohne von ſeiner Arbeit, die er wieder begonnen, aufzuſehen.

Um das Geſicht des Bübchens wetterleuchtete immer noch unverkennbar etwas Wehmüthiges, das ſich ſteigerte, ſobald die kleine Schweſter an den Ofen trat, denn er liebte es in dergleichen Fällen, gefragt zu werden, warum er weine. Dieß geſchah denn auch bald und Marie ſagte: „Du haſt wieder einmal geheult."

„Das habe ich auch," entgegnete er.

„Und warum denn?"

„Weil Papa geſagt hat, die Clara gehe fort und komme nicht mehr nach Haus, zum Eſſen und auch nicht zum Schlafen."

„Und deßhalb weinſt du ſo arg?" fragte das Mädchen mit ſehr ernſtem Tone. „Wenn Clara wirklich fort geht, ſo iſt es gut für ſie und für uns Alle. Und darüber ſollen wir nicht weinen."

„Aber dann habe ich ja Niemand mehr!" heulte das Bübchen.

Worauf Marie mit ſehr wichtigem Tone entgegnete: „So bin ich immer noch da, und auch ich kann bald kochen und dich zu Bett legen."

Von dem Bübchen aber wurde dieſes Verſprechen durchaus

nicht als Troſt aufgenommen, vielmehr ſchluchzte er ſtärker und ſagte mit ſehr kläglichem Tone: „Aber die Clara ſoll nicht fort, — und dann hätten wir Niemand mehr, — denn du biſt gar nichts.“

Herr Staiger ſah ſich abermals veranlaßt, mit Tröſtungen und Verſprechungen den Wortwechſel, der ſich zwiſchen den beiden Geſchwiſtern zu entſpinnen ſchien, zu Ende zu bringen, und wollte dabei verſuchen, dem Bübchen begreiflich zu machen, wie man auf dieſer Welt nicht immer beiſammen bleiben könne, wie er vielleicht nächſtens nach dem Himmel abgehe, das Bübchen ſelbſt in die Schule und Clara auch irgendwo hin, wo ſie es gut hätte. Doch war er mit ſeiner Rede noch nicht weit gekommen, als ſich die Thüre öffnete und Clara eintrat. Der alte Mann, zufrieden, nun nicht weiter ſprechen zu müſſen, ſagte: „Es iſt wie immer ein wahrer Segen, daß du kommſt; jetzt kannſt du dich ſelbſt mit ihnen abgeben.“ Er wandte ſich dann eilig ſeiner Schreiberei wieder zu und bemerkte deßhalb nicht ſogleich das verſtörte, bleiche Geſicht ſeiner älteren Tochter.

Clara ging ſchwankend wie im Schlafe; ſie hatte die Augen auf den Boden geheftet, und erſt, als ſie in das Zimmer getreten war, erhob ſie ſie wieder, blickte die alten bekannten Gegenſtände ringsum an, dann zuckte ein trübes Lächeln um ihren blaſſen Mund, ſie ſchaute alsdann lange gen Himmel, und da ſie zu gleicher Zeit die Hände faltete, ſo konnte ſie ihren Thränen nicht verwehren, langſam über ihre Wangen hinab zu rollen.

„Clara, meine gute Clara!“ rief das Bübchen, wobei es auf ſie zuſprang und ihre Knie umfaßte; „ich habe auch ſo eben geweint, und um dich arg, arg geweint, — ſo arg. Aber ich bin nicht unartig geweſen, gewiß nicht.“

Clara zuckte zuſammen, als ſei ſie aus einem tiefen Traume

erwacht, und beugte ſich auf das Kind nieder, hob ſein liebes, unſchuldvolles Geſichtchen zu ſich empor und küßte es heftig und wiederholt.

„Ja, er hat geweint," ſagte der alte Mann, wobei er aber fortfuhr zu ſchreiben; „doch war ſein Kummer wie gewöhnlich nicht weit her; auch vermagſt du ihn gleich zu lindern, meine gute Clara, wie du denn überhaupt nicht blos die Segenbringende der Familie, ſondern auch unſer Aller Tröſterin — ein koſtbarer Schatz biſt, den wir gewiß Alle ungern verlieren werden. — Aber wie Gott will."

„Amen!" entgegnete die Tänzerin in einem Tone des tiefſten Wehes, und darauf blickte ſie abermals gen Himmel.

— — „Und ich koche, liebe Schweſter Clara," ſprach das kleine Mädchen wichtig thuend, „Papa hat die Suppe verſchleimen laſſen und der kleine Bub' hat gar nichts geſagt."

„O ja, ich habe geſchrieen," erwiederte dieſer trotzig.

„Das kann ich bezeugen," meinte Herr Staiger lächelnd. „Er hat geſchrieen und iſt dabei in vollem Eifer über ſein Pferd gepurzelt. — Aber warum bleibſt du an der Thüre ſtehen, liebe Clara, und legſt deinen Hut nicht ab?"

„Ja, — ja, — ſo!" verſetzte die Tänzerin tief aufathmend.

„Du biſt bekümmert, mein Kind," ſagte der Vater, der ſeine Brille feſter an die Augen drückte und nun ſeine Tochter erſt recht betrachtete. „Du ſiehſt blaß aus und haſt geweint. — Nun ja, ich begreife das; du kommſt von einer armen, geſtorbenen Freundin, und der Anblick hat dein gutes Herz ſo aufgeregt. — Nun, was macht denn die Madame? — die Frau Tante. — Gott verzeihe mir, aber das iſt ein ſchlimmes Weib. Die arme Marie, da die Sache nun einmal geſchehen, iſt wahrhaftig beſſer daran, als hier auf der Welt. — Aber beruhige dich,

mein Kind. Komm', ſetz' dich zu mir her. So alterirt warſt du ja nie. Haſt du vielleicht bis jetzt noch keinen Todten geſehen? — Doch! doch! was ſchwätz' ich für Unſinn! Und denke nicht mehr an unſere eigene arme, kleine Leiche. Siehſt du, ſo leicht iſt man vergeſſen."

„Ja, man iſt leicht vergeſſen," erwiederte Clara mit leiſer Stimme. Und als ſie ſich dem Tiſche näherte, an dem ihr Vater ſaß, legte ſie Hut und Tuch ab, welches ihr die kleine Schweſter dienſtfertig abnahm und wobei das Bübchen nicht unterlaſſen konnte, einen Zipfel des Tuches mit der einen Hand anzufaſſen und tragen zu helfen, während er mit der andern ſein hölzernes Pferd hinter ſich drein ſchleifte.

Clara ſtellte ſich hinter ihren Vater, legte ihre beiden Arme auf ſeine Schultern und ihr Geſicht auf ſeinen Kopf — eine Stellung, die ſie häufig und gern annahm, wenn er mit ihr ſprach und dazu Bewegungen mit den Händen machte, was er gern zu thun pflegte. Heute aber nahm ſie ihren Platz abſichtlich ſo, denn ſie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, die jetzt, wo die allgemeine Liebe ihrer Familie ihr Herz erweichten und erwärmten, unaufhaltſam floßen.

„Was ſagte ich doch eben?" fuhr Herr Staiger fort, indem er mit ſeinem Papiermeſſer hin und her fuhr. — „Richtig! ich meinte, es ſei am Ende für die arme Marie ein Glück, ſo unſchuldig in den Himmel zu kommen. Gott verzeihe es ihrer Tante, aber durch deren ſchauerliches Leben hat doch der Ruf der armen Marie einen kleinen Schaden erlitten. Ach! die Menſchen ſind ſo ſchlecht und bösartig; glaube mir, Clara, ein Wort, eine Anſpielung, ein ſeltſamer Blick, von Einem mit Beziehung geſagt oder gethan, wird von den Anderen begierig aufgegriffen und vergrößert weiter erzählt. Und das unſchuldigſte Gemüth,

einmal vom Gifte der Verläumdung angeſpritzt, erhält gewöhnlich Verwundungen, die ein ganzes langes Leben hindurch nicht mehr heilbar ſind."

„O gewiß, o gewiß, — gewiß," ſagte Clara.

„Deßhalb aber auch haſſe ich alle Verläumder, ärger als den Teufel, ärger als die Sünde. Und aus der Verläumdung entſteht oftmals die letztere, und eine reine Seele, die von ſchändlichen Klatſchereien mit ſcheußlichem Gift und Geifer beſpritzt wurde, fiel ſchon oftmals eben dadurch der Sünde anheim. Der Glaube an ihre Reinheit war verloren, die Liebe zu den Nebenmenſchen erſchüttert und die Stützen gebrochen, welche ſie aufrecht erhielten, und da ſank ſo ein unglückliches Geſchöpf immer tiefer und tiefer. — Fluch über Solche, die mit dem guten Namen ihres Nebenmenſchen ſpielen und ſo oft ein ganzes Lebensglück zerſtören!"

„Ja, ja, ein Lebensglück zerſtören," hauchte Clara.

„Aber warum weinſt du ſo heftig, liebe Clara?" ſprach der alte Mann, indem er ſich halb umwandte. „Ich fühle deine heißen Thränen auf meinen Kopf fallen, dich haben doch meine Worte nicht betrübt? — Wie wäre das möglich? Dein Lebensglück fängt erſt an aufzublühen; gewiß, mein Kind, du ſtehſt rein da, dein Ruf iſt ja unbefleckt. Wer ſollte ſich an ihn wagen?"

„Vater! Vater!" entgegnete die Tänzerin mit leiſer Stimme, „und ſie haben das doch gethan."

„Was? — Gott im Himmel!" erwiederte erſchrocken der alte Mann. „Dir hätte man Uebles nachgeſagt, — dir, Clara? — O nein, das iſt unmöglich!"

„Es iſt ſo, Vater; ich komme ſo eben von der Marie, ich habe zum letzten Mal ihr Haar gemacht und den Kranz darin

befeſtigt, den ſie nie mehr ablegen wird. — O Gott! o Gott!“ rief ſie in lautes Weinen ausbrechend; „warum bin ich nicht an ihrer Stelle, warum hat ſie mir nicht dieſen Liebesdienſt erzeigt?“

„Stille! ſtille!“ ſagte Herr Staiger; „ſtille, Clara! Die kleinen Kinder dort geben Achtung und wiſſen nicht, was das bedeuten ſoll.“ Er faßte ihre beiden Hände und zog ſeine Tochter ſanft hinter ſeinem Stuhle vor, damit er ihr in's Auge ſehen konnte. „Du haſt gelitten, arme Clara,“ ſprach er nach einer Pauſe kopfſchüttelnd, „ſehr, ſehr gelitten. Das iſt nicht mehr dein gutes, unbefangenes Geſicht; ſage deinem Vater, was es gegeben hat, ich kann dir rathen und vielleicht auch helfen.“

„Helfen gewiß nicht,“ erwiederte ſie mit traurigem Lächeln; „es iſt Alles, Alles aus. O Vater! es war aber auch zu ſchön; es konnte nicht ſo kommen, wie ich es mir in entzückenden Träumen ausgedacht.“

Herr Staiger nickte mit dem Kopfe, als wollte er ſagen: ich verſtehe. Dann fragte er: „Du haſt Arthur geſehen?“

„Ja, Vater.“

„Doch nicht bei jener Frau Becker?“

„Doch, Vater, er war da, und die Frau ſagte, er ſei ein Bekannter von ihr.“

„Hm! hm! Das will mir nicht beſonders gefallen. — Und dann?“

Clara ſchlug in Erinnerung des Schrecklichen, was ſie gehört und das ſie nun wiederholen ſollte, ihre Hände vor das Geſicht und brachte alsdann mühſam nach einer kleinen Weile hervor: „Arthur ſagte mir, zwiſchen uns ſei Alles zu Ende, er laſſe mich fallen, tief, tief hinab fallen. Ach! und er hat Recht: bei ſeinen Worten ſtürzte ich ſo tief darnieder, daß Alles um mich

her ſchwarz und traurig iſt, — ſo tief hinab, daß ich nicht einmal mehr weiß, ob es noch einen Himmel gibt."

„Kind! Kind!" erwiederte der alte Mann, „das ſind ja ſchreckliche Reden! — Aber was ſagte er dir eigentlich?"

„Er ſprach viele, viele Worte, aber ich hörte nur immer und immer fort, daß es mit uns Beiden aus ſei, und ſah, wie er die Hände gegen mich ausſtreckte, als wollte er mich weit von ſich ſtoßen. — — Ah!" ſeufzte ſie und ein Schauder durchflog ihren Körper.

Das Bübchen hatte ſich unterdeſſen näher geſchlichen, hatte Clara's Knie umfaßt und ſchon einige Zeit, ohne daß es Jemand bemerkt, ebenfalls heftig geweint. Jetzt ſchluchzte es aber ſo laut, daß der alte Mann aufmerkſam werden mußte und das Kind ſanft von ſeiner Schweſter wegzog. „Du mußt nicht ſo weinen, Karl," ſagte er; „was haſt du denn?"

„Die Clara weint ja auch," entgegnete das Bübchen, „und es iſt doch wahr, was du vorhin geſagt; ſie weint, weil ſie fortgehen ſoll. — Nicht wahr, Clara, du willſt fortgehen?"

„Nein, mein Kind!" rief das Mädchen, wobei ſie ihre Arme um den Hals des kleinen Bruders ſchlang: „ich gehe nicht fort, gewiß nicht, ich bleibe bei euch: will auch nicht mehr weinen, denn ich kann vielleicht doch wieder froh werden. Ihr liebt mich ja Alle, unveränderlich und treu, und wißt es, daß ich eure gute, gute Clara bin."

Während dem war an die Thüre geklopft worden, ohne daß es die Gruppe am Tiſche des Vaters gehört hatte. Nur das kleine Mädchen, die in großer Wichtigkeit mit ihrem Kochlöffel am Suppentopfe ſtand, hatte es vernommen und keck „herein!" gerufen.

Die Thüre öffnete ſich und Mademoiſelle Thereſe trat in

das Zimmer. Sie war wie immer sehr elegant gekleidet; doch lag in der Art, wie sie heute ihren langen Shawl um sich herum gezogen hatte, ja man hätte sogar glauben können, in der Weise, wie sie ihren Hut aufgesetzt, noch etwas Herausforderndes als gewöhnlich. Sie trug ihren Kopf so hoch wie möglich, blieb aber überrascht auf der Schwelle stehen, als sie Clara und ihren Bruder weinen und den alten Herrn sehr ernst vor sich niederblicken sah.

Sobald Clara die Eingetretene bemerkte, versuchte sie ihre Augen zu trocknen, ja sie lächelte, als sie der schönen Tänzerin entgegen trat und als sie sagte, sie freue sich über ihren Besuch.

Thereſe machte dem Herrn Staiger eine freundliche Verbeugung, nickte den Kindern zu und zog dann, ohne weitere Umstände zu machen, Clara mit sich in die Fensternische, wo sie zu ihr mit gedämpfter Stimme sprach: „Du weißt, mein Kind, ich bekümmere mich sonst nur um anderer Leute Sachen, wenn man mich dazu auffordert. Dießmal aber gehe ich von dieser Regel ab und du wirst mir eine Frage erlauben. — Du warst vorhin bei der Becker?“

„Ja,“ sagte Clara.

„Da sahst du Herrn Arthur Erichsen? — Er hat dich schlecht behandelt, wie die Becker sagte, denn er stürzte wie ein Wahnsinniger fort und du bliebst in Thränen zurück. — Ja, in Thränen,“ sprach sie heftiger, als Clara das verläugnen zu wollen schien; „sie fließen noch, gestehe es mir, er hat dich schlecht behandelt. — Herr Gott im Himmel! soll denn diesen Leuten Alles ungestraft hingehen?“ Damit schlug sie ihre feinen Handschuhe heftig zusammen. — „Armes Mädchen! Was kann man von dir Uebles denken? — Du, die Beste von uns Allen. — — Nun,“ fuhr sie sonderbar lachend fort, „das wäre gerade nicht

zu viel geſagt, aber du, ſo gut und brav, daß ſich ſämmtliche Mädchen der Reſidenz ein Muſter daran nehmen könnten! — Sage mir um's Himmels willen, Kind, was iſt denn vorgefallen? Gib mir Erlaubniß und ich ſetze ihm ſeinen Kopf zurecht. Ich will mit ihm reden."

„O nein, nein! um Gotteswillen nicht!" bat Clara. „Was es gab, das kann für jetzt nur in meinem Herzen verſchloſſen bleiben, ſpäter will ich es dir vielleicht ſagen."

„Später, wenn wohl Alles verloren iſt," entgegnete Thereſe wegwerfend. „Clara, du biſt zu gut und zu eigenſinnig; es wäre mir eine Freude geweſen, einmal mit den Herren anzubinden, — denn," fuhr ſie mit entſchloſſenem Tone fort, „mit einem Andern aus der Familie habe ich ein ſehr ernſtes Wort zu reden."

„Ich bitte dich, liebe Thereſe," verſetzte Clara, „laß das gut ſein. Glaube mir, ich danke dir für deine Theilnahme. Aber — — über das, was er mit mir ſprach, läßt ſich kein Wort weiter verlieren."

Die Andere zuckte heftig mit den Achſeln, warf den Kopf empor und ſagte: „Du haſt meinen guten Willen geſehen, und ich nehme dir auch gar nicht übel, daß du mich abweiſeſt. Das magſt du daraus entnehmen, wenn ich dich verſichere, daß ich zu jeder Zeit bereit ſein werde, für dich einzutreten, — denn," ſetzte ſie mit ſanfter, faſt weicher Stimme hinzu, „ich habe dich ſehr lieb, meine gute Clara. Wenn ich dich ſo anſehe, ſo denke ich mir immer: ſo hätte ich auch werden mögen. — — — — Bah! 's hat anders kommen ſollen, und ich halte mich noch immer viel zu gut für dieſe miſerable Welt."

Damit legte ſie ihre beiden Hände auf Clara's Haar,

drückte einen langen Kuß auf deren kalte Stirne und war gleich darauf ebenſo plötzlich verſchwunden, als ſie gekommen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Marie hatte unterdeſſen den Tiſch gedeckt, den Bruder und das fremde Kind daran geſetzt, Beiden einen weißen Lappen umgebunden, damit ſie ſich beim Eſſen nicht ſchmutzig machen möchten, und ſagte nun mit ſehr wichtigem Tone: „Jetzt iſt die Suppe fertig! Auch braucht Niemand mehr Salz dazu zu thun, denn ich habe zwei große Löffel voll hinein geworfen.“

Zweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Mademoiſelle Thereſe.

Sobald es im Hauſe des Commerzienraths Erichſen auf der großen Schwarzwälder Uhr Zwei ſchlug, erſchien der alte Bediente mit dem Kaffee, und war der Mann darin ſo pünktlich, daß ihn Arthur einmal antraf, Kaffeebrett und Taſſe in der Hand, mit den Augen geduldig dem Laufe des Zeigers folgend, der noch circa eine halbe Minute bis zu der angegebenen Stunde zu laufen hatte. — Es hatte alſo heute zwei Uhr geſchlagen, zu gleicher Zeit war auch Bedienter und Kaffee erſchienen, doch war es bereits halb Drei, und Niemand von der Familie, ſelbſt nicht einmal der Commerzienrath, der ſonſt dieſem Augenblicke ſehnſüchtig entgegen ſah, hatte daran gedacht, das Aufgeſtellte zu berühren.

Die Commerzienräthin ſaß in ihrer Sophaecke wie gewöhnlich, aber noch aufrechter und unbeweglicher als ſonſt. Mit den grauen und harten Zügen ihres Geſichts, aus denen die lange, ſpitze Naſe drohender als je hervortrat, mit ihrem einfachen Kleide von einer Farbe, die ebenfalls in's Gräuliche ſpielte,

hatte sie sehr viel Aehnlichkeit mit einer Versteinerung. Ja sogar ihre Augen hafteten fest auf einem Fleck in der anderen Ecke des Zimmers, und ihre knöcherne Hand, die auf dem Tische lag, obgleich offenbar bereit zum Trommeln, hielt sich doch noch ruhig und hatte nur die Finger weit ausgespreizt. Mariannę saß neben ihr in der anderen Ecke; die Arme über die Lehne gelegt und die Hände gefalten, den Kopf tief gesenkt, schien sie in ernste Betrachtungen versunken und sich gar nicht um die Anwesenden zu bekümmern.

In einem Fauteuil am Fenster lag der Commerzientath, aber sein Aeußeres zeigte nicht wie sonst um diese Stunde Ruhe und Behaglichkeit. Sein Gesicht war etwas aufgedunsen und mehr als gewöhnlich geröthet, seine Unterlippe hieng schlaff herab, und zu gleicher Zeit hatte er die Augenbrauen hoch empor gezogen, was seinem gutmüthigen Gesichte einen ganz eigenthümlichen Ausdruck gab. Hinter ihm stand der Doctor, die Arme fest verschlungen, und blickte so finster, als es sein offenes und freundliches Gesicht nur erlaubte, auf seinen Schwager Alfons, der, beide Hände auf den Rücken gelegt, in dem weiten Zimmer auf und ab spazierte, und sich dabei offenbar in weit behaglicherer Gemüthsstimmung befand, als alle Uebrigen. Er sprach, während er so einher schritt, wobei er die Augen auf den Boden heftete, und sie nur erhob, so oft er sich umwandte, um alsdann Eines der Anwesenden eine Secunde lang anzuschauen.

„Eine Scheidung," sagte er, „hat immer etwas Unangenehmes für die Familie, worin dergleichen vorkommt. Und ich würde schon aus dem Grunde Alles anwenden, um die Geschichte zu verhindern. — Ich weiß wohl," wandte er sich an Eduard, „daß bei Madame bis jetzt alle Mühe vergeblich war; aber man muß ihr begreiflich machen und deutlich sagen, daß bei einer

Scheidung vor den Augen der Welt immer einiger Makel auf beiden Theilen haften bleibt."

„Deine Reden wären recht ſchön," erwiederte der Doctor, „wenn du es nur einmal laſſen könnteſt, ſie mit den ewigen Gehäſſigkeiten zu untermiſchen; daß die Scheidung für mich und meine armen Kinder allerdings ein Unglück iſt, weiß ich wohl, aber was dadurch für ein Makel auf meinen Namen fallen ſoll, begreife ich nicht."

„Aber ich begreife es," ſprach ſtreng die Commerzienräthin, und ihre Finger zuckten leiſe; „von dem Mann wird man ſagen: er war ein unordentlicher Mann, vielleicht ein unſolider Mann, und über die ganze Familie zuckt man die Achſeln und ſpricht: es iſt doch nichts Rechtes dahinter."

„O Mama," entgegnete der Doctor, „Sie ſehen zu finſter; in der Welt kommt ſo Manches vor, wovon man heute vielleicht ſpricht und morgen nicht mehr daran denkt."

Die Räthin huſtete leiſe, dann verſetzte ſie: „Das iſt darnach, wem ſo Etwas paſſirt. Bei einer Familie, die Schimpf und Schande gewohnt iſt, da thut freilich ein Bischen mehr auch nicht viel. — Aber bei einer Familie, wie die unſrige," — dabei erhob ſie ihre Stimme und ihre Hand bewegte ſich, — „einer Familie, die in ihrem Thun und Laſſen klar wie der Tag daſtand, die noch nie Gelegenheit gab, gehäſſig über ſich ſprechen zu machen, da ſchimpfirt ſo Etwas, wie wenn man die Augen verliert oder die Naſe aus dem Geſicht."

„Nun, eine kleine Schmarre haben wir ſchon auf die Backen bekommen," ſagte hämiſch Herr Alfons.

Die Räthin wandte mit einer ſteifen Bewegung den Kopf nach ihm herum; ihre ſcharfen, grauen Augen ſchienen ihn durch-

bohren zu wollen und die erhobene Naſe drückte deutlich aus: ſprich weiter!

Das that denn auch der Schwiegerſohn und bemerkte: „Nun, ich dachte nur an den Scandal bei der Probe lebender Bilder. Das war nur eine kleine Ouverture, der vielleicht noch Manches nachfolgt.“

„O ja,“ meinte der Doctor, „der vielleicht noch Manches nachfolgt.“

Marianne erhob ihren Kopf und wechſelte einen Blick mit ihrem Bruder. Darauf ſeufzte das arme Weib tief auf und verſank wieder in ihre Betrachtungen.

„Und du kannſt dich wahrhaftig nicht arrangiren, Eduard?“ fragte der Commerzienrath mit verdrießlichem Ton und matter Stimme. „Ich verſichere dich, das Fragen und Schwätzen über dieſe leidige Angelegenheit iſt nicht zu ertragen. Sogar auf der Börſe muß ich davon hören.“

„Sogar auf der Börſe!“ wiederholte würdevoll die Räthin. „Das kann dem Credit des Hauſes ſchaden.“ Sie trommelte leicht auf dem Tiſche, aber nur wenige Tacte; dann ſaß ſie wieder ſo ſteif und unbeweglich da wie vorhin.

Alfons ſpazierte einige Mal im Zimmer auf und ab, wobei ihn übrigens nichts beſonders Unangenehmes zu beſchäftigen ſchien, ſeine Mundwinkel zuckten und ſeine Hände rieben ſich behaglich an einander. — „Was nun die andere Sache anbelangt,“ meinte er nach einer Pauſe, „ſo befahlen Mama, ſie ebenfalls zur Sprache zu bringen.“

Die Räthin nickte mit dem Kopfe, und der Doctor ſchaute ſo plötzlich und fragend auf Alfons, daß dieſer genöthigt war, ihm zu ſagen: „Es betrifft Arthur's höchſt kurioſe Geſchichte. Er macht ja kein Geheimniß mehr daraus, und wie ich aus deinen

Reden zu entnehmen glaubte, iſt es ihm ſogar nicht unangenehm, wenn man darüber verhandelt."

„Ihn ſoll der Teufel holen!" ſeufzte der Commerzienrath mit ziemlich erzwungenem Zorn, wofür ihm aber ein ſtrenger Blick ſeiner Gemahlin zu Theil wurde. — „Es iſt aber auch nicht zu ſagen," fuhr der geplagte Banquier fort, „was man nicht Alles erleben muß. Ich hab' das ſatt und will meinem Herrn Sohn zeigen, wo er her iſt. Alle Wetter! das ginge mir ab. Eine — eine — Tänzerin! — Wie heißt die Perſon doch?"

Die Räthin wandte ihm majeſtätiſch das Geſicht zu und ſprach: „Ich hoffe, du biſt weit genug gegangen in deinen Reden; du wäreſt freilich im Stande, ſogar den Namen jener Mademoiſelle vor uns zu nennen. Pfui!"

„Daß Einem die Galle überlauft iſt kein Wunder," fuhr der alte Herr Erichſen fort; „kommt nicht einmal mehr zu Tiſch, der ſaubere Herr! Alſo da keine Ruhe, weil man ſich ärgern muß, und nachher wieder keine," dabei ſchielte er mit ſchmerzlichem Geſichtsausdrucke nach dem unberührten Kaffee. — „Ja, es iſt eine Schande," ſetzte er nach einer Pauſe bei, als Niemand ſprach, „für einen jungen Menſchen von Talent, der was Rechtes gelernt."

„Da liegt eben der Fehler," entgegnete etwas lebhafter die Commerzienräthin; „hätteſt du ihn was Rechtes lernen laſſen, ſo hätte er kein Künſtler zu werden gebraucht, und wäre vielleicht mit — dergleichen Volk nie in Berührung gekommen."

„Aber was will er denn eigentlich?" fragte Marianne, die ſich für ihren Bruder lebhaft intereſſirte.

„Nun, er will ſie hei —" erwiederte der Commerzienrath; doch ließ ihn ein wahrhaft furchtbarer Blick ſeiner Gemahlin dieß Wort nicht beendigen. Sie huſtete heftig und bedeutſam und ſagte:

„Dergleichen soll vor meinen Ohren nicht genannt werden. So Etwas will ich nicht hören; wenn man über diese — — Geschichte sprechen will, so soll man sich passender Ausdrücke bedienen.“

„Aber Mama, Sie sind in der That komisch,“ bemerkte Alfons. „Er denkt sehr stark an eine Heirath, wie ich gehört.“

„Ich bin nie komisch, Herr Schwiegersohn,“ entgegnete die Räthin, „am allerwenigsten in einem Falle wie der vorliegende. Und von einem Zusammenlaufen meines Sohnes mit jener Person kann durchaus keine Rede sein.“

„Sie scheinen Arthur nicht zu kennen, denn was er sich einmal vorgesetzt, das thut er,“ meinte Alfons.

„Was in dem Falle Herr Arthur zu thun gesonnen ist, kann mir gleichgültig sein; von meinem Sohne ist alsdann nicht mehr die Rede.“ Dieß sprach die Räthin und machte dazu eine entschiedene horizontale Bewegung mit der Hand, worauf sie ihre Finger wieder auf den Tisch niederfallen ließ und einen wahren Siegesmarsch trommelte, als wollte sie damit anzeigen, daß die Regeln des Anstandes über jedes andere Gefühl den Sieg davon getragen.

Der Commerzienrath wagte es, leicht mit dem Kopfe zu schütteln, ja sogar einen mißbilligenden Blick seiner Ehehälfte zuzusenden.

Doch bemerkte diese es nicht, denn sie schaute gerade vor sich hin und sagte unter einzelnen bedeutsamen Schlägen auf den Tisch: „Die Scheidung, von der wir vorhin sprachen, wird, ich sehe das wohl ein, nicht wohl zu hindern sein. Mein Herr Schwiegersohn hat Recht, wenn er meint, es könne das einen Makel auf die Familie werfen, und daher kommt mir eben die andere Geschichte, ich möchte fast sagen erwünscht. Man muß

der Welt zeigen, welche — Opfer man bringt, um den Namen des Hauſes fleckenlos zu erhalten; man muß ihr zeigen, daß man ungerathene Glieder der Familie wegwirft: man muß der Welt deutlich zu verſtehen geben: ich habe ſo gewollt und gethan. Dann werden die Menſchen vielleicht ſo gerecht ſein, und — jene Scheidung betreffend, ſagen: eine Frau, die den einen ihrer ungerathenen Söhne verſtieß, würde auch den andern nicht geſchont haben, wenn ſie in ſeinem Thun und Laſſen etwas Unrechtes entdeckt. — Und ſo wird es auch geſchehen; lieber will ich allein und verlaſſen, aber mit Ehren ſterben, als von Kindern umgeben, deren guter Name befleckt iſt."

Nach dieſen Worten zog ſie ihr Taſchentuch hervor, hielt es vor den Mund und huſtete leiſe hinein. Auch ſchaute ſie ihre beiden Kinder an, und als ſie den traurigen Blick Eduards bemerkte, ſowie daß die Augen ihrer Tochter voll Thränen ſtanden, zuckte es ein klein wenig in ihrem harten, finſteren Geſicht, wie ein leuchtender Blitz, der bei Nacht durch eine Ruine fährt.

In dieſem Augenblicke hörte man Tritte auf dem Gange, die Thüre öffnete ſich und Arthur trat herein. Wenn er in gewöhnlicher Gemüthsverfaſſung geweſen wäre, ſo hätte er wohl gemerkt, daß man ſo eben von ihm geſprochen, und würde ſich unbefangen und freimüthig wie er war, darnach erkundigt haben. So aber ſchien er das plötzliche und auffallende Verſtummen des Geſprächs, ſowie die ſeltſamen Blicke, welche der Vater, ſeine Geſchwiſter und ſein Schwager zuſammen wechſelten, nicht zu verſtehen. Er ging gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit gebückt und ſchwankend, ſeine Züge waren bleich und zerſtört, und überhaupt war ſein Benehmen vollkommen räthſelhaft; er grüßte kaum die Anweſenden, er entſchuldigte ſich nicht einmal, daß er nicht zu Tiſche gekommen, er ſetzte ſich ohne Aufforderung neben ſeine

Mutter hin, die mit einem ſtrengen, fragenden Blick etwas von ihm wegrückte; ja, er nahm, was ſehr ſelten vorkam, faſt mit Gewalt die eine Hand ſeiner Mutter und drückte ſie an ſeine Lippen.

Die Räthin ſchien das Alles für Bitten anzuſehen, und es ſchauerte ſie leicht. Sie hob ihren Kopf noch höher, ſie war im Begriff, ihre Hand kräftig zurückzuziehen, als der Ausdruck ihres Geſichts mit einem Mal an ſeiner Härte verlor, ja ihre Züge augenſcheinlich milder wurden, worauf ſie ihr Haupt ein wenig zu ihrem Sohne neigte und ihn mit einem faſt mütterlichen Tone fragte: „Was haſt du, mein Kind?“

Wir wollen dem geneigten Leſer nicht vorenthalten, daß die Räthin auf ihrer kalten Hand, als Arthur dieſelbe geküßt, heiße Tropfen fühlte, Thränen aus den Augen ihres Sohnes, von welchem dieß ſo ungewohnt und ſeltſam war, und etwas ſo Trauriges, das damit in Verbindung ſtehen mußte, anzeigte, daß ſich ſogar das ſo feſt umpanzerte Mutterherz der Commerzienräthin davon ergriffen fühlte.

„Gott ſei Dank!“ dachte Herr Erichſen, der beſorgt einem Sturme entgegen geſehen, „das Wetter ſcheint ſich aufzuklären; vielleicht kommen wir noch Alle zu einer guten Verſöhnung, und ich, wenn gleich zu einem halbkalten Kaffee.“ Bei Veranlaſſungen wie die gegenwärtige, bei Erörterungen ernſter Art nahm es nämlich die Räthin gewaltig übel, wenn man dazwiſchen gleichgültige Dinge trieb, wie zum Beiſpiel Kaffeetrinken oder auch Eſſen, wenn nämlich eine brennende Tagesfrage zufällig beim Diner verhandelt wurde.

„Nun, was haſt du, Arthur?“ wiederholte die Räthin.

„Nichts Beſonderes,“ entgegnete der junge Mann, ohne aufzublicken, doch mit ſo lauter Stimme, daß es Alle im Zimmer

deutlich vernahmen. „Ich kam nur, Ihnen zu ſagen, daß ich fühle, wie ſehr Sie Recht hatten, wenn Sie bemüht waren, die Schranke aufrecht zu erhalten, die einen Stand der Geſellſchaft vom andern trennt. Ich wollte Ihnen nur zugeſtehen, Mama, daß Sie vollkommen die Welt kennen, und daß, wie Sie ſo oft ſagten, ſich Niemand ungeſtraft über die Meinungen ſeiner Mitmenſchen wegzuſetzen vermag.“

Die Commerzienräthin ſah einigermaßen triumphirend rings im Kreiſe umher. Der Doctor zuckte die Achſeln, ſelbſt Alfons war überraſcht, und Marianne betrachtete mit einem traurigen Lächeln auf den Lippen ihren jüngeren Bruder. Sie wußte um Arthur's Liebe, ſie wußte, welch' ſchöne Hoffnungen er ſich gemacht, und ſie mit ihrem weichen Frauenherzen fühlte wohl, daß ihm etwas Entſetzliches begegnet ſein mußte, denn nur etwas der Art war im Stande, ſeine bisher ſo freien und widerſtrebenden Ideen den ſchroffen Anſichten der Mutter zu unterwerfen.

Wahrſcheinlich wäre es auch hierüber noch zu Erörterungen gekommen, wenn nicht in dieſem Augenblicke der alte Diener eingetreten wäre und der Commerzienräthin eine Dame gemeldet hätte, welche ſie in einer dringenden Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Es war dieß nicht die Zeit, in welcher Beſuche zu der Commerzienräthin kamen, weßhalb ſie auch ziemlich befremdet fragte: „Wer iſt die Dame? Hat ſie meinen Namen deutlich genannt? — Will ſie mich allein ſprechen?“

„Den Namen der Frau Räthin hat ſie deutlich ausgeſprochen,“ entgegnete der Diener; „doch glaube ich nicht, daß ſie darauf beſtehen wird, Sie allein zu ſprechen.“

„So ſoll ſie ihren Namen nennen,“ meinte die Räthin nach einigem Beſinnen.

„Sie wünſchte das nicht zu thun.“

„So bin ich begreiflicher Weiſe für ſie nicht zu Hauſe,“ ſprach die Räthin mit großer Würde. „Sagen Sie ihr das.“

„Den Fall hat die Dame vorgeſehen,“ erwiederte achſelzuckend der Diener, „denn ſie ſagte mir, ſie wünſche überhaupt nur Jemand von der Familie zu ſprechen, ſei es nun die Frau Räthin oder der Herr Rath oder auch Madame Marianne.“

„Räthſelhaft!“ meinte der Commerzienrath; „ich denke, man läßt ſie herein kommen, das wird nicht gegen den Anſtand verſtoßen.“

„Ich glaube, man iſt's der Dame jetzt ſchuldig,“ bemerkte Alfons lachend, „denn Friedrich blieb ſo lange aus, daß die draußen wohl merken kann, es ſei Jemand zu Hauſe und man berathſchlage, ob ſie anzunehmen ſei oder nicht.“

„Das wäre für mich kein Grund, Herr Schwiegerſohn,“ antwortete hochmüthig die Räthin. „Aber meinetwegen kann ſie ſich ſehen laſſen.“ — Sie nickte dem Bedienten zu, der augenblicklich hinaus ging, und gleich darauf die Thüre von Außen langſam öffnete.

Jedes Auge richtete ſich dorthin, und für faſt Alle — für faſt Alle ſagen wir, nur nicht für Arthur — war es eine völlig fremde Perſon, die auf ſehr anſtändige, ja elegante Weiſe herein trat, den beiden Damen eine zierliche Verbeugung machte, gegen die Herren den Kopf neigte und dann leicht und gewandt gegen das Sopha vorſchritt, auf welchem die Räthin ſaß. — „Was kann das bedeuten? — Mademoiſelle Thereſe!“ dachte Arthur faſt erſchrocken.

Der Commerzienrath, der ſich damit ſchmeichelte, eine wirklich vornehme Frau ſtets an ihrer Tournure zu erkennen, und der nicht daran zweifelte, eine Dame aus höhern Ständen vor

ſich zu haben, erhob ſich, indem er den Gruß derſelben tief erwiederte, und rollte einen kleinen Fauteuil in die Nähe des Sopha's, auf welchem ſich Mademoiſelle Thereſe — denn ſie war es in der That — höchſt unbefangen niederließ.

Obgleich die Räthin im Aeußern und im Benehmen der Fremden durchaus nichts Verdächtiges witterte, war ſie doch behutſamer als ihr Gemahl; ſie erwiederte den Gruß derſelben förmlich und kalt, huſtete leicht und ſaß dann wieder ſo ſteif und aufrecht da, als habe ſie eine beträchtliche Anzahl Bleiſtifte verſchluckt. Marianne hatte mit einem Blicke die Toilette der Fremden gemuſtert, fand aber weder an dem weißen Atlashute, von welchem eine einzige Feder herabhieng, noch an der Art, wie ſie ihren Shawl trug, noch an der Farbe der Handſchuhe und der Façon der kleinen eleganten Stiefel das Geringſte auszuſetzen.

Mademoiſelle Thereſe ſchien eine Frage zu erwarten und recognoscirte unterdeſſen mit einem ſchnellen Blick das Terrain. — „Ah!“ dachte ſie, „das iſt der alte Herr Erichſen, das ſein Sohn, der Arzt, dieß die arme kleine Frau, und der Herr dort mit der Brille mein Freund.“ Ein kaum bemerkbares ſchalkhaftes Lächeln ſpielte um ihren Mund, verlor ſich aber ſogleich wieder, als ſie Arthur erkannte, der ſehr erſtaunt neben ſeiner Mutter ſaß.

„Sie haben mich zu ſprechen gewünſcht,“ ſagte endlich die Räthin. — „Mit wem habe ich das Vergnügen?“

„Das thut eigentlich nichts zur Sache, gnädige Frau,“ erwiederte Thereſe.

„Doch — ich muß bitten.“

Die Bruſt der ſchönen Tänzerin hob ſich etwas ſtärker, denn ſie wußte ganz genau, daß die Nennung ihres Namens ein Allarm-

ſchuß ſein würde, mit dem ſie einen heftigen, aber ſehr ungleichen Kampf beginne. Doch war ſie genugſam mit ſicher treffender Munition verſehen und ſcheute ſich gar nicht, das Gefecht zu eröffnen.

„Obgleich mein Name gewiß nichts zur Sache thut, gnädige Frau,“ wiederholte ſie, „und er Ihnen wahrſcheinlich völlig unbekannt iſt, ſo mache ich mir doch ein Vergnügen daraus, ihn zu nennen. Ich heiße Thereſe Selbing und bin Tänzerin bei der königlichen Hofbühne.“ —

Die Wirkung, welche die letzten Worte in dem ſtillen Familienkreiſe hervorbrachten, war komiſch und doch ſchrecklich. Das Geſicht der Räthin verlängerte ſich zuſehends, doch ſchien ſie ein Lächeln zu unterdrücken und wiſchte ſich über die Augen, wie man es nur nach einem ſchweren Traume zu thun pflegt, um den häßlichen Kobold, der einem erſchienen, zu verſcheuchen. Aber der hübſche, der hier in den Kreis getreten, war durch keine ſolche Pantomime zu verjagen, und betrachtete ſich ſogar ſehr anmuthig die höchſt überraſchten Geſichter rings umher.

Marianne ſchrack am Auffallendſten zuſammen; vielleicht ahnete ihr mit Recht, was daraus erfolgen könne, und obgleich noch vor Kurzem entſchloſſen, einen Familien-Scandal nicht zu ſcheuen, bebte ſie doch jetzt davor zurück. Sie warf einen ſchnellen Blick auf ihren Mann, der hinter ſeinen Brillengläſern mit den Augen zwinkerte, und, obgleich er ſich das Anſehen gab, den Auftritt einigermaßen komiſch zu finden, nicht ganz unbefangen erſchien.

Der Commerzienrath, der ſich anfänglich ärgerte, den Fauteuil ſo bereitwillig an den Tiſch gerollt zu haben, betrachtete ſich einige Secunden nachher das elegante und ſchöne Mädchen etwas genauer, und war ſo frei, bei ſich zu denken: „nun anſtändig

genug ſieht ſie aus, und Manche könnte ſich wünſchen, eine ſolche Tournure zu beſitzen."

Unterdeſſen hatte die Räthin bei ſich überlegt, was zu thun ſei. Am liebſten hätte ſie ſich erhoben, und wäre mit ſteifen Nacken aus dem Gemach gerauſcht. Doch wäre das unklug geweſen, denn es leuchtete ihr wohl ein, daß die „Mademoiſelle" eine triftige Urſache haben müſſe, um mit ſolcher Frechheit in ein anſtändiges Bürgerhaus einzudringen. Sie warf einen Blick auf ihren Sohn Arthur, der indeſſen ganz ruhig und unbefangen daſaß, worauf ſie mit einem leichten Kopfnicken ſprach: „Mademoiſelle, ſo bitte ich mir zu ſagen, was Sie hergeführt; der Name Selbing iſt mir gänzlich unbekannt."

Thereſe betrachtete lächelnd die Spitzen ihrer Füße, dann hob ſie den Kopf empor und erwiederte: „Ich glaube wohl, gnädige Frau, daß Ihnen der Name gänzlich unbekannt iſt. Und doch wurde er — es ſind einige Jahre her — vor Ihnen genannt, oder vielmehr vor Ihrer Frau Tochter dort. Ich habe eine Schweſter, ein armes Mädchen, aber ehrlich und anſtändig, obgleich nur eine Näherin. Sie ſuchte um eine Stelle nach, die damals in Ihrem Hauſe offen war; ſie war nicht ſchlecht empfohlen, ihr Aeußeres gefiel auch Ihrer Frau Tochter."

„Ach ja, ich erinnere mich," ſagte Marianne.

„Dann werden auch Madame nicht vergeſſen haben," fuhr die Tänzerin fort, „daß Ihr Herr Gemahl, ich glaube jener Herr mit der Brille dort, meiner armen Schweſter die Stelle abſchlug, nicht, weil man ihr irgend etwas Uebles nachſagen konnte, ebenſowenig, weil ſie ihre Arbeiten nicht verſtanden hätte, ſondern aus dem einfachen Grunde, weil ſie eine Schweſter habe, die Tänzerin ſei, mit der man ja vielleicht zufällig ſpäter einmal in Berührung kommen könnte, was für ein ſo achtbares Haus wie

das Ihrige doch keine große Ehre ſei. Jene Schweſter aber, von der die Rede war, bin ich. Ich war aber damals zu jung und unerfahren, um die Beleidigung, die man mir und meinen armen Eltern angethan, zu verſtehen."

„Mademoiſelle!" ſagte ſtreng die Räthin.

„Als ich ſie endlich verſtehen lernte, trug ſie wahrhaftig nicht dazu bei, mich auf dem Wege der Tugend zu erhalten, denn ich dachte bei mir: man ſieht dich deines Standes halber über die Achſeln an, man rümpft die Naſe über dich, weil du arm und ſchön biſt und dich gut kleideſt; du biſt ein verlorenes Weſen, weil deine Mutter und gute Freunde nicht im Stande ſind, bei ſo und ſo viel vornehmen Bekannten mit deiner Tugend und vortrefflichen Aufführung zu prahlen. — Sei es darum, dachte ich, und ließ Alles den Weg gehen, den es gerade gehen wollte."

„Aber ich verſtehe nicht, Mademoiſelle," ſagte nun der Commerzienrath, „wie dieſe Einleitung auf ein Thema führen kann, das uns zu intereſſiren im Stande wäre."

„Sie werden mich nicht für ſo thöricht halten," verſetzte Thereſe mit einiger Röthe auf den Wangen, denn die Worte, welche ſie eben geſprochen, hatten ihr Blut erregt, „daß ich über Sachen zu ſprechen anfange, die mit Ihnen in keinem Zuſammenhange ſtehen."

„Doch möchte ich in der That wiſſen," meinte Herr Alfons ſpitzig, „auf welche Weiſe wir die Ehre gehabt hätten, mit Ihrer Perſon und der Ihrer Schweſter in Berührung gekommen zu ſein."

„Es handelt ſich vorderhand nicht um Perſonen, ſondern um Meinungen," entgegnete die Tänzerin mit einem kalten Lächeln. „Und namentlich um eine ſeither ſehr geänderte Meinung." Bei dieſen Worten wandte ſie ſich direct an Herrn Alfons

und zwar mit ſo feſtem und ſicherem Blicke, daß dieſer achſelzuckend ſeine Augen zu Boden ſchlug.

Die Commerzienräthin ſaß da, abwechſelnd trommelnd oder huſtend, und röthlich angeſtrahlt von einem aufſteigenden Zorne. So Etwas war ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Dieſe — fremde Perſon war in ihr Haus gedrungen, und wagte es, mit einem ihrer Angehörigen über veränderte Meinungen zu ſprechen, und zwar mit ihrem Schwiegerſohn, deſſen Meinungen, er mochte ſonſt ſein wie er wollte, doch beſtändig feſt und gleich geblieben waren in Anſtand und guten Sitten.

„Mademoiſelle," ſagte ſie in ſehr ſtrengem Tone, „ich glaube, wir haben das Vergnügen, zu wenig mit einander bekannt zu ſein, um uns gegenſeitig über unſere Meinungen aufzuklären. Ich muß alſo bitten, zum wahren Zweck Ihres Beſuches überzugehen, oder mir zu erlauben" — damit erhob ſie ſich einige Zoll vom Sopha, ſo ihre Rede pantomimiſch beſchließend.

Der Doctor hatte mit Arthur einige Blicke gewechſelt, und Marianne war bei den letzten Worten der Tänzerin über und über roth geworden. — „Ich dächte, Mama," meinte Eduard nach einer augenblicklichen Pauſe, „ſtatt Demoiſelle Selbing von dem uns intereſſanten Thema wegzudrängen, ſollten Sie ihr erlauben, ſich näher auszudrücken, was ſie unter dieſen veränderten Meinungen verſteht; — ich glaube Alfons muß darauf dringen."

„Ja, ja," ſtotterte Dieſer. „Aber vor allen Dingen begreife ich dieſe Keckheit nicht."

„S — s — s — t!" machte der Commerzienrath, indem er langſam ſeine Hand erhob.

„Für die Aufforderung bin ich Ihnen ſehr dankbar, Herr Doctor Erichſen," wandte ſich Thereſe an Dieſen. „Allerdings haben Sie das Recht, Aufklärungen über meine etwas kühnen

Worte zu verlangen. Ich wollte damit nur ſo viel ſagen," fuhr ſie mit ſehr langſamem Tone fort, wobei ſie ihren Fauteuil ſo weit drehte, daß ſie Herrn Alfons im Auge behielt, „Ihr Herr Schwiegerſohn, der damals der Meinung war, es paſſe ſich für eine Dienerin ſeines Hauſes nicht, eine Schweſter zu haben, die Tänzerin ſei, habe ſeine Meinung ſo weit verändert, daß er — nicht jenen Schritt wieder gut machte, ſondern noch viel weiter ging und der — Freund einer Tänzerin ſelbſt werden wollte; eine Freundſchaft, die jedoch für die arme Betreffende ſehr unglücklich ausfiel."

„Ah!" machte Arthur erſchrocken, denn er fieng an, einen ſchauerlichen Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Schwager und jenem unglücklichen Mädchen zu ahnen, deren Leiche er heute Morgen geſehen.

Man hätte in dieſem Augenblicke glauben können, die Räthin habe ein Geſpenſt geſehen oder ſonſt etwas Entſetzliches. Sie ſaß da, die Augen weit aufgeriſſen, den Mund geöffnet, das Geſicht mit einer Todtenbläſſe überzogen, während ihre Hand zitternd auf dem Tiſche lag. Ihre Augen hatten ſtarr an den Lippen des Mädchens gehangen, jetzt erhob ſie dieſelben und ſchaute ihren Schwiegerſohn an, der mit einem Male ſeine Faſſung gänzlich verloren hatte. Seine Augen irrten hin und her, er wurde bald bleich, bald roth; er zuckte mit den Achſeln, verſuchte es zu lächeln und machte jetzt ein paar Schritte gegen den Doctor, und darauf ein paar gegen ſeine Frau, welche weinend mit dem Kopf in die Kiſſen des Sopha's geſunken war.

Bei all' ihren Fehlern war die Commerzienräthin eine ſehr verſtändige Frau, welche namentlich die Gewalt über ſich ſelbſt höchſt ſelten und dann nur auf Momente verlor. Auch jetzt, nachdem ſie das Terrain überſchaut, ſchien ſie bald im Reinen zu ſein

und faßte ſich augenblicklich wieder. Sie ſaß ſtraffer da als vorhin, ihr Huſten klang wie ein ferner Donner, und ihre, obgleich zuckenden Finger, trommelten mit aller Energie einen Sturmmarſch. — „Fahren Sie fort, — Mademoiſelle," ſprach ſie gelaſſen zu Thereſe.

Alfons wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und näherte ſich, wenn gleich mit wankenden Schritten, dem Tiſche. Er ſtützte die rechte Hand darauf und ſagte, nachdem er heftig geſchluckt: „Frau Schwiegermama, — Sie geben jener Perſon die Erlaubniß, in den ehrenrührigſten Reden gegen mich fortzufahren. Geſtatten Sie mir aber dann — daß ich mich entferne."

„Nein, du bleibſt!" ſchrie Marianne plötzlich laut auf und ſprang von ihrem Sitze in die Höhe. „Nein, du bleibſt — Heuchler! und läßſt dir von fremden Leuten ſagen, was deine arme Frau leider nicht den Muth hatte, gegen dich auszuſprechen."

„Marianne!" ſagte die Commerzienräthin, ohne aber eine Miene zu verziehen.

Wie wir vorhin ſchon gedeutet, war die Periode ihrer Emotion vorüber und jetzt hätte noch Schlimmeres über ſie hereinbrechen können, nichts wäre im Stande geweſen, eine Miene ihres unbeweglichen Geſichts zu verändern.

„Aber um Chriſti willen!" ſprach jammernd der alte Herr, indem er die Hände zuſammen ſchlug; „was ſind das für furchtbare Geſchichten! Wache ich denn oder träume ich!" Er erhob ſich etwas ſchwerfällig und ging dann ſo eilig als möglich an die Thüre, um zu ſehen, ob ſie auch feſt verſchloſſen ſei.

Marianne war in dieſem Augenblicke nicht mehr zu kennen. Dieß ſanfte, furchtſame Weib, welche ſich durch einen gebietenden Blick ihres Mannes in jeden beliebigen Winkel ſcheuchen ließ, trat ihm nun feſt entgegen, ſtützte die Hand ebenfalls auf den

Tisch und sagte mit flammenden Augen: „Diese Dame spricht die Wahrheit. Du, dessen zweites Wort „Sitte“ und „Anstand“ war, du, der die unschuldigste Sache so lange zu drehen wußtest, bis du ihr eine gehässige Seite abgewinnen konntest, du, der jeden Blick auf's Schlimmste deutetest, du, der hochmüthig über die verderbte Welt und die Laster der Menschen absprachst, du — bist selbst einer jener Sünder, und um so schlimmer, da du ein heuchlerischer Sünder bist. — Mademoiselle hat Recht, und wie schon Mama Sie bat, so bitte auch ich Sie, in Ihrer Rede fortzufahren. — — — — Für mich ist das ja gleichviel,“ setzte sie laut weinend hinzu, „denn ich weiß Alles.“

Alfons machte einen letzten Versuch, die total verlorene Schlacht wieder zu gewinnen; er fuhr das schwere Geschütz der Unverschämtheit und Frechheit auf, er verbarg seine Hand auf der Brust, hob seine Nase hoch empor und sagte in dem entschiedenen Tone, durch welchen er schon öfters Recht behalten: „Madame, über Ihre Tactlosigkeit, dergleichen gehässige Dinge über Ihren eigenen Mann — vor einer fremden — zudringlichen — und lügenhaften Person auszusprechen, werde ich Sie später zur Rechenschaft ziehen. Was die Sache aber an sich anbelangt, so erkläre ich sie für eine infame Verläumdung, und bin bereit, gegen Jeden aufzutreten, der es wagen sollte, nur durch eine Miene seinen Glauben daran zu verrathen.“

Dabei schaute er herausfordernd im Kreise umher, und wollte einen vernichtenden Blick auf Therese fallen lassen; doch erhob sich diese langsam aus ihrem Fauteuil, trat ihm fest entgegen und wollte ihm gerade eine gehörige Antwort geben, als Madame abermals emporsprang, sich zwischen Beide drängte, und vor die Augen ihres Mannes ein Papier hielt, bei dessen Anblick seine angespannten

Geſichtszüge ſchlaffer wurden und er unwillkührlich einen Schritt zurück trat.

„Kennen Sie," wandte ſich die arme Frau an Thereſe, „kennen Sie eine Tänzerin Marie U.?"

„Ich kannte ſie. — Sie iſt todt."

Ohne eigentlich zu wiſſen warum, durchzuckte dieß Wort widrig die Commerzienräthin; ſie ſeufzte tief auf und huſtete darauf lange und anhaltend in ihr Taſchentuch.

„Todt?" fragte Marianne zurückfahrend.

„Todt!" ſagte auch Alfons mit allen Zeichen des Schreckens auf ſeinem Geſicht.

„Sprechen Sie!" rief der Doctor, der eilig näher trat; „iſt es das arme Mädchen, die den fürchterlichen Fall im Theater gethan?"

Thereſe nickte mit dem Kopfe.

„Ah! ſie iſt gefallen!" murmelte Alfons aufathmend. „Was geht das mich an!"

„Sie kennen alſo dieß Papier und den Namen der Tänzerin?" fragte die Räthin mit einem Tone, der eines Inquiſitors würdig geweſen wäre.

„O er kennt ihn!" rief Marianne. „Er wagt es nicht, ſeine Handſchrift zu verläugnen."

„Und wenn ich dieſe Schrift anerkenne, was folgt daraus?"

„Daß du dich um jenes arme Mädchen bemüht," entgegnete Marianne, „daß du ſie durch Geſchenke beſtechen wollteſt, du, der von dergleichen Perſonen nur achſelzuckend und mit wegwerfendem Tone ſprachſt. Es beweist, daß du ein ſchlechter Heuchler biſt."

„Marianne —!" rief abermals die Räthin.

„Ach ja, Mama," erwiederte die kleine Frau, indem ſie die Hand an ihre Stirne drückte und tief aufathmete; „ich vergaß mich."

„So erſuche ich um Ruhe," fuhr die Räthin in einem majeſtätiſchen Tone fort. „Mademoiſelle," wandte ſie ſich an die Tänzerin, „reden Sie."

„Es iſt da nicht viel mehr zu reden," erwiederte Thereſe, die auch nicht einen Augenblick ihre Faſſung verloren hatte, ſondern ruhig daſtand, in beſter Haltung, ihren Shawl feſt um ſich gezogen, den Kopf erhoben. — „Sie ſtarb, das Nähere darüber kann Ihnen der Herr Doctor Erichſen mittheilen, der in's Theater gerufen wurde. Sie ſtarb in Folge jenes ſchrecklichen Falles, und die Sache iſt um ſo trauriger, da dieß Unglück von einem jungen Manne verſchuldet wurde, der die arme Marie auf's Innigſte liebte, ſie in der nächſten Zeit heirathen wollte, und der in jenem Augenblicke erfuhr, ſie ſei ihm untreu geworden."

Marianne zuckte ſchmerzlich zuſammen.

„Ich war bei ihr und verließ ſie keinen Augenblick bis zu ihrem Tode. Mir theilte ſie die ganze traurige Geſchichte mit, mir nahm ſie das feierliche Verſprechen ab, jenen Mann, der ſie verfolgt, der ſie unglücklich gemacht, der ſie — ja, ich ſage es frei — gemordet, von den ſchrecklichen Umſtänden ihres Todes in Kenntniß zu ſetzen, ihm hoffentlich zur ewigen Strafe. — Und ich nahm den Auftrag gerne an," fügte ſie mit blitzenden Augen nach einem augenblicklichen Stillſchweigen bei, „ich nahm ihn gerne an, beſchloß aber, ihn nicht unter vier Augen zu erfüllen, ſondern offen und frei, vor ſo vielen ihm unangenehmen Zeugen als nur möglich. — Und ſo that ich." Damit machte ſie eine Handbewegung gegen Alfons, worauf Dieſer noch einen Augenblick am Tiſche wie erſtarrt ſtehen blieb, dann faſt in ſich zuſammenbrach, ſich aber aufraffte, mit der rechten Hand durch ſein Haar fuhr, und dann plötzlich zur Thüre hinausſtürzte.

„Ich bin fertig," wandte ſich die Tänzerin gegen die alte

Dame, „und wenn ich Sie verletzt, ſo will ich Sie um Entſchuldigung bitten.“ Sie machte darauf ſämmtlichen Anweſenden eine tiefe Verbeugung und wandte ſich zum Weggehen.

Die Commerzienräthin hatte einen Augenblick überlegt, worauf ſie ſagte: „Ich danke Ihnen, Mademoiſelle; Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan.“ Bei dieſen Worten erhob ſie ſich und begleitete die Tänzerin bis zur Zimmerthüre in ruhiger, würdevoller Haltung. Sobald ſich übrigens die Thüre hinter der Fremden geſchloſſen, blieb die alte Frau einen Augenblick wie betäubt ſtehen, wobei ſie die Hand vor die Stirne preßte. Dann aber ſprach ſie: „Komm, Marianne, ich habe mit dir zu reden.“ Und beide Damen verließen das Zimmer. Die Herren machten es gleich darauf ebenſo, nicht ohne viele oh! und ach! von Seiten des Commerzienrathes, der über alle Maßen verdrießlich war, denn er ſah nun eine lange Reihe unangenehmer Auftritte vor ſich, von denen er ein großer Feind war, und überlegte auch, daß die Geſchichte auch noch einmal ſchlimm endigen könne. Doch müſſen wir leider geſtehen, daß er dabei weniger an ſeine arme Tochter dachte, als an ſein Banquiergeſchäft, welchem Herr Alfons eine Hauptſtütze war.

Dreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie.

Seit dem Abgange des Herrn Veil hatte ſich der Chef der Firma Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie keinen neuen Commis mehr angeſchafft. Auguſt, der Lehrling, wurde an deſſen Stelle befördert, ohne durch dieſe Beförderung das Geringſte zu profitiren, im Gegentheil hatte er mehr zu arbeiten; denn ſeine bisherigen Geſchäfte: das Einpacken und auch wohl das Austragen der Pakete, ſollte er nach wie vor noch nebenbei beſorgen, und eine Folge davon war, daß jetzt gar nichts mehr geſchah, wie es hätte geſchehen ſollen.

Herr Blaſſer ſchien ſich überhaupt mit den beiden Geſchwiſtern etwas verrechnet zu haben; ſo auch, was Auguſt's Schweſter anbelangt. Hier hatte er das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden wollen, und dem Mädchen eines Tags auf die ſüßeſte Art vorgeſchlagen, einen Verſuch zu machen, ihm in den Geſchäften des Comptoirs zu helfen. „Das wäre für mich doch wohl angenehm," hatte er geſagt, „denn du würdeſt an dem Tiſche

im Nebenzimmer arbeiten, ich käme zuweilen herein, ſähe nach dir und erfreute mich an deinem Fleiß und deinem lieben Geſichte." — Der Principal hatte dabei gehofft, das kluge Mädchen würde alsdann bald die Geſchäfte erlernen und ihm dadurch für beſtändig ein Commis entbehrlich werden. Er hatte ſich aber wie geſagt auch hierin wie in vielem Anderen gewaltig verrechnet.

Den Tag nach jener denkwürdigen Nacht, in welcher Herr Beil das Haus verlaſſen, war Marie auf ihrem Zimmer geblieben und hatte lange Stunden, in tiefe Gedanken verſunken, auf einem Stuhle geſeſſen. Es mußten mitunter ſchreckliche Gedanken geweſen ſein, die ſie beſchäftigt, denn zuweilen griff ſie in ihr dichtes Haar oder ließ den Kopf in beide Hände ſinken, um eine Zeitlang bitterlich zu weinen. Ja, ein paar Mal nahm ſie haſtig ihr Tuch und ihren Hut, um das Haus zu verlaſſen. Vielleicht wollte ſie dem dunklen Wege folgen, den ihr Herr Beil vorgezeichnet; aber dann blieb ſie ſchaudernd ſtehen, ſagte: „Nein, nein, ich kann nicht; mir fehlt der Muth, und das Leben iſt doch ſo ſchön!" Mit dem letzteren Gedanken ſchien ſie ſich dann auch ſchon im Laufe des Tages und Abends mehr zu befreunden; ſie erhob ſich langſam aus ihrem Nachdenken, ſie athmete tief auf, fuhr dann mit der Hand über die Augen und lächelte ſchmerzlich. Aber ſie lächelte doch. Ja, noch ehe es Abend wurde, vermochte ſie es über ſich, einen flüchtigen Blick in den Spiegel zu werfen, und darauf fieng ſie an, ihr Haar zu ordnen und eine einfache, aber hübſche Toilette zu machen.

Herr Blaſſer hatte es wohl im Laufe des Tags einige Mal gewagt, an ihre Thüre zu klopfen, auch dieſelbe ſogar zu öffnen, doch hatte ſie ſich alsdann mit einem ſolchen Ausdruck des Haſſes oder vielmehr des Zornes erhoben, daß er, der Tyrann, ſchüchtern zurückgetreten war und erſt Abends es wieder wagte, ſich

ihr zu nähern, das heißt, der alte Buchhändler ließ sich so weit herab, August hinauf zu schicken und bei der Schwester anfragen zu lassen, ob sie zum Nachtessen herab kommen wolle, oder ob sie wünsche, daß man bei ihr droben erscheine. August hatte kopfschüttelnd diese Botschaft und einigermaßen zaghaft die Antwort des Mädchens hinterbracht, welche dahin lautete, Herr Blasser möge machen was er wolle, nur solle er sie ruhig und auf ihrem Zimmer lassen. Und er, der hierauf einen Zornausbruch des Principals gefürchtet, sah zu seinem Erstaunen, daß er sich verrechnet hatte. Freilich war über die Stirne des Herrn Blasser eine Wolke gefahren und er hatte mit den Achseln gezuckt, doch war darauf das Unerhörte geschehen, daß er seinem Lehrling einen Gulden geschenkt, ihm die Erlaubniß gegeben, damit in's Wirthshaus zu gehen, und, was noch nie geschehen war, sogar die Freiheit ertheilt, nach zehn Uhr vermittelst Hausschlüssels nach Hause kommen zu dürfen. Der Lehrling hatte hievon einen umfassenden Gebrauch gemacht und seine Dachkammer aufgesucht, nachdem von dem Gulden nichts mehr übrig war und der Nachtwächter die zwölfte Stunde abgerufen.

Am andern Morgen war er etwas zaghaft beim Frühstück erschienen, indem er fürchtete, für seine nächtlichen Ausschweifungen derb ausgescholten zu werden. Auch hatte ihn Herr Blasser mit finsterem Stirnerunzeln empfangen und schon angefangen, ein ernstes Wort zu sprechen, als sich Marie, die wieder erschienen war, dergleichen auf's Bestimmteste verbat, indem sie sagte, ihr Bruder sei kein Kind mehr und einem jungen Menschen in seinem Alter könne man es nicht übel nehmen, wenn er zuweilen etwas lange ausbleibe. Darauf hatte Herr Blasser geschwiegen, zum grenzenlosen Erstaunen August's; ja der Principal hatte sogar gelächelt, als das Mädchen hinzusetzte, bei den alten Leuten sei

ja keine Tugend zu finden; was man denn eigentlich von den jungen erwarten wolle.

Daß ſich in dem Getriebe des Hauſes überhaupt Vieles von Tag zu Tag veränderte, ſah der Lehrling wohl, doch hatte er glücklicher Weiſe nicht Verſtand genug, um die Kraft zu entdecken, welche hier im Geheimen wirkte. Er dachte auch weiter nicht darüber nach, da das Reſultat für ihn ſo angenehm war. Herr Blaſſer behandelte ihn beſſer, ja, er ſetzte ihm ſogar, obgleich mit ſichtlichem Widerſtreben, ein kleines Taſchengeld aus, Marie ſorgte für ſeine Garderobe und als der Herr Blaſſer bei einer vorgelegten Rechnung über dieſen Gegenſtand die Hände über dem Kopf zuſammen ſchlug, ſchlug das Mädchen dem würdigen Principal die Thüre vor der Naſe zu und meinte, wegen ſolcher Kleinigkeiten habe ſie keine Luſt, deſſen verdrießliche Geſichter anzuſehen.

Da nun Auguſt auf dieſe Weiſe ſah, daß er unter dem mächtigen Schutz ſeiner Schweſter ſtehe, ſo überarbeitete er ſich auch durchaus nicht, ſondern vertrödelte ſeine Zeit, ſo gut es eben gehen mochte. Und wenn die Geſchäfte des Hauſes Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie nicht total vernachläßigt werden ſollten, ſo mußte ſich der Principal entſchließen, Abends noch eine Stunde zuzugeben, was er denn auch ſeufzend that.

Das Alles war freilich nicht das Reſultat eines Tages oder einer Woche, aber ein paar Monate hatten hingereicht, aus dem Alleinherrſcher Blaſſer, aus dem Sclavenhändler, wie ihn Herr Beil genannt, der unerbittlich ſeine Peitſche ſchwang, ſelbſt einen demüthigen Sclaven zu machen, der ſchwieg und ſich duckte, ſobald das trotzige, energiſche, ſchöne Mädchen feſt gegen ihn auftrat.

Hätte der ehemalige Commis nur hie und da eine Stunde

unſichtbar auf dem Comptoir zubringen können, er würde ſich vollkommen gerächt gefühlt haben. Marie und ihr Bruder, der Lehrling mit dem blödſinnigen Lächeln, wie er ihn bezeichnet, die beiden herrſchten in dem Hauſe und Herr Blaſſer duldete und ſchwieg.

Doch ſchien er ſich anfänglich in dieſer Sclaverei glücklich zu fühlen, und wenn das junge Mädchen einen koſtſpieligen Wunſch ausſprach, ſo ſträubte er ſich mit verhaltenem Lächeln dagegen, und es ſchien ihm Spaß zu machen, wenn ſie nun den Kopf in die Höhe warf, mit dem Fuße auftrat und zornig das Zimmer verließ; dann eilte er ihr nach, billigte gern, was ſie verlangt, und begab ſich händereibend an ſeine Arbeit. Auf einmal aber ſchien dieſes ſtille Vergnügen des Herrn Blaſſer gänzlich verſchwunden zu ſein, er wurde nachdenklich, bald ſtarrte er ſtundenlang auf ſeine Arbeit, ohne die Feder zu bewegen, in tiefes Nachſinnen verſunken, bald wieder hatte er keinen Augenblick Ruhe und verließ häufig ſein Pult, um durch das Haus zu gehen, zu irgend einem Fenſter hinaus zu ſchauen und heimlich an Mariens Thüre zu lauſchen und durch das Schlüſſelloch in's Innere zu ſehen. Es mußte ihn etwas außerordentlich Unangenehmes in Bewegung ſetzen, die früheren finſtern Gedanken traten wieder hervor, und er verſuchte abermals, ſich in allerlei Gehäſſigkeiten gegen den Lehrling und ſelbſt gegen Marie Luft zu machen; es mußte etwas vorgefallen ſein, das ihn ſeine eigene Schwäche verwünſchen ließ; er verſuchte es, den Principal von ehedem wieder zu ſpielen. Aber die Zügel waren ſeiner Hand entſchlüpft und er ſah mit Schrecken ein, daß er alles Terrain verloren. Auguſt gab ihm trotzige Antworten oder lachte ihn aus, und das Mädchen zuckte verächtlich die Achſeln. Suchte Herr Blaſſer nun den Streit mit ihr weiter fortzuſetzen, ſo nahm ſie ruhig ihren

Hut und Shawl und verließ das Haus, um erſt ſpät Abends zurückzukehren, worauf dann Herr Blaſſer wie ein Beſeſſener durch alle Zimmer rannte, auch wohl ſchrie und tobte, um ſie bei ihr Zurückkunft dann freundlicher als je zu empfangen.

Daß er bei dieſen Gemüthszuſtänden körperlich nicht gedeihen konnte, war wohl natürlich; magerer als er war konnte er füglich nicht wohl werden, doch fiel ſein Geſicht mehr und mehr ein, ſeine Augen verloren allen Glanz, ſeine Geſtalt knickte förmlich zuſammen, ſein Gang wurde noch ſchwankender und ſchlürfender, kurz, er war nur noch der Schatten des ehemaligen Blaſſer.

Vielleicht brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu ſagen, daß es die Eiferſucht war, welche den Buchhändler auf ſo traurige Art verändert, ja, die glühendſte, wildeſte Eiferſucht, und eine Eiferſucht, die gewiß nicht ohne Grund war, aber deren Gegenſtand zu ergründen ihm nicht gelingen wollte, noch auch das Mädchen irgendwie zu überraſchen. Er fühlte es wohl, daß ſie ihn betrogen, daß ſie ihn nicht liebte und ihn nie geliebt. Hatte ſie ſich doch ſtets ſichtbar bezwingen müſſen, ihren Abſcheu vor ihm zu verbergen, hatte ihn doch immer die Kälte ihres Herzens zurückgeſchreckt. Ach! und warum er faſt zu ihren Füßen gebettelt! wofür er ſo viel geopfert, das gab ſie vielleicht einem Anderen aus vollem, warmem Herzen, freiwillig mit überſtrömendem Gefühl. Wie glühend mußte dieß Mädchen lieben können! wie ſelig mußte der ſein, dem ſie bereitwillig ihre Arme öffnete und ihn heiß an die Bruſt drückte! —— Und es lebte Jemand, dem ein weicher, duftiger Nachtwind die Früchte neckend zuwarf, nach denen er ſich mühſam emporſtreckte. Ja, das fühlte er, und dabei drückte er krampfhaft ſeine Hände zuſammen, knirſchte mit den Zähnen und war unſäglich unglücklich. Am Tage ließ es ihm bei ſeinen Arbeiten keine Ruhe, Nachts ſchreckte es ihn

aus ſeinen Träumen auf; ihm ahnte wohl, daß in ſeinem Hauſe irgend Jemand ungehindert aus- und einging, aber es war wie ein Geſpenſt, unſichtbar, nicht zu faſſen. Zuweilen glaubte er eine Thüre knarren zu hören, ja ein leiſes Gelächter zu vernehmen, aber wenn er angſtvoll emporlauſchte, ſo war Alles wieder ſtill, und einzig und allein machte ſich der Wind bemerkbar, der durch den Schornſtein heulte. Vergebens hatte er dem Bruder geſchmeichelt; entweder wußte Dieſer nichts von dem Treiben der Schweſter, oder war er ſchlau genug, nichts zu verrathen. Wenigſtens halfen weder Geſchenke noch Verſprechungen bei ihm.

Herr Blaſſer hätte das Mädchen fortſchicken können, aber dazu fehlte ihm die Kraft: er konnte nicht ohne ſie leben. Endlich, nach langem Nachſinnen, entſchloß er ſich, ſeine Buchhandlung um eine runde Summe zu verkaufen, mit Marie die Stadt zu verlaſſen, um irgendwo an einem ſtillen Orte mit ihr zu leben. Er hätte ſie alsdann geheirathet, wenn ſie gewollt; doch hatte ſie ſchon einige Mal ſeine Hand ausgeſchlagen, und das war es, was ihm den erſten Argwohn gegen ſie eingeflößt. Herr Blaſſer aber hoffte von der Zukunft, und da ihm mit einem Male in Betreff ſeiner Buchhandlung gute Anträge gemacht wurden, ſo nahm er ſie an, bedingte baare Zahlung, verlangte von dem neuen Eigenthümer, er ſolle für ſehr geringen Gehalt einen Gehülfen annehmen, den ihm Herr Blaſſer empfehlen werde. Auf ſolche Weiſe hoffte er ſich Auguſt's zu entledigen.

Um die Unterhandlungen des Verkaufs zu beſchleunigen und denſelben abzuſchließen, hatte der Principal das Haus verlaſſen und Auguſt befand ſich allein auf dem Comptoir. Er ſaß an ſeinem Pulte und machte ſich das unſchuldige Vergnügen, einzelne Buchſtaben einer Buchhändler-Zeitung, welche vor ihm lag, gehörig mit Speichel zu durchnäſſen und dann nach einem

ſtarken Druck mit dem Daumen wegzunehmen. Dieſe klebte er alsdann an einer andern unpaſſenden Stelle wieder auf und brachte ſo die ſonderbarſten Worte zu Tage, — ein Spiel, welches ihm Herr Blaſſer oft verwieſen, denn der Principal ſtutzte jedesmal und ärgerte ſich, wenn er eine ſo präparirte Zeitung in die Hand bekam und nun ſelbſt gezwungen war, alle möglichen Confuſionen abzuleſen. Auguſt hatte eben den Satz, der Buchhandel ſei ungewöhnlich flau, in einem Aufſatz aus der Feder des Herrn Blaſſer dahin abgeändert, daß der Buchhandel ungewöhnlich faul ſei, als es an der Thüre klopfte. Er rief ſehr laut und deutlich: Herein! — Die Schüchternheit, mit der er das früher gethan, hatte er ſich ſchon lange abgewöhnt.

Es trat ein Mann in das Zimmer, den der Lehrling noch nie geſehen, — eine große, ſtämmige Geſtalt mit einem breiten, etwas aufgeſchwollenen Geſichte, welches durch freundliches Lächeln gutmüthig ausſehen ſollte, eigentlich aber ſchlau und energiſch erſchien; dichtes röthliches, empor geſtrichenes Haar bedeckte ſeinen Kopf. Der Eingetretene war einfach aber anſtändig gekleidet, er hatte einen dunkeln Ueberrock an, einen runden Hut auf dem Kopfe und einen gewichtigen Stock in der Hand. — „Verzeihen Sie," ſagte er, „wenn ich Sie in Ihren Arbeiten ſtöre, aber ich möchte gern mit dem Gehülfen des Herrn Blaſſer einige Worte im Geheimen ſprechen."

Auguſt ſchwang ſich von dem Comptoirſtuhle herab und ſtellte ſich als erſter Gehülfe der Handlung vor.

„Das iſt wohl möglich und Sie ſehen allerdings ſo aus," meinte der Fremde, „aber da mein Auftrag an eben dieſen Gehülfen von beſonderer Wichtigkeit iſt, ſo verzeihen Sie mir, daß ich mich vorher überzeuge, ob Sie auch der rechte ſind."

„Wenn das beliebt," entgegnete Auguſt einigermaßen

gekränkt, „so müssen Sie warten, bis Herr Blaffer nach Hause kommt, damit er Bürgschaft für mich stellt. — Im Uebrigen," setzte er etwas hochmüthig hinzu, „habe ich Sie ja gar nicht gerufen und ich bin auch nicht zu Ihnen gekommen, sondern Sie zu mir."

„Na, na," machte lächelnd der Fremde, „wir können uns leicht verständigen. Bitte, seien Sie so gütig und nennen mir den Namen des besten Freundes, den Sie je gehabt."

Der Lehrling schaute den Andern verwundert an, doch erinnerte er sich augenblicklich seines ehemaligen Vorgesetzten und rief mit Lebhaftigkeit: „Ach! mein einziger und bester Freund ist Herr Veil. Bringen Sie mir Nachricht von ihm?"

„Herr Veil! — ganz recht!" erwiederte der Fremde. „Directe Nachrichten bringe ich gerade nicht."

„Und wo ist Herr Veil? — Ist er in der Stadt? — Gewiß nicht, denn sonst hätte er mich aufgesucht."

„Daran zweifle ich auch nicht," sagte der Andere, „und deßhalb ist Ihre Vermuthung die richtige; Herr Veil ist nicht in der Stadt, aber er läßt Sie durch mich freundlich grüßen."

„Wie mich das freut!" rief August. „In der That, recht sehr freut es mich. Ach! mein lieber Herr Veil! — Es geht ihm hoffentlich gut?"

„Vortrefflich; und er wünscht das Gleiche von Ihnen zu erfahren."

„Ich habe seine Stelle angetreten," entgegnete der Lehrling, indem er sich in die Brust warf, „ja, ich führe eigentlich das ganze Geschäft, da der Herr Blaffer häufig abwesend ist."

„Das kann ich mir denken," sprach der fremde Mann mit einem lächelnden Gesichtsausdruck. „Herr Veil hat auch nie daran gezweifelt, und wenn ich ihm das bestätige, so wird's ihn

freuen. — Aber wenn Sie erlauben, ſage ich Ihnen nun den Auftrag, den ich an Sie habe. Darf ich vielleicht bitten, mit mir in's Nebenzimmer zu treten? Mein Auftrag iſt ziemlich geheimnißvoll, und ich möchte nicht, daß man mich vom Gange aus hörte."

„O unbeſorgt," entgegnete Auguſt, der ſehr geſchmeichelt war, einen geheimen Auftrag zu vernehmen; „es wird uns Niemand hier belauſchen. Aber wenn es Ihnen gefällig iſt, ſo gehen wir in's Nebenzimmer."

„Ich bitte darum."

Damit traten die Beiden in das Arbeitszimmer des Herrn Blaſſer, der fremde Mann betrachtete es, indem er ſich auf ſeinen Stock ſtützte und ſagte: „Sie haben hier eine vortreffliche Comptoirgelegenheit. Dieß iſt wohl das Arbeitszimmer des Herrn Principals. — Sehr geſchickt, ſehr geſchickt. Ja, dieſe Herren verſtehen ſich ihr Leben einzurichten. — Die Thüre dort," — er zeigte auf eine andere, als durch welche ſie eingetreten waren, — „führt wohl in die Wohnzimmer? — Sehr geſchickt, ſehr geſchickt!"

„Nein," erwiederte Auguſt, „dieſe führt auf die Treppe und eine Hinterthüre, durch welche man in den Hof geht."

„Ah!" machte der Fremde und ſtreichelte ſein Kinn mit der Hand. — „Aber jetzt meinen Auftrag. Herr Beil wohnte mit Ihnen längere Zeit zuſammen in dieſem Hauſe, oben unter dem Dach; Herr Beil verließ dieß Haus in einer ſtürmiſchen Nacht mit etwas verwirrtem Kopfe."

„Ach ja, das iſt wahr."

„Sehen Sie, wie genau ich unterrichtet bin. Er verließ alſo das Haus eilig und vergaß, Etwas mitzunehmen."

„Davon hat er mir nichts geſagt."

„Natürlicher Weiſe; da er es vergaß, konnte er Ihnen nichts davon ſagen. Aber jetzt werden Sie es von mir hören. Herr Beil ließ nämlich unter dem Dache in einem Winkel, den er mir genau bezeichnet, eine Börſe mit Geld liegen.“

„Eine Börſe mit Geld? — Das hätte ich nimmermehr vermuthet!“

„Ganz gewiß, es waren langjährige Erſparniſſe. — Mich hat er nun erſucht, dieſe Börſe für ihn zu holen. Er wäre ſelbſt gekommen, aber erſtens iſt er nicht in der Stadt und zweitens, wie Sie am Beſten wiſſen, würden ihm die unangenehmen Verhältniſſe mit ſeinem bisherigen Principal einen ſolchen Beſuch etwas peinlich machen. — Sie haben mich doch vollkommen verſtanden?“

Nach dem verblüfften Geſichtsausdruck des Lehrlings zu ſchließen, ſchien dieß nicht der Fall zu ſein. Er ſchaute den Fremden mit aufgeſperrtem Munde an und ſein Kopf ſchien ſich mit dem Gedanken, Herr Beil habe hier Geld zurückgelaſſen, nicht recht befreunden zu können. Aber der Fremde behauptete es, wollte ihm das Factum beweiſen und ſo mußte er am Ende wohl glauben.

„Haben Sie einen Augenblick Zeit, mit mir in die Dachkammer zu ſteigen?“ ſagte Dieſer nach einer Pauſe. „Das heißt, wenn es im jetzigen Augenblick angeht. Ich möchte aber nicht gerne dem Herrn Blaſſer begegnen; Sie verſtehen mich wohl. Er ſtand mit ſeinem Commis nicht gut und da könnte auch ich ſchief angeſehen werden.“

„Unbeſorgt!“ erwiederte Auguſt. „Herr Blaſſer hat Geſchäfte; er kommt ſchwerlich vor Mittag nach Hauſe.“ Der Lehrling war ſicher, daß dem ſo ſei, denn auch Marie hatte unter einem Vorwand das Haus verlaſſen und er wußte beſtimmt, daß

der würdige Principal in ſolchen Fällen nicht früher heimkehre. Das Mädchen aber kam, einmal ausgegangen, ſelten vor Eſſenszeit zurück.

„Wenn es Ihnen alſo gefällig iſt," meinte der fremde Mann mit einer vornehm ſein ſollenden Verbeugung, die Auguſt imponiren ſollte und auch ihren Zweck nicht verfehlte, „ſo wollen wir hinauf gehen."

„Gehen wir."

„Apropos, junger Herr," ſagte der Andere unter der Thüre mit einem väterlichen Tone, „nehmen Sie es mir nicht übel, doch Sie ſind ein wenig unvorſichtig; Sie laſſen da die Kaſſe offen ſtehen. O, in jetziger Zeit muß man vorſichtig ſein." Er drückte ſanft die Augen zu, ſchmatzte dabei leicht mit den Lippen und zeigte dabei auf einen eiſernen Kaſten in der Ecke, der früher freilich zum Kaſſenbehälter gedient hatte, jetzt aber zum Papierkorb herunter gekommen war.

„Darin können ſich Diebe amüſiren," antwortete der Lehrling lachend, indem er die Thüre des Comptoirs hinter ſich zuzog. „O Herr Blaſſer iſt viel zu ängſtlich, als daß er ſeine Gelder hier unten im Hauſe, wo Niemand ſchläft, aufbewahrt. Die Kaſſe hat er im Schlafzimmer hinter ſeinem Bette ſtehen."

Der Fremde blieb bei dieſen Worten ſtehen, legte die Hände auf ſeinen Stock und ſagte mit Salbung: „Herr Blaſſer iſt ein kluger Mann, — ein würdiger Mann, das kann ich Sie verſichern. — Aber ſteigen wir hinauf, meine Zeit iſt etwas gemeſſen."

Beide betraten nun die Treppen und der Fremde ſchien ſich in das Haus des Herrn Blaſſer gänzlich verliebt zu haben. „Das iſt ein ſchönes Gebäude, eine behagliche Wohnung," ſprach er einmal um's andere Mal. Alles iſt ſo zweckmäßig eingerichtet —

vortrefflich. — Da iſt die Küche, natürlich, da geht es auf die Straße, hier Comptoir und Nebenzimmer, rechts wahrſcheinlich Büchermagazine — habe ich's errathen, junger Herr?"

„So iſt's; es ſind das zwei große Zimmer — das Lager der Handlung."

„Freut mich, daß ich das errathen. Doch jetzt will ich Ihnen einmal einen Begriff davon geben, wie ich die Neigungen Ihres würdigen Principals verſtehe. Er liebt die Ruhe — namentlich bei Nacht — das Büchermagazin geht wahrſcheinlich auf den Hof hinaus, und über demſelben, um durch nichts im Schlafe oder ſeinen Betrachtungen geſtört zu werden, befindet ſich das Schlafzimmer des Herrn Blaſſer. — He?"

„Darin haben Sie Recht," verſetzte Auguſt halb und halb verwundert. Und da ſie nun auf dem erſten Stock angekommen waren, ſo zeigte er auf eine Thüre und ſagte: „Dort iſt das Schlafzimmer. Wollen Sie einen Blick hinein werfen?"

„O ich bin nicht ſo unbeſcheiden. Gehen wir lieber hinauf in die bewußte Dachkammer. Ich verſichere Sie, werthgeſchätzter junger Herr, meine Zeit iſt mir heute koſtbar."

Hierauf gingen ſie weiter und erreichten die Wohnung des Herrn Beil.

„Ja, das iſt das Zimmer!" rief der Fremde aus, „wie er es mir beſchrieben. Ach, mein guter Herr Beil! Alſo hier wohnte er? Das könnte mich ganz traurig machen, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, ihn in ein paar Tagen wieder zu ſehen."

„Ach, das möchte ich auch," ſagte Auguſt. „Nicht wahr, Sie werden mir ſeine Adreſſe geben?"

„Mit dem größten Vergnügen würde ich es thun, aber das hat er mir ausdrücklich verboten. Gewiſſe Umſtände nöthigen ihn dazu, doch wird er Ihnen nächſtens ſchreiben. — Sie können ſich

feſt darauf verlaſſen. Doch jetzt bleiben Sie an der Thüre ſtehen und geben genau Achtung; Sie werden ſehen, wie ſchnell ich das Verſteckte finde."

Darauf war nun Auguſt ſehr begierig, denn er ſetzte einigen Zweifel in das zurückgelaſſene Vermögen ſeines Freundes; war daher nicht wenig erſtaunt, als ſich der Fremde, nachdem er kurze Zeit hinter einer Vertäfelung der Dachfenſter herum gegriffen, nun plötzlich herumwandte und triumphirend einen kleinen Beutel in die Höhe hielt. Er ſchüttelte den Inhalt in die Hand, und vor des Lehrlings erſtaunten Augen funkelte ein kleiner Haufen Dukaten.

„Ich hätte nimmer geglaubt," ſagte Dieſer, „daß Herr Beil ſolche Schätze beſitze. Er ſprach mir immer von ſeiner Armuth, und wie er ohne alle Hülfe in die Welt hinaus gehe."

„Unerklärlich," murmelte der Fremde; „aber da das Gold einmal da iſt, ſo läßt es ſich nicht wegläugnen. Mein Auftrag iſt erfüllt, und wenn ich Ihnen herzlich für Ihre Gefälligkeit danke, ſo wage ich ganz ſchüchtern, einen Wunſch des Herrn Beil auszuſprechen. Die Verhältniſſe deſſelben haben ſich gebeſſert, auf das Ueberraſchendſte geſtaltet, und er bittet Sie durch mich, die Hälfte dieſer Summe als einen Beweis ſeiner Freundſchaft annehmen zu wollen."

„O nein, nein!" rief Auguſt, während er begierig auf das Gold ſchaute, „das iſt ja eine große Summe; wie kann ich ſo was annehmen! Und durch Sie, mein Herr, einen Fremden, den ich gar nicht kenne! Wenn er ſelbſt da wäre, ſo wäre es etwas ganz Anderes."

„Herr Beil kennt Ihr Zartgefühl und hatte dieſen Fall vorgeſehen, doch ſagte er: Herr Brander — ich heiße Brander — bitten Sie meinen lieben Auguſt dringend darum, er möge mir

die Freundſchaft erzeigen, und dieſe Kleinigkeit — Kleinigkeit in meinen jetzigen Verhältniſſen — mit mir theilen. Will er mir danken, ſo werde ich ihm Gelegenheit geben, dieß in den nächſten Tagen perſönlich gegen mich thun zu können."

„So kommt er hieher?" rief höchlich erfreut der Lehrling.

„Er kommt," ſprach gerührt Herr Brander.

„Bald?"

„Sehr bald; — jetzt, da ich Ihre aufrichtige Freude ſehe, Ihr Entzücken, den vermißten Freund wieder zu umarmen, darf ich es Ihnen anvertrauen. Herr Veil iſt in der Stadt und wartet nur auf einen günſtigen Augenblick, um Sie an ſein Herz zu drücken."

„Sprechen Sie! ſprechen Sie!" rief Auguſt. — „Herr Veil iſt in der Stadt?"

Der Fremde fuhr ſich gerührt mit der Hand über die Augen, dann blickte er den jungen Mann einen Augenblick mit großer Wärme an und entgegnete: „Ja, Herr Veil iſt in der Stadt, und vielleicht morgen ſchon wird es Ihnen vergönnt ſein, ihn zu ſehen."

„So käme ich zu ihm?"

„Das verbieten ihm ſeine Verhältniſſe. Aber er kommt zu Ihnen — hieher. Nur möchte er um Alles in der Welt dem Herrn Blaſſer nicht begegnen. Aber da es ihn ſehr drängt, Sie wieder zu ſehen und auch ſeine ehemalige Behauſung, ſo erbittet er ſich einen Rath, wie das anzufangen ſei."

„Nichts einfacher als das!" rief Auguſt erfreut; „ich öffne ihm Abends die Hausthüre, die Herr Blaſſer ſorgfältig verriegelt. Er kennt ja den Weg hier herauf ganz genau, er wird ihn im Dunkeln finden."

Herr Brander ſchien ſich einige Thränen der Rührung aus

den Augen zu wiſchen; ja ſein Gefühl überwältigte ihn und er drückte den Lehrling ſanft an ſein Herz. — „Bei Gott!“ ſprach er, „mein Freund, Herr Veil, hat ſich nicht getäuſcht. Sie ſind ihm zugethan wie ehedem. Aber er wußte das, zweifelte nicht daran. Sagte er mir doch: alle meine Erſparniſſe hier in dieſem Beutel waren für Auguſt beſtimmt, — für Auguſt, den ich ſchätze und liebe. Geben Sie ihm, bat er mich dringend, nicht die Hälfte, nein das Ganze, wenn er ſich ſeines ehemaligen Gefährten warm und aufrichtig erinnert. — Keine Worte weiter, keine falſche Scham! Nehmen Sie, junger edler Mann, ich ſchwöre Ihnen, daß ich dieſes Gold nie mehr anrühren werde.“

Bei dieſen Worten drückte er dem Lehrling die kleine Börſe mit ſolcher Energie in die Hand und ſchritt dabei ſo haſtig der Treppe zu, daß Auguſt einſah, es ſei überflüſſige Mühe, hier noch länger zu widerſtreben. Er folgte alſo dem Herrn Brander, der mit feinem Gefühl nun abſichtlich das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand brachte, und abermals die zweckmäßige Bauart des Hauſes bewunderte.

„Vortrefflich!“ ſagte er; „und ſämmtliche Zimmer hier im erſten Stock gehen wohl durcheinander?“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Auguſt; „die zwei Zimmer, welche Herr Blaſſer bewohnt, haben ihren eigenen Ausgang, ſowie auch die meiner Schweſter.“

„Alſo Herr Blaſſer wohnt nach der Straße,“ verſetzte der Fremde mit einem leicht begreiflichen Irrthum, den aber Auguſt alsbald berichtigte, indem er die Thüre zum Schlafzimmer des Principals öffnete, um zu zeigen, wie er früher ſchon geſagt, daß die Fenſter auf den Hof gingen; worauf Herr Brander einen einzigen Blick in das Schlafzimmer warf und dann in's untere Stockwerk hinabſtieg.

An der Hausthüre angekommen, ſchüttelte er dem jungen Manne herzlich die Hand und ging auf die Straße. Doch kehrte er gleich darauf wieder zurück und ſagte: „Apropos! faſt hätten wir vergeſſen, ein Zeichen abzureden, wenn Sie Herrn Veil erwarten dürfen. — Wie machen wir das gleich? — Richtig! ſehen Sie hier neben dem Hauſe die Gaslaterne: ihr Licht brennt doch jeden Abend?“

„Jeden Abend, ſobald es dunkel wird, zündet man ſie an.“

„Schön, ſchön! Betrachten Sie ſich alſo die Laterne. Brennt in ihr das Licht wie gewöhnlich, ſo iſt nichts zu erwarten, bemerken Sie aber, daß es ausgelöſcht iſt, ſo kommt Herr Veil. — Haben Sie mich verſtanden?“

„Vollkommen. Dann öffne ich langſam die Hausthüre.“

„Und ziehen ſich in Ihr Zimmer zurück. Sie werden mich verſtehen: die Freude des Wiederſehens auf der Treppe könnte einigen Spektakel verurſachen und den Herrn Blaſſer beunruhigen.“

„Verlaſſen Sie ſich ganz auf mich.“

„Das werde ich, vortrefflicher junger Mann,“ ſagte Herr Brander, worauf er das Haus eilig verließ und dicht an den Häuſern vorbei die Straße hinab ſchritt.

Auguſt kehrte in das Comptoir zurück und überzählte dort ſeinen Schatz — die Erſparniſſe des guten Herrn Veil.

Vierundſiebenzigſtes Kapitel.

Johann Chriſtian Blaſſer allein.

Am Tage nach dem im vorigen Kapitel beſchriebenen an ſich gewiß ſehr unbedeutenden Vorfalle, befand ſich Herr Blaſſer allein in ſeinem Comptoir und ſaß gedankenvoll an ſeinem Pulte. Er hatte die Füße auf die höchſten Sproſſen des Stuhles geſetzt, weßhalb ſeine ſpitzigen Knie ſo hoch empor ragten, daß er die Ellbogen darauf ſtützen konnte, auf welchen, oder vielmehr ſeinen Händen, nun der Kopf ruhte, was ſeiner ganzen Figur ein höchſt ſonderbares, nicht gerade angenehmes Ausſehen gab. Dazu hatte ſein Geſicht einen finſtern, unheimlichen Ausdruck, den ein höhniſches Lächeln zuweilen überflog, ohne ſeine Züge zu verſchönern. Vielmehr lag in dem Lächeln etwas ſo Tückiſches, daß vielleicht ſelbſt Herr Beil davor erſchreckt wäre, wenn er ſich ſeinem würdigen Principal noch gegenüber befunden hätte. Herr Blaſſer war offenbar in ſehr trüber Gemüthsſtimmung und hatte in den letzten Tagen um eben ſo viele Jahre gealtert. Er hatte aber auch traurige Erfahrungen gemacht, er hatte beim Verkauf

ſeines Geſchäftes gefunden, daß daſſelbe in den Augen der Welt ziemlich herunter gekommen erſchien, denn er hatte um mehrere tauſend Gulden wohlfeiler verkaufen müſſen, als er noch vor Kurzem geglaubt. — Mit ſeinem Hauſe, das er ebenfalls zu Geld gemacht, war es ihm nicht beſſer gegangen; man hatte demſelben alle möglichen Fehler nachgewieſen, und da Herr Blaſer obendrein auf baarer Bezahlung beſtand, mußte er ſich auch hier wieder zu einem ziemlichen Opfer entſchließen. Auch Schulden hafteten noch darauf, doch nachdem Alles abbezahlt war, blieben dem Verkäufer für Geſchäft und Haus immer noch die ſchöne runde Summe von zwanzigtauſend Gulden übrig, die er in Werthpapieren und Gold droben in ſeiner Kaſſe eingeſchloſſen hatte.

Aber auch Erfahrungen anderer Art hatte Herr Blaſer gemacht, und wenn er daran dachte, ſo überflog kein, wenn auch noch ſo finſteres Lächeln ſeine Züge; wenn ihm das einfiel, ſo knirſchte er mit den Zähnen, ſo biß er auf die dünnen, blaſſen Lippen, ſo fuhr er ſich durch den ſpärlichen Haarwuchs, und dann warf er einen ſcheuen Seitenblick in den Spiegel, und grinste ſich ſelbſt an, indem er ausrief: „Ja, das hat ſo kommen müſſen, aber — hier — hier —“ fuhr er auf ſein Herz ſchlagend grimmig fort, „hier thut das weh, o über alle Beſchreibung weh!“

Eine Folge dergleichen momentanen Aufregungen war es nun, daß er darauf wieder in ſein trübes Nachſinnen verfiel, daß ſein Geſicht dabei wohl finſter und gehäſſig blieb, aber daß einige Zeit darnach das höhniſche Lächeln wieder wie grelle Blitze darüber hinflog. In den Augenblicken dachte er an die zwanzigtauſend Gulden in ſeiner Kaſſe, daß er damit in den nächſten Tagen die Stadt verlaſſen, Marie mitnehmen, ſich mit ihr in irgend einem kleinen Winkel verbergen wolle, ſie dort auf den Händen tragen, wenn es ihm gelänge, ihre Liebe zu erwerben;

ſie im andern Fall aber quälen wolle, wie nie eine Menſchenſeele gequält worden ſei. — — — „Ah! und ich werde ſie quälen müſſen," ſagte er mit bebender Stimme, und fuhr dabei mit der Hand an die Stirne, „denn es wird nur zu wahr ſein, was ich in der Stadt gehört, was mir die Magd unſeres Hauſes endlich eingeſtanden. Sie liebt, ſie wird wieder geliebt, es ſchwelgt Jemand in meinem Eigenthume — und ich bin betrogen." —

Dabei ſank er wieder tiefer in ſich zuſammen und ruhte längere Zeit ſo. Ein Unbefangener hätte glauben mögen, er ſchlafe. Doch ging hierzu ſein Athem zu unregelmäßig; bald ſtieß er ihn leis aber ſchnell wie im Fieber heraus, bald zog er ihn aus tiefer Bruſt an ſich, und dann waren es ſchwere, ſchmerzliche Seufzer. — — — —

Nur der Anblick eines Papieres, welches vor ihm lag, riß ihn zeitweiſe aus ſeinen Träumereien etwas empor. Es war der Verkaufs-Contract der Buchhandlung, er hatte ſich darin, wie wir wiſſen, die Anſtellung eines Commis vorbehalten, ohne Auguſt vorderhand zu nennen, hatte dieſem Commis ein ſehr kärgliches Einkommen auswerfen laſſen und allerlei für denſelben beſtimmt, was den Zweck hatte, ihm das Leben ziemlich ſauer zu machen. So hatte er für den Bruder des Mädchens geſorgt, das er liebte, und er lächelte abermals, indem er an die unangenehme Ueberraſchung ſeines ehemaligen Lehrlings dachte, wenn Dieſer ſeine neue Anſtellung erführe.

In dieſe Gedanken verſunken mochte Herr Blaſſer ſchon mehrere Stunden geſeſſen haben, und er war ſo menſchenfeindlich geſinnt, daß er ſchon zu wiederholten Malen auf öfteres Klopfen an die Comptoirthüre keine Antwort gab. Die beſcheidenen Beſucher waren dann meiſtens wieder fortgegangen, zu furchtſam oder zu diskret, um heftig an die Thüre zu pochen oder dieſelbe

gar zu öffnen. Endlich aber mußte Jemand davor ſtehen, der nicht ſo dachte, denn einem einmaligen leiſen Klopfen folgte ein ſtärkeres und dann drei ſo kräftige Schläge, daß der Buchhändler empor fuhr und mit wilder Stimme: „herein denn in's Teufels Namen!“ rief. Dabei machte er ein Geſicht wie ein reißendes Thier, das auf ſeine Beute losſpringen will. Auch ſeine zuſammengekauerte Stellung ſchien dieß Vorhaben unterſtützen zu wollen, weßhalb denn auch wohl der junge Mann, der nun in die Thüre trat, überraſcht auf der Schwelle ſtehen blieb.

„Bei allen Göttern!“ ſagte der Eintretende mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, „Sie blicken mich an, Herr Blaſſer, als ſei es Ihnen ſehr unangenehm, mich hier zu ſehen.“

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie,“ entgegnete Dieſer nach einem tiefen Athemzuge; „bitte ſehr zu entſchuldigen, Herr Erichſen; ich hatte da meine tiefen Gedanken.“

„So ſtöre ich Sie; das thut mir leid,“ verſetzte der Maler.

„O, Ihr Beſuch ſtört nie, er erfreut nur,“ gab der Buchhändler zur Antwort; wobei er von ſeinem Comptoirſtuhl herunter kletternd ſeine langen Gliedmaßen wahrhaft ſpinnenartig aus einander ſtreckte. — „Bitte, Platz zu nehmen. Sie machen ſich ſelten, Herr Erichſen, ſehr ſelten.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte Arthur, indem er ſich niederließ, „ich war lange nicht auf dem Comptoir; wir verkehrten brieflich. Aber unſere Arbeiten wurden deßhalb nicht vernachläßigt.“

„Gewiß nicht; Ihre Illuſtrationen kamen immer zur Zeit. Da gab's nie eine Stockung.“

„Aber jetzt könnte es eine geben, Herr Blaſſer,“ erwiederte Arthur, und dabei ſah er auf den Boden nieder und zeichnete mit ſeinem Spazierſtocke allerlei Linien in den Staub. „Eine Stockung, was mich betrifft; nicht für Ihr Geſchäft.“

„Wie verſtehe ich das, beſter Herr Erichſen?“

„Ich habe eine große Reiſe vor,“ antwortete der Maler gedankenvoll, „in die Schweiz, vielleicht nach Italien, weßhalb ich nicht mehr im Stande bin, die mir übergebenen Illuſtrationen auszuführen. Doch wie ſchon geſagt: das Geſchäft ſoll nicht darunter leiden, ich habe einen Stellvertreter gefunden, einen talentvollen jungen Mann, der es mindeſtens ebenſo ſchön macht wie ich.“

„Na, na, Herr Erichſen,“ ſagte der Buchhändler höflichſt, „das iſt unmöglich. — Aber ich begreife vollkommen, daß Sie ſich wegen ſolcher Bagatelle nicht binden werden.“ — Ihm war es ja vollkommen gleichgültig, wer künftig die Illuſtrationen für das verkaufte Geſchäft mache, ja es war ihm lieb, wenn ſein Nachfolger einen guten Arbeiter verlor. — Herr Blaſſer nahm ſein Lineal zwiſchen die Zähne, nickte mit dem Kopfe und ſprach gedankenvoll: „So, ſo, Sie reiſen? — Sie glücklicher Menſch! Das entſchließt ſich von heute auf morgen, packt ein, läßt ſich Creditbriefe geben und bricht alle Verbindungen leicht ab.“

Arthur ſeufzte ein wenig und entgegnete: „Wenn man reist, bricht man freilich ſeine Verbindungen für einige Zeit ab, aber es iſt noch die Frage, ob Einem das leicht wird.“

„Ah! ich verſtehe!“ rief Herr Blaſſer mit einem pfiffig ſein ſollenden Lächeln, das aber nur ein Grinſen war. „Verzeihen Sie meine Indiscretion, aber in der Balkengaſſe wird der Abſchied ſehr ſchwer fallen.“

Der Maler zuckte mit den Achſeln und erwiederte, ohne Herrn Blaſſer anzuſehen: „Da ſind Sie im Irrthum. In — der — Balkengaſſe — ich weiß wohl, worauf Sie anſpielen — iſt nichts, was meinen Abſchied erſchweren könnte.“

„Nichts?“ fragte lauernd der Buchhändler.

„Nichts,“ wiederholte Arthur.

„Aber doch etwas Vorübergehendes?“

„Sehr vorübergehend,“ meinte Arthur gedankenvoll.

Der Buchhändler klopfte mit dem Lineal auf ſeinen magern Schenkel und ſagte: „Schaut, wie ihr jungen Leute eigentlich ſeid. Da faßt ihr eine Grille auf, da ſeht ihr ein ſchönes Geſicht, und da muß nun alle Welt helfen, damit ſich ſo ein Geſchöpfchen leichter verführen läßt.“

„Bitte recht ſehr, Herr Blaſſer,“ ſprach ernſt der Maler.

„Nun, Sie werden mir das nicht übel nehmen,“ fuhr der Andere lächelnd fort. „Ich meine es ja nicht böſe; und ſo ganz Unrecht habe ich auch nicht; ich will Ihnen das beweiſen. Mußte da nicht die arme Handlung Johann Chriſtian Blaſſer und Comp. mehr als zu viel thun an Honorar für den alten Staiger! Ich verſichere Sie: viel mehr als zu viel, denn das urſprüngliche Honorar war für ſeine Leiſtungen genügend.“

„Möglich,“ verſetzte Arthur träumeriſch.

„Ich habe es auch nur Ihretwillen gethan. Nun, das hat er auch wohl gemerkt, und die Tochter wird nicht undankbar geweſen ſein.“ — Er ſprach das mit einem ſehr widrigen Lächeln, welches aber der junge Mann nicht ſah, da er zu Boden blickte, denn ſonſt würde der Ton, mit welchem er antwortete: „Ich bitte, darüber nicht mehr zu reden,“ gewiß ein noch viel ſchärferer geweſen ſein. Doch ſetzte Arthur gleich darauf hinzu: „Ich kann Sie verſichern, der alte Mann hat keine Ahnung davon, daß er mir die Erhöhung ſeines Honorars zu verdanken hat.“

„Das kann ich nicht glauben,“ erwiederte Herr Blaſſer mit künſtlichem Erſtaunen. „So wird er ſich nicht überſchätzen. — Sechs Gulden für den kleinen Bogen,“ ſagte er faſt mit heulen-

dem Tone. „Wenn er da nicht einſieht, daß ihm eine ſtarke Hand geholfen, ſo iſt er mehr als undankbar. Ueberhaupt —"

„Was überhaupt? — Fahren Sie nur fort, Herr Blaſſer."

„Nehmen Sie guten Rath an, mein lieber Herr Erichſen; ich kenne die Welt. Man muß ſich mit ſolchen Leuten nicht zu tief einlaſſen: das benutzt einen, ſo lange als möglich, kommt dann ein Anderer, vornehmer, reicher — oder jünger," ſetzte er leiſe und zähneknirſchend hinzu, — „ſo wird der gut Denkende auf die Seite geſchoben — verlaſſen."

„Ja verlaſſen," ſagte kaum hörbar der Maler.

Doch verſtand ihn Herr Blaſſer vollkommen; ja nicht allein das Wort, ſondern auch die zerſtreute und traurige Miene, mit der es Arthur ſprach.

Dieſer fuhr nach einer kleinen Pauſe trübe lächelnd fort: „Wir wollen darüber weiter nicht reden; es war ein Geſchäft und iſt abgemacht. — — — — Apropos! haben Sie nichts mehr von Herrn Veil gehört?"

„Der Schuft!" entgegnete Herr Blaſſer und ſtieß das Lineal heftig auf den Stuhl. „Nein, nein! Gott ſei Dank! ich weiß nicht, wo er crepirt iſt. Ich ſage Ihnen, Herr Erichſen, das war eine niederträchtige Seele."

„Sie ſtanden nie gut mit ihm; aber für ſchlecht hätte ich ihn nicht gehalten. Für etwas unüberlegt — ja zu luſtigen Streichen ſtets bereit."

„Boshaft, Herr Erichſen, boshaft wie ein Affe. Und wie konnte ſich der Kerl verſtellen! Zum Beiſpiel, haben Sie je ein Talent zum Zeichnen an ihm bemerkt?"

„Nichts Auffallendes der Art."

„Ich früher auch nicht. Aber denken Sie, als er fort war, viſitire ich ſeinen Pult und finde da ein Packetchen zugebunden,

geſiegelt und mit der Ueberſchrift: Meinem lieben Principal, Herrn Blaſſer. Hätte ich nur meiner erſten Idee nachgegeben und es in's Feuer geworfen. Aber ſo plagt mich der Teufel der Neugierde, und ich finde eine ganze Menge der ſcheußlichſten Carrikaturen."

„Ah!" machte faſt lächelnd der Maler, denn ihm kam plötzlich die Idee, Herr Blaſſer ſpreche von den Zeichnungen, die er, Arthur ſelbſt, auf dem Pulte des Herrn Beil hie und da verfertigt.

„Carrikaturen der ſchändlichſten Art, und mit Beziehung auf unſern Roman: Onkel Tom's Hütte. Und mich hat er immer zur Hauptfigur genommen, mich, ſeinen Principal und Wohlthäter."

„Das iſt unerhört!" entgegnete Arthur, indem er mühſam ein ernſtes Geſicht machte. „Das hätte ich hinter Herrn Beil nicht geſucht." — Doch ſchien er das Geſpräch und überhaupt ſeinen Beſuch abbrechen zu wollen, denn er ſtand auf, reichte dem Buchhändler die Hand und ſagte: „So halten Sie mich im beſten Andenken, Herr Blaſſer, und wenn ich von meiner Reiſe mit vollen Mappen zurückkehre, ſo können wir vielleicht eine Art Reiſebeſchreibung daraus machen."

Herr Blaſſer war hierauf ſchon im Begriff, über den Verkauf des Geſchäftes zu ſprechen, doch dachte er: „es iſt beſſer, ich ſchweige darüber." Er ſchüttelte deßhalb die dargebotene Hand, affectirte einige Rührung und begleitete den Maler bis an die Hausthüre, worauf Dieſer ſich entfernte.

Der Buchhändler trat in ſein Comptoir zurück, und ging mit großen Schritten auf und ab, wobei er das Lineal auf dem Rücken hielt, und ſich zuweilen damit auf die Schulterblätter klopfte. — „Auch der hat bittere Erfahrungen," ſagte er nach einiger Zeit in einem höhniſchen Tone, „und iſt doch hübſch und

jung. Ja, trau' Einer dem verfluchten Weibergeſchlecht! Wenn mich nur die dumme Grille dieſes Herrn Erichſen nicht ein paar hundert Gulden gekoſtet hätte, die ich an das Bettelpack weggeworfen. Aber ich will mich noch dafür revanchiren. Ein recht artiger Brief an den Herrn Staiger ſoll mein letztes Geſchäft als Chef der Handlung Johann Chriſtian Blaffer und Compagnie ſein. Damit trat er an den Pult und ſchrieb mit ſichtlichem Wohlbehagen:

„P. P.

Die ſchlechten Zeiten, unter denen gegenwärtig der Buchhandel ſeufzt, veranlaſſen uns, Sie zu erſuchen, Ihre Arbeiten für unſere Handlung einſtellen zu wollen. Onkel Tom iſt beendigt, und wir ſind außer Stande, das neue Unternehmen, für welches ja ohnedieß noch kein Contract zwiſchen uns abgeſchloſſen iſt, in's Leben treten zu laſſen.

Genehmigen Sie indeſſen die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit der wir ſind

Johann Chriſtian Blaffer und Comp.“

Wohlgefällig betrachtete der Buchhändler den ſauberen Schnörkel unter ſeinem Namen, ſetzte vorſichtig das Datum von geſtern bei und ſiegelte den Brief. Dann rieb er ſich die Hände, als habe er ein gutes Werk gethan, verſchloß das Comptoir und ging in ſein Schlafzimmer hinauf.

Als es einige Stunden darauf dunkel wurde, ſaß Auguſt an dem Fenſter ſeiner Kammer, den Blick auf die Straße gerichtet, wo man nach und nach alle Gaslampen angezündet hatte; auch die bewußte vor dem Hauſe brannte hell und luſtig, und ſo ſehr der Lehrling auch umher ſpähte, nirgendwo ließ ſich Etwas ſehen, welches Luſt zu haben ſchien, dieſe einzige Flamme wieder zu verlöſchen und ſo den ſehnlichſt erwarteten Beſuch des Herrn Beil anzuzeigen.

Endlich wurde Auguſt zum Nachteſſen gerufen, und das ging trübſelig vorüber wie die meiſten in der letzten Zeit. Herr Blaſſer ſprach nichts und warf nur zuweilen finſtere Blicke über den Tiſch hinüber nach Marien, welche in tiefe Gedanken verſunken zu ſein ſchien, und wohl aus dieſem Grunde häufig etwas Unpaſſendes ſagte, oder da lachte, wo es gerade nicht nothwendig war, — ein Benehmen, welches die gute Laune des Buchhändlers durchaus nicht erhöhte, ja ihm einige beißende Bemerkungen ablockte, welche von dem jungen Mädchen nicht gerade auf die ehrerbietigſte Art beantwortet wurden. Dann wurde der Principal heftig, grob und kränkend, was zur Folge hatte, daß ſie ihm einen verächtlichen Blick zuwarf, den Teller haſtig zurückſtieß, ſich vom Tiſche erhob und auf ihr Zimmer ging.

Glücklicher Weiſe ließ ſich Auguſt dieſe Scene gar nicht anfechten, ſondern ſpeiſte mit großer Gemüthsruhe, wornach auch er ſeine Dachkammer aufſuchte. Trotzdem es ihm aber in der letzten Zeit beſſer in dem Hauſe gegangen, ſo erſchien ihm doch Manches dafür ſo unheimlich und widerwärtig, daß er ſich nach der früheren Zeit zurückſehnte, und namentlich nach Herrn Veil, mit dem er ſo manche Stunde angenehm verplauderte, und der es ſo vortrefflich verſtanden, ſeine guten Lehren humoriſtiſch in artige Gleichniſſe einzukleiden, und der ſelbſt Püffe und Katzenköpfe auf ungezwungene und faſt angenehme Art zu geben wußte, ſo daß man ihm gar nicht einmal darüber böſe ſein konnte. Ach! ſogar dieſer Püffe erinnerte ſich Auguſt ſehnſüchtig, und er hätte gern dergleichen wieder ausgehalten, dann wäre ja der gute Herr Veil wieder bei ihm geweſen. — Aber er hatte ſeinen Beſuch noch nicht angezeigt, denn drunten die Gasflamme brannte hell wie immer, beſtrahlte den eiſernen Kandelaber und warf einen weiten Lichtkreis vor ſich auf den Boden. — — — — Doch halt! was

war das? Plötzlich war das Licht verlöſcht, und Auguſt hatte doch Niemand geſehen, der ſich demſelben genähert. Wie ſchlug ihm ſein Herz! Er eilte an die Kammerthüre und horchte in's Haus hinab. Drunten war Alles ſtille; der Buchhändler hatte ſich zur Ruhe begeben, und als Auguſt aufmerkſamer lauſchte, hörte er ihn aus ſeinem Schlafzimmer leiſe huſten. Er wartete noch eine lange, lange halbe Stunde, dann ließ er ſich an dem Treppengeländer hinab gleiten. Er hatte dieß Manöver oft ausgeführt, wenn er ſich verſchlafen hatte und von dem Principal nicht gehört ſein wollte. Unten angekommen, ſchlich er leiſe zur Hausthüre, drehte den Schlüſſel zweimal, ſchob die ſchweren Riegel zurück und kehrte nun, gehorſam dem erhaltenen Befehl, mit verhaltenem Athem in ſeine Dachkammer zurück.

Jede Minute, die er hier oben zubringen mußte, däuchte ihm eine Ewigkeit. Er hielt das Ohr an die Thüre und lauſchte angeſtrengt in's Haus hinunter. — — Alles ruhig und ſtill, ſogar Herr Blaſſer hüſtelte nicht mehr; wahrſcheinlich war derſelbe eingeſchlafen. Doch jetzt vernahm Auguſt ein Geräuſch — aber nein, es kam nicht unten vom Hauſe herauf, es kam vom Dache her. Was konnte das ſein? Ja, in der Nebenkammer, wo ehedem die Schweſter geſchlafen, vernahm er es jetzt. Dort ſchlich Etwas auf dem Boden, dort tappte es an der Wand fort und ſuchte die Thüre zu finden. Das konnte doch nicht Herr Veil ſein, der ſollte ja, was natürlich war, unten zur Hausthüre herein kommen. Und doch — es war keine Täuſchung möglich — ihm gegenüber an der andern Kammerthüre bewegte ſich Etwas. Vorſichtig wurde auf die Klinke gedrückt, und ſie hob ſich ganz geräuſchlos. Doch ehe die Thüre geöffnet wurde, hatte Auguſt die Geiſtesgegenwart, ſein Licht auszulöſchen. Darauf lugte er wieder auf den Gang hinaus, während ſein Herz ſo heftig klopfte,

daß er fürchtete, die Schläge müſſen ſeine Gegenwart verrathen; dabei hatte er ein eigenes Gefühl in den Haarwurzeln; es war ihm, als drehe ſich jedes einzelne Haar langſam herum. Er dachte an Räuber, Mörder und Geſpenſter. An die letzteren zumeiſt, denn das, was ihm gegenüber jetzt die Thüre geöffnet hatte und über den Gang dahin ſchwebte, konnte unmöglich ein menſchliches Weſen ſein. Er hörte keinen Tritt, er ſah nur einen Schatten gegen die Treppe ſchweben und dann auf dem tieferen Dunkel derſelben verſchwinden. — Was war das? Hätte er nicht den Herrn Beil erwartet und ſich alſo gefürchtet, Lärmen zu machen, ſo würde er unfehlbar durch ſein Geſchrei das Haus erweckt haben. So aber eilte er an das Fenſter zurück, betrachtete ſich nochmals die finſtere Gaslaterne und ſah dann auf die Straße, ob ſich nicht eine Spur von dem erwarteten Freunde entdecken ließe. — Wer aber beſchreibt ſeine Ueberraſchung, als er ſich wieder umwandte und unter der Thüre der Kammer ein helles Licht gewahrte, welches ihm ſo blendend in die Augen fiel, daß er nicht im Stande war, den Träger deſſelben zu erkennen. Sollte das vielleicht Herr Beil ſein? — Aber warum dann ſo ſtill und ſtumm in das Zimmer treten? Die Nerven des armen Lehrlings waren ſo aufgeregt, daß er, anſtatt eine Frage zu thun, die Hände vor das Geſicht preßte und auf einen Stuhl niederſank.

Die Laterne an der Thüre oder vielmehr der Träger derſelben bewegte ſich in's Zimmer hinein und eine Stimme, die nicht wie die des Herrn Beil klang, aber auch keine ganz fremde für den Lehrling war, ſagte ihm: „Sie haben Ihr Wort gehalten; ich danke Ihnen dafür.“

„Gott ſei Dank!“ dachte Auguſt, indem er die Hände langſam herabſinken ließ, „das ſpricht doch jetzt und ſchleicht nicht mehr ſo geſpenſterhaft im Hauſe umher.“ Er wagte es

auch aufzublicken, und da nun der Eingetretene die kleine Blendlaterne, welche er in der Hand trug, von ſich abhielt, ſo erkannte Auguſt mit Erſtaunen die Züge des Herrn Brander, welcher ihm den Beſuch des Freundes angezeigt.

„Sie wundern ſich, mich hier zu ſehen," ſagte Dieſer. „Das kann ich mir denken. Aber es anders zu machen war unmöglich. Herr Beil iſt verhindert und ich komme, Ihnen das zu ſagen."

„Dafür bin ich Ihnen ſehr verbunden," erwiederte kleinlaut der Lehrling. „Doch erlauben Sie mir eine Frage. Warum kamen Sie nicht zur Hausthüre herein und die Treppen herauf und zogen es lieber vor, über das Dach in's Haus zu klettern?"

„Hörten Sie Jemand über das Dach in's Haus klettern?" fragte aufmerkſam der Andere.

„So leiſe Sie auch gingen, ſo hörte ich Sie doch und ſah auch, wie Sie die Treppe hinab ſchwebten."

„Ah! er iſt ſchon da," murmelte Herr Brander. „Nun, er hat den Weg oft genug gemacht und die Liebe treibt ihn. — Sie irren," wandte er ſich laut an den Lehrling, „ich ſtieg die Treppen herauf."

„Und der Andere?" fragte angſtvoll der Lehrling, dem es anfieng bei der Sache unheimlich zu werden.

„Der Andere iſt ein guter Freund von mir und Herrn Beil, der hier einige kleine Geſchäfte zu beſorgen hat."

„Zu dieſer Stunde?" verſetzte Auguſt, der endlich, obgleich ſpät genug ahnte, er habe einen dummen Streich gemacht, fremden Leuten bei Nacht die Thüre zu öffnen.

„Ja, zu dieſer Stunde, mein lieber junger Mann," entgegnete freundlich Herr Brander. „Er beſorgt ſeine kleinen Ge-

ſchäfte, hat aber dabei immer noch Zeit, aus irgend einem Winkel hervor ſeine Augen auf Sie zu richten."

„Wo?" fragte angſtvoll der junge Menſch, indem er ſich erſchreckt umſchaute.

„Das iſt gleichgültig; auch habe ich nicht lange Zeit zu Erklärungen. Hören Sie mich aber gefälligſt einen Augenblick aufmerkſam an. Sie erwarten Herrn Veil, — Herr Veil aber iſt verhindert zu kommen, heute, morgen, die übrigen Tage. Doch wünſcht er ſehnlich Sie zu ſehen und wird nicht verfehlen, Ihnen in den nächſten Tagen einen Weg zu dieſem Zwecke anzeigen zu laſſen. Doch verlange ich Eins von Ihnen: Sie bleiben ruhig auf Ihrem Zimmer, ſchließen Ihre Thüre ab und bekümmern ſich nicht um das, was Sie allenfalls von drunten im Hauſe hören ſollten."

„O mein Gott!" rief Auguſt in kläglichem Tone. „Sie haben Schlimmes vor. Aber ich will mich nicht daran betheiligen, ich werde nach Hülfe ſchreien und den Principal wecken."

„Verſuchen Sie das," ſagte der Andere mit drohender Stimme. „Rufen Sie um Hülfe, rufen Sie meinetwegen die Polizei. Ich werde mich ruhig hieher ſetzen, mich mit Ihnen fangen laſſen, denn der Hehler iſt wie der Stehler; ich bezahlte Sie reichlich dafür, daß Sie mir die Hausthüre öffneten und will das vor aller Welt beſchwören. — — Seien Sie kein Kind," fuhr er nach einer Pauſe fort, als er ſah, daß der Lehrling ſeinen Kopf abermals in die Hände vergrub und darauf mit einer Jammermiene empor blickte. „Glauben Sie mir, es ſoll Niemand ein Leides geſchehen. Sollten Sie aber, ſobald ich dieſe Kammer verlaſſe, dennoch Geräuſch machen, um Hülfe rufen oder dergleichen Tollheiten treiben, ſo vergeſſen Sie ja

nicht, daß Jener, der vorhin über den Gang ſchlich, in Ihrer Nähe iſt und daß Sie beim erſten Laut ein Kind des Todes ſind."

Auguſt konnte vor Entſetzen kein Wort hervorbringen; er blickte ſcheu um ſich, denn plötzlich war das Licht der Blendlaterne nicht mehr ſichtbar, doch fühlte er die Hand des fremden Mannes, welcher ihn an der Schulter rüttelte und ihm in's Ohr raunte: „Haben Sie Ihr Leben lieb und machen Sie keinen Lärmen." — —

Bevor ſich an dieſem Abend Herr Blaſſer zur Ruhe begeben hatte, war er noch längere Zeit in tiefem Nachdenken im Zimmer auf und ab ſpaziert. Seine Sachen waren geordnet, die Papiere über den Kauf ausgewechſelt, das Geld lag im Kaſten, er war im Begriff, in ein ganz neues Verhältniß einzutreten, weßhalb es denn auch leicht begreiflich war, daß er den vergangenen Tagen einen kleinen Rückblick ſchenkte. Herr Blaſſer hatte von ſeiner früheſten Jugend an tüchtig gearbeitet, ſeine Zeit, ſein Geld zu Rath gehalten, was ihm übrigens leicht war, da er nicht von den gewöhnlichen Leidenſchaften der Menſchen berührt wurde. Er trank nicht, er ſpielte nicht, er war gegen das ſchöne Geſchlecht vollkommen gleichgültig. So mußte es denn auch kommen, daß er Etwas vor ſich gebracht, ja, Herr Blaſſer war auf dem Punkte, ein recht wohlhabender Mann zu werden, als ihm einige Unternehmungen fehlſchlugen und ihn eine bedeutende Summe koſteten. Das entmuthigte ihn und von dem Augenblicke an trachtete er mehr darnach, ſein Vermögen zu erhalten, als zu vermehren.

Da kam jenes Mädchen in ſein Haus, und die Flamme, die ſein Herz plötzlich ergriff, brannte um ſo gefräßiger, als dieſes Herz alt, dürr und trocken war. Vergebens hatte er eine Zeit lang gegen dieſe Leidenſchaft angekämpft: ſie war ſtärker als

ſein Wille, er unterlag, und jedes Opfer, was er gezwungen war, derſelben zu bringen, däuchte ihm leicht zu ſein. Deßhalb hatte es ihm auch wenig Kummer gemacht, daß die Firma, die er gegründet, in fremde Hände überging, daß das Haus, in welchem er geboren, jetzt von Andern bewohnt werden ſollte. Alles das beſchäftigte ſeinen Geiſt wenig, aber eine andere Frage lag auf ſeiner Seele und verurſachte ihm ein Gefühl, als tropfe von Secunde zu Secunde flüſſiges Metall auf ſein Herz. Die Frage: iſt ſie dir wirklich untreu geworden? — eine Frage, die tauſend Teufel in ſeiner Bruſt mit jubelndem Ja beantworteten. Dann ballte er krampfhaft die Hände, fuhr in ſein ſpärliches Haar und ſtöhnte: „O nur Gewißheit — darüber nur Gewißheit, daß ich ein Recht hätte, ſie zu faſſen und langſam zu verderben.“ — — — —

Endlich begab er ſich zur Ruhe, und nachdem er ſich lange umhergeworfen, kam der Schlaf auf ſeine Augen, ohne ihn zu beglücken. Denn die wilden Gedanken, die ihn wachend beſchäftigt, hatten ſich ſchon in ſchlimmere Träume verwandelt, die ihm Alles das, was er fürchtete, in den ſchrecklichſten, üppigſten Bildern vormalten. Ihm träumte wieder, es ſchleiche Jemand durch das Haus und komme an ihre Zimmerthüre. Dieſe wurde langſam geöffnet und von Licht und Glanz überfloſſen empfieng ſie den Geliebten, den wirklich und einzig Geliebten. Das ſah man an dem innigen Blick ihres feuchten Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die ſie ihm entgegen ſtreckte und mit der ſie ihn alsdann haſtig zu ſich in's Zimmer zog. — — — — Ah! — — — —

Es gibt einen leichten, unruhigen Schlaf, aus dem man ſich emporreißen kann, erwachen durch die Kraft des Willens. So auch der Schläfer hier, als ihm dieß geträumt. Er that

einen tiefen Athemzug, er öffnete gewaltſam die Augen, er erwachte, — — er horchte, wie er oft in der Nacht that. Spielten denn ſeine Träume in die Wirklichkeit über, wie ſich vorher ſeine Gedanken in Träume verwandelt? — Konnte er ſich dießmal täuſchen? — Schlich nicht Jemand draußen auf dem Gange? — — — —

Im Nu war Herr Blaſſer aus dem Bette und ſtand mit verhaltenem Athem an der Stubenthüre. Oh! der Buchhändler war nicht ſo leicht zu überliſten! Schon lange ſchloß er ſeine Thüre nicht mehr feſt, damit das Geräuſch des Schloſſes ihn nicht verrathe, wenn er auf den Gang blicken wollte. Allabendlich löſchte er ſein Licht aus und dann zog er den Thürflügel ſo viel zurück, daß er durch die entſtandene Spalte hinaus ſchauen konnte.

So war es auch heute Abend geſchehen, und als er zitternd vor Erwartung davor ſtand, ſah er genau daſſelbe, was ihm wenige Augenblicke vorher geträumt. Sie ſtand an ihrer Stubenthüre und von Licht und Glanz übergoſſen empfieng ſie den Geliebten — den wirklich und einzig Geliebten. Das ſah man an dem innigen Blick ihres Auges, an dem Lächeln um ihren leicht geöffneten Mund, an dem Zittern ihrer Hand, die ſie ihm entgegen ſtreckte und mit der ſie ihn alsdann haſtig zu ſich in's Zimmer zog. — Darauf ſchloß ſich die Thüre wieder — und der Riegel wurde vorgeſchoben. — Nein, er auf dem dunkeln Gange träumte nicht mehr, wie er wohl gehofft, wie er glaubte, denn er ſchlug ſich ſo lange vor die Stirn, bis ſie ihn ſchmerzte, er preßte die Hand krampfhaft auf die Bruſt und fühlte ſein Herz ſchlagen. Er wollte vorwärts ſtürzen und die Thüre mit einem Fußſtoß eintreten. Aber er beſann ſich eines Beſſern; der da drinnen war vielleicht ſtärker als er, und da er Rache nehmen

wollte, blutige Rache, ſo mußte er ſich eine Waffe ſuchen. Wo war etwas der Art im Hauſe? Er dachte eine Secunde nach, dann trat er in's Zimmer zurück, warf ſich mit fieberiſcher Haſt in die Kleider und ſchlich auf den bloßen Füßen die Treppen hinab nach dem Magazine, deſſen Thüre er geräuſchlos öffnete. Dort in einer Ecke neben der Wage lag das große Packmeſſer. Als er das kalte Heft deſſelben ergriff, durchſchauerte es ihn unheimlich; er fuhr mit der andern Hand an die glühende Stirn und wiſchte ſich die Schweißtropfen davon ab. Auch bedeckte er einen Moment lang ſeine Augen, denn trotz der tiefen Finſterniß, die ihn umgab, gaukelten allerlei formloſe Geſtalten um ihn her. Das war ſein empörtes Blut, welches ihn auch Funken und Blitze ſehen ließ, die ſeinen Augen zu entſpringen ſchienen. Dabei hatte er das Gefühl, als wanke der Boden unter ihm, und als er nun doch vorwärts ſtrebte, dem Ausgang und der Treppe zu, ſchwankte er hin und her, und mußte ſich an den Wänden halten und zuweilen einen Augenblick ausruhen, um nicht niederzuſtürzen. Von ſeinen verwirrten Sinnen blieb nur ein einziger klar und thätig — das Gehör. In ſeinen wildeſten Gedanken, mitten in den qualvollſten Anſtrengungen des kraftvollen Vorwärtsſtrebens lauſchte er angeſtrengt — — und jetzt — — hörte er abermals ſchleichende Tritte. Ja, das war er, dem das Mädchen die Thüre geöffnet; er mußte es ſein. — Und doch! Er ſammelte einen Augenblick ſeine zerſtörten Gedanken, um ſich zu erinnern, wo er ſich befinde, und als ihm klar wurde, daß er im Magazine ſei, wußte er auch im gleichen Augenblicke, daß die Tritte, die er hörte, aus ſeinem eigenen Schlafzimmer herunter tönten und nicht aus dem ihrigen. — Er horchte angeſtrengter. — Er vernahm ein leiſes Klirren; — ja, er irrte ſich nicht: droben wurde ein ſchweres Schloß geöffnet. — Herr des

Himmels! das ſeiner Kaſſe. Er zuckte aus ſeiner horchenden Stellung empor, er ſtrebte die Thüre zu erreichen, und als er gerade auf den Gang hinaus wollte, vernahm er, daß droben ein Fenſter geöffnet wurde. Unwillkührlich wandte er den Kopf und blickte auf die untern Fenſter, die von dem Magazin auf den Hof gingen und mit denen ſeines Schlafzimmers correſpondirten. Da ſah er, wie ſich von oben ein Körper langſam herab bewegte: es war ein Mann, der ſich an einem Stricke herunter ließ. — „Räuber! Räuber!" ſchrie Herr Blaſſer, ſo laut er konnte. Dabei ſtürzte er gegen das Fenſter, riß es auf und da in dieſem Augenblicke der Körper eines Menſchen, eines Diebes, gerade vor demſelben ſchwebte, ſo ſtieß er demſelben mit aller Kraft das große Packmeſſer in den Leib, worauf der vor dem Fenſter augenblicklich den Strick losließ und dröhnend zu Boden fiel.

Leider ließ ſich Herr Blaſſer darauf verleiten, dem Fallenden nachzublicken, aber nur eine Secunde lang ſtreckte er ſeinen Kopf zum Fenſter hinaus. Dann taumelte er von einem furchtbaren Schlage auf denſelben getroffen in das Zimmer zurück, wo er regungslos liegen blieb. — — — —

Der Lehrling hatte droben zitternd in einem Winkel ſeiner Dachkammer geſeſſen. Mehrmals war er aufgeſprungen und im Begriff, herunter zu eilen, doch jedesmal hielt ihn eine große Angſt zurück. Er war ſicher, ſobald er auf den Gang hinaus träte, augenblicklich zu Boden geſchlagen zu werden. Wohl hatte er vernommen, daß Jemand das Schlafzimmer des Principals verlaſſe, — wahrſcheinlich Herr Blaſſer ſelbſt, der ſich in das Magazin hinunter begab. Später hörte er andere Tritte, die ſich in dem Schlafzimmer verloren; vielleicht war der Buchhändler wieder herauf gekommen. Ein Fenſter wurde geöffnet

und kurze Zeit darauf war es die Stimme des Principals, welche „Räuber! Räuber!“ rief.

Jetzt eilte Auguſt auf den Gang hinaus und wollte die Treppen hinab, als er unten im Hauſe flüſternde Stimmen vernahm: die ſeiner Schweſter und die eines Mannes. Was war das? Von all' dieſem Räthſelhaften überraſcht, blieb er oben an dem Geländer ſtehen und horchte. Zwei Perſonen ſchlichen die Treppen hinab, durch den Gang nach der Hausthüre, und darauf vernahm er deutlich, wie dieſe letztere zugezogen wurde. Er hörte das Schloß zuſchnappen, dann war Alles todtenſtill im Hauſe. — — Langſam, auf jeder Stufe ſtehen bleibend, ſtieg nun der Lehrling die Treppe hinab. Die Stille in dem Hauſe war ihm fürchterlich. — Endlich gelangte er in die Küche, neben welcher die alte Magd in einem Verſchlage ſchlief. Sie hatte von dem Lärmen nichts gehört und war ſchwer zu erwecken. Auguſt hatte die Thüre vorſichtig hinter ſich geſchloſſen und erſt als er Licht angezündet und die Magd bereit war, ihm zu folgen, wagte er ſich wieder in den Gang hinaus.

Die Thüre des Magazins ſtand offen und in demſelben lag Herr Blaſſer am Boden, ſchwer athmend, doch ohne äußere Verletzung. Der Schlag auf den Kopf hatte ihn betäubt, doch kam er bald wieder zu ſich, und als er ſich des Geſchehenen erinnerte, als ihm all' das Schreckliche einfiel, welches geſchehen, preßte er beide Hände gegen ſeine Schläfe und eilte zähneknirſchend in das Haus hinauf, um über die Größe des angerichteten Unglücks in's Klare zu kommen.

Dieß konnte nun nicht größer ſein und war für ihn niederſchmetternd. Die Thüre zu Mariens Schlafzimmer ſtand offen, ſie ſelbſt war verſchwunden. Mit wankenden Schritten kehrte er in ſein Zimmer zurück und wagte es kaum, ſeine geöffnete Kaſſe

mit scheuem Blick zu betrachten: sie war leer, — er war ein ruinirter Mann, und man hatte ihm Alles, Alles gestohlen. — —

Als am andern Morgen die Polizei, von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt, sich an Ort und Stelle begab, hatte es der Chef derselben für wichtig genug gefunden, sich selbst dorthin zu verfügen, um in seinem Beisein die Local-Inspection vornehmen zu lassen. Herr Blasser, den die schrecklichen Vorfälle auf das Bett geworfen hatten, sagte ohne Rückhalt was er wußte. August dagegen hatte sich vorgenommen, Einiges, wie zum Beispiel den Besuch des Herrn Brander, die Geschichte mit den Ducaten, sowie das Oeffnen der Hausthüre, als unwichtig zu übergehen. Doch waren der Polizeidirector, namentlich aber sein erster Secretär, nicht die Leute, denen eine Persönlichkeit, wie der blonde Lehrling, im Stande gewesen wären, Etwas zu verschweigen. August wurde in die Enge getrieben, und als ihm der Präsident mit angefaßter Nase, die er zornig bald rechts bald links zog und sie alsdann drohend in die Höhe schnellen ließ, auseinandersetzte, daß es ein wahres Verbrechen sei, der Polizei Etwas zu verheimlichen, berichtete er die ganze Geschichte, ja er wurde gezwungen, am Schlusse weinend den Namen des Herrn Veil anzugeben, als den Freund, den er erwartet.

Man kann sich denken, daß Herr Blasser über seinen ehemaligen Commis das Schlimmste aussagte, was namentlich den Polizeipräsidenten veranlaßte, ein genaues Signalement des Herrn Veil aufzunehmen, — eine Sache, die bei der auffallenden Körperbeschaffenheit desselben nicht schwer war.

Daß bei dieser Local-Inspection die Fenster, durch welche sich der Dieb herabgelassen, sowie der Hof auf's Genaueste untersucht wurde, brauchen wir wohl nicht zu sagen. Auf dem weichen Boden des letztern fand man übrigens genaue Spuren von dem,

was hier vorgefallen. Man ſah, daß hier ein menſchlicher Körper niedergeſtürzt war, man bemerkte Blutſpuren und rings herum Fußtritte, welche deutlich anzeigten, daß mehrere Perſonen da geweſen, den Gefallenen aufgehoben und über die niedrige Mauer auf die Straße geſchafft hatten. Der ganze Boden war mit ſchweren Stiefelabſätzen zertreten, und als ſich einer der Polizeibeamten in ſeinem Geſchäftseifer das Vergnügen machte, mehrere dieſer Fußſpuren der Länge und Breite nach zu meſſen, entdeckte er zufällig ein Papier, welches faſt ganz in die feuchte Erde hinein getreten war. Da bei dergleichen Geſchichten Alles von Wichtigkeit iſt, ſo zog er es ſäuberlich hervor und händigte es dem Secretär Seiner Excellenz ein. Dieſer entfaltete es behutſam, warf einen Blick hinein und ſein trockenes Amtsgeſicht ſtrahlte darauf vor Freude und Ueberraſchung. — „Euer Excellenz," ſagte er, als er das Papier dem Präſidenten überreichte, „hier iſt der deutliche Beweis für meine Behauptung, die ich ſchon lange Zeit aufzuſtellen wagte, daß nämlich in hieſiger Stadt eine wohlorganiſirte Bande beſteht, welche von mächtiger Hand und, man kann es nicht läugnen, bis jetzt mit großer Umſicht geführt wurde. Dieſes Papier enthält eine Inſtruction über den hier verübten Einbruch, in der Alles auf das Genaueſte vorgeſehen iſt. Wenn es nicht eine ſo ſchlechte Sache beträfe, ſo würde ich es außerordentlich nennen."

Die Naſe Seiner Excellenz hatte ſich gerade nach dem oberen Fenſter gerichtet, doch ſteng er ſie mit einem gewandten Griffe ein und zog ſie auf das zerknitterte und beſchmutzte Papier herab. Auf dieſem ſtand mit ſehr undeutlichen und verwiſchten Schriftzügen Folgendes: „Zwei, Sechs, Acht und Zehn ſoll ſich dabei betheiligen, ſie umſtellen das Haus, während Eins durch die geöffnete Thüre eintritt. Der Bewußte iſt bereit, das Mädchen zu entführen; er erhielt Gelder und Papiere und wird nicht ein-

geholt werden. Geräuſch an ihrer Zimmerthüre muß den Andern hervorlocken. Forcirt er die Thüre, ſo muß ihn der junge Menſch auf ſich nehmen, bis das Geſchäft drüben beendigt iſt. — Es ſoll keine Gewalt angewandt, vielmehr, wenn ſich Hinderniſſe finden, die ganze Sache verſchoben werden."

„Da iſt kein Zweifel mehr," ſagte der Präſident mit großer Wichtigkeit, als er geleſen, und fügte hinzu, nachdem er ſich rings umgeſchaut: „Vor allen Dingen gilt es nun, über die ganze Geſchichte ein unverbrüchliches Stillſchweigen zu beobachten. Unſere Leute ſind durch ihren Eid gebunden; der Buchhändler wird ohnedieß nicht darüber ſprechen, und was den jungen, angehenden Taugenichts anbelangt, ſo wollen wir den ein wenig in Gewahrſam nehmen. — Das iſt eine Sache," wandte er ſich mit leiſer Stimme an ſeinen Secretär, „die reiflich überlegt ſein will und klug eingefädelt. Hauptſächlich muß uns Alles daran gelegen ſein, den Aufenthalt des gewiſſen Beil zu erfahren, damit wir den faſſen können." — Der Präſident unterſtützte bei dieſen Worten ſeine Rede pantomimiſch dadurch, daß er mit ſeinen fünf Fingern die eigene Naſe umſpielte und ſie dann plötzlich und unverſehens ergriff. Der Secretär aber ſpitzte wohlgefällig ſeinen Mund, ſchloß dabei die Augen und ſein angenehmes Lächeln ſchien ſagen zu wollen: O der iſt uns ſicher!

Fünfundſiebenzigſtes Kapitel.

General und Präſident.

Vielleicht hat der geneigte Leſer noch nicht vergeſſen, daß man von dem königlichen Adjutantenzimmer gerade vor ſich einen Flügel des Schloßbaues ſah, — denſelben, nach deſſen Fenſtern Graf Fohrbach, ſowie ſeine jungen Kameraden zuweilen ihre Beobachtungen anzuſtellen pflegten. Der erſte Stock dieſes Baues war, wie wir ebenfalls wiſſen, von Seiner Excellenz, dem General-Adjutanten Baron von W., bewohnt, einem alten Herrn, deſſen Bekanntſchaft wir auf der Soirée des Kriegsminiſters Excellenz gemacht.

Der Baron hatte ſeine großen Eigenthümlichkeiten, und eine, für die königlichen Adjutanten gerade nicht angenehme, beſtand darin, daß er ſtundenlang an einem Fenſter ſeiner Wohnung ſaß und mit einer Lorgnette die Umgebung des Schloſſes, die An- und Abfahrenden, Fußgänger und Reiter beobachtete. Es war gerade, als führte der alte Herr darüber ein Journal, denn wenn er zufällig etwas entdeckte, was nicht jeden Tag

vorkam, ſo vergaß er das niemals und wußte es ſpäter bei einer Hoftafel, einem Ball oder dergleichen immer ſo anzubringen, daß irgend Jemand darüber in Verlegenheit kam, oder doch in den Fall, ſich entſchuldigen zu müſſen. Viele ſuchten die Urſache dieſer bösartigen Schwatzhaftigkeit Seiner Excellenz in dem Alter deſſelben oder in der Einſamkeit, in der er ſeine meiſten Stunden verbrachte, denn Kinder hatte er keine, und mit der Baronin, ſeiner Frau, ſo munkelte die böſe Welt, lebte er auf gar keinem vertraulichen und mittheilſamen Fuße. Die älteren Herren bei Hofe aber, die ihn noch von der Zeit her kannten, wo er als Adjutant des hochſeligen Königs fungirte, nannten ihn, wenn ſie allein waren, einen boshaften Affen, deſſen einziges Vergnügen es von jeher geweſen ſei, die Leute unter einander zu verhetzen, überall Zwietracht zu ſäen und ſich dann händereibend an den unangenehmen Scenen zu erfreuen, die er angeſtiftet.

Wenn man übrigens die alte Excellenz ſah, wie ſie ſo mit gekrümmtem Rücken dahin ſchlich, die Hände hinter ſich haltend, in der Rechten eine goldene Tabatière, die ſie mit zitternden Fingern beſtändig drehte, leiſe und vorſichtig dahin gleitend, um kein Aufſehen zu erregen, von einem Salon in den andern, und dazu das ſpitze, gelbe, vertrocknete Geſicht, die lebhaften, liſtigen Augen und die ſchwarze Perücke, ſo mußte man, nach dem Aeußern urtheilend, unbedingt der Anſicht Derer ſein, welche den General für einen Schleicher hielten und ihm nichts Gutes zutrauten.

Bei den jüngeren Adjutanten und Ordonnanz-Offizieren galt er überdieß für einen Hofwetter-Propheten, und alle behaupteten ſteif und feſt, wer von ihnen den Baron drüben des Morgens vor dem Rapporte in ſeiner weißen Nachtmütze am Fenſter erſcheinen ſehe, der habe unbedingt im Laufe des Tages

irgend eine Unannehmlichkeit zu erwarten. Und dieſe böſe Vorbedeutung konnte nur paraliſirt werden, wenn ſich zufälliger Weiſe auch die Baronin ſehen ließ. Denn daß die arme Frau der gute Geiſt des Hauſes ſei, die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie in Perſon, darüber waren nicht blos die jüngeren und älteren Herren, ſondern, was viel ſagen will, ſelbſt die alten Hofdamen einig.

Die arme Frau führte aber bei ihrem Tyrannen ein beklagenswerthes Leben. Faſt täglich berichteten die Adjutanten einander über Scenen, die es drüben gegeben, und wenn man gerade nichts ſah, ſo hörte man öfters die ſchrille Stimme des Baron, oder entnahm einen vorübergegangenen Sturm aus allerhand kleinen Anzeichen. Man bemerkte dann die ſchöne Frau mit verweinten Augen, man ſah ſie in ihrem Coupé ausfahren, wobei auf ſeinen Befehl die grünen Vorhänge deſſelben feſt herabgezogen waren.

Der General wußte übrigens ganz genau, daß man ihn vom Schloſſe aus beobachte, und deßhalb hatte er ſchon öfters wochenlang ſeine Fenſterläden feſt verſchloſſen gehalten. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, die andere Seite ſeiner Wohnung zu beziehen, denn es war ihm, wie ſchon früher bemerkt, ein Bedürfniß geworden, die Ein- und Ausgänge des Schloſſes vor Augen zu haben.

Es war kurz vor der Carnevalszeit und der Major von S. hatte den Dienſt in dem königlichen Vorzimmer. Er ſtand vor dem ſchon oft erwähnten Fenſter, neben ihm Graf Fohrbach, und das Geſpräch war unter Anderem auf die Bewohner des Schloßbaues gekommen, und beide Herren ergingen ſich in ähnlichen Betrachtungen, wie wir ſie Eingangs dieſes Kapitels unſeren Leſern mitgetheilt haben.

„Es muß da drüben in der letzten Zeit etwas vorgefallen ſein,“ meinte der Major. „Du haſt auch wohl davon gehört?“

„O ja. Aber im Hauſe ſelbſt iſt nichts paſſirt; du meinſt die Geſchichte auf dem neulichen Hofconcerte.“

„Ja, aber ich weiß ſie nicht genau. Ich hatte an dem Tag den Dienſt und war ſehr dankbar dafür, daß es uns freigeſtellt wurde, zu bleiben oder zu gehen. Ich zog begreiflicher Weiſe das Letztere vor.“

„Ich dagegen war glücklich, daß man mich eingeladen,“ lachte der Graf.

„Das glaube ich. Du durfteſt ſchmachtend die Augen niederſchlagen und ſie wieder öffnen; du durfteſt dir mit vielſagendem Blick durch das Haar fahren und deinen Schnurrbart kräuſeln, du durfteſt hüſteln durch alle Nuancen.“

„Allerdings. Aber trotzdem ſah ich, was bei Hofe vorging und bin geneigt, dir darüber zu rapportiren. — Du weißt, ich fuhr mit Steinfeld hieher. Der arme Kerl, viele Jahre abweſend, war aus allen Bekanntſchaften heraus und mußte ſich vorſtellen laſſen wie ein neuer, eben erſt bei Hof erſcheinender Kammerherr. Nun, ich ſorgte für ihn und machte ihm die Honneurs bei Hofe.“

„Da fiengſt du bei dem jüngſten Ehrenfräulein an; ich kann mir das denken.“

„Im Gegentheil. Ich ſparte Eugenie faſt bis zuletzt auf, aber du hätteſt ſeine großen Augen ſehen ſollen, als wir nun zurücktraten und ich ihm zuraunte: „Das iſt die künftige Gräfin Fohrbach.“

„Hm!“ machte der Major. „Aber die Geſchichte.“

Der Graf ſah ihn einen Augenblick fragend an, doch kannte er ihn zu genau, um ſich die vergebliche Mühe zu machen, ihn

wegen des „hm!“ zu befragen. — „Endlich alſo,“ fuhr er fort, „ſuchte ich Hugo auch der Baronin von W. zu präſentiren. Ich hatte ſie zu Anfang des Concertes geſehen, dann aber war ſie mir aus den Augen verſchwunden. Nun, ich präſentirte Steinfeld ihrem Manne, dem alten General, und bat ihn um die Erlaubniß, meinen Freund der Baronin vorſtellen zu dürfen. — ‘Meine Frau,’ ſagte er, ‘klagt über Kopfweh und zog ſich in die hinteren Zimmer zurück.’ — Wir ſuchten ſie alſo auf.“

„Das hätteſt du nicht thun ſollen. Eine ſo kluge Frau wie die hat immer ihre guten Gründe, wenn ſie ſich aus dem Cercle zurückzieht. Sie wollte vielleicht von Jemanden nicht geſehen ſein.“

„Du könnteſt Recht haben; aber ich bin noch nicht alt genug, um alle dieſe Nuancen des Hoflebens zu verſtehen. — Nun alſo, wir fanden ſie, ich ſtellte Hugo vor —“

„Und die Baronin erſchrack vielleicht?“

„Nein, die Baronin erbleichte nur, wenn man das bei ihrem ohnedieß blaſſen Teint ſagen kann. Aber Steinfeld erſchrack, fuhr zuſammen, drückte krampfhaft meinen Arm und kam ſo aus aller Contenance, daß ich mich mit meiner bekannten Geiſtesgegenwart, — die auch du kennſt,“ ſetzte er lächelnd hinzu, — „in das Gefecht werfen mußte, um mit meinem Vorgeſtellten nicht eine totale Niederlage zu erleben.“

„Und ſein Erſchrecken war auffallend?“

„Ungeheuer. Die kleine U., die daneben ſtand, machte ein langes, überraſchtes Geſicht.“

„Und der alte General war in der Nähe?“

„Der Teufel führte ihn gerade daher, oder vielmehr der Herr Herzog, denn dieſer brachte ihn in dieſem ungeſchickten Moment in die hinteren Zimmer.“

„Das iſt eine räthſelhafte Geſchichte,“ meinte der Major,

indem er den rechten Arm gegen das Fenſter lehnte und den Kopf darauf ſtützte. „Und haſt du auch gehört, wie man behaupten will, daß der General harte Worte zu ſeiner Frau ſagte?“

„Etwas davon vernahm ich ſchon; begreiflicher Weiſe zogen wir uns zurück, deßhalb konnte ich an der Thüre nur verſtehen, daß der General zu ſeiner Frau ſprach: Madame, wir fahren nach Hauſe!“

„Vielleicht hat er auch weiter nichts geſagt, denn du weißt, wie in der Welt jedes Wort auseinander gezerrt wird. Die kleine U. war bei meiner Frau und wollte Allerlei gehört haben, von Einverſtändniſſen, die die ganze Welt merken müſſe und die er, der General, ſchon entdecken wolle.“

„Unter uns geſagt, Steinfeld erſchien mir höchſt merkwürdig. Er war wie verwandelt, wollte Niemand mehr ſehen, ſprach nicht mehr, und kurze Zeit nachher war er verſchwunden. — — Aber jetzt habe ich dir dieſe intereſſante Geſchichte erzählt, dafür bezeige dich dankbar und ſage mir, warum haſt du vorhin hm! gemacht, als ich von der zukünftigen Gräfin Fohrbach ſprach?“

Der Major lachte laut auf. „Man kann ſich bei dir nicht genug in Acht nehmen,“ ſprach er; „ich glaube, du controlirſt ſogar meine Mienen.“

„Weil die immer etwas zu bedeuten haben, und weil du obendrein hm! machteſt, und hinter deinen Hms ſteckt immer etwas.“

„Es ſteckt eigentlich nichts dahinter,“ entgegnete der Andere mit ernſterem Tone. „Aber wenn man ſo ſeine Brautſchaften Freunden proclamirt, da muß auch Alles in Ordnung ſein, glatt und eben und der Altar in Sicht.“

„Nun, bei Gott!“ erwiederte einigermaßen verdrießlich der Graf, „ich ſehe auch keine großen Steine mehr im Wege. Eugenie und ich —“

„Ihr ſeid einig, das wiſſen wir,“ ſagte der Major mit einer Handbewegung gegen ſeinen Freund. „Mama werden auch über den mangelnden Reichthum der Braut hinweg ſehen, auch ſind der Herr Kriegsminiſter ein guter Vater; aber vergiß nicht, daß deine Heirath in hohen Kreiſen etwas mißliebig angeſehen wird, und wenn Seine Excellenz einen tüchtigen Wink erhält, ſo könnte es kommen, daß man dich avancirt, daß du Major würdeſt und als Anhängſel zu irgend einer Geſandtſchaft geſchickt.“

„Zum Henker! du ſiehſt immer ſchwarz,“ rief der Graf. „Ich weiß wohl, du meinſt, der Herzog machinire gegen mich. Nun, ich glaube wohl, daß er trotz allen fehlgeſchlagenen Verſuchen noch nicht den Muth verloren hat.“

„Ich ſehe nicht ſchwarz, lieber Freund,“ erwiederte der Major. „Aber ich kenne mein Terrain, und läugnen wirſt du mir nicht, daß der Herzog auf Tod und Leben in das ſchöne Mädchen verliebt iſt. Sie iſt arm, aber von ſehr gutem Hauſe; ihn ſelbſt verheirathet zu ſehen, iſt der ſehnlichſte Wunſch der Herzogin. Meinſt du, es ſei am Ende nicht möglich, daß ſich der Herzog ſeiner Mutter declarirt und Eugenie zu ſeiner Frau macht, da ſie ihm nichts Anderes ſein will.“

Graf Fohrbach blickte mit dem Ausdruck eines großen Schreckens auf das Geſicht ſeines Freundes, ob dort nicht ein lächelnder Zug den Scherz verrathe. Aber die Züge des Letzteren blieben vollkommen gleich und ernſt.

„Ich habe keine Idee,“ ſagte er, „daß dieß ſo kommen könnte, aber wie die Verhältniſſe nun einmal liegen, ſollſt du als Verliebter die Sache nicht ſo leicht nehmen, ſondern alle Schrau-

ben anziehen, um baldigſt zu einem Ziele zu gelangen. — — Mich hat," fuhr der Major nach einer Pauſe fort, während der Graf Fohrbach nachdenkend zum Fenſter hinaus geblickt, „die Wette, welche dir der Herzog neulich proponirt, verletzt, ja erſchreckt. — Mach' mir keine Einreden in Betreff Eugeniens. Ich kenne die große und auch feſte Seele dieſes Mädchens; aber ſie ſteht auf glattem Boden. — Ja, ich ſage es offen, nur ein Narr proponirt dergleichen Wetten, ohne irgend welche Ausſicht auf Erfolg. Und ein Narr iſt der Herzog gerade nicht."

„Nun, dieſe Ausſichten ſind gering," verſetzte nach einem tiefen Athemzuge lächelnd der Graf. „Da lies dieß Billet; ich erhielt es geſtern von Eugenien."

Der Major nahm das dargereichte zierliche Briefchen, entfaltete es und las: „Wie leid thut es mir, daß ich deinen Wunſch ſo ohne alle Schwierigkeiten erfüllen kann. Ich bin für den Maskenball zu einer der Ecuyères Ihrer Majeſtät ernannt, und da ich mit den beiden andern Damen Achſelbänder in einer der Farben des angenommenen Wappens tragen ſoll, weiß, grün und Gold, ſo ward es mir leicht, die erſte Farbe für mich zu wählen. O, wie ſie mir lieb iſt, da ich weiß, daß du ſie gerne ſiehſt." — „Ja, das iſt recht ſchön und es freut mich," ſprach der Major, nachdem er geleſen.

„Und das iſt noch nicht Alles," entgegnete der Graf, indem er ſich dem Freunde näherte und die Stimme dämpfte, als fürchte er unſichtbare Ohren in dem leeren Zimmer. „Eugenie will mit der Frau Herzogin ſprechen, und, im Falle dieſe uns gnädig geſinnt iſt, ebenfalls an ihrem Hute eine weiße Schleife tragen."

„Nun, Gott gebe ſeinen Segen dazu," ſagte der Major. Dann zog er ſeine Uhr hervor und fuhr fort: „Nimm mir nicht übel, Eugen, ich habe einen Fremden anzumelden. Wenn du

noch ein Bischen verziehen willſt, ſo ſetz' dich nieder und nimm ein Buch, es dauert nicht lange."

Der Graf hatte ſein Billet ſorgfältig wieder eingeſteckt und erwiederte lachend: „Ich danke dir herzlich; nur die Luſt, mit dir ein paar Worte zu ſprechen, hielt mich hier zurück. Ohnedieß habe ich ja morgen wieder die Ehre, ein Sclave dieſer Räume zu ſein. Deßhalb will ich mich heute meiner Freiheit freuen. — Leb' wohl!"

„Heute Abend ſehen wir dich?" fragte der Major.

„Natürlich! — Und deine Frage veranlaßt mich, das Schloß ſchleunig zu verlaſſen. Gott der Gerechte! man könnte mich am Ende wieder zu einer Whiſtpartie da behalten wollen."

Mit dieſen Worten ging er fort, der Major blieb allein zurück, nahm eine ſehr wichtige Miene an, drückte Schärpe und Säbelkuppel zurecht, und erwartete auf und ab ſchreitend die liſpelnde Meldung des Kammerdieners.

Als der Graf das Schloß verlaſſen hatte und über den Hof dahin ſchritt, ging er ſehr langſam und ſchaute lange rückwärts zu einem Fenſter hinauf, an welchem ſich Blumen befanden. Dort war leider heute nichts ſichtbar als eben nur dieſe, und das hartnäckige Hinaufſchauen hätte den Grafen beinahe in Schaden gebracht, denn da er nicht auf ſeinen Weg blickte, gerieth er faſt zwiſchen die Pferde einer Equipage, die ziemlich raſch um die Ecke des Schloſſes herumkam. Erſt auf das Hoje! des Kutſchers prallte er auf die Seite, und erblickte das Coupé des Polizeidirectors, der ihm lächelnd mit dem Finger drohte und zurief: „Welches Unglück, Graf Fohrbach, wenn ich Sie überfahren hätte."

„Ein Unglück für uns Beide," erwiederte luſtig der Graf, „denn wie hätten das Euer Excellenz, verantwortlich für die Sicherheit der Einwohner, rechtfertigen können!"

Damit ging er ſeiner Wege, und der kleine Wagen des Andern beſchrieb einen Bogen auf dem weichen Sande des hintern Schloßhofes und hielt vor der Thüre des General-Adjutanten Baron von W.

Da nun wir, geneigter Leſer, Flaneurs vergleichbar ſind, die ſich nur da aufhalten und beobachten, wo ſie etwas Intereſſantes zu entdecken glauben, und es ſo unſere Pflicht iſt, Dieſen zu verlaſſen und Jenem nachzugehen, ſo wollen wir den Grafen Fohrbach ruhig ſeiner Wohnung zuſchreiten laſſen und der Equipage Seiner Excellenz folgen.

Der Polizeidirector ſchien in dem Hauſe, wo er eintrat, erwartet worden zu ſein. Ein alter Bedienter in einer maulbeerfarbenen Livree öffnete nach einer tiefen Verbeugung den Schlag, und zog dann eine Glocke, die im erſten Stock klingelte, ſobald der Präſident die Treppen hinanſtieg. Oben öffnete ihm ein ſchwarzgekleideter Kammerdiener die Glasthüre und führte ihn durch mehrere Zimmer in das Cabinet des Generals, rollte einen Fauteuil vor das lodernde Kaminfeuer und bat ihn, einige Secunden zu verzeihen, indem Seine Excellenz gleich erſcheinen würden. Der Präſident ließ ſich nieder, rieb ſich die Hände vor dem Feuer, befühlte darauf taſtend ſeine Naſe und blickte ſchmunzelnd in die lodernden Flammen. Alle Kammern ſeines Gehirns waren mit Räubern und Mördern angefüllt, und ſein Geiſt beſchäftigte ſich ſeit mehreren Tagen nur noch mit dem uns bekannten Einbruch, den er hin und her beleuchtete, Fäden daraus herzuleiten ſuchte, durch deren Hülfe er in allerlei ſchauerliche Schlupfwinkel dringen könne, und mit denen er die gefürchtete Räuberbande, die alſo doch wirklich exiſtirte, zu umgarnen hoffte.

Während dieſer Betrachtungen blickte Seine Excellenz zu-

weilen an der linken Seite ſeines Frackes herunter, wo ſich noch eine leere Fläche befand, wogegen das Knopfloch mit mehreren buntfarbigen Bändchen beſetzt war. „Man wird ſo große Dienſte zu belohnen wiſſen," dachte er bei ſich, „und ich nach Beendigung dieſer glorreichen Geſchichte nicht länger des Sterns zu entbehren haben, der mir ſchon lange gehört."

In dieſem Augenblicke erſchien der alte General, und beeilte ſich ſo viel als möglich, den Polizei-Präſidenten auf ſeinem Fauteuil feſtzuhalten, denn dieſer ſchickte ſich an, mit einem Anfluge von Reſpectsgefühl in die Höhe zu fahren. — „Aber alter Freund, welche Geſchichten!" rief kopfſchüttelnd die militäriſche Excellenz. „Sitzenbleiben. — Parbleu! Gerade thun, als wenn man zu Haus wäre. — Alle Hagel! wenn man ſich auch nicht viel ſieht, ſo bleiben doch die freundſchaftlichen Gefühle zwiſchen uns dieſelben, he!"

Was nun das lange nicht geſehen haben anbelangte, ſo hatte der General vollkommen Recht, war aber ſelbſt die Urſache, daß er ſich mit ſeinem früher ſehr intimen Freunde, damaligen geheimen Rathe, jetzt Polizei-Präſidenten, etwas brouillirt hatte. Er hatte ihm auch einſtens eine ſeiner kleinen Bosheiten zugefügt, ſich eine giftige aber ſehr komiſche Bemerkung bei Hofe über ihn erlaubt, freilich dadurch die Lacher auf ſeine Seite gebracht, aber den Freund von ſich zurückgeſtoßen. Das war nun allerdings nach und nach wieder ſo weit verglichen worden, daß ſich Beide in Geſellſchaften freundlich begegneten, auch wohl einen Rubber zuſammen ſpielten, aber eine eigentliche Vertraulichkeit hatte nie mehr ſtattgefunden. Deßhalb wunderte ſich denn auch der Polizei-Präſident, als er am heutigen Morgen ein höchſt amicables Billet des Generals erhielt, mit: „Mein lieber Freund," anfangend, und mit: „ſtets Ihr Getreueſter," ſchließend, worin der-

ſelbe um den Beſuch des Polizei-Präſidenten bat, weil ihn leider ein Unwohlſein ſelbſt verhindere, auszugehen.

Nach dem Ausſehen des Generals war Letzteres ſehr glaubwürdig; ſeine Wangen waren, wenn möglich, noch eingefallener als ſonſt, ſein Gang gebückter, und nachdem er dem Präſidenten beide Hände geſchüttelt, ließ er ſich wie erſchöpft auf einem gegenüber ſtehenden Fauteuil nieder. „Ma foi!“ ſagte er, „man wird alt; doch Sie ſcheinen nichts davon zu ſpüren, ſehen in der That vortrefflich aus, wie vor zwanzig Jahren, als ich ebenfalls noch im Dienſte war. Vraiment, Präſident, die Ruhe iſt ein Unglück, Sie bleiben geſchmeidig wie polirt, während ich einroſte. Enfin, was will man machen? Das iſt der Lauf der Welt.“

„Euer Excellenz ſollten nicht ſo ſprechen,“ erwiederte der Andere ſeufzend. „Ich will über meine Geſundheit nicht klagen, aber das kann ich Sie verſichern: mein gutes Ausſehen iſt eigentlich nur Echauffement, Erregtheit. Glauben Sie mir, dieſe beſtändigen Arbeiten, die Laſt, die auf mir liegt, drückt mich langſam zu Boden. Ich kann kaum aufathmen. Jetzt ruft man rechts, jetzt ruft man links. Nein, nein, Sie führen ein glücklicheres Leben, beſchäftigen ſich nur mit angenehmen Erinnerungen, promeniren, reiten, kurz Sie thun, was Ihnen beliebt.“

„Was an Ihrer Behauptung Wahres iſt, mon cher, das wollen wir ſehen. — Ich habe mir nämlich vorgenommen, Ihnen einige Confidancen zu machen.“

„Dem alten Freunde!“ erwiederte der Präſident halb gerührt, wobei er ſeine Naſe tief herab zog und aufwärts blinzelte.

„Dem alten Freunde — ja,“ ſagte der General, und fuhr dann mit ſehr ſcharfem Tone fort: „eigentlich mehr noch dem Polizei-Präſidenten.“

Der Andere ließ erſtaunt ſeine Naſe los, welche, ſich frei fühlend, augenblicklich in die Höhe ſchnellte. Seine Augen drückten großes Erſtaunen aus, weßhalb der General hinzuſetzte:

„Comprenez, mon enfant, dem Polizei-Präſidenten. Par ce qu'il est mon ami.“ Hierauf hüſtelte er in ſich hinein, polirte dann den Deckel ſeiner goldenen Schnupftabacksdoſe und bot ſeinem Gegenüber eine Priſe an.

Doch bedankte ſich der Präſident, denn er hatte einen wahren Abſcheu vor dem Schnupfen, ja, ſeine Naſenflügel zitterten ſcheinbar entrüſtet ob dieſer Zumuthung.

Dagegen aber ſchnupfte der General für Zwei, und nachdem er ſich den Taback aus dem dünnen Schnurrbart gewiſcht, Cravatte und Morgenrock geſäubert, ſagte er: „Eh bien, ich bin ein alter Soldat, und gehe gerade darauf los. Nur, bitte ich, mon cher, daß Sie mir einige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. — Sie wiſſen, es gibt in jeder Familie einen Hacken, den man nicht gern anſchaut, an dem man ſich ſtoßt, den man nicht wegbringen kann, und der unſern guten und lieben Menſchen Veranlaſſung gibt, alles Böſe daran aufzuhängen.“

Der Präſident nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

„Meiſtens,“ fuhr die alte Excellenz fort, „ſind es Anverwandte, die Einem Kummer bereiten, oder gottloſe Kinder, falſche Freunde, Ungnaden von oben herunter, aber Alles das habe ich nicht. Ueberhaupt kann ich in meiner Carrière von Unglück nicht ſprechen, j' ai fait rapidement mon chemin, mein Vermögen ließ mich Alles mitmachen, ich lebte glücklich und zufrieden, bis mich der Teufel plagte, und ich eine Frau nahm.“

„Oh!“ machte der Präſident. „Sie ſpaſſen, General.“

„Soll mich — — wenn ich ſpaſſe; d'honneur! es iſt das mein blutiger Ernſt. Sehen Sie, Präſident, damals hätten wir

Beide nicht ſo weit von einander ſtehen ſollen. Ich weiß, daß Sie es immer gut mit mir meinten; Sie wären aufrichtig geweſen und hätten mir geſagt: mon vieux, crois-moi laß' das Heirathen bleiben. Nun, man hat mir wohl dergleichen unter die Naſe gerieben, aber Mademoiſelle war ſehr ſchön, ich ein verblendeter alter Narr — enfin! Darüber läßt ſich nichts mehr ſagen, es geſchah mit meinem Willen, voilà tout."

Der Präſident wußte nicht, was er bei dieſer Erklärung für eine Miene machen ſollte. Er fühlte wohl, daß der General in manchen Dingen Recht habe, aber wenn Jemand ſich ſelbſt Grobheiten ſagt, ſo kann man ihm doch unmöglich darin beiſtehen. Der Chef der Polizei fühlte ein Jucken oben an ſeiner Naſe, und um dieſen Kitzel zu befriedigen, ſenkte er ſie tief herab, — das Beſte, was er thun konnte, denn dieß gab ihm ein Ausſehen von Nachdenken, von gerührter Theilnahme, weßhalb ihm dann auch der General die Hand auf den Arm legte und fortfuhr:

„Laſſen Sie ſich das gar nicht anfechten, theuerſter Freund. Wie geſagt: wir ſind darüber hinaus. Nichts von Leidenſchaften, nichts von Klagen, nur eine ruhige Beſprechung."

„So ſei es," entgegnete der Präſident, und dabei ſtreckte er dem General mit einer ziemlich wehmüthigen Geberde ſeine Hand entgegen. — „Alſo eine Beſprechung."

„Zum Freunde, aber auch zum Chef der Polizei."

„Beide hören."

„Sie kennen meine Frau, — eine ſchöne Frau, vraiment, die Welt ſagt auch, eine geiſtreiche, liebenswürdige, charmante Frau, kurz, die Welt, die ſonſt gern Böſes ſpricht, macht mit meiner Gemahlin eine ſeltene Ausnahme."

„Und dießmal, glaube ich, hat die Welt Recht," wagte der Präſident zu ſagen.

Ein bitteres Lächeln flog über die Züge des Generals; nichts deſtoweniger aber fuhr er ruhig fort: „Da aber von eben dieſer böſen Welt eine Familie, ein Haus nie ungerupft davon kommt, ſo iſt auch in dem meinigen ein böſes Princip, ein finſterer Geiſt, Schatten neben Licht; und dieſer Schatten bin ich.“

„Wie kann man nur ſo Etwas denken!“ ſprach ſcheinbar entrüſtet der Präſident, und knipste dann ſeine Naſe, ſo daß ſich dieſelbe wie erſchrocken abwandte. „Nur nicht dergleichen Grillen, lieber Freund. Die Welt kennt Sie, achtet und liebt Sie.“

„Amen!“ ſagte höhniſch der General. „Das iſt mir auch von der Welt ſehr gleichgültig. Doch gehen wir weiter. Meine Frau alſo, dieſer Engel der Sanftmuth, Aufrichtigkeit, Ehrbarkeit und was man Alles will, hat mir von jeher Veranlaſſung zu — nun, wie ſoll ich ſagen? — zu Mißtrauen gegeben. Anfänglich kämpfte ich es nieder: ich ſchämte mich vor mir ſelber. Was mir Alles verdächtig erſchien, kann ich nicht ſagen, ein Blick, ein Wort, ein Brief, eine ſeltſame Bekanntſchaft, Vieles war vielleicht folie et pure imagination de ma part, mais — mir ward immer klarer, in dem Leben meiner Frau ſei etwas Ungehöriges, ſie ſei ſich einer Schuld gegen mich bewußt, ſie habe mir Etwas zu verbergen.“

„Aber lieber Freund,“ entgegnete der Polizei-Präſident mit ſanfter Stimme, „nehmen Sie mir nicht übel: da iſt freilich viel Phantaſie im Spiel. Das Leben der Baronin hier in dieſem Hauſe liegt ſo klar und offen da, ihr ganzes Betragen iſt durchſichtig wie Kryſtall. — Alle Wetter!“ fuhr er mit einem ſcheinbaren Anfluge von Humor fort, „wir von der Polizei wiſſen mehr, als man glaubt. Wir ſehen in viele Intriguen hinein. Uns ſollte ein Ehemann fragen, wenn er ſeiner Frau mißtraut.“

„Dans ce cas!“ erwiederte ſpöttiſch der General, „würde er

viel erfahren. Wir ſind ja unter uns, mon cher. Gehen Sie mir mit der Allwiſſenheit Ihrer Polizei. Ihr ſeht nur das, was auf der Oberfläche ſchwimmt; tief hinein wagt ihr eure Naſe nicht zu ſtecken. — Au nom de Dieu, je vous prie, was Sie vom jetzigen Leben meiner Frau ſagen, mag ſehr wahr ſein, aber ich denke an die Vergangenheit. Von da her zieht ſich durch ihr Weſen ein finſterer Ton, ein ſchwarzer Faden, den ſie nicht abbrechen kann, den ſie beſtändig mit Geiſt und Liebenswürdigkeit zuzudecken ſucht, dem ich aber auf die Spur gekommen bin."

„Sie erſchrecken mich."

„Ich habe meine Frau eigentlich nie daran gehindert, auszugehen, auszufahren, kurz, zu thun, was ihr beliebt. Wohl iſt es wahr, daß ich ein auffallendes Umhertreiben nie leiden konnte, und mich deßhalb zuweilen veranlaßt ſah, der beſtändigen Luſt meiner Frau, Beſuche zu machen, einen Zügel anzulegen. Ich geſtehe es, ich beſtand zuweilen, namentlich nach kleinen Scenen unter uns, darauf, daß ſie das Haus nicht verlaſſe, und daß ſie gerade dann oft ausfuhr, machte mich aufmerkſam. Je l' épiais."

„Das war ſehr gefährlich, beſter General."

„So beſuchte ſie eines Tags eins unſerer großen Magazine, ließ ihren Wagen draußen halten, ging zur vorderen Thüre hinein, zur hinteren aber wieder hinaus, ſo daß meine Leute glauben mußten, ſie ſei ſtundenlang mit ihren Einkäufen beſchäftigt."

„Und das war ſie nicht?"

„Que Diable! Sie hören ja, daß ſie den Laden verließ. Sie bediente ſich eines Fiakers und fuhr in eine kleine Straße. Sie ſtieg an einem unſcheinbaren Hauſe ab, ging in den erſten Stock und ſah dort —"

„O General!“

„Sah dort — einen Knaben von circa ſechs Jahren, mit dem ſie ſich auf's Zärtlichſte unterhielt.“

„Einen Knaben.“ —

„Einen Knaben, den ſie in ihre Arme preßte, deſſen Geſicht ſie mit Küſſen und Thränen bedeckte, den ſie mit der Liebe einer Mutter an ſich drückte.“

„Mit der Liebe einer Mutter?“

„So iſt es, Präſident.“

„Teufel! Teufel! Aber General, Sie erzählen mir da eine Geſchichte, die mich ganz confus macht. — Ein Knabe; — was ſoll es mit dem Knaben? Wer iſt der Knabe?“

„Es iſt der ſchwarze Faden im Leben meiner Frau, von dem ich vorhin ſprach, voilà l'affaire! Woher der Knabe mit ſeiner Wärterin ſo plötzlich erſchienen, je l'ignore complètement, ſowie Sie, lieber Freund, der Chef der Polizei. Damals aber ſchon war ich im Begriff, mich an Sie zu wenden, ich wollte mich mit Ihrer Hülfe des Knaben bemächtigen.“

„Das war auch der richtigſte Weg, um Etwas zu erfahren,“ entgegnete der Präſident, der in dieſem Augenblicke ganz Polizeimann war.

„Aber die Andern dachten Aehnliches,“ fuhr der General mit einem trockenen Lachen fort, „und plötzlich war Kind und Wärterin verſchwunden.“

„Sehen Sie, General, ſehen Sie,“ ſprach ernſt der Andere, indem er den Zeigefinger drohend erhob, und ihn dann an die linke Seite ſeiner Naſe drückte. „Hätten Sie Ihrer erſten Eingebung gefolgt und uns von der Sache benachrichtigt, ſo wäre uns Wärterin und Kind nicht entwiſcht. Ah! wir hätten ein Wort mit ihr geſprochen; man hält ſich nicht ſo unbefugter Weiſe

und ohne Erlaubniß in hieſiger Reſidenz auf; ich muß mir das ausbitten, ich, der Chef der Polizei."

Ein leichtes Lächeln überflog bei dieſen Worten das vertrocknete Geſicht des alten Generals. „Die Sache läßt ſich wieder gut machen," meinte er nach einer kleinen Pauſe. „Wir haben die Spur des Knaben wieder gefunden."

„Das iſt mir ſehr lieb," ſagte aufathmend der Präſident. „Es iſt ja für mich complett unheimlich, von dergleichen Geſchichten zu hören, die unbemerkt von der Polizei getrieben werden. — Nun alſo."

„Offenherzig geſtanden hatten ſie den Knaben ſo gut verſteckt, daß wir ihn nimmer gefunden, wenn ſich nicht glücklicher Weiſe bei mir Jemand gemeldet hätte, der ſich anheiſchig machte, mich für eine ziemliche Summe auf die Spur zu leiten."

„Und —"

„Dieſer Jemand, natürlicher Weiſe ein mauvais sujet, iſt im Hauſe. Ich habe ihn auf heute beſtellt, er kam und ſteht zu Ihrer Verfügung. Sie ſehen, beſter Präſident, daß Ihr Gang zu mir ſich vielleicht belohnen könnte. Man könnte dabei noch allerlei auf die Spur kommen."

„Und weiß dieß Subject, daß es vor mir, dem Polizei-Präſidenten, zu erſcheinen hat?"

„Man hat ihm begreiflicher Weiſe nichts davon geſagt. Dieu nous en garde!"

„Schön," ſprach der Andere mit großer Wichtigkeit, wobei er ſeine Naſe feſt zwiſchen die Finger einklemmte. „Laſſen Sie ihn erſcheinen, beſter General, ich werde auf den erſten Blick ſehen, wen wir vor uns haben. — Apropos! hat die Baronin von dieſen Schritten Kenntniß? Das heißt, verſtehen Sie mich

wohl, kann ſie eine Ahnung davon haben, daß der Aufenthalt ihres — des Knaben," verbeſſerte er ſich, „abermals entdeckt iſt?"

„Une belle affaire, ma foi!" meinte der General, „da würden wir abermals das Nachſehen haben. Davon ahnt ſie nichts. Vor kurzer Zeit noch aufgeregt, faſt fieberhaft, iſt ſie jetzt ruhig und ſicher geworden. Sie ſieht ſich ungeſtört im Beſitz des geliebten Knaben." Bei dieſen letzten Worten preßte der General die Lippen auf einander, dann öffnete er die Thüre des Nebenzimmers, und ſagte dem Kammerdiener, welcher unter derſelben erſchien, einige Worte.

Der Polizei-Präſident war aufgeſtanden, machte ein paar Gänge durch's Zimmer und dann ſtellte er ſich ſo in die Vertiefung des Fenſters, daß der dunkle Vorhang ſein Geſicht beſchattete.

Jetzt öffnete ſich die Thüre des Nebenzimmers wieder, und ein Mann trat herein, der, den Hut in der Hand, ſchüchtern und befangen auf der Schwelle ſtehen blieb. Es war eine ſchmächtige Geſtalt, und wenn wir dem geneigten Leſer zum Ueberfluſſe ſagen, daß er einen ſchwarzen Frack trug, ſcheu und ängſtlich um ſich blickte, und eine Faſſung dadurch erheuchelte, daß er ſeinen gelben Hemdkragen in die Höhe zog, ſo wird Niemand mehr im Zweifel ſein, daß es Herr Sträuber iſt, den wir vor uns haben.

„Treten Sie näher," ſagte der General. „Ich ließ Sie zu mir bitten, um Ihnen zu ſagen, daß ich die verlangte Summe bewilligen will, Sie aber dabei auffordere, mir Ihre Ausſagen im Beiſein eines meiner Freunde zu machen. — Wollen Sie?"

Herr Sträuber warf einen ſchnellen Blick auf das Fenſter, an welchem der Präſident ſtand, doch deckte jetzt der Vorhang auch vollkommen die Geſtalt deſſelben.

„Warum nicht!" ſagte der Schuft nach einer kleinen Pauſe. „Doch was mir Eure Erlaucht, der Herr Graf, verſprach, meinen

Namen geheim zu halten, dieſe Bedingung wird der andere Herr auch wohl eingehen."

„Natürlich," verſetzte der General. — „So ſprechen Sie. Sie wiſſen alſo, wo das bewußte Kind iſt?"

„Ich weiß es."

„Begreiflicher Weiſe verlangen Sie zuerſt Ihr Geld und werden mir dann erſt den Aufenthalt nennen. Ich finde das in Ihrer Stellung nicht mehr als billig, und habe darauf gerechnet. Hier zählen Sie dieſe Papiere durch."

Herr Sträuber wollte einige höfliche Einwendungen machen, doch warf der General verächtlich ſeinen Kopf empor und ſagte in beſtimmtem Tone: „Sie werden das Geld zählen und dann ſprechen."

„Halt!" miſchte ſich der Präſident aus ſeinem Verſteck heraus in's Geſpräch, „die Partie iſt zu ungleich. Wenn Sie dieſen — Herrn auch im Voraus bezahlen wollen, ſo wäre doch zu verlangen, daß er ſich über die Glaubwürdigkeit ſeiner Angaben einigermaßen legitimirt. Den Teufel auch! er könnte Ihnen da für ächtes Geld eine falſche Adreſſe geben."

Für Leute wie der Herr Sträuber, mit einem ſchlechten Gewiſſen, und bei dieſer Angeberei in einer begreiflichen Angſt lebend, iſt es immer unheimlich, eine Stimme zu hören, wenn man das dazu gehörige Geſicht nicht ſehen kann. Umſonſt verſuchte er es, hinter den Vorhang zu ſchielen, und er mußte ſich zu einer Antwort bequemen, da nun auch der General der Anſicht des Andern beitrat.

„Und wie ſoll ich mich vor den Herren legitimiren?" fragte zaghaft Herr Sträuber.

„Auf die einfachſte Art von der Welt. Wenn Sie wirklich dem Aufenthalt des Kindes nachgeſpürt haben, ſo beſchäftigen

Sie ſich ſchon längere Zeit damit und werden alſo erſucht, uns zu ſagen, wo das Kind in hieſiger Stadt ſich früher befand und wie es an ſeinen jetzigen Aufenthaltsort kam."

Herr Sträuber ſchluckte einige Mal und blickte verlegen zu Boden. Er drehte ſeinen abgegriffenen Hut zwiſchen den Fingern, und wenn ihm auch die angebotene Summe recht hübſch vorkam, und bereits ſehr erreichbar erſchien, ſo war ihm doch die auferlegte Verbindlichkeit nicht angenehm. Den jetzigen Aufenthalt des Knaben anzugeben, darin hätte er nichts Arges geſehen, namentlich keine Verrätherei, vor der er ſich über alle Maßen ſcheute, aber wenn er von den früheren Vorfällen, jenen Knaben betreffend, ſprach, ſo mußte er auch die Wohnung des ſeligen Schwemmer nennen, ja er mußte eine gewiſſe Perſon auftreten laſſen, eine Perſon, bei der ihn ein tiefer Schauder überflog, wenn er nur an ſie dachte. Herr Sträuber beſchloß klug zu Werk zu gehen, deßhalb erhob er ſeine Augen, blickte den General ſo treuherzig an, als ihm nur möglich war, und ſagte: „Verzeihen mir Euer Erlaucht, Herr Graf, ſo war eigentlich die Bedingung nicht, unter welcher ich mich verpflichtete, aber da es dem andern Herrn wünſchenswerth erſcheint, ſo ſtehe ich gern zu Befehl. — Der Knabe, um den es ſich handelt, wohnte in der E.'ſchen Straße, im Haus Numero zehn bei einer gewiſſen Frau Fiſcher, die ſeine Wärterin war."

„Iſt das nicht vielleicht ſeine Mutter?" fragte ſcheinbar unbefangen der General.

Herr Sträuber lächelte eigenthümlich, als er antwortete: „Darüber habe ich keine Gewißheit; ſo viel ich erfuhr, war Frau Fiſcher die Wärterin."

„Weiter."

„Die Angehörigen des Knaben, die ich übrigens nicht kenne,"

fuhr Herr Sträuber fort, „fanden es nun mit einem Male angemeſſen, denſelben verſchwinden zu laſſen.“

„Aus welchem Grunde?“ fragte der General.

„Euer Erlaucht, ich weiß das nicht. Die Wärterin blieb in dem Hauſe Numero zehn wohnen, der Knabe kam durch die Vermittlung einiger Perſonen, die ich nicht kenne, in eine Privat-Erziehungsanſtalt hieſiger Stadt, wo er es, wie ich vermuthe, ſehr gut hatte.“

„Richtig, c'est cela même,“ ſagte nachdenkend der General. „Und aus dieſer Privaterziehungsanſtalt verſchwand clandestinement das Kind eines Tags auf geheimnißvolle Weiſe, wie Sie mir ſelbſt ſagten.“

„Wo war dieſe Privaterziehungsanſtalt?“ fragte der Polizei-Präſident.

Herr Sträuber huſtete verlegen, zupfte an ſeinen Vatermördern und entgegnete nach einem kleinen Stillſchweigen: „Die gnädigen Herren werden mir vielleicht den Namen dieſer Anſtalt erlaſſen; dieſelbe war auf gegenſeitige Verſchwiegenheit gegründet, auch kann der Name hier nichts zur Sache thun, da der Eigenthümer dieſer an ſich vortrefflichen Anſtalt vor kurzer Zeit ſtarb, tief betrauert von ſeinen Pfleglingen.“

Bei dieſen Worten trat der Polizei-Präſident raſch aus der Fenſterniſche hervor, und als er ſich dem Herrn Sträuber genähert, ihm feſt in das Geſicht geſehen, ſchien Dieſen alle Geiſtesgegenwart zu verlaſſen, ſeine Knie knickten zuſammen, und ſeine ohnedieß ungeſunde Geſichtsfarbe wurde fahl und bleich. Er hatte augenblicklich den Chef der Polizei erkannt, und ihn überſchlich plötzlich die Idee, er ſelbſt ſtehe hier an einem ſonderbaren Lebensabſchnitte.

Der Präſident wechſelte einen Blick mit dem General, dann

wandte er ſich an den ſo auffallend Erſchreckten und ſagte mit ruhiger aber ſehr ernſter Stimme: „Der würdige, vor kurzer Zeit verſtorbene Vorſteher jener Privaterziehungsanſtalt hieß Schwemmer und war“ — das Folgende ſprach er zum General — „einer der abgefeimteſten Spitzbuben, die je in hieſiger Stadt gelebt. Dabei ſchlau wie der Teufel, wußte er beſtändig durchzuſchlüpfen, und gewährte nie eine Handhabe, woran man ihn faſſen konnte. Er hielt allerdings eine Kleinkinderbewahranſtalt, doch war dieß Geſchäft nur der Deckmantel für andere, und wir ſind feſt überzeugt, daß in jenem Hauſe die gleichen Zuſammenkünfte gehalten wurden, wie in dem bekannten Fuchsbau.“

Herr Sträuber zuckte.

— „Und daß eben dieſer Schwemmer und ſein Weib Hehlerei, Betrug, Kuppelei im Großen betrieben. — Ah! wahrhaftig, wir ſind auf der richtigen Fährte, alle Fäden in meiner Hand.“ — Dabei faßte der Präſident ſanft ſeine Naſe und zog ſie abwärts, ſo daß ſeine Augen bequem die Stelle auf dem Frack erblicken konnten, wo noch immer der gewiſſe Stern fehlte.

Herr Sträuber hatte ſich ziemlich raſch wieder von ſeinem Schrecken erholt. Er heuchelte ein großes Erſtaunen, preßte beide Hände unter ſeinem Hut zuſammen, und ſagte mit großer Schlauheit, während er die Achſeln zuckte: „Das hätte ich nimmer gedacht. Mir wurde das Haus als ganz reſpektabel geſchildert, ſonſt hätte ich meinen Fuß nie hineingeſetzt. Beim Himmel! in welche Verlegenheiten kann man unſchuldiger Weiſe kommen. Ich ging nur dorthin, um mich nach dem Knaben zu erkundigen. Wenn ich bedenke, mein ehrlicher Name hätte Schaden leiden können!“

Der Präſident huſtete bedeutungsvoll und zwinkerte dem General aus den Augenwinkeln ſo ſchnell zu, daß der Andere,

der gerade zerknirſcht zu Boden ſchaute, es nicht ſah. „Von dem, was Sie ſagen, ſind wir vollkommen überzeugt," ſprach der Chef der Polizei. „Wer ſieht den Leuten in's Herz. Beruhigen Sie ſich, was wir verhandeln, bleibt ſtreng unter uns; fahren Sie aber in Ihrem Berichte fort, ich habe wahrhaftig nicht mehr viel Zeit zu verlieren."

Einen Augenblick zauderte der Angeredete, doch hielt der General wie abſichtslos das Papier mit den Banknoten in die Höhe, und es war das wie eine Angel mit trefflichem Köder, auf welche Herr Sträuber zuſchnappte und ſich daran verbiß. — „Der Knabe alſo war bei dieſem verruchten Schwemmer, und ich erfuhr, daß es dem Kinde dort nicht gerade beſonders gefiele, daß es gewaltſam zurückgehalten wurde, konnte aber nichts Böſes dabei ahnen, denn ich hielt den Knaben für ein unartiges Bürſchlein, Herrn Schwemmer aber für einen Biedermann. So kann man ſich irren, meine gnädigen Herren. — Ja, ſogar als ich erfuhr, daß dem Knaben nachgeforſcht würde, vermuthete ich noch nichts Böſes, und ich geſtehe offenherzig, nur die Hoffnung auf einen großen Gewinn bewog mich, mit den Leuten, die jenem Kinde nachforſchten, in Unterhandlung zu treten. — Und ſo kam ich vor Seine Erlaucht, den Herrn Grafen."

„Faſt iſt es ſo, doch eine andere Lesart. Wodurch dieſer Herr erfuhr, ich laſſe die Spur jenes Kindes ſuchen, vraiment, ich weiß es nicht. Genug, er bot ſich mir an, und ich trug kein Bedenken, ſeine Hülfe anzunehmen."

„Das iſt an ſich auch gleichgültig," ſagte der Präſident. „Jetzt haben Sie nichts weiter zu thun, als mit wenigen Worten Ihr Geld zu verdienen."

„Und dann läßt man mich ruhig meiner Wege ziehen?" fragte Sträuber vorſichtig.

„Wer wird Sie halten?“ verſetzte der General trotz des bedeutſamen Huſtens ſeines Freundes. — „Sie geben die Adreſſe, hier iſt das Geld und Sie verlaſſen ungekränkt das Haus. Je vous en donne ma parole.“

Der Präſident zuckte mit den Achſeln und riß ungeduldig an ſeiner Naſe.

„Euer Erlaucht,“ ſprach Herr Sträuber offenbar befriedigt, „wiſſen Sie Schilderſtraße. Am Ende derſelben, faſt wo ſie in die Wallſtraße mündet, befindet ſich ein großer Brunnen mit Einem Rohr. Dieß Rohr zeigt gerade auf ein kleines Haus Numero ſechsunddreißig. Dort iſt der Knabe.“

„Und wem gehört das Haus?“

„Das kann ich nicht ſagen. Ich weiß nur ſoviel, daß er dort bei ſeiner ehemaligen Wärterin, der Frau Fiſcher, wohnt, und ſich unter der Aufſicht eines Mannes befindet, der ihn unterrichtet, kurz, eine Art Hofmeiſter iſt.“

„Ich muß geſtehen,“ ſagte ingrimmig der General, „man ſorgt für den Buben wie für einen kleinen Prinzen. Er muß par Dieu! eine vornehme Herkunft und reiche Beſchützer haben. — Und etwas Näheres über den Mann, ſeinen Hofmeiſter, wiſſen Sie nicht?“

„Ich ſah ihn einmal mit dem Knaben ſpazieren gehen; es iſt das eine ſonderbare Perſönlichkeit, ſehr klein mit vollkommen ausgewachſenem Oberkörper und Kopf, aber mit ziemlich verwahrloſten Beinen.“ —

Der Polizei-Präſident ſtand da wie vom Schlage getroffen. Genau ſo hatte Herr Blaſſer das Signalement ſeines ehemaligen Commis angegeben. Sollten ihm vielleicht von dieſer unbekannten Seite auf die Spur deſſelben geholfen werden? — „Faſſung! Faſſung!“ ſprach er zu ſich ſelber, wobei er ſich, um ſein überraſchtes Geſicht zu verbergen, angelegentlich mit ſeiner Naſe be-

ſchäftigte, die er auf allen Seiten ſtreichelte. — „Das muß ja ein Zwerg ſein," brachte er endlich ziemlich unbefangen hervor.

„Faſt ſo," entgegnete Herr Sträuber. „Auf jeden Fall komiſch genug, wenn man den martialiſchen Geſichtsausdruck des kleinen Mannes betrachtet."

„Was kümmert uns der!" ſprach ungeduldig der General. „Hier iſt Ihr Geld." Er reichte ihm das Paketchen, doch als Herr Sträuber gierig darnach langte, zog es der General einen Zoll zurück, wobei er ſagte:

„Wenn es Ihnen genehm wäre, könnten Sie noch eine kleine Zulage von circa fünfzig Gulden verdienen, oui, certes, cinquante florins. Ich bin nämlich überzeugt, ſeit Sie jenes Haus, den Aufenthalt des Knaben entdeckt, haben Sie daſſelbe öfters umſchlichen und wiſſen genau, ob und wer ſonſt noch da aus und ein geht. — Fünfzig Gulden, Herr, für eine freundliche Mittheilung — pour un mot, Monsieur."

Der Chef der Polizei ſtand da wie auf Kohlen, es brickelte ihn in allen Gliedern. Vielleicht wußte dieſer Menſch auch den Namen des ſogenannten Hofmeiſters.

Herr Sträuber ſchien eine Weile unſchlüſſig. Doch wollen wir dem geneigten Leſer geſtehen, daß er bedeutende Reiſeprojecte hegte und bei ſich dachte: „Fünfzig Gulden bringen mich ſchon einige Meilen weiter. Und im Uebrigen, was habe ich für Verpflichtungen gegen Leute, die ich gar nicht kenne. — Allerdings," ſprach er laut, ſich gegen den General wendend, „umſchlich ich das Haus häufig, um mir Gewißheit zu verſchaffen."

„Und es kamen Beſuche?"

„Zuweilen ein junger Mann, eine ziemlich hohe Figur, ſchlank, in einen weiten Mantel gewickelt."

„Que Diable! Was geht mich ein Mann an," rief unge-

duldig der General. — „Und vielleicht doch! Wer kam ſonſt noch?“

„Auch eine Dame kam zuweilen in einem Wagen.“

„Ah!“ — —

„Eine ſchöne junge Dame mit blondem Haar und einer weichen, angenehmen Stimme. Ich vernahm das, wie ſie dem Kutſcher ſagte, er ſolle in einer Stunde wieder kommen.“

Die Augen des Generals glühten wie die einer wilden Katze. Der Präſident biß ſich auf die Lippen und zuckte bedeutſam die Achſeln.

„Alſo die Dame hätten wir,“ ſprach der General mit zitternder Stimme. „Jetzt intereſſirt mich auch der Mann.“

„Nicht wahr?“ rief eifrig der Präſident. „Der kleine, zwergartige Hofmeiſter.“

„Zum Teufel mit Ihrem Hofmeiſter! Ich meine den Andern, den im Mantel. — Er war hoch und ſchlank? — Dunkles Haar?“

„Erlaucht werden mir verzeihen, es war gewiß blond.“

„Meinetwegen auch blond. Und um welche Zeit ging er gewöhnlich hin? — je vous prie.“

„Sehr unbeſtimmt. Meiſtens ſpät in der Nacht.“

„Aber dann war ſie nicht da!“

„Nur einmal, da kamen ſie mit einander in einem kleinen eleganten Wagen. Da war ſie ſehr reich gekleidet, ich glaube in weißer Seide mit Spitzen und Brillanten; ich werde das nicht vergeſſen, denn da der Wagen nicht dicht an's Haus fahren konnte, und es ziemlich ſchmutzig war, ſo trug ſie der Mann in die Hausthüre.“

Die Züge des Generals überflog bei dieſen Worten eine tiefe Röthe, die aber ſein graues Geſicht gelblich färbte. Seine

Augen ſtarrten vor ſich hin, und mit den Händen ſuchte er in den Taſchen ſeines Rockes umher, wobei er eine Handvoll zuſammen geknitterter Papiere hervorbrachte, welche er dem Berichterſtatter einhändigte.

Beſorgt trat ihm der Chef der Polizei näher, legte ihm die Hand auf die Schulter und ſagte: „Ruhig, mein Freund. Laſſen Sie das gut ſein, wir wollen unſere Schritte ſchon thun. Erlauben Sie mir nur einen Augenblick, dieſen Mann noch über den Hofmeiſter auszufragen. Das iſt eine Sache, die mich von meinem Standpunkte aus höchlich intereſſirt.“

Der General ſeufzte tief auf, fuhr ſich mit der Hand über die Augen, und als er mit dem Kopfe genickt, ließ er ſich auf einen Fauteuil niedergleiten, wo er in tiefem Nachſinnen zuſammen ſank.

Eilfertig hatte Herr Sträuber ſein Geld eingeſchoben und wandte ſich mit einer tiefen Verbeugung nach der Thüre. „Noch einen Augenblick!“ rief ihm der Polizei-Präſident nach. „Was Sie von dem Hofmeiſter ſagten, intereſſirte mich. Wiſſen Sie vielleicht den Namen deſſelben?“

„O ja,“ entgegnete Herr Sträuber. „Es iſt ein ſonderbarer Name; ich hörte ihn, aber ich habe ihn wohl vergeſſen. Warten Euer Gnaden einen Augenblick — Herr Art — nein! Herr Meſſer — auch nicht — aber es iſt etwas Schneidiges dabei.“ —

„Herr Beil?“ ſprach erwartungsvoll der Präſident.

„Richtig — Beil, ſo heißt er. Ja wohl, Herr Beil, darauf können Sie ſich feſt verlaſſen.“

Bei dieſen Worten drückte ſich Herr Sträuber rückwärts zur Thüre hinaus und eilte, ſo viel er konnte, die Treppen hinab. Erſt als er auf der Straße angekommen war, athmete er tief auf, drückte mit der Hand an das Geldpacket, das er auf der Bruſt

verwahrt hatte, und wandte ſeine haſtigen Schritte gegen den Eiſenbahnhof. Er dachte an eine angenehme Fahrt, an friſche Winterluft, vorüberfliegende Bäume und Häuſer und ein gutes Nachtquartier, wo er in der warmen Stube bei einem gewählten Nachteſſen ſitzen wolle, der Stadt, dem Fuchsbau, der Polizei, ſogar ihm ein Schnippchen ſchlagen, und bei einem guten Glaſe Wein überlegen, was weiter zu thun ſei.

So dachte Herr Sträuber, und ihm ahnte nicht, daß derweilen ein finſteres Verhängniß hinter ihm drein ſchreite. — Die ewige Gerechtigkeit, — — dießmal in blauer Uniform, mit einem dreieckigen Hut, unter welchem eine rothe ſpitze Naſe drohend hervorſah.

Der Polizei-Präſident war an den Fauteuil ſeines Freundes getreten und hatte mit wirklichem Mitgefühl geſagt: „Beſter General, das iſt in der That eine verwickelte Geſchichte. Sie wollten mich vorhin nicht zu Worte kommen laſſen, als ich mich nach jenem Hofmeiſter erkundigte. Wie Sie hörten, that ich dieß aber doch, und die Auskunft, die ich erhielt, macht mich ſchaudern. So wehe es mir thut, kann ich es Ihnen doch nicht verſchweigen. Jener Hofmeiſter — Beil heißt er — iſt der Theilnahme an einem kürzlich verübten Einbruch dringend verdächtig, und iſt derſelbe jedenfalls Mitglied einer weit verzweigten Diebesbande, die in hieſiger Stadt ihr Unweſen trieb, der wir aber Gott ſei Dank! auf der Spur ſind, und die wir überraſchen und ſchonungslos aufgreifen müſſen. — Schonungslos ſage ich, und wir müſſen, ſo leid es mir thut, mit dem Hofmeiſter jenes Knaben anfangen.“

Hier ſchwieg der Präſident einen Augenblick, und erſt als der General achſelzuckend mit dumpfer Stimme entgegnete: „Thun Sie ſo, Sie haben Recht,“ fuhr er fort:

„Dabei aber, beſter Freund, könnte vielleicht der Fall ein-

treten, daß man auch jenen jungen Mann, der dort zuweilen hingehen ſoll, in dem Hauſe anträfe.“

„Sie wollen ſagen: jene Frau,“ entgegnete zähneknirſchend der General.

„Auch das wäre möglich, und es ſollte mir wahrhaftig leid thun,“ ſetzte der Präſident wie ſich entſchuldigend hinzu. „Doch könnte man dafür ſorgen, daß jene Dame nicht dort getroffen würde.“

„Im Gegentheil!“ rief der General mit funkelnden Augen, wobei er von ſeinem Stuhl in die Höhe ſprang. „Man ſoll ſie finden, au nom de Dieu! man ſoll ſie finden, et je m'en charge, président. Bereiten Sie alles vor, das Haus zu durchſuchen, aber warten Sie, bis Sie von mir zwei Zeilen erhalten. — Das wird gewiß heute noch geſchehen. Dann aber greift, was ihr findet, ohne Schonung, und haltet feſt, was da iſt. In demſelben Augenblicke werde ich mir allerhöchſten Ortes eine Audienz ausbitten — — point de ménagements je vous prie!“

Er reichte dem Polizei-Präſidenten zum Abſchied die Hand, und dieſer, die Gemüthsſtimmung des Generals verſtehend, entfernte ſich ſchweigend.

Sechsundſiebenzigſtes Kapitel.

Achſelbänder.

Gewöhnlich wurden jedes Jahr bei Hof zwei große Maskenbälle gegeben. Es war das ſo herkömmlich, und wenn ſich vielleicht auch Niemand beſonders dabei amuſirte, ſo ſah man dieſen Feſten doch mit einigem Intereſſe und Neugierde entgegen; es war eine Unterbrechung in dem beſtändigen Einerlei der Diners und Frühſtücke, der Hofconcerte und gewöhnlichen kleineren und größeren Bälle. Es fiel da meiſtens allerlei vor, worüber man ein paar Wochen lang ſprechen konnte, es gab da Coſtüme zu bewundern und zu bekritteln. Selbſt das Hofmarſchallamt, das bei dieſen Feſten Arbeit und Sorge genug hatte, liebte dergleichen ein paar Mal im Jahr; es war das, als wenn das Militär in neuen Anzügen, Waffen und Fahnen paradirt, ſo hier mit den beſten Livréen, den ſchönſten Sälen, prächtiger Beleuchtung und dem großen Silberzeug. Deßhalb glich auch ſchon mehrere Tage vor dieſen großen Bällen ein Theil des Schloſſes, namentlich der, wo ſich die Küchen befanden, einem Bienenſchwarme,

und wie in einem solchen summte es auch hier aus und ein. Die Küchenjungen glühten vor Eifer und Maulschellen, die Schloßknechte liefen in einem beständigen Hundetrab hin und her, die gesetzteren Lakaien nahmen in den Gängen und Zimmern des Schlosses noch verstohlener als sonst ihre Prise, und erinnerten sich dieses oder jenes Jahrgangs Carnevalbällen, wo Dieß und Jenes geschehen war, meistens an und für sich etwas sehr Unbedeutendes, aber unvergeßlich für das Gemüth eines Hofbedienten, als zum Beispiel einer abgetretenen Schleppe, einer verschütteten Sauce, einer allerhöchsten Nase, dem Hofmarschallamt gespendet, oder dergleichen mehr. Gefährlich war es übrigens an diesen Tagen in den Küchen selbst und zwar an den Plätzen, wo der regierende Koch Hochselbst zu componiren und zu arbeiten pflegte. Diesen Ort umschlichen die Küchenjungen mit wahrem Grausen und schätzten sich glücklich, wenn sie eine Casserole überbracht, ohne dafür einen Fußtritt oder eine Kopfnuß eingehandelt zu haben.

In den Sälen wurden die Kronleuchter nachgesehen, in den Nebenzimmern Buffets und Tische aufgeschlagen, die Treppen mit Teppichen bedeckt, und das Alles von den höheren Hofbediensteten auf's Sorgfältigste überwacht. Sogar der Hofmarschall war an diesen Tagen ernster als gewöhnlich, seufzte zuweilen, zog die Augenbrauen in die Höhe und dachte gern an jenen Moment, wo Alles glücklich vorüber sein werde und wo sich die höchsten Herrschaften nach genug ertragener Langeweile müde, aber zufrieden in ihre Gemächer zurückziehen würden.

Wenn auch in den übrigen Theilen des Schlosses, die mit den festlichen Räumen in gar keiner Verbindung standen, äußerlich an diesen Tagen keine Veränderung wahrzunehmen war, so beschäftigte man sich doch auch hier mehr oder minder mit dem bevorstehenden Feste. Selbst im Adjutantenzimmer wurde die

Dominofrage verhandelt, ob Seine Majeſtät dieſes Jahr Höchſtſelbſt vermummt erſcheinen werde und welche Farben man zu Ihrem Anzuge beſtimmen würde. Solche Geſpräche hörte der Leibkammerdiener mit einem unausſprechlichen Lächeln an, denn er allein wäre im Stande geweſen, die Herren über die Sache au fait zu ſetzen.

Daß die eingeladene jüngere Generation ſich auf's Eifrigſte mit ihren Coſtümen beſchäftigte, brauchen wir wohl nicht erſt zu bemerken. Und da man an dieſem Tage große Geheimniſſe vor einander hatte und ſich gerne Ueberraſchungen bereitete, ſo waren die Garderoben der Herren und Damen, wo Schneider, Näherin und Kammerjungfer arbeiteten, für Uneingeweihte faſt hermetiſch verſchloſſen.

Am Tage des Balles ſelbſt klärte ſich nun das wilde Getreibe in den unteren Räumen des Schloſſes ſo ziemlich ab und es begann dort Stille und Ruhe zu herrſchen, — die drückende Stille vor einem Sturm. Selbſt die Küchentyrannen waren umgänglicher geworden: man mußte nun eben Alles gehen laſſen, wie es ging. An der fertigen Arbeit war nichts mehr zu ändern, ſelbſt die gewaltigſte Hand konnte nicht mehr die Speichen des Rades regieren, das unaufhaltſam den Berg hinab rollte. Nur in den oberen Räumen des Schloſſes wurde faſt noch emſiger gearbeitet, als an den vorhergehenden Tagen, namentlich in den Garderoben der Hofdamen und Ehrenfräuleins der Frau Herzogin. Dieſelbe hatte ſich, wie ſie gern zu thun pflegte, eine kleine Ueberraſchung ausgeſonnen. Dem Feſt-Programme nach ſollte ſie mit ihren Damen erſt auf dem Balle zum Gefolge Ihrer Majeſtät ſtoßen. Daran änderte ſie nun freilich nichts, doch wollte ſie vorher maskirt erſcheinen und ſich ſelbſt mit den höchſten Herrſchaften einige unſchuldige Späſſe erlauben. Sie hatte

sich das Costüm einer Zauberin gewählt und ihre Damen sollten sie als phantastisch gekleidete Gehülfinnen oder vielmehr dienende Geister umgeben. Den Damen war dieses Project erst zwei Tage vor dem Ball und zwar mit dem allerhöchsten Wunsche der strengsten Geheimhaltung anvertraut und ihnen dabei befohlen worden, nach mitgetheilter Figurine schleunigst für ihre Costüme zu sorgen.

Daran wurde nun auf's Emsigste gearbeitet, und da es ein trüber, nebeliger Tag war, so hatte man in der Garderobe der Fräulein Eugenie von S. schon in früher Nachmittagsstunde die Fenstervorhänge herabgelassen und Lichter angezündet. Tische und Stühle waren mit seidenen und durchsichtigen Stoffen bedeckt; geöffnete Cartons standen auf dem Fußboden und zeigten ihren bunten Inhalt: künstliche Blumen, Bänder, Federn. An einem Arbeitstische in der Ecke des Zimmers saßen zwei Mädchen, die einen langen Schleier von grauer Seidengaze vor sich ausgebreitet hatten und beschäftigt waren, denselben mit kleinen silbernen Sternen zu bedecken. Eins dieser Mädchen war schlank und schmächtig, und ihr schmales, feines, etwas blasses Gesicht wurde von starkem blondem Haar beschattet. Die Andere, die um mehrere Jahre älter erschien, war eine kräftige, derbe Person, ihr Gesicht hatte eine gesunde Farbe und es gaben ihm dunkle, lebhafte Augen, sowie etwas stark aufgeworfene Lippen einen lustigen, ja etwas kecken Ausdruck.

Die Blonde nähte eifrig darauf los, während sich die Andere in den Stuhl zurücklehnte, den einen Fuß auf einen Schemel setzte und sich die Arbeit wohlgefällig betrachtete. Sie hielt eine eingefädelte Nadel in der einen Hand, sowie einen der silbernen Sterne in der andern, und meinte lachend, sie möchte auch wohl eine vornehme Dame sein und sich einmal in solch' prachtvollem Anzuge in einem glänzend erleuchteten Saale bewegen.

„Eigentlich wäre ein ſolch' langer Schleier bei einem Balle doch nichts für mich," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „denn weißt du, Henriette, ich tanze gern und daran hindert Einen doch die Schleppe des Schleiers."

„So iſt der Geſchmack verſchieden; ich mache mir aus dem Tanze gar nichts. Aber das kann ich ſchon ſagen, einmal ſo einen glänzenden Ball zu ſehen, ſchön vermummt, würde mir auch vielen Spaß machen."

Die Andere begann ihren Stern aufzuheften und ſagte zwiſchen der Arbeit, wobei ſie einen Augenblick mit pfiffigem Geſichtsausdruck aufwärts ſchielte: „Weißt du wohl, daß es gar nicht ſo ſchwer wäre, ſo einen Ball anzuſehen. Wir brauchten uns nur ein paar Dominos zu verſchaffen, was hier im Schloſſe nicht ſchwer wäre und keck zur Thüre hinein zu gehen. Es würde uns Niemand kennen."

„Du biſt in der That unverbeſſerlich, Nanett'," erwiederte die Blonde mit leichtem Kopfſchütteln. „Ich glaube, du wärſt im Stande, ſo Etwas auszuführen."

„Und warum denn nicht? Man muß das Leben genießen, ſo lange man kann. Aber du biſt auch zu gar nichts zu gebrauchen."

„Ich thue meine Pflicht nach meinen Kräften."

„Das muß dir der Neid laſſen. Und dein Fräulein könnte ſich keine beſſere Kammerjungfer wünſchen, als du biſt; immer zu Hauſe, immer am Arbeiten und verſchloſſen wie das Grab. Du biſt wirklich ein Muſter."

„Wenn du das einſiehſt, Nanett'," erwiederte die Blonde nach einer Pauſe, „und es dein Ernſt iſt, was du eben ſagteſt, ſo hätteſt du dich wohl ein wenig nach mir richten und dich auch in mancher Beziehung ändern können."

„Ich mich noch mehr ändern!" rief Nanette mit erkünſteltem

Erstaunen, wobei sie aber lustig ihre Hände zusammenschlug. „Bin ich nicht ganz und gar anders geworden, seit wir uns zum ersten Mal gesehen? Weißt du noch, an jenem Abend in dem finstern Hause, dem Fuchsbau."

„O davon schweige mir. Wenn ich den Namen höre, so fröstelt es mich."

„Ja, es war allerdings zu der Zeit unangenehm, aber es hatte auch wieder seine schönen Seiten. Ich komme mir jetzt wahrhaftig oft wie ein gefangener Vogel vor. Und wenn ich so zuweilen in das Land hinaus schaue und dabei zufällig auf der Straße eine Orgel höre, so erfaßt mich oftmals eine solche Sehnsucht und Wehmuth, daß ich laut hinaus weinen könnte. Wahrhaftig, Henriette, ich weiß nicht, was ich an dir für einen Narren gefressen habe und weßhalb ich Alles thun muß, was du von mir verlangst. Aber wenn du nicht da wärest, hätte ich schon lange meine Harfe wieder genommen und wäre hinaus gezogen in die freie Natur."

„Das verstehe ich nicht," entgegnete die Blonde mit einem traurigen Lächeln. „Hast du hier nicht Alles, was du wünschest? Die Damen, bei denen du arbeitest, mögen dich leiden, ja, sie lachen über deine lustige Laune, und wenn du oft singst, statt zu nähen, so beschenken sie dich noch obendrein. Dabei hast du ein gutes Einkommen und kannst etwas zurücklegen für deine Heirath, von der du zuweilen sprichst."

Nanette strich sich die Haare aus dem Gesicht, dehnte sich ein wenig auf ihrem Stuhle und erwiederte dann: „Das Alles hat der gefangene Vogel auch; er wohnt in einem hübschen Hause, er bekommt gutes Essen und Trinken und darf singen. Aber nur, so lange es seiner Herrin gefällt. Denn wenn er einmal recht anfängt zu schmettern und zu jubiliren, so hängt man ein Tuch

über seinen Käfig, damit er aufhört. — Was nun meine Heirath anbelangt, so ist das eine kuriose Geschichte. Du weißt, Schatz — ich sagte es dir ja damals — daß ich bei den Andern eine Verbindung hatte, natürlicher Weise ließ ich die fahren, als ich ein neues Leben anfieng. Doch that es mir recht leid und ich kann's immer noch nicht vergessen. Der Leiblakai will mich allerdings heirathen, aber er ist so furchtbar zahm und geschniegelt; er kämmt sein Bischen Haar so glatt auf den Kopf und hat beständig ein wichtiges Gesicht. — So!" — Bei diesen Worten machte sie eine so komische Grimasse, daß die Andere eben laut auf lachen mußte. „Gewiß, Henriette," fuhr das ehemalige Harfenmädchen fort, „glaub' mir, du bist es allein, die mich zurückhält, und wenn du dich je einmal verändern würdest, so könnte ich mich allein damit trösten, daß ich alsdann wieder in das Land hinaus zöge und laut in Feld und Wald sänge:

Im Dörfchen, nicht weit ist's von hier,
Da lag ich einmal im Quartier.
Tralalalala — a! —
Da lag ich einmal im Quartier."

„Um Gotteswillen!" bat die Andere besorgt, „gleich wird das gnädige Fräulein kommen und sich nach dem Lärmen erkundigen. Mach' fort, mach' fort, wir haben noch viele Sterne aufzuheften."

„Bah! du drohst mir wie den kleinen Kindern. Das gnädige Fräulein ist gar nicht da, du weißt so gut wie ich daß sie ausgefahren ist. — Ich weiß auch wohin," fuhr sie schelmisch lachend fort.

„Und wohin denn?"

„Zu der Frau Majorin von S. Es ist dir bekannt, daß ich häufig da arbeite, und fast jedes Mal, wenn ich da bin, kommt

auch dein gnädiges Fräulein. — Und gleich darauf, wie das Amen nach der Predigt —"

„Nun, was denn? Sprich nur weiter!"

„Gleich darauf fährt ein kleiner Wagen vor und der Herr Graf Fohrbach erſcheinen. Oder wenn er nicht herauf kommt, ſo reitet er wenigſtens am Hauſe vorbei. Aber das kennſt du gerade ſo gut wie ich. — Nicht wahr? — — — — Sage mir doch," fuhr ſie nach einigem Stillſchweigen fort, als die Andere keine Antwort gab, „weißt du, ob bald die Hochzeit ſein wird?"

„Ich weiß von gar nichts," erwiederte Henriette beſtimmt.

„Nun, ſo will ich dir's ſagen. Sie werden ſich heirathen mit dem früheſten Frühjahr und eine große Reiſe machen. Siehſt du, glückſelige Creatur, da darfſt du auch mit. Und ich — ich ſollte hier bleiben in der finſtern Stadt? Nein, liebe Henriette, das wirſt du nicht von mir verlangen. Glaube mir," — dieß ſprach ſie mit auffallend ernſtem Tone — „ſo wehe es mir in dem Falle thut, dich zu verlieren, ſo freue ich mich doch auf den Zeitpunkt, wo ich meine Freiheit wieder erhalte."

„Hat es ſo eben nicht geklopft?" ſagte Henriette aufblickend.

„Ich habe nichts gehört."

„Doch, doch! es klopft wieder."

„Richtig! — wer kann da kommen? — Herein!"

„Du biſt recht unvorſichtig," flüſterte die Kammerjungfer. „Du weißt ja, wir dürfen für Niemand zu Haus ſein. Glücklicher Weiſe habe ich den Riegel vorgeſchoben. Sieh, man bemüht ſich vergeblich, die Thüre aufzumachen."

Wirklich wurde von außen mehrmals an der Klinke gedreht, und als ſich das Schloß nicht öffnete, von Neuem geklopft.

„Was machen wir?" fragte Nanette. „Man hat uns jedenfalls draußen ſprechen hören."

„Glaubst du? — Das wäre unangenehm.“

„Allerdings; deßhalb muß man wenigstens nachsehen, wer da ist.“

„Aber es könnte Jemand sein, der dem gnädigen Fräulein unangenehm wäre.“

„Wenn ich mich unter die Thüre stelle,“ entgegnete Nanette mit großer Bestimmtheit, „so kommt nur herein, wen ich gerade herein lasse. Ich wollte sehen, wer gegen meinen Willen eindringt.“ Damit erhob sie sich, warf den Kopf trotzig in die Höhe und sprach mit lautem Tone, als sich das Klopfen immer wiederholte: „Nur Ruhe da draußen; man kommt schon.“ Sie hatte die Thüre erreicht, schob den Riegel zurück und öffnete sie ein klein wenig, um hinaus zu sehen. Doch wurde nun von außen so stark daran gedrückt, daß Nanette ihre ganze Kraft brauchte, um nicht weggedrängt zu werden. — „Was soll denn das?“ rief sie zornig. „Wer unterfteht sich — —“

Doch kam sie nicht zu Beendigung dieses Satzes. Mit dem Ausdruck des größten Schreckens, als habe sie auf dem Gange ein Gespenst gesehen, fuhr das sonst so muthvolle Mädchen zurück. „Jesus Maria!“ rief sie, indem sie die Hände auf das Gesicht preßte, dann schwankte sie erschrocken zurück bis zu ihrem Stuhle hin, auf den sie lautlos niedersank.

Die Thüre war offen stehen geblieben, und die Kammerjungfer, welche bei dem sonderbaren Benehmen ihrer Gefährtin ebenfalls erschrocken aufgesprungen war, sah auf dem halbdunkeln Gange draußen eine Gestalt, die in einen großen Mantel gehüllt war. Nur der Kopf derselben war frei, und als sie in die leuchtenden Augen schaute, stürmte eine schreckliche Erinnerung auch auf sie so heftig ein, daß sie sich am Tische halten mußte. — Großer Gott! — ja, sie erkannte den Blick, die ganze

Geſtalt war ihr unvergeßlich, denn ſie hatte ſie oft in wilden Träumen vor ſich geſehen. Das waren die Augen, die ſie ernſt, aber nicht unfreundlich angeſchaut, das war der Arm, der ſie aufrecht erhalten, das waren die hohen, glänzenden Stiefel, welche ihre heiße Wange berührt hatten und deren Kälte und Glätte ſie wieder zum Bewußtſein erweckt.

Die Geſtalt trat langſam in das Zimmer und wie ſie das that, erhob ſich das ehemalige Harfenmädchen mit dem Ausdruck des tiefſten Schreckens von ihrem Stuhle und ohne einen Blick von dem Eintretenden zu verwenden, zog ſie ſich langſam zum Fenſter zurück.

Der im Mantel trat mit leichten Schritten bis in die Mitte des Zimmers vor und ſagte in gefälligem Tone zu der Kammerjungfer: „Bitte, die Zimmerthüre wieder zu ſchließen; ich wünſchte ein paar Augenblicke mit dir zu reden.“

Bei dieſen Worten huſchte Nanette eilfertig an der Wand des Zimmers hin gegen die Thüre zu, vielleicht um dieſem Befehle Folge zu leiſten, vielleicht aber auch, um aus der für ſie ſo entſetzlichen Nähe zu entwiſchen. Etwas der Art mochte ſich übrigens der Fremde auch denken, denn er wandte ſich langſam um, folgte den Bewegungen des Mädchens mit den Augen, und als ſie an der Thüre angekommen war, ſagte er mit ruhiger Stimme: „Nur ſchließen und den Riegel vorſchieben. — So.“ Darauf machte er eine Handbewegung, welche Nanette unwillkührlich zwang, ihren Platz am Fenſter wieder einzunehmen. Als ſie wieder da angekommen war und der Schein des Lichtes auf ihr Geſicht fiel, ſprach der Fremde lächelnd zu der Kammerjungfer: „So, ſo, du protegirſt und haſt die Gefährtin von damals nachgezogen? Dagegen kann man nichts einwenden, es gefällt mir ſogar, nur hätte ich geglaubt, du würdeſt mir eine

kleine Anzeige davon machen. Doch biſt du überhaupt keine Freundin von Berichten und dieſelben werden von Tag zu Tag mangelhafter."

Das Mädchen zuckte bei dieſen Worten zuſammen und blickte auf den Boden.

„Es iſt auch Zeit, daß ich mich in deinem Gedächtniß wieder einmal auffriſche; ich glaube, du hätteſt mich ſonſt ganz vergeſſen."

„Nie! nie!" hauchte das erſchrockene Mädchen.

„Oder deine Verpflichtungen," fuhr der Andere lächelnd fort. — „Ah!" ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſich rings im Zimmer umgeſehen, „du zeigſt wenig Eifer für uns und man hat dich doch in eine Poſition gebracht, die angenehm zu nennen iſt. Es iſt aber das ſo der Welt Lauf, daß man Wohlthaten gern vergißt; aber Eines erſuche ich dich nicht zu vergeſſen, daß nämlich meine Hand über dir ſchwebt, daß ich dich halten kann oder dich tief hinab ſtürzen, zermalmen, in Nichts zurückſinken laſſen, wie es mir gerade einfällt." Damit hatte er ſeine Rechte langſam ausgeſtreckt, ſie geöffnet, und als er ſie nun wieder zuſammenzog, ſchauerte es den beiden Mädchen und es war ihnen gerade, als öffne ſich zu ihren Füßen ein finſterer Abgrund mit glattem, ſchlüpferigem Rande, wo hinein zu ſtürzen es für ſie nicht mehr als eines Lufthauchs bedürfe.

„Doch genug," ſprach der Fremde in gefälligerem Tone, „ich bin eigentlich nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen oder dir Mißtrauen zu bezeigen. Im Gegentheil, ich will dir mein Vertrauen beweiſen und dich ſogar um eine kleine Gefälligkeit bitten, die du mir nicht abſchlagen wirſt."

„Ich ſtehe in Ihrer Hand," erwiederte Henriette, ohne

aufzublicken. „Das weiß ich wohl und muß Ihren Befehlen Folge leisten. Sie können mich zwingen.“

„Ich möchte aber dießmal, daß du es freiwillig thätest. Auch verlangt man nichts Schlimmes von dir.“

„O wenn es mich beträfe, so würde ich mit tausend Freuden Ja sagen.“

Der Mann im Mantel warf fast verächtlich die Lippen auf und versetzte achselzuckend: „Deine Person betrifft es nicht, nur deinen Dienst.“

Das arme Mädchen fuhr zusammen und warf einen schüchternen Blick auf ihre Gefährtin.

Der Fremde hatte diesen Blick wohl bemerkt, er ließ langsam das eine Ende des Mantels von der Schulter herabgleiten, legte die linke Hand leicht auf den Griff seiner Waffe, die er heute wie damals trug, und sagte, während er das ehemalige Harfenmädchen scharf anschaute: „Nur unbesorgt! Wir sind ganz unter uns. — Höre mich an.“

„Ich höre,“ entgegnete Henriette mit gesenktem Kopfe.

„Heute Abend ist ein Maskenball hier im Schlosse. Der Hof wird gegen zehn Uhr da sein, um welche Zeit ein kleines Maskenspiel beginnt, welches von den hohen Herrschaften arrangirt wurde. Vorher aber wird sich die Frau Herzogin mit ihren Damen noch einen kleinen Spaß machen und vermummt erscheinen. Natürlicher Weise ist auch deine Herrin dabei. Dort liegt ein Theil ihres Costüms.“ Er zeigte auf den Schleier mit den silbernen Sternen. „Bei dem Maskenfeste aber ist Fräulein Eugenie von S. eine der Ecuyères Ihrer Majestät. Ich sehe dort ihren Anzug, das dunkelblaue Oberkleid mit den weißen Achselbändern. — Ist's nicht so?“

„So ist es,“ brachte Henriette mühsam hervor.

„Nun wohl — höre mich an. So viel ich weiß, wirſt du dich gegen zehn Uhr zum Umkleiden deiner Herrin in eine der Garderoben neben dem großen Saal begeben. Gut, daran wird nichts geändert. Ehe du aber den dunkelblauen Anzug dorthin bringſt, wirſt du die weißen Achſelbänder von demſelben losztrennen und dafür dieſe hier aufnähen.“ — Bei den Worten zog er ein kleines Paketchen unter dem Mantel hervor, riß die Papiere ab und reichte dem auf's Höchſte überraſchten Mädchen zierlich gemachte Achſelbänder, in Blau, Grün mit Silber. — — — — Das Ganze iſt eine Ueberraſchung für Fräulein von S.,“ fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „du mußt nicht denken, daß hinter meinen Befehlen immer etwas Gefährliches ſtecke. Wie geſagt, nur ein Scherz, eine Ueberraſchung. Du wirſt alſo wohl begreifen, daß deine Herrin davon nichts ahnen darf und haſt es denn auch ſo einzurichten, daß ſie die neuen Achſelbänder erſt dann ſieht, wenn ſie vollkommen angezogen iſt.“

„Aber wie iſt das möglich?“ fragte das Mädchen, während es die Hände zuſammen faltete. Trotz der Verſicherung des Unbekannten glaubte ſie doch nicht, daß die Verwechslung der Farben ſo gar wenig zu bedeuten habe, und zitterte, wenn ſie daran dachte, daß aus dieſem Tauſch Schlimmes für ihre Herrin entſtehen könnte.

„Wie es zu machen iſt, daß Fräulein S. die Farben nicht früher entdeckt?“ meinte der im Mantel lächelnd. „Auf die einfachſte Art von der Welt. Um die Achſelbänder zu ſchonen, umnähſt du ſie mit feinem Papier, welches du nur loszureißen haſt, ſobald Fräulein von S. vollſtändig angezogen iſt. Haſt du mich verſtanden?“

„Ja,“ ſagte das ſchmerzlich bewegte Mädchen.

„So höre noch Eins. Wenn du dieſe Sache gut beſorgſt,

so wird es mich freuen und ich will dein Schuldner sein. — Hüte dich aber, Jemanden, es sei, wer es wolle, davon zu sprechen, auf welche Art der Tausch der Achselbänder vor sich gegangen."

„Aber man wird mich darüber befragen, auf das Genaueste befragen."

„Daran zweifle ich nicht. Und du wirst antworten: diese Achselbänder seien heute Abend geschickt worden mit dem Befehl deiner eigenen Herrin, sie statt der weißen an das Costüm zu heften."

Die Kammerjungfer schüttelte betrübt den Kopf. „Wenn dem so wäre," sprach sie, „so müßte ich doch mit dem gnädigen Fräulein darüber sprechen, wenn sie nach Hause käme und müßte ihr die neuen Achselbänder zeigen."

„Allerdings," versetzte der Fremde, „das müßtest du als vorsichtige Dienerin thun. Aber du wirst heute Abend einmal unvorsichtig sein, vergeßlich. Erst wenn Fräulein von S. costümirt ist, fällt es dir ein, daß du andere Achselbänder aufgeheftet. — Hast du mich verstanden?"

„O ich verstehe Alles."

„Nun, so verstehe mich auch vollkommen und merke dir: es ist mein Wille, mein Befehl, daß es so geschieht, wie ich gesagt. — Glaube nicht, daß dich diese Mauern schützen, wenn du meinem Befehl ungehorsam wärest. — Doch," setzte er mit weicher Stimme hinzu, „ich will dir keine Furcht einflößen, ich will mich an deine Dankbarkeit wenden, und von diesem Gefühle in deinem Herzen bin ich überzeugt, daß es dir helfen wird, meinen Wunsch zu erfüllen." — Er faßte bei diesen Worten ihre Hand, mit welcher sie sich fast gewaltsam am Tische festhielt, und als sie bei dieser Berührung zusammenfuhr, sprach er mit einem angenehmen Lächeln: „Der kleine Dienst, den du mir leisten wirst, soll

dein letzter für mich ſein. Damals ſagte ich dir, es ſei unwahrſcheinlich, aber doch möglich, daß ich dich nochmals wiederſähe, heute dagegen verſichere ich dich auf's Beſtimmteſte, daß wir uns nie mehr begegnen werden, wenn du meinen Wunſch pünktlich erfüllſt. — — Etwas Anderes wäre es freilich," fuhr er mit gänzlich verändertem Tone fort, „wenn du an mir zur Verrätherin werden wollteſt. In dem Momente blicke um dich und ſchaudernd wirſt du mich wiederſehen."

„Ah!" machte das geängſtigte Mädchen und preßte ſchmerzlich bewegt ihre beiden Hände vor das Geſicht. Als ſie dieſelben langſam wieder ſinken ließ, war er verſchwunden und ſie ſah an dem erſchrockenen Blick ihrer Freundin, welchen Dieſe auf die nun wieder offene Thüre geheftet hielt, daß er das Zimmer verlaſſen. Henriette ſank auf ihren Stuhl nieder, reichliche Thränen floßen über ihr Geſicht herab, wobei ſie ausrief: „O ich wußte es wohl, daß dieß glückliche, friedliche Leben von nicht langer Dauer ſei. Sie wird mich von ſich ſtoßen, ich bin verloren."

Draußen auf dem Corridor warf er den Mantel über die Schultern, ſo daß faſt ſein Geſicht von demſelben verdeckt wurde, und dann verließ er, die hellerleuchteten Gänge und Treppen vermeidend, aus einer hinteren Thüre das Schloß. Auf der Straße angekommen, ſchien er einen Augenblick unſchlüſſig, wohin er ſich wenden ſolle. Er machte ein paar Schritte gegen den Kaſtellplatz zu, wandte aber gleich darauf wieder um, trat in eine der kleinen, dunkeln Straßen, von denen mehrere in der Nähe des Schloſſes mündeten und ging auf dieſer fort, der obern Stadt zu.

Bald erreichte er eine Straße, an deren Ende ſich ein Springbrunnen befand, dorthin wandte er ſeine Schritte, und bei dem Brunnen angekommen, ſtellte er ſich mit dem Rücken gegen den-

ſelben und blickte das gegenüber liegende Haus an. Entweder war in keinem der Zimmer ein Licht oder man hatte dichte Vorhänge herabgelaſſen. „Ich weiß nicht, wie mir iſt," ſprach er zu ſich ſelber und zog ſeine Uhr hervor, „jetzt treibt es mich dieſen Abend ſchon zum dritten Male vor dieß Haus — unerklärlich. Gerne ginge ich einen Augenblick hinauf, doch iſt mir mein Anzug hinderlich. Veil würde mich nicht geniren, aber die alte Frau und das Kind; und dann könnte auch ſie wohl da ſein." Er hielt das Zifferblatt der Uhr gegen die Gaslaterne. — „Erſt Sieben; ich könnte mich raſch umkleiden und dann einen Augenblick hinauf gehen. — Ah bah! Man muß ſich von ſeinen Nerven nicht zwingen laſſen. — Und doch war ich lange nicht ſo weich geſtimmt, wie am heutigen Abend; ich glaube faſt, meine Hand zittert. Ja, ich fühle mich aufgeregt; hätte das Mädchen im Schloſſe mich mit Bitten beſtürmt, ich hätte die Achſelbänder des Herzogs zu allen Teufeln fahren laſſen."

Der im Mantel hatte Recht, als er ſo vor ſich ſprach, denn wer ihn früher hätte nächtlich durch die Straßen dahin gehen oder beobachtend vor dem Hauſe ſtehen ſehen, würde wohl heute einen großen Unterſchied haben wahrnehmen können. Er ſpähte nicht eifrig umher, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte, er hemmte nicht den Schritt und wandte den Kopf bei dem leiſeſten Geräuſch, ſondern er ging ganz gegen ſeine Gewohnheit wie träumend einher, den Blick auf den Boden geſenkt, unachtſam, ſtolpernd. Sein Geiſt war offenbar beſchäftigt und zerſtreut, woher es denn auch wohl kommen mochte, daß er nicht gewahr wurde, wie ſich während der Zeit, die er am Brunnen zubrachte, die Geſtalt eines Menſchen, welche im tiefſten Schatten des gegenüber liegenden Hauſes verſteckt ſtand, zuweilen gegen ihn vorbog und ihn während der ganzen Zeit, die er dort zubrachte, unabläſſig und

aufmerkſam anſchaute. Ja, als er ſich hinweg begab, folgte ihm dieſe Geſtalt, wobei dieſelbe immerfort die Schatten der Häuſer benützte, um nicht von ihm geſehen zu werden. Doch, wie ſchon bemerkt, ſie hätte ſich dieſe Vorſicht ſparen können, denn er ging die Straße hinab, den Kopf geſenkt, nicht auf- noch rückwärts blickend.

Er wandte ſeine Schritte dem Fuchsbau zu und die Geſtalt hinter ihm ließ ihn nicht aus den Augen. Sie war ihm gefolgt, den Kopf vorgeſtreckt, die Augen weit geöffnet. Auf einmal aber ſtutzte ſie und blieb ſtehen; ſie wandte den Kopf jetzt halb rechts, jetzt halb links und ſtürzte darauf mit ein paar raſchen Schritten vorwärts, um hierauf abermals ſtehen zu bleiben. Als ſie ſo zum zweiten Male ſtehen blieb, war das dicht vor der hohen Mauer eines Hauſes, welches mit dem Fuchsbaue zuſammenhieng. An dieſer Mauer war der vor ihr Wandelnde verſchwunden; der Teufel mochte wiſſen, wo er hingekommen war. Da befand ſich weder Thüre noch Fenſter, ja nicht einmal eine Spalte, wo eine Maus hätte durchkriechen können. Der Verfolgte war verſchwunden und der Verfolger ſtand kopfſchüttelnd vor der hohen Mauer, ging erſt zwanzig Schritte rechts, dann ebenſoviele links, um vielleicht hier einen Eingang zu erſpähen, umkreiſte nach dieſer vergeblichen Bemühung den ganzen Häuſercomplex und eilte dann mit ziemlich raſchen Schritten nach der obern Stadt zurück.

Siebenundſiebenzigſtes Kapitel.

Im Fuchsbau.

Der Andere war indeſſen durch den faſt nur ihm allein bekannten ſehr kunſtreich verſteckten Eingang in das Innere des Fuchsbaues gelangt, immer noch ohne Ahnung, daß ihn Jemand bis an die Mauern deſſelben verfolgt. Ein ſchmaler Gang nahm ihn auf, der ſpärlich erhellt war von einer einzigen Lampe, die in einer Niſche brannte. Neben ſie legte er ſeinen Mantel hin, ſtieg langſam eine Treppe hinauf, und trat wenige Augenblicke nachher in das uns bekannte Zimmer. Hier befand ſich Niemand, überhaupt herrſchte im ganzen Hauſe, wenigſtens in dieſem Theile deſſelben, die gewöhnliche tiefe Stille. Auf dem Tiſche brannten zwei Lichter, im Kamin loderte ein helles Feuer. Der Eingetretene legte ſeinen Hut auf den Tiſch, fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, ſchränkte darauf die Arme über der Bruſt, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ihn beſchäftigte das Haus bei dem Brunnen in der oberen Stadt, er wußte ſelbſt nicht warum. Er hätte ſo gern Herrn Beil

beſucht und das Kind, und daß er es unterlaſſen, verurſachte ihm jetzt ein unbehagliches Gefühl. Doch konnte er ſich von dieſem Gefühl keine Rechenſchaft geben. Wie oft war er ſchon Nachts bei dieſem Hauſe vorübergegangen, ohne es zu betreten; er hatte die dunkeln Fenſter geſehen wie heute, er hatte gedacht: ſie ſchlafen ſchon — oder befinden ſich in den hintern Zimmern; er war beruhigt fortgegangen, ja oftmals ſtill vor ſich hin lächelnd, wenn er ſich den guten Veil vorgeſtellt, wie er jetzt mit der wichtigen Miene eines Hofmeiſters die Kapitel aus Geographie und Geſchichte ſeinem Zögling wiederholte, die er ſelbſt am Morgen erſt mühſam erlernt. Heute hatte er ſich den Herrn Veil nicht in ſo behaglichem Zuſtande denken können. — „Bei Gott!“ ſprach er zu ſich ſelber, „ein ſolches Gefühl hat mich noch ſelten getäuſcht, es iſt da etwas vorgefallen. Ich muß mir Gewißheit verſchaffen.“ Er riß heftig an dem neben ihm befindlichen Glockenzug, und ein heller Klang ertönte augenblicklich darauf in dem Wirthszimmer.

Eine Weile darauf hörte man die eiligen Schritte eines Mannes, die Thüre wurde haſtig geöffnet, und Herr Scharffer trat herein, ehrerbietig auf der Schwelle ſtehen bleibend. Er war etwas ſchnell gelaufen, ſah echauffirt aus, und blies haſtig den Athem von ſich, ſo daß ſein weit abſtehender, ſchwarzer und ſtruppiger Backenbart eine ſeltſame Bewegung machte.

Der Andere trat ihm raſch entgegen und ſagte: „Mathias ſoll herkommen.“

„Mathias?“ fragte der Wirth erſtaunt. „Der wird ſobald nicht kommen können.“

„Ah Teufel! wie konnte ich das vergeſſen, Meiſter Scharffer! Gewiß, ich habe heute Abend meine Gedanken nicht beiſammen. Und doch beſchäftigte ich mich faſt den ganzen Tag mit Mathias. — Wie geht es ihm?“

Der Wirth zuckte die Achſeln, verzog ſeinen breiten Mund und entgegnete: „Die Wahrheit zu ſagen, Herr — ſchlecht. Gott möge den verdammen, der den Stoß geführt; er iſt tief, ſehr tief gegangen. Er drang in die Seite ein und verletzte, wie der Chirurge ſagte, die Lunge ſo ſchwer, daß — ja, ich kann's nicht verſchweigen, ſein Aufkommen ſehr ungewiß iſt."

Erſchreckt trat der Andere einen halben Schritt zurück, faßte den Griff ſeines Dolches und biß ſich heftig auf die Lippen.

„Er hat auch viel Blut verloren, ehe ſie ihn herbrachten," fuhr Herr Scharffer fort. „Viel Blut; und das geht ihm beſtändig nach, denn er fällt von einer Ohnmacht in die andere, oder man könnte eher ſagen, er kommt ſelten mehr zum Bewußtſein, denn er liegt die meiſte Zeit ſchwer athmend da und mit geſchloſſenen Augen."

„So muß ich nach ihm ſehen. Er iſt doch gut verpflegt?"

„Wie können Sie zweifeln, Herr?" verſetzte der Wirth im Tone eines leichten Vorwurfs. „Mathias, der uns Allen in's Herz gewachſen iſt! Ich verſichere Sie, Alle im Fuchsbau ſind voll Jammer und Betrübniß."

„Führt mich hinauf. Ich muß ihn ſehen."

„Sogleich Herr. Aber ich vergaß zu melden, daß Joſef draußen iſt; er ſuchte Sie ſchon ſeit mehreren Tagen und kam nun vor wenig Augenblicken, ſah aber ſehr bleich und erſchreckt aus und wollte gleich zu Ihnen herein. Ich bemerkte ihm, es ſei noch kein Zeichen mit der Glocke gegeben worden und Sie auch demnach noch nicht im Hauſe. Darauf biß er ſich heftig auf die Nägel und lief, allerlei murmelnd, in der Stube auf und ab. — Sagen Sie mir doch, Herr," fuhr er mit einem lauernden Geſichtsausdruck fort, „trauen Sie dem Joſef völlig?"

„Wie mir ſelbſt. — Aber wozu die Frage?“

„Nun, er iſt zuweilen in der Nähe der Polizeidirection geſehen worden, und Sie wiſſen wohl ſelbſt, Herr, daß wir mit den Lakaien im Allgemeinen Unglück haben.“

„Seid unbeſorgt, mit dem da nicht. Er ſoll ſogleich herein kommen. — Ihr könnt in der Nähe bleiben; ich habe vielleicht Aufträge für Euch.“

Der Wirth zog ſich mit einer tiefen Verbeugung des Kopfes hinaus; gleich darauf trat Joſef herein. Herr Scharffer hatte übrigens Recht, wenn er behauptete, der Jäger ſähe unruhig und zerſtört aus. Dem war wirklich ſo; ſein Geſicht war noch bläſſer als gewöhnlich, und ſeine Augen hatten einen ſeltſamen Ausdruck.

Der junge Mann ſtand mitten im Zimmer, er hatte die eine Hand in die Hüfte geſtemmt, mit der andern winkte er dem Eintretenden lächelnd zu, wobei er ſagte: „Ei Joſef, ich hätte nicht geglaubt, dich ſobald wieder hier zu ſehen. Du mußt mir Außergewöhnliches zu melden haben.“

„So iſt es auch,“ erwiederte Joſef nach einem tiefen Athemzuge. „Ich erlaubte mir, Sie ſchon mehrmals aufzuſuchen, Herr, aber Sie waren ſeit mehreren Tagen nicht mehr hier im Fuchsbau — und auch Mathias ließ ſich niemals ſehen.“

„Ach ja, der arme Mathias,“ ſagte der Andere.

„So iſt es alſo wahr, Herr, was ich mir gedacht, als ich von jenem Einbruche und der Verwundung eines der Betheiligten ſprechen gehört? Und Mathias iſt — todt?“

„Nein, aber leider ſchwer verwundet. Doch ſprich, was haſt du mir zu ſagen? Dein Ausſehen gefällt mir nicht, Joſef: du haſt Schlimmes zu berichten.“

„Sehr Schlimmes, Herr.“

„Nur zu, nur zu; man muß auf Alles gefaßt ſein. Erzähle ohne Vorrede; du weißt, ich liebe kurze Mittheilungen.“

Joſef verbeugte ſich und holte mühſam Athem, als er ſprach: „Neulich war mein Herr mit einem Bekannten ſpät Abends allein in ſeinem Kabinet.“

„Wann war das?“

„Vergangenen Freitag.“

„Ah! — Und welcher ſeiner Bekannten blieb bei ihm?“

„Der Herr Maler Erichſen.“

„Richtig, richtig!“ murmelte der junge Mann. Er blickte auf den Boden und dachte: das war an jenem Abend, wo Erichſen ſeine Protraits des Herrn Dankwart vorzeigte. Den andern Morgen war er bei mir und verlangte die bewußte Schrift mit einem Abdruck meines Talisman. Hören wir, was dazwiſchen vorfiel. — Während er ſo nachdachte und zu Boden ſchaute, hatte das dunkle Auge des Jägers aufmerkſamer als je zuvor abwechſelnd auf ſeinen Zügen, namentlich aber auf ſeiner Geſtalt geruht. Es ſchien, als ſtelle er Vergleichungen an, und je länger er das that, um ſo mehr verlängerten ſich ſeine Züge, um ſo mehr nahmen ſie den Ausdruck des Schreckens an. Er fuhr ordentlich zuſammen, als nun der Andere ſagte: „Und was geſchah an dem Abend, Joſef.“

„Die beiden Herren,“ fuhr der Jäger mit bebender Stimme fort, „ſprachen über — — — — eine räthſelhafte Perſon, die in der Geſellſchaft umhergehe, die meiſten vornehmen Häuſer beſuche, die ſich das Anſehen eines unabhängigen, hochſtehenden Mannes gäbe, die aber im Verborgenen — allerlei ſeltſame und ſonderbare Geſchichten treibe.“

Wäre der junge Mann nicht ſo vollſtändig Meiſter ſeiner ſelbſt geweſen, ſo hätte man auf ſeinem Geſicht eine Bewegung

wahrnehmen müſſen. Denn obgleich ihn die Worte des Jägers gänzlich unvorbereitet überfielen, wußte er doch, wen Dieſer meinte, und deßhalb waren die Worte deſſelben tief einſchneidend wie die Schärfe einer Art, die, mit ſicherer Hand geführt, den Baum trifft. Doch verzog ſich keine Miene; nur eine Secunde lang zuckten ſeine Augenlider. Ja, etwas wie Verwunderung flog über ſein Geſicht, als er entgegnete: „Und wer iſt dieſe räthſelhafte Perſon?“

„Sie nannten den Herrn Baron von Brand.“

„Ah! den Baron von Brand! Unſer guter Bekannter, durch deſſen Vermittlung du deine Stelle erhieltſt.“

„Derſelbe, Herr.“

„Er kommt öfter zum Grafen Fohrbach?“

„— — O — ſehr — oft.“

„Natürlich ſahſt du ihn zuweilen?“

„Ja — Herr, häufig. Aber ich ging ihm aus dem Wege, ich wußte nicht, ob es ihm angenehm ſei, mir zu begegnen.“

„Daran thatſt du ſehr klug, — Teufel! man muß das dem Baron mittheilen.“

„Ich that es ja ſchon, Herr,“ rief der Jäger in gewaltiger Bewegung. „Ja, Herr, verzeihen Sie mir; ich kann nicht anders, ich muß Sie warnen, denn es ginge mir an's Leben, wenn Ihnen ein Unglück zuſtieße!“ Bei dieſen Worten war der Jäger vor dem Andern auf die Knie geſtürzt, ein paar Thränen liefen über ſeine bleichen Wangen herab, und obgleich der junge Mann einen Schritt zurückgetreten war, hatte Joſef ſeine Hände ergriffen und hielt ſie mit den ſeinigen krampfhaft zitternd feſt.

„He, Joſef!“ entgegnete der junge Mann, indem er ſeine Hände loszumachen verſuchte, „du ſpielſt eine eigene Comödie. Laß' die Narrheiten, ſteh' auf.“ Er wollte in ſeinen Ton eine

Härte legen, was ihm aber nicht vollkommen gelang. Ja, er brachte dieſe Worte nur mühſam, gepreßt hervor.

„Stoßen Sie mich nicht zurück, Herr," fuhr der Jäger leidenſchaftlicher fort. „Sie ſagten ſchon mehrmals, Sie ſchenken mir Ihr unbedingtes Vertrauen. O thun Sie es in Wahrheit; glauben Sie meinen Worten und treffen Sie ſchleunig Ihre Maßregeln."

„Gewiß Joſef, ſei nicht kindiſch, — ſteh' auf! Was geht mich dein Baron von Brand an? Was er angerichtet hat, ſoll er verantworten. Und ſo will ich es gerade machen. — Aber ſteh' auf. Für deinen Eifer danke ich dir herzlich, danke ich dir wie ein Freund dem andern dankt." Bei dieſen Worten zitterte ſeine Stimme, und als er den Jäger empor hob, fühlte Dieſer einen feſten Händedruck. — „Doch du biſt mit deinen Unglücksbotſchaften noch nicht zu Ende. Sprich weiter, ich bin auf Alles vorbereitet."

„O wenn es ſo wäre!" ſeufzte Joſef. „So eben kam mein Herr aus dem Schloſſe — er hatte den Dienſt; — Sie wiſſen, Herr, daß man dort im Vorzimmer zuweilen Manches erfährt, was eigentlich verſchwiegen bleiben ſollte."

„Ja, ich weiß das," ſagte der Andere aufmerkſam.

„Der Polizei-Director war vor der Tafel bei Seiner Majeſtät."

„Nachmittags gegen fünf Uhr? — Eine außergewöhnliche Stunde."

„So kam es dem Herrn Grafen auch vor; und ich glaube, es war Seiner Erlaucht auffallend genug, um darüber Erkundigungen einzuziehen."

„Bei dem Kammerdiener oder bei dem Polizei-Präſidenten ſelbſt. O wenn die Stillſchweigen gelernt hätten! — Nun, es wird was Unbedeutendes geweſen ſein."

„Nein, Herr, es war etwas ſehr Bedeutendes. — — —

— Sie kennen ein kleines Haus in der Schilderſtraße; gegenüber ſteht ein Brunnen."

„Ich kenne es nicht," entgegnete der Andere ſcheinbar unbefangen.

„Sie gingen oft dahin, Herr."

„Ich? — Niemals!"

„Ah! verzeihen Sie, ich meinte den Herrn Baron von Brand."

„Das iſt etwas Anderes. — Aber weiter! weiter!" Obgleich die Stimme des jungen Mannes wieder vollkommen ruhig geworden war, ſo athmete er doch faſt hörbar, ſeine Augen glänzten und ſeine Finger irrten auf dem Griffe des Dolches hin und her.

„In dem Hauſe," fuhr Joſef mit feſtem Blicke fort, „hat die Polizei heute Nachforſchungen gehalten."

„Die Polizei! — Und weßhalb? — Wer gab ihr das Recht dazu? — Was fand ſie?" —

Achſelzuckend fuhr der Jäger fort: „Ich weiß Ihnen nur die letzte Frage zu beantworten, Herr. Sie fanden in dem Hauſe eine alte Frau — einen kleinen Knaben, einen jungen Mann und — — eine Dame."

Bei jedem Worte, welches der Jäger ausſprach, war der Andere ſichtlich zuſammengefahren, doch hatte er ſich gewaltſam bezwungen, wobei er ſich die Lippen faſt blutig biß. Als aber Joſef ſagte: eine Dame, da behielt er ſeine mühſame Faſſung nicht länger, er erbleichte auf eine furchtbare Art, ſeine Augen ſtarrten weit aufgeriſſen, er faßte die Hand des Jägers mit zitternden Fingern und ſprach faſt lautlos: „Du haſt geſagt: auch eine Dame —?"

„Eine Dame, Herr — — die Frau Baronin von W., Gemahlin des früheren General-Adjutanten.“

Bei dieſen Worten war es, als wollte der Andere in die Knie ſinken, und während ſich ſein Körper in den fürchterlichſten Seelenleiden beugte, preßte er die Hände vor das Geſicht und rief in herzzereißendem Tone: „Meine Schweſter! — o meine arme Schweſter!“ —

Dieſes Wort hatte Joſef doch nicht erwartet. Ihn faßte ein jäher Schreck bei dem Anblick des Andern, es war ihm, als heben ſich rings herum ſchwarze Schleier, als ſteigen wilde, unheimliche Geiſter aus den Ecken des Zimmers. Der Luftzug, der durch den Kamin herabdrang, machte ihn ſchaudern. Er fühlte ſich wie von Furchtbarem umgeben; es ſchien ihm, als bewegten ſich die Fenſtervorhänge und es dringe hie und da eine Fauſt durch die Scheiben und ſuche tappend die ſchweren Riegel zu erfaſſen, um die Flügel zu öffnen und einer unheilvollen Macht Eingang zu geſtatten. — — — — Dann aber erfaßte ihn wieder eine tiefe Wehmuth, als er die kräftige Geſtalt des jungen Mannes vor ſich erblickte, die noch ein Atom mehr hernieder in den Staub geſtürzt hätte, als er bedachte, welch' gewaltiger Geiſt, welch' edles Herz und tiefes Gefühl in eben dieſem kräftigen Körper wohnte, welchen Weg dieſer da hätte gehen können, und wie er nun vor ihm ſtand, vielleicht ſchon von allen Seiten umgarnt, im nächſten Augenblicke vor der unerbittlichen Gerechtigkeit — die leider, leider dießmal gerecht zu nennen war. Joſef war kein gewöhnlicher Menſch, ſein Eintritt in dieſe Welt hatte ihm Hoffnungen geſtattet, die leider nie in Erfüllung gingen. Und an alles dieß denkend hatte er ſeine Hände gefalten und langſam tropfte eine Thräne um die andere aus ſeinen Augen und verlor ſich in dem dichten, ſchwarzen Barte.

Der Andere hatte ſich unterdeſſen wieder gefaßt, doch als er die Hände langſam von ſeinem Geſichte entfernte, fielen ſeine Arme wie gelähmt herab. — Aber er lächelte. Doch dieſes zuerſt traurige und dann ſchreckliche Lächeln ſchnitt dem Getreuen, der vor ihm ſtand, noch tiefer in die Seele, als vorhin der Ausbruch des wilden Schmerzes.

„Laß' es gut ſein, Joſef," fuhr der junge Mann fort. „Jeder Menſch hat ſeine Schwächen, hat eine Stelle, an der er verwundbar iſt. Du haſt ſie mit deinen Worten getroffen und tief verletzt. — Aber das iſt jetzt vorüber," ſetzte er ſchwer Athem holend hinzu. „Was haſt du mir weiter zu ſagen?"

„Herr Major von S. war bei meinem Herrn und Beide ſprachen darüber, daß die Baronin von W. in dem erwähnten Hauſe feſtgehalten würde. Der Gemahl derſelben, der ſie lange beargwohnt, habe ſeine Zuſtimmung gegeben, und über Alles dieß drückten ſich beide Herren ziemlich empört aus."

„Ah! ſie nahmen die Polizei nicht in Schutz?"

„Der Polizei-Präſident ſoll von Seiner Majeſtät eine Bemerkung haben hinnehmen müſſen, die ſehr einer Naſe ähnlich geſehen habe; er ſei ziemlich zerknirſcht in das Vorzimmer gekommen und habe über undankbaren Dienſt und drückende Verhältniſſe geſprochen."

„Das gibt mir einige Hoffnung," ſagte der Andere mit leiſer Stimme. „Du kannſt mir einen Dienſt erweiſen, Joſef. Suche in das Haus in der Schilderſtraße zu dringen, erkundige dich, was man dort macht, und bringe mir eine Antwort hieher. — Willſt du?"

„Mit tauſend Freuden," antwortete Joſef. „Aber ich würde einen vergeblichen Gang thun, Herr. Ich war ſchon droben bei dem Hauſe; ich verſuchte es, hinein zu kommen, ich habe da einen

Bekannten, aber man examinirte mich und ſchickte mich fort. Als ich eben weggegangen war, ſah ich Sie, Herr. Sie ſtellten ſich an den Brunnen und ſchauten an dem Hauſe hinauf."

„Das iſt wahr. Aber ich habe dich nicht bemerkt."

„O Herr, verzeihen Sie mir," ſprach Joſef kopfſchüttelnd, „Sie ſahen überhaupt nicht ſo um ſich her, wie gewöhnlich auf der Straße. Sonſt hätten Sie an den gegenüber liegenden Häuſern einen Menſchen bemerken müſſen, der Sie beobachtete."

„Der mich beobachtete?"

„Auf das Genaueſte. Er hinderte mich, Sie anzureden, und ich konnte Ihnen nur von Weitem folgen, denn der Andere ſchlich vor mir ziemlich dicht hinter Ihnen."

Der junge Mann fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und entgegnete: „Ja, ich war in Gedanken. Aber was wollte Jener von mir? Folgte er mir bis hieher an den Fuchsbau?"

„Bis an die Mauer, wo Sie verſchwanden. Das ſchien ihn höchlich zu wundern, denn er betrachtete die Steine aufmerkſam, ſuchte auch rechts und links nach einer Thüre, und als er nichts fand, umſchritt er das ganze Gebäude. Jetzt folgte ich ihm und hätte gern ein ernſtes Wort mit ihm geſprochen, aber ich war ohne Waffen, und er, der Polizeiſoldat, hatte ſeinen Säbel bei ſich."

„So, er war von der Polizei? — Das iſt gerade nicht angenehm. Was denkſt du, Joſef?"

„Wenn ich meine Gedanken frei ausſprechen darf, ſo ſage ich, daß Ihnen Jener nicht ohne Abſicht gefolgt iſt, daß er davon ging, einen Bericht zu machen, und daß vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon der Fuchsbau umſtellt iſt."

„Du könnteſt vielleicht Recht haben, Joſef," erwiederte der junge Mann ruhig, indem er die linke Hand auf den Tiſch ſetzte,

„und das wäre ſchlimm für dich, den man hier nicht finden darf. — Sieh mich nicht ſo ſonderbar an, ich weiß wohl, daß es dir nicht an Muth fehlt und kenne auch deine Treue. Aber du kannſt hier bei Gott Niemanden helfen, nur dich ſelbſt zu Grunde richten. — Alſo geh', ich will es." Er winkte mit der Hand, und als der Jäger dieſelbe ergriff und feſt drückte, erwiederte er dieſen Druck und ſagte dabei: „Gott ſei mit dir, Joſef."

Sobald dieſer das Zimmer verlaſſen hatte, trat der Wirth ungerufen herein. Er war aufgeregt, erhitzt und ſtolperte in ſeinem Eifer faſt über die Schwelle in das Gemach, ſo daß ihm der junge Mann entgegen rief: „Hoho! Meiſter Scharffer, Ihr ſtürzt ja daher, als wenn Ihr gejagt würdet."

„Das wird auch alſo kommen," erwiederte der Wirth in ſeiner plumpen Manier. „Wiſſen Sie, Herr, daß drunten der Teufel los iſt."

„Ah! Ihr ſeid der Mann, ihn zu bändigen," erwiederte der Andere lachend.

„Ja, da hat ſich was zu bändigen. Es ſind da eben ſechs Kerl in die Schenkſtube gedrungen, und als wir uns weigerten, ihnen Wein zu geben, meinten ſie, das wollten ſie doch einmal ſehen, das ſei hier ein Wirthshaus ſo gut wie ein anderes."

„Da hatten ſie vollkommen Recht, Meiſter. Und ſtatt, daß Ihr davon ſtürztet und Aufſehen erregt, hättet Ihr bei Euren Gäſten bleiben und ſie angenehm unterhalten ſollen."

„Da unterhalte ſich Einer, wenn ihm das Herz vor Schrecken ſtill ſteht. Drei von den Sechſen kenn' ich. Wenn die nicht bei der Polizei ſind, ſo will ich auf einem Raſirmeſſer reiten. Einer von ihnen machte ſich mit der alten Margareth zu ſchaffen und erkundigte ſich freundlich, was das für Klingelſchnüre ſeien, die neben ihrem Sitze herabhiengen."

„Das iſt allerdings verdächtig.“

Der dicke Wirth hatte ſo haſtig geſprochen, daß er ganz außer Athem gekommen war. Während er ſich den Schweiß von der Stirn wiſchte, that er einen tiefen Athemzug und fuhr dann fort: „Auch kommt ſo eben der Johann nach Haus und meint, er habe drunten auf der Straße in der Nähe des Fuchsbaues Geſichter geſehen, die ihm gar nicht gefielen. — Aber das iſt noch nicht das Schlimmſte, er brachte auch die Nachricht heim, daß der Sträuber eingeſteckt worden ſei.“

„Der Sträuber?“ fragte der Andere, offenbar unangenehm überraſcht und zog dabei ſeine Augenbrauen finſter zuſammen. „Der Sträuber? — Das iſt fatal.“

„Auf dem Bahnhof,“ fuhr Meiſter Scharffer fort, „er hatte ſich gerade ein Billet gelöst.“

„Wohin?“

„Nach St.“

„Beim Teufel! Das iſt ſchlimm. Alſo wollte er über die Grenze. Da hat der Schuft etwas angeſtellt, was ihn zwingt, Stadt und Land zu verlaſſen.“ Bei dieſen Worten ging der junge Mann nachdenkend mit raſchen Schritten auf und ab und der Wirth ſchaute ihm mit einem höchſt überraſchten Geſichte zu, wobei er ſich in dem ſchwarzen, buſchigen Backenbarte kratzte. Er mochte wohl denken: jetzt iſt es keine Zeit zum Prominiren, jetzt ſollte der da handeln. Doch tröſtete er ſich gleich darauf: er wird ſchon wiſſen, was zu thun iſt. Der Andere trat wieder an den Tiſch zurück und ſagte achſelzuckend: „Wohl möglich, daß ſie wieder eine Hausausſuchung halten.“

„Wie ſchon oft.“

„Aber heut' iſt das ſchlimmer.“

„Warum? — Wir haben nichts Verdächtiges im Hauſe.“

„Jetzt vergeßt Ihr den Mathias," ſagte der junge Mann mit ſehr ernſter Stimme.

„Alle Heiligen! das iſt wahr," rief erbleichend der Wirth. „Wenn ſie den finden mit ſeiner Wunde in der Seite, ſo ſind wir verloren. O, wenn er nur ſchon todt wäre."

„Hol' Euch der Teufel, Meiſter! — Und warum das?"

„Sie wiſſen wohl, wir hätten dann ein gutes Verſteck für ihn. Aber einen Lebenden kann man nicht da hinein poſtiren."

„Ehe ich das Haus verlaſſe, muß ich nach ihm ſehen. Leuchtet mir hinauf."

„Laſſen Sie das um Gotteswillen bleiben, Herr," bat der Wirth. „Nehmen Sie mir ein Wort nicht übel, wer weiß, ob man es nicht auf Sie ſelbſt abgeſehen hat. Verlaſſen Sie das Haus, ſo lange es noch Zeit iſt, ſchonen Sie ſich für uns. — Horch! was war das?"

Von unten herauf ließ ſich ein dumpfes Krachen vernehmen. Beide lauſchten und der junge Mann ſagte: „Man bricht eine Thüre auf. Wahrhaftig, das ſcheint ernſtlich zu ſein. — Haben ſie Lichter bei ſich?"

„Nein, darnach habe auch ich gleich geſehen."

„Wer iſt von uns im Hauſe?"

„Der Johann, der Schnapper und zwei fremde Geſellen, die heute mit guter Recommandation ankamen. — Als ich die ſechs Andern eintreten ſah, hieß ich ſie auf ihr Zimmer gehen."

„Wo ſind ſie?"

„Auf Numero vier, über uns."

„Und Mathias?"

„Auf Numero zwei. Ah! ich vergaß, Friz iſt bei dem als Krankenwärter."

Der junge Mann ſtand da hoch aufgerichtet, ſein blitzendes

Auge blickte ſtarr in eine Ecke des Zimmers, er zog ſeinen ſchwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten des Mundes herunter und dachte nach. — „Das iſt ganz einfach," ſagte er nach einer Pauſe, „die Hauptſache iſt: Mathias muß weggeſchafft werden und das muß Johann und Friz beſorgen. Beide ſind ſtark, ſie können ihn tragen. — — Freilich kann es ihn das Leben koſten," fuhr er fort, nachdem er die Augen einen Moment mit der Hand bedeckt hatte. „Aber was iſt da zu machen? — Lieber todt, es wäre gräßlich, wenn er ihnen lebend in die Hände fiele. Und Mathias hat eine ſtarke Natur, er wird's vielleicht ertragen."

„Aber wohin mit ihm?" fragte zweifelnd der Wirth. „O glauben Sie, Herr, die auf der Polizei ſind auch klüger geworden. Sie werden ringsum das Haus beſetzt haben."

„Natürlich," erwiederte der Andere mit einem verächtlichen Lächeln. „Aber wir laſſen uns doch nicht überliſten, und wenn Ihr genau meine Befehle befolgt, ſo kommt der arme Mathias glücklich durch."

„Und Sie, Herr?"

„O, ich verſchwinde wie gewöhnlich. — Ihr laßt den Mathias auf Numero Eins bringen; dort, wißt Ihr, hängen an der Wand alte Landkarten. Nehmt ſie ab und ſchlagt durch die ganz dünne Wand, die ſich dort befindet, ein Loch, nicht größer, als daß Johann und Friz mit ihrer Laſt durchkommen."

„Aber in dem Hauſe nebenan haben wir keine Verbindungen, Herr. Das iſt ein Pietiſt, ein ſcheinheiliger Satan, der gleich Lärm machen wird."

Ohne auf dieſe Worte zu achten, hatte der Andere ſeinen Rock aufgeknöpft und die Uhr hervorgezogen, von der er ein Petſchaft löste. Dann fuhr er ruhig fort: „Auf das Geräuſch

des Wanddurchschlagens wird der Eigenthümer augenblicklich erscheinen. Johann soll ihm dieß übergeben und er wird für den Mathias sorgen. Vergeßt mir aber nicht, daß die große Landkarte wieder an ihren Platz gehängt wird."

Meister Scharffer empfieng das Bettschaft mit einem Blicke der Ehrfurcht, den er auf den jungen Mann warf. Er hatte den Nachbar immer gefürchtet, ja er hatte ihn gekannt als Jemand, der im Rufe der größten Rechtlichkeit stehe, der das Getreibe im Fuchsbau tief verabscheue und der bei allen Genossen im Verdacht stand, als habe er die Polizei schon mehrmals zu einer Hausaussuchung veranlaßt. Und nun hatte er dort ebenfalls Verbindungen angeknüpft. —

„Nur fort," sprach jetzt der junge Mann ungeduldig. „Sagt dem Johann und Friz, was sie zu thun haben, und dann begebt Euch an die Haupttreppe und schimpft als guter Wirth dort hinab über die Vagabunden, die Eure Thüren erbrechen. Hört nur, sie machen immer weiter. Aber jetzt hinauf, Meister Scharffer, befolgt auf's Pünktlichste meine Befehle. Ich werde Euch hier erwarten."

Der dicke Wirth schien Lust zu haben, sich ein wenig in seinem Haar zu raufen, und er hob schon die Hände an den Kopf empor, als er aus dem Zimmer eilte; doch ließ er sie wieder sinken, schüttelte vielmehr sein Haupt, als er sich auf der Schwelle nochmals umschaute und nun bemerkte, wie der junge Mann einen Stuhl an den Tisch zog und sich ruhig darauf setzte, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Während Meister Scharffer die Treppen hinauf sprang, bekreuzte er sich und dachte: „Am Ende wäre es doch besser, wenn man sich der Polizei selbst überlieferte. Der da drunten im Zimmer ist offenbar der leibhaftige Teufel."

Die außerordentliche Ruhe aber, mit welcher der junge Mann handelte, war theilweiſe erzwungen, um auch dem Andern Muth einzuflößen, denn als dieſer verſchwunden war, ſprang er auf und trat unruhig an die Thüre, um in das Haus hinabzulauſchen. Obgleich nun das Zimmer, in welchem er ſich befand, von der Schenkſtube ſehr weit entfernt war, ſo vernahm er doch einen wüſten Lärm von dorther und mitunter Töne, als ob man Möbel wegrückte, Kaſten niederſtellte, Thüren gewaltſam öffnete. — „Sonderbar!“ ſprach der Horcher zu ſich ſelber, „ſie treiben ihre Sache auf wunderſame Art. Statt ſich raſch über das ganze Haus zu verbreiten, halten ſie ſich in einem Theile deſſelben auf, wo ſie noch nie was gefunden haben. — Ich glaube, wir haben die ganze Geſchichte dem Herrn Blaſſer zu verdanken. — Wenn nur Mathias ſchon fort wäre! — Ah! ſie gehen dran, ihn wegzuſchaffen.“ Er lauſchte wieder aufmerkſam und vernahm von droben das Gehen von Männern, deren ſchwerem Auftreten man wohl anmerkte, daß ſie eine gewichtige Laſt trugen. Zu gleicher Zeit hörte er, aber ſehr gedämpft, ein Geräuſch, wie wenn man Steine losbräche und dann das leichte Krachen von Holzwerk. — „Gott ſei Dank!“ ſagte der junge Mann, „er wird bald drüben ſein. Wenn er's nur aushält! Das Loch in der Wand koſtet mich viel. Ich hatte dieſen Ausweg für mich ſelbſt aufgehoben. Aber was gilt ein Freund nicht! Und ein ſolcher war mir Mathias hier im Hauſe. — Ich hätte ihm vielleicht folgen ſollen, wer weiß, ob das nur eine Hausausſuchung iſt und ob ſie nicht vielleicht das Haus ſo umſtellt haben, daß es mir auf meinem gewöhnlichen Wege ſchwer wird, zu entkommen. — Bah! man muß nicht das Schlimmſte denken. — Doch — — jetzt iſt Mathias drüben.“ In dieſem Augenblicke vernahm er nämlich die ſcheltende Stimme

des Wirthes, der auf der Treppe ſtand, die in das untere Stockwerk führte, und laut hinabſchrie: „Was für ein Lärmen wird in der Schenkſtube getrieben? Glaubt ihr denn, man könne in dem Hauſe treiben, was man wolle? He, Marie, ruf' den Hausknecht!“ Nachdem er dieß geſagt, kehrte er in das Zimmer zurück, wo der Andere unterdeſſen die beiden Lichter auf dem Tiſche ausgelöſcht hatte, ſo daß es vollkommen finſter geweſen wäre, wenn nicht eine Gaslampe auf dem Gange einige Helle in das Zimmer geworfen hätte.

„Mathias iſt fort, aber jetzt bitte ich Sie um Gotteswillen, Herr, ſuchen Sie ſich einen Ausweg. Als ich droben vom Fenſter auf die Straße hinabſchaute, habe ich verdächtige Geſtalten bemerkt.“

„Auf welcher Seite?“

„Auf der, wo Sie gewöhnlich das Haus verlaſſen.“

„Das iſt ungeſchickt. So muß ich den Weg durch den Keller nehmen.“

„Ich glaube auch, daß der ſicherer iſt,“ ſagte angſtvoll der Wirth. „Nur müſſen Sie dabei über die Haupttreppe hinab, bei der Schenkſtube vorbei.“

„Ich weiß wohl, doch hat das nichts zu ſagen. Margarethe wird auf ihrem Poſten ſein.“

„Gewiß; die läßt ſich eher in Stücke reißen.“

„So will ich ihr ein Zeichen geben und dann vorwärts, Meiſter. Ihr ſteigt ſcheltend die Treppe hinab und ich folge Euch.“ Sowie er dieß ſagte, zog er an einer Klingelſchnur, die neben der Thüre hieng, und wenige Secunden darauf verlöſchte die Gaslampe draußen auf dem Gange. Von unten herauf aber erſcholl ein lauter Aufſchrei, die klägliche Stimme der alten Kellnerin und darauf polterte Meiſter Scharffer die Treppen hinab, fluchend und ſcheltend mit aller Kraft ſeiner Lunge.

Der Andere ging hinter ihm drein, er ſetzte die Füße ſo leicht auf, daß man von Beiden jedesmal nur einen einzigen Tritt hörte; ſein Auge verſuchte es, die Finſterniß, die auf dem ganzen Hauſe lag, zu durchdringen. Dabei blieb er dicht hinter dem dicken Wirthe, der, auf dem untern Treppenabſatz angekommen, gleich von kräftigen Armen gefaßt wurde. Doch ermangelte er nicht, dieß durch lautes Geſchrei ſeinem Hintermanne kund zu thun, der einen Augenblick unbeweglich ſtehen blieb, dann das Treppengeländer erfaßte und ſich nun mit ſolcher Gewalt die Treppe vollends hinab ſchwang, daß er zwei Männer, die dort Poſto gefaßt hatten, ſo vollkommen unvermuthet überfiel, daß dieſe ihr Gleichgewicht verloren und ſchwerfällig die Treppe hinab kollerten, ihm nach, der ſchon mit leichtem Fuß die unterſte Stufe erreicht hatte. Hier war der Fliehende nicht einen Augenblick zweifelhaft, welchen Weg er einzuſchlagen habe. Eine Thüre, die er ſuchte, fand er unverzüglich, trat durch dieſelbe in ein Gewölbe, glitt hier abermals einige Stufen hinab und erreichte nun einen weiten Keller, in dem er fortſchritt.

Dieſer hatte nach der Straße einige halbkreisförmige Oeffnungen, die man übrigens kaum bemerken konnte, da die Nacht ſehr finſter war. An einer dieſer Oeffnungen hatte man in der Mauer mehrere Steine weggebrochen und ſo eine förmliche Leiter gebildet, auf der ein gewandter Mann ohne große Mühe emporſteigen konnte. Ehe er ſich aber vollſtändig dort hinauf ſchwang, horchte er aufmerkſam, und erſt, als ſich in der engen Gaſſe, in welcher dieſe Fenſter mündeten, nicht das geringſte Geräuſch vernehmen ließ, ſtieg er vorſichtig aus dem Keller empor.

Glücklicher Weiſe warfen die nahſtehenden Häuſer, ſowie ein Mauervorſprung neben dem Fenſter einen ſo tiefen Schatten auf die Stelle, wo er empor geſtiegen war, daß ihn ſelbſt ein

Späher hier nicht hätte entdecken können. Auch brauchte er die Vorsicht, eine Zeitlang unbeweglich stehen zu bleiben, worauf er endlich mit zwei großen Schritten die andere Seite der Gasse erreichte. Hier blieb er abermals stehen und schaute nach dem Hause zurück, doch faßte er im nächsten Augenblicke unwillkührlich den Griff seines Dolches, denn mit seinem scharfen Auge bemerkte er an zwei Stellen der dunklen Mauer des Hauses, von dem er eben herkam, eine Bewegung, gerade als seien dort ein paar Personen, die sich etwas von der Mauer entfernten. Sobald er aber regungslos stehen blieb, sah er auch drüben nichts mehr. — Und doch! er hatte sich nicht getäuscht. Kaum hatte er einen Schritt gemacht, so bewegten sich auch dort die beiden dunkeln Flecke wieder, — zwei Gestalten, mit ihm im gleichen Maße fortschreitend. — Das sind Aufpasser und Verfolger, dachte er sich. Was ist zu thun? Bei einem Ueberfall, den sie aber wahrscheinlich in der Nähe dieses Hauses nicht wagen, mich ihrer mit meinem Dolch entledigen; wenn sie mich aber verfolgen, sie, wenn es möglich ist, irre führen.

Das Letztere war aber ein schweres Unternehmen, denn wenn auch die beiden Gestalten nicht Willens schienen, die Entfernung zwischen sich und dem Andern zu kürzen, so ließen sie sie auch nicht vergrößern. Denn machte er längere und raschere Schritte, so thaten sie das Gleiche, blieb er stehen, so machten sie es ebenso. Letzteres that er mehrmals und überlegte sich dabei, ob es nicht besser wäre, umzuwenden und seinen Verfolgern direct auf den Leib zu gehen. Dieß zu thun war er schon im Begriff, doch hatte er mittlerweile die enge Gasse verlassen und eine breite, lange Straße erreicht, die von mehreren Gaslampen hell beschienen war, und sah bei deren Licht dort zwei ähnliche verdächtige Gestalten, die ihm auf ein Zeichen seiner ersteren Begleiter eben-

falls folgten. — Vier würden ein zu großes Aufſehen geben, dachte er bei ſich. Alſo nichts von Gewalt; hier muß Liſt entſcheiden und Schnelligkeit. Behutſam warf er einen Blick um ſich; die letzten ſeiner Verfolger waren wohl zwanzig Schritt entfernt, die erſten ſchlichen auf der andern Seite der Straße. Er beſchleunigte ſeinen Gang und als er eine enge Seitengaſſe erreicht hatte, ſchoß er dort mit einem gewaltigen Satze hinein. Doch mußten die vordern ſeiner Verfolger dieſe Abſicht errathen haben, denn Einer ſtürzte ihm ſo raſch nach, daß er ihn in der nächſten Secunde dicht an ſeiner Seite laufen hörte. Die Andern blieben nicht weniger zurück und er hörte deutlich ihre lauten Schritte auf dem Pflaſter der ſonſt menſchenleeren Straßen im ſchnellſten Tempo.

Vor allen Dingen galt es, ſich ſeines nächſten Verfolgers zu entledigen, und als er ein Mittel hiezu gefunden, mußte er ſelbſt darüber lächeln. Er wandte ſeinen Lauf etwas nach der Mitte der Straße, gegen einen der Gascandelaber, ſo zwar, daß ſich dieſer jetzt zwiſchen ihm und ſeinem Verfolger befand. In dieſem Augenblicke faßte er die eiſerne Stange deſſelben mit der Hand, ſchwang ſich um ſie herum und traf den Andern dabei mit der ganzen Wucht ſeines Körpers, daß dieſer laut dröhnend zu Boden ſtürzte. Hierauf änderte er die Direction ſeines Weges abermals und flog nun in raſchen Sätzen über die dunklen Straßen dahin, einem Stadttheile zu, wo wenig Verkehr war und ſpärliche Gasflammen brannten und wo an große herrſchaftliche Häuſer viele Gärten ſtießen. Seine Verfolger blieben übrigens dicht hinter ihm und ſo ſtark und ausdauernd er auch war, ſo fühlte er doch nach und nach, wie ihm das Athmen ſchwerer wurde und wie es ihm große Mühe zu verurſachen anfieng, den beſchleunigten Lauf fortzuſetzen. Wohin ſollte er ſich wenden? Er hatte gehofft, ſeine Verfolger zu ermüden

und ihnen auf dieſe Weiſe zu entgehen. — Vergebens. Wenn er auch zuweilen mehrere Schritte Vorſprung hatte, ſo ſtrengten ſich die Andern deſto mehr an, in ſeine Nähe zu kommen, und ſie hatten dieß leichter, da ſie ſich theilen, ihm zuweilen den Weg abſchneiden und ſo denſelben für ſich abkürzen konnten. Glücklicher Weiſe hatte Keiner von ihnen Schießwaffen bei ſich, ſie hätten es aber auch vielleicht nicht gewagt, davon Gebrauch zu machen, denn der da vorn, den ſie verfolgten, mußte doch am Ende lebend in ihre Hand fallen. Nachlaſſen wollte Keiner und jetzt am Allerwenigſten, wo die Häſcher deutlich ſahen, daß der Flüchtling da vorn ſeinen Lauf nicht mehr ſo raſch fortſetzte wie bisher. Ja, er ſchien ungewiß zu ſein, welchen Weg er nehmen ſoll. Er ſchaute um ſich, gewiß in der Abſicht, den Ort zu erkennen, wo er ſich befände. — Stand er dort nicht ſtille? Ja, er hatte ſich an die Mauer gelehnt, gewiß konnte er nicht weiter und wollte ſich ergeben. Mit erneuerter Kraft, das Ende ihres Laufs vor ſich ſehend, ſtürzten die Polizeibeamten vorwärts. Jetzt hatten ſie die Stelle erreicht, wo ſich Jener befand. Schon ſtreckte der Vorderſte den Arm nach ihm aus, als er ſah, daß der Flüchtling verſchwunden war, an einer Mauer verſchwunden war, viel zu hoch, um darüber hinwegſpringen zu können, aber in der Nähe eines Gartenpavillons, den ſie jedoch bei näherer Unterſuchung feſt verſchloſſen fanden und welcher obendrein zu dem Garten des Polizeipräſidenten gehörte.

Achtundſiebenzigſtes Kapitel.

Auf der Polizeidirection.

Während die vier Polizei-Beamten ganz ermattet und ſehr verblüfft vor dem Gartenpavillon ſtanden, befand ſich der Flüchtling in demſelben in Sicherheit. Er blieb dicht an der Thüre ſtehen, und hütete ſich vor dem geringſten Geräuſch, ja er bezwang ſo viel als möglich ſeine ſchwer keuchende Bruſt, damit das Athemholen drüben nicht gehört würde. Ringsum war es ſtille, und er von ſeinen Verfolgern nur durch eine dünne Bretterwand geſchieden; er fühlte ſich jetzt wie der Schiffer auf ſtürmiſchem Meer. Näher als vorhin und auch jetzt noch war er dem Verderben nie geweſen. Die Nervenaufregung, das Bewußtſein, handeln zu müſſen, hatte ihn bis jetzt nicht dazu kommen laſſen, ſeine Lage zu überſehen, — ſeine Lage, vor Allem aber die ſeiner unglücklichen Schweſter. Jetzt aber, wo ſein Körper ermattet war, wo die Gefahr hinter ihm zu liegen ſchien, wo er aber immer noch wie angefeſſelt ſtehen mußte, jagten ſeine Gedanken in tollen und wilden Bildern durch ſein Gehirn. Und was ſie ihm Schreckliches

zeigten, das waren leider keine Gebilde der Phantaſie, das war Alles wahr — nur zu wahr. Sein mächtiger Geiſt breitete in raſcher Aufeinanderfolge alles Gehörte und Geſehene vor ſich aus, erwägte, verglich, verwarf, und kam zu dem entſetzlichen Reſultat, daß der Boden, auf dem er bisher gelebt, anfange unter ſeinen Füßen zu wanken, daß er auf ſchlüpfrigem Bergrande ſtehe, ſchon hinabgleitend, ohne daß ſich ſeinem ſuchenden Auge ein ſicherer Anhaltspunkt, eine rettende Stütze gezeigt hätte. — — Als er mit ſeinen Gedanken ſo weit gekommen war, daß er ſeine Lage klar erkannte, preßte ein wilder Schmerz ſein Herz zuſammen und er mußte gewaltſam einen Schrei der Verzweiflung unterdrücken, der ſich nun in ein momentan ſchreckliches Gefühl verwandelte, und jede Muskel ſeines kräftigen Körpers erzittern machte. — Das war der Augenblick, wo er, um Allem mit einem Male ein raſches Ende zu machen, an die Thüre zu klopfen verſucht war, um ſich ſeinen Verfolgern zu übergeben. Doch warf er in nächſter Secunde trotzig den Kopf in die Höhe und ſprach zu ſich ſelber: „Verdammt, daß ich mich auf dieſer Feigheit ertappe, ein, wenn gleich verlorenes, Spiel wegzuwerfen, da man nicht den Muth hat, es zu Ende zu führen. — Ah! wie konnte mir eine ſolche Idee kommen. Nein, ich werde meine Zügel feſt in der Hand behalten, ich werde die Räder meines Lebenswagens vor dem Sturz in dieſen Abgrund zu bewahren wiſſen, wenn mir auch drüben ein anderer nicht minder gefährlicher winkt. War es doch von jeher mein Grundſatz, das Angefangene zu beendigen. Alſo auch dieſe Partie, bis zum letzten Stiche, bis zu meinem großen Schlemm. — — Dann die Karten fein ſäuberlich geordnet und zuſammengelegt, das Conto bezahlt und — gute Nacht!“

Die Vier draußen hatten ſich hinter ihren langen Ohren gekratzt, und Einer meinte, es ſei doch wahr, was man vom Fuchs-

bau ſage, daß dort der Teufel los ſei. „Alles in Allem genommen, ſo mag der Henker wiſſen, was wir verfolgt, vielleicht irgend eine Art Geiſt oder einen Schatten.“ Dagegen nun proteſtirte ein Anderer heftig und ſagte zu ſeinen Kameraden, daß das kein Schatten geweſen ſei, habe er bei dem Gascandelaber drunten wohl geſpürt; ſo ſei er in ſeinem ganzen Leben noch nicht umgerannt worden. Brummend meinte er, dafür wären ſie eigentlich nicht bezahlt, und wenn das noch einmal vorkäme, ſo könne Polizeidiener ſein, wer Luſt habe. Ein Dritter ſprach, er glaube, da helfe Alles nichts mehr; möge es nun Schatten oder Menſch geweſen ſein, er ſei nun einmal unter ſehr verdächtigen Umſtänden verſchwunden am Gartenpavillon des Polizei-Präſidenten, und er halte dafür, die ganze Sache dem Commiſſär zu melden und deſſen Urtheil zu hören. Der Vierte aber war der Klügſte von Allen; er rieth, ſo lange über die ganze Geſchichte reinen Mund zu halten, bis ſie den Garten unterſucht hätten. Und zu dem Zweck ſollten Zwei hier bleiben, und Zwei vorn zum Hauſe hinein gehen, um, wohlverſtanden, in aller Heimlichkeit nach dem Entflohenen zu fahnden. Fände man nichts, ſo bliebe die Sache auf ſich beruhen und werde nicht weiter gemeldet. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen und Zwei machten ſich alsbald auf den ziemlich langen Weg nach der Polizeidirection, zu welchem Zweck ſie ein paar Stadttheile umwandern mußten.

Dieß Geſpräch hatte die Gedanken des Andern unterbrochen, und zwang ihn, alsbald auf ſeine Rettung zu denken. Was ſollte er thun? Das einzige Mittel zu entkommen ſchien ihm, durch den langen Garten in das Haus des Polizei-Präſidenten zu gehen, denn abgeſehen von der hohen Mauer, die zu beiden Seiten hinlief, war es ihm heute Abend zu gefährlich, ſich der Nachbarſchaft anzuvertrauen. Aber wie ſollte er aus dem Hauſe des

Polizei-Präſidenten auf die Straße gelangen? Er mußte da an der Wachtſtube vorbei, die ſich im Erdgeſchoß befand, und wäre da einem unangenehmen, gefährlichen Verhöre nicht entgangen. Der Himmel war wolkenlos, ein heller Streifen, der ſich im Oſten langſam ausbreitete, zeigte den Aufgang des Mondes an; die Luft war kalt, ein ſcharfer Wind ſauste durch die dürren Zweige der Bäume, der Boden war hart gefroren. Glücklicher Weiſe ſprachen die beiden Polizeidiener draußen ſo laut, daß es dem Flüchtling möglich war, ſich während ihrer Unterredung langſam aus dem Pavillon zu entfernen. Einmal aus ihrer Hörweite, beſchleunigte er ſeinen Schritt und erreichte den gepflaſterten Hof, welcher an die hintere Seite des Hauſes ſtieß. Die Wagenremiſe war geöffnet, beim Schein einer Laterne ſpannte der Kutſcher ſeine Pferde ein und unterhielt ſich mit einem der Soldaten, welche zur Wache des Hauſes gehörten. „Und ſo eine Geſchichte dauert lang?“ fragte der Soldat. — — „Heute Abend wenigſtens bis zwei Uhr,“ verſetzte der Kutſcher. „Ich ſage dir, ſo ein Maskenball bei Hof, der läßt nicht mit ſich ſpaſſen.“

Er, der in dieſem Augenblicke mit geräuſchloſen Schritten über den Hof ging, hatte bei all' dem Schrecklichen, was er erlebt, die täglichen Angelegenheiten vollkommen vergeſſen. Als der Kutſcher von dem Maskenballe bei Hof ſprach, erinnerte er ſich des heutigen Abends, und eine kecke, wenn gleich gefahrvolle Idee zu ſeiner Rettung blitzte in ſeinem Kopfe auf. Es war das ein Gedanke, den er ſeiner Seltſamkeit wegen augenblicklich feſthielt und auszuführen beſchloß. Er zog ſeine Uhr und nachdem er einen Blick darauf geworfen, murmelte er: „Erſt Acht; die Zeit könnte nicht beſſer ſein.“ — Jetzt hatte er das Haus erreicht, jetzt die breite Treppe, die in den erſten Stock führte, zur

Wohnung des Polizei-Präſidenten. Auf derſelben war Alles hell erleuchtet, und beim Schein des glänzenden Gaslichtes unterſuchte er mit prüfendem Auge den Zuſtand ſeiner Toilette. Dank dem feſtgefrorenen Boden war an den glänzenden Reitſtiefeln kein Stäubchen zu ſehen, ebenſo untadelhaft war ſein eng anliegendes Beinkleid; nur die Bleuſe von dunkelblauem Wollenſtoffe hatte ſich bei dem ſcharfen Laufen etwas verſchoben. Doch war dem leicht abzuhelfen. Er zog den ledernen Gürtel, den er um den Leib trug, feſter an, das Oberkleid herab, brachte ſeine Halsbinde, ſo gut ſich das ohne Spiegel thun ließ, in Ordnung, und ſomit war ſein Anzug bis auf das Haar wieder hergeſtellt. Das muß ſchon ſorgfältiger behandelt werden, doch gab es auch hiefür ein leichtes Auskunftsmittel. Der junge Mann wußte in dem Hauſe genau Beſcheid, er ſtieg feſten Fußes die Treppe hinauf und trat oben, ſtatt nach dem Empfangszimmer zu gehen, in einen kleinen Corridor, öffnete dort eine Thüre und wollte eintreten.

Hier befand ſich ein junges Mädchen, das bei dem Anblick der fremden Geſtalt, die ſo plötzlich auf der Schwelle erſchien, laut aufſchrie und flüchten wollte. „Bleiben Sie ruhig, Louiſe,“ ſagte der Eintretende lachend. „Ah! bei Gott! meine Maske iſt gut, da ſogar Sie mich nicht erkennen.“

Das Wort „Maske“ ſchien die Kammerjungfer, welche in den letzten Tagen viel von dergleichen gehört, einigermaßen zu beruhigen. Doch hielt ſie immer noch die Klinke zur Thüre des Nebenzimmers in der Hand, als ſie entgegnete: „Ja, die Maske iſt ſo gut, daß ich den Träger derſelben nicht zu erkennen vermag. Und wenn er ſich nicht augenblicklich nennt, ſo werde ich Lärm machen.“

„Coeur de rose!“ lachte der junge Mann. „Wie ſind Sie heute Abend ſo wild! So will ich mich denn alſo nennen, und

mich zu gleicher Zeit noch beſſer in Ihrem Gedächtniſſe auffriſchen.“ Bei dieſen Worten hatte er die Hand unter die Blouſe geſteckt, ſie wieder hervorgezogen, und als er darauf dem erſtaunten Mädchen ein paar Ducaten in die Hand gleiten ließ, ſagte er flüſternd: „Baron Brand wünſcht die Frau Präſidentin zu überraſchen, vorher aber einen Augenblick Ihre ſchöne Gebieterin zu ſehen.“

Die Kammerjungfer war wie umgewandelt. „Sie ſind aber in der That ein gefährlicher Herr,“ ſprach ſie lachend. „Habe ich doch in meinem ganzen Leben nicht geſehen, daß Jemand eine andere Figur ſo täuſchend darſtellen könnte. Fräulein Auguſte iſt fertig — ich werde Sie melden.“

Damit verſchwand das Mädchen, um gleich darauf zurückzukehren und dem Wartenden zu ſagen, daß ſein Beſuch willkommen ſei. Ehe der Baron übrigens das Zimmer verließ, brachte er vor dem kleinen Spiegel deſſelben ſeine Haare ſowie ſeinen Bart in Ordnung, und als er darauf den uns bekannten Salon betrat, erſchien die Tochter des Präſidenten zu gleicher Zeit von der andern Seite, doch blieb ſie beim Anblick der fremdartigen, ſeltſamen Geſtalt zögernd auf der Schwelle ſtehen, und erſt, als ſich ihr der Baron in ſeiner eleganten und liebenswürdigen Weiſe näherte, ihre Hand ergriff, ſie feurig küßte und dazu wie mit einem Anflug von Empfindlichkeit ſagte: „Ah! auch Sie erkennen mich nicht einmal! auch Ihnen, ſchöne Auguſte, iſt mein Bild ſo wenig gegenwärtig,“ lachte das reizende Mädchen laut auf und rief einmal über das andere Mal: „Prächtig! ſuperb! magnifique! — Baron, ich kann Ihnen nicht verſchweigen, Sie haben ſich da einen gefährlichen Nebenbuhler erſchaffen.“

„Dieſe Aeußerung könnte mich unglücklich machen, Auguſte,“ ſagte zärtlich der Baron. „Und darauf können Sie ſich verlaſſen, ſchöne Unbeſtändige, daß der Nebenbuhler nach dem

heutigen Abend verſchwinden und nie mehr zum Vorſchein kommen ſoll."

„Alſo eiferſüchtig auf ſich ſelbſt!" lachte das ſchöne Mädchen.

„Ja, auf mich ſelbſt," entgegnete er feurig. „Auf Jeden, der es wagt, Sie anzuſehen, auf das Licht, das in Ihrem ſchönen Auge glänzt, auf die Luft, die Sie einathmen, auf dieſen goldenen Reif, der das Glück hat, Ihren reizenden Arm zu umſchließen." Dabei küßte er ihn vielmal, das heißt den Arm, nicht den Reif. — „Und eiferſüchtig bin ich," fuhr er mit einem leiſen Seufzer fort, „auf die Blume in Ihrem Haar, ach! und auf die Spitzen, jene feinen, neidiſchen Gewebe, welche beſeligt ſind, Ihnen ſo nahe ſein zu dürfen."

„Welche Wortverſchwendung!" verſetzte Auguſte heiter und fröhlich. „Aber jetzt ſeien Sie vernünftig, Baron. Ja, wenn Sie ſich einen Augenblick zu mir herſetzen und verſtändig ſein wollen, ſo will ich Ihnen dagegen geſtehen, daß es mich recht, — nein, das will ich gerade nicht ſagen, — aber daß es mich freut, Sie noch vor dem Balle zu ſehen. — Aber ſetzen Sie ſich!"

Der Baron that wie ihm befohlen, und obgleich die beiden Fauteuils ziemlich weit von einander ſtanden, ſo wußte er doch durch eine kühne Schwenkung ſeinen dem ihrigen näher zu bringen. „Daß ich ehrlich bin, müſſen Sie mir doch zugeſtehen, Auguſte. So mein Coſtüm preisgeben! Wie hätte ich Sie intriguiren können!" Er beugte ſich zu ihr hinüber, und während er ſeinen Arm ſo auf die Lehne des Fauteuils ſtützte, daß er mit ſeinen Fingerſpitzen bald den kühlen, glatten Goldreif, bald ihren warmen, vollen Arm berühren konnte, blickte er ihr von unten herauf ſo forſchend in die Augen, daß ſie die ihrigen niederſchlug.

Nach einer Weile ſagte ſie: „Ich hätte Sie doch erkannt, Baron. Freilich, Ihr Coſtüm iſt ſchön, Ihr Geſicht gänzlich

fremd, aber Ihr Weſen, Ihre Art zu ſprechen, können Sie nicht verläugnen."

„Coeur de rose!" erwiederte er lachend, „da irren Sie ſich."

„Gewiß nicht," verſetzte das ſchöne Mädchen. „Sie haben etwas Weiches — etwas Gutes, wenn Sie wollen, — in Ihrer Sprache, in Ihrem Auftreten, in Ihrer Art zu ſein, und das iſt im Widerſpruch mit Ihrem wilden Coſtüm, ja mit dem Blitz, der jetzt aus ihren Augen flammt."

Bei dieſen Worten erhob ſich der junge Mann langſam aus ſeinem Stuhl, und als er aufrecht daſtand, ſchien er gegen früher um ein paar Zoll gewachſen zu ſein. Seine Haltung war eine ganz andere; er legte die linke Hand leicht und graziös auf den Griff ſeines Dolches und ſagte mit jener erſten, klingenden Stimme, die uns bekannt iſt, mit jenem Tone, der die wildeſten Geſellen erzittern machte: „So hören Sie mich denn, Auguſte. Ich bin in der Verkleidung nicht ohne Abſicht zu Ihnen gekommen, — zu dir, deren Herz mir gehört. Verhältniſſe, die ich dir unmöglich jetzt auseinander ſetzen kann, erlauben mir nicht, dich auf dem gewöhnlichen und ſchicklichen Wege die Meine nennen zu können. — Auguſte," fuhr er mit wildem und doch zärtlichem Ausdrucke fort, „meine Auguſte, du mußt Vater und Mutter verlaſſen und mußt mit mir fliehen, noch heute Nacht fliehen; ich habe alle Vorbereitungen getroffen, am Schloſſe halten Wagen und Pferde, im Gewühl des Balles wird es uns leicht, zu verſchwinden. — Willſt du, meine Auguſte? Willſt du? Ein kurzes Wort, Ja oder Nein."

Das auf's Höchſte überraſchte Mädchen hatte die nun auch in ihrem Weſen ſo ganz fremde und verwandelte Geſtalt ſtaunend angeſchaut und hatte zitternd ſeine Worte gehört; aber ſie zitterte nicht, weil ſie dachte, es ſei jetzt der Augenblick der Vereinigung

gekommen mit dem Manne, dem ſie geſtanden, daß ſie ihn liebe, dem ſie feurige Küſſe erlaubt, dem ſie einen Schlüſſel anvertraut, von dem er einen großen Mißbrauch hätte machen können, ſondern ſie bebte, weil ſie ſeinen Worten völlig glaubte, und aus denſelben eine Abſicht hervortreten ſah, die mit der ihrigen durchaus nicht harmonirte, an die ſie nimmermehr gedacht, der ſie nie ihre Zuſtimmung geben würde. Dem Baron Brand hatte ſie erlaubt, daß er ſie liebe, aber vor aller Welt liebe; ſie wußte, daß er reich war, daß er ſchöne Equipagen hatte, in allen Geſellſchaften gern geſehen war; ſie wäre hier in der Reſidenz gerne vor den Altar getreten; wie hätte man ſie beneidet, wie hätte man der Baronin Brand gehuldigt! Dieß ſchöne, glänzende Gewebe hatte er mit ſeinen Worten gänzlich zerſtört, ſie ſah die goldenen Fäden davon flattern, und hatte leider nicht Verſtand genug, ſie zu erhaſchen und ihn ſelbſt mit kluger Hand damit zu umgarnen.

Er lauſchte geſpannt auf ihre Antwort, und als er bemerkte, daß, nachdem er geendet, ihre Züge kalt, ernſt und förmlich wurden, flog faſt unmerklich ein triumphirendes Lächeln über ſein Geſicht.

„Herr Baron," ſagte ſie, „wenn es auch möglich wäre, daß Sie vorhin im Scherze ſprachen, ſo ſind das doch Worte, die ich nicht hören darf, und Sie werden mir erlauben, daß ich Mama rufe." Bei dieſen Worten wandte ſie ſich gegen die Mitte des Salons, doch ſprang ihr der Baron mit einem zierlichen Schritte nach, indem er lachend ausrief: „Coeur de rose! ſchönſte Auguſte, ſehen Sie wohl, daß es mir gelungen, mein ganzes Weſen zu ändern. Ah! Sie haben meinen Worten geglaubt. Sehen Sie, wie ich Sie gefangen."

Welcher von Beiden iſt nun er ſelbſt? dachte ſie, mehr

und mehr überraſcht. Gewiß, ich that ihm Unrecht, und ich habe mich in der That fangen laſſen.

„Wie iſt es ſo ſüß,“ ſagte ſchwärmeriſch der Baron, „den Zorn eines geliebten Gegenſtandes zu erregen. Hat man doch alsdann das Recht, Verzeihung zu erbitten, was ich hiemit kniefällig thue.“ Damit warf er ſich ihr zu Füßen, faßte ihre Hände, doch blieb es nicht allein bei dem Küſſen derſelben.

„Halb zog er ſie, halb ſank ſie hin“

ſagt bei einem nicht ganz unähnlichen Falle der Dichter. Doch können wir nicht hinzuſetzen: „Und ward nicht mehr geſehen,“ müſſen vielmehr der Wahrheit gemäß ſagen, daß in dieſem Augenblick die Präſidentin die Thüre öffnete und überraſcht auf der Schwelle ſtehen blieb, als ſie den fremden, wild ausſehenden Mann auf ſo ſeltſame Art bei ihrer Tochter traf. Als kluge Frau, die ſie immer war, huſtete ſie bedeutſam, bei welchem Ton Auguſte zuſammen ſchrack, aber, von den Armen des jungen Mannes feſtgehalten, ſich nicht ſogleich befreien konnte.

Doch wandte ſie ihren Kopf, der wieder frei geworden war, der Mutter zu und rief: „Herr Baron von Brand, für den heutigen Abend als Räuber maskirt, iſt in der That ſo abſcheulich, Mama, daß ich bei Ihnen Schutz ſuchen muß.“ Während ſie das aber ſagte, fühlte er einen leichten Druck ihrer Hand, die eben geſprochenen Worte Lüge ſtrafend.

„Aber das ſind ſchreckliche Geſchichten,“ verſetzte nun überraſcht die Präſidentin, die ebenfalls nicht im Stande war, die ſo bekannten Züge des Barons zu entdecken.

„Coeur de rose!“ lachte Dieſer, „ich bin verrathen, gnädige Frau. Ich kann nicht mehr zurück.“

Auguſte ſchien zu erröthen, und die Präſidentin huſtete während eines ſanften Lächelns.

Es entſtand eine kleine Pauſe, dann ſprach das junge Mädchen mit liſpelnder Stimme: „Ach Mama, er iſt wirklich zu abſcheulich, der Baron; er hat mich auf eine ſo hinterliſtige Art auf die Probe geſtellt.“

„Die Sie aber ſiegreich wie Wenige beſtanden,“ erwiederte der Baron nicht ohne einen Anflug von Ironie. — „Aber finden Sie meine Maskerade nicht vortrefflich?“ fuhr er fort, ſich an die Präſidentin wendend. „Nicht wahr, ich bin vollkommen unkenntlich? Doch verzeihen Sie, Gnädigſte, vor allen Dingen muß ich mich entſchuldigen, daß ich es gewagt, Sie zu überraſchen; meine Gedanken ſind eigentlich zu häufig in Ihrem Hauſe und ſchleppen mich zuweilen willenlos mit.“

„Nicht wahr,“ ſagte Auguſte etwas ſchüchtern, „es iſt eigentlich lieb von dem Baron, daß er ſich uns vorher zu erkennen gab. Er hätte uns ſchön in Verlegenheit bringen können.“

„Doch jetzt wollen wir Andere intriguiren!“ lachte er luſtig. „Sie müſſen mir ſchon erlauben, daß ich mich heute Abend zuweilen an Ihrer Seite ſehen laſſe. Ja, ich hätte noch einen kühnern Wunſch, aber ich wage es nicht, ihn auszuſprechen.“

„Immer zu, Baron,“ entgegnete gnädig die Mutter. „Sie ſind heute Abend ein gefährlicher Menſch, dem man nichts abſchlagen darf.“

„Auch nicht einen Platz in Ihrem Wagen?“

„Ah Baron; das iſt viel. Was wird die Welt ſagen? Wie ſoll ich mich da heraus reden? Sie wiſſen ohnedieß,“ ſetzte ſie mit leiſer Stimme gegen ihn hinzu, „daß man Sie gerne mit dem Departement der Polizei in Berührung bringen möchte.“

„O ja, ich weiß das,“ ſprach er ſeufzend.

„Und ich muß doch den Leuten eine Aufklärung geben können, warum ich in Begleitung eines ſo furchtbaren Räubers erſcheine.“

„Begreiflicher Weise. Aber wenn es die schöne Auguste erlaubt, so stellen Sie den furchtbaren Räuber als — den Bräutigam Ihrer Tochter vor.“

„Ah Baron, Sie erschrecken mich!“ rief das Mädchen aus und schlug die Augen nieder, doch blitzten dieselben vor Freude und Genugthuung.

„Und welchen Namen trägt der Räuber?“ fragte lächelnd die Mutter.

„Nun ich dächte, meinen Namen kennten Sie vollkommen. — Doch da kommt so eben der Herr Präsident; bitte, gnädige Frau, fangen Sie Ihre Vorstellungen an.“

Wirklich erschien der Präsident in diesem Augenblicke im Salon, blieb aber ebenfalls auf's Höchste überrascht an der Thüre stehen, als er den fremden Mann bei seinen Damen stehen sah. Seine Nase wollte sich unmuthig erheben, doch dachte er noch zur rechten Zeit an den Carneval und fieng sie deßhalb sanft wieder ein. Seine Ueberraschung verminderte sich übrigens nicht, als nun die Präsidentin den jungen Fremden als Bräutigam der Tochter vorstellte. Glücklicher Weise aber sprach Auguste den Namen aus, worauf ein momentanes Lächeln die etwas bekümmerten Züge des Präsidenten überflog; er war aber klug genug, die Sache vorderhand als Scherz zu behandeln mit dem aufrichtigen Wunsche im Hintergrunde, daß sie sich recht bald in Ernst verkehren möge, denn er wünschte sich einen vornehmen und reichen Schwiegersohn. Aufmerksam betrachtete er den Baron, dann sagte er: „Sie haben da ein eigenthümliches Costüm; liegt demselben eine Idee zu Grunde?“

„Eine besondere nicht,“ entgegnete scheinbar sehr lustig der junge Mann. „Es ist eine Phantasie, eine Grille.“

„Ein eleganter Räuber,“ bemerkte stolz die Präsidentin.

„So Etwas ſchwebte mir auch vor,“ erwiederte der Baron laut lachend. „Und ich dachte dadurch unſerm verehrten Herrn Präſidenten eine kleine Aufmerkſamkeit zu erzeigen. Wie man in der Stadt hört, ſind Sie ja mitten in Räubergeſchichten darin und ſoll man merkwürdigen Sachen auf die Spur gekommen ſein.“

Der Präſident klopfte an ſeine Naſe und verſetzte mit groſſer Wichtigkeit: „Allerdings; aber wir müſſen klug vorgehen, denn wir haben es mit der Quinteſſenz von Schelmen und Schlauheit zu thun. Ich leite ſelbſt die ganze Geſchichte.“

„Die armen Räuber!“ ſagte der Baron ſehr ſchmeichelhaft für den Chef der Polizei.

„Aber Kinder, es iſt Zeit,“ ſprach der Präſident. „Gleich neun Uhr; der Wagen iſt vorgefahren. — Baron, wo haben Sie den Ihrigen?“

„Ah! Herr Präſident,“ entgegnete Dieſer lachend, „ich wollte Ihre Damen überraſchen und zu ſolchem Zwecke fährt man nicht im Wagen.“

„Der Baron hat einen Platz bei uns acceptirt,“ ſagte beſtimmt die Mutter. Sie hätte um keinen Preis den Räuber, künftigen Schwiegerſohn und Baron aus der Hand gelaſſen.

Er ſelbſt hatte keinen andern Ausweg und mußte unter mehreren Uebeln das Kleinſte wählen. Seine vier Verfolger trieben ſich ſicherlich in der Nähe der Polizeidirection herum; wahrſcheinlich war das ganze Stadtviertel von ihnen beſetzt. Alſo die einzige Möglichkeit zu entrinnen war, wenn er unter dem mächtigen Schutze des Präſidenten ſelbſt das Haus verließ und ſo an's andere Ende der Stadt, in's Schloß, kam. Hier wurde es ihm leicht, im Gedränge zu verſchwinden, den Wagen eines Bekannten zu finden und nach Hauſe zu fahren, um ſich umzukleiden.

Der Bediente meldete, daß vorgefahren ſei, die Damen

hüllten ſich in ihre Mäntel, und der Baron rief mit ſehr gut geſpielter Ueberraſchung aus: „Ah! jetzt beginnt ſchon die Strafe für meinen Leichtſinn. Ich vergaß, mir einen Paletot bringen zu laſſen; ſehen Sie, gnädige Frau, ſo muß ich Sie dennoch verlaſſen und zuerſt nach Haus eilen.“ Mit leiſer Stimme ſetzte er, gegen das Mädchen gewendet, hinzu: „Ich fühlte keine Kälte, als ich hieher eilte, meine geliebte Auguſte.“

„Das iſt kein Grund, Baron,“ entgegnete die Mutter. „Ich darf Ihnen einen Mantel meines Mannes anbieten.“

„Ja, Baron, wenn Sie mit einem Dienſtmantel vorlieb nehmen wollen,“ ſagte lächelnd der Präſident. „Wir alte Herren ſind nicht ſo mit Ueberflüſſigem verſehen, wie ihr jungen Leute.“

Natürlicher Weiſe bat der Baron noch einige Mal, ſich nicht zu derangiren, ließ ſich aber doch endlich zu dem Dienſtmantel herbei, der ihm denn auch eilig von dem Bedienten umgehängt wurde. Es war ein langgedientes Kleidungsſtück von braunem Tuch mit hellblauem Kragen — ganz Ordonnanz.

So ſtieg man die Treppen hinab, bei der Wachſtube vorbei, an deren Thüre einige Polizeiſoldaten ſtanden, welche ziemlich betrübte und verdrießliche Geſichter machten. Nachdem der Schlag des Wagens geſchloſſen war, ſagte der Bediente zu dem Kutſcher: „Nach dem Schloſſe!“ und als die Pferde anzogen, that der Baron von Brand einen tiefen Athemzug.

Neunundsiebenzigstes Kapitel.

Maskenball bei Hof.

An einem Abend wie der heutige glänzte das königliche Schloß innen und außen von Lichtern. Da brannten alle Gascandelaber rings umher und umgaben die gewaltigen Gebäudemassen mit einem hellen, weißen, blitzenden Kranz; der große Platz vor dem Schloß, ja die angrenzenden Straßen waren mit Pechpfannen besetzt, deren dunkelrothe Gluth wild und trotzig gegen die zierlichen Gasflammen erschien. Die lodernden Flammen warfen einen hellen Schein auf den weiten Platz, wo eine unzählige Menge von Irrlichtern ihr Wesen zu treiben schienen. Das waren die Laternen der vielen Wagen, die von allen Richtungen her kamen, sich kreuzten, hier geradeaus fuhren, dort einen Bogen beschrieben. Eine große Menschenmenge umlagerte den Haupteingang des Schlosses, um von den anfahrenden Masken so viel zu sehen, als die neidischen Verhüllungen, Mäntel, Shawls, Paletots erlaubten. Neugierig drängten sich diese Zuschauer vor und wagten sich oftmals so dicht heran, daß

die aufgestellten Posten, Kuirassiere hoch zu Roß, kaum im Stande waren, die Eingänge frei zu halten, denn wenn auch Alles vor dem stampfenden Pferde oder sobald man nur den strahlenden Kuiraß und die glänzende Pallaschklinge erblickte, augenblicklich zurückwich, so drängten doch die Hinteren immer wieder vor, und es war hier eine fortwährende lebendige Ebbe und Fluth.

Dieß hinderte übrigens die Wagen nicht, wenn gleich im langsamsten Tempo, anzufahren und sich ihres Inhalts zu entledigen. Freilich war die Reihe sehr lang; wer daher spät von Hause weggefahren, sich an's Ende derselben anschließen mußte, — im Falle er nämlich nicht zu den Bevorzugten gehörte, — konnte lange warten, bis er die Treppen erreichte. Zu diesen Bevorzugten gehörte der Wagen des Polizeipräsidenten, der, von einem der Kuirassiere begleitet, sogleich an den Eingang gelangte. Beide Damen und Herren stiegen aus, und als sie das Vestibul erreicht hatten, wo sich in der Nähe des Tanzsaals die großen Garderoben befanden, drangen ihnen schon die rauschenden Klänge einer Polonaise entgegen.

„Geschwind, geschwind!“ rief die Präsidentin, „die Polonaise beginnt, man darf das nicht versäumen, wenn man einen Ueberblick über das Ganze erhalten will.“

Der Baron, welcher gehofft hatte, sogleich beim Eintritt in den Saal verschwinden zu können, sah sich genöthigt, der Tochter seinen Arm zu geben, während die Mutter von einem schon lange auf diesen wichtigen Moment harrenden jüngern Polizeirath gekapert und in die Reihe weggeführt wurde. Der Präsident faßte ängstlich seine Nase und war schon im nächsten Augenblicke in den Strudel der Masken hineingerissen.

Ein gewöhnlicher Maskenball ist von einem solchen bei Hofe

wenig verſchieden. Hier ſind nur die Räume prächtiger, die Beleuchtung glänzender, der Eingeladenen mehr und dabei in den einzelnen Sälen, wo ſich Alles zuſammendrängt, eine unerträgliche Hitze, ein fabelhafter Staub und ein Gemiſch von Parfums der verſchiedenſten Art. Im Uebrigen gleicht ein Maskenball dem andern auf's Haar. Hier wie dort ſieht man prächtige Coſtüme, geſchmackvolle Anzüge, neben andern, die recht übel gewählt, ja mitunter ſehr fade erſcheinen. Auch die Converſation bleibt ſich im Ganzen ziemlich gleich. Geiſtreiche Bemerkungen wechſeln ab mit den dummſten Phraſen, und das bekannte: „Maske, ich kenne dich!“ iſt ebenſo hier wie dort, nur hier gewöhnlich in's Franzöſiſche überſetzt, zu Hauſe.

Einen Vorzug haben übrigens die gewöhnlichen Bälle, daß ſich nämlich ſämmtliche Anweſende gleichförmig über das ganze Local vertheilen, wogegen hier die Säle und Zimmer, in denen ſich gerade die allerhöchſten Herrſchaften aufhalten, förmlich belagert ſind, von einer Menſchenmaſſe beſetzt, die Kopf an Kopf ſteht, in der Jeder ſich vordrängt, um gleich darauf wieder ſanft zurückgedrückt zu werden, wo Jeder den Hals ſo lang als möglich emporſtreckt und das ſüßeſte Lächeln auf ſeinem Geſichte hervorruft, um gleich gerüſtet zu ſein, ſobald ein gnädiger Blick herüberdringt.

Die Polonaiſe bewegte ſich durch das ganze Appartement in einer faſt endloſen Linie und hatte zuletzt den kleinen Thronſaal zu paſſiren, wo ſich der allerhöchſte Hof befand und auf dieſe Art alle anweſenden Masken Revue paſſiren ließ. Die Muſik ſpielte ein ſo langſames Tempo, daß man nur ſo dahin zu ſchlendern brauchte, wodurch es auch den Herrſchaften möglich war, ſich jeden Einzelnen genau zu betrachten und Dieſen oder Jenen mit einem gnädigen Worte zu beglücken.

Vergeblich hatte der Baron Brand den Verſuch gemacht, die junge Dame, welche er führte, zu überreden, mit ihm in eins der leereren Zimmer zu treten, um, wie er ſagte, die langweilige Polonaiſe mit ſüßem Geplauder zu vertauſchen; — es war ihm unangenehm, ja ihm bangte ordentlich davor, durch den Thronſaal zu gehen. Auguſte dagegen hätte um Vieles ihren Platz nicht verlaſſen. Sie hörte gern das Flüſtern um ſich her und vernahm es mit Stolz, wenn man ſich über ihren ſeltſam, aber elegant coſtümirten Begleiter in allerlei Muthmaßungen erging. Der Baron mußte vorwärts und da es nun einmal nicht zu ändern war, ſo hob er den Kopf leicht empor und ſchritt dahin, als ſei ihm Alles daran gelegen, die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf ſich zu ziehen.

Der ganze Hof war verſammelt; Ihre Majeſtät im geſchmackvollen Coſtüme einer reichen Burgfrau ſaß da, von Ihrem ritterlichen Gefolge umgeben. Aus dieſen hervor machten ſich beſonders vier ſchöne Stallmeiſterinnen bemerkbar, welche ſie zunächſt umſtanden. Eine derſelben war Eugenie von S., und ſobald der Baron den Saal betrat, konnte er es begreiflicher Weiſe nicht unterlaſſen, mit ſeinem ſcharfen Auge ſogleich dieſes reizende Mädchen aufzuſuchen. Da ſtand ſie, die prächtige, ſchlanke Geſtalt, zunächſt am Seſſel Ihrer Majeſtät, auf deſſen Lehne ſie eine Hand aufgeſtützt hatte. Sie trug das eng anliegende dunkelblaue Reitkleid, welches ihre ſchönen Körperformen wunderbar hervorhob. — Weßhalb es ihn ſchmerzlich berührte, wußte der Baron ſelbſt nicht, aber als er von ihrer Schulter die bekannten Achſelbänder in Blau, Grün mit Silber herabflattern ſah, verurſachte ihm das ein widriges Gefühl. Dazu war das Geſicht des ſchönen Mädchens mit einer erſchrecklichen Bläſſe bedeckt und ihre Augen geröthet, als habe ſie geweint; ja zuweilen

zuckten ihre bleichen Lippen und es war, als müſſe ſie ſich alle Gewalt anthun, um ihre Thränen zurückzuhalten. — Wo aber war der Herzog? — Richtig, dort ſtand er hinter ihr und hatte dieſelben Farben, welche Eugenie trug, an ſeinem Anzuge nicht geſpart. Zuweilen beugte er ſich angelegentlich und auffallend zu ihr hinüber und flüſterte ihr lächelnd einige Worte zu, welche ſie ja nicht unfreundlich erwiedern durfte. Doch ſah das Lächeln, welches alsdann über ihr Geſicht flog, ſo eiſig, ja unheimlich aus, daß es den Baron ordentlich davor ſchauderte. Er verwünſchte den Dienſt, den er dem Herzog geleiſtet und hätte ſich vielleicht noch größere Vorwürfe darüber gemacht, wenn ſeine Gedanken heute Abend nicht mit Wichtigerem beſchäftigt geweſen wären. — Warum hatte er dem Herzog dergleichen Dienſte geleiſtet? — Um ihn ſeinerſeits ebenfalls gebrauchen zu können und eine innige Verbindung mit ihm anzuknüpfen, die ihm ſpäter vielleicht von Nutzen ſein konnte. — Und dieß ſpäter — o es kam vielleicht nie, denn der Baron fühlte ſchmerzlich, daß der Zeiger ſeiner Lebensuhr wahrſcheinlich eine Stunde anzeigte, ſo ſpät, daß ſie mit dem Schlage derſelben gänzlich abgelaufen ſei. Und doch — wenn es eben möglich war, ſollte dem Herzog nichts geſchenkt ſein. Unter dieſen Gedanken durchſchritt er den Saal, ſtolz, mit hoch erhobenem Kopfe, die erſtaunten Blicke zurückgebend, die ſich gegen ihn richteten. Es mußte etwas Eigenthümliches in ſeiner Erſcheinung liegen, denn wo er vorbei kam, bewegten ſich flüſternd die Lippen gegen den Nachbar und ſelbſt Eugenie erhob ihren Blick und heftete die dunkeln, ſchwermüthigen Augen eine Secunde lang feſt auf ihn. Vor Etwas bangte übrigens dem Baron, vor dem Anblick des jungen Grafen Fohrbach, den er lieb gewonnen und der auch ihm ſtets mit gleicher Freundlichkeit entgegen gekommen war. Wahrhaftig, ihn reute die Geſchichte mit den Achſelbändern

und er hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn er sie hätte ungeschehen machen können. — Ach! wie so Vieles. — Dort stand der Graf in einem sehr geschmackvollen Anzuge von violettem Sammet mit Silberstickerei; dort stand er, und als er ihn, den Baron erblickte, schien etwas Furchtbares in seinem Herzen vorzugehen. Seine Hände ballten sich zusammen, sein Auge flammte einen Moment, dann aber spiegelte sich etwas wie Bestürzung und Schrecken in demselben. Daß diese Aufregung des jungen Mannes ihm gelte, fühlte der Baron wohl, doch war sie ihm unerklärlich, denn erstens erkannte er ihn gewiß nicht und dann konnte er ja auch keine Ahnung davon haben, daß er, der Baron Brand, bei jener Geschichte mit Eugenie und dem Herzog die Hand im Spiele habe. Daß aber Graf Fohrbach bei seinem Anblick auf's Höchste erschreckt geschienen, ja, daß sein Auge zornig gefunkelt, war nicht zu läugnen; hatte er doch deutlich dessen Bewegung gesehen, als wenn er vorstürzen wolle und hatte bemerkt, daß ihn der alte Leibarzt ironisch lachend bei dem Arm ergriff und zurückzog. Auch folgte er ihm mit den Blicken, und als der Baron schon das Ende des Thronsaals erreicht hatte und nochmals rückwärts schaute, sah er den Grafen noch immer mit vorgestrecktem Halse und starren Augen.

Die Polonaise ging nun bald darauf zu Ende, der Baron brachte seine Tänzerin nach mühsamem Umhersuchen endlich glücklich zu ihrer Mutter und wollte sich nun so schnell als möglich zurückziehen. Doch ließ ihn die Präsidentin nicht so wohlfeilen Kaufes davon; er mußte sich den Polizeirath vorstellen lassen und die kluge Frau benützte hiezu den Augenblick, als er gerade Arm in Arm mit der Tochter vor sie hintrat. Es war diese Vorstellung gewissermaßen eine Lehre für den Polizeirath, denn vor einem Jahre hatte man ihm zu verstehen gegeben, daß eine Verbindung

mit dem Hauſe des Präſidenten für ihn, der von ſehr guter Familie war, vielleicht nicht unerreichbar ſei. Er hatte aber bereits eine thörichte Liebe in ſeinem Herzen und zu wenig Weltklugheit, um einer künftigen Carrière ſelbſt ein ſo kleines Opfer zu bringen.

Der Baron hatte übrigens nachgerade an der Comödie genug, in die er ſich ſo leichtſinnig hinein gewagt, und blickte rings auf das Gewühl, um eine Direction zu finden, bei welcher er ſich am leichteſten zurückziehen könne. Doch ſagte ihm die Präſidentin: „Sehen Sie, wie ich alterirt bin, Baron. Haben Sie denn ſchon von der unglückſeligen Geſchichte mit der Baronin von W. gehört? Gerechter Gott! man hat es mir ſchon von mehreren Seiten geſagt und denkt, ich als Frau des Präſidenten müſſe darum wiſſen; hatte aber keine Ahnung davon. Mein Mann ſpricht niemals über ſo Etwas. — Haben Sie es denn gewußt?“

Baron Brand zuckte mit den Achſeln und entgegnete: „Ich erfuhr es ebenfalls vorhin. Das iſt freilich eine traurige Geſchichte. Und man weiß nichts Näheres?“

„Man ſagt dieß und das; Gott! wenn nur der Präſident käme. Wer weiß, wo der Mann wieder am Spieltiſche ſitzt. Ich ſollte doch eigentlich den Leuten gegenüber etwas Genaueres wiſſen.“

Der Polizeirath, der ſich vorhin zurückgezogen, näherte ſich jetzt eilig wieder und ſagte: „Der Herr Herzog ſucht den Herrn Polizeipräſidenten. Dort kommen Seine Durchlaucht.“

Nach dieſen Worten trat er mit einem tiefen Bückling zurück, um dem Herzoge Platz zu machen, der nun zu der Gruppe trat, ſich vor Mutter und Tochter etwas verneigte und den ihm Fremden,

der neben der Tochter ſtand, von der Seite anblickte. Der Baron, der an der Präſentation von vorhin genug hatte, wandte ſich an den Herzog und ſagte ihm lächelnd: „Gnädigſter Herr, ich erlaube mir, Ihnen einen guten Abend zu wünſchen.“

„Ah! die Stimme ſollte ich kennen!“ erwiederte der Herzog, wobei er den Andern forſchend betrachtete. „Wären Sie es wirklich, Baron Brand?“

„In eigener Perſon; — Coeur de rose! ich muß mir wahrhaftig auf meine Vermummung etwas einbilden.“

„Ich mache Ihnen mein Compliment,“ entgegnete Seine Durchlaucht; „ſuchte Sie auch ſchon eine gute Weile, Sie und den Herrn Polizeipräſidenten. Wiſſen Sie, ich kann Sie nun einmal von dem Departement nicht trennen. — Gnädige Frau,“ wandte er ſich an die Präſidentin, „Sie müſſen dieſem gefährlichen Menſchen den Zutritt in Ihr Haus nicht ſo ſehr erleichtern.“

Die Mutter lächelte ſanft und erwiederte: „Es gibt Verhältniſſe, Euer Durchlaucht, unter deren Schutz man viel geſtatten kann.“

„Ah! es gibt Verhältniſſe!“ rief lachend der Herzog. „Was Teufel! Baron, hat man Sie endlich erwiſcht, — Sie Heuchler und Verräther. — Fräulein Auguſte, darf ich Ihnen meine Gratulation machen?“

Das Mädchen knixte und blickte ſehr ſchüchtern zu Boden. Mama erhob ihren Kopf ſehr würdevoll, wobei ſie den Fächer ſpielen ließ, und Herr von Brand ſtand wie auf Nadeln.

Glücklicher Weiſe erinnerte ſich der Herzog, weßhalb er eigentlich gekommen, und ſprach zur Präſidentin: „Haben Sie keine Idee, wo ich Ihren Herrn Gemahl treffen kann? Ich muß ihn dringend ſprechen.“

Abermals trat der Polizeirath, und dießmal noch ſchüchterner,

zu der Gruppe und meldete gehorſamſt, ſein hoher Chef ſei im runden gelben Salon und eben im Begriff eine Whiſtpartie zu finden.

Zum Glück flüſterte in dieſem Augenblicke Auguſte ihrer Mutter etwas zu, weßhalb es dem Baron möglich wurde, dem Herzog zuzuraunen: „Nehmen Sie mich mit.“

„Dank Ihnen,“ wandte ſich dieſer an den Rath und ſagte dann zu den Damen: „Sie werden entſchuldigen, daß ich Ihnen den Baron auf einige Minuten entführe. — Kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu ſprechen.“

Beide entfernten ſich und es gelang ihnen ohne Mühe, durch das Gedränge zu kommen, denn überall wurde dem Herzog auf das Ehrerbietigſte Platz gemacht. Dieſer ſchob ſeinen Arm unter den des Herrn von Brand, und als ſie in eine Gallerie kamen, wo ſich nur wenige Gäſte ergingen, ſagte er: „Baron, ich bin ungeheuer in Ihrer Schuld. Sie haben die Sache mit den Achſelbändern vortrefflich arrangirt. Wenn ich nur eine Ahnung davon hätte, wie Sie das angefangen. Ich zweifelte daran und war nicht weniger überraſcht als Graf Fohrbach, deſſen Geſicht Sie hätten ſehen ſollen. Ah! das war komiſch; haben Sie ihn nicht zufällig erblickt?“

„Nein,“ erwiederte der Andere mit großer Ruhe. „Aber ich bemerkte, daß Fräulein Eugenie ſehr blaß und angegriffen ausſah.“

„Das iſt mir recht,“ bemerkte der Herzog eifrig. „Glauben Sie mir, dieſer Farbenwechſel kann gute Früchte tragen.“

„Meinen Sie?“

„Oho! es war das auffallend genug. Der ganze Hof erkannte augenblicklich meine Farben; ich ſah viele lächelnde Geſichter. Das hat ſie ungeheuer compromittirt.“

„Das thäte mir wahrhaftig leid.“

„Teufel auch! — Bei ſolchem Kriege gelten alle Mittel,“ ſprach der Herzog, und fuhr ſeufzend fort: „Ich bin in das Mädchen raſend verliebt, und es iſt nicht blos façon de parler, wenn ich wiederholt verſichere, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zu Gebote ſtehe.“

„Davon hoffe ich baldigſt Gebrauch zu machen,“ erwiederte der Baron. — „Sie ſuchen den Polizeipräſidenten?“

„Soll ich vielleicht bei dem für Sie ſprechen?“ fragte lachend Seine Durchlaucht. — „Apropos, iſt denn wirklich wahr, was Madame uns vorhin ſagte?“

Der Baron zuckte die Achſeln und warf leicht hin: „Man kann ſich nie genug in Acht nehmen. — Aber wenn ich mir eine Frage erlauben dürfte: was ſuchen Sie bei der Polizei, gnädigſter Herr?“

„Haben Sie denn noch nicht von der ſcandalöſen Geſchichte gehört?“

„Von welcher?“ fragte ſo unbefangen wie möglich der Baron.

„Nun, mit der Baronin W. Der ganze Hof, die Geſellſchaft ſind empört darüber. Ich ſuche den Präſidenten im Namen Ihrer Majeſtät.“

„Sie ſehen mich ganz erſtaunt; ich weiß von nichts.“

„Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß der alte General beſtändige Differenzen mit ſeiner Frau hatte. — Der Währwolf! Eine ſo ſchöne, liebenswürdige Frau! Weiß der Teufel, was ſie für eine Geſchichte gehabt hat, denn unter uns geſagt: in dem Punkt iſt es nicht ganz richtig. Genug, da iſt ein Haus in der Schilderſtraße, das hat ſie zuweilen incognito beſucht. Nun hat aber auch, weßhalb weiß ich noch nicht, die Polizei auf eben dieß Haus

ein Auge. Denken Sie, Baron, man beſetzt das Haus mit dem Befehl, Alles was ſich dort befände, feſtzuhalten und arretirt zu gleicher Zeit die unglückliche Frau, die ſich zufälliger Weiſe in einem Zimmer des erſten Stocks befindet —"

„Man arretirt ſie?" rief der Andere erſchreckt.

„Das heißt, man verbietet ihr bis auf Weiteres, das Haus zu verlaſſen. Nun mag der Teufel wiſſen, weßhalb zu gleicher Zeit die alte Excellenz von der Geſchichte gehört hat. Genug, der General ſchlägt einen unerhörten Scandal auf und bringt die Sache direct vor Seine Majeſtät."

„Das iſt ja eine furchtbare Geſchichte! — Und was ſoll der Polizeipräſident thun?"

„Einfach der armen Frau geſtatten, daß ſie das Haus verläßt."

„Und wem gehört das Haus?"

„Das wiſſen die Götter. Es ſoll ſehr elegant möblirt ſein. — Entre nous, die Sache hat ſchon ihren Hacken. Aber Sie, der hinter Alles kommt, ſollten das auch ergründen. — Nicht wahr?"

„Wenn man mir den Auftrag dazu gäbe," entgegnete ruhig der Baron.

„Nun, den gibt man Ihnen mit tauſend Freuden," ſagte eifrig Seine Durchlaucht.

„Aber wer, gnädigſter Herr?"

„Nun, meinetwegen Ihre Majeſtät; ich will das verantworten."

„Meinen tiefſten Reſpect vor Ihrer Majeſtät," meinte lächelnd der Baron, „aber um jetzt da was vorzunehmen, müßte man einen Befehl des Präſidenten haben, mit der Gefangenen verkehren zu dürfen."

„Den würde Ihnen der künftige Schwiegerpapa gewiß nicht abſchlagen.“

„Scherz bei Seite, gnädiger Herr! Da kann ich nichts machen. Aber wenn Sie im Auftrage Ihrer Majeſtät dem Präſidenten ſcharf zu Leibe gehen, ſo wird es Ihnen leicht, ihm einen Befehl auszupreſſen, der mir erlaubt, das Haus in der Schilderſtraße zu beſuchen.“

„Und darf ich Sie ihm nennen?“

„Verſteht ſich von ſelbſt; machen Sie von meinem Namen jeden beliebigen Gebrauch.“

Dieſe Unterredung hatten beide Herren im Durchſchreiten der langen Gallerie gehalten, waren aber dabei jeden Augenblick ſtehen geblieben und hatten jetzt das Ende derſelben erreicht. In dem Moment, als ſie dieſelbe verlaſſen wollten, faſt unter der Ausgangsthüre, ſtießen ſie auf den Grafen Fohrbach, der am Arme des Herrn von Steinfeld eilig eintrat. Beim Anblick des Herzogs und des Barons trat der Graf mit einem ſeltſamen Ausdruck im Geſichte auf die Seite und ſchien einige Secunden unſchlüſſig, ob er näher treten oder ſich entfernen ſoll. Augenſcheinlich hatte der Graf den Herrn von Brand aufgeſucht, hielt es aber bei der Anweſenheit Seiner Durchlaucht nicht für geeignet, ihn anzureden. Letzterer lächelte auf eine eigenthümliche Art und es war das ein Lächeln, welches eine tiefe Röthe auf dem Geſichte des Adjutanten hervorrief, was übrigens der Baron, der ſich haſtig von dem Arme des Herzogs losgemacht hatte, nicht zu bemerken ſchien und, wie von einer plötzlichen, ſehr wichtigen Idee getrieben, auf den Herrn von Steinfeld zutrat, der aber befremdet einen halben Schritt zurückwich.

Es war dieſe Begegnung übrigens für alle Vier ein peinlicher Moment, welchem der Herzog dadurch entging, daß er eine

leichte Verbeugung machte und ſeinem Begleiter ſagte: „Erwarten Sie mich in der Nähe, Baron, ich hoffe Ihnen das bewußte Papier ſogleich zu überbringen.“

Graf Fohrbach blickte dem Herzog nach, bis derſelbe im Nebenzimmer verſchwunden war. Dann wandte er ſich an den Baron, der, wohl vorherſehend, was jetzt kommen würde, ruhig ſtehen geblieben war.

„Wir haben Sie aufgeſucht, Herr von Brand,“ ſagte der Adjutant nach einer Pauſe in einem Tone, dem man deutlich anhörte, daß ſich der Sprecher zwang, ihn ſo ruhig als möglich zu halten.

„Beide Herren haben mich aufgeſucht?“ erwiederte der Baron auf die verbindlichſte Art von der Welt. „Alſo führt Sie eine gemeinſame Angelegenheit zu mir. — Und es trifft ſich das für mich ſehr angenehm, denn ich war ebenfalls im Begriff, beide Herren aufzuſuchen. — Gewiß, Graf Fohrbach: beide Herren.“ Die Haltung, welche der Baron bei den letzten Worten angenommen hatte, ſowie die Art, wie er ſeine Worte betonte, waren ſo gänzlich verſchieden von ſeiner ſonſtigen Weiſe, daß ſie offenbar ihren Eindruck auf die Anderen nicht verfehlten.

„Es iſt hier eigentlich nicht der Ort zu Erklärungen,“ ſagte Herr von Steinfeld, „und müſſen wir Sie bitten, uns in eins der leeren Nebenzimmer zu folgen.“

„Auch zu dem, was ich mitzutheilen habe,“ erwiederte der Baron beipflichtend, „ſind die Säle eigentlich nicht paſſend und würde ich den beiden Herren folgen, wohin es Ihnen beliebte, doch vernahmen Sie ſelbſt den Befehl Seiner Durchlaucht, welcher mich hier an dieſen Platz feſſelt.“

„Und die Befehle des Herrn Herzogs werden pünktlich befolgt,“ erwiederte Graf Fohrbach ironiſch.

Doch schien der Baron das nicht verstehen zu wollen, denn er fuhr ruhig fort: „Sollten Sie es aber vorziehen, in einer spätern Stunde über mich zu verfügen, so füge ich mich, wo es immer sei, Ihren Wünschen."

„Ich würde es als eine Gefälligkeit ansehen, wenn Sie jetzt einen Augenblick für uns hätten," sagte der Graf. — „Du bist ebenfalls frei," wandte er sich an Herrn von Steinfeld, „wer weiß, wozu man später commandirt wird. Es ist hier nebenan ein kleines Kabinet, wo wir vor allen Lauschern sicher sind."

Der Baron Brand verbeugte sich und einer Handbewegung des Adjutanten folgend, die ihn nöthigte, voran zu gehen, verließ er die Gallerie und betrat das bezeichnete Kabinet. Die Andern folgten ihm.

In diesem Kabinette war man freilich vor den Lauschern sicher. Es bildete eine Ecke des Schlosses und hatte auf diese Art keine Seitenzimmer. Die Wände desselben waren mit dunkelrothen Seidentapeten bedeckt, wodurch es, nur von zwei Wachskerzen erhellt, bei dieser Farbe ziemlich dunkel war. In dem Kamine von polirtem Stahl brannte ein mächtiger Holzstoß und in kleinen Fauteuils vor demselben ließen sich der Graf sowie Herr von Steinfeld nieder, der Baron dagegen zog es vor, stehen zu bleiben und lehnte sich mit dem Rücken so gegen das Kaminesims, daß weder der Schein des Feuers in demselben, noch der der Wachskerzen auf sein Gesicht fiel. Rings umher war Alles so still, daß es der von ferne sehr gedämpft herüber dringenden Töne der Musik bedurfte, um sich zu erinnern, daß man in der unmittelbaren Nähe eines Ballfestes sei.

Es dauerte übrigens längere Zeit, ehe Einer von den Dreien das Wort ergriff. So sehr es den Grafen gedrängt, den Baron aufzufinden, den er mit Recht im Verdacht hatte, bei der Geschichte

der Achſelbänder mitgewirkt zu haben, — denn er erinnerte ſich wohl jenes Berichtes, den er damals im Schloſſe angehört, — ſo verſank er doch jetzt, vor den ſpielenden Flammen ſitzend, momentan in tiefe Gedanken, aus denen ihn Herr von Steinfeld nicht weckte, da er mehr Zeuge als Selbſthandelnder war, ebenſowenig der Baron, der die Arme über einander geſchlagen hatte und angelegentlich die Tapete betrachtete, die jetzt faſt ſchwarz erſchien und gleich darauf, wenn die Flamme aus dem Holzſtoße ſtärker emporloderte, wie glühend roth angeſtrahlt wurde. Dieſer hatte ſo ſeine eigenen Gedanken, — wilde, ſchreckliche Gedanken, wie vor ein paar Stunden in dem Garten der Polizeidirection, nur war jetzt mehr Klarheit hinein gekommen; er wußte, was er wollte, und nachdem er noch eine kleine Weile ſchwer mit ſich gekämpft, ſah er es deutlich vor ſich, das Ende ſeines vielbewegten, ſeltſamen Lebens. Er fuhr aus ſeinen Träumereien empor und wandte ſich mit den Worten an die beiden Herren: „Sie wollten mir Mittheilungen machen? — Erlauben Sie mir, daß ich das Wort ergreife und wenn ich zu Ende bin, werden Sie wohl eingeſtehen, daß ich vielleicht die meiſten Ihrer Fragen, ohne ſie zu kennen, beantwortet.“ — — — —

Achtzigſtes Kapitel.

Gnade und Ungnade.

Der Chef des Polizeidepartements — er war wie die meiſten alten Herrn, in ſchwarzem Frack, über deſſen Rücken etwas wie eine ſchwarzſeidene Schürze flatterte, einen Domino vorſtellend, — bedauerte unendlich, daß die berühmte Geſchichte mit der Diebsbande nicht ſchon ein paar Monate eclatirt wäre wegen der ſehr leeren linken Seite ſeines Frackes im traurigen Gegenſatz zu den andern Departementschefs, die bei den großen Gelegenheiten wie ein wandelndes Stück Firmament ausſahen. Er war ſich aber ſeiner Wichtigkeit, namentlich im gegenwärtigen Augenblicke, vollkommen bewußt, und ſeine Naſe, nachdem er ſie gehätſchelt und ſanft geklopft, erhielt die Freiheit, hoch über Veränderlich auf ſchön Wetter zu ſteigen, um als getreuer Barometer dem Publikum anzuzeigen, daß ihr Herr außerordentlich mit ſich zufrieden ſei.

So war er durch die Zimmer ſtolzirt, und wenn es auch ſonſt nicht gerade zu ſeinen Gewohnheiten gehörte, ſich vorzudrängen, ſo that er doch heute Abend etwas dergleichen und wan-

delte zu dem Zweck den innern Appartements zu, wo der allerhöchſte Hof ſeinen kleinen Cercle hielt, unter einander plauderte oder mit Vertrauten ſprach. Man mochte hier im Allgemeinen den Präſidenten wohl leiden. Die Herren ſchätzten ihn, weil ſelbſt der geordnetſte Mann wohl einmal in den Fall kommen konnte, von ſeiner mächtigen Hülfe Gebrauch machen zu müſſen, und die Damen, weil er ein kleines Original war, pikante Geſchichten zu erzählen wußte und während des Winters ein paar recht hübſche Bälle gab.

Der Hof war gruppirt, wie es ſich von ſelbſt verſteht, die glänzenden Sonnen waren von den leuchtenden Planeten umgeben, dieſe wieder umtanzt von den Monden, denen ſie ihr Licht verliehen, und umringt von dem zahlloſen Heer des gemeinen Geſtirnes. Zuweilen ſchoß auch ein Komet durch den ſtrahlenden Kranz in Geſtalt eines beſcheidenen Aſſeſſors oder unternehmenden Lieutenants, ein ſchüchterner Komet, der nun aus Alteration, ſich in den höchſten Cirkel verirrt zu haben, ohne ſich aufzuhalten bis an's Ende ſämmtlicher Säle ſauste und ſich erſt da, wo ihn Niemand mehr bemerkte, erſchreckt umwandte.

Der Präſident betrat dieſen Salon, gewiß nicht in der Abſicht dort zu bleiben, ſondern nur um hier durch in den gelben Saal zu einer Partie Whiſt zu gelangen. Er hätte freilich auch noch einen andern Weg dorthin nehmen können, aber die kleinen Strahlen höchſter Gunſt, die bei ſolchen Gelegenheiten ſelten verfehlten, ihn zu beglücken, thaten ſeinem alten Herzen ſo wohl. Die Frau Herzogin beſonders war ihm ziemlich gewogen und ermangelte nie, einen huldreichen Spaß mit ihm zu machen; ja, Ihre Majeſtät hatten, am Whiſttiſche ſitzend, ſchon die außerordentliche Gnade gehabt, ihm einen Blick in Höchſtihre Karten zu geſtatten,

und ſelbſt Seine Majeſtät bemerkten Seinen Chef der Polizei nicht ungern und hatten immer etwas Angenehmes für ihn in Bereitſchaft, war es nun ein ſpaßhaftes Wort oder eine huldreiche Handbewegung. Der Präſident verließ den allerhöchſten Kreis nie, ohne ſolchergeſtalt reichlich bedacht worden zu ſein.

So empfänglich für alles Gute betrat er auch heute dieſen Saal und zufällig durch eine Thüre, welche ihn vis à vis Ihrer Majeſtät brachte, die ihn einen Augenblick fixirten, die Augen zuſammen zogen, und ſich dann, ohne die tiefe Verbeugung des Chefs der Polizei zu bemerken, nach der andern Seite wandten, wobei ihre Majeſtät zu der Frau Herzogin ſagten, daß ſich die neue blaue Seidentapete doch vortrefflich ausnähme. Der Präſident, etwas erſtaunt, tänzelte zierlich bei den Herrſchaften vorbei, und als er in den Geſichtskreis der Frau Herzogin trat, brachte er auch hier pflichtmäßig ſeine Verbeugung gegen Hochdieſelbe an. Dieſe wandte ſich nun gerade nicht herum, doch dankte ſie mit einer Neigung des Kopfes ſo kalt, ſo ſteif und förmlich, daß der Präſident unwillkührlich hinter ſich ſchielte, ob ſich dort nicht zufällig ein neu erſchaffener Kammerherr zeige oder die Frau eines alten Beamten von ſehr jungem Adel, denen dieſer Gruß gegolten. — Aber hinter ihm war nichts als ein großer Spiegel, der ſeine eigene Geſtalt und ſein beſtürztes Geſicht wie neckend zurückwarf.

Daß der Präſident nicht falſch geſehen, bemerkte er als Mann, der den Hof kennt, an den Geſichtern der Cavaliere, durch welche er hindurch ſchritt, und von denen die meiſten ſonſt für ihn voll Aufmerkſamkeiten waren. Heute erging es ihm wie dem Herrn von Dankwart, denn wenn er rechts und links ſeine Hände ausgeſtreckt hätte, wäre Niemand da geweſen, um ſie zu ergreifen und zu ſchütteln. Wo er ſelbſt ein freundliches Wort ſprach, da wich man augenſcheinlich zurück und hatte nur ein verlegenes

Grinſen ſtatt aller Antwort. Die Naſe des Präſidenten ſank auf Veränderlich herab; er ſpürte ſchlechtes Wetter, und an dem Benehmen der Excellenzen in dem gelben Salon, die ihn ſonſt gerne zu ihrer Spielpartie zogen, fand er ſeine Vermuthungen beſtätigt. Alle Tiſche waren bereits beſetzt, und wo ſich allenfalls noch ein Platz zeigte, da wurde faſt Angeſichts des Präſidenten ein Nebenſtehender gepreßt, um den leeren Platz einzunehmen.

Es iſt wunderſam, wie in der Welt oft des Einen Schaden dem Andern zum Nutzen wird. So ging es bei der eben erwähnten Veranlaſſung — dem Preſſen eines Mitſpielers nämlich — dem Herrn von Dankwart. Vergeblich hatte Dieſer längere Zeit in dem Dunſtkreis der höchſten Herrſchaften herumgeſchwänzelt, — es wollte keines, ſelbſt nicht einmal eines der Geſtirne dritten Ranges, eine Anziehungskraft auf ihn ausüben. Seine gefälligſten und geiſtreichſten Bemerkungen waren nur für den leeren Raum geſprochen, und als ihm endlich ſogar eine etwas kecke Annäherung an die Frau Herzogin ein pikantes Wort eingetragen hatte, ſah er ſich veranlaßt, den Kreis der Sonnen und Planeten zu verlaſſen und als unglückliche Sternſchnuppe in's Nebenzimmer abzublitzen. Zum Glück für ihn fiel er hier an den Tiſch Seiner Excellenz des Oberſtſtallmeiſters, der mit dem Hoftheater-Intendanten auf den dritten Mann wartete, und nun beim Anblick des Präſidenten in der Noth zum Herrn von Dankwart griff, als kluger Mann denkend, daß man immer unter zwei Uebeln das kleinſte wählen müſſe.

Der Präſident wußte nicht, was er von allem dem zu halten habe; er ſchien ſeine Naſe befragen zu wollen, indem er ſie faßte und tief herabzog, aber dieſe blieb ſtumm und antwortete nur durch ein ſtilles Seufzen. Er wandelte nach und nach bei

ſämmtlichen Spieltiſchen vorbei, bald hier bald dort eine Bemerkung in das Geſpräch werfend, doch waren die Antworten, die er erhielt, ebenfalls kalt und förmlich, ja Mancher ſchaute ſich um, ob wohl Jemand bemerke, daß der arme Präſident neben ihm ſtehe. So kam er auch an die andere Thüre des gelben Salons, wo er mit dem Herzog Alfred, der ihm haſtig entgegen kam, zuſammentraf. — „Ah!“ rief Dieſer mit lauter Stimme, „Sie habe ich lange geſucht.“

Dem Chef der Polizei war es bei dieſen Worten zu Muth, als ginge ihm in finſterer Nacht ein Stern auf. „Gott ſei Dank!“ ſeufzte er in ſich hinein, „endlich doch einmal ein Weſen, das menſchlich denkt. Unter Larven die einzige fühlende Bruſt.“ Das Ausſehen des Herzogs war leutſelig und freundlich wie immer, und dazu ſprach er mit ſo hörbarer Stimme, daß faſt ſämmtliche Spielende ihre Köpfe herumdrehten.

„Haben Sie einen Augenblick für mich übrig,“ fuhr Seine Durchlaucht fort, „ſo wäre es mir angenehm, wenn Eure Excellenz einen Gang mit mir durch die Zimmer machten.“

Auf's Höchſte geſchmeichelt verbeugte ſich der Präſident, und Beide traten in das anſtoßende Gemach.

„Aber Präſident,“ ſagte der Herzog, als ſie allein waren, „was machen Sie um Gotteswillen für Geſchichten!“

„Daß man mich im Verdacht hat, als mache ich ſeltſame Geſchichten, habe ich ſchon bemerkt,“ entgegnete der Chef der Polizei in kläglichem Tone. „Aber ich kann Euer Durchlaucht verſichern, daß ich ſo wenig weiß, weſſen man mich beſchuldigt, als wenn ich ein neugeborenes Kind wäre.“

„Der Teufel auch! Da haben Sie ein ſchlechtes Gedächtniß oder ſind wirklich wie ein unſchuldiges Kind. Meinen Sie, es könnte Ihrer Majeſtät und der Frau Herzogin gleichgültig ſein,

wenn Sie ſo mir nichts dir nichts einer Dame Hausarreſt geben, die mit den Herrſchaften ſo häufig en petit comité war?"

„Ah!" machte verblüfft der Präſident, denn ihm flammte ein koloſſales Licht auf. Doch ſagte er ſchüchtern: „Ich kann Euer Durchlaucht verſichern, daß ich vorher Rückſprache mit dem Gemahl dieſer Dame genommen."

„In deſſen Falle Sie gegangen ſind!" ſprach ungeduldig der Herzog. „Kennen Sie den alten Fuchs ſo wenig? Er hat einen Scandal herbeigeſucht, um ſich mit Anſtand von ſeiner Frau trennen zu können; er gab Ihnen freilich ſeine Zuſtimmung, aber eine Viertelſtunde nachher verklagte er Sie bei Seiner Majeſtät als — roh und gewaltthätig."

„Welche Immoralität! — Und bei Seiner Majeſtät ſagen Sie?"

„Bei Seiner Majeſtät, und Dieſelben ſollen ſich geäußert haben, das ſei ein Act der Rückſichtsloſigkeit, wie ihm ſelten etwas Aehnliches vorgekommen."

„Ich bin verloren," ſprach der Präſident mit ſchmerzlicher Stimme und ſchielte unter ſeiner Naſe hinweg, die betrübt herabgeſunken war auf den ſo leeren Fleck an der linken Seite ſeines Frackes.

„Aber was dachten Sie eigentlich bei der Geſchichte? Es heißt, Sie ſeien einer Spitzbubenbande auf der Spur; aber ich bitte, wie können Sie dergleichen mit jener armen Frau zuſammen bringen. Ah! Präſident, ich kenne Sie gar nicht mehr."

„Gott ſoll mich bewahren, daß ich die Baronin verdächtigen wollte. Aber das Haus iſt verdächtig, und da man ſie da fand, war man quasi genöthigt, ſie feſtzuhalten."

„Ich habe Sie nie als einen ſo furchtbaren Wütherich gekannt."

„Und dann kann ich auch Euer Durchlaucht verſichern, daß der alte General die Verhaftung nicht nur gut geheißen, ſondern auch ſeine Frau im höchſten Grade mir verdächtigt hat.“

„Hol' ihn der Teufel! Aber wie geſagt, Präſident, wir müſſen einlenken. Wiſſen Sie, man wird von Oben herab nie befehlend in Ihre Geſchäfte eingreifen, aber man erwartet dagegen, daß Sie etwas thun, um allerhöchſte Wünſche, deren Ueberbringer ich bin, zu erfüllen.“

Der Präſident überlegte zaudernd.

„Ich möchte um Alles in der Welt nicht melden, daß ſich Euer Excellenz lange bedacht,“ ſprach ernſt der Herzog. „Und thun Sie gleich, was Sie thun wollen: ich möchte gern ſo bald wie möglich anzeigen, daß Alles in Ordnung ſei.“

„Daß ich den Arreſt aufgehoben, der auf den Bewohnern jenes Hauſes liegt?“

„Natürlich vor allen Dingen, daß Sie die Baronin freigegeben. Mit dem andern Volke können Sie machen, was Sie wollen.“

Der Präſident ſchüttelte leicht den Kopf und erwiederte: „So wie Euer Durchlaucht meinen geht das nicht. Vielleicht kennen Sie das große Wort: Gleichheit vor dem Geſetze. Ich muß entweder Alle behalten oder Alle freigeben, und in letzterem Falle erklären, die Polizei habe ſich geirrt. — Das wäre ſchrecklich.“

„So thun Sie einmal das Schreckliche; für die unglückliche Frau wird es auch beſſer ſein, wenn man ſagen kann, es ſei ein Irrthum vorgefallen. — Ah! dieß ſchöne Weib!“ ſetzte er leiſe mit einem Seufzer hinzu, „wie wurde ſie zu ſolch' unvorſichtigen Geſchichten getrieben! Ich wollte nur, ich hätte mich ihrer angenommen.“

Der Präſident hatte mit ſich ſelbſt gekämpft, endlich aber

rief er aus: „In Gottes Namen! Wenn ich nur einen meiner Räthe im Gewühl finde, den ich hinſchicken kann.“

„Das bedarf's gar nicht,“ ſagte freudig der Herzog. „Geben Sie mir zwei Zeilen, der Baron Brand hat ſich angeboten, die Sache heute Abend noch zu arrangiren. Kommen Sie, da iſt Papier und Feder.“

Mit einem unterdrückten Seufzer ſetzte der Präſident einige Zeilen auf, unterſchrieb und hielt ſie dem Herzog hin. Ehe er ſich aber das Papier aus ſeiner Hand nehmen ließ, ſagte er: „Bevor der Baron Brand, der mir, natürlich in einem andern Coſtüm, als Unterhändler ganz recht iſt, die Geſchichte beſorgt, möchte ich demſelben noch ein paar Inſtructionen geben.“

„Aber, Präſident, keine Contre-Ordre!“ meinte der Herzog lachend.

„Wo denken Sie hin?“ erwiederte der Präſident, und fuhr nach einer kleinen Pauſe, während welcher er das Papier in der Hand auf und ab bewegte, fort: „Ein Dienſt iſt des andern werth, Euer Durchlaucht. Hier haben Sie den Befehl, aber dafür führen Sie mich durch das gelbe Spielzimmer und den Salon, wo die Herrſchaften ſind, in freundlichem Geſpräch.“

„Arm in Arm mit dir!“ ſagte laut lachend der Herzog, indem er das Papier nahm, „ſo fordre ich mein Jahrhundert in die Schranken.“

Und dann gingen die Beiden dahin, wirklich Arm in Arm, bei den erſtaunten Spielern vorbei, in den kleinen Salon, wo die Frau Herzogin, ihrem Sohne freundlich zunickend, meinte: es freue ſie recht beſonders, endlich auch den Polizeipräſidenten zu ſehen. Ihre Majeſtät ſaß am Spieltiſche und ließen in dieſem Augenblick eine Karte fallen, welche der Chef der Polizei aufzuheben das Glück hatte, und ſich dann berauſcht in den gelben Saal

zurückzog, wo ihm alsbald mehrere Stroh- oder todte Männer angeboten wurden.

— — — — — — — — — — — — — — —

In dem rothen Kabinet hatte unterdessen der Baron von Brand, unbeweglich an dem Kamingesims lehnend, seinen beiden Zuhörern eine furchtbare Geschichte erzählt, — die Geschichte seines Lebens. Er hatte dabei nichts verschwiegen, nichts beschönigt, er hatte sich selbst gezeichnet mit seinen schönen und herrlichen Eigenschaften, mit seinen Fehlern und Lastern. Herr von Steinfeld, der vor dem Feuer saß, hatte seine Arme auf die Knie gestützt und ließ das Gesicht in beiden Händen ruhen.

„Jetzt wissen Sie Alles," schloß Herr von Brand. Und nach einem tiefen Seufzer, der seiner Brust entstieg, fuhr er sich mit der Rechten über das Gesicht.

Graf Fohrbach hatte sich während dessen langsam erhoben, war dem Erzähler näher getreten, hatte in tiefer Bewegung seine beiden Hände erfaßt und schüttelte sie herzlich.

„Es ist mir um Vieles leichter," fuhr Dieser fort, „da es mir vergönnt war, die Geschichte meines Lebens in die Herzen zweier Ehrenmänner niederzulegen, die nun gewiß Manches klar sehen werden und Manches gelinder beurtheilen. Jetzt habe ich nur noch die Bitte, meine Lage in's Auge zu fassen, sie ernstlich und prüfend von allen Seiten zu beschauen und mir Ihre Meinung zu sagen."

„Schrecklich! schrecklich!" murmelte Herr von Steinfeld.

„Daß meines Bleibens hier nicht sein kann, versteht sich von selbst. Mich hält ja auch nichts zurück, als das Schicksal meiner armen, unglücklichen Schwester, das, wie ich hoffe, in gute Hände gelegt sein wird."

Hugo von Steinfeld schaute einen Augenblick in die Höhe,

nickte ſtumm mit dem Kopfe und verſank dann wieder in ſeine Träumereien.

„Was meine andern Verbindungen anbelangt, ſo ſind dieſelben theilweiſe ſchon gelöst. Für Einige von Denen, die mir anhänglich waren, habe ich bereits geſorgt; für die Uebrigen werde ich es noch thun. Dann — bin ich fertig mit der Welt.“

„Ah! Sie wollen doch nicht —?“ rief der Graf erſchreckt aus.

„Dem natürlichen Lauf der Dinge vorgreifen?“ verſetzte lächelnd der Baron. „O gewiß nicht; das würde ja einen Schatten auf meinen Namen werfen und den theuren Freunden, die ich hier zurücklaſſe, unangenehm ſein. — O nein, denken Sie das nicht; ich will nur ein wenig der Lenker meines eigenen Schickſals ſein, und wenn mich daſſelbe zwingt, dieſe Welt zu verlaſſen, ſo wird es auf die alleranſtändigſte und unbefangenſte Weiſe geſchehen.“

„Baron, Sie ſprechen in Räthſeln.“

„Die Ihnen baldigſt klar werden ſollen, das verſpreche ich Ihnen. Doch keine vorzeitige Trauer, Herr von Steinfeld, nicht dieß erſchreckte Auge, Graf Fohrbach; denken Sie, es habe Ihnen Jemand ein, vielleicht nicht unintereſſantes Kapitel eines Romanes vorgeleſen. Grübeln Sie nicht weiter darüber nach, ſchlagen Sie für heute das Buch zu; Sie ſollen in einiger Zeit den Schluß des Romans erfahren und er wird Sie nicht unbefriedigt laſſen. — — — — Aber, coeur de rose!“ fuhr er nach einer Pauſe, nachdem er auf die Uhr geſehen, in dem uns bekannten leichten und gezierten Tone fort, „wir haben hier faſt eine Stunde verplaudert und ich glaube, es iſt unſere Pflicht, uns jetzt wieder dem Balle zu widmen.“ Damit trat er von dem Kamine weg, dehnte ſich ein wenig und wollte in den Saal zurück.

„Noch Eins!“ bat Graf Fohrbach, ihn zurückhaltend. „Wäre es von mir indiscret, zu fragen, ob Sie bei der Geſchichte mit den Achſelbändern die Hand im Spiele gehabt? — O, wenn es Ihnen möglich iſt, ſo ſagen Sie es mir; mein ganzes Lebensglück hängt daran.“

„Seien Sie unbeſorgt,“ erwiederte lächelnd der Baron, „noch eine Stunde vor dem Balle waren die Achſelbänder weiß, und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß ſie wieder ſo erſcheinen, ehe der Ball zu Ende geht.“

„Darnach will ich ſchauen!“ rief entzückt der junge Mann, drückte dem Andern die Hand und eilte davon.

In dieſem Augenblicke trat der Herzog von der entgegengeſetzten Seite in die Gallerie und als er den Bekannten erſchaute, zeigte er ihm ſchon von Weitem ein Papier. Näher kommend ſagte er: „Das hat einige Mühe gekoſtet, aber es iſt ganz ſo, wie wir es gewollt. Sie können heute noch davon Gebrauch machen. — Aber was geſchieht nachher mit der armen Frau? Sie wird nicht in das Haus ihres Gemahls zurückkehren wollen. Was meinen Sie: ſoll ich ſie unter meinen Schutz nehmen?“

„Mir wäre der von der Frau Herzogin ſchon lieber,“ verſetzte lächelnd der Baron. „Wollen ſich Euer Durchlaucht erinnern, daß es mir gelang, Ihnen einige kleine Dienſte zu leiſten und daß Sie verſprachen, mir Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen.“

„Allerdings und ich nehme mein Wort nicht zurück.“

„Nun wohlan, Sie haben die beſte Gelegenheit dazu. Wenden Sie Ihren Einfluß dazu an, der Baronin von W. ein anſtändiges Aſyl zu verſchaffen — bei der Frau Herzogin, am liebſten aber bei Ihrer Majeſtät ſelbſt.“

„Das wird ſchwer angehen, beſter Baron.“

„Aber es wird doch gehen, Durchlaucht,“ erwiederte der

Andere beſtimmt. „Sehen Sie, ich gebe Ihnen Ihre Antworten von früher zurück, und wenn Sie ſo ſprachen, ſo that ich mein Uebermögliches und die Sache ging.“

„Ja, das wiſſen wir,“ verſetzte lachend der Herzog. „Und ich will denn gerade ſo thun, auf die Gefahr hin, meinen guten Ruf zu verlieren.“

„Ihr herzogliches Wort darauf, Durchlaucht?“

„Mein Wort. — Und gleich will ich die Sache in's Werk zu ſetzen verſuchen; man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt.“ Damit eilte er nach dem Tanzſaale zurück.

Der Andere trat wieder in das rothe Kabinet, wo Hugo von Steinfeld noch immer zuſammengekauert vor dem Kaminfeuer ſaß. Der Baron berührte leiſe ſeine Schulter und als er in die Höhe fuhr, zeigte ihm derſelbe das erhaltene Papier und ſagte mit ſanfter Stimme: „Dieß hier gibt mir das Recht, der Frau von W. noch heute Abend ihre Freiheit anzukündigen.“

„Und dann?“ fragte der Andere, wobei ein lebhafter Blitz ſeinen Augen entfuhr.

„Dann wird Ihre Majeſtät der Unglücklichen ein Aſyl bei ſich vergönnen, bis —“

„Ah! Baron, ich zittere!“ rief Herr von Steinfeld. — „Bis —“

„Bis ihre Scheidung ausgeſprochen iſt, was nicht lange dauern kann, da beide Parteien vollkommen einverſtanden ſind und ihre Wünſche von Oben herab gewiß protegirt werden. — Und dann —“ ſetzte der Baron mit einem eigenthümlichen Blick hinzu —

„Dann können wir Alle, Alle vielleicht noch glücklich werden,“ rief ſtürmiſch der junge Mann. „O meine Eliſe, o mein armes, kleines Kind!“

Die Augen des Barons funkelten auf eine sonderbare Art als der Andere so sprach; er drückte ihm die Hand und sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, so begleiten Sie mich nachher."

„Ah! wie danke ich Ihnen, Baron. Gehen wir sogleich."

„In einer Viertelstunde," erwiederte der Baron mit ruhigem Tone. „Kommen Sie, ich muß vorher noch einen nothwendigen Gang durch die Appartements machen."

Im großen Saal war unterdessen beharrlich getanzt, im kleinen Salon anhaltend geplaudert, und im gelben Zimmer ziemlich stark gespielt worden. Herr von Dankwart, der wie wir wissen so glücklich gewesen war, zum Spiel der beiden Excellenzen gezogen zu werden, hatte sich dort behauptet, und würde diesen Platz, so nah bei den fürstlichen Personen, um Alles in der Welt nicht verlassen haben. Doch spielte er dabei ziemlich zerstreut, was ihm schon hie und da eine kleine Rüge eingetragen hatte.

„Das ist zu stark!" rief jetzt der Hofmarschall mit einem zornigen Blick auf den kleinen Mann; „Sie sind wirklich über alle Maßen zerstreut, da haben Sie wahrhaftig meinen Buben gestochen."

„Allerdings," fügte lächelnd der Oberststallmeister, der mit dem Blinden spielte, bei. „Herr von Dankwart ist in der That mit seinen Gedanken anderswo. — Was beschäftigt denn so Ihren Geist?"

„Er wird in Gedanken bei den vortrefflichen Abbildungen sein, die ein berühmter Künstler von ihm gemacht," sagte plötzlich eine klangvolle Stimme hinter den Schultern des kleinen Herrn.

Worauf Dieser rasch herumfuhr und mit zornigem Blicke einen Mann hinter sich stehen sah, der ein einfaches, aber auf-

fallendes Coſtüm trug, und obgleich nicht maskirt, ihm doch unbekannt war.

Der Fremde lächelte, als er dieſe Worte geſprochen hatte, dann ſtützte er die Rechte an die Seite und die Linke auf den weißen Griff eines Tſcherkeſſendolches, den er am Gürtel trug.

„Hm! hm!“ machte der Hofmarſchall ein klein wenig verlegen; und Seine Excellenz der Oberſtſtallmeiſter biß ſich mit einem halb unterdrückten Lächeln auf die Lippen.

„Ein Maskenſcherz,“ ſagte nun Herr von Dankwart mit einem ſehr erkünſtelten Lachen.

„Durchaus kein Maskenſcherz,“ fuhr der Fremde fort. „Es ſind in Wahrheit ſechs Portraits, jedes ſo ſprechend ähnlich, wie ich nie etwas geſehen.“

„Alſo Sie haben ſie geſehen?“ fragte lauernd der kleine Mann.

„Es kann ſie Jedermann ſehen, der den Eigenthümer beſucht.“

„Und wer iſt dieſer Eigenthümer?“ rief Herr von Dankwart mehr und mehr aufgeregt.

„Ich habe keine Urſache das zu verſchweigen,“ entgegnete der Andere ruhig. „Baron von Brand macht kein Geheimniß daraus, dieſe ſechs werthvollen Abbildungen zu beſitzen.“

„Aber was iſt denn das mit den ſechs Abbildungen?“ fragte boshafter Weiſe der Hofmarſchall.

„Eine Schändlichkeit! eine Niederträchtigkeit!“ brauste endlich Herr von Dankwart auf, „die man höheren Orts nicht ungeahndet laſſen wird. Wiſſen Sie, meine Herren, ein elender Maler, ein Sudler, den ich mit mehreren ſchlechten Bildern abzuweiſen für nothwendig hielt, hat ſich nun dafür gerächt, daß er niederträchtige Carrikaturen auf mich gemacht. Nun, ich theile

dieß Loos mit den bedeutendſten Männern aller Zeitalter, bin auch nicht kleindenkend genug, jenen unbedeutenden Pfuſcher dafür zu faſſen. Aber mit dem Herrn von Brand, der ſich, wie ich ſchon ſeit einigen Tagen gehört, ein boshaftes Vergnügen daraus macht, die ſchlechten Blätter bald Dieſem, bald Jenem zu zeigen, werde ich ein ernſtes Wort reden."

„Darauf iſt Herr von Brand gefaßt und ſehr begierig, dieß ernſte Wort zu vernehmen."

Der kleine Mann maß den ihm zur Seite Stehenden, der übrigens in ſehr ruhigem Tone ſprach, von Oben bis Unten, und ſagte dann nach einer Weile: „Und wer ſind Sie, der ſich hier unberufen eindringt?"

„Nicht unberufener als mancher Andere," erwiederte der Fremde. „Uebrigens bin ich einer Ihrer Verehrer, Herr von Dankwart. Ich ſtaune Sie an, denn Sie haben Großes geleiſtet."

Der Angeredete beantwortete dieſes zweifelhafte Compliment mit verächtlicher Miene und einem Achſelzucken.

„Ja, Sie haben Großes gethan; Sie haben es in der kurzen Zeit Ihres Hierſeins verſtanden, ſich durch Ihr anmaßendes Betragen, durch Ihren unergründlichen Hochmuth, durch Ihre beiſpielloſe Grobheit bei Hoch und Niedrig verhaßt zu machen. Und das iſt keine Kleinigkeit bei der allgemeinen Liebe und Achtung, welche Ihre Herrin genießt, von deren Glanze, wenn auch unverdienter Weiſe, etwas auf Sie überging."

Obgleich dieſe Worte mit großem Ausdruck geſprochen wurden, ſo hatte der Fremde ſeine Stimme doch dabei gedämpft, ſo daß ſie nur von den Mitſpielenden verſtanden wurde. Doch ſprang Herr von Dankwart bleich vor Zorn von ſeinem Stuhle auf, und ſagte mit zitternder Stimme: „Ihren Namen, Herr, ich muß Ihren Namen wiſſen! Danken Sie es dieſem Orte, daß ich nicht

anders mit Ihnen verfahre. Aber wenn Ihre Unverſchämtheit nicht von Feigheit begleitet iſt, ſo werden Sie mir Ihren Namen ſagen."

„Coeur de rose!" lachte nun plötzlich der Fremde mit ganz anderer Stimme, „Sie und ich haben meinen Namen vorhin ſchon ausgeſprochen, und der Baron von Brand wird Ihnen gern den Gefallen thun, ihn nochmals vor dieſen beiden Herren zu nennen."

Die Excellenzen hoben erſtaunt die Augen empor, und wenn ſie auch die Stimme des Barons erkannten, und deßhalb wußten, daß er es ſei, war es ihnen doch nicht möglich, auch nur einen Zug des ihnen wohlbekannten Geſichtes zu entdecken.

„Eine vortreffliche Maske!" rief der Oberſtſtallmeiſter.

Und der Hofmarſchall ſetzte argwöhniſch hinzu: „Ja, recht vortrefflich; Herr von Brand verſteht das meiſterhaft, zweierlei Geſichter zu zeigen."

Herr von Dankwart that einen tiefen Athemzug, dann ſagte er: „Ah! alſo Herr Baron von Brand. — Nun gut, — das Uebrige wird ſich finden." Darauf ſetzte er ſich wieder zur Spielpartie nieder, doch zitterten die Karten auffallend in ſeiner Hand.

Der Baron zog ſich lächelnd zurück, als er aber das Zimmer verlaſſen hatte, wurden ſeine Züge furchtbar ernſt und er murmelte: „Das wäre in Ordnung! Eine gräßlichere Strafe kann ſich Niemand ſelbſt vorſchreiben."

Graf Fohrbach hatte unterdeſſen nach den bewußten Achſelſchnüren geſpäht und — o Wonne! — wie der Baron vorhergeſagt, flatterten jetzt weiße von den Schultern des ſchönen Mädchens herab. Eugenie hatte den erſten freien Augenblick benützt, um die verhaßten Farben von ſich zu werfen. Wie glänzten die Blicke des jungen Mannes, und wie verſchwand bei dieſen Blicken

die Bläſſe von ihren Wangen. Und da er als geſchickter Offizier natürlicher Weiſe gut zu manövriren wußte, ſo gelang es ihm, die junge Stallmeiſterin von dem übrigen Gefolge abzuſchneiden und ſie in einem halbdunkeln Durchgange zu treffen, wo er es wagen durfte, ihr feierlich die Hand zu küſſen. Eugenie aber flüſterte ihm mit einem leichten Erröthen zu: „Meine Schleifen haben das größte Recht, weiß zu ſein; denn ich hoffe, daß unſer Leben nun klar vor uns liegt. Mit der Frau Herzogin ſprach ich vor dem Balle, ſie hat nichts gegen unſere Verbindung einzuwenden.“

„Alſo biſt du mein!“ jauchzte der überglückliche Adjutant. Und wenn nicht in dieſem Augenblicke ein dicker Hoffourier, gefolgt von mehreren Lakaien, an dem Durchgange erſchienen wäre, ſo hätte er das erſchreckte Mädchen in ſeine Arme gedrückt.

Ehe der Baron von Brand den Saal verließ, zeigte er ſich nochmals bei der Präſidentin und ihrer Tochter, und nahm die zärtlichen Vorwürfe, die er hier erhielt, ruhig in Empfang; doch beſänftigte er die Damen dadurch, daß er ſich noch ein paarmal rechts und links präſentiren ließ; obgleich er aber jede Gratulation nur mit einer Verbeugung erwiederte, ſo war für Alle ſein Verhältniß zur Tochter des Präſidenten doch eine ausgemachte Sache, und der Baron von Brand wurde förmlich als Bräutigam betrachtet.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Geſellſchaftliches.

Wieder einmal war es Nachmittags zwei Uhr längſt vorüber und wieder einmal ſtand das Kaffeegeſchirr auf dem Tiſch, an dem die Commerzienräthin ſaß, gänzlich unberührt. Wenn dieß vorkam, ſo konnte man es als ein untrügliches Zeichen anſehen, daß irgend eine Störung vorgefallen war. Aus den lebloſen Gegenſtänden des Hauſes ließ ſich auf dieſe Art eher etwas errathen, als aus der lebenden Hauptperſon, — der Commerzienräthin ſelbſt. Denn dieſe ſaß in ihrer Sophaecke ſtarr und aufrecht wie immer, mit unbeweglichen Geſichtszügen und für jeden Uneingeweihten war durchaus keine Aufregung, von welcher Art auch immer, an ihr zu merken. Wer ſie aber genauer kannte, der ſah wohl, daß ſie die Augen häufig ſchloß und öffnete, auch abwechſelnd mit ihrem gewöhnlichen Huſten zuweilen heftig ſchluckte. Mit der rechten Hand hielt ſie, wie ſie immer zu thun pflegte, ihr Schnupftuch, die linke bedeckte einige Papiere, die vor ihr auf dem Tiſche lagen.

Marianne ſtand am Fenſter, den Kopf geſenkt, die Hände gefalten und ihre Blicke waren auf den Boden geheftet. Der Commerzienrath zeigte im Gegenſatz zu den Damen mehr Leben. Er hatte die Hände unter ſeine Frackſchöße geſteckt und brachte die rechte gelegentlich vor, um mit derſelben in der Luft umher zu fahren, ſeine Reden bekräftigend und begleitend. Ueberhaupt ſprach er heute energiſcher als ſonſt, hütete ſich aber wohlweislich, dabei ſeine Frau anzuſehen, denn er wußte wohl, daß ihn einer jener ſcharfen Blicke aus den grauen Augen leicht aus der Faſſung zu bringen im Stande war; er wandte ſich daher auch nur an Marianne, ſelbſt wenn er etwas ſagte, was nur an die Commerzienräthin gerichtet ſein konnte.

„Summa Summarum denn," ſprach er mit großer Entſchiedenheit, „verſteht ihr die Sachen nicht und könnt euch nicht denken, wie lähmend es für alle Geſchäfte iſt, eine Hand entbehren zu müſſen und einen Kopf, der ſchon ſeit Jahren Alles überwachte, und, wenn auch allerdings unter meiner Leitung, faſt das Ganze beſorgte. Glaubt mir nur, ein ſolcher Theilnehmer eines Geſchäfts, wie Alfons, war wie ein Generalhauptbuch, man brauchte nur irgendwo anzuklopfen und man hatte augenblicklich die Antwort. — Das fehlt mir," fuhr er achſelzuckend fort; „ich werde auch alt, kann mich an Manches nicht mehr erinnern, weßhalb Vieles nur ſo ſo beſorgt wird, mit Einem Wort, darunter leidet der Credit des Hauſes."

Die Räthin warf ihrem Mann einen bedeutſam fragenden Blick zu, da er ihn aber nicht ſah, ſo huſtete ſie auffallend, was er verſtand und deßhalb augenblicklich hinzu ſetzte:

„Natürlicher Weiſe meine ich blos den Credit, den die Geſchäftsführung bedingt, das pünktliche und augenblickliche Beſorgen aller Aufträge, welches ſonſt bei uns Mode war und

worein wir unſern Stolz ſetzten. — — Mögt ihr es nehmen, wie ihr es wollt: ich habe ſchon zweimal an Alfons geſchrieben und ihn erſucht, zurück zu kommen. — Ah! man vernachläßigt eine immenſe Firma wie die unſrige nicht wegen ſo Bagatellen."

Die Räthin trommelte leiſe auf dem Papiere unter ihrer Hand und Marianne fragte ſchmerzlich: „Bagatellen, Papa? Das ſind aber doch eigentlich keine Bagatellen."

„Nun, nun, ich meine in geſchäftlicher Beziehung," verbeſſerte ſich der alte Herr, „habe ich da Unrecht? Was Teufel genirt es die großen Banken, ob mein Schwiegerſohn einmal einen dummen Streich der Art gemacht hat. — Nicht ſo viel." Dabei hatte er den Muth, über ſeine Handfläche zu blaſen. „Und meine Wechſel ſind geſucht wie keine andern."

Jetzt endlich ſprach die Räthin; zuvor aber huſtete ſie leicht, dann ſagte ſie: „Was dein geſchäftliches Leben anbelangt, ſo magſt du vielleicht Recht haben, in unſer geſellſchaftliches dagegen hat dieſe Geſchichte einen ſchweren Riß gethan. Und das kommt daher, weil unſer Haus von jeher voranleuchtend war, was Sitte und Anſtand anbelangt, eine glatte, glänzende, polirte Fläche, und deßhalb ſieht man auch auf ihr jetzt jedes Stäubchen."

„Und dieſer Riß in geſellſchaftlicher Beziehung," lachte krampfhaft der alte Herr, „macht dich ſo bodenlos unglücklich? Es könnte zum Lachen ſein, wenn es nicht zum Weinen wäre, — einer Geſellſchaft, die, um mich deines Bildes zu bedienen, auf der glatten, polirten Fläche das geringſte Stäubchen entdeckt und nun ſich Mühe gibt, dieſelbe mit dem Eſſig der böſen Reden und dem Scheidewaſſer der Verläumdung total mit Roſt zu überziehen. — Und hat man das nicht gethan?" fuhr er hitziger fort. „Iſt man bei dem ſtehen geblieben, was man leider Gottes von den unſeligen Geſchichten unſeres Hauſes erfahren? Hat man nicht verſucht,

uns Allen etwas aufzubringen? Mit Arthur anzufangen, der freilich nur ein Maler iſt und bei dem es ſchon leicht wurde, einen Hacken zu finden; aber auch über deine arme Tochter Marianne hat man die Achſeln gezuckt; in den Kaffeeklatſchgeſellſchaften iſt dieß arme, ſanfte Weib als eine Xantippe hingeſtellt worden, die ihrem Manne das Leben verleidet und ihn ſo zu dem Scandal getrieben. — O dieſe Geſellſchaft!" rief er abermals und fuchtelte mit der rechten Hand in der Luft umher. „Hat ſie vielleicht meinen Doctor geſchont, dieſen braven Kerl, der nie ein Waſſer getrübt? Haben ſie ihm nicht nachgeſagt, er ſei eine liederliche Pflanze. — Ja, ja," fuhr er fort, als er bemerkte, wie ihn Marianne erſtaunt anblickte, „Eduard hat ein paar arme Familien zu ſeinen Kunden, deren Kinder er zu Weihnachten mit Spielwaaren beſchenkt; das hat man ſich achſelzuckend und hohnlachend in der gehäſſigſten Weiſe mitgetheilt. — Aber weiter. O ich ſehe ſo ein gallſüchtiges Geſicht vor mir, ſo eine Perſon, wie ſie die Achſeln zuckt und ſagt: Wiſſen Sie, Frau Hofräthin, natürlich ſo ein Arzt, der hat alle Gelegenheit; aber zu bunt ſoll er es doch getrieben haben, der Herr Doctor Erichſen. — Hol' ſie Alle der — Und haben ſie dich," wandte er ſich im vollſprudelnden Strom ſeiner Rede an die Räthin, „haben ſie dich im Frieden gelaſſen, mein Schatz? — Gott bewahre! Du warſt die Mutter dieſer ſaubern Familie und es iſt dir lange gelungen, alle dieſe Unanſtändigkeiten zuzudecken." — Hier ſchöpfte er tief Athem, ſetzte ſeine beiden Arme in die Seite und fuhr dann nach einer Pauſe fort: „Aber Eins hat mich amuſirt, daß ſie nämlich über mich geſagt, ich ſei nicht ſo ſchlimm, ſei von jeher ein luſtiger, alter Herr geweſen und wenigſtens kein Heuchler."

„Aber um Gotteswillen! Papa, woher weißt du alle dieſe

ſchrecklichen Geſchichten? Das kann dir doch Niemand in's Geſicht geſagt haben."

„Freilich hat man mir's in's Geſicht geſagt, aber weißt du, darin hat man eine eigene Manier; es kommt ſo eine ſchleichende Canaille, nicht um dir zu ſagen: Herr Commerzienrath, Der und Der hat das über Sie geſagt, faſſen Sie ihn; o nein! ſondern er ſpricht mit niedergeſchlagenen Augen von der verderbten Welt, von der Sucht, Jeden zu verläumden, ſieht dich dabei achſelzuckend an, ſeufzt, kurz, geberdet ſich ſo auffallend, daß du deutlich ſiehſt, er habe was auf dem Herzen. Du fragſt ihn; er läßt dich lange bitten. Endlich mißt er dir das Gift tropfenweiſe zu, indem er ſpricht: man ſagt ſo allerlei, man will das und das wiſſen, man glaubt dieß, man glaubt das, und ſchlägt dir ſo eine Ohrfeige nach der andern hin mit lauter „Man's", die ungreifbar ſind. — Gott ſoll mich bewahren, ſagt er auf dein Drängen, daß ich Perſonen nenne, ich will in keine Geſchichten hinein kommen; aber daß man allgemein ſpricht, was ich Ihnen vorhin erzählt, das können Sie mir auf mein Wort glauben. So geht er fort, nachdem er dir einen Dolch in's Herz geſtoßen; und an der Ecke ſchaut er ſich um, ob du noch nicht wankeſt oder hinfalleſt. — Und wegen ſolchem Volke ſollen wir uns grämen?" fragte er ſchließlich mit einem Tone ſo entſchieden, wie man ihn eigentlich nicht an dem alten Herrn gewöhnt war. — „Ich nicht!"

Die Commerzienräthin hatte aufmerkſam zugelauſcht, obgleich ſie ſich ihrem Geſichte nach ebenſo gut mit etwas ganz Anderem hätte beſchäftigen können. Sie huſtete leicht und erwiederte: „Es iſt das wahr, was du eben geſprochen."

„Nun, Gott ſei gelobt, daß du es endlich einſiehſt."

„Hat mir doch die Waſſer," fuhr die Räthin fort, ohne

auf die Worte ihres Gemahls zu achten, „gerade in Betreff Eduards einen wahrhaft impertinenten Brief geſchrieben.“

„Du haſt da überhaupt ſchöne Correſpondenzen,“ ſchaltete der alte Herr händereibend ein.

Und Marianne ſetzte mit leiſer Stimme hinzu: „Madame Waſſer iſt ganz auf die Seite meiner Schwägerin Bertha getreten.“

„Um ſie auszuhorchen und viel Böſes über uns zu hören, denn —“ rief der alte Herr. Doch machte ihn ein Blick ſeiner Frau verſtummen.

Dieſe hatte ihre Naſe drohend erhoben, als ſie ſich ſo unterbrochen ſah, und ſagte dann, nachdem ſie leiſe auf die Briefe getrommelt: „Die Waſſer ſchreibt mir, es ſei doch ein Bischen ſtark von Eduard geweſen, das bewußte Kind der Perſon in ſein eigenes Haus zu bringen. Was man über dieſes Kind denke, habe er ſchon daraus entnehmen können, daß ſämmtliche Dienſtboten des Hauſes, — vortreffliche Dienſtboten, wie die Waſſer ſagt, — darauf hin augenblicklich gekündigt hätten.“

Der Commerzienrath lachte krampfhaft hinaus, er hatte dazu den Moment benützt, als die Räthin ſchwieg und einen der vor ihr liegenden Briefe entfaltete.

— — „Ich habe es von jeher für meine Pflicht gehalten,“ las die Räthin aus dieſem Briefe, „Ihnen nur die Wahrheit zu ſagen; deßhalb erlaube ich mir auch, Ihnen ein paar Worte zu bemerken, was die Einladung anbelangt, welche Sie für die nächſte Woche an die Meinigen ergehen ließen. Nehmen Sie mir nicht übel, hochverehrteſte Frau Räthin, ich kann ſie für dieſes Mal nicht acceptiren, denn es iſt mir zu ſchmerzlich, dort Leute zu ſehen, die hinter Ihrem Rücken die Naſe rümpfen, die Ihnen freundlich in's Geſicht ſind und unter ſich die gehäſſigſten Dinge über Ihr Haus ausſagen; ja recht gehäſſige Dinge. — Und was

das Schlimmſte iſt, beſte Frau Räthin, man kann ihnen noch nicht einmal in Allem widerſprechen. Sie wiſſen, wie ſchätzenswerth es mir ſtets war, in Ihrem Hauſe ſo gut und freundlich aufgenommen worden zu ſein. Aber — — doch erlaſſen Sie mir das Uebrige; o könnten Sie ſehen, wie ſehr es mich angegriffen hat, Ihnen die vorliegenden Zeilen zu ſchreiben. Im Uebrigen bin ich wie immer mit alter Freundſchaft

Ihre

Albertine Waſſer,
verwittwete Titularräthin."

„Ein vortrefflicher Brief das," meinte der Commerzienrath. „Aber da du einmal bei der Correſpondenz biſt, ſo laß' uns auch hören, was deine theure Freundin Louiſe ſchreibt."

Die Bitte des Gemahls wäre eigentlich überflüſſig geweſen, denn Madame Erichſen hatte ſchon unaufgefordert das andere Billet eröffnet und las:

„Liebe Lotte! Du haſt uns auf nächſte Woche zu einer Soirée eingeladen und wie ich höre, ſollen viele Leute kommen. Nimm mir nicht übel, aber ich würde das an deiner Stelle nicht thun. Die traurigen Geſchichten deines Hauſes ſind noch zu neu und die Leute ſagen, das entwickle ſich noch immer mehr. Wie ich denke, liebe Lotte, weißt du, aber wir Beide können nun einmal die Welt nicht anders machen. Ich ſchreibe dir eilig, damit du deine Einladungen noch nicht machſt. Wenn die Menſchen nur nicht ſo böſe wären! Aber glaube mir, Viele haben die Probe der lebenden Bilder und die Geſchichte mit der Doctorin F. noch lange nicht vergeſſen. Daß ich am allerwenigſten auf Stadtgeklatſch etwas gebe, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen; auch wundert mich gar nichts mehr, denn die Menſchen ſind zu bösartig, und wenn ich auch gewiß nicht dazu beigetragen habe und

beitragen werde, dergleichen Klatſchereien zu verbreiten, ſo kann ich dir doch nicht verſchweigen, daß in der Stadt das Gerede geht, du beabſichtigeſt, um der ganzen Geſellſchaft zu zeigen, daß du dich um ihre Meinung gar nicht kümmerſt, uns deine neue Schwiegertochter zu präſentiren, die ſogenannte Braut des Herrn Arthur. Soll ich dir nochmals wiederholen, daß dergleichen Verläumdungen auf mich nicht den geringſten Eindruck machen? — Ich halte das für überflüſſig; denn du weißt, wie ſehr ich bin und bleibe

deine treue Freundin

Louiſe."

Die Hand der alten Dame zitterte leicht, während ſie die Briefe zuſammen faltete und vor ſich hin legte.

„Und das ſchreiben deine bewährteſten Freundinnen, Mama?" fragte ſchmerzlich Marianne.

„Es iſt doch ein wahres Sprüchwort," bemerkte zornig der alte Herr, „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden. — Und die ſogenannten Feinde unſeres Hauſes, eigentlich nur die Feinde von Mama," ſetzte er mit Nachdruck hinzu, „wie haben ſie ſich benommen, ſeit dieſe traurigen Geſchichten ruchbar wurden! Ich will nur an den Doctor und namentlich an die Doctorin F. erinnern. — Geſteh' es mir, Charlotte," wandte er ſich an ſeine Frau, „die neuliche Unterredung mit der Letzteren, die liebevollen Worte, die ſie zu dir ſprach, haben ſelbſt dich ergriffen und gerührt."

„Warum ſelbſt mich?" fragte ſtrenge die Räthin, ohne dabei einen Zug ihres Geſichtes zu verändern.

„Ah! ſelbſt dich, — das kann man in dem Falle doch wohl ſagen," meinte behutſam der alte Herr. „Du hatteſt doch ein Vorurtheil gegen die Doctorin."

— „Ja, ich hatte es," erwiederte nach einer Pauſe die Räthin. Und als ſie nach dieſen Worten in ihr Sacktuch hinein huſtete, klang dieſer Huſten viel weicher, auflöſender als ſonſt.

„Nun, wenn ich recht verſtanden habe," entgegnete etwas heiterer Herr Erichſen, „ſo war das ein gutes Wort, das Mama eben ausſprach."

„Und Mama hat ſo Recht darin," ſagte liebevoll Marianne, indem ſie ſich dem Sopha näherte. „Glauben Sie mir, die Doctorin F. iſt eine herrliche, vortreffliche Frau."

Die Räthin ſchaute ihre Tochter mit einem einigermaßen argwöhniſchen Blicke an.

„Und höheren Ortes ſehr gelitten," fügte wichtig der Commerzienrath bei. „Ich weiß beſtimmt, daß ſie zuweilen in die kleinen Cirkel der Frau Herzogin kommt."

Die Räthin ſchaute ihren Mann an.

„Und mir iſt das ſehr angenehm," fuhr Marianne fort, „denn ich bin überzeugt, die Doctorin wird denen die Geſchichten unſeres Hauſes auf wahre und gute Art aus einander ſetzen."

Der Blick der Räthin, den ſie jetzt auf ihre Tochter warf, war nicht mehr argwöhniſch, ja man hätte glauben können, ſie nicke mit dem Kopfe, doch war dieß, wenn es wirklich geſchehen, ſo undeutlich, daß man es nicht recht behaupten konnte.

„Was übrigens die höhere Geſellſchaft anbelangt," ſagte der Commerzienrath, indem er ſich in die Bruſt warf, „ſo kennt man dort das Haus Erichſen, und wenn wir gewollt hätten, würde es uns ein Kleines geweſen ſein, uns dort hinein zu lanciren, zum furchtbaren Aerger deiner Freundin Waſſer und deiner treuen Louiſe. — Wie ſteht Arthur mit all' den Leuten?" fuhr er nach einer Pauſe eifriger fort. „Vortrefflich! und ſelbſt wenn er jenen ſonderbaren Streich ausgeführt hätte —"

Die Räthin ſchaute ernſt auf ihren Mann.

„Nun ja, ich ſage, wenn er ihn ausgeführt hätte, ſo hätte ihm das bei den vernünftigen Leuten da oben nicht den geringſten Schaden gethan.“

Der Blick der Räthin wurde fragender.

„Weißt du, Charlotte, man kann über Alles ſprechen. Die Sache iſt, wie ich höre, vorüber. Nun gut, Arthur erzählte mir neulich, daß ihm einer ſeiner Bekannten, Graf Fohrbach, Adjutant Seiner Majeſtät und Sohn Seiner Excellenz des Herrn Kriegsminiſters, der im Begriff ſteht, eine der Hofdamen Ihrer Majeſtät zu heirathen, das ſchöne Fräulein von S. — eine alte Familie — geſagt, Arthur ſoll ſich nur auf ihn, den Grafen verlaſſen, — er wolle — im Falle — daß Arthur —“ Hier ſtockte der Commerzienrath, denn der Blick ſeiner Frau war außerordentlich ſcharf geworden.

„Und was denn?“ fragte ſie ungeduldig.

„Nun, ſich verheirathen mit —“

„Nun denn, mit —?“

„Du weißt ja ſchon, Charlotte, mit jener Tänzerin. Man ſetzt ja nur den möglichen Fall, und in dem Falle würde ſich die Gräfin Fohrbach ein Vergnügen daraus machen, die Madame Erichſen bei ſich zu ſehen.“

Die Räthin ſchüttelte den Kopf und ſagte in beſtimmtem Tone: „Unmöglich.“

„Natürlich, für deine treuen Freundinnen wäre ſo etwas unmöglich, namentlich für Solche, die ſelbſt mit einem verdächtigen Herkommen zu kämpfen haben und die von jeher den weiteſten Mantel der chriſtlichen Liebe bedurft, um ihre Blößen zu bedecken. — Aber man ſpricht ja vergeblich darüber; die Sache iſt vorbei.“

„Der arme Arthur!“ ſeufzte Marianne.

„Arthur iſt eine noble Seele,“ fuhr der alte Herr mit einem Anflug von Rührung fort, „Arthur iſt ſelbſtändig. Er konnte ſagen: das iſt einmal mein Glück und ich will glücklich ſein.“

„Und ungehorſam gegen ſeine Eltern,“ verſetzte ſtreng die Räthin.

„Allerdings, aber ich bin feſt überzeugt, jenes arme Mädchen — ſie hätte nichts gegen unſern Willen gethan.“

Hier lächelte die Räthin zum Erſtenmal während der Unterredung, aber es war ein unangenehmes Lächeln, ein ſpöttiſches Lächeln.

„Gewiß, Mama,“ ſagte Marianne in feſtem Tone, „ſie würde das nicht gethan haben. Das Mädchen hat einen feſten, herrlichen Charakter.“

„Und wer hat euch das geſagt?“ fragte mißtrauiſch die Räthin.

Vater und Tochter wechſelten ſchnell einen Blick, worauf Letztere fortfuhr: „Eduard ſprach mit uns darüber; er kam zufällig als Arzt in das Haus.“

„Wie ſo — zufällig?“ fragte noch immer argwöhniſch die Räthin.

„Ganz zufällig,“ nahm Herr Erichſen das Wort. „Du erinnerſt dich doch der Geſchichte mit dem Kinde, welches Eduard zu ſich in's Haus nahm und das zu ſo ſchlimmen Gereden Veranlaſſung gab. Nun, man kann den armen Wurm doch nicht auf die Straße werfen und da erbot ſich denn Arthur, es in jene Familie zu thun.“

Die Räthin trommelte leiſe auf den Tiſch und ſagte dann: „Das ſind ſaubere Geſchichten. Nun, ſie werden Herrn Arthur ſchön empfangen haben.“

„Sehr ſchön," erwiederte ernſt Marianne; „liebevoll nahmen ſie das verwaiſte Kind auf, obgleich ſie ſelbſt nicht viel haben, und Mamſell Clara behandelte es ganz wie ihre eigenen Geſchwiſter. — So ſagt nämlich Eduard," ſetzte ſie haſtig hinzu, als ſie bemerkte, daß ihr die Mutter einen ſonderbaren Blick zuwarf.

„Und Eduard ſieht öfters nach dem Kind," fuhr der Commerzienrath fort, „aber in letzter Zeit auch nach ihr ſelber, — nach der Tänzerin nämlich. Und er meint, das Mädchen leide furchtbar, und er hat mir neulich unwillig geſagt, — ja, ich kann es dir nicht verſchweigen, Charlotte, — wenn gleich — auch dein Unmuth —" Hier ſchien ſich der Fluß ſeiner Rede vor dem ſtrengen Angeſicht ſeiner Gattin abermals im Sand verlaufen zu wollen. Doch munterte ihn ein Blick Mariannens auf und er fuhr muthig fort: „Eduard ſagt alſo, es ſei — eine Schande, daß man ein ſo liebliches und gutes Geſchöpf ſo unglücklich und langſam dahin welken ſehen müſſe."

Die grauen Augen der Räthin ſchauten bald den alten Herrn, bald Marianne an; doch war der Blick derſelben nicht mehr ganz ſo ſcharf und kalt wie bisher. Auch wurde der Huſten immer auflöſender, und wenn man ſich ſo ausdrücken dürfte, trommelten ihre Finger nicht mehr in Dur, ſondern in Moll. Nach einer Pauſe ſprach ſie jedoch: „Ihr ſchmiedet da ein artiges Complott gegen mich; Arthur wird euch ſehr dankbar dafür ſein."

„Ich habe gedacht," erwiederte Marianne, „daß Sie ſo ſprechen würden, Mama. Aber bei Allem, was mir und Ihnen heilig iſt, ſchwöre ich Ihnen zu, daß Arthur mit uns nie über dieſen Gegenſtand redet. Ja er vermeidet es, die Sache zu berühren, und gab mir ſchon einige Mal zur Antwort: „Laß' das ruhen, es iſt vorüber."

„Das iſt brav von Arthur," meinte die Räthin mit ſanfterer Stimme, „daß er ſo den Willen ſeiner Mutter reſpectirt. — Aber was will denn Eduard, daß er ſich der Sache ſo annimmt?"

„Der handelt auch nicht ganz aus eigenem Antriebe und noch weniger im Auftrage Arthur's. Du weißt, welche große Stücke der Leibarzt des Königs auf deinen Sohn hält; nun, der hat ihn neulich wegen der Geſchichte vorgenommen."

„Ei ſieh doch!" ſagte erſtaunt die Räthin. „Wenn der mit ſeinem ewigen Spott ſich jener Demoiſelle ernſtlich annimmt, da möchte freilich etwas Abſonderliches dahinter ſein."

„Das habe ich mir auch gedacht," fuhr der alte Herr trocken fort, „aber ich kann dir ſagen, Charlotte, daß der alte Leibarzt jenes Mädchen ſchätzt und liebt. Er hat ſie am Todtenbette eines kleinen Schweſterchens von ihr kennen gelernt und ſprach darüber wahrhaft enthuſiaſtiſch. Das ſei ein reiches und edles Herz, meinte er, ein Gefühl, warm und rein, wie er ſelten welches gefunden, kurz ein Geſchöpf, über das man die Hände wehklagend zum Himmel erheben möchte, daß die Verhältniſſe es hinderten, glücklich zu ſein und glücklich zu machen."

„Nun," verſetzte die Räthin mit etwas ſchärferem Tone, „dazu könnte ja bei dem Leibarzte Rath werden; er hat ja ſelbſt zwei Söhne; vielleicht ließe ſich da was arrangiren."

Marianne warf ihrem Vater einen wahrhaft troſtloſen Blick zu und auch Dieſer zuckte die Achſeln, Beide, wie ſie glaubten, ungeſehen von der Mama. Doch hatten deren graue Augen blitzſchnell nach rechts und links geguckt, ſtarrten aber jetzt wieder gerade vor ſich hin, als ſie ſagte: „Es iſt bedauerlich, daß meine Angehörigen, die mich umgeben, ſo leicht durch den äußern Schein zu beſtimmen ſind. Bei dieſer Sache iſt es wahrhaftig

ein Glück, daß Arthur ſo reſpektabel iſt und ſich meinen Wünſchen, meinen vernünftigen Gründen ohne Weiteres fügt."

„Was mir eigentlich unbegreiflich iſt," fuhr dem alten Herrn heraus, „denn wer das Mädchen einmal geſehen, verſteht nicht, wie man es ſelbſt dem Willen der Eltern zulieb ſo leicht aufgeben kann. Mir iſt das, namentlich bei dem Charakter Arthur's, gänzlich unverſtändlich."

Die Räthin ſah lächelnd vor ſich nieder.

„Aber Arthur leidet ebenfalls ſehr," meinte Marianne; „das ſieht man ihm deutlich an. Er hat ſich in letzter Zeit ſehr verändert; glauben Sie mir, Mama, wenn er auch Ihren Befehlen folgt, ſo wird ihm ſein Gehorſam Zeitlebens nachgehen, und wer weiß, ob er nicht ſpäter einmal bedauert, gehorſam geweſen zu ſein."

Die Räthin hatte leiſe auf ihre Briefe getrommelt, ſich dann mit dem Schnupftuche die Stirne abgewiſcht und entgegnete nun nach einem ziemlich langen Stillſchweigen: „Ja, Arthur iſt recht gehorſam geweſen, und es iſt das, wie ſchon geſagt, ſehr reſpektabel von ihm. Er vertraut ſeiner Mutter, von der er weiß, daß ſie feſt an ihren Grundſätzen hängt, der Leidenſchaft nicht leicht Gehör gibt und vor allen Dingen ſelbſt prüft, ehe ſie einen einmal gefaßten Beſchluß zu ändern pflegt."

Die letzteren Worte waren mit einem ganz andern Ausdruck geſprochen worden, faſt warm und gefühlvoll, ſo zwar, daß der Commerzienrath ſeine Tochter erſtaunt anblickte, worauf dieſe einen tiefen Athemzug that, ſich niederbückte und, während ſie ſanft die Hand auf den Arm ihrer Mutter legte, dieſe auf die Stirn küßte. Die Commerzienräthin raffte ihre Briefſchaften zuſammen, erhob ſich von dem Sopha, wobei ſie lächelnd ſagte: „Die Sitzung iſt aufgehoben, aber ich will euch nicht verſchweigen,

daß es mir leichter um's Herz iſt, als vor einer Stunde, wo ich mit dieſen beiden Briefen in's Zimmer trat. Da war ringsum für mich Alles ſchwarz bezogen, jetzt hat ſich's etwas aufgeklärt und es iſt, als ſchimmerte ein kleiner Lichtſtrahl in mein Herz. — Komm', Marianne."

Damit gingen die beiden Damen fort, der Commerzienrath blieb allein zurück und verhalf ſich nachträglich noch zu einer Taſſe wenn gleich ſchon ziemlich kalten Kaffees. Dabei aber ſchien er plötzlich guten Humors geworden zu ſein und es war rührend und komiſch zugleich, wie er nach genoſſenem Kaffee zum Zimmer hinaus tänzelte.

Zweiundachtzigſtes Kapitel.

Die Familie Wundel.

Der Brief, den Herr Blaſſer an jenem denkwürdigen Abend dem Herrn Staiger geſchrieben hatte, war der Poſt übergeben worden und glücklich an ſeine Adreſſe gelangt. Der alte Mann hatte bedenklich den Kopf geſchüttelt, nachdem er ihn geleſen, aus tiefſter Bruſt dazu geſeufzt und bei ſich überlegt, ob er ſeine Tochter Clara davon in Kenntniß ſetzen ſolle oder nicht. Doch ſah er wohl ein, daß ſich ein ſolch' trauriger Umſchwung in ihren Verhältniſſen vor der Tochter nicht lange würde verheimlichen laſſen, denn leider kannte er für den Augenblick keine anderen Quellen, welche im Stande geweſen wären, ihm die verkümmerte Einnahme zu erſetzen. Er lächelte, wenn er an all' die ſchönen Träume dachte, denen er ſich in den letzten Wochen ſo leichſinniger Weiſe hingegeben.

Clara las den Brief des Buchhändlers, ohne eine große Bewegung zu verrathen, doch zitterte ihre Hand, als ſie ihn wieder zuſammenfaltete und dem Vater zurückgab. „Und was meinſt

du?“ hatte sie mit tonloser Stimme gefragt. „Sollte das wohl von ihm kommen?“

Herr Staiger hätte hierauf um Alles in der Welt kein Ja geantwortet; er fühlte wohl, daß das ein neuer Dolchstoß für das unglückliche Mädchen gewesen wäre. Er entgegnete also: „O nein, meine gute Clara; wer weiß, wie das zusammen hängt, mich hat Herr Blaffer nie leiden können, und wenn Herr Arthur mit uns nicht — zerfallen wäre, so hätte mir der Andere meine Arbeit vielleicht doch genommen.“ — So sagte er, dachte aber anders; er ahnte vielmehr einen Zusammenhang, ohne sich klar zu werden, worin dieser eigentlich bestehe. Ja es gab Augenblicke, wo er Arthur für schuldiger hielt als Dieser in der That war.

Leider machte sich die entzogene Arbeit und das hiedurch verminderte Einkommen nur zu bald in der Haushaltung der armen Leute fühlbar. Obendrein hatten sich die Ausgaben des Herrn Staiger wegen des kleinen Mädchens noch vermehrt, und dabei wollte er sich nicht dazu verstehen, für die Unterhaltung desselben das Geringste anzunehmen, obgleich Doctor Erichsen, der, wie wir wissen, zuweilen in das Haus gekommen, ihm das dringend angeboten hatte. „Das war früher nicht ausgemacht,“ hatte ihm der alte Mann geantwortet; „ich nahm das Kind gerne auf, weil es arm und hülflos in der Welt dastand; auch sind die Kosten für dasselbe ja nicht der Rede werth. Und dann,“ hatte er mit sehr erzwungenem Lächeln hinzugesetzt, „sind wir nicht so arm, als der Herr Doctor wohl glauben, und es ist uns wahrhaftig ein Vergnügen, auch etwas Gutes zu thun.“

Eigenthümlich war es, daß Clara das fremde Kind außerordentlich lieb gewonnen hatte. Ihr war es wie ein Geschenk Arthurs, und wenn sie so neben ihm saß, ihm sein Kleidchen geordnet oder seine Haare geglättet, so versank sie oft in Träu-

mereien und dachte: „Ich erziehe mir hiermit einen lebendigen Zeugen meiner Unschuld. Das Kind wird größer und älter werden, es wird fühlen und begreifen, wie ich Arthur geliebt und noch liebe, denn ich habe ja keine Ursache, das hier vor den Meinigen zu verschweigen, es wird auch schon noch sehen, was hier bei uns geschieht, wie hier so gar nichts Heimliches und Unrechtes vorfällt, wird mich kennen lernen, daß ich ja nie im Stande gewesen bin, treulos zu werden und wird dann — vielleicht wohl erst nach langen, langen Jahren," fügte sie mit trübem Lächeln bei, „im Stande sein, ihm das Alles zu sagen und ihm so die Augen zu öffnen — über das Unrecht, das er an mir begangen." — —

Wohl hätte ihm Clara das Alles selbst sagen können, denn wenn Arthur seit jenem Vorfalle auch nicht mehr in ihr Haus kam, so fühlte sie wohl, daß er ihren Weg zum Oefteren durchkreuzte. Wenn sie in den Theaterwagen stieg oder denselben an der Thüre ihres Hauses verließ, so begann ihr Herz heftiger zu schlagen, der Athem stockte ihr zuweilen plötzlich und sie vermied es alsdann, rechts oder links zu schauen. Sie wußte auch ganz genau, daß es nur des geringsten Zeichens von ihrer Seite bedürfe, nur ein Stehenbleiben, einen Blick um sich her, um ihn augenblicklich heran zu ziehen. Doch das wollte sie gerade vermeiden. Sie war zu stolz, sie fühlte sich zu sehr verletzt, um nach dem, was er ihr Alles gesagt, eine Erörterung herbeizurufen, — herbeizuwünschen wohl. Aber diesen Wunsch hatte sie nur, wenn sie allein war, wenn sie trotz des dunkeln Zimmers ihr Gesicht noch hinter ihren Händen verbarg, damit Niemand sehen möge, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten, wie die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen herabfloßen.

Die kleine Schwester Clara's war schon verständig genug,

um weder Dieſe noch den Vater zu befragen, warum ſich ihr Leben ſo plötzlich geändert habe. Sie dachte ſich, es müſſe eine Urſache haben, daß namentlich die Küche des Hauſes noch unendlich einfacher als dieß früher geſchehen beſorgt wurde. Das Bübchen dagegen konnte dieß nicht begreifen und verlangte faſt jeden Tag Aufklärungen, warum denn beinahe gar kein Fleiſch mehr käme, und immer Kartoffeln mit Suppe abwechſelten. „Ihr ſeid Alle ſehr dumm," ſagte es, „daß ihr es nicht beſſer haben wollt, und morgen verlange ich einen Kalbsbraten, übermorgen Kuchen und dann ſo fort."

Vater Staiger konnte ſeine Klagen in dieſen Fällen nur beſchwichtigen, wenn er ihm irgend ein Mährchen erzählte, das einigermaßen mit ſeinem Zuſtande ähnlich war. Er hatte auch recht viele Zeit zum Mährchenerzählen, denn wenn er auch durch die Recomandation eines alten Bekannten eine kleine Arbeit erhalten hatte, ſo war dieſe doch nicht der Art, daß ſie ſeinen Geiſt in Anſpruch nahm. Es waren nämlich ein paar Abſchriften, die er zu beſorgen hatte, und bei deren Anfertigung ihm volle Muße blieb, ſeinem kleinen Sohn auf alle möglichen Fragen zu antworten.

Da die Jahreszeit ſchon vorgerückt und es nicht mehr ſo kalt war, ſo hatte Herr Staiger ſeinen Tiſch näher an's Fenſter gebracht und ſo konnte er auch Abends länger ſchreiben, ohne ein Licht anzünden zu müſſen. Ihm gegenüber ſaß Clara, mit einer Stickerei beſchäftigt, einer Stickerei, die ſie in beſſeren Tagen angefangen, und die ſie nicht laſſen konnte, langſam zu vollenden. Marie hatte ſich des kleinen Kindes angenommen und zeigte ihm Bilder in einem großen, halbzerriſſenen Buche, — ein Amuſement, welches das Bübchen durchaus nicht mehr befriedigte. „Das iſt Alles dummes Zeug," ſagte er mit großer Beſtimmtheit, „und

das brauche ich nicht mehr anzusehen, denn ich weiß es genau. Auch ist Alles nicht wahr, was in dem Buche steht, und es gibt keine Riesen, die kleine Buben auffressen. Ich habe noch nie einen lebendigen gesehen."

„Das glaube ich wohl," entgegnete lächelnd Herr Staiger, „diese Riesen lassen sich auch nur sehen, wenn die Kinder über alle Beschreibung unartig sind. Und ich hoffe, so arg schlimm bist du doch nicht."

„O er ist schon schlimm genug," bemerkte die kleine Schwester, „denn er hat gestern meiner Puppe das linke Bein ausgerissen und hat ihr auch den Kopf abgeschlagen."

„Das ist aber sehr häßlich von dir, Karl," sprach Clara. „Jetzt hast du alle deine eigenen Sachen entzwei gemacht, und nun verdirbst auch die von Marie."

„Die Puppe war nicht mehr schön," erwiederte der Knabe, „und wollte auch nicht Seiltanzen."

„Kannst denn du Seiltanzen?" fragte der Vater.

„O ja, wenn ich will, — aber ich will nicht. Und es ist auch nicht wahr, wenn Clara sagt, ich mache alle meine Spielsachen entzwei; das Schönste habe ich doch noch." Bei diesen Worten griff er in die Tasche seiner Höschen und zog den Rest einer Mundharmonika hervor, auf welcher er auch sogleich zu blasen anfieng und die kläglichsten Töne hervorbrachte. Glücklicher Weise liebte er sehr das Piano, und wenn er einen Ton so lange anhielt, bis fast gar nichts mehr davon zu hören war, so blickte er zu gleicher Zeit wie in tiefe Gedanken versunken nachsinnend vor sich hin, als wolle er den Ton verfolgen, der sich scheinbar in weite, weite Fernen verlor. Plötzlich aber verstärkte er ihn, brach dann schrillend ab und sagte: „Clara, ich habe Hunger."

„Das ist man bei dir gewohnt," antwortete die ältere

Schweſter trübe lächelnd. „Du biſt ein kleiner Freſſer, der an nichts Anderes denkt. Jetzt ſind es kaum ein paar Stunden, daß wir zu Mittag gegeſſen haben; wie kannſt du ſchon wieder Hunger haben?“

„Weil ich keinen Kaffee mehr bekomme wie früher,“ erwiederte finſter das Bübchen; „da hat man doch auch den Nachmittag was zu thun gehabt.“

„Ich denke mir,“ meinte der Vater, „du hätteſt gern alle Stunden mit Eſſen und Trinken abgewechſelt.“

„Das hätte ich auch,“ entgegnete Karl, „und immer was Beſſeres.“

„Und wenn du nun das Allerbeſte gehabt hätteſt, was es gibt, dann —?“

„Dann,“ wiederholte der Knabe, ohne zu verſtehen, was der Vater eigentlich ſagen wollte, denn von einem Culminationspunkt hatte er noch keine Idee.

„Dann wäre es dir ergangen wie den beiden Fiſchersleuten, die im Waſſertopfe wohnten.“

„Und den koſtbaren Zauberfiſch fiengen,“ rief Marie.

„Ganz richtig,“ verſetzte Herr Staiger, indem er ſeine Feder niederlegte und gedankenvoll an die Decke blickte. „Die wollten auch immer etwas Beſſeres, zuerſt Geld, dann ein Haus, dann Fürſt werden, dann König, und zuletzt Papſt. Das erhielten ſie und wurden ſie auch Alles nach und nach, als aber die Frau des Fiſchers endlich der liebe Gott ſelbſt werden wollte — pumps dich! da hatten ſie nichts mehr und mußten wieder in ihrem Waſſertopfe wohnen und trockenes Brod eſſen. — Das iſt ein verſtändiges Mährchen,“ fuhr der alte Mann träumeriſch fort, „und wir Alle haben etwas von den Fiſchersleuten in uns. Heute begnügen wir uns mit einer einfachen Mahlzeit, morgen

iſt uns die beſſere nicht mehr gut genug, denn wir wünſchen alsdann dazu auch ein ſtattliches Zimmer, endlich ein Haus und obendrein noch gar einen Titel."

„Ich glaube nicht, daß ich ſo wäre," ſagte Clara. „O ich hätte eine Grenze gewußt,, bei der angekommen ich vollkommen glücklich und zufrieden geweſen wäre."

Der alte Mann blickte ſeine Tochter bewegt an, dann entgegnete er: „Ich verſtehe dich wohl, mein armes Kind, aber wenn auch damit für jetzt der Horizont deiner Wünſche abgeſchloſſen wäre, ſo glaube mir zu deinem Troſte, daß, wenn du alles das erreicht hätteſt, doch die Zeit gekommen wäre, wo neue Wünſche dein Herz bewegt hätten."

Clara wollte etwas erwiedern, doch wandte ſie ihren Kopf plötzlich gegen die Kammer vor dem Wohnzimmer, wo man deutlich vernahm, daß dort die Thüre geöffnet wurde und ſich Schritte näherten. Darauf klopfte es ziemlich laut und vernehmlich, ſo daß ſich die kleine Marie beeilte, „Herein!" zu rufen.

Die Thüre öffnete ſich und es erſchienen zwei Perſonen auf der Schwelle, eine Dame und ein Herr, von denen ſich die Erſtere lachend der Tänzerin näherte, und ehe dieſe aufſtehen konnte, freundlich ihre Hände ergriff. Es war Mademoiſelle Thereſe, die luſtig und ſtrahlend hereintrat und ſich augenblicklich auf den Stuhl niederließ, den ihr Herr Staiger hinſtellte, ohne ſich dabei viel um ihren Begleiter zu bekümmern, der, den Hut in der Hand, ziemlich ſchüchtern an der Thüre ſtehen geblieben war. Es war das ein Mann, vielleicht in die Vierzig, ziemlich dürr, mit einem ernſten, eingefallenen Geſichte, hoch empor gezogenen Augenbrauen und etwas herabhängender Unterlippe. Sein Haar war einfach zurückgekämmt, und da er hiebei den Kopf etwas geneigt trug, ſo gab ihm das ein demüthiges Ausſehen, welches

noch unterſtützt wurde durch die etwas gebeugte Haltung des Körpers und die verlegene Art, mit welcher er ſeinen Hut in beiden Händen ſo hielt, daß ſich ſeine Blicke in denſelben hinein, man möchte faſt ſagen: verkriechen konnten; auf Momente erhob er die Augen und dann fuhr aus ihnen ein eigenthümlicher Blitz über die Tänzerin. Dieſer Herr trug einen braunen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, ſo daß man nichts ſah als eine weiße Halsbinde, wodurch übrigens die fahle Geſichtsfarbe ein wenig aufgefriſcht wurde.

Thereſe hatte ſich nach Clara's und ihres Vaters, ſowie auch nach dem Befinden der Kinder erkundigt, auch geſagt, ſie habe ſchrecklich viel zu thun und wiſſe nicht, wo ihr der Kopf ſtehe, während welcher Zeit ihr Begleiter in der Nähe der Thüre verharrte. Erſt als ſich Clara erhob, um denſelben zu begrüßen und ihn mit einem Blick auf Thereſe zu bitten, gefälligſt näher treten zu wollen, wandte Dieſe den Kopf herum und ſprach leichthin: „Du brauchſt dich hier gar nicht zu geniren, Berger, das iſt Herr Staiger und meine gute Freundin Clara; wir ſind hier ganz unter uns. Dort iſt ein Stuhl, den kannſt du dir mitbringen. — Mein Bräutigam," wandte ſie ſich mit einer Handbewegung an Herrn Staiger, dann warf ſie den Kopf etwas in die Höhe und fuhr ernſter fort: „Ich brauche dir wohl nicht zu ſagen, liebe Clara, daß ich meine Brautviſiten mache. — Gott! es iſt das ſchrecklich langweilig," ſetzte ſie leiſer hinzu.

„Ah! da gratulire ich," verſetzte herzlich Herr Staiger, indem er dem Bräutigam die Hand ſchüttelte und demſelben dabei mit einem kleinen Rucke zum Sitzen verhalf, denn Herr Berger ſchwebte einige Secunden lang über dem Stuhle und ſchien es für paſſend zu halten, auf dieſe Art die Gratulationen in Empfang zu nehmen.

„Da haſt du viel zu thun," ſagte Clara nach einer Pauſe, während welcher ſie den Bräutigam und ihre ſchöne Freundin einen Augenblick forſchend betrachtet.

„Es geht ſo," erwiederte Thereſe in nachläßigem Tone; „ich habe anfänglich gar keine Beſuche machen wollen, aber Berger meint, es ſei nothwendig, und ich meines Theils habe mir auch die neue Verwandtſchaft ein Bischen anſehen wollen. — — Und das war in der That der Mühe werth," platzte ſie nach einigen Secunden lachend heraus. „Du hätteſt die Geſichter ſehen ſollen! Berger hat eine große und auch was man ſo nennt, eine vornehme Verwandtſchaft: wohlhabende Kaufleute, ja Regierungs- und Kanzleiräthe. Ich ſage dir Clara, ein paar von dieſen Damen ſchnitten mir Geſichter, als müßten ſie Rhabarber verſchlucken; aber wie du mich kennſt, hat mich das ungeheuer amuſirt. Nicht wahr, Berger, ich habe mich gar nicht blöde benommen?"

„O nein," erwiederte der Bräutigam, wobei er ſeinen Hut herumdrehte und nun angelegentlich die obere Fläche betrachtete. — „Du haſt ihnen recht gut gefallen."

„Das will ich meinen," fuhr Thereſe lachend fort. „Auch ich bin ſo ziemlich mit ihnen zufrieden; ich habe ſie meiner ganzen Gnade verſichert, und wenn ſich deine Verwandtſchaft gut aufführt, ſo ſoll ſie mit mir zufrieden ſein."

„Und Sie werden bald heirathen?" fragte Herr Staiger, der den Bräutigam ſchon eine Zeitlang theilnehmend betrachtet hatte.

Dieſer ſchielte zu dem alten Herrn hinüber und erwiederte: „O ja, recht bald — wenn Thereſe will."

„Das verſteht ſich von ſelbſt. Man muß doch mit der Geſchichte einmal ein Ende machen. Ich hoffe, liebe Clara, du erhältſt mich in deiner Freundſchaft. — Haſt du einen Augenblick

für mich übrig?" ſetzte ſie leiſer hinzu; „ich hätte dir etwas zu ſagen, was nur uns allein angeht."

„Du weißt," entgegnete Clara erröthend, „daß wir außer der Kammer draußen nur dieſes Zimmer haben. Wenn du mit mir dorthin gehen willſt —"

„O das iſt gar nicht nöthig," verſetzte die Andere, indem ſie ſich erhob, „komm, treten wir an den Ofen." Das hatte ſie Alles in gedämpftem Tone geſprochen, und ſetzte nun mit lauter Stimme hinzu: „Berger, du wirſt dich einen Augenblick mit Herr Staiger unterhalten; ich habe mit Clara etwas abzumachen." Damit nahm ſie Dieſe unter dem Arm und trat mit ihr an den Ofen. Herr Berger begann dem erhaltenen Winke gemäß, augenblicklich über das Wetter zu ſprechen, und meinte, es ſei immer noch recht kalt, doch da jetzt der Winter vorbei ſei, habe man Hoffnung, daß dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach nun doch am Ende das Frühjahr erſcheine.

Thereſe ſtützte die rechte Hand auf die kleine Kinderbettlade, die hinter dem Ofen ſtand, und ſah ihrer Freundin ſo feſt und forſchend in die Augen, daß ſie dieſelben niederſchlug. „Nun wie ſteht's mit deiner Sache?" fragte ſie darauf.

Clara erhob den Blick, ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und entgegnete mit ſanftem Tone: „Ich weiß von nichts, will auch von nichts wiſſen."

„Und er hat gar nicht einmal den Verſuch gemacht, dich zu ſprechen?" verſetzte die Andere, wobei ſie den Kopf ärgerlich in die Höhe warf. — „Nicht einmal den Verſuch gemacht?"

„O doch," ſagte Clara nach einem kleinen Stillſchweigen, wobei ihre Blicke abermals den Boden ſuchten. „Wie es mir ſcheint, machte er zuweilen den Verſuch, mich zu ſehen; aber ich weiche ihm aus und vermeide ihn."

„Daran thuſt du nicht ganz unrecht, aber du mußt es nicht zu weit treiben.“

„Was iſt denn da noch weit zu treiben?“ ſprach Clara ſchmerzlich. „Wer weiß, warum er mir in den Weg tritt! Vielleicht, um ſeine Vorwürfe zu erneuern, wenn ich dieſelben anhören wollte.“

„Vielleicht auch thut ihm ſein Betragen leid und er möchte dich um Verzeihung bitten.“

Clara ſchüttelte den Kopf mit einem trüben Lächeln. „O nein,“ ſagte ſie, „er kam ja öfters hieher in unſere Wohnung und weiß gewiß, daß ich ihm hier für ein offenes, ehrliches Wort gerne Rede ſtehen werde.“

„Er wird ſich ſcheuen; er weiß nicht, wie du ihn empfangen würdeſt. Du mußt ſchon ein Bischen nachgiebiger ſein, mein Kind. Weißt du,“ fuhr Thereſe fort, indem ſie ihren Shawl ordnete und denſelben feſt um ihre ſchlanke Taille zog, „es iſt leider einmal ſo in der Welt, und wenn man noch ſo ſehr in ſeinem Rechte iſt, ſo muß man ſich doch zuweilen beugen und ſchmiegen, und immer das Ziel im Auge behalten, das man am Ende erreichen will.“

Clara preßte die Hand auf ihr Herz und erwiederte: „Ach! Thereſe, glaube mir, ich habe kein anderes Ziel mehr vor Augen als das, welches uns Allen gemeinſchaftlich iſt. O er hat mein Herz gebrochen; ich fühle das; und nur die größte Wonne, die reinſten Freuden wären vielleicht im Stande es zu heilen. Aber dergleichen habe ich ja nicht mehr zu erwarten; hätte er mit mir über irgend etwas einen kleinen Streit angefangen, hätte er mich heftig wegen Fehler oder Unarten gezankt, ich wäre ihm dankbar dafür geweſen, aber er hat mir in kaltem Tone vorgeworfen, ich ſei ein treuloſes Geſchöpf, und dabei hat er mir Worte geſagt,

ſo fürchterlich, daß ich ſie nicht vergeſſen kann. — Es iſt mir, als ob ſie irgend ein böſer Geiſt immerwährend neben mir ausſpräche, und Nachts werden ſie zu Träumen und quälen mich entſetzlich. — O das iſt unerträglich!" fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ſie ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckt hatte. „Ich ſehe ihn immer und immer vor mir ſtehen, wie er, mich verwünſchend, die Hände gegen mich ausſtreckte und wie er ſagte: ich zerreiße dieſes Band, hier vor der todten Marie ſage ich mich feierlich von dir los. — Ah! entſetzlich!"

Thereſe hatte ihre Hand ergriffen, das arme Mädchen ſanft an ſich gezogen und drückte nun den Kopf derſelben auf ihre Schulter nieder. Dabei küßte ſie ihr innig das ſchwarze Haar und ließ ſie eine Weile ſo ruhen, ehe ſie ihr leicht den Kopf wieder erhob, und ſie alsdann auch herzlich auf die thränenden Augen küßte.

„O du biſt wirklich gut," ſagte Clara, „du haſt ein braves, fühlendes Herz."

„Ich bin vielleicht nicht ſo ſchlimm als man glaubt," entgegnete die ſchöne Tänzerin, und dabei zuckte ein wehmüthiger Zug um ihren Mund. — „Aber," ſetzte ſie entſchloſſener bei, „keine Klagen, keinen Schmerz, liebe Clara. Für jetzt bin ich noch nicht da, um mit dir zu weinen; das kann ſpäter geſchehen. Jetzt wollen wir einen Moment deine Angelegenheit ruhig in's Auge faſſen, um zu ergründen, was da vorgefallen ſein könnte. — Daß er die Sache nicht vom Zaun gebrochen hat, iſt klar; weißt du, liebes Kind, wenn man ſich mit einer Geliebten entzweien will, ohne Urſachen zu haben, blos weil ſie einem nicht mehr gefällt, ſo beſorgt man das auf andere Art. — Nein, hier iſt etwas vorgefallen."

„Aber ich habe nichts gethan," ſprach Clara erſchrocken.

Auf das hin faßte Thereſe lächelnd ihre beiden Hände, ſah ihr in die Augen und erwiederte: „Das brauchſt du mir nicht zu ſagen, mein gutes Geſchöpf. Herr Arthur iſt ſehr unerfahren oder ſehr dumm, daß er dich, mein Engel, mit deinem offenen Geſicht und deinen klaren, ehrlichen Augen irgend etwas Schlimmes beſchuldigen konnte. Es iſt das rein unbegreiflich. Aber weiter! Antworte mir ein Bischen genau auf meine Fragen. Haſt du vielleicht in der letzten Zeit oder auch früher Jemand bemerkt, der ſich für dich lebhaft intereſſirte, der dir nachgegangen wäre, der es verſuchte, dich zu ſprechen, dir Briefe oder auch vielleicht Blumen geſchickt? — Aber thu' mir den Gefallen, liebes Kind, und genire dich nicht vor mir; ich muß Alles genau wiſſen."

Clara lächelte einen Augenblick unter ihren Thränen hervor und entgegnete: „Ach, es iſt mir hart, über ſo etwas zu ſprechen, aber ich weiß wohl, daß du es gut mit mir meinſt. — — Ja, es hat ſich wohl Jemand, wie du es nennſt, für mich intereſſirt, mir auch Blumen geſchickt, ſogar einmal ein Billet, doch habe ich es nicht angenommen."

„Das iſt gleichviel. Und wer war das?"

„Graf Fohrbach."

„Ah! der Adjutant Seiner Majeſtät," ſagte Thereſe mit einem komiſchen Ausdrucke. „Nicht ſo übel; ſieh! ſieh! Das iſt ein Faden, an dem wir uns halten können. Und Arthur kennt den Grafen?"

„O ja, ſehr genau. Sollte der vielleicht über mich geſprochen haben?"

„Nichts Schlimmes, wenn du, wie du ſagſt, nichts mit ihm zu thun hatteſt. O du brauchſt es nicht zu betheuern, ich kenne dich. Graf Fohrbach iſt einer der anſtändigſten jungen

Leute der Stadt. Und die Scene, die du mit Arthur hatteſt, ging bei der Becker vor ſich? Was machte Herr Erichſen da?"

„Ich weiß es nicht," verſetzte Clara. „Darüber habe ich dich ſchon fragen wollen. Was hat er wohl da zu thun gehabt?"

Thereſe zuckte die Achſeln und erwiederte: „Die Becker iſt ein ſchlimmes Weib und treibt ein für junge Mädchen ſehr gefährliches Handwerk. Doch das verſtehſt du nicht ganz. Daß ſie auch für den Herrn Grafen Fohrbach kleine Unterhandlungen zu führen hatte, weiß ich ganz genau. — Es wäre möglich," ſagte ſie nachdenkend, „daß ſich der Graf wegen dir — du brauchſt nicht zu erſchrecken — an die Becker gewendet. Ja bei Gott! das wäre möglich; daß die ihm etwas vorgeſchwindelt und Arthur das erfahren. Das iſt ein kleines Licht. — Und die Becker iſt dir nie in den Weg getreten?" fragte ſie nach einer Pauſe.

„O nein, bei uns war ſie nie. Aber halt einmal! Hier im Hauſe iſt ſie doch einmal geweſen."

„Und das iſt ſchon lange?"

„Um Weihnachten glaube ich. Da war ſie hier nebenan bei der Frau Wundel, die dort mit ihren beiden Töchtern wohnt."

Thereſe blickte einen Augenblick in die Höhe, dann fragte ſie: „Frau Wundel — wer iſt das?"

„Es iſt eine ſonderbare Familie," erwiederte Clara achſelzuckend. „Was ſie eigentlich treiben, weiß ich nicht, ſie iſt eine Wittwe, arm, und lebt wie ich glaube von Unterſtützungen."

„Ah! da muß mein Bräutigam ſie kennen," verſetzte Thereſe eifrig und rief alsdann laut: „Berger, kennſt du eine Familie Wundel?"

Der Gefragte wandte den Kopf herum, nickte und entgegnete: „O ja, ich kenne ſie — ſehr, ſie muß hier in dieſem Hauſe wohnen."

„Was ſind das für Leute?“ forſchte die Tänzerin weiter.

Herr Berger zuckte mit den Achſeln, machte ein ſaures Geſicht und ſagte: „Sogenannte verſchämte Hausarme, aber unter uns bemerkt, nicht viel daran, haben jedoch Connexionen, denen ſie Unterſtützungen aller Art zu erpreſſen wiſſen.“

Thereſe warf ihrer Freundin einen bedeutſamen Blick zu, dann fuhr ſie fort: „Werden wir dieſer Familie einen Beſuch machen?“

„Es lag das durchaus nicht in meiner Abſicht,“ gab der Bräutigam in beſtimmtem Tone zur Antwort. „In dienſtlicher Eigenſchaft muß ich zuweilen hingehen, aber es iſt mir das unangenehm genug.“

„So gehe einmal in dienſtlicher Eigenſchaft hin,“ ſagte das ſchöne Mädchen. Und als ſie Herr Berger einigermaßen erſtaunt und fragend anblickte, fügte ſie mit erhobenem Kopfe bei: „Ich wünſche das, mein Lieber. Nimm dir ein paar Gulden in die Hand und thue ſo, als habeſt du ihnen irgend eine Unterſtützung zu bringen.“

„Und du?“ fragte Herr Berger mißtrauiſch.

„Nun, ich begleite dich,“ meinte Thereſe lachend. „Habe ich doch auch meine Freude am Wohlthun.“

Nach dieſen Worten erhob ſich der Bräutigam förmlich und ſteif, doch ſchien er ziemlich an Gehorſam gewöhnt zu ſein, denn er verſuchte keine weitere Widerrede. Er ſchüttelte dem Herrn Staiger freundlich die Hand, machte Clara eine tiefe Verbeugung und ſchritt zur Thüre hinaus, gefolgt von Thereſe, die ihre Freundin nochmals herzlich auf die Stirne küßte, wobei ſie ihr ſagte: „Noch iſt vielleicht nicht Alles verloren, gute Clara, ich will deine Angelegenheit in die Hand nehmen.“

— — Hätte die Familie Wundel eine Ahnung davon ge-

habt, mit welch' ungewöhnlichem Beſuch ſie die Ausſicht hatte erfreut zu werden, ſo würde ſie ihr Zimmer in andere Verfaſſung gebracht haben oder hätte ihre Thüre feſt verſchloſſen gehalten, und das würdigſte Mitglied derſelben, Madame Wundel, hätte nicht auf ſo bereitwillige Art „Herein!“ gerufen, als von draußen ſehr beſcheiden angeklopft wurde. Leider geſchah dieß zu der unglückſeligen Stunde, als die brave Wittwe im Gefühl ihrer Dankbarkeit gegen Madame Becker dieſe zu einer guten Chocolade eingeladen hatte. Auf dem Tiſche dampfte eine angenehme Kanne dieſes vortrefflichen Getränks, rings umher Wohlgeruch verbreitend, daneben ſtand ein Teller mit prächtigem Backwerk, ſanft gebräunter Gugelhopfen, welcher von oben durch den darauf geſtreuten Zucker wie ein Schneegebirge ausſah, auch freundlich glänzender Zwieback, ſowie etwas Kräftigeres: Butterbrod mit einigem Fleiſchwerk. Der Ofen verbreitete eine behagliche Wärme, und ein Keſſelchen mit warmem Waſſer, welches auf der Kohlengluth ſtand, und neben demſelben am Boden eine Flaſche Punſcheſſenz, zeigten deutlich an, daß Madame Becker ihr Lieblingsgetränk der ſanften Chocolade vorzog. Sie mochte auch ſchon mehrere Gläſer davon zu ſich genommen haben, denn ihre Wange war ſanft geröthet, ſie ſchluckte häufig ohne Urſache und ihr Lachen war mehr ein Grinſen zu nennen, auch blickte ſie ſtill in das Punſchglas hinein und ſummte die Melodie eines bekannten Liedes. Dabei befand ſich die Frau in Trauer, doch gab ihr lachendes Geſicht einen ſtarken Gegenſatz zu der ſchwarzen Farbe ihrer Kleider. Neben ihr ſaß Madame Wundel beſtens aufgeputzt und ſtrahlte vor Wohlbehagen; ſie ſchien ſo eben eine Taſſe Chocolade geleert zu haben und ſchmatzte noch vergnügt mit den Lippen. Emilie war beſchäftigt, den Gugelhopfen zu zerſchneiden und nur die jüngere Tochter Louiſe ſchien am wenigſten Antheil

an der Gesellschaft zu nehmen, denn sie saß auf einem Stuhl an der untern Seite des Tisches und hatte ihren Arm nachlässig und solchergestalt über die Lehne gelegt, daß sie den Andern zur Hälfte den Rücken zudrehte.

Es klopfte also, Madame Wundel rief: „Herein!“ und die Thüre öffnete sich. —

Wären aber in diesem Augenblicke der selige Becker und der selige Wundel erschienen, mit himmlischen Feierkleidern angethan und bereit, ihre theuren Hälften in's bessere Jenseits abzuholen, das Entsetzen hätte nicht größer sein können, als beim Anblick des Armenpflegers, der seinerseits nicht wenig erstaunt war, seine Unterlippe noch tiefer herabhängen ließ und die Augenbrauen bis an die Grenzen der Möglichkeit hinauf zog.

Madame Wundel, gänzlich außer sich, ohne alle Geistesgegenwart und so überrascht jeder Verstellung unfähig, ließ beide Hände auf den Tisch sinken und starrte mit einem trostlosen Blicke den Eintretenden an. Emilie behielt mehr ihre Fassung und machte den vergeblichen Versuch, den Gugelhopfen vom Tisch verschwinden zu lassen; doch war ihre Bewegung zu heftig und rechts und links fielen die aufgeschnittenen Stücke über Tassen und Tischtuch dahin. Louise allein beharrte in ihrer Stellung, ja sie zuckte mit den Achseln und lächelte höhnisch.

Madame Becker, die den Armenpfleger wohl kannte und deßhalb vollkommen das Entsetzen ihrer Freundin begriff, faßte, auch wohl von dem starken Getränk ermuthigt, sich am Schnellsten wieder, schüttelte ihre Nachbarin am Arme und sagte mit ihrem breiten, gemeinen Tone und etwas sehr schwerer Zunge: „Ach Wundel, erschreck' Sie nur nicht so, der Herr Armenpfleger wird es wahrhaftig nicht übel nehmen, wenn arme Kreaturen, wie wir sind, sich einmal einen vergnügten Tag machen. — Was

könnt Ihr auch dafür," setzte sie mit einem pfiffigen Blinzeln hinzu, „daß es mir nun einmal in den Kopf gekommen ist, Euch mit Chocolade und was Gutem zu tractiren."

„Ja, was kann ich dafür!" sprach die Wundel nach einem tiefen Athemzuge, indem sie begierig diesen Rettungsanker ergriff. „Die Becker ist eine so gute Seele, eine so brave Frau und denkt gern an uns arme Leute. Ach Gott!" fuhr sie fort und schlug ihre Augen scheinheilig auf, „wie käme auch sonst was so Gutes an uns!"

„Das mißgönnt uns der Herr Armenpfleger gewiß nicht," sagte auch Emilie etwas gefaßter.

Die erstaunten Blicke des Herrn Berger fuhren indessen, auf's Höchste überrascht, auf dem ganzen Tisch umher; ihm war es unfaßlich, daß verschämte Hausarme ein solch' angenehmes Leben zu führen im Stande seien, und wenn es ihm unbegreiflich war, woher Madame Wundel das Geld zu diesen Ausgaben nahm, so glaubte er doch nicht den Worten der Becker, namentlich nicht, als er in das Gesicht seiner Begleiterin blickte, die mit einem unnachahmlichen, höchst ergötzlichen Lächeln die Gesellschaft am Tische betrachtete.

„Einen Stuhl! — zwei Stühle! —" schrie nun plötzlich Madame Wundel, indem sie hastig aufsprang. „Der Herr Armenpfleger thun uns die Ehre an, sich einen Augenblick an unsern schlechten Tisch zu setzen."

Auch Emilie schnellte auf die Seite und Madame Becker erhob sich schwerfällig. „Ist es nicht wie ein Fingerzeig von Oben," sagte diese lallend, „daß Ihr heute Euer Zimmer in so guter Verfassung habt, wo Ihr so schönen Besuch bekommt. Ach! und auch Fräulein Therese," fuhr sie knixend fort; „jetzt weiß

ich, weßhalb Euch der Herr Berger die Ehre anthut, — es iſt eine Brautviſite, ja wahrhaftig, eine Brautviſite."

Madame Wundel, die noch immer nicht recht ihre Sprache gefunden hatte, knixte zu wiederholten Malen und Emilie wiederholte mit einem bitterböſen Lächeln und einem tiefen Seufzer das Wort: „Brautviſite." Louiſe war unterdeſſen ebenfalls aufgeſtanden und hatte zwei Stühle an den Tiſch geſtellt.

Herr Berger ließ ſich auf einen derſelben zögernd nieder, auch ließ er ſich erſt nieder, als er ſah, daß Thereſe es ſich auf ungenirte Art bequem machte, mit vornehmem Kopfnicken den dargebotenen Platz annahm und darauf die Damen der Reihe nach muſterte.

„Nein, die Ehre und das Vergnügen!" ſagte jetzt auch Madame Wundel, indem ſie die Hände zuſammenſchlug. „Hätte ich mir das doch nie träumen laſſen. Und wollen Fräulein Thereſe die Gnade haben, meinen ganz ergebenen Glückwunſch anzunehmen, ebenfalls der Herr Armenpfleger nicht weniger und wollen verſichert ſein, daß es mir das größte Vergnügen macht, Sie auf Ihrer Brautviſite zu ſehen. — Ein ſchönes Paar," ſagte ſie ſcheinbar leiſe zur Becker, doch ſo laut, daß man es allenfalls im Nebenzimmer gehört hätte.

Thereſe that aber natürlich nicht dergleichen, vielmehr blickte ſie die Wundel ſo unbefangen wie möglich an und verſetzte: „Ja, wir machen unſere Brautviſiten und da wir zufällig im Hauſe waren, ja auf demſelben Stockwerke, ſo fand es mein Bräutigam für angemeſſen, auch Ihnen, Madame Wundel, die Sie ihm als eine ſtille chriſtliche Frau bekannt ſind, ebenfalls einen Beſuch zu machen."

Der Armenpfleger ſpitzte ſeinen Mund wie ein Karpfe, ließ die Augen einen Moment über den Tiſch und das darauf befind-

liche Backwerk hingleiten und ſenkte ſie dann auf ſeinen Hut hinab, wo er emſig die Firma des Fabrikanten ſtudirte.

Madame Wundel huſtete leicht und ſprach: „Ah! Fräulein Thereſe waren alſo ſchon im Hauſe, ſchon auf demſelben Stocke?“

„Allerdings,“ entgegnete Dieſe, „und zwar bei meiner beſten Freundin, Clara Staiger — die Sie ja wahrſcheinlich kennen,“ fuhr ſie nach einer Pauſe lächelnd fort.

„O ja, wir kennen ſie vom Aus- und Eingehen,“ meinte die würdige Wittwe, indem ſie auf dem Tiſche ihre Hände über einander legte. „Wie man ſich ſo kennt, als Nachbarn, oberflächlich.“

„So, nur oberflächlich?“ erwiederte die Tänzerin, aber obgleich ſie das Wort nur einmal ausſprach, ſo ſchien es doch an alle Anweſenden gerichtet zu ſein und ſie blickte jede derſelben der Reihe nach ſcharf an. „Sie iſt ein ſehr braves und geordnetes Mädchen, meine Freundin,“ ſagte ſie darauf wie fragend.

„Das iſt ſie,“ bekräftigte die Wundel, „das iſt ſie bei Gott, der Neid muß es ihr nachſagen.“

„Solid, ſehr ſolid,“ meinte die Becker; doch lächelte ſie dazu auf eigenthümliche Art. Und Emilie ſetzte etwas boshaft hinzu: „Ein wahres Muſter; man könnte ſie allen jungen Mädchen zum Exempel vorſtellen.“

In dieſem Augenblicke wechſelte die Wittwe mit Madame Becker einen Blick, der, ſo ſchnell das auch vor ſich ging, von Thereſe nicht unbemerkt geblieben war.

„O ich weiß, wie gut und lieb ſie iſt,“ fuhr die Tänzerin fort. „Aber,“ ſetzte ſie ſehr langſam und mit ſcharfer Betonung hinzu, „um ſo auffallender iſt es, daß trotz allem dem Unangenehmes über ihren Lebenswandel verbreitet wurde, — ja, — abſichtlich verbreitet wurde.“

„Ah!“ machte die Wittwe mit gut gespieltem Erstaunen, „ist das die Möglichkeit! Habt Ihr was davon gehört, Becker? Oder du, Emilie? Ja, die Menschen sind schlimm.“

Natürlicher Weise wollte Niemand etwas davon vernommen haben, und um diesen unangenehmen Gesprächsgegenstand zu unterbrechen, legte Madame Wundel ihren Mund in recht süße Falten und fragte, ob sie nicht die Ehre haben könne, dem Herrn Armenpfleger oder Fräulein Thereſe mit einer Taſſe Chocolade aufzuwarten.

Herr Berger verneinte das eifrigſt, Thereſe aber nahm es an. Und ſie hatte ihre guten Gründe dafür. Hatte ſie dann doch ein paar Augenblicke, in denen ſie nicht zu ſprechen, nur zu hören brauchte; und ſie bedurfte einige Zeit zum Nachdenken.

Louiſe hatte eine Taſſe geholt, ſie vor Thereſe hingeſtellt und dabei nicht ermangelt, ihr eigens zu gratuliren, was ſie vorhin im allgemeinen Chorus unterlaſſen. Dazu ſagte ſie: „Es wird Clara gewiß gefreut haben, Sie ſo bei ſich zu ſehen, denn Clara iſt gut und nimmt den innigſten Antheil daran, wenn es ihren Bekannten wohl geht.“ Madame Wundel unterließ nicht, ihrer Tochter einen mißbilligenden Blick dafür zuzuſenden, daß ſie ihrer Nachbarin wieder erwähnte, doch kehrte ſich dieſe nicht im Geringſten daran, vielmehr fuhr ſie fort: „Es iſt wahr, Fräulein Clara hat in den letzten Tagen Unangenehmes gehabt; ich weiß nicht, ob ſie Ihnen davon ſagte.“

„O ja, ſie ſprach mir davon,“ entgegnete Thereſe. „Ich glaube, es betraf einen Vorfall im Hauſe der Madame Becker dort, an dem Tage, wo Maria begraben wurde. Wie war doch die Geſchichte?“

„Wie wird das geweſen ſein!“ erwiederte nach einigem

Zögern die Becker, wobei ſie verlegen die Achſeln zuckte. „Ich weiß es ſelbſt nicht mehr genau, es betraf einen jungen Herrn.“

„Herrn Arthur Erichſen,“ verſetzte Thereſe. „Er hat, ſo viel ich weiß, ein kleines Verhältniß mit Clara und beſchuldigte nun das arme Mädchen — gerade in Ihrem Hauſe — einer Untreue, glaube ich, die ſie gegen ihn begangen.“

Madame Becker hatte ihren Arm auf den Tiſch geſtützt, vorher aber einen ſtarken Zug aus dem Punſchglaſe gethan, dann blinzelte ſie mit ihren etwas röthlich unterlaufenen Augen und meinte: „Nun ja, es muß was der Art geweſen ſein; wild genug hat er ſich angeſtellt, und wenn er mit mir ſo hart geſprochen hätte, würde ich ihm anders die Wege gezeigt haben, — ſo einem Naſeweis.“

„Uebermüthig iſt er ſchon,“ verſetzte die ſchlaue Tänzerin. „Was wird's geweſen ſein, eine Eiferſüchtelei; hat ſich vielleicht die Clara ſonſt wo ein wenig den Hof machen laſſen.“

„Verſteht ſich,“ rief die Becker erzürnt und klopfte auf den Tiſch. „Da kommt ſo ein junger Menſch her, ſpricht was von guten Abſichten und meint nun, dann dürfe ein anderer rechtſchaffener Cavalier ſo ein Mädchen gar nicht mehr anſehen.“

„Aber Fräulein Clara läßt ſich auch von ſonſt Niemand anſehen,“ ſagte ängſtlich Madame Wundel mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf ihre Tochter Emilie, welche die Zähne auf einander biß und die Becker giftig anſah.

Dieſe trank ihr Glas vollends leer, ſchnalzte mit der Zunge und ſprach: „Hat ſich was zum Anſehen; daran ſtirbt man nicht und das ſchadet auch Niemand. Die Clara wäre eine rechte Gans, wenn ſie ſich von dem Maler da hofmeiſtern ließe.“

„Aber ſie thut es doch,“ bemerkte erzürnt die Wundel. „Clara iſt die Tugend ſelbſt, und einer von den jungen vor-

nehmen Herren würde ſchön ankommen, wenn er ſich in ihre Nähe wagen wollte.“ Bei dieſen Worten ſtieß ſie ihre Nachbarin heftig unter dem Tiſche mit dem Fuße an, doch hatte ſich dieſe ſchon zu tief mit dem Punſche eingelaſſen, um dieſe Berührung für mehr als eine Zufälligkeit zu nehmen.

„Und ich ſage, die Clara hatte Recht, den Maler zu verabſchieden,“ rief ſie mit ſchwerer Zunge. „Da iſt der Herr Graf doch ein anderer Mann, und mich freut es, daß ſie ihn erhört.“

So ſchwer dieſe Worte auch die Tänzerin trafen, ſo verzog ſich doch keine Miene ihres Geſichts, ja ſie trank lächelnd ihre Chocolade, nicht ohne einen Blick auf Emilie zu werfen, die ihre Hände zuſammenballte und in höchſter Wuth die alte Schwätzerin gegenüber mit weit aufgeriſſenen Augen anſtarrte.

„Aber was faſelt Ihr für dummes Zeug!“ ſagte Madame Wundel, die mühſam an ſich hielt. „Wie könnt Ihr über meine Nachbarin, über Mamſell Clara, über die genaue Freundin unſerer zukünftigen Frau Armenpflegerin ſo etwas ausſagen. Von was ſchwätzt Ihr denn eigentlich?“

Thereſe hatte ihre Taſſe ruhig hingeſetzt und warf dann leicht ein: „Wir wiſſen wohl, wovon Madame Becker ſpricht, von dem Verhältniß Clara's mit dem Grafen Fohrbach.“

„Das iſt's,“ ſprach die Becker mit lallender Zunge. „Und das iſt ein ſchönes Verhältniß, ein dauerndes Verhältniß. O Wundel, Ihr ſolltet Euch Eurer Arbeit nicht ſchämen; Ihr habt doch große Mühe damit gehabt und die Sache geſchickt angefangen. Ehre dem Ehre gebührt!“

„Daß Euch der —“ ſprach die würdige Wittwe und wollte hinzuſetzen: Ihr betrunkenes Weibsbild! „Wie könnt Ihr ſo garſtiges Zeug plappern; ich bin eine ruhige Wittfrau; was hätte ich mit Euren Geſchichten für Arbeit gehabt! Was gehen

uns Eure ſchmutzigen Verhältniſſe an! Nicht wahr, Emilie? Was hätten wir für Euch geſchafft!"

„Oho!" rief die Becker und ihr Auge funkelte zornig, „ſeh' mir Einer die würdige Wittfrau. Jetzt nennt ſie das „ſchmutzige Verhältniſſe", womit ſie ein ſo ſchweres Sündengeld verdient."

Der Armenpfleger hatte ſeine Augen langſam aus dem Hute erhoben, blickte achſelzuckend gen Himmel und ſagte alsdann zu ſeiner Braut mit leiſer Stimme: „Ich glaube, es wäre beſſer, wir verließen dieſe Wohnung." Dabei begann er, ſich von dem Stuhle zu erheben.

Thereſe aber zog ihn eifrig wieder nieder, that, als wolle ſie ihr Sacktuch aufheben, das ihr entfallen, und flüſterte ihm zu:

„Es iſt ein gutes Werk, Berger, wenn du noch einige Augenblicke bleibſt. Hier gilt es, ſchlechte Menſchen zu entlarven und einem unglücklichen Mädchen zu helfen."

Unterdeſſen hatten ſich Madame Wundel ſowie Emilie über den Tiſch hinüber gebeugt und blickten Madame Becker an ganz mit dem zärtlichen Ausdruck eines Paares wilder Katzen, die begierig ſind, einer Freundin die Augen auszukratzen. Louiſe hielt ſich fern, ſie hatte ſich an's Fenſter geſtellt und blickte hämiſch lachend auf die Gruppe am Tiſche.

„Pfui!" rief Emilie nach einer Pauſe, „ſchämt Euch, Becker, über Euer ungewaſchenes Maul."

„Larifari!" entgegnete Dieſe laut lachend; „ich brauche mich nicht zu ſchämen, ich wohne am Kanal in der Kaſerne, ſtehe für mein Geſchäft ein und heiße Becker. Ich läugne nicht, was ich treibe; ſchämt ihr euch ſelbſt, ihr — verſchämte Hausarme," ſetzte ſie plötzlich ſehr ernſt werdend hinzu; und dann kreiſchte ſie: „Seh' mir Einer die Wundel an; hat bei meinem Geſchäft

ſchweres Geld verdient und will ſich nun meiner ſchämen. O du Weibsſtück!"

Die Wundel war mit ihrer Tochter Emilie in die Höhe geſprungen und es ſchien einen Augenblick, als wollten ſich dieſe Bekenntniſſe edler Seelen in einen erbitterten Kampf verwandeln. Doch erblickte die Wittwe vor ſich das ernſte, mißbilligende Geſicht des Armenpflegers, deßhalb faßte ſie ſich mit übermenſchlicher Anſtrengung, ſchluckte einige Mal heftig, ſtützte beide Fäuſte auf den Tiſch und ſagte alsdann: „Herr Armenpfleger! — Gott ſoll mich bewahren, daß ich Reden, wie dieß Weib da eben verführt, vor Ihren Ohren auf mir ſitzen ließe. O nein!" rief ſie mit einem Anflug erkünſtelter Wehmuth, „was habe ich arme Wittfrau ſonſt als Ihre Meinung, Herr Armenpfleger. Stehe ich ohne Sie nicht ganz verlaſſen da in dieſer Welt mit meinen beiden armen Würmern, ohne Hülfe, ohne Verdienſt —"

„Ohne Verdienſt!" hohnlachte die Becker. „Hat ſie von mir nicht ſchweres Geld für das Geſchäft bekommen; aber bei ihr bleibt nichts — ſie iſt wie ein Sieb — ſie —" Hier ſtockte das Weib plötzlich in ihrer Rede und wir glauben nicht, aus plötzlich eingetretenem Zartgefühl, vielmehr veranlaßt durch die Fauſt der Mademoiſelle Emilie, welche drohend ſtand hinter dem Stuhl der Sprechenden. Auch duckte ſich Dieſe ſcheu zuſammen und ſchien, obgleich zu ſpät, zu fühlen, daß ſie ſich hier zu Eins gegen Drei befand.

„Hören Sie alſo," fuhr Madame Wundel im Tone gekränkter Unſchuld fort. „Ja, es iſt wahr, dieſes Weib da forderte mich auf, ihr in einer ihrer unſauberen Geſchichten zu helfen."

„Sie ſollten vermitteln zwiſchen Clara und dem Grafen Fohrbach?" fragte die Tänzerin.

„Ja," ſchrie die Becker, indem ſie, ſich dann nach Emilien

umſehend, mit der Fauſt kräftig auf den Tiſch ſchlug. „Und ſie that es, ſie lieferte mir das Mädchen.“

Die würdige Wittfrau warf einen Blick an die Decke des Zimmers, dann ſagte ſie achſelzuckend und mit großer Milde: „Herr Armenpfleger, man muß es der Frau verzeihen, ſie geht zu viel mit gemeinem Volke um, ſie hat keine Idee davon, daß es noch rechtliche Menſchen gibt, die ſo viel als möglich Unheil zu verhüten ſuchen.“

„Und Sie verhüteten alſo das Unheil?“ forſchte die Tänzerin.

„Ach ja, Fräulein Thereſe,“ fuhr Madame Wundel fort. „Und ich glaube, es iſt keine meiner ſchlechteſten Thaten. Das Weib wandte ſich freilich an uns, wir aber kannten Fräulein Clara, wie Sie ſie ſelbſt kennen, und nur in der Abſicht, — gewiß nur in der Abſicht, um die Becker von ihrer Spur abzuleiten, unternahmen wir die unangenehme Commiſſion“ —

„Ein Rendezvous zu vermitteln,“ ſagte Emilie, indem ſie ſich vordrängte.

„Und es kam zu Stande?“ fragte Thereſe.

„Ja, es kam zu Stande!“ rief triumphirend die Becker. „Glauben Sie mir, wenn dieß Weib ſeine Krallen einmal einſchlägt, da hält ſie feſt.“

„Es kam allerdings zu Stande,“ bemerkte Madame Wundel nach einem abermaligen Blick an die Zimmerdecke, „aber ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Clara gänzlich aus dem Spiele blieb.“

„Ah! ich verſtehe,“ ſprach Thereſe freudig. „Ich danke Ihnen für dieſe Aufklärung.“

Madame Becker ihrestheils ſchien das nicht ſogleich zu verſtehen. Endlich aber begriff auch ſie, daß die Wundel ſie geprellt

und eine Andere zu dem bewußten Rendezvous geſchickt worden war. Wie ſie langſam zu dieſer Erkenntniß kam, verwandelten ſich alle ihre Geſichtszüge. Anfänglich war ſie hohnlachend da geſeſſen, jetzt aber fiel ihre Unterlippe ſchlaff herab, ihre Augen ſtierten ein paar Momente ſtarr vor ſich hin; dann aber blitzte das Feuer des Zorns in ihnen auf, ihre Lippen ſchloßen und öffneten ſich krampfhaft, und ſchäumend ſagte ſie: „Alſo ſo wollt Ihr mir meine noble Kundſchaft verderben! — Ihr Pack!“ Dabei hatte ſie ſich langſam erhoben, hatte ihr Geſicht mit einem unbeſchreiblich frechen Ausdruck auf Zollweite dem der Wittwe genähert, welche, wie das Vögelein vor dem Blicke der Schlange, leider nicht im Stande war, zurückzuweichen. Leider ſagen wir, denn in der nächſten Secunde brannte eine ſo ungeheure Maulſchelle auf der Wange der Madame Wundel, daß dieſe laut aufkreiſchend in ihren Stuhl zurückfiel. Es war eigentlich komiſch anzuſehen, wie im gleichen Augenblicke der Armenpfleger von ſeinem Sitze emporſchnellte, Thereſe am Arme ergriff, mit zwei Schritten die Stubenthüre erreicht hatte und das Zimmer verließ. Erſt hinter der geſchloſſenen Thüre blieb er tief aufathmend ſtehen und ſetzte bedächtig ſeinen Hut auf.

„Gott ſei Dank!“ jubelte Thereſe, „daß das ſo gekommen iſt. Glaube mir, Berger, um keinen Preis der Welt wollte ich das eben nicht gehört haben. War dir die Scene unangenehm?“

„Sie hat auch für mich ihr Gutes,“ erwiederte bedächtig der Armenpfleger, indem er ſeine Schreibtafel herauszog, darin blätterte und durch den Namen der Wittwe Wundel einen ſehr dicken Strich machte.

Daß übrigens Madame Becker dem rächenden Geſchick ebenfalls nicht entging, brauchen wir dem geneigten Leſer nicht zu verſichern. Wenn ſich auch Louiſe Wundel von dem Kampf, der

nun erfolgte, fern hielt, ſo waren doch die Wittwe und Emilie kräftig genug, um der Madame Becker einen gehörigen Denkzettel zu geben.

Die Tänzerin blieb zaudernd auf der Treppe ſtehen. „Gern möchte ich Clara ſprechen," ſagte ſie, „doch es iſt beſſer, ich verſuche es, den Herrn Erichſen zu finden. — Komm', Berger."

Beide ſtiegen nun vollends die Stufen hinunter, ſetzten ſich in den Wagen, der drunten auf ſie wartete, und fuhren davon.

Dreiundachtzigſtes Kapitel.

Clara.

Vielleicht war es zufällig, daß Arthur ſich an dieſem Nachmittage in der Nähe der Balkenſtraße befand, genug, Thereſe, die aufmerkſam umherſpähte, erblickte ihn wenige Straßen von dem Hauſe Clara's entfernt; ſie klopfte dem Kutſcher an die Fenſterſcheiben und ließ halten.

Arthur, welcher ſich bei ſeinem Namen gerufen hörte, näherte ſich dem zweiſitzigen Wagen und war nicht wenig erſtaunt, die ſchöne Tänzerin in demſelben zu ſehen. Sie theilte ihm auch gleich lachend den Zweck ihres Umherfahrens mit, ſtellte ihm den Herrn Berger vor, nannte auch dieſem den Namen des Malers und fragte dann, ob er nicht Zeit habe, ſie einen Augenblick zu begleiten. Sowohl Arthur als Herr Berger ſahen bei dieſer Aufforderung das ſchmale Coupé an und Erſterer ſagte zu Thereſe, ſo angenehm es ihm auch wäre, ſie zu begleiten, ſo fürchte er ſich doch ſehr, ſie in ihrem Platz zu derangiren.

„Aber ich muß Sie ſprechen und zwar auf der Stelle

ſprechen," erwiederte hartnäckig die Tänzerin; „ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen. Und was den Platz anbelangt, da kann man ſchon Rath ſchaffen, Berger iſt wohl ſo gut und ſetzt ſich für ein paar Minuten draußen zum Kutſcher. Du kannſt deinen Regenſchirm aufſpannen, dann erkennt dich Niemand, man hält dich höchſtens für einen Lohnbedienten."

„Aber," meinte Arthur leiſe, „Sie verlangen zu viel."

„Und was ſoll der Kutſcher denken, mein Kind," verſetzte Herr Berger. Doch hatte er den Schlag ſchon halb geöffnet, um hinaus zu ſteigen.

„Machen Sie nur keine Umſtände," rief die Tänzerin dem Maler zu. „Kommen Sie geſchwind herein. — Und was den Kutſcher anbelangt," wandte ſie ſich an den Andern, der ſchon draußen auf dem Tritte ſchwebte, ſo kannſt du ihm meinetwegen ſagen, es ſei dir hier im Wagen zu warm geweſen und du wolleſt draußen ein wenig friſche Luft ſchöpfen. Weißt du, Berger," fuhr ſie leiſe fort, indem ſie ſich zum Wagen hinausbeugte, „ich mag dem Kutſcher nicht laut zurufen, daß er nach der Balkenſtraße, dem Hauſe Clara's, zurückfahren ſoll, das kannſt du beſorgen."

„Das hätte ich thun können und doch wieder in den Wagen hineinſteigen," entgegnete der Armenpfleger in kläglichem Tone.

„Aber es iſt beſſer ſo," ſagte Thereſe und zog den Schlag hinter ihm zu.

Arthur war lächelnd in den Wagen geſtiegen, Herr Berger hatte den Bock erklettert, ſeinen Regenſchirm aufgeſpannt und bot neben dem Kutſcher nichts Auffallendes. Er ſah in der That aus wie ein Lohnbedienter und ſchielte auch wie ein ſolcher, deſſen Geſchäft es iſt, die Fremden auf alle Merkwürdigkeiten rechts und links aufmerkſam zu machen, zuweilen hinter ſich in den Wagen.

„Ich komme ſo eben von Clara," begann Thereſe in demſelben. „O Herr Erichſen, wenden Sie ſich nicht unmuthig weg; glauben Sie mir, Sie haben dieſes gute und edle Mädchen unverantwortlich behandelt. Sagen Sie mir um Gotteswillen, Sie ſind doch auch ſchon mit vielen Leuten umgegangen, Sie haben doch auch Menſchenkenntniß. Schauen Sie ihr doch in das klare und unſchuldige Auge, kann der Blick trügen? Glauben Sie wirklich, Clara ſei fähig geweſen, Sie zu hintergehen? — Die gute Clara, mit dem Gemüth eines Kindes, die nicht einmal weiß, was Betrug iſt! O ich möchte faſt ſagen: Sie verdienen dieß Herz nicht, das Sie ſo leichtſinnig weggeworfen." — Und nun erzählte ſie ihm in aller Eile, ohne ihn zu Worte kommen zu laſſen, was ſo eben in der Wohnung der Wittwe Wundel vorgefallen, und beſchwor ihn, jetzt ſogleich hinauf zu gehen, er werde die ganze ſaubere Geſellſchaft noch beiſammen finden und es werde ihm nicht ſchwer werden, von denſelben das Geſtändniß wiederholt zu erhalten.

Damit hielt der Wagen vor dem bekannten Hauſe und als Arthur, der mit klopfendem Herzen der Worte Thereſens gelauſcht, nun die dunkle Thüre mit den ausgetretenen Stufen vor ſich ſah, über die er ſo oft voll Freude und Glück auf- und abgeſtiegen war, die er darauf tief betrübt ſo lange vermieden, für ihn eine Ewigkeit, obgleich er das Haus ſelbſt vermittelſt der umliegenden Straßen unaufhörlich umkreiſt, ſowohl bei Tag als bei Nacht, als er nun wieder davor ſtand, glaubend an die Worte der Tänzerin, da ſchwand aller Groll, aller Argwohn aus ſeinem Herzen, eine unendliche Liebe für Clara erfüllte es mehr als vordem, und nach herzlichem Dank und Gruß gegen Thereſe ſprang er in den dunklen Hausflur hinein.

Die ſchöne Tänzerin blickte ihm ein paar Secunden nach,

dann fuhr ſie mit der Hand über die Augen und ſprach zu ſich ſelber: „Das iſt mein ſchönſtes Hochzeitsgeſchenk. — Ach! die Verſöhnung da oben muß entzückend ſein. Wie glücklich werden ſich dieſe Beiden fühlen, zu einander hingezogen, innig verbunden durch gleiche, herzliche Liebe.“ Hierauf legte ſie ſich ſeufzend und nachſinnend in die Ecke des Wagens, doch hatte ſie vorher an die Scheiben geklopft und dem Herrn Berger geſagt: „So, nun kannſt du wieder herein kommen.“

Arthur gelangte übrigens nicht ſo ſchnell in den obern Stock; je höher er ſtieg, deſto mehr Gedanken häuften ſich auf ſein Herz und hiengen ſich ſchwer an ſeine Schritte. Er gedachte jenes Abends, wo er an des Grafen Stelle das junge Mädchen empfangen, er bemühte ſich, die Figur derſelben auf's Genaueſte in ſeiner Phantaſie feſtzuſtellen, und nachdem er das zum erſten Mal ſeit jenem Vorfalle ruhig gethan, begriff er ſelbſt nicht mehr, daß er Jene mit Clara habe verwechſeln können. Dann dachte er auch eifrig darüber nach, wo er ſie nach jenem Abende wieder geſehen und ob er da wohl eine Spur von Befangenheit, irgend etwas Verlegenes in ihrem Betragen gegen ihn bemerkt. Ach! er erinnerte ſich jetzt genau, daß ſie ihm den andern Tag mit offener Stirn und ehrlichem Blick wie immer entgegen geſprungen war, daß ſie ihm freudig beide Hände dargereicht und daß ſie darauf ſchüchtern wie immer und halb erröthend ſeinen etwas ſtürmiſchen Kuß geduldet. — Ach! und dieſe ſüßen Küſſe, er hatte ſie ſo lange entbehren müſſen, er hatte ſo lange nicht mehr in ihr gutes, liebes Auge geblickt. Jetzt kam ihm ſein ganzer Argwohn wie ein Wahnſinn vor, jetzt konnte er es nicht begreifen, warum er nicht gleich offen und ehrlich mit Clara geſprochen, ihr ſeine Unterredung mit dem Grafen Fohrbach mitgetheilt und ihr geſagt: wie kann das zuſammenhängen? Noch

viel weniger aber begriff er, daß er nicht gleich nach jenem schrecklichen Tage, wo er ſie zum letzten Mal an der Leiche der unglücklichen Marie geſehen, zu der Wundel geeilt war, die ihm von Madame Becker als Unterhändlerin genannt worden war. Kopfſchüttelnd und unzufrieden mit ſich ſelbſt ſtieg er die Stufen hinauf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Clara hatte ſich wieder an ihre Arbeit niedergeſetzt, ſobald Thereſe vorhin das Zimmer verlaſſen. Doch wollte ihr dieſelbe nicht mehr ſo von der Hand gehen, wie vor der Unterredung. Sie war in den letzten Tagen ruhiger geworden, ſie hatte die Erinnerung an jene ſchreckliche Stunde gewaltſam zurückgedrängt, und dieſe trat nun zugleich mit dem ſtärkeren Klopfen ihres Herzens allmälig wieder lebendiger und ſchrecklicher vor ſie hin. Warum hatte ſie ſich von jenem Augenblick überwältigen laſſen, warum hatte ſie, ſtatt ſeinen Vorwürfen gegenüber zu ſchweigen, nicht ruhig eine Erklärung verlangt über das, was er ihre Treuloſigkeit genannt? — Sie wußte es ſelbſt nicht. Es war vielleicht richtige Eingebung des Moments geweſen, es war ihr weiblicher Stolz, der ſich im Gefühle gekränkter Unſchuld dagegen empört hatte. Ach! und wie hatte ſie gelitten nach jener Unterredung; wie war ihr die ganze Zukunft finſter erſchienen, wie alles Glück von ihr gewichen, — und nirgends, nirgends ein Hoffnungsſtrahl! Jetzt, ſie wußte ſelbſt nicht warum, regte ſich in ihrem Herzen ein Gefühl, als ſei vielleicht noch nicht Alles verloren, als würde die Nacht in ihrem Gemüthe nicht ewig währen, als könne auch für ſie noch ein neuer Tag anbrechen, nochmals die Sonne hell und glänzend aufſteigen.

Herr Staiger, der vor ſich ſeine Tochter in tiefen Träumereien ſah, hatte die Feder wieder ergriffen und ſchrieb langſam fort, nicht ohne zuweilen einen Blick auf Clara zu werfen.

Die Kinder hatten während des Beſuchs dieſen aufmerkſam betrachtet und Marie hatte zum großen Ergötzen des Bübchens den Gang und die Haltung der zukünftigen Madame Berger nachgeahmt, worauf ſich Karl veranlaßt ſah, die Rolle des Armenpflegers zu übernehmen. Er knöpfte ſein Jäckchen bis unter das Kinn zu, holte ſich des Vaters Hut aus der Ecke und ſchaute unverwandt in denſelben hinein, wobei er ſo ſteif als möglich auf und ab ging. Dann nahm er einen kleinen Fußſchemel, trug ihn zwiſchen Vater und Clara an den Tiſch und ſetzte ſich ſelbſt darauf, wobei er die Haltung des Herrn Berger auf ſo komiſche Art carrikirte, daß der Vater, der zufällig aufblickte, laut und herzlich zu lachen anfieng. Auch Clara, die hiedurch aus ihren Träumereien aufgeſchreckt wurde, mußte lächeln, als ſie die kleine Figur vor ſich ſitzen ſah, die, den Kopf ſteif in die Höhe haltend, ſie unverwandten Blicks betrachtete.

„Es iſt eigentlich nicht ſchön von dir, Karl,“ ſagte der alte Mann, „daß du Leute nachmachſt, die uns beſuchen. Man nennt das: Jemand verſpotten; und aller Spott thut weh.“

„Aber ich will Niemand verſpotten,“ ſagte das Bübchen; „ich habe nur Clara zum Lachen bringen wollen, denn ſie ſchaut immer ſo betrübt vor ſich hin und bekümmert ſich gar nicht mehr um mich.“

„Das kannſt du gewiß nicht ſagen,“ erwiederte Clara, indem ſie die Arme in den Schooß ſinken ließ, „ich bekümmere mich um dich gerade ſo viel wie ſonſt.“

Der Kleine ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Nicht?“ fragte Clara; „und woher glaubſt du das?“

„Du ſpielſt nicht mehr mit mir,“ ſagte Karl. „Du haſt mir ſchon lange nicht mehr aus dem Bilderbuche vorgeleſen, auch

keinen Schlitten mehr gemacht und die Bilder, die mir Herr Arthur geſchenkt, willſt du gar nicht mehr anſehen."

Als Clara hierauf ſchwieg, ſprach Herr Stalger: „Das wird Alles wieder kommen; Clara wird dir wieder Schlitten machen und auch wieder die Bilder anſehen."

„Aber Herr Arthur hat lange keine Bilder mehr gebracht," meinte Marie, die hinzu getreten war. „Warum läßt er ſich nicht mehr ſehen?"

„O ich habe ihn geſtern geſehen," ſprach eifrig das Bübchen.

„Du wirſt dich irren," verſetzte Clara, indem ſie errötheud mit dem Kopfe ſchüttelte.

„Nein, ich irre mich nicht! Er ſtand geſtern am Ende unſerer Straße, ich konnte ihn von der Hausthüre aus gut ſehen."

„Und warum riefſt du ihm nicht?" fragte Marie.

„Als ich das thun wollte, ging er gerade fort," verſetzte Karl. „Er muß mich nicht geſehen haben."

„Gewiß, ſo iſt es," meinte Clara traurig, „er hat dich nicht geſehen. Er weiß nicht mehr, daß wir hier wohnen." So ruhig ſie dieß anſcheinend ſagte, ſo ſtockte doch ihr Athem, als ſie die Worte ausſprach, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, und ſie war nicht im Stande, den bunten Faden, den ſie in der Hand hielt, einzufädeln. Dienſtfertig drängte ſich die kleine Schweſter näher, und als ſie ihr Faden und Nadel aus der Hand genommen hatte, was Clara ruhig geſchehen ließ, faßte Dieſe mit ihren beiden Händen den Kopf des kleinen Mädchens und drückte ein paar innige Küſſe auf das blonde Haar derſelben.

Dieſen Moment mochte Karl nicht ſo vorbei gehen laſſen; er ſprang von der andern Seite an den Stuhl der Schweſter, faßte ſie mit den Armen ſanft um den Leib und ſagte, er wolle auch eine Nadel einfädeln, um einen Kuß zu bekommen.

Clara hatte ſich gerade in herzlicher Liebe zu ihm niedergebeugt, hatte ihn wiederholt auf die kleinen friſchen Lippen geküßt und ihn nothgedrungen zu ſich emporgehoben, da er ſich an ſie hieng und ſeine Arme um ihren Hals geſchlungen hatte, wobei er lauter jubilirte und lachte als gerade nothwendig war, als die junge Tänzerin ſah, daß ihr Vater ſich mit einer Verbeugung eilig vom Tiſche erhob und der Thüre zuſchritt, welche langſam geöffnet wurde. Auch vernahm ſie eine Stimme, welche ſagte: „Bitte um Entſchuldigung, aber ich klopfte mehrmals, was man wahrſcheinlich nicht gehört hat.“

— — Es war eine ältliche Dame, von der dieſe Worte ausgingen, in einfacher Kleidung, der man aber anſah, daß ſie den höheren Ständen angehörte. Sie hatte ein ernſtes, würdevolles Geſicht, eine etwas ſpitze Naſe und lebhafte graue Augen, mit denen ſie aufmerkſam das Zimmer und namentlich die Gruppe am Tiſch zu betrachten ſchien.

Der armen Clara war es zu Muthe, als träte das Verhängniß in Perſon, Vergangenheit und Zukunft, drohend vor ſie hin. Sie hielt das Bübchen feſt in ihren Armen, ja ſie drückte es an ſich und zwar ſo, als wolle ſie Schutz bei demſelben ſuchen vor etwas Erſchrecklichem, was in der nächſten Secunde über ſie hereinbrechen müſſe. Sie kannte die alte Dame wohl, obgleich ſie nie ein Wort mit ihr gewechſelt. Aber mit welchem Intereſſe hatte ſie dieſelbe betrachtet in der Kirche, auf der Straße, im Theater, wenn die Tänzerin an der uns bekannten Oeffnung im Vorhange ſtand und nicht davon wegzubringen war, wenn die Dame droben in ihrer Loge ſaß. Da war ſie wie feſtgebannt und mußte unverwandten Blickes hinaufſehen. O ſie waren ſo kalt und theilnahmlos, dieſe Züge, nicht eine Miene bewegte ſich in dem Geſicht, kaum merklich nickte ſie rechts oder links, wenn

ſie auf einen ganz ergebenen Gruß dankte. Ja wenn ſie geſprochen, ſo wiſchte ſie ſich mit ihrem Sacktuch die Lippen ab, und wenn ſie längere Zeit ſtillſchwieg, was meiſtens vorkam, ſo hielt ſie die ſpitzen Finger der linken Hand unbeweglich auf die Logenbrüſtung. — Wie oft hatte ſie ihn — Arthur — über dieſe Frau gefragt, ob ſie zu Haus auch ſo einſylbig und verdrießlich ſei, ob ſie denn nie freundlich ſpräche oder gar lache, und es hatte ſie ein kleiner Schauder überflogen, ja ein Schauder, trotzdem es ſie auch glücklich gemacht hatte, wenn er zu ihr ſprach: Du wirſt ſie ja noch kennen lernen, Clara. Ihr Herz iſt gut, auch theilnehmend, und ſie hat dieſes allzu ernſte und gemeſſene Weſen nur ſo angenommen; gewiß, ſie kann auch freundlich ſein und ſogar lachen. Wie oft hatte das junge Mädchen von dieſer Dame geträumt! Und dann war ſie immer als böſer Engel erſchienen, hatte die magere Hand zwiſchen ſie und Arthur geſtreckt, hatte mit dem Kopfe geſchüttelt, und darauf war Alles, Alles aus geweſen. Wenn alsdann Clara in dieſen Träumen auch flehend ihre Hände nach Arthur ausſtreckte, und, verzweiflungsvoll ſeinen Namen rufend, vorwärts ſtrebte, ihn wieder zu erreichen, ſo war es doch, als treibe eine gewaltige Luftſtrömung die beiden Liebenden aus einander, immer weiter und weiter, bis ſein Bild ganz undeutlich wurde, ein Schatten, und dann erblaßte, obgleich das Bild der alten Dame gleich lebendig, gleich ſtarr, drohend und ernſt in der Mitte ſtehen blieb. — Ah! und ihr Blick war dann gerade ſo wie jetzt, als ſie nun in Wirklichkeit in's Zimmer trat.

Herr Staiger war ihr entgegen gegangen, hatte der für ihn Unbekannten eine reſpektvolle Verbeugung gemacht, und war, als dieſe mit einem einfachen Kopfnicken erwiedert wurde, händereibend und etwas verlegen an die Seite getreten, eine Anrede erwartend. Die Dame blickte aber ebenſo unverwandt auf Clara,

auf das Bübchen und auf Marie, die ſich ebenfalls an die ältere Schweſter geſchmiegt, als erſtere ſie unaufhörlich anſah. Mochte ſie nun den entſetzten Blick der Tänzerin bemerken, und ihr die weit aufgeriſſenen Augen der kleinen Kinder etwas komiſch vorkommen, genug, ſie wandte ſich mit einem etwas freundlicheren Geſichtsausdruck zu Herrn Staiger, indem ſie ihm ſagte: „Ich habe mir erlaubt, Sie in einer gewiſſen Angelegenheit zu beſuchen, wenn Sie nämlich ein paar Augenblicke für mich übrig haben.“

Der alte Mann verbeugte ſich abermals, rieb ſich wiederholt und noch verlegener die Hände, denn ihm kam die Idee, als ſetze die Dame voraus, ſie müſſe nothwendig von ihm gekannt ſein, was denn aber durchaus nicht der Fall war. Dabei murmelte er etwas von großer Ehre, vielem Vergnügen, und als die Dame hierauf langſam in das Zimmer hinein dem Tiſche zuſchritt, leerte er raſch einen Stuhl, indem er Bücher und Papiere mit dem Arm auf den Boden niederſtrich.

Im Verhältniß, wie ſich die Dame dem Tiſche näherte, ließ Clara das Bübchen auf den Boden gleiten und erhob ſich langſam von ihrem Stuhle. Dabei ſah ſie ſehr bleich aus, und ihre Hand, die ſie auf dem Tiſche aufgeſtützt hatte, zitterte heftig, auch holte ſie mühſam Athem, und als ſie nun der Näherkommenden eine tiefe Verbeugung machte, ſchoß ihr das Blut ins Geſicht, und eine plötzliche Röthe überflog ihre vor einer Secunde noch ſo blaſſen Züge.

Die Dame ließ ſich ruhig auf dem angebotenen Stuhle nieder, und als Herr Staiger, der ehrerbietig neben ihr ſtehen geblieben war, ſich nun ein Herz faßte und ſie unverkennbar fragend anſah, ſagte ſie: „Sie ſcheinen mich nicht zu kennen; ich bin die Frau des Commerzienrathes Erichſen.“

Sobald der alte Herr dieſen Namen gehört, trat er unwill-

kürlich einen Schritt zurück, blickte die Dame mit einem wahren Erſchrecken an und brachte mühſam die Worte hervor: „Oh! — Das iſt zu viel Ehre!“

Die Commerzienräthin ſchien übrigens gar keine Antwort zu erwarten und auch ſeine Worte nicht zu hören, denn ſie ſah unverwandt auf Clara, welche vor dieſem ernſten Blick zuerſt ihre Augen niederſchlug, ſie aber dann im Gefühle ihres redlichen und unſchuldsvollen Herzens langſam wieder erhob und die Räthin ehrfurchtsvoll aber feſt anſchaute.

„Das iſt Ihre Familie?“ ſprach Dieſe nach einer Pauſe, während welcher ſie alle Anweſenden der Reihe nach betrachtete.

„Das iſt meine Familie, ja wohl, Frau Commerzienräthin,“ entgegnete Herr Staiger, der nicht im Stande war, ſich ſo raſch von ſeinem Erſtaunen zu erholen, und der häufig nach Clara hinüber blickte, um vielleicht auf dem Geſichte derſelben leſen zu können, was das wohl zu bedeuten habe. — „Es iſt meine Familie,“ wiederholte er. „Das iſt meine Tochter Clara, das die kleine Marie, und das iſt Karl.“

„Und dort die Kleine?“ fragte die Räthin.

„Iſt eine arme Waiſe,“ verſetzte Herr Staiger, „ein verlaſſenes Kind, das auch hier ſo bei uns iſt.“

„Für deſſen Unterhaltung Sie ſorgen,“ meinte Madame Erichſen.

„O ja,“ ſagte lächelnd der alte Mann. „Aber es iſt nicht der Rede werth; das kleine Ding macht uns weder Koſten noch Mühe.“

„Und Ihre Frau?“ forſchte die Räthin weiter.

„Iſt ſchon vor einigen Jahren geſtorben; es war das hart für mich, doch ließ mir der liebe Gott da meine Clara heran-

wachſen; und ſie vertrat Mutterſtelle bei den kleinen Geſchwiſtern — ja wohl.“ —

„Sie ſind aber nicht viel zu Hauſe, Mademoiſelle?“ wandte ſich Madame Erichſen an die Tänzerin. „Wie ich mir ſagen ließ, haben Sie den ganzen Vormittag Ihre Beſchäftigung außerhalb demſelben, und Abends iſt auch Ihre Zeit meiſtens beſchränkt.“

Clara zuckte unmerklich zuſammen, als die Räthin nun zum erſten Male ihre Worte direct an ſie richtete; doch waren dieſe Worte ziemlich weich, ja freundlich geſprochen, weßhalb ſie es auch vermochte, nach einem tiefen Athemzuge zu antworten. — „Unſere Verhältniſſe ſind klein,“ ſagte ſie, „und da iſt auch die Arbeit gering. Wir haben zwei Zimmer, wenig Bedürfniſſe, und dafür finde ich Zeit genug.“

„Und haben wohl noch Muße, daneben andere Sachen zu arbeiten?“ bemerkte Madame Erichſen. „Laſſen Sie doch ſehen. Sie machen da eine ſuperbe Stickerei.“ Bei dieſen Worten ſtreckte ſie ihre Hand aus, und Clara reichte ihr die angefangene Arbeit. Doch flammte eine tiefe Röthe auf ihrem Geſichte auf, als die Räthin nun gleichmüthig ein paar Nadeln herauszog, welche die halbfertige Stickerei zuſammen hielten, dieſe auseinander rollte und ein Sophakiſſen zeigte von wirklich herrlicher Arbeit, auf's Sauberſte ausgeführt. Es war ein Blumenkranz auf blauem Grunde, in der Mitte prangte deutlich und verrätheriſch ein großes A.

„In der That eine ſchöne Arbeit,“ ſprach die Räthin; „das iſt wohl der Anfangsbuchſtabe des Namens Ihres Vaters?“ ſagte ſie nach näherem Betrachten ohne aufzublicken.

Die Tänzerin kämpfte gewaltig mit ſich ſelbſt, ſie unterdrückte einen tiefen Seufzer und erwiederte mit leiſer Stimme: „Ja, gnädige Frau.“

Jetzt ſchaute Dieſe in die Höhe, — ſie ſchien eine andere Antwort erwartet zu haben und blickte deßhalb forſchend auf das Mädchen. Als aber Clara ſchweigend die Augen niederſchlug, ſchüttelte ſie lächelnd den Kopf und wandte ſich an die kleine Marie, welche ihre ältere Schweſter offenbar verwundert anſah. Dabei deutete die Räthin mit ihrem langen Zeigefinger auf das verhängnißvolle A. und ſagte: „Du, Kleine, was ſoll der Buchſtabe heißen?“

Einen Augenblick blieb ſie die Antwort ſchuldig und ſchaute, wie Rath erholend, bald Clara, bald ihren Vater an. Doch zuckte dieſer leicht mit den Achſeln, Jene aber ſchien es zu vermeiden, dem Blicke des Kindes zu begegnen.

„Nun?“ fragte die Räthin abermals, „was heißt das?“

„Es heißt Herr Arthur,“ entgegnete das kleine Mädchen.

„Und wer iſt Herr Arthur?“ forſchte die Dame weiter. — „Weißt du das nicht?“

„Aber ich weiß es,“ ſprach mit einem Male das Bübchen, indem es ſeinen Kopf hinter dem Arme Clara's hervorſtreckte. „Herr Arthur iſt mein Freund, der Herr Erichſen, der mir ſehr ſchöne Drachen macht und Bilderbücher mitbringt. Er iſt aber lange nicht da geweſen, warum, das weiß ich nicht.“

„So, er iſt lange nicht da geweſen,“ verſetzte die Räthin mit weicherer Stimme und blickte abermals angelegentlich auf die Stickerei.

Clara ſchrack ordentlich zuſammen, als das Bübchen jenen Namen genannt; Herr Staiger rieb ſich ſtärker die Hände, huſtete verſchiedene Male und ſagte: „Allerdings beſuchte uns Herr Erichſen zuweilen, doch in der letzten Zeit gar nicht mehr; vordem hatten wir eine gemeinſchaftliche Arbeit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf; ich überſetzte Onkel Tom's Hütte und Herr Ar-

thur machte die Illuſtrationen dazu für die Buchhandlung Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie."

Die Commerzienräthin hatte langſam ihr Tuch vor den Mund genommen und während ſie hinein huſtete, blickte ſie lange und forſchend auf Clara.

Dieſe hatte ſich gefaßt, obgleich ihre Hand noch leicht zitterte, obgleich ihre Geſichtszüge bleicher waren als vorhin, ſo hielt ſie doch ihre Blicke nicht mehr niedergeſchlagen, ſondern ſchaute die alte Dame offen und ehrlich an. Sie fühlte ihr Unrecht, daß ſie Arthur anfänglich verläugnet, ſie wollte das nicht mehr thun, mochte auch daraus erfolgen was da wolle, und wenn auch ihre Lippe ſchwieg, ſo ſprach deſto beredter ihr Auge. Dabei wollen wir geſtehen, daß die Räthin dieſe Sprache verſtand, ja, ſie erkannte in dem glänzenden Blicke die klare und reine Seele des Mädchens, ſie las in der Glut, welche aus dieſen ſchönen Augen aufblitzte, ihre gränzenloſe Liebe zu Arthur, und die Thränen, welche dieſelben einen Moment nachher verſchleierten, dieſe Thränen des Schmerzes waren ebenfalls für ſie keine Räthſel mehr. Hatte doch das Bübchen geſagt, Herr Arthur ſei in der letzten Zeit gar nicht mehr gekommen.

Es war das ein eigenthümlicher Moment, und wir nehmen an, daß die Räthin, ihrer Gewohnheit gemäß, gern auf den Tiſch getrommelt hätte, doch ſaß ſie etwas zu weit von demſelben entfernt. Herr Staiger räuſperte ſich gelinde, und Marie, ſowie das Bübchen, zogen ſich ſcheu zurück und blickten mit Furcht und Grauen in das ſtrenge Geſicht der Dame. Doch wurden dieſe Züge auch allmälig weicher und weicher, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß Clara die Gunſt der Räthin gewonnen. War dieſelbe doch mit der Abſicht hieher gekommen, verſöhnend aufzu-

treten, hatte ſie ihrem Sohne doch ſchon die Leidenſchaft für die Tänzerin verziehen, wegen ſeines Gehorſams, ſeiner kindlichen Liebe zu ihr, wie ſie meinte, der er ſeine Liebe geopfert. Sie hatte wohl bemerkt, wie ſchmerzlich es ſeinem Herzen geweſen, dem Mädchen zu entſagen, und ſie hatte das nicht recht begreifen wollen. Jetzt aber, wo ſie Clara vor ſich ſah, wo deren gewinnendes Aeußere auch ſeinen Zauber auf ihr Herz ausgeübt, verſtand ſie es vollkommen, wie Arthur ſchmerzlich gekämpft, welches Opfer er ihr gebracht. Daß auch noch andere Schatten zwiſchen dieſe beiden reinen Seelen getreten waren, wußte ſie freilich nicht; ſie ſchrieb Alles Arthur's kindlicher Liebe für ſie zu, und da es ihrem Stolze ſchmeichelte, daß der Sohn ihr dieſes große Opfer gebracht, ſo hatte ſie beſchloſſen, eben dieſen Stolz aus ihrem Herzen zu verbannen und Arthur glücklich zu machen. Auch wollen wir nicht verſchweigen, daß zugleich mit dieſen edlen Gefühlen auch die Bitterkeit gegen die Kreiſe, in denen ſie ſich bisher bewegt, mitgeholfen hatte, den Entſchluß zu faſſen. Daneben hatte auch Eduard und Marianne, ja ſelbſt der Commerzienrath mitgewirkt, nicht zu überſehen der Commerzienräthin vertrauteſte Freundin, die Titularräthin Waſſer, welche in allen ihren Kreiſen verbreitet hatte, mit dem Hauſe Erichſen gehe es ſtark abwärts, denn ſie wiſſe aus beſter Quelle, Arthur werde eine Tänzerin heirathen, — Arthur, auf den ſich ſo manche Tochter der verſchiedenen Rangclaſſen Hoffnung gemacht, Arthur, für den die Titularräthin ſelbſt eines ihrer Wäſſerchen beſtimmt.

Die Pauſe, die wir hier in unſerer Erzählung gemacht, fand auch in Wirklichkeit in der, obgleich ohnedieß vorher ſchon ſpärlichen Unterhaltung der Anweſenden in der Stalger'ſchen Wohnung ſtatt. Daß ein Augenblick der Erklärung heranrücke, fühlten Vater und Tochter wohl. Es war eine Pauſe der peinlichſten

Ungewißheit, es ſollte jetzt ein Moment kommen, entſcheidend für das Glück oder Unglück zweier Leben.

Die Commerzienräthin hatte die Stickerei wieder zuſammen gerollt, und ſelbſt die Nadeln wieder ſorgſam eingeſteckt, dann ſagte ſie mit ruhiger Stimme: „Beendigen Sie Ihre Arbeit ſo bald als möglich — Clara," — bei dieſem Worte blickte ſie in die Höhe, — „und wenn Sie dieſelbe beendigt haben, ſo bringen Sie ſie mir."

Das waren an ſich unbedeutende Worte, welche die Dame geſprochen, doch war es Clara gerade, als habe ſich der Himmel geöffnet und als habe ein Engel ihr tauſend Worte des Troſtes und der Hoffnung zugerufen. Sie preßte ihre Hände auf das wildſchlagende Herz, ſie blickte innig und dankend in die Höhe, als wolle ſie dort etwas Sichtbares erſpähen, die mächtige Hand, welche Segen auf ſie herabgeſtreut. — Ach! und doch waren dieſe Worte nur ein vorübergehender Sonnenblick, und gleich darauf verhüllten wieder ſchwarze, drohende Wolken ihren ſchönen, heiteren Himmel. Sie gedachte jener Stunde am Sarge der unglücklichen Marie, ſie hörte ſeine vernichtenden Worte, — es war ja Alles für ſie verloren. Und im Uebermaß des tiefſten Schmerzes drückte ſie ihre Hände vor die Augen und weinte laut hinaus. Freude und Schmerz hatten gleich heftig ihre Seele erfaßt, und da nun der letztere die Oberhand behielt, ſo fühlte ſie ſich um ſo tiefer von der Höhe herabgeſtürzt, auf welche ſie die tröſtlichen Worte der Mutter Arthurs erhoben.

Da fühlte ſie mit einem Male, daß zwei Hände die ihrigen erfaßten und ſanft von ihrem Geſichte wegzuziehen verſuchten, und als ſie das fühlte, zitterte ſie heftig, denn aus dieſen Händen ſtrömte eine Wärme auf die ihrigen über, eine Wärme, die ſich ihrem Geſichte mittheilte und dieſes plötzlich tief erglühen ließ.

Feſt und innig hatte Jemand ihre Finger erfaßt und zog ſie ihr langſam vom Geſichte herab. Aber es durchſchauerte ſie ſo dabei, daß ſie unwillkührlich die Augen ſchließen mußte, doch nur auf einen Moment, eine Secunde, denn darauf vernahm ſie eine bekannte Stimme, die ihr leiſe und ſchmeichelnd ſagte: „Meine gute, gute Clara — mein innig geliebtes Mädchen.“

Es war ganz ſonderbar, als ſie nun die Augen öffnete, daß ſie Niemand vor ſich ſah, ja, ſie mußte die Blicke herabſenken, um Jemanden wahrzunehmen, der zu ihren Füßen lag, der abwechſelnd ihre Hände küßte, dann wieder flehend zu ihr aufblickte und dazwiſchen ſprach: „O meine gute Clara, verzeihe mir — verzeihe mir gern, mein unſchuldiges Mädchen, — ich habe Alles erfahren.“

Wie ſich Arthur in das Zimmer geſchlichen, war Allen unbegreiflich; aber es unterlag keinem Zweifel, daß er da war, und daß er voller Freuden da war, glücklich und ſelig. — Jetzt ſprang er haſtig in die Höhe, ohne Clara's Hand loszulaſſen, vielmehr zog er ſie haſtig zu ſeiner Mutter hin, die in Ermanglung eines Tiſches ſanft auf die zuſammengewickelte Stickerei trommelte. „Das iſt meine Clara!“ rief er jubilirend, „nicht wahr, eine liebe und ſchöne Clara, und nicht wahr, Mama, Sie haben nichts mehr gegen uns Beide?“

Hierauf huſtete die Commerzienräthin laut und geräuſchvoll, aber ſie that es in dieſem Augenblicke nur, um ihre heftige und unſchickliche Rührung zu verbergen. Herr Staiger genirte ſich weniger, denn obgleich ſein Mund lächelte, floßen ihm doch die Thränen über die Wangen herab, ſo daß die kleine Marie ganz beſtürzt darüber war und alle Anweſenden der Reihe nach erſtaunt anſah. Das Bübchen allein ſchien von der Wiederkunft Arthurs nur die praktiſche Seite zu bedenken; es ſchaute äußerſt vergnügt

auf ſeinen Freund und ſah im Geiſte eine Menge ungeheurer Bilderbücher, ſowie Drachen mit den allerlängſten Schwänzen.

Wir, die wir dieß niederſchreiben, und der geneigte Leſer, der es lieſt, befinden uns in dem Falle, als ſtänden wir gerade vor der geöffneten Thüre der Staiger'ſchen Wohnung und als ſähen wir, ſelbſt unbemerkt, all' dieſe Glückſeligkeit, all' dieſe leuchtenden Augen, all' dieſe Thränen der Freude. Wenn uns auch Niemand übel nehmen wird, daß wir mitfühlend einen Augenblick hier ſtehen blieben, die ſchöne Gruppe betrachtend, Mancher hoffend auf ein ähnliches Glück, ſo halten wir es doch für paſſend, gleich darauf ſtill vorüberzugehen, nachdem wir leiſe die Thüre vor jedem fernern neugierigen Blicke verſchloſſen, und ſomit auch dieſes Kapitel beendigt haben.

Vierundachtzigſtes Kapitel.

Whiſt mit dem todten Mann.

Vor dem Hauſe, welches der Baron Brand in dieſer Eigenſchaft bewohnte, hielt ein ſchwerer Reiſewagen vollſtändig bepackt und beſpannt; die Laternen waren angezündet, die beiden Poſtillone ſtanden neben ihren Pferden, und ein Diener in einfacher Reiſelivree hatte den Schlag geöffnet und irgend Etwas herausgenommen, welches er einer Kammerfrau einhändigte, die auf dem hohen Hinterſitze des Wagens dicht in einen Mantel mit Kapuze eingewickelt ſaß. Darauf ſchloß der Bediente den Schlag, zog die Ledermütze in's Geſicht und ſagte zu dem einen Poſtillon: „Jetzt wird's bald losgehen, es kann keine Viertelſtunde mehr dauern.“ Nach dieſen Worten nahm er zwei Mäntel, die er über den Schlag gelegt hatte, einen großen und einen kleinen, auf den Arm, und ſtieg die Treppen hinauf.

Der Baron befand ſich in ſeinem kleinen Salon, er ſtand hier neben einem hohen Fauteuil, in welchem die Baronin von W. ſaß. Obgleich es in dem Zimmer ſehr warm war, ſo ſaß

dieſe doch zuſammengekauert da, als friere ſie, und dabei hielt ſie den Kopf tief auf die Bruſt herabgeſenkt. Neben ihr ſtand ein uns wohl bekannter kleiner Knabe, der ſeine Hände um einen ihrer Arme geſchlungen hatte, den Kopf feſt an ihre Schulter drückte und zugleich aufwärts ſchaute in das Geſicht des Herrn von Brand, der zuweilen mit den Fingern durch das dichte, krauſe Haar des Kindes fuhr, wobei ſich ein trauriges Lächeln auf ſeinen Zügen bemerklich machte.

„So wären wir alſo fertig," ſagte der Baron nach einer Pauſe. „Du gehſt nach Dornhofen, deſſen Kauf ich geſtern in Richtigkeit brachte. Beil wird mit den nothwendigen Papieren und allem Uebrigen wahrſcheinlich ſchon morgen folgen. — — Wie ich heute vom Grafen Fohrbach vernahm, von dem Kriegsminiſter nämlich, iſt deine Scheidung von dem General ſchon ſo gut wie ausgeſprochen; in ein paar Wochen, meine liebe Schweſter, biſt du frei."

Bei dieſen Worten faßte die ſchöne Frau nach ihrem Kinde, drückte ihre Lippen auf ſeine Stirn, dann ſprach ſie mit leiſer Stimme: „Aber Henry, du biſt mir immer noch eine Antwort ſchuldig. Warum ſchickſt du mich von hier fort? Oder, wenn du es für beſſer hältſt, daß ich jetzt nicht in der Reſidenz bleibe, warum gehſt du ſelbſt nicht mit? Steinfeld weiß ja um die traurige Geſchichte unſeres Hauſes, und daß du mein Bruder biſt. Ich weiß nicht, Henry, wie mir iſt, aber ich meine, ich ſollte dich nicht aus den Augen laſſen, ja ich ſpreche es aus, da ich überzeugt bin, daß du nicht abergläubiſch biſt, — es iſt mir immer, als drohe dir ein Unglück. Du haſt Feinde."

„Aber er hat auch Waffen," ſagte der Knabe, der ſeinen Kopf aus den Händen der Mutter losgemacht hatte und muthig in die Höhe ſchaute. „Du haſt recht ſcharfe Waffen, nicht wahr?

Und wenn man die hat, braucht man ſich vor keinen Feinden zu fürchten."

„Waffen habe ich allerdings," erwiederte der Baron dem Kinde, da er es vermeiden zu wollen ſchien, die Fragen ſeiner Schweſter direkt zu beantworten. „Doch gibt es Feinde," ſetzte er hinzu, indem er den Kopf mit einem trüben Lächeln ſchüttelte, „gegen die man keine Waffen gebrauchen kann."

„Warum nicht?" fragte der Knabe. Und die Baronin ſeufzte tief.

„Man iſt deßhalb doch nicht wehrlos," fuhr der Baron fort, während er ſich hoch aufrichtete. „Weißt du, mein Sohn, wenn die Feinde mit den Waffen in der Hand kommen, ſo geht man ihnen gerade ſo entgegen; faſſen ſie uns aber mit Liſt, Falſchheit und Heuchelei, ſo ſtellen wir ihnen das Gleiche entgegen und da fragt es ſich dann immer noch, wer der Klügſte iſt."

„O du biſt der Klügſte," ſprach entſchieden das Kind und öffnete ſeine großen Augen weit. „Herr Beil hat es immer geſagt."

Der Baron nickte mit dem Kopfe, doch antwortete er erſt nach einem kleinen Stillſchweigen, wobei er gedankenvoll vor ſich hinblickte. „O ja, ich war zuweilen recht klug, aber dafür auch wieder ſo unklug, daß oft eine Stunde zerſtörte, was ich in langen Tagen vorher mühſam aufgebaut. — — Doch da führen wir ein Geſpräch, welches meine Behauptung rechtfertigt; ſo etwas iſt unklug für eine Abſchiedsſtunde."

„Ja für eine Abſchiedsſtunde," ſagte Frau von W. mit leiſem Ton. Dann hob ſie plötzlich den Kopf in die Höhe, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Barons und ſprach mit einer Stimme, welche das tiefe Weh ihres Herzens verrieth: „Aber

ich ſehe dich bald wieder, Henry, nicht wahr? in den nächſten Tagen, das verſprichſt du mir."

„Ich glaube wohl, daß ich dir das verſprechen kann," erwiederte ruhig der Baron, „wenn mich nämlich alle meine Entwürfe und Pläne nicht im Stiche laſſen und meine Vorausſetzungen nicht trügen."

„Aber bald, Henry."

„Ich denke wohl, meine gute, gute Lucie. Doch es iſt acht Uhr," ſagte er beinahe unruhig. „Wenn du noch länger zögerſt, wirſt du ſehr ſpät ankommen."

„Warum treibſt du mich ſo von dir?" fragte ſie mit weicher Stimme. „O, ich hätte dir noch ſo viel zu ſagen, was mir im Augenblicke gar nicht in den Kopf kommen will; aber wenn du mir bis morgen Zeit läßt, ſo wird mir Alles wieder einfallen."

„Zeit bis morgen," verſetzte er lächelnd. „Ich kenne das; — nein, Lucie, für heute muß es geſchieden ſein. — Für heute, und für morgen," ſetzte er mit plötzlich veränderter Stimme hinzu. „O mein Gott!" Bei dieſen Worten beugte er ſeinen Kopf tief herab und drückte ſeine Lippen feſt und innig auf die weiße Stirne ſeiner Schweſter. — — „Ja, meine geliebte Lucie," ſagte er nach einer längeren Pauſe, „gehe jetzt, denn ſonſt iſt des Abſchiednehmens kein Ende. — Und doch, da du gehſt, iſt es mir, als ſänke meine Lebensſonne unter und ließe mich in ſchwarzer Nacht allein."

Frau von W. war raſch aus dem Fauteuil aufgeſtanden und hatte beide Arme um den Hals ihres Bruders geſchlungen. „Henry!" flehte ſie, „laß mich nicht abreiſen, laß mich bei dir bleiben. Warum willſt du nicht vor der Welt erklären, daß du mein Bruder biſt? O laß uns zuſammen ein friedlich ſtilles Leben führen!" — —

— „Das iſt zu ſpät!“ entgegnete er nach einer Pauſe. Doch war der Ton, mit dem er das ſagte, ſo eiſig kalt, ſo ſchrecklich, und dabei der Blick ſeiner Augen ſo wild und ſtarr, daß die arme Frau ihn erſchreckt betrachtete.

„Nicht dieſes Wort, Henry,“ bat ſie, „nicht dieſen Blick. Du verſinkſt wieder in deine ſeltſamen Träumereien. Starre nicht ſo vor dich hin. Es iſt ja Niemand da, der dich und mich bedroht.“

„Sagt ich nicht, es ſei zu ſpät?“ fuhr er nach einem längeren Stillſchweigen empor, und ſetzte darauf in leichterem Tone hinzu, als er in die bleichen, ſchreckensvollen Züge ſeiner Schweſter blickte: „Zu ſpät, ſagt ich? Ich wollte ſagen: ſpät genug. Und das iſt es auch, meine gute Lucie. — Der Zeiger der Uhr ſteht auf Acht; ſo lebe denn wohl, mein Kind, ſo lebe wohl, meine Schweſter, ſo lebe wohl, mein Alles, was ich auf dieſer Welt habe!“

Nach dieſen Worten, die er leidenſchaftlich herausgeſtoßen, machte er ſanft ihre Hände von ſeinem Nacken los, drückte dieſelben ſchweigend an ſeine Lippen, ſchaute einen Augenblick mit zuſammen gebiſſenen Lippen in die Höhe, und dann beugte er ſich ſchnell zu dem Knaben herab, den er in ſeine Arme nahm und unzählige Mal auf die friſchen Lippen und die leuchtenden Augen küßte.

— „Adieu, Lucie! adieu, ihr Lieben!“ Und als traue er ſeiner eigenen Stärke nicht, klingelte er heftig mit einer Glocke, die auf einem der Tiſche ſtand, und als der Kammerdiener erſchien, ſagte er: „Den Mantel für die Frau Baronin.“ Der alte Diener verbeugte ſich, ging hinaus und ließ die Thüre offen, unter welcher nun der Bediente erſchien, den wir vorhin unten am Wagen geſehen.

Noch einmal wandte ſich die Baronin ihrem Bruder zu und reichte ihm beide Hände, die er an ſeine Lippen drückte. Noch einmal küßte er den Knaben innig auf die Stirn, dann ſchritt er der Thüre zu, begleitete die Baronin an die Treppe und kehrte in ſein Zimmer zurück. — Da aber wurde ſein Schritt ſo wankend, daß er ſich mit der einen Hand feſt am Tiſche halten mußte, während er mit der andern über die Augen fuhr. Es überfiel ihn ein Schwindel, doch dauerte er nur ein paar Secunden, worauf es dem Baron möglich war, an das Fenſter zu treten. Er drückte ſeine brennende Stirn an die kalten Scheiben und blickte auf den Wagen nieder, der ſo eben von dem Bedienten geſchloſſen wurde. Die Poſtillone ſchwangen ſich in die Sättel, — er ſah noch einmal das Geſicht der Schweſter, die aufwärts ſchaute, ihn ſuchte, fand und darauf auch das Kind an das Fenſter des Wagens hob. Dann zogen die Pferde an und der Wagen rollte davon. — „O haltet! haltet!“ ſagte er droben, der einſam zurückgeblieben. „Ich Thor, ſie nicht noch eine halbe Stunde länger gehalten zu haben! — — — — Und doch, es iſt beſſer ſo. Leb wohl — leb wohl auf ewig!“

— — — —

„Der Augenblick hätte mir eigentlich erſpart werden können,“ ſprach er nach einer Pauſe halblaut zu ſich ſelber, „und noch manche andere, die auch nicht angenehm ſein werden, durch eine treffende, mitleidige Kugel, deren ſo viele an meinem Kopf vorüberſausten. Aber wer kann ſeiner Beſtimmung entgehen? Nun, das Schwerſte wäre überſtanden; was jetzt noch kommt iſt Kinderſpiel und nicht der Rede werth.“ Er machte einen raſchen Gang durch das Zimmer und als er ſich nach einigen Secunden im Spiegel beſchaute, ſchien er mit ſeinem Ausſehen zufrieden zu ſein. Seine Züge waren wieder gänzlich beruhigt und nachdem

er den Bart etwas emporgekräuselt, bemerkte man nichts mehr von dem Sturme, der wenige Minuten vorher noch sein Herz erschüttert.

„Herr von Steinfeld!“ sagte der Kammerdiener, der geräuschlos in das Zimmer getreten war. Worauf der Angemeldete eintrat und von dem Baron freundlichst empfangen wurde.

„Sie kommen absichtlich ein paar Minuten zu spät,“ sagte er, „ich verstehe Sie vollkommen. Aber Sie sahen sie doch noch?“

„O gewiß,“ erwiederte der Andere; „sie reichte mir die Hand zum Schlage heraus.“

„Es ist ein gutes Weib,“ meinte träumerisch der Baron, „und ich hoffe, sie wird glücklich sein.“

„Glücklich sein und glücklich machen,“ entgegnete Herr von Steinfeld. „O ich versichere Sie, daß Alles so kommen mußte, wird das Glück meines Lebens begründen. — Aber Sie, Henry, wie ist's mit Ihnen? Wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht im Stande bin, weder an Lucie noch an das Kind zu denken, daß ich mich nur immer mit Ihrem Schicksal beschäftige, so rede ich die Wahrheit. Seien Sie nicht so verschlossen gegen mich, gewähren Sie mir nur den geringsten Lichtschein in dieser Finsterniß.“

„Das ist nicht gut möglich,“ antwortete lächelnd der Baron. „Sie wissen, daß mir das Dunkel zuweilen behagt. Verlangen Sie für den Augenblick nichts Anderes; ich besorge in demselben meine kleine Geschäfte, und glauben Sie mir, die Zeit liegt nicht fern, wo Ihnen Alles, Alles klar werden wird.“

Der Andere wandte unmuthig den Kopf.

„Haben Sie Vertrauen zu mir,“ fuhr der Baron fort, „ich kann Ihnen jetzt kein Licht geben, es würde Ihre Blicke nur verwirren und mich hindern; ich kann Sie nicht in die Karten meines Spiels sehen lassen. Glauben Sie mir aber, ich überschaue es,

und wenn ich auch den letzten Stich verliere, ſo gewinne ich doch die Partie."

„Ihre Zuverſicht und Heiterkeit könnten mich beruhigen, wenn nicht —"

„Laſſen Sie mir die Wenn's," ſagte lachend der Baron; „ich habe für jedes derſelben mein Aber. Beantworten Sie mir lieber eine Frage, die mir wichtig iſt. — Spricht man in der Stadt von einem Duell, das nächſtens zwiſchen Herrn von Dankwart und mir ſtattfinden ſoll?"

„Im Gegentheil," erwiederte erſtaunt der Andere, „Herr von Dankwart ſelbſt widerſpricht dieſem Gerücht auf's Eifrigſte."

„Ah!" machte der Baron und zog eine verdrießliche Miene, worauf er aber wieder heiter lächelnd ſagte: „Natürlich, er will die Sache verheimlichen. Unter uns geſagt, er hat mich fordern laſſen."

„Durch wen?"

„Das iſt mein Geheimniß."

„Und mir unbegreiflich," erwiederte Herr von Steinfeld kopfſchüttelnd. „Herr von Dankwart hat öffentlich erklärt, Sie, Baron, ſeien ein guter Kerl und hätten niemals die Abſicht gehabt, ihn zu beleidigen. Die Aeußerungen auf dem Hofballe laſſe er der Maskenfreiheit gelten, und was die bewußten Zeichnungen anbelange, ſo werde er ſich deßhalb an den Maler halten, dem dafür auch höheren Orts ein ſehr ehrenvoller Auftrag, der ihm bereits ertheilt geweſen, wieder entzogen worden."

„Und das glauben Sie?" ſagte der Baron mit ſehr ernſtem Blick.

„Ich hörte es mit meinen eigenen Ohren."

„Das iſt ſehr ehrenhaft von Herrn von Dankwart; er will von dem vorhabenden Duell kein Gerede machen. — Auch," fuhr

er nach einigem Nachsinnen fort, „hat sich seit heute Morgen der Stand der Angelegenheiten verändert; es wurde mir eine Aeußerung des Herrn von Dankwart hinterbracht, die er vielleicht nicht gethan, genug, ich sah mich darauf veranlaßt, ihm einen etwas heftigen Brief zu schreiben. Ich war aufgeregt, mißstimmt, enfin! man ist nicht immer Herr seiner selbst."

Herr von Steinfeld hatte ruhig zugehört, dann warf er auf den Baron, der sich damit beschäftigte, die Nadel seines Halstuches fester zu stecken, einen vielsagenden Blick und bemerkte darauf mit entschiedenem Tone: „Baron, Sie suchen ein Duell."

„Ich vermeide wenigstens keins," erwiederte dieser achselzuckend. „Und wenn Sie mir einen Dienst erzeigen wollen, Hugo, einen wahren Freundschaftsdienst," sprach er mit Wärme, „so verbreiten Sie in der Stadt, natürlicher Weise unter der Hand, indem Sie hie und da bei Bekannten ein Wort fallen lassen, ich hätte morgen ein ernstliches Rencontre."

„Mit Herrn von Dankwart?"

„Sie brauchen meinetwegen keinen Namen zu nennen. Das Factum ist genügend. Haben Sie mich verstanden, Hugo?"

Dieser schaute, ohne eine Antwort zu geben, den Baron lange und mit einem festen Blicke an, dann sagte er mit leiser Stimme, während er seine Hand ergriff und drückte: „Ja, ich glaube, Henry, daß ich Sie verstanden habe."

„Nun denn, — und was weiter?" entgegnete fast lustig der Baron. „Auch Sie haben sich nicht vor einer Kugel gescheut und vor jedem Duell gedacht: es kann ausfallen wie es will."

„Das habe ich nie gedacht," versetzte kopfschüttelnd der Andere. „Ich hoffte, das gestehe ich Ihnen, und Sie hoffen nicht mehr."

„Ich hoffe auch, denn ich zweifle nicht" —

„An dem Ausgang dieſes ſogenannten Duells. — — Sie kennen das blutige Ende deſſelben.“

„Vielleicht. — Und wenn dem ſo wäre?“ fuhr Herr von Brand nach einer Pauſe mit ſchrecklich ruhigem Tone fort. „Wenn mir nur noch vierundzwanzig Stunden gegeben wären, — eine kurze Friſt, in der ich mich zu entſcheiden habe, ob ich, was wir ſo nennen, mit Ehren von dieſem Schauplatz abtreten ſoll, oder in Schande und Schmach fortleben? — Keine Einrede, Hugo, hören Sie mich. — Ich habe eine Schweſter,“ ſprach er mit bewegter Stimme; „die Welt weiß das freilich noch nicht, aber laſſen Sie den Baron Brand — Veranlaſſung geben, daß man ſich eifrigſt, aber unerbittlich um ſein früheres Leben bekümmert, o ſo wird man Fäden finden, glauben Sie mir, die bis zu jener Zeit zurückreichen, wo ich Hand in Hand mit meiner Schweſter ging. Die Welt wird erfahren, daß es der Bruder iſt, den man des ſorgfältigen Aufhebens für werth erachtet, das wird ihre Zukunft vergiften, die ihres Kindes — und ſoll ich Ihnen noch weiter ſagen, Hugo, wen es unglücklich machen muß, wenn ich die letzten mir bewilligten vierundzwanzig Stunden nicht auf's Sorgfältigſte anwende? — O, Sie müſſen das einſehen. Jener Piſtolenſchuß — den im Duell meine ich, — zerreißt alle Fäden, und mag dann mein Schwiegervater in spe,“ ſetzte er ſchrecklich lachend hinzu, „ſeine Naſe noch ſo bedächtig herabziehen, er wird auf einen ſtillen Grund ſtoßen und auf einen ſtillen Mann, dem es unmöglich iſt, ihm Rede und Antwort zu ſtehen.“

„Schrecklich!“ ſprach Herr von Steinfeld tief ergriffen. „Entſetzlich, Henry, ſo enden zu müſſen!“

„Enden? das iſt eben die Frage,“ entgegnete der Baron in leichtem gefälligem Tone; „ich habe mich heute ſtark mit dem

göttlichen Hamlet beschäftigt und mir wie der Dänenprinz selbst gesagt:

— — — — — — — — Sterben — schlafen —
Schlafen! Vielleicht auch träumen! — Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns still zu steh'n. — — — —

Wissen Sie, Hugo, wenn man seine Papiere ordnet, kommen einem seltsame Gedanken und es ist mir oft wie ein Trost, wenn ich denke, daß doch vielleicht jenseits Fesseln brechen und andere angelegt werden, daß sich vielleicht das Sclavenleben, dem wir hier entgehen, drüben in großartigerem Maßstabe fortsetzt, denn mag es sein, wie es will, eine Fortdauer ist doch schön, und was uns allein vor dem Tode zurückbeben macht, ist der Gedanke gänzlicher Vernichtung, der ja auch unserer Eitelkeit so ganz unfaßlich erscheint. — — Aber jetzt genug der Plaudereien und verzeihen Sie mir, Hugo, wenn ich Sie bitte, mich allein zu lassen. — Bis morgen also!"

„Gewiß, Henry, bis morgen? Versprechen Sie mir das?"

„Auf alle Fälle," entgegnete der Baron mit sehr freundlichem Tone. „Morgen sollen Sie mich wiedersehen."

Noch einmal drückte ihm der Andere herzlich beide Hände, dann verließ er schweigend das Zimmer.

Der Baron schaute ihm einige Augenblicke in tiefe Gedanken versunken nach, dann sprach er zu sich selber: „Es durchschauert mich ein winterliches Gefühl; es ist mir, als stünde ich auf hohem Berge, ein stolzer Baum, als flattere ein Blatt um das andere von meinen Zweigen herab und als höre ich entfernt das Sausen des Sturms, dem ich nicht ferner widerstehen kann. — Doch weg mit diesen finsteren Bildern!" Damit ging er an den Tisch,

läutete abermals mit der Glocke und als der Kammerdiener eintrat, ſagte er: „Herr Veil ſoll kommen.“

Es dauerte nicht lange, ſo trat der Gerufene ein; es war mit kleinen Veränderungen noch immer der alte Veil von früher. Dieſe Veränderungen beſtanden in einem ſehr geordneten Anzuge und einem gewiſſen Ernſt, der ſich auf ſeine Züge gelagert hatte; er ſchritt ziemlich würdevoll einher, trug verſchiedene Papier in der Hand und hatte ganz das Ausſehen eines dienſtthuenden Secretärs. Als ſolcher fungirte er auch in der That. Der Baron hatte ihm freundlich einen guten Abend gewünſcht, ſich dann in ſeinen Fauteuil niedergelaſſen, worauf ihm der Andere einige der mitgebrachten Papiere vorlegte. Herr von Brand ſah dieſelben bald flüchtig, bald aufmerkſam durch, blickte jetzt nachſinnend an die Decke empor und nickte dann mit dem Kopfe.

„Sie haben das jetzt ſo ziemlich ſtudirt,“ ſagte er hierauf, „und wiſſen ſo gut wie ich, was ich auf der Welt mein nenne. Geben Sie meinem Verwaltungstalent die Ehre und geſtehen mir zu, daß ich mich ſehr der Ordnung befleißigt.“

„Muſterhaft,“ entgegnete Herr Veil. „Obgleich mir die Berechnungen, die hier zu Grunde liegen, bis jetzt ziemlich unbekannt waren, ſo iſt doch Alles ſo klar auseinandergeſetzt, daß ich mich leicht hinein fand.“

„Und nach den gegebenen Schemas,“ meinte der Baron, wobei er ſich nachläſſig in ſeinen Seſſel zurücklehnte, „wären Sie demnach wohl im Stande, die Verwaltung eine Zeitlang ſelbſtändig zu führen, wenn ich zum Beiſpiel, was leicht geſchehen könnte, eine längere Reiſe machen und Sie zurücklaſſen müßte.“

„Es ſollte vielleicht gehen,“ ſprach Herr Veil; „doch haben Sie wohl nicht die Abſicht, uns in der nächſten Zeit zu verlaſſen.“

„Wenn Sie morgen die nächſte Zeit nennen, ſo kann ich

Ihnen mit Ja antworten. Allerdings habe ich morgen einen kleinen Ausflug vor, denke aber jedenfalls morgen Abend um dieſe Zeit wieder zurück zu ſein. Darnach projectire ich freilich eine weitere Reiſe," warf er leicht hin. — — „Apropos," fuhr er nach einer Pauſe fort, indem er den Ton der Stimme und das Geſpräch plötzlich änderte, „Sie haben meinen Auftrag bei Seiner Durchlaucht, dem Herrn Herzog, ausgerichtet; ich bin begierig, etwas darüber zu vernehmen."

„Ich gab Ihren Brief in der Garderobe ab und nach ungefähr fünf Minuten ließ mich Seine Durchlaucht herein kommen."

„Natürlich. Und Sie trugen ihm meinen Wunſch vor?"

„Faſt mit den gleichen Worten, mit denen Sie mir ihn aufgetragen. Und darauf lachte Seine Durchlaucht laut auf und meinte, es ſolle an ihm durchaus nicht fehlen; er freue ſich darauf und werde pünktlich ſein."

„Das wollen wir ſehen," entgegnete der Baron lächelnd, wobei er auf die Standuhr blickte, die auf dem Kamin ſtand. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, aber auch noch Einiges zu beſprechen, lieber Beil, deßhalb wollen wir keine Minute verlieren. — Meine Schweſter iſt abgereist," ſagte er mit einem leichten Seufzer.

„Ich hatte noch das Glück, die Frau Baronin zu ſehen," entgegnete Herr Beil, „ſowie auch meinen lieben, kleinen Pflegbefohlenen. Es that mir wahrhaftig weh, als ich ihn davonfahren ſah. Man gewöhnt ſich leicht an ſo eine kräftige und gute Natur."

„Was ich gerne aus Ihrem Munde höre," antwortete der Andere. „Ich bin in der That glücklich, daß auch das Kind an Sie ſo anhänglich iſt; und ich hoffe, Sie ſollen lange, lange

Jahre bei ihm bleiben und wenn auch nicht ſein Lehrer, doch ſein Erzieher ſein."

„Zum erſtern Poſten," erwiederte Herr Veil lachend, „fühle ich mich leider nicht gewachſen, es müßte denn ſein, daß er den Buchhandel ſtudiren ſollte. Darin könnte ich ſchon was leiſten."

„Dazu iſt wohl keine Ausſicht vorhanden," verſetzte der Baron, „aber Sie bringen mich da auf etwas Anderes, was ich gerne erfahren möchte. Welche Nachricht haben Sie von unſerem Principal, von Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie? In der Zeit, wo Sie für ihn litten, vergaß ich ganz darnach zu fragen."

Herr Veil ſchüttelte ſein Haupt und ſein Blick war ſcharf und forſchend, als er ſagte: „Von einer gewiſſen Geſchichte haben Sie vielleicht zufällig gehört."

„Ganz zufällig, aber doch weiß ich den Hergang ziemlich genau. Nur was nachher geſchah, erfuhr ich nicht."

„Herr Blaſſer hatte ſeine Handlung verkauft," ſprach der Andere mit ernſter Stimme, „Firma, Büchervorräthe, Verlagsrechte und Haus."

„Weiter! weiter!"

„Er beging die Unklugheit, die ihm ausgezahlte Kaufſumme in baarem Gelde bei ſich zu verwahren. Sie wurde ihm geraubt, er war ein ruinirter Mann."

„Worin man einige Gerechtigkeit entdecken könnte," meinte der Baron.

„Die ich aber nicht verantworten möchte," ſagte ruhig Herr Veil. „Anfänglich war er natürlich in Verzweiflung und wie ich vernahm, ſo ſoll er ſogar in einer gewiſſen Nacht am Kanal geſehen worden ſein, — kehrte aber lebend zurück."

„Ohne daß ihn ein Geſpenſt gewarnt," bemerkte der Baron

in ſehr ernſtem Tone. „Nun ja, es war das nicht der Mühe werth, ſich das Leben zu nehmen; ich halte Herrn Blaſſer für einen ſpeculativen Kopf, er wird ſich wieder emporarbeiten.“

„Nie mehr,“ entgegnete Herr Beil, wobei er zu Boden blickte. „Sein Muth iſt gebrochen, ſeine Lebenskraft vernichtet; er verlor in jener Nacht Alles.“ —

„Ein Verluſt, der auch Sie betraf, mein armer Beil,“ ſprach der Baron. „Doch Sie werden ſich zu tröſten wiſſen.“

„Ich ließ alles das am Kanal zurück, oder vielmehr ſchon in dem Hauſe ſelbſt; ich hatte ja gar keine Ausſichten, ich wußte, daß ſie für mich verloren war. Doch hören Sie weiter. In dem Verkaufs-Vertrage bedingte ſich Herr Blaſſer eine kleine Stelle; es war das eine Stellung mit miſerablen Bedingungen, zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben. Er hatte ſie für unſern bisherigen Lehrling, für den Bruder jenes Mädchens beſtimmt. Als er ſich aber nach jenem Vorfalle ſo gänzlich hülflos fand, ſah er ſich gezwungen, ſie ſelber anzunehmen, und Johann Chriſtian Blaſſer iſt nun jüngſter Commis der Handlung von Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie.“

„Ah!“ machte der Baron erſtaunt. „Da wäre ihm vielleicht doch beſſer geweſen, wenn ihm jenes Geſpenſt, aber nicht abrathend, erſchienen wäre. So ſein Leben zu beſchließen iſt ſchrecklich.“

„Ja, das iſt ſchrecklich,“ ſagte auch Herr Beil, indem er ſeinen Kopf tief auf die Bruſt ſinken ließ. „Für meinen ehemaligen Collegen, den Lehrling des Hauſes, ihren Bruder, habe ich nach meinen geringen Kräften geſorgt, aber weiter zu thun war mir unmöglich.“

Der Andere ſchaute einen Augenblick ſtumm vor ſich nieder, es ſchienen ihn ernſte, finſtere Gedanken zu bewegen, er preßte

die Lippen auf einander, dann ſeufzte er und zuckte mit den Achſeln. „Wer weiß," murmelte er darauf nach einer Pauſe vor ſich hin, „ob es am Ende nicht doch noch beſſer wäre, Johann Chriſtian Blaſſer zu ſein. — Aber über dieſe Phantaſieen vergeſſe ich unſere Geſchäfte. Noch Eins. Sie werden bei meinen Papieren finden, daß ich eine kleine Summe zur Unterſtützung anwies, zur Unterſtützung für arme, zweideutige Geſellen wird ſie die redliche Welt nennen, die ſich vielleicht nach längerer oder kürzerer Zeit bei Ihnen melden werden. — Verſtehen Sie mich?"

Herr Beil nickte mit dem Kopfe.

„Es iſt für den Fall, daß ich länger abweſend ſein ſollte."

In dieſem Augenblicke öffnete der Kammerdiener leiſe die Thüre, der Baron wandte den Kopf nach ihm um und bemerkte wohl, daß der alte Mann was Außerordentliches zu melden habe, denn ſein ſonſt ſo ruhiges Geſicht trug den Ausdruck großer Beſtürzung, auch hatte er die Thüre ganz gegen ſeine Gewohnheit ziemlich haſtig aufgeriſſen. „Gnädiger Herr!" ſtotterte er, „ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll; als ich eben zufällig zum Fenſter hinausblickte, bemerkte ich zwei Männer vor der Hausthüre, welche dieſelbe angelegentlich zu betrachten ſchienen. Beim Schein der Gaslaternen ſah ich auch ein verdächtiges Funkeln an ihrer Kleidung, entweder Waffen oder meſſingne Knöpfe, welche ja nur das Militär zu tragen pflegt oder Polizeibeamte. Um mich zu überzeugen, ob ich recht geſehen, ging ich die Treppen hinab und trat an die Hausthüre. Ja, gnädiger Herr, ich hatte mich nicht geirrt, es ſind wirklich Polizeibeamte, welche mir, Ihrem Kammerdiener, den Austritt aus Ihrem eigenen Hauſe verwehren wollten."

„Schon jetzt?" ſagte ruhig Herr von Brand, indem er einen Blick auf die Uhr warf. „Doch ja, es iſt drei Viertel auf Neun.

Teufel auch, lieber Veil," wandte er sich hastig an Diesen, „wir haben zu lange geplaudert. Sehen Sie, wie es einem gehen kann; ich hatte mir vorgenommen, einen recht schnellen Abschied von Ihnen zu nehmen, und nun hielt ich Sie hin, weil ich Sie lieb habe, weil es mir am heutigen Abend schwer fiel, Sie, einen meiner besten Freunde, mit einem flüchtigen Händedruck zu verabschieden."

„Und warum umstellt man das Haus?" fragte Herr Veil auf's Höchste überrascht. „Wußten Sie darum, gnädiger Herr?"

„So genau," entgegnete lächelnd Herr von Brand, „und so mit allen Nebenumständen, daß ich Ihnen voraussagen kann: Punkt neun Uhr wird Seine Excellenz der Herr Polizeidirector in höchsteigener Person erscheinen, um mich zu verhaften."

„Herr Gott im Himmel! Und das sagen Sie so ruhig?" rief erschreckt Herr Veil aus, während der Kammerdiener stumm die Hände rang.

„Allerdings sage ich Ihnen das sehr ruhig," entgegnete der Baron. „Wissen Sie, zwischen Verhaftenwollen und wirklich Verhaften ist immer noch ein kleiner Unterschied. Und dann bedenken Sie mein gutes Gewissen." Mit diesen Worten öffnete der Baron ein kleines Kästchen auf dem Tische, nahm sich eine Cigarre heraus und bot auch dem Herrn Veil eine an, welcher sie aber kopfschüttelnd und erstaunt einen Schritt zurückweichend ablehnte. Nachdem sich der Baron die seinige angezündet, gab er seinem Kammerdiener einen Wink, worauf sich dieser anschickte, das Zimmer zu verlassen. Ehe derselbe aber zur Thüre hinaus ging, rief er ihm noch nach: „Melde mir jeden Besuch recht frühzeitig." Darauf machte er ein paar Gänge durch's Zimmer und stellte sich alsdann vor Herrn Veil hin, indem er ihm sagte: „Obgleich ich alles das kommen sah, obgleich ich wohl wußte,

daß mein Wagen ſtark den Abhang hinabrollt, ſo geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß mir allerdings jener Umſtand unerwartet kam, der mir, um das eben angedeutete Bild fortzuſetzen, die Zügel aus der Hand ſchnellte und die Pferde durchgehen machte. Doch glauben Sie mir, ich habe ſie jetzt wieder in meiner Hand, bin aber nicht mehr im Stande, ihren raſenden Lauf dem Abgrunde zu aufzuhalten; nur liegt es noch in meiner Macht, mir die Stelle auszuſuchen, wo mein Fahrzeug zerſchellen ſoll und ich untergehen. Und das habe ich bereits gethan, — ich ſehe ſie vor mir. — — Um weniger in Bildern zu reden," fuhr er nach einer Pauſe lächelnd fort, „ſo war es vielleicht noch geſtern möglich, der mir drohenden Verhaftung zu entgehen; aber einmal das Feld heimlich verlaſſen, gebe ich allen Verläumdungen, allen Gerüchten das vollkommenſte Recht, über mich herzufallen. Mein Name iſt auf ewige Zeiten gebrandmarkt, — und das," ſetzte er mit gefälligem Tone hinzu, „möchte ich gar zu gern vermeiden."

„Aber der Polizeipräſident wird gegen Sie keine Schonung kennen. Hat er nicht die gegründetſte Urſache, Sie zu haſſen?"

„Sie meinen ſchon wegen ſeiner Tochter, der armen Auguſte?", entgegnete Herr von Brand mit einem Seufzer. „Da haben Sie allerdings Recht. Aber glauben Sie nicht, daß ich eine Schonung von ihm verlange; ich habe mich ſelten in meinen Berechnungen getäuſcht und es ſollte mich Alles trügen, wenn mir nicht in ein paar Stunden erlaubt wäre, eine kleine Luftfahrt zu machen, und wenn ich nicht morgen um dieſe Zeit," ſetzte er mit einem düſtern Blicke hinzu, „eine der freieſten Seelen wäre, die ſich je zwiſchen Himmel und Erde befunden." Hier ſchwieg er ein paar Secunden, dann ſagte er in gewöhnlichem Tone: „Aber ich danke Ihnen, lieber Veil, Sie haben mich an etwas erinnert, das ich faſt ver-

geſſen hätte." Damit ging er auf ſeinen Schreibtiſch zu, öffnete eine Schublade und zog ein kleines verſiegeltes Paketchen heraus. „Dieß," ſagte er, „behalten Sie ein paar Tage bei ſich und bringen es alsdann in meinem Namen an ſeine Adreſſe. — Leſen Sie."

„Fräulein Auguſte." Herr Beil blickte erſtaunt in die Höhe.

„Es iſt ſo, für die Tochter des Polizeipräſidenten. — Aber," ſagte er, plötzlich den Kopf aufmerkſam herumwendend, „ich höre einen Wagen, es wird Seine Durchlaucht ſein. Thun Sie mir den Gefallen, lieber Beil, treten Sie an die Thüre und nehmen, ſobald der Polizeipräſident erſcheint, — er wird nicht lange auf ſich warten laſſen, — eine ziemlich reſpektvolle Stellung an. — So ungefähr," ſprach er luſtig, „wie vielleicht an jenem Tage, als Sie ſich dem Herrn Blaſſer vorſtellten. — Ruhig!"

„Seine Durchlaucht, der Herr Herzog," meldete der Kammerdiener mit einem ſehr bleichen Geſicht, dann ſetzte er leiſer hinzu: „Seine Excellenz, der Herr Polizeidirector traten auch ſo eben in das Haus."

„Sind mir ſehr willkommen," erwiederte Herr von Brand ruhig. „Aber noch Eins, Friedrich" — mit dieſen Worten hielt er den Kammerdiener zurück, — „leg' in's Vorzimmer auf einen Stuhl neben der Thüre meinen Mantel und Hut und unter denſelben die neuen Piſtolen, welche man mir heute Morgen gebracht."

„Piſtolen?" fragte erſchreckt Herr Beil.

„Duell-Piſtolen," verſetzte Herr von Brand, indem er die erſten Sylben mit ſtarker Betonung ausſprach. „Ich habe morgen ein kleines Rencontre. — Vergiß mir die Piſtolen nicht, dann laß an allen Thüren die Portièren herab. — An Ihren Platz, Herr Secretär."

In dieſem Augenblick trat der Herzog ein, ziemlich geräuſch-

voll wie immer und laut lachend. „Nehmen Sie mir es nicht übel, lieber Baron," rief er ſchon im Vorzimmer, „da unten an Ihrem Hauſe ſehe ich verteufelte Anſtalten. Was haben Sie denn in's Kukuks Namen mit der heiligen Hermandad zu ſchaffen?"

„Coeur de rose! iſt das nicht unangenehm!" lachte der Baron. „Aber Euer Durchlaucht ſollen die Urſache gleich erfahren. Nicht wegen einer Kleinigkeit erlaubte ich mir, Sie hieher zu bitten. Sie hatten mehrmals die Gnade, mich Ihrer Erkenntlichkeit zu verſichern und vorkommenden Falls Ihre Hülfe zu geloben. Ich muß dieſelbe für heute Abend in Anſpruch nehmen."

„Thun Sie das, beſter Baron; Sie werden ſehen, ob Sie einen Undankbaren an mir finden. Ich werde Ihre großen Dienſte nie vergeſſen, obgleich unſer letzter Coup, der mit den Achſelbändern, gegen uns ſelbſt explodirt hat. Sie wiſſen doch bereits, daß die Verlobung zwiſchen Eugenie und Graf Fohrbach beſtimmt iſt und morgen beim Diner des Kriegsminiſters declarirt werden ſoll, auch daß die Hochzeit in ganz kurzer Zeit ſtattfinden wird? O die Undankbare!"

„Ja, ſie hat ihren Vortheil nicht verſtanden," entgegnete Herr von Brand mit einem ironiſchen Lächeln.

„Aber ſchnell, beſter Baron!" rief der Herzog, „womit kann ich Ihnen dienen? Sie wiſſen, daß ich immer preſſirt bin, namentlich heute Abend. Unter uns geſagt, man ſtellt im kleinen Cercle ein neues Ehrenfräulein vor. Die Stelle der ſtolzen Eugenie muß doch beſetzt werden und dabei —"

„Dürfen Sie Glücklicher zugegen ſein. — Alſo keine Zeit verloren, ſchnell zu unſerem Geſchäft. Sie haben die Polizei geſehen?"

„Pfui Teufel! ja."

„Haben Euer Durchlaucht gestern oder heute keine Gerüchte über mich in der Stadt gehört?“

Der Herzog sann einen Augenblick nach. „Ja, versteht sich!“ rief er alsdann, „Duell mit Herrn von Dankwart. Er widerspricht freilich, aber die Stadt ist voll davon. — — Ah, Teufel! jetzt versteh ich. Das will man verhindern.“

„So scheint es.“

„Sie haben Hausarrest!“

„Ich vermuthe fast.“

„Ah! Das leiden wir nicht. Und wollen Sie nicht mehr als meine Hülfe, um dieser Polizei unten eine Nase zu drehen?“

„Nicht blos der Polizei da drunten allein,“ versetzte laut lachend der Baron, „sondern auch Seiner Excellenz, dem Präsidenten, der jeden Augenblick erscheinen kann, natürlicher Weise, um sich wegen der genommenen Maßregeln“ — setzte er in leichtem Tone hinzu, — „gegen mich zu entschuldigen.“

„Vortrefflich! Deuten Sie mir aber nur gefälligst das Wie ein wenig an.“

„Vor allen Dingen,“ erwiederte der Baron, indem er auf Beil wies, „steht dort der Secretär Euer Durchlaucht, — ein junger, talentvoller Arzt,“ sagte er flüsternd, „den ich vielleicht morgen nothwendig brauche.“

„Schön, schön,“ bemerkte lachend der Herzog. „Also mein Secretär, den ich natürlicher Weise nach Hause schicke, sobald der Präsident da ist. Aber nun die weitere Instruction.“

„Seine Excellenz, der Herr Polizeipräsident,“ meldete der Kammerdiener mit zitternder Stimme.

„Aeußerst angenehm!“ rief der Baron sehr laut, dann sagte er eilig und flüsternd zum Herzog: „Sie sind indignirt, gnädiger Herr, Polizei auf der Treppe des Hauses zu finden,

das Sie mit Ihrem Beſuch beehren, und entfernen ſich ſo bald als möglich.“ Nach dieſen Worten wandte er ſich raſch herum und eilte dem Präſidenten mit dem Ausruf entgegen: „Ah! wie glücklich macht es mich, Euer Excellenz ſo ſpät bei mir zu ſehen. Doch nicht unerwartet,“ ſetzte er etwas pikirt ſcheinend hinzu. „Euer Excellenz haben ſich, wie mir mein Kammerdiener ſagte, ſchon vor mehr als einer Stunde drunten anmelden laſſen.“

Daß der Polizeipräſident die Wohnung des Barons, geſtern noch ſein zukünftiger Schwiegerſohn, heute — o, es war ſchrecklich, nur daran zu denken! — mit einem beklemmenden Gefühl betrat, war gewiß ſehr zu entſchuldigen. Doch obgleich ſein Herz heftig ſchlug, obgleich ſeine Augen etwas zwinkerten und ſeine untere Kinnlade ein wenig bebte, ging er doch aufrechten Hauptes, mit hoch emporgehobener Naſe dieſem großen Momente entgegen. Er wußte, wem er im nächſten Augenblick entgegen treten würde; die vier Polizeibeamten hatten ihre Schande nicht verſchweigen können und wehklagend berichtet von dem Flüchtlinge, den ſie in jener Nacht verfolgt, hatten ſein Aeußeres beſchrieben und daß er bei dem Garten des Polizeipräſidenten verſchwunden ſei. Entſetzlich genug für Seine Excellenz, denn Jener hatte darauf ſeine Wohnung betreten und hatte des Präſidenten eigene Tochter auf den Hofball geführt. Aufgeſtachelt durch all das hatte der Präſident den Wirth des Fuchsbaues einſetzen laſſen, der übrigens Alles hartnäckig läugnete; ebenſo Herrn Sträuber, der ſich jedoch nicht lange bitten ließ, ſo vollſtändig zu beichten, als man nur wünſchen konnte. Auch hatte Letzterer Zerknirſchung und Reue geheuchelt, hatte jammernd verſichert, wie glücklich er ſich fühle, daß jenes elende Leben aufhöre, und daß ihm nun endlich Gelegenheit gegeben würde, in der ſtillen Zelle eines Gefängniſſes über ſeine Vergangenheit nachdenken zu dürfen. Herr

Sträuber war ein Mann von Umsicht und Phantasie, ihm war es nicht unbekannt, daß man bei einem unumwundenen Geständnisse den Inculpaten der Gnade zu empfehlen pflege, er wußte ferner, daß es ihm mit einiger Heuchelei gelingen könne, selbst im Zuchthause nach und nach zu einer würdigen Stellung zu gelangen, vielleicht Aufseher irgend einer Werkstätte zu werden. Dann dachte er auch: die Gefangenschaft wird nicht ewig dauern, und wenn ich herauskomme, werden die kleinen Kapitälchen, bei den Damen Becker und Schwemmer angelegt, unterdessen auch ihre Zinsen getragen haben. Dieß machte ihn biegsam und nachgiebig, und diese Nachgiebigkeit hatte ihm sogar die Gunst des Präsidenten verschafft.

Dieser, der wohl wußte, daß es bei der Gewandtheit des Barons gefährlich sei, und auch für ihn als Vater unangenehm, sich mit demselben in Erörterungen einzulassen, hatte sich vorgenommen, ihm mit einem kurzen: „im Namen des Königs!" entgegen zu treten. Deßhalb stierten seine Augen gerade aus, deßhalb war seine Nase so drohend gerichtet, und schon wollte er den Mund öffnen, als er zu seiner großen Bestürzung den Herzog erblickte, der sich in einen Fauteuil geworfen hatte, lachend ein Bein über das andere schlug und Seiner Excellenz auf's Allerfreundlichste einen guten Abend bot. Der Präsident in seinem Amtseifer befand sich im Zustand eines Rennpferdes, dem plötzlich die Bahn versperrt ist, und das nun mit den Zügeln gewaltsam zurückgerissen werden muß. Sein Zügel aber war die Nase, die er beim Anblick des Herzogs hastig ergriff, ziemlich unsanft herabdrückte, also parirte und zu gleicher Zeit vor dem Angehörigen des königlichen Hauses eine Verbeugung zu Stande brachte.

Ja, in der That, der Präsident war unangenehm überrascht, den Herrn Herzog hier zu finden, auch klang das Lachen Hoch-

deſſelben etwas herausfordernd, ebenſo der Ton, mit dem er ihm ſeinen guten Abend bot. Auf die Bemerkung des Barons von vorhin eingehend, ſagte er alsdann: „In der That, Euer Excellenz waren vortrefflich angemeldet. Alle Wetter! ſo viel Lärmen um Nichts. — Bitt' tauſendmal um Verzeihung!“ corrigirte er ſich, „ich will damit ſagen, es ſei eigentlich Luxus, eine ſo große Macht aufzubieten, wegen ſo geringfügiger Urſache. Denn wir kennen genau den Zweck ihres Beſuchs, nicht wahr, Baron?“

„Vollkommen,“ entgegnete Dieſer, wobei er ſeine Cigarre dem Herzog hinhielt, der die ſeinige damit anzündete. „Excellenz rauchen nicht?“ wandte er ſich hierauf verbindlich an den Chef der Polizei.

Dieſer war mehr und mehr überraſcht; er hatte geglaubt, ja ſich damit geſchmeichelt, ſein Erſcheinen mit bewaffneter Macht werde eine unſägliche Beſtürzung bei dem Baron hervorbringen, und jetzt that derſelbe, als ſähe er durchaus nichts Außergewöhnliches darin, ja, er und der Herzog nannten dieſe Urſache eine ganz geringfügige. Der Präſident befühlte ſeine Naſe, er klopfte leicht mit dem Finger daran, hob ſie aber alsdann hoch empor, als ihm der Baron einen Fauteuil hinrollte, in den er ſich, obgleich ſehr würdevoll, niederließ.

Jetzt erinnerte ſich Seine Durchlaucht Höchſt Ihres Secretärs und ſagte dem Herrn Beil, indem er ſich lange in dem Fauteuil ausſtreckte: „Sie können jetzt gehen, ich habe nichts mehr für Sie.“

Dieſer hatte ſich ſo aufgeſtellt, daß ihn der Präſident nicht ſehen konnte, und bei dem Befehl des Herzogs zog er ſich augenblicklich hinter die Portièren in's Vorzimmer. Doch hatte er das Gemach noch nicht lange verlaſſen, als der Kammerdiener des Barons hereintretend meldete: „Die auf der Treppe aufgeſtellten

Polizeibeamten weigerten sich, den Secretär Seiner Durchlaucht passiren zu lassen."

„Wie ist das, Excellenz?" fragte der Herzog scheinbar erzürnt den Chef der Polizei. „Man will meinen Secretär nicht passiren lassen? Haben Excellenz," fügte er mit sehr schneidendem Tone bei, „vielleicht den Befehl dazu gegeben oder ist die Sache Mißverständniß? Ich denke wohl das Letztere, Herr Präsident, und bitte, daß dasselbe bald möglich aufgeklärt werde."

Der Chef der Polizei war einigermaßen betreten, beeilte sich aber, dem Herzog mit einer tiefen Verbeugung zu erklären, daß hier selbstredend ein Mißverständniß obwalte, doch werde er augenblicklich den Befehl geben, dem Secretär Seiner Durchlaucht den Weg frei zu lassen.

„Bravo! vortrefflich!" flüsterte leise der Baron.

„Ueberhaupt muß ich mir erlauben," fuhr der Herzog fort, „Euer Excellenz zu bemerken, daß ich es, mildestens gesagt, für etwas stark halte, mit Polizei die Treppe eines Hauses zu besetzen, wo ich mich gerade befinde. Wenn Sie das nicht fühlen, Herr Präsident, so erlaube ich mir, es Ihnen zu sagen."

„Euer Durchlaucht werden zu Gnaden halten," entgegnete Seine Excellenz, „aber ich versichere Sie, ich hatte keine Ahnung davon, den Herrn Herzog hier zu finden. Gewiß, keine Ahnung," setzte er mit einem Seitenblick auf den Baron hinzu; „es hat mich wahrhaftig überrascht. Doch werde ich mich beeilen zu thun, was ich in der That Euer Durchlaucht schuldig zu sein glaube." Nach einer tiefen Verbeugung ging er alsdann in das Vorzimmer, und man hörte ihn mit lauter Stimme befehlen: „Der Secretär Seiner Durchlaucht passirt, auch sollen sich die Leute von der Treppe vor das Haus zurückziehen." Daß er dagegen einem der

Polizeicommiſſäre zuflüſterte, in das Vorzimmer zu treten, und ſich in die Fenſterniſche zu ſtellen, hörte man nicht.

„Nun ſchnell, meine Inſtruction!“ flüſterte drinnen der Herzog.

„Iſt faſt unnöthig, bei der mir bekannten hohen Intelligenz Euer Durchlaucht. Verzeihen Sie mir, aber Entfernung ſo bald wie möglich.“ Bei dieſen Worten rauſchten die Thürvorhänge, und als der Präſident hierauf eintrat, ſagte der Herzog gähnend und wie gelangweilt: „Es iſt heute Abend verdrießlich bei Ihnen, Baron, ich ziehe mich zurück. Sieht man Sie morgen?“

„O ja, ich hoffe, Sie werden mich ſehen, gnädigſter Herr,“ verſetzte der Baron und fügte lächelnd bei: „Wenn bis dahin mein Hausarreſt vorüber iſt.“

„Das verſteht ſich doch wohl von ſelbſt,“ ſprach der Herzog. „Nicht wahr, Herr Präſident? Und auf alle Fälle, wenn man Sie nicht losläßt, ſo engagire ich den Major, hieher zu kommen, — vielleicht auch wird uns Seine Excellenz ſelbſt das Vergnügen machen, einer Partie Whiſt à trois zu aſſiſtiren.“

Der Baron lächelte ſo ſonderbar, als er darauf entgegnete: „Eine charmante Idee, Whiſt à trois — mit dem todten Manne.“ Hierauf fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn und fuhr in gefälligem Tone fort: „Ehe Euer Durchlaucht gehen, erlaube ich mir noch eine Bitte auszuſprechen. Darf ich zwei Zeilen ſchreiben und Sie damit beläſtigen? Die Adreſſe iſt Ihnen ſehr bekannt.“

„Mit Vergnügen,“ erwiederte der Herzog. „Ihr Kammerdiener ſoll unterdeſſen meinen Wagen vorfahren laſſen.“

Während der Herzog in's Vorzimmer ging, ſchrieb der Baron einige Zeilen, doch ſtreckte Seine Durchlaucht gleich darauf den Kopf durch die Portièren herein und rief lachend: „Ich be-

darf eines Befehls Euer Excellenz, um fortfahren zu können. Teufel, Baron! Sie ſind gut bewacht."

„Ich ſelbſt fange an das zu glauben," entgegnete Dieſer, indem er ſein Billet faltete und es dem Herzog übergab. „Gleich nachher zu übergeben," ſprach er mit ſcharfer Betonung.

Der Präſident hätte gar zu gern die Adreſſe geſehen, da er vermuthete, der Brief ſei an eine allerhöchſte Perſon gerichtet.

„Ich laſſe Sie alſo allein," ſagte der Herzog, „allein mit unſerem größten Tyrannen. Aber ſeien Sie menſchlich, Herr Präſident; vergeſſen Sie das Sprichwort nicht: Eine Hand waſcht die andere, das heißt, wenn ich kann, ſo helfe ich dem Baron aus der Patſche, denn weßwegen er heute Ihre Aufmerkſamkeit erregt, dafür kann ich Ihnen morgen ebenfalls empfohlen werden."

„Das wäre erſchrecklich," meinte Seine Excellenz.

„Aber es iſt ſo," ſprach beſtimmt der Herzog. „Zum Henker! man muß uns jungen Leuten nicht alle Freiheit nehmen wollen."

Der Präſident machte eine tiefe Verbeugung, und als der Baron dieß ebenfalls that, ohne von der Stelle zu gehen, ſagte der Herzog: „Ich hoffe, Sie werden mich doch bis an die Grenzen Ihres Reichs begleiten, wenigſtens bis zur Treppe. Ich habe das anzuſprechen."

Herr von Brand warf achſelzuckend und lächelnd einen Blick auf den Präſidenten, der ſelbſt im Zweifel zu ſein ſchien, was er thun ſolle. Doch faßte er ſich ſchnell und bemerkte mit einem freundlichen Grinſen: „Euer Durchlaucht haben die Gnade, uns an unſere Schuldigkeit zu erinnern. Auch ich werde die Ehre haben, Sie bis an die Treppe zu begleiten; muß ich doch auch den Befehl geben, daß man Sie paſſiren läßt," ſetzte er lächelnd

hinzu. Damit faßte er triumphirend ſeine Naſe und ging hinter dem Herzog und vor dem Baron in das Vorzimmer, nicht aber ohne einen Blick hinter ſich zu werfen, ob ihm Dieſer auch folge.

„Dabei bitte ich aber," ſprach luſtig der Herzog, „daß Sie meinen Namen nicht hinab rufen. Der Teufel auch, die Leute draußen, die Ihre Polizei ſehen, könnten ja glauben, der Baron und ich wir ſeien in Ausübung Gott weiß welchen Verbrechens hier abgefaßt worden."

In dem Vorzimmer angekommen blieb Seine Durchlaucht ſtehen, huſtete einigermaßen verlegen, denn ihm fehlte alle Inſtruction zur weiteren Hülfe. Doch faßte er plötzlich einen ſehr glücklichen Gedanken, und als der Präſident, der zur Treppe gegangen war und hinabgerufen hatte: „Man läßt den Herrn, der jetzt kommt, paſſiren!" reichte er dem Baron zum Abſchied die Hand und dann traten alle Drei auf den Vorplatz an die Treppe. In dieſem Augenblick hatte auch der Commiſſär ſeinen Platz am Fenſter verlaſſen und ſich der Thüre genähert, welche ſich nur einen Schritt von dieſer Treppe befand; der Baron dagegen hatte im Herausgehen einen bedeutungsvollen Blick mit ſeinem Kammerdiener gewechſelt, der auch vollkommen zu verſtehen ſchien, um was es ſich hier handle, und, anſcheinend ganz abſichtslos, die offenſtehende Thüre des Vorzimmers gegen die Treppe hin, mit der Hand faßte.

Der Herzog, der ſeine Rechte auf das Treppengeländer legte, hob ſeinen Fuß, um hinunterſteigend auf die erſte Stufe zu treten. Doch zog er ihn wieder zurück, ſchlug ſich an die Stirn und ſagte: „Wie kann man auch ſo vergeßlich ſein. Habe ich doch für Euer Excellenz eine Nachricht von ziemlicher Wichtigkeit." Damit faßte er den Rockknopf des alten Herrn und machte einen Schritt gegen das Vorzimmer zurück. „Heute Abend," bemerkte

er hierauf, indem er jedes Wort sehr langsam aussprach, „war Familiendiner, — Familiendiner, acht Couverts.“ Der Herzog ließ den Rockknopf nicht los und stand jetzt wieder auf der Schwelle des Vorzimmers. Der Präsident, der diese wichtige Nachricht nicht verlieren mochte, folgte ihm, ließ aber zu gleicher Zeit den Baron nicht aus dem Auge, der ganz ruhig an dem Treppengeländer lehnte und, wie aus Discretion, zurückblieb. — „Acht Couverts,“ fuhr der Herzog fort, „und Seine Majestät waren äußerst gnädig. — Bei dem Dessert sprachen Allerhöchstdieselben von dem bewußten Vorfalle — Sie erinnern sich doch des Vorfalls, Herr Präsident?“ —

„Ich weiß in der That nicht, was Euer Durchlaucht meinen,“ versetzte Jener unaufmerksam, indem er dem Polizeicommissär einen Wink gab und mit den Augen auf die Treppe deutete.

„Wie Sie vergeßlich sind, bester Präsident!“ sagte der Herzog, der nun einen Schritt von der Thüre entfernt stand. „Nun, ich meine den Vorfall mit der Baronin von W.“ Bei diesen Worten hatte er so vortrefflich manövrirt, daß der Polizei-Commissär, der sich unverholen näherte, die Thüre nicht erreichen konnte, er hätte denn den Herzog auf die Seite drücken müssen.

Der Baron lehnte noch immer ruhig an dem Treppengeländer, und diese Unbeweglichkeit war wohl Schuld daran, daß der Polizeicommissär keinen gewaltsamen Versuch machte, auf den Vorplatz zu gelangen.

Der Kammerdiener hielt mit zitternder Hand die Thüre, und seine Blicke bohrten sich in die Augen des Herzogs. Er fühlte es, daß er in diesem wichtigen Momente von demselben einen Wink erwarten mußte.

„Man ist mit Ihrem Benehmen sehr zufrieden,“ flüsterte der

Herzog, „ſehr zufrieden.“ Damit erhob er ſeine Augen, maß den Raum zwiſchen ſich und der Thüre, blickte den Kammerdiener eine Secunde feſt an, und deſſen Abſicht durchſchauend nickte er leicht mit dem Kopfe.

Die Thüre flog zu, der Präſident ſchrie laut auf, der Polizei-Commiſſär rannte an das Fenſter, und während der Herzog wie ein Beſeſſener lachte und jubilirte, hörte man drunten vor dem Hauſe das Rollen eines Wagens und den ſcharfen Trab zweier ungeduldigen Pferde, die des langen Wartens müde, nun mit voller Kraft über das Pflaſter dahingingen. Man konnte nicht drei Secunden zählen, ſo wurde das Rollen ſchwächer und verlor ſich in der Ferne. In dieſen drei Secunden aber war die Beſchäftigung der Anweſenden im Vorzimmer des Barons ſehr bemerkenswerth und bezeichnend.

Kaum hatte der Kammerdiener die Thüre zugeſchlagen, ſo warf er ſich mit ſeinem Körper gegen dieſelbe und mit einem Blicke, als wollte er ſagen: nur über meine Leiche geht der Weg über dieſe Schwelle, einem Blicke, vor dem der Präſident, der hinaus wollte, zurückſchrack und darauf in ſeiner Gemüthsbewegung mit beiden Händen an ſeiner Naſe riß, wie es andere Menſchen wohl mit ihren Haaren zu machen pflegen. Der Polizeicommiſſär hatte verſucht, ein Fenſter zu öffnen, doch war daſſelbe von innen mit feſtſchließenden Läden verſehen, und ehe er die Riegel derſelben losbrachte, deutete ihm ſchon das Rollen des Wagens an, daß alle ſeine Bemühungen vergebens ſeien.

Der Herzog hatte ſich in einen Stuhl geworfen, und je größer augenblicklich die Verwirrung im Zimmer war, deſto toller lachte er.

„Wir haben ja einen reitenden Gensdarmen in der Nähe,“ ſprudelte endlich der Präſident, zu gleicher Zeit heftig nach Athem

ſchnappend, hervor. „Laſſen wir augenblicklich dem Wagen nachſetzen.“

„Der Gensdarme müßte ein vortreffliches Pferd haben,“ jubelte der Herzog, „wenn er meine Ungarn einholen wollte. — Ah! der Spaß wäre für eine Million nicht zu theuer.“

Jetzt erſt fielen die umherirrenden Blicke des Präſidenten auf Seine Durchlaucht, und ſeine Hände, die ſich krampfhaft öffneten und ſchloßen, ſchlugen nun heftig zuſammen, indem er verzweiflungsvoll ausrief: „Und Sie können über dieſe entſetzliche Geſchichte lachen, wie — wie — o Gott! nein, wiſſen denn Euer Durchlaucht auch —“

„O ich weiß Alles,“ ſagte der Herzog, vor Lachen faſt erſtickend.

„Daß der Baron — verhaftet werden ſollte —“

„Von einer halben Compagnie Polizeiſoldaten, geführt von mehreren Commiſſären und befehligt von dem Chef der Polizei in Perſon. Das iſt ja gerade der Hauptſpaß. Nehmen Sie mir nicht übel, Excellenz, das iſt eine Geſchichte für das morgige Frühſtück, die nicht zu bezahlen iſt.“

„Gerechter Gott! bin ich denn ein Narr oder —“ hier ſchien der Präſident ſich wegen dieſer wichtigen Frage bei ſeiner Naſe Raths erholen zu wollen. Er hielt ſie ein paar Secunden feſt, dann aber ſagte er mit vor Bewegung zitternder Stimme: „Alſo Euer Durchlaucht wiſſen Alles?“

„Alles, Excellenz.“

„Daß der Baron verhaftet werden ſollte?“

„Alles — um ein Duell mit dem Herrn von Dankwart zu verhindern.“

Bei dieſen Worten fuhr der Präſident einen Schritt zurück, um darauf wieder zwei vorwärts zu ſchnellen, bis dicht vor Seine

Durchlaucht, welcher ob dieſer heftigen Bewegung mit ſeinem Lachen plötzlich inne hielt und erſtaunt aufblickte. Dabei hob der Präſident die Hände gen Himmel und ſchrie: „Nein! nein! nein! O über die Thorheit von euch jungen Leuten! — Der Baron — Gott verdamm' ihn! — O was Baron! — wegen eines Duells, glauben Sie, hätte ich ihn verhaften wollen? — Wiſſen Euer Durchlaucht, wem Sie fortgeholfen haben? — dem Chef einer Räuberbande, dem gefährlichſten Menſchen im ganzen Königreiche. — O heilige Vorſehung! Ich hatte ihn ſo gut in meiner Hand — und jetzt!“ — — Damit ſchien ihn alle Kraft verlaſſen zu haben, er warf noch einen wehmüthigen Blick auf die linke, leere Seite ſeines Fracks, und knickte darauf zuſammen wie ein Taſchenmeſſer. Ja, er wäre unfehlbar auf den Boden niedergeſunken, wenn ihn nicht der Commiſſär mit ſtarkem Arme aufgefangen hätte. An deſſen blauem Buſen — er trug nämlich eine Uniform von dieſer Farbe — erholte er ſich langſam wieder, faltete dann trauernd ſeine Hände und wandte ſeinen Kopf herum, indem er ſprach: „Braun, wer uns das vor einer Stunde prophezeit hätte!“

Der Herzog war übrigens bei den Worten, welche ihm die Excellenz vorhin zugerufen, wie ein Bild der höchſten Ueberraſchung dageſeſſen. Jedes Lächeln war von ſeinem Geſichte verſchwunden, und da er an dem Jammer, in dem ſich der Präſident befand, wohl ſah, daß ſich dieſer würdige Staatsbeamte keinen Scherz mit ihm erlaubte, ſo biß er ſich heftig auf die Lippen und ſagte, indem er die Augenbrauen finſter zuſammenzog: „Alle Teufel! Herr Präſident, das hätten Sie mir auch ſchon vorhin ſagen können!“

„Ließen Sie mich denn zu Worte kommen!“ jammerte der Andere. „Zuerſt mußte ich die fabelhafte Geſchichte von dem

Diner hören, an der — ich bitte um Verzeihung — gewiß kein wahres Wort iſt; und dann lachten Sie wie — wie ich in meinem Leben nichts Aehnliches gehört. Euer Durchlaucht," fuhr er ſich ermannend fort, „das iſt ein ſchlimmer Handel. Ich hätte natürlicher Weiſe keine Rückſichten ſollen gelten laſſen. Aber wie mir Euer Durchlaucht mitgeſpielt, das kann ich unmöglich Seiner Majeſtät verſchweigen."

Der Herzog zuckte die Achſeln, als wolle er ſagen: daran iſt nichts zu ändern. Dann aber rief er auf einmal: „Warten Euer Excellenz einen Augenblick. Da habe ich ein Schreiben des Barons an Sie. Alle Wetter! das hätte ich beinah' vergeſſen. Leſen wir, leſen wir, und dann wollen wir Kriegsrath halten."

Begierig nahm der Präſident das Billet aus den Händen des Herzogs und entfaltete es. Der Polizeicommiſſär hielt das Licht und der Herzog ſchaute dem Präſidenten über die Schulter, während er las:

„Euer Excellenz

werden es einem alten und genauen Bekannten nicht zu ungnädig nehmen, daß er ſich heute Abend der Ehre Ihrer Geſellſchaft entzieht. — Sehr dringende Geſchäfte veranlaſſen mich, heute Nacht und morgen von Hauſe abweſend zu ſein.

Da ich aber zu gleicher Zeit überzeugt bin, daß Euer Excellenz nicht ohne die triftigſten Gründe mit ſo großem Gefolge in meiner Wohnung erſchienen ſind, ſo werde ich nicht ermangeln, mich morgen um dieſe Stunde hier einzufinden.

Indem ich mir erlaube, den Scherz Seiner Durchlaucht des Herrn Herzogs mir zu eigen zu machen, bin ich ſo frei, Euer Excellenz demgemäß auf morgen Abend zu einer Partie Whiſt einzuladen, und zwar à trois mit einem todten Mann."

So las der Präſident, und Alle ſchauten ſich verwundert an; der Commiſſär ſchüttelte den Kopf und Seine Excellenz meinten: „Glaub' das der Henker.“

Der Herzog allein nahm die Partei des Verſchwundenen, indem er bemerkte: „Das iſt jedenfalls ein Ausweg; ich bitte, ich beſchwöre Sie, Herr Präſident, warten Sie bis morgen Abend. Wie ich den Baron kenne, bin ich überzeugt, er ſtellt ſich. Deßhalb machen Sie um Gotteswillen heute Abend und morgen keinen Lärmen; laſſen Sie Ihren Leuten drunten ſagen, Sie hätten dem Baron wegen eines Duells einen Hausarreſt ankündigen wollen, er ſei aber verſchwunden. Kehrt er morgen Abend zurück, ſo machen Sie was Sie wollen, kehrt er nicht zurück, ſo haben Sie immer noch Zeit, die Sache bekannt werden zu laſſen.“

„Was meinen Sie, Braun?“ fragte der Präſident, nachdem er einen Augenblick überlegt hatte. „Der Karren iſt ſo wie ſo verfahren, und wenn er wirklich wieder käme, ſo hätten wir in der That die ganze blamable Geſchichte nicht zu erzählen.“

Der Polizeicommiſſär zuckte die Achſeln und pflichtete ebenfalls nach einiger Ueberlegung Seiner Durchlaucht Meinung bei.

„So ſei es denn alſo,“ ſprach beſtimmt der Präſident, indem er das Billet wieder zuſammen faltete. „Aber wir, die wir hier beiſammen ſind, geloben uns bis morgen Abend ein feierliches Stillſchweigen. — Was dieſen alten Herrn da anbelangt,“ fuhr er mit einem Wink auf den Kammerdiener fort, „ſo iſt es meine Anſicht, denſelben ſcharf unter Aufſicht zu halten. Braun, laſſen Sie deßhalb ein paar vertraute Leute im Hauſe. — Und nun,“ ſprach er achſelzuckend und mit einem tiefen Seufzer, „ſind wir fertig, und wenn Euer Durchlaucht alſo befehlen —“

„Mir thut die verdrießliche Geſchichte wahrhaftig leid,“ entgegnete Dieſer, während er ſeinen Hut nahm. „Aber ſeien Er-

cellenz verſichert, daß ich Ihnen mit meinem ganzen Einfluß zur Seite ſtehen werde. Thun Sie mir dagegen die Liebe, beſter Präſident, und erzählen mir beim Nachhauſefahren, was es denn eigentlich mit dem Baron für eine Bewandtniß hat. — Horreur! der Chef einer Räuberbande haben Sie geſagt?"

Während Seine Excellenz trübſelig mit dem Kopfe nickte, gingen die Beiden der Treppe zu, doch ehe ſie hinabſtiegen, meinte der Präſident: „Was er nur mit ſeiner Einladung hat ſagen wollen? Zu einem Whiſt à trois mit einem todten Manne! Ich verſtehe das nicht." — —

„Aber ich verſtehe es," ſprach tief aufſeufzend der alte Kammerdiener drinnen im Zimmer; dann ſank er auf einen Stuhl nieder und verbarg ſein Geſicht in beide Hände.

Fünfundachtzigſtes Kapitel.

Des Jägers Bericht.

Während geſchah, was wir in den letzten Kapiteln erzählten, war der Winter ziemlich vorüber gegangen, und das beginnende Frühjahr zeigte ſich ſchon in einzelnen ſchönen, heiteren Tagen, — Tagen, an welchen das Land von der Sonne erwärmt, einen erdigen, aber angenehmen Duft ausſtrömen läßt, wo die Grashalme ſich zu ſtrecken ſcheinen, und die Zweige den innigſten Trieb zeigen, ſich baldigſt mit Knoſpen zu bedecken. Um dieſe Zeit werden die Glashäuſer und Frühbeete nach und nach von ihrer Umhüllung befreit, man lockert die Roſen auf, die während des Winters mit Erde bedeckt, ruhig ſchlummerten, man gibt auch den in ihren gläſernen Käfigen eingeſperrten Pflanzen Luft, indem man ſchon auf längere Zeit die Fenſter offen läßt und Sonnenlicht und friſche, erquickende Luft über ihre ſehnſüchtig zitternden Blätter dahinſtrömen läßt.

So war man auch in dem kleinen Garten beſchäftigt, welcher den Pavillon umgab, in dem Graf Fohrbach wohnte. Obgleich es drei Uhr Nachmittags war, ſtanden doch die Fenſter

seines Salons offen, und die hereinströmende, jetzt schon wieder etwas kühle Luft vermischte sich wehend mit der warmen, die das lodernde Feuer des Kamins umspielte.

Der Graf war nicht in seinem Salon, sondern befand sich im Ankleidezimmer, dessen Thüre aber ebenfalls geöffnet war; er lag in einem Fauteuil, hatte diesen so gedreht, daß die kühlere Luft von draußen, geschwängert mit den oben erwähnten Frühlingsdüften, über sein Gesicht hinstrich. Neben ihm in der Sophaecke saß der Major von S. Beide rauchten vortreffliche Cigarren, doch verscheuchte der Graf den Dampf, den er von sich blies, augenblicklich wieder mit der Hand, um alsdann wieder einen tiefen Zug Luft zu sich zu nehmen.

„An einem solchen Tage," sagte er, „wenn man so recht merkt, daß der Winter hinter uns liegt, fühlt man sich doch wie dem Gefängniß entsprungen. Hinter uns finstere, schwarze Mauern, die bisher fest verschlossenen Thore weit geöffnet, und vor uns Freiheit, sowie herrliche, göttliche Luft."

„Das wirst du dießmal ganz besonders finden," meinte der Major lächelnd, „bricht doch für dich nächstens ein Frühling an, so süß und berauschend, wie man ihn in diesem Leben nur ein einziges Mal genießen kann. Habe ich das doch auch erlebt."

„Wenn ich daran denke," entgegnete der Andere, indem er einen Moment seine Augen mit der Hand bedeckte, „so hört mein Herz auf zu schlagen, und ich kann nur mühsam Athem holen. Ist es dir auch so ergangen?"

„Gerade so," erwiederte der Major lachend. „Und ich will nur hoffen, daß sich deine Erinnerungen an diese Zeit nie trüben mögen. Doch davon bin ich überzeugt, denn Eugenie ist ein so vortreffliches Wesen, ein so reiches und liebes Herz, daß du mit ihr glücklich werden mußt."

„Und mir wirſt du hoffentlich ebenfalls einige Vortrefflichkeit und Liebe nicht abſprechen?“

„Ja, du haſt gute Eigenſchaften, und bei ſorgfältiger Erziehung kann mit der Zeit noch was Rechtes aus dir werden.“

Der Graf blickte lächelnd vor ſich auf den Boden, ſtieß die Aſche von der Cigarre und dachte über ſeine künftige Erziehung nach.

„Wie iſt es denn mit dem heutigen Diner?“ fragte der Major nach einer Pauſe, „es iſt wohl ſehr groß und wird eine ſtarke Feierlichkeit abſetzen. — Ah! wenn das ſchon vorüber wäre! Ich werde wohl einen Toaſt halten müſſen, und das kommt mich immer entſetzlich ſauer an. Sind wir in der That ſehr zahlreich?“

„An die vierzig Couverts,“ glaub' ich. „Papa hat's nun einmal nicht anders gethan.“

„Doch alle unſere genauen Bekannten?“

„Verſteht ſich. Nur Steinfeld wird fehlen; er iſt plötzlich abgereiſt.“

„Ah! ich verſtehe das, der arme Kerl!“

„Warum arm?“ meinte der Major. „Er liebt die Baronin noch ſo leidenſchaftlich wie damals, als er ſie zum erſten Male geſehen. Erinnerſt du dich noch des Abends draußen in deinem Salon nach dem Balle drüben, als er uns jene Geſchichte erzählte? Damals waren ſechs Jahre vorüber. Und mit welchem Feuer, welcher Leidenſchaft ſprach er von der Begebenheit!“

„Er wird die Baronin heirathen?“ fragte der Graf.

„Verſteht ſich von ſelbſt. Die Scheidung wird in den nächſten Tagen ausgeſprochen. Ich bin überzeugt, die Beiden werden ſehr glücklich mit einander ſein. Natürlich wird er vor der Hand nicht hieher kommen können und wollen.“

„Das begreift ſich. Aber der General hat ſich ſo verhaßt gemacht, daß Alles Partei für die arme Frau nimmt.“

„Und er?“ fragte der Major nach längerem Stillſchweigen.

Der Graf zuckte die Achſeln, während ein düſterer Schatten über ſeine vorhin ſo freundlichen Züge flog. „Das iſt ein räthſelhafter Menſch,“ ſagte er nach einer Pauſe.

„Für dich und Steinfeld wohl nicht ſo ſehr als für uns Andere,“ meinte lächelnd der Major. „Aber ich achte euer Geheimniß. Ich mag den Baron wohl leiden. Coeur de rose iſt nicht ſo übel.“

Bei dieſen Worten trat der Kammerdiener leiſe in den Salon, blieb dort ſtehen, bis die Blicke des Grafen auf ihn fielen, dann ſagte er mit leiſer Stimme: „Soeben iſt der Jäger zurückgekommen und wünſcht Euer Erlaucht ſprechen zu dürfen.“

„Darauf bin ich begierig!“ rief der Graf, indem er aufſprang. „Er ſoll augenblicklich hereinkommen. Bleibe nur,“ wandte er ſich an den Major, der ſich ebenfalls erheben wollte. „Ich will in dieſer Sache keine Geheimniſſe vor dir haben. Was mir der Jäger zu ſagen hat, iſt für uns alle ſehr ernſt und wichtig und betrifft den, von welchem wir eben ſprachen.“

„Den Baron von Brand?“

Der Graf nickte mit dem Kopfe und fuhr fort: „Er hat mich geſtern um meinen Jäger gebeten; ich weiß nicht, weßhalb er zu dem Rencontre von ſeinen eigenen Leuten Niemand nehmen wollte.“

„Zu welchem Rencontre?“ fragte überraſcht der Major.

„Mit Herrn von Dankwart. Es ſcheint, ſie haben ſich heute geſchoſſen.“

„Das iſt ſeltſam,“ meinte der Major kopfſchüttelnd; „ich habe Herrn von Dankwart geſtern Abend noch geſprochen, von der betreffenden Angelegenheit verſicherte er mich gerade das Gegentheil.“

„Aus Discretion.“

„Und ſagte, der Baron habe ihm einen verſöhnenden Brief geſchrieben, den er im Nothfall überall zeigen könne.“

„So hören wir den Jäger, ich bin feſt überzeugt, die Sache iſt anders.“

Hier trat Franz in den Salon, und ſein Herr, der ſchnell nach ihm hinblickte, fuhr betroffen zurück. „Ah!“ ſagte er zu dem Major, „die Sache iſt ernſthaft. So verſtört ſah ich das Geſicht meines Jägers, dieſes ſonſt ſo ruhigen Menſchen, nie.“

Und ſo war es auch in der That. Franz Karner, der auf einen Wink des Grafen langſam näher ſchritt, ging gegen ſeine Gewohnheit ziemlich gebeugt. Sein Geſicht war bleich, ſeine Augen roth unterlaufen, ſeine Lippen zuckten, und da er das wohl fühlen und doch nicht ſehen laſſen mochte, biß er ſie feſt über einander.

Der Major war ebenfalls aufgeſtanden und blickte beſtürzt bald den Jäger, bald ſeinen Freund an.

„Ah! du biſt zurück!“ rief Dieſer. „Nun ſprich, was iſt geſchehen? Ein Unglück — gewiß ein Unglück!“

Der Jäger wagte es nicht, zu ſprechen und nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Dem Baron iſt ein Unglück geſchehen?“ fuhr Graf Fohrbach haſtig fort. „Sammle dich, Franz, und erzähle uns die Geſchichte ruhig dem Verlaufe nach. — Ah, Teufel! ſei ein Mann,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, als er bemerkte, daß der Blick des Andern ſeltſam flimmernd wurde. — „So laß hören!“

Der Jäger öffnete langſam die Lippen, nachdem er mit der Hand über die Augen gefahren war, dann ſagte er mit tiefer, faſt tonloſer Stimme: „Ehe ich Euer Erlaucht berichte, was geſtern und heute geſchehen, will ich zur Rechtfertigung meines auffallen-

den Betragens nicht verſchweigen, daß ich den Herrn Baron von Brand früher gekannt und genau gekannt, ehe ich in den Dienſt Euer Erlaucht trat."

„Ich weiß das, er hat dich mir ja empfohlen."

„Daß er öfters mein Wohlthäter wurde, — daß ich ihn achtete und liebte. — O ſehr liebte, denn er war ein guter Herr. Euer Erlaucht werden mir verzeihen, aber ich muß die Wahrheit ſagen, ſollte auch für mich daraus erfolgen, was da wolle. Ich kannte alle ſeine Verhältniſſe."

„Das habe ich mir gedacht," erwiederte der Graf nach einer Pauſe. „Aber gleichviel, Franz. Für mich iſt der Baron von Brand nur der Baron von Brand, und was dich betrifft, ſo gehen mich ſeine früheren Verhältniſſe nichts an."

„Das lohne Ihnen Gott," verſetzte der Jäger; „und er wird Sie dafür belohnen." Er murmelte dieſe Worte nur, doch verſtand ſie der Graf vollkommen. Dann ſtreckte ſich der Jäger lang in die Höhe, unterdrückte einen tiefen Seufzer und fuhr fort: „Auf die Bitte des Herrn Baron von Brand erlaubten mir Euer Erlaucht, denſelben begleiten zu dürfen. Zu dieſem Zweck erwartete ich geſtern Abend den Herrn Baron um neun Uhr vor dem E'ſchen Thor mit dem Wagen. So hat er es mir befohlen."

„War es ein Reiſewagen?" fragte der Graf.

„Nein, ein leichtes Coupé, aber mit vier Pferden beſpannt. — Es mochte faſt halb zehn Uhr ſein, da hörte ich, daß ſich ein Wagen dem Thor näherte, und zwar ſo ſchnell, als zwei tüchtige Pferde nur zu laufen im Stande ſind. Es war das die Equipage Seiner Durchlaucht, des Herrn Herzogs Alfred. Trotzdem es ſehr dunkel war, erkannte ich den Kutſcher, der ſeine Pferde neben dem Coupé parirte. Der Herr Baron von Brand ſprang heraus, und der Wagen, mit dem er gekommen, kehrte

augenblicklich in die Stadt zurück. Der Herr Baron begrüßte mich freundlich, befahl, auf der Chauſſee nach der erſten Station zu fahren, und ſtieg eilig in den Wagen."

„Wie war er gekleidet?" fragte aufmerkſam der Graf.

„Ueber dem gewöhnlichen Anzug trug er einen weiten Radmantel und auf dem Kopfe hatte er einen runden Hut."

„Und war bewaffnet?"

„Ja, Euer Erlaucht, mit zwei Piſtolen."

Der Graf warf ſeinem Freunde einen bezeichnenden Blick zu und ſagte hierauf: „Und ſonſt war Niemand dabei?"

„Niemand. — Ich ſtieg auf den Bock und wir fuhren davon. Die Poſtillone, denen ein gutes Trinkgeld verſprochen war, ließen tüchtig laufen, ſo daß wir bald die Station erreichten. Dort wurde umgeſpannt und wir fuhren weiter.

„Aha! nach Königshofen," ſagte kopfſchüttelnd der Major. „Es iſt das der gewöhnliche Ort.

„In Königshofen," erzählte der Jäger weiter, „begab ſich der Herr Baron in das dortige Wirthshaus, ließ ſich ein Zimmer geben, befahl mir darauf zu Bette zu gehen, ihn aber heute Morgen vor Tagesanbruch zu wecken. Ich verabſchiedete die Poſtillone, mochte aber nicht ſchlafen gehen, vielmehr ſchritt ich Stunden lang um das Haus herum, und bemerkte wohl, daß in dem Zimmer des Herrn Baron immerfort ein helles Licht brannte. Er war ebenfalls nicht zu Bette gegangen, denn als ich, dem Befehle gemäß, vor Tagesanbruch ſeine Thüre öffnete, ſaß er an ſeinem Tiſche und ſiegelte Briefſchaften zu. — Ah! du biſt ſchon da! rief er mir entgegen; die Zeit iſt ſchnell verſtrichen. — — Ich habe mich bemüht, Erlaucht, ſeine Worte meinem Gedächtniſſe feſtzuhalten: es ſchien mir das wichtig," ſagte der Jäger in beſtimmtem Tone. — „Der Tag fing an zu

grauen," fuhr Franz darauf in gewöhnlichem Tone fort, „und der Herr Baron wollten seine Toilette machen, doch hatte er Alles mitzunehmen vergessen. Ich sorgte so gut als möglich dafür und nachdem ich ihm das Haar einigermaßen arrangirt, zog er sein Schnupftuch hervor und roch daran. Ich wollte, sprach er alsdann, daß ich nicht vergessen hätte, gestern Abend noch ein paar Tropfen aufzuträufeln. Ich liebe den Geruch und er hätte mir so manche Erinnerung noch einmal frisch vor die Seele geführt."

„Coeur de rose," sagte nachdenkend der Graf. „Wer hätte das gedacht, als wir uns hier vor einigen Monaten über sein Odeur lustig machten. Doch weiter!"

„Er gab mir einige Briefe, um sie auf die Post zu werfen. Die Pistolen nahm er selbst unter den Mantel, dann verließen wir das Haus, gingen durch Königshofen durch und stiegen hinter dem Dorfe die Anhöhe hinauf."

„Der Weg führt nach einer einsamen Waldlichtung, ich kenne ihn wohl," sprach nachdenkend der Major.

„Und was dachtest du von allem dem?" fragte der Graf seinen Jäger.

„Fast das Gleiche fragte mich der Herr Baron, als wir den Wald hinauf gingen. Ich antwortete ihm, er könne wohl ein Duell vorhaben, doch sähe ich weder Gegner noch Secundanten. — Die kommen Alle von der andern Seite, entgegnete er mir. Und du bist wohl klug genug einzusehen, daß hier eine Sache vor sich geht, die mit großer Heimlichkeit betrieben werden muß."

Der Major wechselte mit seinem Freund einen bedeutsamen Blick, welch Letzterer die Achseln zuckte und sehr ernst nach Oben sah.

„Ja, ich habe ein Duell vor, so fuhr der Baron fort, und einen gefährlichen Gegner. Ich weiß wohl, wie der schießt, sagte

er ſonderbar lächelnd, fehlt auf fünfundzwanzig Schritte nie ein Aß und kann auch wohl die Kugeln auf einer ſtarken Meſſerklinge theilen. — Da müßte er ja faſt ſo gut ſchießen wie Sie, gnädiger Herr, erlaubte ich mir zu bemerken, worauf er entgegnete: ganz genau wie ich, deßhalb iſt die Sache ſehr zweifelhaft, da er den erſten Schuß hat, und befolge daher genau, was ich dir auftrage. Hier müſſen wir ſcheiden, zieh deine Uhr hervor und richte ſie nach der meinigen. — Es war ſechs Uhr. — In einer halben Stunde wird wohl Alles vorüber ſein. Dann folgſt du dem ſchmalen Weg, den ich jetzt hinaufſteige, und findeſt oben eine Waldlichtung. — Da wirſt du ſchon ſelbſt ſehen, was zu thun iſt. — Ich bat ihn, mich mitzunehmen, doch er wiederholte ſeinen Befehl ernſt und ſtrenge. Und er konnte ſehr ernſt ſein, der Herr Baron," ſagte der Jäger gedankenvoll. — — „Er nahm alſo Abſchied von mir, indem er mir noch vorher ſeine Brieftaſche übergab, um die Rückfahrt für die Poſtillone zu bezahlen, ſagte er. Dann ſtieg er zwiſchen den Bäumen aufwärts und meine Blicke folgten ihm. Euer Erlaucht werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß es mir faſt das Herz zerbrach, als ich ihn ſo leicht und gewandt da hinaufſteigen ſah, ein Herr in den beſten Jahren, ja in voller Kraft der Jugend."

„Und warum folgteſt du ihm nicht?" fragte faſt athemlos und tief bewegt der Graf.

„Sein Befehl war gemeſſen, Erlaucht. Und dann kannte ich auch meinen ehemaligen Herrn. Er hätte mich niedergeſchoſſen, wenn ich ihm gefolgt wäre, ohne daß mein Tod," ſetzte er trübe lächelnd hinzu, „ſein Duell verhindert hätte. — — Mehrmals blieb er ſtehen und wandte ſich rückwärts gegen das Thal. Man ſieht von dort oben weit in der Ferne die Reſidenz vor ſich ausgebreitet liegen. Dahin ſchien er mehrmals zu ſchauen, aber auch

auf mich fiel ſein Blick, und als er mich ſo ruhig da unten warten ſah, winkte er mir noch einmal freundlich mit der Hand zu. — O ſehr freundlich. — Und gleich darauf war er zwiſchen den Bäumen verſchwunden." — — — —

Dieſe letzten Worte hatte der Jäger mit kaum verſtändlicher Stimme geſprochen. Dann ſagte er: „Verzeihen mir Euer Erlaucht, aber ich kann nicht anders;" worauf er ſeine Hände vor die Augen preßte und einige Secunden ſo verblieb.

Der Graf hatte ſeine Cigarre weggeworfen und er ſowie der Major blickten in der größten Spannung auf den Jäger, der nun die Hände langſam niederſinken ließ, tief aufſeufzte und fortfuhr: „Darauf befand ich mich allein in dem Walde. O es waren das ſchreckliche Augenblicke! Und ich horchte wohl athemlos auf jedes Geräuſch, wenn weit von mir entfernt irgend ein Wild durch das dürre Laub raſchelte, wenn ein welkes Blatt neben mir zu Boden fiel, ſo ſchrack ich zuſammen, indem ich befürchtete, irgend etwas Anderes überhört zu haben. — O Herr Graf, wenn man im dichten Walde auf etwas lauſcht, wobei das Herz mit im Spiele iſt, ſo iſt die Stille, die uns umgibt, feierlicher und ernſter als die Ruhe eines Kirchhofes. — Ich kenne das," ſetzte er mit leiſerer Stimme bei. — „Auf einmal knallte ein Schuß. — Gnädiger Herr, ich habe Schüſſe knallen hören unter ſchauerlichen Verhältniſſen. Aber ſo wie dieſer heute Morgen hat mich nie was erſchüttert. Gleich darauf fiel ein zweiter. Ich riß meine Uhr heraus und als ich ſah, daß es halb Sieben war, ſtürzte ich den Waldweg hinan. — So eilig ich auch war, ſo blieb ich doch zuweilen zitternd ſtehen und lauſchte. — Was konnte es mich auch nützen, daß ich ſchnell an Ort und Stelle kam, mir ahnete ja doch, was ich finden würde? Dann ſpielte ich mir auch wohl eine falſche Hoffnung vor und blieb ich in der Abſicht ſtehen, um

vielleicht die Schritte der andern Partei zu vernehmen. Aber," ſetzte er trübe lächelnd hinzu, „ich hörte nichts dergleichen. Der Wald war entſetzlich ſtille, nur das Laub rauſchte unter meinen Füßen, hie und da flatterte ein Vogel und von weit her ſang der Kukuk ſein melancholiſches, einförmiges Lied." — —

„Endlich fandeſt ihn?" rief geſpannt der Graf, als der Jäger vor ſich hinſtarrend ſchwieg.

„In der Waldlichtung. — Herr, wie er mir vorausgeſagt."

„Allein?"

„Ganz allein."

„Und —"

„— Todt," ſagte der Jäger nach einem tiefen Athemzuge. „Die Kugel war ihm durch's Herz gegangen."

„Ah! das iſt entſetzlich!" rief der Major. „Du ſahſt Niemand? Du vernahmſt alſo wirklich keine Schritte, die ſich entfernten?"

„Ich ſah nichts als die Sonne, die ihren Strahl über ſeine bleichen Züge warf, und ich hörte nichts als die lauten Worte des Jammers, mit welchen ich mich neben ihn hinwarf. Denn, Herr Graf, ich hatte ihn ſehr geliebt, meinen ehemaligen Herrn, den Baron von Brand."

— — — — — — — — — — — — — —

„Und was denkſt du über die ganze Geſchichte?" fragte der Graf nach einer langen, langen Pauſe.

„Ich denke nur, was er mir ſagte," erwiederte der Jäger mit feierlicher Stimme. „Ich will mein Leben dafür laſſen, daß er im Duell gefallen. Denn ſo hat er ja gewollt, daß man glaube."

„Ja, er hat ſo gewollt," ſprach Graf Fohrbach nachdenkend, „ſein Lauf war zu Ende, wie er mir auf jenem denkwürdigen Maskenballe ſagte, und er ſoll einen ehrenvollen Tod geſtorben ſein."

„Von der Hand des —“ fragte der Major mit bedeutsamem Blick.

Worauf der Andere entgegnete: „Herr von Dankwart ist bei allen seinen kleinen Schwächen ein Ehrenmann, das ist nicht zu läugnen.“

„Allerdings nicht,“ meinte der Major. „Aber er wird die ganze Geschichte hartnäckig läugnen.“

„Nehmen wir an aus Discretion, wie ich vorhin sagte,“ erwiederte Graf Fohrbach, „die Welt wird doch an das Duell glauben, und so hat es der Unglückliche gewollt. Er ruhe sanft. — — Doch laß uns das Ende deiner Geschichte hören,“ wandte sich der Graf nach einigem Stillschweigen an seinen Jäger.

„Ich holte Leute aus dem Dorfe,“ fuhr Dieser fort, „und brachte ihn nach Königshofen zurück. Ich ließ Aerzte kommen, obgleich ich wußte, daß das unnütz war. Darauf brachte ich ihn in seinen Wagen und kehrte langsam nach der Residenz zurück.“

„Und wo ist er jetzt?“

„In seinem Hause. Ich habe ihn dem alten Kammerdiener übergeben, der darauf vorbereitet zu sein schien. Denn obgleich er trostlos und verzweifelt that, sagte er doch unter Thränen, er habe das wohl vorher gewußt.“

„Und die Briefschaften, die dir der Baron gab?“

„Warf ich auf die Post, bis auf einen, den er mich beauftragte, Punkt neun Uhr Seiner Excellenz dem Herrn Polizeipräsidenten eigenhändig zu übergeben, wozu vielleicht Euer Erlaucht so gnädig sind, mir später Urlaub zu ertheilen.“

Der Graf Fohrbach wechselte mit dem Major einen Blick, dann erwiederte er dem Jäger: „Allerdings, du sollst überhaupt den heutigen Nachmittag und Abend für dich haben, und erst morgen Früh,“ setzte er mit Betonung hinzu, „den Dienst bei

mir wieder in deiner gewohnten Pünktlichkeit und — Treue antreten."

„Wie danke ich Ihnen für dieß Wort," ſprach der Jäger tief erſchüttert. Dann verließ er auf einen Wink ſeines Herrn Kabinet und Salon.

„Es iſt ein trauriges und doch gutes Ende für den Baron," ſagte Graf Fohrbach nach einer Pauſe. „Wir müſſen übrigens ſeinen letzten Willen erfüllen und das Gerücht verbreiten helfen, er ſei im Duell gefallen. Herr von Dankwart wird das heftig läugnen, aber nachher, wenn er ſieht, daß man ihm doch nicht glaubt, wird er am Ende gezwungen, das Rencontre achſelzuckend zuzugeben."

„Verlaß dich auf mich," entgegnete der Major, „es ſoll auf ihm hängen bleiben. Aber ſage mir, Eugen, wie verſtehe ich das? hat der Baron wirklich etwas mit der Polizeidirection zu ſchaffen gehabt? Auf dem letzten Hofball ſprach man von einer Brautſchaft zwiſchen ihm und der Tochter des Präſidenten."

„Ich hörte auch davon, glaubte aber nicht daran."

„Muß man," meinte der Major, „heute noch den Tod des Barons geheim halten oder kann man nach Tiſch darüber ſprechen?"

„Natürlich wollen wir darüber ſprechen, um ſo mehr, da Herr von Dankwart da iſt. Wir werden überhaupt nicht die Einzigen ſein, die die Sache erfahren haben."

„Schön," verſetzte der Andere, indem er ſich zum Weggehen anſchickte; „ich verlaſſe dich jetzt. Es iſt vier Uhr und du haſt doch etwas Sammlung nothwendig."

„Und Toilette!" lachte der Graf, während er ſeinem Freunde die Hand reichte.

„Adieu denn bis nachher!"

„Adieu, Major!“

Mit kurzen Worten wollen wir dem Leſer noch ſagen, daß das heutige Diner bei Seiner Excellenz dem Kriegsminiſter äußerſt glänzend war, daß bei demſelben die Verlobung zwiſchen Eugenie und dem jungen Grafen proclamirt wurde, und daß der Major hierauf bezüglich einen gar ſchönen Toaſt ausbrachte. Das unglückliche Ende des Barons war übrigens ſchon bekannt geworden und man ſchrieb daſſelbe allgemein einem Duell mit Herrn von Dankwart zu. Es half auch nichts, daß Dieſer auf's Feierlichſte das Gegentheil verſicherte, ja daß er ſich anheiſchig machte, ein Alibi beweiſen zu wollen. Man zuckte die Achſeln, man verbeugte ſich lächelnd, ſobald aber Herr von Dankwart den Rücken gewendet und anderswohin getänzelt war, ſo ſagte man: „Das iſt erſtaunlich; wer hätte das gedacht!“

„Und der Baron war ein immenſer Piſtolenſchütze,“ meinte ein Anderer und ein Dritter ſetzte hinzu: „Was mich bei Herrn von Dankwart nur wundert, iſt einzig und allein, wie man nach einer ſo furchtbaren Cataſtrophe — am gleichen Tage mit der Ruhe ſein Diner einnehmen kann.“

„Erſtaunlich!“

„Erſtaunlich!“ wiederholten Alle, und Herr von Dankwart wurde von da mit weit größerer Ehrfurcht betrachtet, als dieß bisher geſchehen.

Auch der Präſident war bei dem Diner geweſen, war aber ſehr ſtill und nachdenkend und verkehrte faſt nur mit dem Herzog Alfred, mit dem er ſich längere Zeit in einer Ecke des Salons eifrig unterhielt. Gegen acht Uhr verließ er die Geſellſchaft und fuhr nach Hauſe. Dort hatte er mit ſeiner Gemahlin eine heftige Scene, bei welcher endlich auch Fräulein Auguſte, aber ſehr niedergeſchlagen und mit rothgeweinten Augen erſchien. Wer der

Gegenstand der Unterhaltung in der Familie war, werden wir dem Leser nicht zu sagen brauchen, dagegen wollen wir nicht verschweigen, daß Seine Excellenz die Nase mit der Hand festhaltend lange im Salon auf und ab schritt und einer längeren Rede der Präsidentin lauschte, welche eifrig zu ihm sprach. „Und wenn Alles so wäre, wie du mir sagtest," fuhr sie fort, „so können sämmtliche Gerichte des Landes ihn doch nicht wieder lebendig machen und zur Verantwortung ziehen. Welchen Nutzen brächte es dir also, die Sache an die große Glocke zu hängen, sie stadt- und landkundig zu machen? — Nutzen, du lieber Gott!" rief sie weinend. „Nur Schande, o welche Schande! Wird nicht die ganze Stadt mit Fingern auf uns deuten? O der Scandal!"

„Und meine Ehre als Chef der Polizei," sprach stehen bleibend der Präsident, wobei seine losgelassene Nase hoch empor fuhr.

„Und meine Ehre," sagte Auguste weinend. „Bin ich nicht unglücklich genug durch diese schreckliche Geschichte geworden!"

Der Präsident setzte abermals schweigend seinen Spaziergang fort und mit einem tiefen Seufzer blickte er auf die linke, immer noch leere Seite seines Frackes. „Eine allerhöchste Belohnung," redete er schwermüthig, „hätte mir dießmal nicht entgehen können. O ich war so nah daran." — Damit meinte er den Stern, nach dem er so lange geschmachtet. — „Wer weiß, wenn es wieder einem Hauptverbrecher gefällt, sich von mir einfangen zu lassen."

In diesem Augenblicke meldete der Bediente einen herrschaftlichen Jäger, welcher Seine Excellenz zu sprechen wünsche. Auf ein Kopfnicken des Letzteren trat Franz ein und übergab einen Brief, indem er sagte: „Von dem Herrn Baron von Brand."

Man kann sich denken, wie der Präsident bei dieser Meldung

zurückfuhr und daß er mit zitternden Fingern das Couvert abriß. Auch schien ihn die Einlage desselben nicht zu beruhigen; es war ein einfaches Blatt, auf welchem die Worte standen: „Der Baron von Brand gibt sich die Ehre, Seine Excellenz den Herrn Polizeipräsidenten daran zu erinnern, daß er heute Abend erwartet wird und zwar zu einem Whist à trois mit dem todten Mann.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Hause des Commerzienrathes Erichsen hatte man in diesen Tagen ebenfalls eine Verlobung gefeiert, nicht so geräuschvoll wie die bei Seiner Excellenz dem Kriegsminister, aber darum nicht minder herzlich. Zwar saß die Räthin auch bei dieser Veranlassung steif wie immer in ihrer Sophaecke, doch lag über ihren Zügen eine angenehme Weichheit, ihre Augen blickten freundlich und sie wandte den Kopf häufig nach der rechten Seite, wo Herr Staiger saß, an dem die alte Dame ihr besonderes Wohlgefallen zu finden schien. Der Mann hatte ein so gutes, warmes Herz und ehrliches Gemüth, das sich bei jedem seiner Worte kundgab; dabei konnte er so angenehm erzählen, und bei dem, was er am heutigen Tage vorbrachte, kam es denn heraus, daß seine Eltern mit denen der Commerzienräthin vor langen Jahren in einem sehr freundschaftlichen Verhältniß gestanden, was zu vernehmen der Madame Erichsen nicht gerade unlieb war.

Marianne hatte sich der Verlobten ihres Bruders herzlich und innig angenommen und liebte sie schon nach den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft wie eine Schwester. Ja, sie hatte der Commerzienräthin erklärt, da sie selbst keine Kinder habe, so wolle sie sich des guten armen Mädchens annehmen und mache sich ein wahres Vergnügen daraus, derselben eine glänzende Aussteuer zu geben.

Der Commerzienrath hatte ſich wie immer Diner und Champagner wohl ſchmecken laſſen und war glückſelig, daß die verdrießlichen Geſchichten in ſeinem Hauſe ſich wieder anfiengen aufzuklären und daß er Hoffnung hatte, nächſtens wieder ein ſtilles und harmloſes Leben führen zu können. Wenn auch leider alle Bemühungen geſcheitert waren, um ſeine Schwiegertochter Bertha wieder in das Haus ihres Mannes zurück zu bringen, obgleich bis jetzt noch keine Scheidung erfolgt war, ſo hatte er dagegen einen Brief von ſeinem Schwiegerſohn Herrn Alfons in der Taſche, worin ſich Dieſer an ſeine Frau wandte, ſein Unrecht vollkommen einſah und verſprach, bei ſeiner Rückkunft — er hatte nämlich zu ſeiner Zerſtreuung eine kleine Reiſe unternommen — ſo viel in ſeinen Kräften ſtände, Alles wieder gut machen zu wollen.

Auch bei dieſem Diner fielen Toaſte, und als das Deſſert aufgeſetzt wurde, ergriff ſogar die Commerzienräthin ihr Glas, nachdem ſie vorher, dießmal mit beiden Händen, auf den Tiſch getrommelt, und brachte die letzten Tropfen ihres Champagnerkelches allen Denen zu, welche ihre Nebenmenſchen ohne Neid und Mißgunſt liebten, die, ſtatt gehäſſig die Fehler Anderer aufzudecken, lieber deren gute Seiten hervorhöben, die dabei Freunde der Wahrheit und Feinde jeglicher Verläumdung ſeien.

Ein Trinkſpruch, zu welchem aus vollem Herzen Amen zu ſagen auch wir uns gedrängt fühlen und mit uns gewiß der größte Theil unſerer verehrlichen Leſer.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Schluß.

Es ist sehr schwer, von dem Schluß einer Geschichte wie die vorliegende zu sprechen. Eine solche Geschichte schließt sich eigentlich nie ab. Die Wenigen ausgenommen, über deren Lebensende berichten zu müssen wir so unglücklich waren, befinden sich alle Uebrigen in Fülle der Gesundheit, und wenn es unsere Zeit und die Geduld des Lesers erlaubten, so könnten wir aus dem ferneren Leben und Treiben der aufgetretenen Personen noch eine Menge der allerschönsten, zur Mittheilung geeigneten Sclavengeschichten auffinden. Ein Erzähler darf aber nicht so gegen die Nachsicht seines Publikums sündigen, und es ist seine Schuldigkeit, so bald er glaubt, er habe sein Mögliches gethan, eine hübsche Gelegenheit zu ergreifen, um sich dem Leser zu empfehlen und sein Buch zu beschließen. Wir glauben dieß in keinem passenderen Zeitpunkt thun zu können, als jetzt, und wollen nur mit wenigen Worten hinzufügen, was in der nächsten Zukunft sich mit einigen der Personen zugetragen, die in unserer sehr wahrhaftigen Ge-

schichte aufgetreten. Wir können dieß um so weniger unterlassen, da hierbei noch ein paar kleine Sclavengeschichten zu Tag kommen, deren Details sich der Leser, wenn er gleiche Verhältnisse bei sich oder Anderen sieht, am Besten selbst auszumalen im Stande sein wird.

Gewöhnlich folgt auf eine Verlobung die Hochzeit. So war es auch bei dem Grafen Fohrbach und Arthur Erichsen der Fall. Obgleich die Freundschaft dieser Beiden in gleicher Stärke fortdauerte, so hatten sie sich doch in letzter Zeit nicht so häufig gesehen wie früher. Zufällig aber war die Hochzeit beider Paare an demselben Tage, und fast zur gleichen Stunde verließen sie die Stadt, um eine längere Reise anzutreten. Graf Fohrbach zog gen Norden, wo seine Familie weitläufige Güter besaß, Arthur aber nach Italien, nach dem herrlichen Lande, das er schon lange zu sehen gewünscht. Der Abschied Clara's von ihrem Vater war ziemlich schmerzlich gewesen, denn Herr Staiger meinte, bei seinem Alter könne die Trennung von einem halben Jahre wohl zu einer ewigen werden. Doch bestätigte sich dießmal die Vermuthung des alten Herrn nicht, vielmehr als Clara nach der angegebenen Zeit zurückkehrte, fand sie ihn frisch und gesund wieder, obgleich nicht mehr in der Valkengasse, wo sie ihn verlassen. Die Commerzienräthin hatte nämlich ihren Schützling dem Gemahl dringend empfohlen, und die Folge davon war, daß Herr Staiger auf dem Kassenamt des großen Banquierhauses angestellt wurde, wo er vermöge seiner Ordnungsliebe und Rechtlichkeit die vortrefflichsten Dienste leistete.

Was man so Brautvisiten nennt, hatten Clara und Arthur vor ihrer Abreise nicht gemacht; als sie aber zurückkamen und ihr Haus einrichteten, zeigten sie dieses ihren Freunden und Bekannten, sowie auch auf den Wunsch der Commerzienräthin denen

des Erichsen'schen Hauses pflichtschuldigst an. Wenn sich aber manche stille Familie mit unversorgten Töchtern, die früher den Herrn Arthur Erichsen sehr hoch gehalten, sowie manche andere, die voll Neid und Mißgunst es der armen Clara nicht verzeihen konnten, daß sie nicht unter dem Schutze irgend einer Rangclasse geboren, von dem jungen Paare zurückzogen, so verursachte ihnen das doch durchaus keinen Kummer. Sie lebten in einem freundlichen und ausgewählten Kreise, und Arthur war Philosoph genug, um über schiefe Blicke und vornehm gerümpfte Nasen herzlich zu lachen.

Um noch einen Augenblick beim Hause des Commerzienraths zu verweilen, so kehrte Herr Alfons wenige Tage nach der Verheirathung Arthurs von seiner Reise zurück. Doch hatte sich das Verhältniß zu seiner Frau gänzlich verwandelt; das Scepter, welches ihm an jenem Tage entfallen, hatte die kluge Frau ergriffen, und vom unumschränkten Herrn, auf dessen Winke und Stirnerunzeln sie sonst ängstlich Achtung gegeben, war er zum Sclaven herabgesunken, welcher sich den, obgleich nicht unbilligen Wünschen seiner Frau in aller Demuth fügte. Machte er je einmal einen Versuch, seine Ketten zu brechen, so trat die Commerzienräthin in's Mittel, und wenn sie ihre spitze Nase erhob, ihn mit den grauen Augen scharf anblickte und dazu auf dem Tische zu trommeln begann, so räumte er achselzuckend das Zimmer und begab sich in sein Comptoir, wo ihn dann oftmals der Commerzienrath zu trösten suchte, indem er sprach: „Glauben Sie mir, es ist weit angenehmer für uns, wenn man die Weiber machen läßt; meine Frau hat mich und die Kinder nun schon an die dreißig Jahre regiert und ich habe mich recht wohl dabei befunden. Uebrigens sind die Metalliques und die Fünfprozentigen gestiegen, was eigentlich doch die Hauptsache ist."

Die Scheidung des Doctor Erichsen von seiner Frau war unerwartet auf ein Hinderniß gestoßen. Dieses Hinderniß bestand in der Weigerung der Madame Bertha selbst. Wir wissen, daß sie sich zu ihrer Mutter begeben, um sich, wie sie sagte, von ihrem Manne nicht länger wie eine Sclavin behandeln lassen zu müssen. Sie hatte sich ihr elterliches Haus und sich selbst noch ganz so wie früher gedacht, fand aber in Beiden gewaltig viel verändert. Sie konnte es nicht vergessen, daß sie ein Hauswesen gehabt und zwei liebe Kinder, und es noch viel weniger ertragen, daß sie, welche bei sich unbedingt die Erste gewesen, nun bei ihrer Frau Mama die Dritte sein sollte. Wir sagen die Dritte, denn Mama, alt und grämlich geworden, hatte sich bei der Verheirathung ihrer Tochter eine Haushälterin zugelegt, ein großes, sehr dürres Frauenzimmer mit unbeschreiblich scharfer Zunge, welche das Hauswesen und ihre Gebieterin nicht nur beherrschte, sondern sogar tyrannisirte. Madame Bertha war noch nicht vier Wochen da, als sie sich schon unsäglich elend fühlte, denn die Launen der Mutter waren unerträglich, und die dürre Haushälterin schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, beständig von den Freuden des Ehestandes zu phantasiren, wobei sie versicherte, eine geschiedene Frau sei ein Unding und man wisse gar nicht, zu welcher Classe der menschlichen Gesellschaft man sie eigentlich zählen solle. Hierauf fieng Madame Bertha an, sich ihrem Hause wieder zu nähern, indem sie ihre Kinder häufig aber heimlich sah. Das ließ der Doctor, der es erfuhr, wohl geschehen; auch hätte er sich mit seinem weichen Herzen gern seiner Frau wieder genähert, doch als Arthur abreiste, hatte Dieser ihm das Versprechen abgenommen, bis zu dessen Zurückkunft keinen Schritt zu thun, der von der Doctorin als annähernd betrachtet werden könnte, indem er ge-

ſagt: „Wenn du zu bald nachgibſt, ſo haſt du in einem halben Jahre wieder dieſelbe Geſchichte.“

Herr Bell hatte von ſeinem Freunde Arthur den herzlichſten Abſchied genommen, bevor er die Reſidenz verließ, um dem Auftrag des Herrn von Brand gemäß nach dem Gute der Baronin von W. zu fahren, deren Vermögen er in Zukunft zu verwalten hatte. Vorher überbrachte er aber noch das bewußte Paketchen der Tochter des Präſidenten, die daſſelbe im Beiſein ihrer Mutter erwartungsvoll öffnete. Es enthielt ein reiches Armband in Brillanten mit der Bitte des Barons, dieſes Andenken von einem Freunde zu nehmen, dem leider traurige Verhältniſſe nicht erlaubt, der ſchönen Auguſte mehr als dieß ſein zu können. Fräulein Auguſte hatte ſich übrigens von dem harten Schlage, der ſie betroffen, noch nicht gänzlich wieder erholt. Bei dem gewiſſen Hofball war die Mutter leider zu beſorgt geweſen, die Brautſchaft ihrer Tochter allzuvielen Menſchen zu verkündigen, und da nun der Präſident, dem Rathe ſeiner Gemahlin folgend, des Baron Brand nur als ſolchen gedachte, ſo ſah ſich Auguſte genöthigt, Condolationen entgegen zu nehmen, die ſich übrigens nicht lange nachher in Gratulationen verwandelten, als ſie eine neue Brautſchaft antrat, die dießmal ein glücklicheres Ende nahm.

Unmöglich können wir dem geneigten Leſer verſchweigen, daß es ferner den Bemühungen des Herrn Bell in ſeinen jetzigen beſſeren Verhältniſſen gelungen war, ſeinem Freunde, dem ehemaligen Lehrling Auguſt, eine erträgliche Stelle zu verſchaffen. Obgleich Auguſt ein gutes Gemüth hatte und nicht rachgierig war, ſo gehörte es doch zu ſeinen beſonderen Vergnügungen und er rechnete es faſt zu ſeinen Feiertagen, wenn er einen Beſtellzettel oder dergleichen der Firma Johann Chriſtian Blaſſer und Compagnie zu überbringen hatte. Dieß Geſchäft war von zwei jungen

Leuten angekauft worden, welche der eingegangenen Bedingung gemäß den ehemaligen Chef der Handlung als letzten Commis beibehalten mußten. Die Gefühle, mit welchen Herr Blaſſer an ſeinem Pulte ſaß, brauchen wir nicht zu ſchildern; beinahe wahnſinnig preßte er ſeine mageren Hände vor die Stirne, wenn Auguſt in das Comptoir trat, und er ſich nun um ſo lebhafter der früheren Zeiten erinnerte, ſeines Lehrlings und des verſchwundenen Mädchens, vom welchem man übrigens nichts mehr gehört.

Als Graf Fohrbach am Tage ſeiner Hochzeit die Stadt verließ, geſchah dieß in einem großen, ſchweren Reiſewagen, auf deſſen hinterem Bock der Jäger Franz Karner ſaß, ſowie Henriette, die Kammerjungfer der jungen Gräfin. Da Diener und Dienerin ſich erſt kürzlich kennen gelernt hatten, ſo fand zwiſchen ihnen keine lebhafte Unterhaltung ſtatt. Sie blickte rechts und er links, zuerſt auf die Häuſer, an denen ſie vorbeifuhren, dann auf die Pappeln der Allee und was ihnen ſonſt noch begegnete. Auf der zweiten Station — der Ort hieß Königshofen — ſprang Graf Fohrbach aus dem Wagen und fragte ſeinen Jäger, der ihm den Schlag öffnete: „Nicht wahr, da hinaus ginget ihr?“ Dabei zeigte er auf den Wald, der ſich hinter dem Dorfe erhob. — „So iſt's, Euer Erlaucht,“ erwiederte der Jäger, und als er wieder auf ſeinen hohen Sitz geklettert war, blieb er aufrecht ſtehen, und ſtarrte lange, lange nach dem Wald hinüber, — er hätte gar zu gern die Lichtung noch einmal geſehen. Der Wagen rollte aber unaufhaltſam dahin, und bald legten ſich andere Berge und Wälder zwiſchen ihn und jenen verhängnißvollen Platz. Derſelbe ward aber doch Veranlaſſung, daß Franz mit der Kammerjungfer ein Geſpräch anknüpfte. Sein Herz war zu voll, er mußte, wenn auch fremd thuend, von jenem unglücklichen Morgen ſowie von einem gewiſſen Baron Brand, der hier geendet,

mit dem Mädchen ſprechen. Wie erſtaunte er aber, daß Dieſe die Geſchichte faſt ſo genau wußte wie er ſelbſt, ja daß ſie den Baron Brand zu kennen und die innigſte, herzlichſte Theilnahme an ſeinem Schickſal zu nehmen ſchien. Ein Wort gab das andere, und da Leute, welche auf einem engen Wagenſitze ſo den ganzen Tag mit einander fahren, leicht zu Mittheilungen geneigt ſind, ſo erzählten ſie ſich Beide noch im Laufe des Nachmittags ihre Schickſale, daß er ſowohl Kammerjungfer als Jäger an ein und demſelben Morgen dem Grafen Fohrbach empfohlen.

So fuhren ſie dahin und es war ſpät am Nachmittage, als der Wagen vor einem Wirthshauſe umgeſpannt wurde, in dem ſich ziemlich viele Gäſte befanden, welche durch ein Harfenmädchen unterhalten wurden, die mit lauter Stimme allerlei luſtige Lieder ſang. Als die Künſtlerin den Wagen heranrollen hörte, kam ſie vor das Haus, fuhr aber plötzlich wieder zurück, als ſie das Geſicht der Dame im Wagen geſehen hatte. Doch bemerkte man, wie ſie ihre Harfe in das Zimmer hinſtellte, und dann dieſes ſowie das Haus durch eine Hinterthüre verließ. Gleich darauf fühlte Henriette, daß ſie Jemand an ihrem Mantel zupfe. Sie wandte ſich um und ſchaute in das luſtige Geſicht ihrer ehemaligen Gefährtin, welche ihr lachend die Hand reichte. „Siehſt du," ſagte Dieſelbe, „uns Beiden iſt es nach Wunſch ergangen. Du fühlſt dich glücklich in den Feſſeln deines Dienſtes, und ich mich nicht minder mit meiner Harfe in der prächtigen Freiheit."

Der Jäger war nicht wenig überraſcht, Nanette, die er wohl kannte, hier wieder zu ſehen, und auch das Mädchen ſchien ſich herzlich über die Begegnung zu freuen. „Es iſt auch ſonſt noch ein Bekannter von uns hier," flüſterte ſie ihm zu, „Mathias, aber er liegt noch immer krank an ſeiner Wunde darnieder. Freilich geht's ihm beſſer, doch hat ihn die Nachricht, daß man den

Wirth zum Fuchsbau eingesteckt und daß er, den er so sehr geliebt, elend umgekommen sei, wieder auf's Neue sehr darniedergeworfen."

„Sag' ihm meinen Gruß," antwortete Franz, „und zu gleicher Zeit, daß die Nachricht von ihm falsch sei. Er ist wohl verschwunden, aber nicht elend umgekommen."

„Das wird ihn erheitern," versetzte das Harfenmädchen. „Jetzt aber lebt wohl, eure Pferde sind angespannt."

„Leb wohl!" sagten Henriette und der Jäger, und Beide drückten der Andern herzlich die Hand. Letzterer ließ seine Geldbörse darin zurück, indem er sagte: „Es ist für Mathias, er soll sich pflegen, und wenn er das Vergangene vergessen kann, so wird es mir vielleicht möglich sein, später mehr für ihn zu thun."

Dahin flog der Wagen, Jäger und Kammerjungfer sprachen lange nichts mit einander, aber in dem Wirthshaus ertönte gleich darauf wieder lustig wie früher Harfe und Gesang.

Was nun den Fuchsbau anbelangt, nach dessen finsteren Räumen uns der geneigte Leser schon öfters freundlich begleitet, so wurde er vom Staate angekauft und zu einem Arbeitshause für weibliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft eingerichtet, welche durch bösen Lebenswandel der wachenden Gerechtigkeit Veranlassung gaben, sich um ihr Privatleben zu bekümmern. Leider können wir aber nicht verschweigen, daß sich noch vor Ablauf eines Jahrs, von dem Zeitpunkt an gerechnet, an welchem unsere wahrhaftige Geschichte schließt, einige unserer Bekannten sich dort ein Rendezvous gaben, und zwar Madame Becker, Madame Wundel und deren Tochter Emilie, leider jedoch nicht zu Kaffee und Punsch, wohl aber zu Wasser und Brod und sehr dünner Erbsensuppe. Das uns wohl bekannte Gemach mit der braunen Decke und den gleichen Holzwänden gehörte zur Wohnung des Aufsehers, doch liebte Dieser das Gemach nicht beson-

ders. Er behauptete, es ſei unheimlich da, und wenn er bei feſt verſchloſſenen Fenſtern und Thüren zuweilen am Kamin ſitze, ſo ſpüre er hinter ſich einen Zugwind, von dem er durchaus nicht ermitteln könne, woher er komme. Deßhalb vermied er endlich dieß Zimmer, verſchloß es am Ende gänzlich und ſprach nur achſelzuckend davon.

Der Wirth zum Fuchsbau war allerdings eingeſteckt worden, auch hatte man ihm für einige Zeit ein wohl verwahrtes Quartier verſchafft, ihm aber weiter nichts anhaben können. Herr Scharfſer läugnete hartnäckig, beweiſen konnte man ihm nur, daß er zweideutige Geſellen beherbergte, auch der Diebshehlerei nicht fremd geweſen, und ſo kam er mit einem halbjährigen Gefängniß davon. Er verließ daſſelbe mit noch ſtärkerem Backenbart, im Uebrigen aber ſehr abgemagert.

Nicht ſo gut erging es dem Herrn Sträuber. Nach und nach kamen die meiſten ſeiner kleinen Liebhabereien und Phantaſieen an den Tag. Seine Taſchendiebereien und Gelüſte nach den Ohrringen wehrloſer Kinder hätten ihn aber wohl nur auf ein paar Jahre ins Zuchthaus gebracht; doch wie auf dieſer Welt eins dem Andern folgt, ſo erſchien nach und nach die Correſpondenz, welche er im Auftrag des Meiſter Schwemmer für den ſchwunghaft betriebenen Kinder- und Menſchenhandel geführt. Darauf wurde das Verhältniß dieſer beiden würdigen Herren ſelbſt näher beleuchtet, und Herr Sträuber vermochte es im Laufe der Unterſuchung nicht, ſich von der Anſchuldigung frei zu machen, als habe er in Gemeinſchaft mit der Dame Schwemmer, dem natürlichen Laufe vorgreifend, den Ehegemahl der Letzteren früher zu den Freuden und Leiden des Jenſeits verholfen. Es war eine Strafanſtalt für ſchwere Verbrecher, welche eine ihrer ſtillen Zellen dem Herrn Sträuber öffnete. Er mußte den ſchwarzen Frack

und die baumwollenen Handschuhe für immer ablegen, sein vornehmer Anstand und seine feine Bildung verschwanden gänzlich unter dem groben Sträflingsgewand, und da sein hochfliegender Geist sich lange nicht herablassen wollte, die Handgriffe des Wollspinnens zu erfassen, so war die verdrießliche Folge hievon, daß er Dunkelarrest, Hunger und Prügel kennen lernte, — sehr unangenehme Zuthaten zum Gefängnißleben.

Mademoiselle Therese hatte bei jener Theatervorstellung, die so traurig für die unglückliche Marie geendet, zum letzten Mal getanzt. Sie war um ihren Abschied eingekommen, hatte ihn auch erhalten und reichte nun dem Herrn Berger ihre Hand. Daß sie den Entschluß, mit ihrem Gemahl ein kleines Stück Sclavenleben aufzuführen, im weitesten Umfange verwirklichte, kann uns der geneigte Leser auf's Wort glauben. Doch schien sich Herr Berger nicht übel dabei zu befinden, wenigstens nahm er körperlich zu und wurde aus einem dürren, grämlichen Manne, ein wohlbeleibter und freundlicher Herr. Therese dagegen blieb sich gleich und behielt ihre schöne Taille.

Die Hochzeit des Paares war wenige Tage nachdem Arthur abgereist, mit außerordentlichem Glanze gefeiert worden. Die Tänzerin hatte befohlen, daß eine Deputation ihrer ehemaligen Colleginnen dabei sein müsse, vor allen Dingen aber Schwindelmann, Herr Hammer, Richard und Schellinger. Friz, der Theaterfriseur, war nicht so glücklich gewesen, eine Einladung zu bekommen, hatte es aber doch nicht unterlassen, das Haar der schönen Braut, wohl zum letzten Mal, wie er seufzend gesagt, an ihrem Hochzeitstage zu ordnen. Daß Therese in ihrem weißen Atlaskleid, den Spitzenschleier im grünen Myrthenkranz wie eine Fürstin aussah, versteht sich von selbst. Herr Berger hörte auch mit Wohlgefallen, wie man ihre prächtige Gestalt bewunderte

und ihn glücklich pries. Auch der Hochzeitsschmaus ging sehr lustig vorüber, und unter allen Anwesenden sah man nur zwei Gesichter mit trüben Mienen. Das waren Richard und Schwindelmann; Letzterer versicherte fast weinend, man könne es gar nicht glauben, wie ihm jetzt sein Geschäft verleidet werde. „Die Clara fort, die arme Marie nicht mehr da, und jetzt auch noch Mademoiselle Therese, die uns verläßt. Es ist Alles aus," seufzte er, „nichts mehr bei dem Ballet; Solche, wie diese Drei kommen nicht wieder." Dabei sprach er die Absicht aus, sich nächstens zur Stelle des Anführers der Statisten zu melden, indem er meinte, „die wechseln ohnedieß jeden Tag und da hängt man doch sein Herz an gar nichts." Was Richard anbelangte, so konnte man ihn eigentlich nicht zu den Hochzeitsgästen rechnen, denn er kam nur auf wenige Augenblicke, um der Braut zu gratuliren und sich dann, wohl für immer, von ihr und den andern Freunden zu verabschieden. Er hatte seine Stelle beim Theater aufgegeben und war im Begriff, nach Amerika auszuwandern. „Hier thut sich's nicht mehr," sagte er zu Therese, „und wenn ich das Theater nur von außen ansehe, so drückt es mir die Brust zusammen und zerbricht mir fast das Herz." Es war mit dem schönen und kräftigen Mann seit jener Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Seine glänzenden Augen waren eingefallen, seine sonst so blühenden Wangen blaß geworden, und er, der sonst rührig war wie Keiner, konnte nun stundenlang in irgend eine Ecke starren, an seiner Unterlippe nagend. Er drückte der schönen Braut herzlich die Hand, sprach einige Worte mit dem alten Herrn Hammer und winkte alsdann Schwindelmann und Schellinger, die sich für eine kleine halbe Stunde entschuldigten und dann mit ihm fortgingen.

Es war in später Nachmittagsstunde, und die Drei

schritten neben einander durch die Straßen dahin, Richard aufrecht in der Mitte, zu seiner Rechten Schwindelmann, der besonders wehmüthig gestimmt war und von Zeit zu Zeit heftig schluckte, zu seiner Linken der Garderobe-Gehülfe, welcher den Oberkörper vorne überhielt und seiner Gewohnheit gemäß die Hände auf dem Rücken hatte. Schweigend gingen sie so mit einander fort, durch eine Straße um die andere, endlich durch das Thor, bis sie einige hundert Schritte vor demselben an ein eisernes Gitter kamen, durch welches man allerlei Kreuze und Steine blinken sah. „Folgt mir nur," sagte Richard mit leiser Stimme, „ich weiß schon, wo sie liegt." Damit schritten sie über die Gräber dahin und kamen endlich an einen kleinen Hügel, auf welchem ein einfaches hölzernes Kreuz stand, über das ein frischer Immergrünkranz hieng. Hier blieben alle drei mit gefalteten Händen stehen, der alte Schellinger zog die Augenbrauen in die Höhe und bemühte sich, seine Wehmuth zu verbergen, während dem weicheren Schwindelmann die Thränen über die Wangen herabtropften. Der Himmel war den ganzen Tag mit finsteren Wolken bedeckt gewesen, die sich jetzt eben am Horizont ein wenig hoben und der glühenden Abendsonne erlaubten, einen letzten glänzenden Blick auf das einsame Grab zu werfen. Dabei erhob sich ein leichter Wind, der Kranz von Immergrün rauschte, die Gräser schliffen an einander und flüsterten. — — — „Amen!" sprach Richard. Dann bückte er sich nieder, brach ein paar Zweige Immergrün ab und nahm eine Hand voll Erde von dem Grabe. „Das soll man mir später einmal in das letzte Kopfkissen nähen," sagte er dann.

Schwindelmann wischte sich die Augen, und als sich die Drei zum Weggehen anschickten, zeigte er auf ein eingesunkenes Grab, nicht weit von dem anderen und sagte: „Dort liegt die

arme Näherin. Wißt ihr, dieselbe, der ihr damals geholfen, ihr Kind wieder zu verschaffen."

„Wo?" fragte der Zimmermann.

„Hier, Richard."

Da war kein Kreuz zu sehen, nur ein kaum bemerklicher Erdhügel ohne Blumen, selbst ohne Gras.

„Wo ist denn das Kind geblieben?" fragte Richard nach einer Pause.

„O es ist gut versorgt worden," entgegnete Schwindelmann. „Herr Arthur Erichsen hat sich seiner angenommen und es geht ihm ganz vortrefflich."

Bei diesen Worten zuckte ein gewaltiger Schmerz auf dem Gesichte Richards, und er sprach mit dumpfer Stimme: „Die Marie hat mir einmal erzählt, daß jene Näherin ihr gesagt: wenn du einmal glücklich verheirathet bist und du siehst mein armes Kind an einer Ecke stehen, so schenk ihm ein Almosen. — — O Gott! und nun liegen Beide hier!"

Schweigend wie sie gekommen, schritten die Drei wieder nach der Stadt zurück, durch die dunkeln Straßen bis an den Gasthof, wo die Hochzeit gehalten wurde. Hier war es glänzend erleuchtet, und lustige Tanzmusik schallte in die Nacht hinaus.

„Ich mag nicht mehr hinauf gehen," meinte Richard; „sagt meinem Vater, daß ich ihn zu Haus erwarte. Euch seh' ich auch wohl noch. Um eilf Uhr fährt der Wagen ab, und bis dahin wird die Geschichte oben fertig sein." Er reichte Beiden eine Hand, und schritt alsdann, ohne sich umzusehen, nach Hause.

Die freundlichen Leſer einer längeren Geſchichte wie die vorliegende ſind den Theilnehmern an einer Landparthie zu vergleichen. Beim erſten Grauen des Morgens, ſobald man die Thore der Stadt hinter ſich hat, hier beim Anfang des erſten Kapitels, iſt die Schaar der Luſtwandelnden dicht geſchloſſen; wohlgeordnet und emſig geht es fort über Berg und Thal, Sonnenſchein oder Regen entgegen, und wie dort das lachende, muntere Völkchen über die heiße Chauſſee dahinzieht oder durch den Schatten des Waldes, ſo laufen hier emſig die blitzenden Augen über die Blätter des Buchs, durch die Linien friſch und wohlgemuth. Bei manchen der da draußen Wandelnden ebenſo wie bei den Leſern iſt indeſſen der Reiz der Neuheit bald vorbei; ſie blicken ſeufzend auf den Weg, den ſie noch zurückzulegen haben, und die bunten Bilder, die ſich vor ihnen aufrollen, ſind ihnen ſchon entleidet. Dieſem iſt die Fläche, die er durchwandern muß, zu einförmig, Jenem zu abwechſelnd; dem Einen ſcheint die Sonne zu hell, der Andere ärgert ſich über die finſteren Wolken, die am Horizont emporſteigen; auch gefallen ihm nicht die Geſichter, die ihm begegnen, oder die Kleidung der Leute, denen ſie angehören;

bald ſcheinen ſie ihm zu geputzt, zu geziert, bald gar zu ſehr bedeckt mit dem Schmutze dieſes Lebens. Unmuthig ſeufzt der Spaziergänger auf der ſtaubigen Straße und der Leſer mit dem Buche in der Hand. Er findet Kameraden, die wie er denken und die ſich ſtillſchweigend verbinden, langſam zurückzubleiben. Manche werden ſchon nach den erſten Kapiteln zu Marodeurs, Andere bei der erſten Raſt, hier am Schluß des erſten Bandes. Die Zurückbleibenden folgen nicht mehr dem Winke des Voranmarſchirenden, ſie lagern hier und dort an der Straße, und da böſes Beiſpiel anſteckend iſt, ſo werden der Marodeurs immer mehrere, je mehr man ſich dem Ziel der Reiſe nähert. Viele gehen nicht weiter als bis zum Schluß des zweiten Bandes, Andere ſchauen noch in den dritten hinein; da aber der Anfang deſſelben nicht ganz ihren Erwartungen entſpricht, ſo ſchlagen ſie ihn ungeduldig zu und wenden ſich mißmuthig ab. Wenige halten aus bis zum Schluß, dieſe Wenigen aber ſind die Freude des Führers, und wenn er ſich am Ziele angekommen nun ebenfalls ausruhend niederläßt und zurückblickt auf den Weg, den er durchlaufen, ſo belobt er die freundlich, die feſt bei ihm ausgehalten und entſchuldigt den langen Marſch, den er ihnen zugemuthet, indem er ihnen ſagt, wenn derſelbe auch vielleicht nicht ſo ganz nach ihren Wünſchen ausgefallen ſei, ſo habe doch gewiß Jeder Etwas gefunden, was ſein Herz erfreut, ſei es nun ein glänzender Stein, eine bunte Blume, ein Blick in den düſtern Wald oder auf ein offenes, von der Sonne beſchienenes Thal. Dabei bedankt er ſich für gütige Theilnahme und verſichert Denen, die bei ihm ausgehalten, wenn er nächſtens wieder einen Spaziergang vorſchlage, ſo wolle er ſich nach beſten Kräften bemühen, eine ſchönere Gegend zu finden, einen angenehmeren Pfad mit noch mehr Abwechslungen, durch Wärme, Kälte, Sonne, Regen,

Staub, Näſſe, Licht und Schatten, eine wahre Muſterkarte, auf der Jeder ſich ausſuchen könne, was ihm gerade am Meiſten behage oder was am Beſten für ihn paſſe. Und das ſind auch für dießmal meine letzten Worte an dich, freundlicher und wohlgeneigter Leſer.

Nahes und Fernes.

Die Spuren eines Romans. Unter den päpſtlichen Zuaven.

Von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Eduard Hallberger.
1870.

Die Spuren eines Romans.

I.

Adelgunde las:

„Und somit, vielgeliebter Leser, theure Leserin, nimmt der Verfasser Abschied von Dir, von einer ihm lieb gewordenen Gesellschaft, deren Verlust er nur durch die Hoffnung auf ein baldiges frohes Wiedersehen zu verschmerzen im Stande sein wird.

„Doch — theurer und geneigter Leser — ich sehe Unzufriedenheit in Deiner Miene; liebenswürdige Leserin, ich sehe Deine Lippe verdrießlich gekräuselt, ich errathe die Ursache eures Unmuths, und einestheils ist dieser Unmuth gerecht, anderntheils hat aber auch selbst ein Roman seine Grenzen, und wenn man alles das nacherzählen wollte, was das gefühlvolle Herz einer theuren Leserin noch von den ferneren Schicksalen der handelnden Personen zu erfahren wünscht, so müßte man dem letzten Bande stets noch ein paar Biographieen anhängen, verschiedene landschaftliche Bilder, Häuserbeschreibungen mit schönen Aussichten — links Anhöhe mit malerischer Ruine, Fernsicht in ein weites Thal, aus welchem die Schlangenlinie eines

Flusses silbern hervorblitzt, im Hintergrunde die edeln Linien eines tiefblau gefärbten Hochgebirges mit Schneetupfen, blendender Sonnenschein bei Tage, oder, besser ausgedrückt: der glühende Kuß des Alles verschönenden Tagesgestirns, oder milder Mondschein, versteht sich bei Nacht, und im Vordergrunde dieser allerletzten Schlußkapitel-Dekoration: rothblühender Weißdorn, von zahlreichen Nachtigallen bevölkert. — Ach! und wie sie schlugen, diese Nachtigallen, und wie entzückt sie ihnen zulauschten — sie — nicht das glückliche Paar, welches im vorletzten Kapitel durch Vereinigung für's Leben zu den seligsten aller Menschen gemacht wurden, nein, sie nicht selbst: das wäre als allerletztes Schlußkapitel eine allzu flüchtige Arbeit, ein zu rasches Ende; nein, es sind die Enkel jenes Paares, die nun mit einem kurzen Lebensabriß, als Dialog behandelt, durch Erzählung der weiteren Schicksale von Eltern und Großeltern den geneigten Leser zufrieden zu stellen hoffen."

Adelgunde las das mit einem leichten, aber unmuthigen Zucken ihrer schönen Schultern und einem verdrießlichen Aufwerfen ihrer rekzenden Lippen. „Es ist doch schade," seufzte sie, indem sie Buch und Hand einen Augenblick auf ihren Schooß sinken ließ, „wie sich ein sonst angenehmer, ja ich möchte fast sagen geistreicher Erzähler am Schlusse des Buches Mühe gibt, noch langweilig, ja fade zu werden. Als wenn uns daran gelegen wäre, so

genau von den ferneren Schickſalen jenes glücklichen Paares unterrichtet zu ſein: Gott! er hat ſie bekommen und ſie ihn — mein Liebchen, was willſt Du noch mehr? Etwas auffallend benahm ſie ſich dabei, das iſt nicht zu leugnen, und wenn ich ihre Freundin, jene Julie von Strahlen geweſen wäre, ſo hätte ich ihr zur Entſagung gerathen, denn er hat ſie doch nicht mit jener Liebe geliebt, die man im Leben zuweilen, in einem guten Roman immer verlangen kann — fort mit dieſen beiden, mein Intereſſe an ihnen iſt verſchwunden, mögen ſie ihren Kohl bauen wo ſie wollen, mögen ſie meinetwegen noch durch Enkel oder ſogar Urenkel die Leſewelt gründlich langweilen — aber — —“

In dieſem Augenblick wurde die Thür haſtig aufgeriſſen, ein uniformirter Mann erſchien in derſelben, eine Dienſtmütze mit geflügeltem Rad auf dem Kopfe, und rief die gleichfalls geflügelten Worte: „Meine Damen, die Billete, wenn es Ihnen gefällig iſt, es kommt die letzte Station!“

Möge es der geneigte Leſer verzeihen, daß wir ihm nicht ſogleich zu Anfang dieſer Skizze geſagt, wo Adelgunde ſaß und las, und wollen wir uns nun beſtens bemühen, das Verſäumte nachzuholen.

Adelgunde, eine junge Dame im Anfange der zwanziger Jahre, ſaß im Vorwärtshalbcoupé erſter Klaſſe, na-

türlich eines Schnellzuges, neben ihr, in der andern Ecke, eine Kammerfrau in reiferen Jahren, und der Raum zwiſchen Beiden war ausgefüllt mit Plaids, juchtenduftenden Reiſetaſchen, Hüten, Kaputzen, einem zierlichen Frühſtückskorb, und halb verſteckt unter einem Paar feiner Stulphandſchuhe von grauem däniſchen Leder lag ein ganz, ganz kleines Cigarrenetui, ſo klein, daß es kaum für die kleinſte Sorte ſpaniſcher Cigarritos groß genug war.

Die Kammerfrau hatte ſich beeilt, dem Mann mit dem geflügelten Rad und den geflügelten Worten die Fahrkarten einzuhändigen, während ſich die junge Dame dicht in ihre Ecke drückte und das Buch wieder vor die Augen nahm.

„Was kann er denn ſchließlich noch Geſcheidtes ſagen wollen?“

Adelgunde las wieder:

„Aber ich will nicht von dem geneigten Leſer, von der theuren Leſerin ſcheiden, ehe dieſe vielleicht, unmuthig achſelzuckend, mein Buch aus der Hand wirft, ohne die feierliche Erklärung abzugeben, daß dieſer Roman auf einem Fundament wahrer Begebenheiten erbaut wurde, daß von den handelnden Perſonen noch leben, daß namentlich die Szenerie einzelner Kapitel vollſtändig der Wirklichkeit nachgebildet iſt. Leider iſt es uns verboten, — der Verfaſſer ſpricht hier wie alle Souveräne und

Selbstherrscher von sich in der Mehrzahl — den Namen der Stadt zu verrathen. Wir haben aus den oben angeführten Gründen Rücksicht zu nehmen — leider — denn sonst würde es für den geneigten Leser durchaus keine Schwierigkeit haben, den Schauplatz unseres Romans Schritt für Schritt zu begehen, ja viele von den handelnden Personen wieder zu finden, so den biederen Stadtrath Schmetterer mit der weißen Halsbinde und dem freundlich lächelnden Gesicht, Tag für Tag an den Bilderläden stehen bleibend, mit dem süßen Gedanken, dort endlich sein Bildniß hängen zu sehen mit der Unterschrift: „Abgeordneter des vierten Kreises"; so den Kommerzienrath Walbing mit vier unversorgten, nicht mehr ballfähigen, kaum noch heirathsfähigen Töchtern; so das alte Haus mit dem spitzen, ausgezackten Giebeldache, in welches wir schüchtern treten, an der Werkstatt des immer noch philosophirenden Schusters vorbeigehend, dann zögernd die alte Wendeltreppe hinansteigend, schüchtern, ängstlich, da wir fürchten, ihr zu begegnen — ihr — der unglückseligen Magdalene, wie sie, mit weit aufgerissenen, starren Augen beständig rückwärts blickend, wenig bekleidet, die ausgetretenen Stufen hinabflieht vor der unnatürlichen Mutter, zitternd unter krampfhaftem Aufschluchzen eine der schweren Flechten ihres blonden Haares zwischen die Zähne eingeklemmt, eine andere um die Hand gewickelt. — Wir könnten vielleicht den

ſtillen Garten finden, wo er ſaß, an ſie denkend, während er liebliche Melodieen ſchuf, für ſie alles das ſingend und ſpielend, die er für reich und glücklich hielt, von der er nicht wußte, wie arm, wie elend, wie verachtet ſie war; er, jener junge Mann mit dem heißen Herzen und der glühenden Phantaſie, der nur in ſeinen Träumereien lebte, und von den Dingen um ſich her wenig mehr beachtete, als daß die Erde anfängt, ſich mit freundlichem Grün zu ſchmücken, nachdem des Winters weiße Schneedecke verſchwunden, und der von Magdalene nur wußte, daß ſie ein Weſen höherer Art ſei, ein Engel in Menſchengeſtalt, und der ſich gar nicht gewundert haben würde, er, der junge Muſiker nämlich, wenn ſie eines Tages, bei dem himmliſchen Adagio ſeiner C-Moll-Symphonie, als Seraph mit blau ſchillernden Flügeln ſichtbar bei ihm vorübergeſchwebt wäre."

„Unglückliche Menſchen," ſeufzte Adelgunde, während der Eiſenbahnzug in raſender Eile durch das Thal dahinflog an friſch grünenden, mit Blüten bedeckten Bäumen vorüber, donnernd und raſſelnd über lange Brücken hinweg, dann unheimlich pfeifend durch finſtere Tunnels, wo es bei dem ſchlechten Lampenlichte nicht möglich war, auch nur eine Zeile des Buches weiter zu leſen.

„Wenn ſo ein Schriftſteller wirklich die Wahrheit ſpräche, wenn er uns Wirkliches aus jüngſt vergangener Zeit erzählte, wenn er es uns möglich machte, den Spuren

eines Romans zu folgen, vielleicht segensreich für die unglücklichen Menschen selbst, die er uns hier schildert, oder auch vielleicht für Andere, die sich in gleicher Lage befinden. Ach! wie ganz anders hätte ich jenen jungen Musiker verstanden, wenn ich Magdalene gewesen wäre; ich hätte mich ihm entdeckt in meinen Fehlern, in meinen Verirrungen, in meinen Lastern; ich hätte vielleicht in glühender Liebe seine Kniee umklammert und hätte ihn angefleht: ‚rette mich vom Verderben, rette mich von der Schande' — natürlich ganz im Sinne der Magdalene gesprochen — ‚rette mich durch die Gewalt Deiner heißen Liebe, rette mich durch die läuternde Kraft Deiner heiligen Kunst' — — — — — ach — — wäre es doch unsäglich schön, so gerettet, so geläutert, so emporgehoben zu werden — — nachdem man Magdalene gewesen.

„Doch dieses Buch," sprach Adelgunde zu sich selber, „hat nur noch ein paar Seiten, lesen wir rasch diese wenigen Seiten;" und Adelgunde las weiter:

„Ja, verehrter Leser, es schmerzt uns, Dir nicht den Namen jener Stadt angeben zu können, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt, Dir nicht die Straße bezeichnen zu dürfen, auf welcher Du zu jenem schönen Landhause Buchenhof gelangst, wo jenes kalte, herzlose Ungeheuer heute noch wohnt, welches so verderblich in das Leben der unglücklichen Magdalene eingriff, jener vertrocknete, hagere

Geldmenſch mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte, und trotz alledem mit der wilden, Alles verzehrenden Glut im Gehirne — ach! wir könnten Dich an das abſchüſſige Ufer jenes ſtillen Waldſees führen, der, rings eingeſchloſſen von Bergen, melancholiſch unheimlich gen Himmel blickt, dort, wo der ſtille, trügeriſche Waſſerſpiegel eine unergründliche Tiefe verbirgt, auf welchem herabgefallene Blüten, zerriſſene Blumen langſam dem Ufer zutreiben, dort bei den niederhängenden Weiden, wo die unglückliche Magdalena zum letzten Male geſehen wurde. Doch weg mit dieſen traurigen Bildern! Wir könnten Dich — um endlich zum Schluß dieſer Zeilen zu gelangen — auch an jenes kleine Haus mit dem freundlichen Garten führen, kurz vor dem Thore gelegen, wo ſich der Weg ſo maleriſch aufwärts ſchlängelt nach dem alten harzduftenden Tannenwalde; wir könnten Dich in ein Zimmer des Erdgeſchoßes blicken laſſen, natürlich nach Norden gelegen, denn es iſt ja eine Künſtlerwohnung, und wir könnten Dir dort das glücklichſte Paar unter der Sonne zeigen: er vor der Staffelei ſtehend, ſie neben ihm in reizender Jugendfriſche, mit einer weiblichen Handarbeit beſchäftigt, während ſich der kleine zweijährige Guido auf dem Teppiche wälzt, ein altes Stück rothen Seidendamaſt, welches der Vater gerade nicht zum Malen braucht, um ſich herum geſchlungen. — Glückliche Familie! glücklich noch drei Jahre nach dem

Schluſſe des Romans, ja, weit glücklicher als an jenem ſeligen Tage, da ſie ſanft erröthend ſagte: ‚Ich liebe Dich, mein Arthur,‘ viel glücklicher! Malt doch Arthur an dem vierten Bilde einer unzähligen Reihe von Beſtellungen, wälzt ſich doch der kleine Guido in blühender Jugendfriſche auf dem Teppich umher, während draußen im Garten in Frühlingsluft, unter Blütenſchnee die einjährige Armida ſanft ſchlummernd hin und her getragen wird, und blickt doch die holde Gattin des Malers auf eine an ſich unbefangene Frage Arthur's mit verſchämtem Erröthen in ihren Schooß! — Glückſelige Familie — und bei dieſem heiteren, wahrheitsgetreuen Bilde wollen wir denn unſer Buch ſchließen, geliebter Leſer, in der Hoffnung auf ein baldiges heiteres Wiederfinden!“

II.

So hatte Adelgunde geleſen und ließ alsdann das Buch neben ſich auf das weiche Wagenkiſſen fallen, während ſie träumeriſch zum Fenſter hinausblickte.

„Ach! wenn dieſe Schriftſteller Wirkliches, Wahres erzählten, wie ſchön wäre es, den Spuren eines ſolchen Romans folgen zu können, zu jenen glücklichen Menſchen hinzutreten, ihnen die Hand zu drücken, zu ihnen zu ſprechen: ‚Ich kenne euch ja ſchon lange, ihr lieben guten Menſchen; Sie ſind Arthur, der die ſchönen Bilder erſchaffen,

Sie ſind die hartgeprüfte Eveline, jetzt ſein geliebtes Weib; da iſt Guido und Armida, und was die Zukunft anbelangt, ihr herrlichen Menſchen, ſo halte ich mich mit meinem eigenen Namen Adelgunde beſtens empfohlen.'"

Ein anhaltender, gellender Pfiff der Lokomotive riß ſie unangenehm aus dieſen Träumen, und als dieſer Pfiff mit einem kläglich abfallenden Tone endete, ſah ſie jenen jungen Muſiker verzweiflungsvoll vor ſeinem Klavier ſitzen, nach der Thüre ſtarrend, zu welcher Magdalene nie mehr hereinzutreten im Stande war, während ſeine wild umherirrenden Finger dem gequälten Inſtrumente häßliche Diſſonanzen entlockten.

Der Eiſenbahnzug flog jetzt an Höhen vorüber, die mit Kirchen gekrönt waren, mit Kapellen oder mit ſtattlichen Villen, während hübſche Dörfer verſteckt, unter blühenden Obſtbäumen ſanft eingeſchmiegt lagen an die Vertiefungen der Berge; langgeſtreckte Gebäude mit zahlreichen Fenſtern, mit gewaltigen Schornſteinen, häufig in einer Oaſe von ſchwarzem Kohlenſtaube ſtehend: ein unerquicklicher Anblick, und alles das mehrt ſich von Sekunde zu Sekunde bei dem ſchrillen Pfeifen der Lokomotive, und endlich ſcheinen ſich Fabriken und alle möglichen Häuſer anderer Art, Bahnhofgebäude, Lokomotiv- und Gepäckſchuppen, unendlich lange Wagenreihen, Laternenpfoſten, Weichen mit ihren Wärtern zu einem tollen Reigen die

Hände gegeben zu haben, zwiſchen dem der Zug hindurch braust, nach und nach mit heftigem Aufſtoßen des Athems ſeine Schnelligkeit vermindert und endlich in der großen Bahnhofhalle ſtille hält, worauf die Kondukteure in geflügelter Eile die Wagenthüre aufreißen und einen Aufenthalt von ſo und ſo viel Minuten verkündigen, gewöhnlich eine unglaublich kurze Zeit, welche dem durch die Welt geſchleuderten Reiſenden abzüglich verſchiedener Prozente wegen Verſpätung oder dergleichen zu ſeinen kleinen Lebensbedürfniſſen vergönnt iſt.

Glücklich Jeder, welcher wie Adelgunde von Bergen ein vorläufiges Reiſeziel erreicht hat und nun mit einer gerechtfertigten Schadenfreude zuſchauen kann, wie die verſchiedenen Eilzugs-Schlachtopfer hinter verſchiedenen bezeichneten Thüren verſchwinden. Die alte Kammerfrau Adelgundens hat die verſchiedenen Reiſeeffekten zuſammengeleſen, Manches vermittelſt eines Riemens zu einem tragbaren Bündel zuſammengepackt, Anderes in die Reiſetaſchen gethan oder bei ſich ſelber untergebracht, ſo daß beide Damen nun dem Coupé entſtiegen, ziemlich leicht bepackt, nachdem ſie ihre Kofferſcheine abgegeben, in einen Wagen ſteigen konnten, um nach dem Hotel zu fahren, wo Zimmer für ſie beſtellt waren.

Es iſt ein Glück, wenn man in jetziger Zeit, wo das Reiſen in eine förmliche Völkerwanderung ausartet,

durch Brief und Telegramm im Voraus Zimmer für ſich belegt hat. Nicht nur, daß man ſo in den meiſten Fällen auf einen Platz rechnen kann, ſondern auch ſicher iſt, beſſer untergebracht zu werden, als wenn man unangemeldet in einer Droſchke anfährt oder gar im Omnibus des Hauſes als Zwölfter eines zuſammengerüttelten, übernächtigen, beſtaubten Dutzends. O, wer mich das Zauberwort lehren wollte, um in ſolchen Augenblicken dem harten Buſen des entmenſchten Oberkellners ein gutes behagliches Zimmer abzunöthigen, ſtatt mit den andern Verbrechern hinauf in den fünften Stock gewieſen zu werden. Unnöthige Frage an die Unmenſchen des Gaſthofes: ob denn im erſten und zweiten Stock nichts zu haben ſei, man betrachtet Dich lächelnd, achſelzuckend, und bedauert unendlich. Und doch gibt es in ſolchen Fällen ein Zauberwort, das zuweilen ſeine Wirkung thut. Verlange ein Zimmer mit zwei Betten, da — Deine Frau Gemahlin mit dem nächſten Zuge nachkommen wird.

Adelgunde hatte dergleichen Kniffe nicht nöthig; für ſie war Salon und Schlafzimmer im erſten Stock beſtellt nebſt Alkoven nebenan für die Kammerfrau, und als ſie die Treppen hinaufſtieg, glich das einem förmlichen Triumphzuge, von dem Oberkellner eröffnet, geſchloſſen von einem langen Schweife von Kellnern, von denen jeder, wie die Pagen bei Marlborough's Begräbniß, irgend eine Klei-

nigkeit oder auch wohl gar nichts trugen. Letztere wurden ſchnöde vor der Thüre abgeſchüttelt, die andern drangen mit in den Salon, ja, ein junger, kühner Kellner im ſchwarzen, tadelloſen, eleganten Frack und weißer Halsbinde, mit einem nichtsſagenden Geſichte und einer wunderbaren Fülle wohlfriſirter Locken hatte die Keckheit, in das Schlafzimmer voranzutänzeln und dort die Reiſelektüre der jungen Dame, die er unterwegs der alten Kammerfrau geraubt hatte, auf dem Nachttiſchchen feierlich wie auf einen Altar niederzulegen. Ja, als er ein Lächeln der Verwunderung auf den Zügen der jungen Dame zu erblicken glaubte, unterſtand er ſich, die Bemerkung zu machen: „Ah, das neueſte Werk des allverehrten Dr. Schwalbenſchwanz, den wir mit Stolz den Unſrigen nannten.“

„So lebte der Verfaſſer früher in dieſer Stadt?“

„Ja, meine Gnädige!“

„Und ſchrieb dieſes Buch hier?“

„Hier, meine Gnädige! Sehr hier, wie ich mich wohl ausdrücken darf, da er die letzten Kapitel kurz vor ſeiner Abreiſe in unſerem Gaſthofe oben auf Nr. 44 im zweiten Stock beendigte.“

„A—a—a—ah!“

„Ja, meine Gnädige, ein Buch, das bei uns gerechtes Aufſehen machte, ſehr gerechtes Aufſehen, da man nicht nur den Schauplatz des Romans hier bei uns wieder er-

kannt haben will, ſondern auch verſchiedene der Handelnden — — und noch lebende Perſonen.“ Dieß letztere ſprach der blondgelockte Kellner leiſe liſpelnd mit niedergeſchlagenen Augen und einer graziöſen Schulterbewegung, während er mit dem Abſatz des rechten Fußes leiſe gegen das Parket des Bodens klopfte, doch riß er ſich gleich darauf wieder in das gewöhnliche Gaſthofsbewußtſein zurück, indem er mit einer tiefen Verbeugung fragte, ob die Gnädige noch ſonſt etwas zu befehlen habe und ob ſie bei der Table d'hôte erſcheinen würde, entweder bei der gleich beginnenden um ein Uhr oder bei der um fünfe.

Während die Kammerfrau hierauf im Nebenzimmer die Rieſenkoffer öffnete, um allerlei Nöthiges herauszunehmen, ließ ſich Adelgunde auf einem Fauteuil am Fenſter nieder und warf einen Blick auf die freundliche Stadt, über deren Häuſermaſſen von allen Seiten die umliegenden Berge hereinblickten, hier mit Weingärten bedeckt, dort mit dunkeln Streifen Tannenwald geſchmückt oder gekrönt mit alten, halbverfallenen Thürmen, mit zierlichen Villen oder mit altersgrauen Kirchen und Kapellen.

„Ja, ja,“ flüſterte die junge Dame, aufwärts blickend, „gerade ſo, wie die Umgebungen der Stadt im Buche geſchildert ſind — das dort gerade vor mir auf der Höhe könnten jene Mauerüberreſte ſein, auf denen ſich Magdalene verzweiflungsvoll ſtützte, als ſie, zum letzten Mal auf die

Stadt hinabblickend, mit irren, von Thränen geblendeten Blicken den Garten mit seinen Blütenbäumen suchte, unter denen sein kleines Häuschen stand — ja, dort oben war es, mußte es sein, wo sie mit zitternder Hand die Nadel aus ihren eigenen Haarflechten zog, um dem Stein jenes verhängnißvolle M einzugraben — ach!" seufzte Adelgunde, „wer jenes M wieder auffände, wer seine Hände darauf legen könnte, um durchzuckt zu werden von einem Theile des gewaltigen Schmerzes, der den Busen jenes unglücklichen Mädchens erfüllte. Aber dazu müßte man allein sein,

— — — allein auf weiter Flur,
Nur eine Morgenglocke nur,
Sonst stille nah und fern.

Ja, allein müßte man das Alles finden, allein und zufällig, ohne durch rohe Bemerkungen und Erläuterungen enttäuscht zu werden, ohne auf die Spuren dieses entzückenden Romans roh hingeleitet zu werden, wie uns zum Beispiel ein Lohndiener zum Platze des vorjährigen großen Brandes hinführt oder uns zeigt, wo vor hundert Jahren der letzte Galgen gestanden."

Ja, allein, allein muß man das auffinden, was man so allein mit sich genießen will. Und um so den Spuren eines Romans nachzuforschen, beschloß Adelgunde, daran einige Tage ihrer Vergnügungsreise zu wenden, denn es war ihr völlig gleichgültig, ob sie eine Woche früher oder

ſpäter auf dem Landgut ihres alten Oheims eintraf, bei welchem ſie die Sommermonate zubringen wollte. Dieſer Oheim war zugleich ihr Vormund, denn Adelgundens Eltern waren vor einigen Jahren geſtorben, auf dieſe Art ihr einziges Kind allein in dieſer böſen Welt zurücklaſſend, allerdings unter dem Schutze dreier nicht zu verachtender Gaben: einer gewinnenden Schönheit, Verſtand, durch Herzensgüte angenehm gemacht, und eines bedeutenden Vermögens, was Alles zuſammen, beſonders das Letztere, eine Unmaſſe von Bewerbern nur um ihr Herz und ihre Hand herangezogen hatte, denn das Vermögen war eine Nebenſache all' dieſen edlen Seelen vom Civil und Militär — eine Hütte und ihr Herz war das Thema, welches ſie in allen Tonarten bei allen Veranlaſſungen mit großer Kunſt und Gewandtheit vor Adelgunden variirten.

Und ihr Herz? — Das Herz eines jungen Mädchens, empfänglich für alles Schöne, für Natur und Poeſie vielleicht nur zu ſchwärmeriſch geſtimmt, baute es in ſeinen Phantaſieen einen Zauberwald rings um ſich her, einen Zauberwald blühender, glühender Gedanken, wo hinein ſie das Ideal jenes Weſens ſetzte, das im Stande ſein würde, ſie glücklich zu machen, das aber ſo mit all' den erträumten großen und ſchönen Eigenſchaften wohl nimmer aufzufinden war. Ihr war es Ernſt mit dem Gedanken: eine Hütte und ſein Herz, und wenn ſie ihn gefunden

hätte, würde sie selig gewesen sein nicht nur allein mit ihm in jener unscheinbaren Hütte zu leben, sondern allein auf der Welt, wenigstens für eine Zeitlang — später wäre ja alsdann immerhin die nächste Eisenbahnstation mit Leichtigkeit zu erreichen gewesen. Wenn er, für den ihr Herz schwärmte, nur nicht so ganz unmöglich, eine so vollendete Romanfigur gewesen wäre. Aber Adelgunde, die schrecklich viel gelesen, hatte in buntem Durcheinander aus all' den gefährlichen Geschichten ein Bild zusammengetragen, sich ein Wesen geformt, das, viel zu viel Engel und viel zu wenig Mensch, gar keine Lebensfähigkeit besaß, um in dieser verderbten Welt bestehen zu können.

Warum auch jenes Ideal im Gewühl jener Stadt, wo sie im Haus ihres Bruders wohnte, auf Bällen und Soiréen, bei Landpartieen und im Theater finden wollen? Dort, wo ja alles Trug und Schein war, Masken, Schminke, wo so viele Worte und Mienen, in freundliches Lächeln gezwungen, nur dann erst natürlich werden, wenn man sich unter einem Seufzer der Enttäuschung und der Langeweile endlich wieder allein findet — a—a—a—ah! glückselig, endlich wieder allein zu sein!

Warum nicht lieber durch Flur und Wald schweifen, sich an das Herz der göttlichen Natur werfen, um vielleicht unter Sonnenschein und Blütenduft zu finden, was man bei Kerzenschimmer und Eßbouquet vergeblich gesucht.

— — Ja, nach Wald- und Heugeruch ſehnte ſich das junge Mädchen, unter wohlriechenden Tannen zu ruhen, einzuathmen die berauſchenden Düfte friſch getrockneten Graſes, mit ſeinen unzählbaren Wieſenblumen — das einzig wahre und allein echte Bouquet de mille fleurs.

Und vor allen Dingen draußen keine Romane zu leſen hatte ſie ſich gelobt, und würde dieſes Gelöbniß ſchon auf der Reiſe hierher bei der langweiligen Eiſenbahnfahrt gehalten haben, wenn ihr Buchhändler in der Reſidenz nicht das Exemplar eines neuen Romans gleich geheftet und vollſtändig aufgeſchnitten, wie es Adelgunde bei Novitäten verlangte, am Morgen ihrer Abreiſe geſandt hätte.

Ja, Adelgunde war eine jener edeln, hochherzigen Naturen, welche Novitäten nicht nur durchblättern oder zum Staat auf ihrem Tiſche liegen laſſen, ſondern dieſelben wirklich kaufte. Sie behalf ſich nicht dadurch, daß ſie arme Schriftſteller um ein Exemplar ihres neueſten Werkes, allerdings nur leihweiſe, bat, oder ein Mitglied jener gefährlichen Kette war, durch welche Bücher von Hand zu Hand wandern, ſie benutzte nicht die fettigen Einbände der Leihbibliothek, ſondern ſie war ſich ihrer geſellſchaftlichen Stellung und ihres Reichthums bewußt genug, um einzuſehen, daß man es dem Schriftſteller, der uns unterhält, auch ſchuldig iſt, wenigſtens hie und da ſeine Mühen zu unterſtützen, indem man von ſeinen

Büchern kauft, ſtatt dieſelben von der ganzen Welt zuſammenzuleihen.

Daß nun der Roman, den Adelgunde während der Eiſenbahnfahrt geleſen, derſelbe hieß „Oben und Unten“ — das junge Mädchen außerordentlich gefeſſelt hatte, würden wir hier nicht wiederholen, wenn ihr Intereſſe an den handelnden Perſonen nicht ſo groß geweſen wäre, um hier, wo ſie ſich nach den Aeußerungen des blondgelockten Kellners am Schauplatz der intereſſanten Begebenheiten befand, den Spuren jenes Romans, falls das möglich ſei, nachzugehen.

Und das wollte ſie allein thun, ohne Begleitung, ſich dem Zufall und dem Glück überlaſſend, wobei ihr Herz entzückt heftiger ſchlug, wenn ſie an das alte Haus dachte mit dem gezackten, verſchnörkelten Giebel und mit ſeinen Bewohnern, dem philoſophiſchen Schuſter, ſowie der unnatürlichen Mutter Magdalenens. Und erſt jener Garten, jetzt im Schmucke blühender Obſtbäume, wo verſteckt das Häuschen lag, in welchem der junge Muſiker gewiß heute noch wohnte, o! ſie wollte es auf den erſten Blick erkennen, nur bangte ihr ſelbſt, ob ſie alsdann Feſtigkeit genug haben würde, an dem Gitterthore ſtehen zu bleiben, wenn, von lauer Luft getragen, die Töne eines jener Liebeslieder, einſtens das Entzücken Magdalenens, an ihr Ohr dringen würden.

Auch dem glücklichen Hausſtande des Malers Arthur

hoffte ſie im Vorbeigehen vielleicht einen Blick ſchenken zu können; für ihn fühlte Adelgunde allerdings noch immer einiges Intereſſe, doch war auch dieſes abgeſchwächt durch ſeine Heirath mit jenem im Grunde gar zu hausbackenen Weſen, das lieber hätte reſignirt zurücktreten ſollen, als auf ſo ganz gewöhnliche Art den Flug jenes jungen Kunſtadlers zur Sonne empor zu hemmen. Eine Künſtlerehe iſt immer etwas Abſurdes, und nun gar eine Künſtlerehe, die nach kaum zwei Jahren mit beinahe drei Kindern geſegnet iſt.

Was den guten Gemeinderath Schmetterer anbelangte, dieſen biedern Vater der Stadt, ſo war es auch ſchwieriger, denſelben bei einem gewiß fingirten Namen aufzufinden, und doch hätte ihm Adelgunde ſo gerne die Hand gedrückt, hätte ihm ſo gern ihre Hochachtung, ja ihr Entzücken ausgeſprochen über ſeinen wunderbaren Humor, über die unverwüſtliche Heiterkeit, mit der er nicht nur ernſthafte Widerwärtigkeiten des Lebens ertrug und beſiegte, ſondern womit er auch bei dem kleinen häuslichen Stecknadelkrieg, in welchem ſeine Gemahlin, die Frau Stadträthin, ſo große Meiſterin war, nicht unterging. Aber an eben dieſer Meiſterin lag die Schwierigkeit einer Annäherung, wenn Adelgunde in der That das Glück hatte, den wohlwollenden, heiteren, gemüthlichen Schmetterer wiederzufinden, deſſen Charakter unmöglich eine Erfindung ſein konnte, ſondern vom Verfaſſer gewiß dem Leben abgelauſcht war. Ja ſelbſt

in dieſem glücklichen Falle ſtand die Stadträthin da wie ein anderer Cherub mit flammendem Schwerte, um wie im Roman Kapitel 4 Seite 164 die denkwürdigen Worte zu ſprechen: „Nur über meine Leiche geht der Weg zu jener verwegenen Putzmacherin" — allerdings eine unangenehme Straße.

Doch auch darin hoffte Adelgunde vielleicht auf einen glücklichen Zufall, und nachdem ſie zum Aerger ſämmtlicher Kellner, beſonders des kühnen blondgelockten, einſam und allein dinirt, trat ſie ihre Wanderung durch die Straßen der Stadt an, nicht ohne vorher eine ſorgfältige Toilette gemacht zu haben, ſorgfältig ihrem Vorhaben nach, doch war dieß weder eine reiche, noch eine auffallende Toilette, wohl geſchmackvoll, aber unſcheinbar; ſie hätte für eine Dame aus vornehmem Hauſe gelten können, welche unerkannt zu bleiben wünſcht, oder für eine Tochter aus gutem bürgerlichen Hauſe, oder für irgend ein anderes hübſches junges Mädchen, welches durch eine kokett einfache Toilette Aufmerkſamkeit zu erregen wünſcht, ohne gerade ſogleich erkannt ſein zu wollen.

III.

Der Gaſthof, in welchem Adelgunde abgeſtiegen war, lag in einem der bevölkertſten Stadtviertel an einer Hauptſtraße, weßhalb ſich unſere Wandrerin, nachdem ſie kaum das ſchützende Portal des Hotels verlaſſen, mitten im Ge-

dränge von Spaziergängern aller Art befand. Doch waren breite Trottoirs vorhanden, welche ein Ausweichen ermöglichten und dem jungen Mädchen leicht erlaubten, an die Seite zu schlüpfen, um sich einem gar zu hartnäckigen Angaffen verschiedener ihr begegnenden jungen Leute zu entziehen. Auch gab es hier Magazine mit großen Schaufenstern, zu denen sie in ähnlichen Fällen, wie eben angegeben, ihre Zuflucht nehmen konnte und gleichgültige Dinge mit großer Aufmerksamkeit betrachten, um gar zu herausfordernden Blicken zu entgehen oder um auch leise geflüsterte Worte nicht zu vernehmen. Endlich hatte sie den höher gelegenen ruhigeren Theil der Straße erreicht, wo sich weniger Flaneurs der eben angegebenen Sorte befanden, wo ernstere Männer auf und ab gingen, sich an der milden Luft und dem warmen Sonnenschein erfreuend, und wo gesetzte Damen mit großer Gewissenhaftigkeit die ausgelegten Modewaaren studirten. Hier athmete Adelgunde freier auf und mäßigte ihren etwas zu raschen Gang, ja, erinnerte sich jetzt erst wieder ihres Vorhabens, das sie fast im Gedränge da unten vergessen, und lenkte ihre Schritte nach einer Seitenstraße, deren Ende, sanft aufsteigend, sich in grünen Büschen verlor, hinter denen eine Bergwand emporstieg, welche oben mit einem dunklen Tannenwalde gekrönt war.

Aber das Eckhaus der Hauptstraße und jener Seiten-

ſtraße war ein großer Bilderladen, vor welchem das junge Mädchen einen Augenblick ſtehen blieb, weniger um die dort aufgeſtellten Kunſtwerke zu betrachten, als weil ihr die Geſtalt eines älteren Herrn auffiel, der ebenfalls dort ſtand, ausgehängte Photographieen betrachtend. Er war dunkel gekleidet, hielt in den zuſammengelegten Händen auf dem Rücken ein ſpaniſches Rohr mit weißem Knopf, welches er ſich bemühte, wie einen Perpendikel ſchwingen zu machen, ganz wie es Herr Schmetterer im Roman immer zu thun pflegte. Auch trug er den Hut auf dem Hinterkopfe, hatte ziemlich ergrautes Haar, eine geſunde, röthliche Geſichtsfarbe, nur ſchien der Ausdruck dieſes Geſichtes nicht ganz ſo wohlwollend, wie der Verfaſſer jenen des Andern geſchildert. Dieſer Herr hatte etwas ſtechende Augen, eine fleiſchige, tief herabhängende Naſe und einen verdrießlichen Zug um den Mund. Adelgunde konnte das deutlich ſehen, denn ſie hatte ſich dicht neben ihn geſtellt und konnte ſich nicht enthalten, ihm eine Sekunde lang aufmerkſam in's Geſicht zu ſehen, was er durch einen raſchen Seitenblick bemerkte und worauf ſich ſeine Züge noch grämlicher zuſammenzogen. Trotzdem aber war ſo viel Aehnlichkeit zwiſchen der Figur dieſes Herrn und jener andern im Roman, daß das junge Mädchen ſich nicht enthalten konnte, forſchend ſtehen zu bleiben und ihn zuweilen mit einem raſchen Blick zu be-

trachten. Allerdings war auf dieſem Geſicht von Wohlwollen keine Spur, wenigſtens in dieſem Augenblicke nicht, wer aber mag auch beſtändig mit heiterer, wohlwollender Miene umher ſpazieren, beſonders wenn man, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, ernſte Dinge überlegt und erwägt; ſonſt aber traf hier ſo außerordentlich Vieles mit jener Schilderung zuſammen; der dunkle, ſorgfältige Anzug, die weiße Halsbinde unter dem fetten Kinn, das eigenthümliche Hin- und Herzucken dieſes Kinnes als Verſuche, es vergebens ſich in die Falten dieſer Halsbinde zu verbergen, der Rockaufhänger, welcher hinter dem Kragen hervorlauſchte, alles das gab ein Bild, für Adelgunde zu bekannt, um ſie nicht zu veranlaſſen, dem alten Herrn an das Schaufenſter um die Ecke herum zu folgen und hier ihrerſeits ſcheinbar Photographieen zu betrachten, während er, ebenfalls ſcheinbar, ſeine volle Aufmerkſamkeit einem großen hiſtoriſchen Kupferſtich ſchenkte. In Wahrheit aber blickte er zuweilen unter ſeinen buſchigen Augenbrauen hinweg, doch mit noch finſtererer Miene als früher auf das junge, ſo auffallend ſchöne und dabei ſo eigenthümlich elegante Mädchen, und wandte ſich nach einigen Sekunden plötzlich von dem Schaufenſter ab, um ſeinen Weg die Seitenſtraße hinauf zu verfolgen. Hier aber hatte er noch keine drei Schritte gethan, als ein anderer älterer Herr ihm in den Weg trat, ihn freundlich auf die Schulter klopfte und

ihm lächelnd sagte: „Nun, wie steht's, Freund Schmetterer, hat Dich der schöne Frühlingstag so gewaltig verführt, daß Du jetzt um drei Uhr noch auf der Straße zu finden bist, statt auf der dumpfen Kanzlei zu sitzen, oder hat man seine Hausehre, die Frau Stadträthin, spazieren führen müssen?"

„Der Stadtrath Schmetterer!" flüsterte Adelgunde entzückt, und wer konnte es ihr jetzt verargen, daß sie an das den beiden alten Herren zunächst gelegene Schaufenster trat, und daß sie hier, mit einer leichten Schwenkung gegen die Straße, statt der Bilder den alten Herrn mit der weißen Halsbinde aufmerksam betrachtete. Hatte sie doch keine Ahnung davon, daß auch er unter dem breitkrämpigen Hute hinweg spähend nach ihr schaute, und daß er sich eines beängstigenden Gedankens nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, dieses schöne, aber etwas auffallende Mädchen habe irgend welchen Grund, ihm so offenbar ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Allerdings war er Chef der städtischen Polizei, und wenn auch die Keckheit gewisser Damen unverantwortlich weit zu gehen pflegt, so konnte er doch unmöglich glauben, daß er es hier mit einem Individuum zu thun habe, das ihm auf seine Kanzlei folgen würde, um irgend ein Anliegen vorzubringen — unmöglich, wenigstens unglaublich — doch betrachtete ihn die Fremde, und er zweifelte nicht, daß es eine Fremde

war, ſo aufmerkſam, daß er es für gerathener hielt, ihr den Rücken zu drehen und ſeinen Freund, der ein großer Lebemann war, ein paar Schritte mit ſich die Straße hinaufzunehmen. „Das iſt ein verfluchter Kerl, den kenne ich," dachte der Stadtrath, „und wenn er bemerkt, daß mich dieſes junge, hübſche Mädchen forſchend betrachtet, ſo wäre er im Stande, irgend etwas zu unternehmen, was mich hübſch kompromittiren könnte, hier in einer Straße, wo Tante Jettchen nicht nur wohnt, ſondern ſtändig an ihrem Fenſter lauert, und wo unſere brave Büglerin mit ſechs erwachſenen Töchtern zu ebener Erde ihr Arbeitslokal hat, das ginge mir ab!"

„Nein," ſprach er deßhalb mit großer Würde zu ſeinem Freunde, „ich führte meine Frau heute nicht ſpazieren, ſondern war in Geſchäften auf der Stadtdirektion, muß mich aber jetzt eilends auf mein Bureau verfügen."

„Sehen wir uns heute Abend im blauen Bock?"

„Wenn ich abkommen kann, gewiß."

Damit trennten ſich die beiden Freunde und der Stadtrath ging langſam die Straße hinauf, beide Hände wieder auf dem Rücken vereinigt, das ſpaniſche Rohr in perpendikulärer Bewegung.

„Wie das merkwürdig iſt und intereſſant," dachte Adelgunde, indem ſie ihm langſam folgte, „habe ich doch unbedingt hier ein Original vor mir, das dem Verfaſſer

bei einer ſeiner beſten Figuren gedient. Wie hübſch wäre es, wenn ich auch noch irgend eine andere ſeiner kleinen Eigenthümlichkeiten mit anſehen könnte, wie er z. B. in ſeiner wohlwollenden Manier dem hübſchen Dienſtmädchen eines befreundeten Hauſes lächelnd zunickt; hier einem kleinen Jungen auf die Wangen pätſchelt, dort einen andern ſeiner kleinen Bekannten in jovialer Laune über den Stock ſpringen läßt."

Doch that Herr Stadtrath Schmetterer nichts von alledem, wie es ſo allerliebſt in dem Romane geſchildert war, vielmehr ging er mit tief geſenktem Kopfe ſeines Weges, nur zuweilen an einem Laden ſtehen bleibend, um ſich hier durch eine kaum merkliche Drehung ſeines dicken Halſes zu vergewiſſern, ob ihm die auffallende Fremde immer noch folge.

Ja, Adelgunde folgte ihm und es war das für ſie ein kleines, nettes Abenteuer, der angeknüpfte Faden der Ariadne, durch den ſie mehr Entdeckungen zu machen hoffen durfte. Pflegte doch im Roman der Stadtrath Schmetterer häufig in den Nachmittagsſtunden den jungen Muſiker zu beſuchen, für den er ſich, wie für Alles, ſo wohlwollend intereſſirte. Freilich fand es das junge Mädchen ſelbſt für eine lächerliche Idee, Wahrheit und Dichtung ſo genau vereinigt finden zu wollen, doch was verſchlug es ihr, vielleicht vergeblich eine Straße hinauf, die andere

hinabzuſchlendern. Jedenfalls war ſie feſt entſchloſſen, die Wohnung des Stadtraths zu erforſchen, um ihm vielleicht ſpäter einen Beſuch zu machen und ihm mit der Freimüthigkeit, die ihr eigen war, zu ſagen, welches Intereſſe er ihr eingeflößt, und ihn um Mittheilungen zu erſuchen, ob wirklich die handelnden Perſonen jenes Romans, der ſie ſo ſehr intereſſirte und den auch er gewiß kennen mußte, nicht bloße Erfindungen des Dichters ſeien. Dabei konnte ſie ja ferner das Glück haben, die regierende Stadträthin zu ſehen mit den grauen Augen, den flatternden Haubenbändern und der ſtrengen Art, das Hausregiment zu führen, ach, wie das köſtlich wäre!

In der Straße, durch welche Adelgunde ging, war ſie und der Stadtrath in dieſem Augenblick die einzigen Perſonen. Es war eine ſehr unbelebte Straße, aber voll neugieriger Leute, die von ihren Fenſtern aus mit einem wahren Heißhunger jede fremde Erſcheinung betrachteten, weßhalb es denn nicht fehlen konnte, daß das junge hübſche Mädchen mit dem elaſtiſchen Gange und der eleganten Toilette gebührende Aufmerkſamkeit erregte und zu verſchiedenen Muthmaßungen Veranlaſſung gab. Ja, einer verwittweten Majorin, welche von der Natur mit einem merkwürdigen Scharfſinn begabt, war es nicht entgangen, daß die Fremde dem wohlbekannten Stadtrath immer in gleicher Entfernung folgte, daß ſie ihren Schritt mäßigte,

wenn er irgendwo ſtehen blieb, ja daß er zuweilen nach ihr umſchaute.

„Ei, dieſer Schmetterer," dachte die verwittwete Majorin; „ja, ſtille Waſſer ſind tief, und wenn ich mich je wieder entſchließen könnte, zu heirathen, ſo dürfte es weder ein Arzt ſein, noch Jemand, der ſo mit der Polizei in Berührung ſteht."

In einem Parterrezimmer derſelben Straße waren von drei ältlichen Mädchen ähnliche Bemerkungen gemacht worden, und zwei dieſer Mädchen, von denen eine das ſchimmernd weiße Exemplar einer friſch gebügelten Halskrauſe in der Hand hielt, beugten ſich zu dem Fenſter heraus, um der Fremden und dem Stadtrath Schmetterer nachzuſchauen, welch' Letzterer jetzt die Thür ſeines Kanzleigebäudes erreicht hatte und dort einen Augenblick ſtehen blieb, um nach den an dem lichten Frühlingshimmel ziehenden Wolken aufzuſchauen.

Da ging das ſchöne, junge Mädchen dicht an ihm vorüber und es konnte für ihn kein Zweifel mehr ſein, daß ſie ihm mit Abſicht gefolgt war, daß ihre Blicke drunten an dem Schaufenſter des Bilderladens ihm gegolten, denn jetzt ſchaute ſie ihm nicht nur voll in's Geſicht, ſondern ſie lächelte ihn an, als ſie vorüberſchritt — ach, und es war das ein reizendes Lächeln.

Doch erwachte in dem Stadtrath wie mit einem Male

der Polizeibeamte, und da er im Hausflur hinter ſich einen ſeiner beſten Sicherheitsbeamten ſtehen ſah, allerdings ein Mann im harmloſen Civilüberrock, ſo rief er ihn an ſeine Seite und ſprach zu ihm: „Sehen Sie dort jenes Frauenzimmer, Schmauder, welches langſam die Straße hinauf ſchlendert und ſich ſo eben umſchaut.“

„Ich ſehe ſie, Herr Stadtrath.“

„Halten Sie dieſes Frauenzimmer für verdächtig, Schmauder?“

„Hm! warum nicht, Herr Stadtrath? Ich halte alle mir unbekannten Menſchen für verdächtig, ſo lange ich nicht durch ihren Paß oder durch gute Zeugenſchaft des Gegentheils überführt werde. Ich halte namentlich alle Fremden für verdächtig und ganz beſonders alle fremden, gut gekleideten Frauenzimmer, welche ſo, wie dieſe, allein in der Stadt umherſtreifen — alſo, Herr Stadtrath, Sie befehlen, daß . . .“

„Daß man ein wachſames Auge auf dieſe verdächtige Perſon habe und halte, daß man ihr Leben und Treiben beobachte, daß man vor allen Dingen erfahre, wer ſie iſt und wo ſie wohne, mir darüber morgen früh — — — — im — Amts — lokal — — Meldung mache und dann das Ganze als ſtrengſtes Amtsgeheimniß für ſich behalte, verſtanden, Schmauder?“

„Zu Befehlen, Herr Stadtrath,“ entgegnete mit der

rechten Hand an ſeinen Civilhut langend das Stück Sicherheitsbehörde, welches indeſſen während dieſes kleinen Dialogs kein Auge von der harmlos luſtwandelnden Adelgunde weggewendet hatte. Dieſe hatte am Ende der Straße umgedreht und kam langſam wieder an dem Amtsgebäude vorüber, wo Herr Schmauder hinter der Thür auf ſein Opfer lauerte.

Und von dieſem Augenblicke an heftete ſich ein Polizeibeamter geheimſter Sorte gleich einem böſen Engel an die Ferſen Adelgundens.

IV.

Gern wäre Adelgunde dem Stadtrath Schmetterer in das Haus hinein gefolgt, doch ſah daſſelbe gar ſo finſter und verwahrlost aus. Es hatte ſtark vergitterte Fenſter, hinter denen die trüben Glasſcheiben wie kranke Augen unter ſchweren Brilleneinfaſſungen ausſahen. Abgeputzt waren die Mauern dieſes Hauſes gewiß ſeit einem Menſchenalter nicht mehr geworden und ſo wechſelten an der Fronte deſſelben mit abgefallenem Kalke und hervorblickenden Mauerſteinen troſtloſe Schmutzzeichnungen ab, wie ſie volle, überlaufende Waſſerrinnen hervorzubringen im Stande ſind. Auch war der Eingang ſehr ſchwarz und unheimlich, und die Aufſchrift: „Städtiſche Polizeidirektion“ hätte ebenſogut heißen können:

„Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate.“

Hätte ſie noch obendrein die ſie beobachtenden Augen des Herrn Schmauder entdeckt, ſo würde ſie wahrſcheinlich entflohen ſein der Straße, ja der Stadt. So aber ging ſie harmlos weiter, ſich freuend der kleinen pikanten Begegnung und überzeugt, daß ſie ſich mitten auf dem Schauplatze dieſes für ſie ſo intereſſanten Romans befände.

Wie erſtaunte aber die verwittwete Majorin an ihrem Fenſter, wie erſtaunten ſowohl die brave Bügelfrau als ihre ſechs erwachſenen Töchter in der Arbeitsſtube des Parterrelokals, als ſie jene Fremde wieder vorübergehen ſahen, gefolgt von dem ihnen ſo wohlbekannten Herrn Schmauder, der in gemeſſenem Amtsſchritte mit der wichtigſten Amtsmiene es nicht unterlaſſen konnte, in das befreundete Parterrelogis den ſieben fragenden Geſichtern durch ein leichtes Augenblinzeln zu verrathen, daß hier etwas ganz Wichtiges im Werke ſei.

Adelgunde dagegen dankte dem Zufall, der ſie bisher ſo glücklich geführt, und da ſie ſicher war, weder die Straße zu vergeſſen noch das trübe Haus, in welchem der Stadtrath verſchwunden war, ſo wollte ſie ſich hier neue Entdeckungen auf morgen oder übermorgen aufſparen und ein anderes Kapitel in dem kleinen Romane beginnen, den ſie auf den Spuren eines andern Romans aufführte. Da aber auch das junge Mädchen, wie alle poetiſchen, phantaſiereichen Naturen, Abwechslung in der Szenerie liebte, ſo

beſchloß ſie, noch ganz beſonders angelockt durch den herrlichen Frühlingstag, vor die Stadt hinaus in die Natur zu eilen, dort vielleicht an einem der umliegenden Berge den im Kapitel II. Seite 88 ſo ſchön beſchriebenen Tannenwald zu finden und alsdann durch dieſen auf den richtigen Weg zum Hauſe des glücklichen Malers zu kommen.

Dort waren Droſchken in Menge, ein- und zweiſpännige, Kutſcher und Pferde ſich behaglich ſonnend in dem warmen Frühlingsſtrahle. Adelgunde hatte Vorliebe für gewiſſe Nummern, deßhalb wählte ſie 16, einen ganz hübſchen Zweiſpänner mit einem intelligenten Kutſcher, welcher augenblicklich den Wunſch der fremden Dame begriff, ſich in der Umgebung der Stadt umzuſehen, beſonders auf eine Anhöhe zu gelangen, die von einem Tannenwalde gekrönt ſei. Allerdings machte das Wort „gekrönt“ dem Kutſcher einige Schwierigkeiten; da die Fremde aber auf ſeine Frage, ob ſie in den Tannenwald wolle, mit dem Kopfe nickte, ſo fuhr er nach gebräuchlichem Zungenſchlage und einem Schwingen ſeiner Peitſche im vollen Trabe davon.

Und Herr Schmauder? — Obgleich er ſich auf ſein Gedächtniß verlaſſen konnte, ſo zog er doch ſein Notizbuch hervor: „4 Uhr Nachmittags die verdächtige Fremde in Nr. 16 geſtiegen, Kutſcher? — — war es der Jakob oder der Heinrich — —“ Er erfuhr von dem nächſt-

ſtehenden Kutſcher, daß es der Heinrich geweſen ſei, und vervollſtändigte nun ſeine Notiz durch die Worte: „Den Heinrich des Kutſcher Wackler auf heute Abend 8 Uhr zu beſtellen.“

Die Fahrt Adelgundens ging durch die lange Hauptſtraße, dann bog der Kutſcher links ab, dann rechts, dann wieder links, fuhr über einen freien, mit Bäumen beſetzten Platz, dann durch ein altes, graues, trotzig vor den neuen Häuſern daſtehendes Stadtthor, hinter welchem ſeine Pferde von ſelbſt in einen langſamen Schritt verfielen, da es, allerdings auf einer guten Straße, aber mit ziemlich ſtarker Steigung aufwärts ging.

Der Kutſcher ſetzte ſich hier ſeitwärts bequem auf ſeinen Bock und erklärte der jungen Dame im Wagen Einiges von den Hauptgebäuden der Stadt, von alten und neuen Kirchen, Bahnhöfen und Kaſernen, wie dieſe bei den verſchiedenen Biegungen der Straße nach und nach vor ihre Blicke traten. Dann erreichten ſie den Tannenwald, wo Adelgunde ausſtieg und ſich auf einen alten, bemoosten Baumſtamm ſetzte, um in das liebliche Thal hinabzuſchauen, [illegible], von hier aus geſehen, eine reiche Schale mit allerlei [illegible]bſchem Kinderſpielwerk angefüllt zu ſein ſchien: kleine Häuschen und kleine Kirchlein, einen Miniaturbahnhof und artige Eiſenbahnzüge, wie ſie die Kinder zur Weihnachtszeit auf dem Tiſche umherlaufen laſſen, dabei

aber Alles ſo köſtlich und wunderbar natürlich: die Lokomotiven pfiffen und ſtießen Dampf aus, in den Kirchen läutete es, die Tauſende von Büſchen und Bäumen, welche rings um die Stadt einen grünen Kranz bildeten, hatten nicht nur natürliche, leicht ſich im Winde bewegende Blätter und Zweige, ſondern auch ganz natürliche Blüten, waren auch mit den grauen Straßen der Stadt verwachſen; denn man ſah hier und dort, auf Plätzen und in Gärten, helles Grün aufleuchten zwiſchen den trüben Gebäudemaſſen.

Ach! es war ſehr ſchön hier oben und auch der Kutſcher Heinrich empfand das, denn, den Reſt einer Cigarre rauchend, die er vielleicht von dem letzten Paſſagier erhalten, meinte er: „Was das heuer für Obſt und Moſt geben wird und für Wein, den Schoppen wieder einmal für ſechs Kreuzer — Gott geb's. Und wo fahren wir nun hin?“

Darüber war Adelgunde natürlicherweiſe unſchlüſſig, wenigſtens über den Weg, den ſie von hier aus zu nehmen hatte, denn daß ſie abermals ein glücklicher Zufall auf jene Stelle geführt, wo der Maler Arthur ſo gerne geſeſſen, wo er Magdalenen*geſehen, die hier oben Blumen und Beeren geſammelt, darüber konnte kein Zweifel ſein. War doch der gegenüberliegende Höhenzug mit den Trümmern des alten Thurmes zu genau beſchrieben, ja unver-

kennbar von der Wirklichkeit abgeſchrieben! Dort noch hinaufzufahren, um das M von ihrer Hand zu finden, war es allerdings zu ſpät, aber möglich, im Abendſonnenſchein das reizende Haus des Malers zu ſehen und dort vielleicht von der Straße aus einen Blick zu thun in ein glückliches Familienleben.

„Wohin fahren wir alſo?“

„Natürlicher Weiſe nach der Stadt zurück, doch könnten wir vielleicht einen andern Weg nehmen. Gibt's einen ſolchen?“

„O ja, nur iſt er etwas weiter, führt aber eine Strecke durch den Tannenwald.“

„Gut,“ entgegnete Adelgunde und ſetzte mit einer kleinen Verlegenheit hinzu: „Ich war ſchon einmal hier und fuhr damals jenen Weg, der, ſo viel ich mich erinnere, recht hübſch iſt. Wenn ich mich nicht irre, kommt man dicht vor der Stadt an einigen Landhäuſern vorbei.“

„Ganz richtig.“

„Von denen ich eines noch im Gedächtniſſe habe, ein Haus mit einem hübſchen kleinen Garten, in welchem ein berühmter Maler wohnt.“

„Ah, der Schellenberger. Ja, er ſoll was Rechtes können, wie die Leute ſagen.“

Adelgunde fühlte ſich durch dieſen Namen unangenehm berührt. Nein, Schellenberger hieß er nicht, konnte

er nicht heißen, der Klang dieſes Namens war gar zu proſaiſch, wenn er im wirklichen Leben wohl auch nicht Arthur Regnier hieß — — aber auch nicht Schellenberger, um Alles in der Welt nicht Schellenberger!

„Er iſt auch Photograph," ſagte der Kutſcher Heinrich, doch vernahm das junge Mädchen dieſe Worte nicht mehr, da ſie von einem Peitſchenknall übertönt wurden.

„Schellenberger — o nein!"

Wie luſtig und dabei wie ſanft ging es jetzt durch den weichen Sand des duftenden Tannenwaldes; und wie war am Ende deſſelben der Blick ſo ſchön auf einen andern Theil der Stadt; wie raſch kamen ſie abwärts, obgleich die Straße hier viel länger war; da erſchien ſchon das erſte Landhaus, dort links ein anderes, dann rechts wieder eines, und je mehr ſie ſich der Stadt näherten, je mehr war Adelgunde überzeugt, daß dieß derſelbe Weg ſei, auf dem der Maler ſo häufig Abends nach Hauſe zurückkehrte. Arthur Regnier — aber um Alles in der Welt nicht Schellenberger!

Da, mit einem Male, ehe es Adelgunde hindern konnte, bog der Wagen von der Straße ab, rollte durch ein breites Gartenthor, welches zwei Steinpfeiler, mit blechernen Aloës verziert, bildeten, und hielt dann, für einen Fiaker ziemlich ſtark parirend, vor dem Eingange eines hübſchen kleinen Hauſes.

„Warum halten Sie denn hier," rief das junge Mädchen, „zu wem führen Sie mich?"

„Nun, hier wohnt ja der Maler und Photograph Schellenberger; befahlen Sie mir nicht, dorthin zu fahren?"

„Ganz und gar nicht, denn ich habe den Herrn nie gesehen."

„O, das thut nichts. Es kommen viele Fremde daher, um seine Photographieen anzuschauen. O, er macht sehr schöne Bilder, und ähnlich —"

War das mehr wie Zufall, daß Adelgunde vor dieses Haus geführt wurde, von welchem sie sich jetzt durch einen raschen Blick überzeugte, daß es dasselbe sei, in dem Arthur Regnier gewohnt, vielleicht noch wohnte, ja, Arthur Regnier, denn der Besitzer dieses allerliebsten geschmackvollen Landhauses, der Pfleger dieses reizenden Blumengartens konnte unmöglich Schellenberger heißen — ja, war es Zufall oder war es mehr als das?

Doch war keine Zeit, darüber nachzudenken, denn vom Hauseingange her stürzte sich ein Livreebedienter gegen den Wagen, riß den Schlag auf und traf so energisch seine Anstalten, um der jungen Dame beim Aussteigen behülflich zu sein, daß diese, ehe sie noch zu Erörterungen kommen konnte, bereits vor der kleinen Treppe stand, die zu dem Hauseingang führte.

„Wollen Ew. Gnaden die Güte haben, sich in den

Salon zu begeben, ich werde meinen Herrn ſogleich benachrichtigen; er iſt augenblicklich droben beſchäftigt, wird aber in zwei Sekunden zu Ihrem Befehl ſein."

Da nun durchaus nichts Unanſtändiges oder Verdächtiges darin liegt, wenn eine junge Dame ſelbſt ohne jede Begleitung in das Atelier eines Photographen geht, ſo folgte Adelgunde dem Bedienten, der im Hauſe rechts eine Flügelthür aufriß und mit einer tiefen Verbeugung die Fremde erſuchte einzutreten.

Es war das ein großes und hübſch eingerichtetes Gemach. Tapeten von ruhig grauer Farbe, dazu kamen blaue Möbel, alle Wände mit Photographieen bedeckt, die hier in jeder Größe zu ſehen waren und zwar von der Miniatur-Ausgabe, beſtimmt für Vorſtecknadeln, Medaillons und Pretenſions, bis zu jenen lebensgroßen Porträts, welch' letztere nicht ſelten etwas von einer unverhältnißmäßig aufgegangenen Dampfnudel an ſich tragen, geſchwollen und bleich; in den Mittelgrößen ſah man in Stellung und Ausdruck recht gelungene Porträts, und in der Legion der Viſitenkarten war eine Abwechslung ſichtbar, welche von der Phantaſie des Verfertigers das glänzendſte Zeugniß ablegte. Natürlicher Weiſe waren Dutzende vorhanden, die ohne welche vernünftige Urſache den Himmel anlächelten oder in unbeſchreibliche Fernen ſtarrten; Andere, die etwas Furchtbares zu erblicken ſchienen, und wieder Andere,

die gerade so aussahen, als sei ihnen selbst etwas Furchtbares passirt oder als wollten sie mit scheuem Blick irgend ein eben begangenes Verbrechen verheimlichen. Da standen Dutzende in über alle Beschreibung unnatürlich schönen Landschaften, andere Dutzend waren beschäftigt, irgend eine mächtige Säule mit krampfhafter Anstrengung vor dem Umfall zu bewahren, Andere befanden sich trotz des gutmüthigen Gesichtsausdrucks wie wilde Bestien hinter schweren Eisengittern, Andere schienen zu lustwandeln mit dem Stück einer schweren Balustrade in der Hand.

So hingen sie an den Wänden umher in reichen und einfachen Rahmen, alle diese der Unsterblichkeit geweihten Wesen, und dazwischen sah man Blumen- und andere Tische, erstere voll blühender Blumen, andere mit jenen zierlichen Albums bedeckt, welche die harmlosen Stammbücher von ehemals verdrängt haben und in denen man sich jetzt selbst, das heißt sein wohl oder schlecht getroffenes Bildniß, dem Freund oder der Freundin zu liebevoller Erinnerung verehrt.

Eine Zeitlang hatte sich Adelgunde damit unterhalten, die verschiedenen Bildnisse zu betrachten, wohl auch in dem Gedanken, irgend ein bekanntes Gesicht zu entdecken, ohne daß letzteres der Fall gewesen wäre. Da öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und ein junger Mann trat heraus, so im Anschauen eines Blattes, welches er in der Rechten

hielt, verſunken, daß er die Anweſenheit einer fremden jungen Dame durchaus nicht zu bemerken ſchien, ja er behielt ſeinen Strohhut auf dem Kopfe, eilte an das Fenſter und erſt als er dort am helleren Lichte das Blatt in ſeinen Händen wiederholt auf's Genaueſte beſichtigt und dasſelbe hierauf mit einer unmuthigen Geberde auf einen Tiſch geſchleudert, ſah er aufblickend, daß er ſich nicht allein in dem Gemache befand, und nahm nun auch mit einer kurzen Verbeugung, bei welcher ſich aber ſeine verdrießliche Miene durchaus nicht aufheiterte, den Hut vom Kopfe. Es war das, wie ſchon geſagt, ein junger Mann und ein hübſcher Mann, etwas eigenthümlich in ſeiner Kleidung, denn er trug unter einer kurzen, ſchwarzen Sammetjuppe einen breit umgelegten weißen Hemdkragen, unter welchem vorn der Knoten um den ziemlich langen Zipfel eines rothſeidenen Halstuches, aber auch die Abweſenheit einer Weſte ſichtbar wurden. Er ſchien hier im Zimmer Niemand erwartet zu haben und deßhalb unſchlüſſig, ob er daſſelbe nach einer zweiten Verbeugung wieder verlaſſen oder ob er als höflicher Mann mit der fremden jungen Dame ein Geſpräch anknüpfen ſolle.

Adelgunde aber kam ihm hierin zuvor und wandte ſich mit der Frage an ihn, ob ſie das Vergnügen habe, den Herrn des photographiſchen Ateliers vor ſich zu ſehen, worauf ein kurzes Lächeln über die mürriſchen Züge des

jungen Mannes flog und er zur Antwort gab: „Nein, nein, ich habe nicht das Glück, Herr Schellenberger zu ſein," und dann mit einer Handbewegung gegen die geöffnete Thür hinzuſetzte: „Dort kommt dieſer würdige Greis ſelber."

V.

Der Photograph trat herein, doch war von einem würdigen Greiſe, als welchen ihn der junge Mann angekündigt, in der Perſon des Eingetretenen nichts zu ſehen, aber es erſchien eine Perſönlichkeit, welche von dem im Roman geſchilderten Regnier der ſchlagendſte Gegenſatz war, ja ihrem Aeußern nach vollkommen die Berechtigung hatte, Schellenberger zu heißen. Ein kleiner, dicker Mann mit einem von Natur kupfrigen Geſichte, deſſen Röthe ſich aber bei der Arbeit droben unter dem heißen Glasdach bläulich purpurn ſchillernd hoch über ſeinen faſt ganz kahlen Schädel verbreitet hatte; eine tief herabhängende Brille auf der fleißigen Naſenſpitze und ſchlaffe Lippen, die zu einem beſtändigen Lächeln gekräuſelt waren, vervollſtändigten mit hellen, freundlichen Augen ein Geſicht, dem man die Gutmüthigkeit auf tauſend Schritte anſah. Er rieb ſich vergnügt die Hände, als er, vor der ſchönen Fremden ſtehend, dieſe von unten bis oben betrachtete und dann mit einem fetten Lächeln ſagte, das ſich raſch von den

ſchmatzenden Lippen über das ganze Geſicht, ſogar bis hinter die Ohren verbreitete: „Das wird ein ſchönes Porträt geben, ganz zu Ihrer Zufriedenheit und der Stolz meiner Sammlung. · Wünſchen Sie es als größeres Porträt oder Viſitenkartenformat?“

„Eigentlich wollte ich —“ ſagte Adelgunde, — doch fiel der Photograph raſch in's Wort: „Wegen der vorgerückten Tageszeit brauchen Sie durchaus keine Sorge zu haben, unſereins iſt nicht von denjenigen Künſtlern, die von der Stunde abhängig ſind; eigene Gewandtheit und vortreffliche Maſchinen ſetzen uns in den Stand, zu jeder Tageszeit künſtleriſch Gelungenes zu liefern, ja ich möchte gern für ein Porträt, wie das des gnädigen Fräuleins, dieß weiche, träumeriſche Nachmittagslicht den grell leuchtenden Morgenſtunden vorziehen — biſt Du nicht auch dieſer Anſicht, Regnier?“

„Regnier!“

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein, mein Freund Arthur Regnier, ein junger Maler, der mir zuweilen mit ſeinem ſchätzbaren Rathe aushilft und den der günſtigſte Stern gerade in dieſem Augenblicke hieher geführt hat. Willſt Du nicht ſo gut ſein, uns nach oben zu begleiten und die Stellung des gnädigen Fräuleins ein wenig korrigiren?“

Der junge Maler murmelte zur Antwort etwas vor ſich hin, was ebenſogut ſeine Bereitwilligkeit erklären konnte,

was aber andererſeits auch wieder klang, als ſei er nicht vom Handwerk und wiſſe nicht, ob es der jungen Dame angenehm ſei, wenn er ſich da hineinmiſche.

Adelgunde aber konnte ſich trotzdem nicht enthalten, ihn mit unverkennbarer Theilnahme zu betrachten. Alſo wieder ſchien ſie jenem Kreiſe näher getreten zu ſein, der ſie gereizt, ſeit ſie jenen intereſſanten Roman geleſen, wahrhaftig einem Zauberkreiſe — alſo gab es doch einen Arthur Regnier und wohl gar in demſelben hübſchen Landgute, welches ſo kenntlich beſchrieben war. Wohnt am Ende der Photograph Herr Schellenberger zur Miethe bei dem jungen Maler Regnier und gab es vielleicht an der Rückſeite des Hauſes noch einen andern kleinen Garten, wo ſich die liebliche Gattin des jungen Künſtlers befand, ſowie Guido und Armida — — ja, ſie betrachtete ihn mit einem jener offenen, vollen Blicke, mit einem Blicke voll gefährlicher Elektrizität, welcher zündet, anzieht, verzehrt, ohne es zu wollen, unbewußt, aber um ſo tiefer wirkend.

Der junge Maler hatte es bis jetzt in der That nicht der Mühe werth gehalten, die junge Fremde näher zu betrachten, in dieſem Augenblicke aber:

„Ihr Blick, ihm zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich."

Er ſtrich ſich das dichte, blonde Haar aus der Stirn und begann langſam ſeine Sammetjuppe auf der Bruſt

zuzuknöpfen, dann ſagte er mit einem ganz veränderten Ton der Stimme:

„Gewiß werde ich Dir helfen, wenn es das Fräulein erlaubt.“

„Es lag eigentlich gar nicht in meiner Abſicht, mich heute photographiren zu laſſen,“ meinte Adelgunde, „doch ſehe ich hier ſo viele vortreffliche Arbeiten, welche mich hoffen laſſen, endlich einmal ein wohlgelungenes Porträt von mir zu erhalten.“

„Und wenn es die Maſchine nicht thut,“ warf Arthur Regnier leicht hin, „ſo könnte man es mit einer Zeichnung verſuchen, ich wüßte mir nichts Intereſſanteres.“ Sein Geſicht hatte während der letzten Minuten einen ganz anderen Ausdruck angenommen; der Mißmuth und der trübe Ausdruck, welcher ſeine offenen Züge vorhin beſchattete, als er jenes Blatt auf den Tiſch warf, waren gänzlich verſchwunden, ja, er nahm nun das Blatt lächelnd wieder an ſich und ſagte, es ſeinem Freunde hinhaltend: „Nun, Du wirſt mir zugeben, daß von allem Dem, was an meinem Bilde Gutes iſt, ſich hier auch nicht die Spur einer Idee befindet. Sieht doch meine Römerin hier, ſtatt ſich ihres wundervollen Familienkreiſes zu freuen, gerade ſo aus, als habe ſie eben eine heftige Scene mit ihrem Gatten gehabt, und was die tanzenden, halb nackten Kinder anbelangt, ſo könnte man ſie alle ſtatt für La-

teiner, für echte Aethiopier halten. Geh mir weg mit Deiner heimtückiſchen Maſchine."

„Dieſe heimtückiſche Maſchine," entgegnete der Photograph lächelnd, „iſt ſtrengen Geſetzen unterworfen, und daß rothe, erhitzte, blühende Kinderköpfe dunkel kommen mußten, hatte ich Dir vorhergeſagt."

„Verzeihen mein gnädiges Fräulein," wandte er ſich an Adelgunde, „daß dieſer junge, ungeſtüme Künſtler da ſeine Angelegenheiten vor Ihnen beſpricht, iſt für Sie gewiß ſehr langweilig."

„Ganz und gar nicht, denn ich liebe die Kunſt. Bitte, zeigen Sie mir Ihre Photographie."

„Nur unter der Bedingung, daß ich Ihnen droben im Atelier das Original vorſtellen darf."

„Das Original dieſer ſchönen römiſchen Frau, wahrſcheinlich Ihre Gattin?".

„Dießmal nur ein Bild," erwiederte Arthur Regnier lachend.

„So darf ich mir erlauben, Ihnen den Weg zu zeigen?" ſagte der Photograph vorangehend.

Und dann ſtiegen ſie hinauf durch eine Wendeltreppe in den zweiten Stock, wo ſich nach Norden gelegen ein großes Gemach befand, zeltartig und ſehr geſchmackvoll dekorirt; die hintere Wand beſtand aus zwei dicken, aufrecht ſtehenden, allerdings künſtlichen Bambusſtangen und

dazwiſchen herabfallenden breiten Vorhängen in bunten, mauriſchem Geſchmack. Hinter dieſen Vorhängen befand ſich das Glashaus, auf eine Altane gebaut, mit einem plätſchernden Springbrunnen verſehen, deſſen kühle Waſſerſtrahlen die Hitze in dem ſonnedurchglühten Raum milderte.

„Darf ich jetzt um Ihre Beſtimmung der Größe des Formats bitten?“

„Es iſt mir das eigentlich gleichgültig; machen Sie meinetwegen ein größeres Porträt und ein anderes für Viſitenkarten.“

„So will ich die Platten präpariren laſſen und Regnier iſt vielleicht derweil ſo freundlich, Sie durch den Anblick ſeines Bildes zu unterhalten.“

„Zu unterhalten! — Wenn das möglich iſt,“ ſagte der junge Maler, vor der Staffelei am Fenſter ſtehend. „Ich weiß nicht, ſeit ich dieſe ver— — ſeit ich Deine ſchlechte Photographie geſehen, gefällt mir auch mein Bild nicht mehr; meine römiſche Frau ſcheint wirklich mürriſch zu ſein ſtatt heiter, und die Kinder haben einen Teint, als wenn ſie ſeit vier Wochen nicht gewaſchen worden wären. — — O, ich bin recht unglücklich.“

Ehe der Photograph das Gemach verließ, ging er dicht bei Adelgunde vorüber und ſagte flüſternd: „Wenn Ihnen das Bild nicht mißfällt, ſo ſagen Sie ihm ein freundliches Wort darüber. Ich und Kenner finden es

vortrefflich, er hält es für ſchlecht und das bringt ihn der Verzweiflung nahe."

Wie Adelgunde hierauf vor das Bild trat, wandte ſich der Maler mit dem früheren mißmuthigen Geſichtsausdruck gegen das Fenſter, ſtützte den Kopf auf den Arm und blickte in die Abendlandſchaft hinaus. Er ſchien nicht den Muth zu haben, in das Geſicht des jungen ſchönen Mädchens zu ſehen, während ſie ſein Bild betrachtete. Und doch hätte er es thun ſollen, unvermerkt hätte er es thun ſollen, und er würde mit Entzücken geſehen haben, wie ihr Auge leuchtete, wie ſie ſchwer und mühſam athmete, wie der Glanz höchſter Zufriedenheit auf ihren Zügen ſchimmerte. — — Ach, das iſt ein ſchönes, ein liebes Bild!"

„Finden Sie das wirklich, mein Fräulein? Finden Sie das in der That?" rief Arthur, endlich ſich raſch umwendend, „o wie mich das glücklich macht!"

„Vielleicht bin ich befangen, weil mich das Sujet ſo ganz beſonders anſpricht," gab ſie zur Antwort, „aber ich ſah nie etwas Gelungeneres in Zeichnung und Kolorit, als dieſes Interieur, nie etwas Lieblicheres, Herzgewinnenderes, als die reizende Kindergruppe, die ſich ſo mit voller Luſt ihrem wilden Rundtanze hingibt. Und das Glück in den Augen der Mutter, ihre vor Seligkeit und vor Stolz ſprühenden Blicke."

„Finden Sie das wirklich," — — ſagte er, tief aufathmend und ſie ſtatt des Bildes betrachtend. „Ah, Ihre eigenen ſchönen Züge gleichen Ihren Worten, und die Wahrheit, welche ich aus Ihren ſchimmernden Augen leſe, könnte mich toll vor Freude machen — ich weiß nicht, wie mir iſt," ſagte er mit der Offenheit und Ehrlichkeit der Jugend, „ich finde es in der That, daß je mehr Sie das Bild betrachten, es um ſo mehr in Luſt und Glückſeligkeit aufleuchtet; vielleicht gelingen mir morgen früh in Erinnerung an dieſen ſchönen Augenblick noch einige gute Striche — — o wenn ich dieſelben machen dürfte, während Sie das Bild betrachten, ſo betrachten!"

Sie erſchrack faſt vor ſeinem flammenden Auge, vor der wilden Glut, womit er dieſe Worte ausſprach. Sie bereute faſt, hierhergegangen zu ſein und dieſen Regnier ſo verſchieden von dem des Romans gefunden zu haben.

„O es wäre ſchade," ſagte ſie darum in ſehr ruhigem Tone, „an dem Bilde das Geringſte zu ändern. Es iſt wirklich entzückend ſchön und ich möchte mich faſt entſchließen, nach dem Preiſe zu fragen, wenn — wenn —"

„Es war ſo gut wie verkauft," ſagte achſelzuckend der junge Maler, „aber die Photographie, welche ich einſchicken mußte, hat Alles wieder in Frage geſtellt. Es ſind eben harte Zeiten für uns Künſtler, wenn daher —" Er hielt betroffen inne, da ſie, ſich abwendend, in gleich-

gültigen Worten ihren Satz vollendete — — „wenn ich wüßte, daß es meinem Manne gefiele.“

Hätte sie in diesem Augenblicke umgeschaut, so würde sie wahrscheinlich ihren Scherz bereut haben, denn Arthur Regnier fuhr, plötzlich zusammenzuckend, mit der Hand über die Augen und lachte dann bitter, während er das Bild von der Staffelei riß und umgekehrt gegen die Wand stellte. „Natürlich, sie ist verheirathet, o, sie muß verheirathet sein, sie, das erste weibliche Wesen, das im Stande war, einen solchen Eindruck auf mich zu machen — — fahr hin wie Alles!“

Der Photograph hatte Adelgunde in das Nebenzimmer geleitet und rief dem jungen Maler zu, gleich nachzukommen.

Dieser, allein in dem Gemache, hatte die Hände gegen die Schläfe gepreßt, und sagte dann grimmig lachend: „Thor, der ich bin, zu glauben, so helle könne plötzlich die Sonne des Glücks auf uns niederscheinen, auf uns — auf mich, der doch zu dunkler Unbedeutendheit verdammt ist!“

„So meine ich, würde sich das Porträt vortrefflich machen,“ rief der Photograph seinem nach einer Pause eintretenden Freunde zu, „meinst Du nicht auch?“

„Ich denke mir,“ gab Jener in düsterem Tone zur Antwort, „Du hast das zu alltäglich aufgefaßt; lasse

Madame ihre Hände übereinanderlegen, etwas aufwärts schauend, und Du wirſt ſehen, welch' vortreffliches Bild Du erhältſt."

„Arrangire das ein Bischen nach Deiner Anſicht, gnädige Frau wird erlauben."

„Gewiß, ich bitte darum."

Adelgunde fühlte wohl, daß ſeine heißen Hände zitterten, während er ſanft ihren Arm berührte, ihn in eine andere Lage zu bringen. „Blicken Sie dann aufwärts," ſagte er, „genau zu jenem Gypskopfe hin."

„Vortrefflich!" meinte Herr Schellenberger; „befehlen Sie einen Kopfhalter?"

„O nein, ich werde auch ſo ruhig bleiben."

„Dann geſtatten Sie mir, daß ich anfange. Bitte, ganz ruhig — ſo." — — Er nahm raſch den Deckel vom Glaſe der Maſchine und wandte ſich da mit gleichgültiger Geſchäftsmiene ab, ruhig bis zwanzig zählend, wo er das Glas mit einem verbindlichen: „Ich danke recht ſehr!" wieder verſchloß.

Nachdem ſich der Photograph, eigentlich als hätte er einen Schatz geſtohlen, in die dunkle Kammer begeben, betrachtete Adelgunde die verſchiedenen Gegenſtände im Glashauſe: Poſtamente, Vaſen, Baluſtraden, Säulen, Kränze, Blumenbouquets, Bücher verſchiedener Größe, Kinderſpielzeug aller Art, und warf zuweilen einen Blick

auf Arthur Regnier, welcher in ein kleines, offen stehendes Nebengemach getreten war und dort, in tiefe Gedanken versunken, neben einem Tische stand, auf dem sich eine Menge Chemikalien in kleinen Fläschchen befanden. Da waren unter Anderen jene furchtbaren Gifte, welche, leichtsinnig in die Hände gewissenloser Menschen gegeben, häufig schon so furchtbares Unglück verursachten. Hier waren die tödtlichsten unter ihnen in einer kleinen, verschließbaren Kassette vereinigt, welche die Aufschrift: „Cyankali" trug, acht kleine Flacons mit der krystallhellen, so harmlos aussehenden Flüssigkeit.

Der Maler kam langsam wieder in das Glashaus zurück und sprach mit ernstem Blick seine Hoffnung aus, daß das Porträt gelingen möge, wenigstens, daß es ähnlich werde, um annähernd, wie alle Photographieen, einen Begriff der darzustellenden Personen zu gewähren.

„Die wenigsten Künstler lieben die Photographie?"

„O nicht doch, gnädige Frau, als Hülfsmittel ist die Photographie wohl unschätzbar; mit welcher Leichtigkeit können wir durch sie Architekturen, Landschaften um uns anhäufen, zu deren Herstellung auf anderem Wege wir Jahre gebrauchten."

„So ist auch das Innere des Hauses auf Ihrem Bilde nach einer Photographie aus Pompeji?"

Er nickte mit dem Kopfe und sah träumerisch vor

ſich nieder, als ſie fortfuhr: „Gewiß haben Sie auch die wundervollen Figuren auf Ihrem Bilde nach Originalen gemalt?“ Dann flog ein träumeriſches Lächeln über ſeine Züge, als er zur Antwort gab: „Ja, es iſt meine eigene Frau und meine Kinder.“

„A—a—a—ah! Sie ſind ſehr glücklich.“

„O ja — — ich bin ſehr glücklich.“

„Ihre Kinder heißen Guido und Armida?“

„Gewiß,“ erwiederte er mit einem bittern Lachen, „Guido und Armida, recht paſſende poetiſche Namen für Künſtlerkinder. Man ſieht ihnen die Namen ſchon an — — Haben Sie auch Kinder, gnädige Frau?“

„Ich? — — o nein!“

„Nun, es wäre ja möglich; verzeihen Sie meine Frage.“

„He, Arthur!“ rief der Photograph aus der dunklen Kammer hervor, „komme einen Augenblick herein, das Porträt iſt ganz famos gelungen; ich werde alsdann die Glasplatte abſpülen und ſie Ihnen zur Beſichtigung herausbringen.“

Herr Schellenberger that das auch nach wenigen Minuten, während der junge Maler in der dunkeln Kammer zurückblieb. „Das Bild iſt ſo gut und ſcharf,“ ſagte der Erſtere alsdann zu Adelgunde, „daß es wahrhaftig unnöthig iſt, Sie nochmals zu bemühen. Ich werde ein

paar Kopieen des größten Formats machen und es alsdann zu Visitenkarten verkleinern, wenn es Ihnen recht ist."

„Ganz meine Ansicht, es scheint mir ebenfalls gelungen, bitte aber, mir die Kopie recht bald zu besorgen, da ich nur wenige Tage hier zu bleiben gedenke."

„Und wohin darf ich Ihnen die Abdrücke schicken?"

«Hôtel du Nord, Zimmer Nr. 16, natürlich mit beigefügter Rechnung, wenn ich bitten darf."

„Sie sollen sie übermorgen früh haben!"

Adelgunde zögerte noch einen Augenblick, ehe sie das Glashaus verließ. Sie hätte gerne dem jungen Maler noch ein freundliches Wort gesagt, ja, sie hätte ihm gerne die Versicherung gegeben, daß sie sein Bild nicht vergessen werde und daß ihr daran gelegen sei, ihren — Gemahl für den Ankauf des Bildes zu bestimmen. Sie hatte wirklich die Absicht, es für sich zu erwerben, doch kam Herr Regnier nicht wieder, weßhalb sie sich von dem Photographen an den Wagen geleiten ließ und in ihr Hotel zurückfuhr.

VI.

Herr Schellenberger freute sich über das in der That gelungene Porträt der jungen Fremden und rieb sich vergnügt die Hände, als er in sein Atelier zurücktrat, wo er

Arthur Regnier nun an einer Wand des Glashauſes ſtehen ſah und dort durch eine kleine Oeffnung in den matten Scheiben nach dem davonrollenden Wagen blickend, der ſoeben von dem alten trotzigen Thorbogen wie von einem Rieſenmaule verſchlungen wurde.

„Fort iſt das ganze Bild," ſprach, mit einem verdrießlichen Kopfaufwerfen, der junge Maler, indem er mit der rechten Hand haſtig eine horizontale Bewegung machte: „Nun kommt was Anderes an die Reihe, und da die Kontraſte im Leben wie in der Kunſt nothwendig ſind, wird auf ſo viel Licht recht tiefer Schatten folgen — meinetwegen."

„Allerdings", entgegnete Herr Schellenberger, „doch hätte es Dir gar nichts geſchadet, wenn Du dieſe bildhübſche intereſſante Fremde mit irgend welchem Aufwande von Liebenswürdigkeit an den Wagen begleitet hätteſt. Auf der Treppe noch ſprach ſie von Deinem Bilde in wahrhaft begeiſterten Ausdrücken und wenn —"

„Ihr Gemahl den Ankauf billigt," rief der Andere mit einer abwehrenden Handbewegung, ſo wird ſie ſich vielleicht herbeilaſſen, nach dem Preiſe meines Bildes zu fragen — — o, ich kenne das," rief der junge Künſtler unmuthig aus, wobei er mit den Fingern ſein dichtes, blondes Haar auseinanderwarf, „der Gemahl dieſer Dame! Sie iſt kinderlos, vergiß das nicht!"

„So, das weißt Du?“

„Ja, das weiß ich! Der Gemahl dieſer Dame iſt ein alter Herr, der kein großes Vergnügen haben wird an der Schaar tanzender, blühender Kinder auf meinem Bilde; er wird ſagen: nein, meine Liebe, kaufe Dir lieber einen gemüthlichen, hiſtoriſchen Gegenſtand, eine harmloſe Blume oder ein Thierſtück, oder einen jener nervenberuhigenden Sonnenuntergänge, wo man über wallende Kornfelder hinweg eine ſtille Dorfkirche ſieht mit einem allerliebſten Friedhof, ebenſo hübſch als einladend, für jenen alten Herrn nämlich, zu zwanzig Gulden inkluſive breitem vergoldeten Rahmen. Siehſt Du,“ rief er, heftiger werdend, aus, indem er ſeinen Strohhut auf den Kopf warf, um ihn mit einem gelinden Klapps auf ſein dichtes krauſes Haar feſtzuſetzen, „das iſt mein gewöhnliches Pech! Konnte dieſe junge Dame nicht unverheirathet ſein, natürlich unabhängig — reich!“

„Aha,“ lachte Herr Schellenberger.

„Konnte ſie nicht ſo großes Wohlgefallen an meinem Bilde haben, daß ſie es um jeden Preis beſitzen wollte?“

„Und vielleicht den Maler dazu?“

„Dummes Zeug — Du kennſt mich beſſer. Nein, ſie hätte mein Bild gekauft, ohne zu handeln wie jene verfluchten Kunſthändler, und ich wäre mit einer hübſchen Summe in der Hand wenigſtens für ein Jahr ein unab-

hängiger Menſch geweſen, hätte meinen Studien nachgehen können, Paris anſchauen, ja einen Blick nach Italien werfen und welches Material ſammeln für große, ſchöne Bilder!“

„Haben denn die Andern den Kauf gänzlich von der Hand gewieſen?“

„Ja, und nicht ohne Beihülfe Deiner ſchlechten Photographie.“

„O—o—o—o! Du übertreibſt.“

„Sie ſchrieben mir, nach der Photographie ſei ihnen mein Bild doch nicht mehr ſo erſchienen, wie jene brillante Schilderung, die ſie in der Zeitung geleſen; wollte ich es aber trotzdem zur Anſicht ſchicken, ſo möge ich es thun — auf meine Koſten.“

„Ja, es iſt allerdings ſchade, daß dieſe Fremde nicht ſo unabhängig iſt, um das Bild ohne Weiteres anzukaufen. Es hat ſie in der That ſehr intereſſirt, und auch nach Dir, dem Künſtler, fragte ſie mit einer Theilnahme, die mich überraſchte.“

„Nun, das ſind Weiberlaunen,“ ſagte der Maler trotzig, „ſie hat eben einen uralten Mann.“

„Pfui, Arthur, Du biſt das verwöhnte Schooßkind —“

„Doch nicht des Glücks?“

„Nein, aber verrückter Weiber.“

„Pah! Deßhalb male ich auch ſchon lange keine weiblichen Porträts mehr — — — Nun, was ſagte ſie denn ſo ungeheuer Theilnehmendes über mich?“

„Ich hätte ihr darüber faſt in's Geſicht gelacht. Sie fragte, wie lange Du verheirathet ſeiſt und ob Du hier im Hauſe wohnteſt. Natürlich haſt Du ihr in der Geſchwindigkeit, Gott weiß aus welcher Laune, etwas Aehnliches vorgeſchwindelt, und da ich ein viel zu guter Menſch bin, um meine Freunde bloßzuſtellen, ſo überhörte ich geſchickt die erſte Frage, um die zweite der Wahrheit gemäß dahin zu beantworten, daß Du nicht im Hauſe wohnteſt; in Deine Kinder iſt ſie ganz verliebt.“

„Das glaube ich. Es ſind auch reizende Kinder und haben mir keine kleine Mühe gemacht.“

„Soll ich Dir Dein Bild morgen früh ſchicken?“

„Wie Du willſt, es iſt mir gleichgültig. Es iſt mir jetzt Alles gleichgültig: meine Kunſt, meine Zukunft, mein Leben. — Sieh' dort,“ ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, wie die Bergwand im Norden und Oſten golden aufflammt, wie die Fenſter der Landhäuſer leuchten und blitzen, wie alles das, jeder Strauch, jeder Baum, jeder Stein, jedes Haus noch einmal wollüſtig aufzuathmen ſcheint unter dem letzten buhleriſchen Kuß dieſer Sonne, und doch täuſcht dieſer glühende Liebesblick uns Alle. Wir bleiben hier zurück in dunkler Nacht, während ſie

wohlgemuth drüben mit gelben Indiern und grünen Chinesen weiter buhlt. Und darin ist Eine wie die Andere."

„Und Einer wie der Andere," erwiederte lachend der Photograph; „sei nicht so kleinmüthig und blicke nicht so schwarz; auch Dir wird des Glückes und der Liebe Sonne einstens glänzend wieder aufgehen."

„Ja, nach überstandener langer, langer Nacht, wenn wir darauf überhaupt noch ‚einstens' erleben — gute Nacht!"

„Addio, Arthur."

Dieser verschwand die Treppe hinab, doch eilte ihm der Andere nach bis an das Treppengeländer, um hinab zu rufen: „Hättest Du nicht Lust, das Porträt der Fremden zu retouchiren? Sie müßte Dir dazu allerdings eine Sitzung bewilligen."

„Nein, nein, das wäre mir zu gefährlich," lautete die Antwort zurück.

Der Photograph trat in das Atelier zurück und begann dort einige der Gegenstände, die umherlagen, zusammenzuräumen, auch die Maschinen auf ihren Stativen gerade zu schrauben und sie dann mit wollenen Tüchern zu verhängen. Dabei schüttelte er zuweilen mit dem Kopfe und murmelte vor sich hin: „Dieser Kerl, dieser Arthur will mir gar nicht mehr gefallen; seine ewigen Lamentationen, seine so auffällig zur Schau getragene innere

Zerriſſenheit, ſein Kokettiren mit ſchweren, ernſten Dingen, die man auf ſolche Art nicht einmal ſcherzweiſe erwähnen ſoll — — es wäre nothwendig, ihn einmal tüchtig in die Kur zu nehmen. Schade um ihn, ein ſo gutes Herz und Gemüth — ein ſo vortrefflicher Künſtler. — Doch ich weiß ſchon, woher der Luftzug bläst, der ſeine Windfahne immer gen Norden dreht, nach den Schattenſeiten des Lebens; das iſt nichts als ſein Umgang mit jenem verrückten Muſiker, der verderbliche Einfluß, den jedes zerſtörte Gemüth auf dieſe offene, empfängliche Jünglingsſeele ausübt. Wenn ich ihn nur einmal davon abbringen könnte; und allerdings wäre es das beſte Mittel zu dem Zwecke geweſen, wenn er ſein Bild raſch verkauft hätte, um ihn auf die Eiſenbahn zu ſetzen und in die weite Welt zu ſchicken."

„Doch was iſt das!" unterbrach er plötzlich dieſes Selbſtgeſpräch ſowie den Strom ſeiner Gedanken — — „was ſoll denn das heißen?" Er war unterdeſſen in das kleine Nebengemach getreten, wo er ſeine Chemikalien aufbewahrte, ſtand vor dem Käſtchen mit den Giftfläſchchen, wo er unter bedeutſamem Kopfnicken bemerkte, daß eins dieſer Flacons abhanden gekommen war — „ah, der Teufel auch!" fuhr er einen Augenblick nachdenkend fort, „hätte ich vielleicht das Ding mit hineingenommen, um etwas mit tieferem Schatten zu fixiren, oder hätte ich vor-

gehabt, damit die Höllensteinflecken von meinen Fingern wegzubringen — nein, nein! das Erstere that ich nicht und für das Zweite benutzte ich stets eine getrübte Auflösung, die sonst zu nichts zu verwenden ist. Wäre da ein Diebstahl meiner Leute möglich oder ein schlechter Witz dieses jungen Menschen, dieses Regnier? Nun, in allen Fällen wollen wir der Sache baldigst auf die Spur kommen. — Es ist wohl nicht so schlimm," sagte er, jedes einzelne Fläschchen genau untersuchend, und setzte dann mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu, während er eine kleine Kassette verschloß: „Vorsicht ist bei allen Dingen gut und einen alten Fuchs, wie ich, fängt man nicht so leicht. Aber könnte es in der That jener extravagante junge Mensch gewesen sein oder — — Da kommt mir wahrhaftig eine andere Idee, die nicht so ganz schlecht ist. Wenn jene Fremde — — — — es ist allerdings auch nicht glaublich, aber als ich Arthur die Platte drinnen anschauen ließ, sah ich, wie sie aufmerksam alle Gegenstände betrachtete und wie sie sich mit der gleichgültigsten Miene von der Welt diesem kleinen Magazine näherte. Holla, mein Fräulein, sollten wir Absichten auf eine hübsche Portion Cyankali haben?"

Herr Schellenberger verschloß hierauf Glashaus und Atelier sorgfältig, nachdem er seine Leute, die hier oben beschäftigt waren, entlassen, blickte noch einen Augenblick

in das Gemach der Retoucheurs und plauderte dann im Erdgeſchoß bis zum Nachteſſen mit ſeiner Familie, welche aus einer gemüthlich ausſchauenden, dicken, gutmüthigen Frau beſtand, etwas proſaiſch und hausbacken in Kleidung und Manieren, ſowie aus zwei Kindern, deren Aeußeres aber durchaus nicht ſo war, als hätte man paſſend für ſie romantiſche Namen ausgeſucht, wie Guido und Armida. Später begab ſich der Photograph noch in eine Geſellſchaft guter Freunde, nicht ohne vorher in der Wohnung Arthur Regnier's geweſen zu ſein. Obgleich der junge Künſtler ſelbſt ſich nicht zu Hauſe befand, ſo ſtand doch ſeine Wohnung, ein großes Zimmer im Erdgeſchoße des Gartenhauſes, wie gewöhnlich offen, und Herr Schellenberger konnte nach Belieben in Schubladen und Tiſchen, ja in den Rocktaſchen der Sammtjuppe nachſuchen, ob ſich hier das Verdächtige, das er bisher vermißt, vorfände, und beruhigte es ihn, daß er nichts fand, denn bei dem Leichtſinn des jungen Künſtlers würde dieſer den Gegenſtand, um den es ſich handelte, gewiß ohne Weiteres zu anderen gleichgültigen Dingen gelegt haben.

„Das iſt doch ſeltſam," dachte Herr Schellenberger, als er ſpäter nach Hauſe ging und ihm die Geſchichte wieder in den Sinn kam; „könnte nicht das Flacon von einem meiner Leute, wenn auch in minder gefährlicherer Abſicht, entwendet worden ſein? Doch iſt das nicht gut

möglich, denn ich weiß ſicher, daß Niemand von ihnen das Glashaus betreten."

Der andere Morgen ſchien etwas Licht in die Sache bringen zu wollen, aber auf ſo eigenthümliche Art, daß Herr Schellenberger ſprachlos vor Erſtaunen war. Es erſchien nämlich eine gute Zeit vor den gewöhnlichen Beſuchs- oder Sprechſtunden bei dem Photographen ein Mann in einem dunkelblauen, nicht ſehr eleganten Civilanzuge, mit der Haltung und den Manieren eines alten Militärs, einem etwas ſchäbigen Cylinder und weißen, waſchledernen Handſchuhen, die bei den energiſchen Bewegungen, die der Mann zuweilen machte, ein wenig ſtaubten. Er that anfänglich ſo, als ſei er ein Liebhaber ausgezeichneter Photographieen und als hätte er wohl Luſt, ſich ebenfalls porträtiren zu laſſen, zu welchem Ende er auch nach den verſchiedenen Preiſen forſchte; doch war es dem Herrn Schellenberger leicht, dieſe etwas grobe Maske zu durchſchauen und durchaus kein Erſtaunen zu verrathen, als der Mann nach einigen ſchwerfälligen Einleitungen auf eine junge Dame zu ſprechen kam, für die er ſich höchlich intereſſire und die geſtern Nachmittag zwiſchen vier und fünf Uhr hier geweſen ſein müſſe, gewiß in der Abſicht, ſich photographiren zu laſſen. Da nun Herr Schellenberger keine Urſache hatte, dieſe ſeine Kundſchaft zu verleugnen, ſo holte er eine Kopie des betreffenden Por-

träts, welche der Mann ſogleich als die Dame erkannte, um welche es ſich handle, wobei er ſich und ſein Gewerbe aber dabei etwas leichtſinnig verrieth, da er mit einem Lächeln der Befriedigung hinzufügte: „Wir wußten wohl, daß dieſe Perſon hier geweſen ſei, wir irren uns nie, wir von der Polizei.“

„Ah, von der Polizei!“ entgegnete der Photograph und ſetzte hinzu, indem ſich ihm allerlei ſeltſame Gedanken aufdrängten, „darf man ſich wohl die Frage erlauben, inwiefern jene Dame oder jene Perſon, wie Sie ſie nannten, ſich mit der Polizei in Verbindung gedacht werden darf?“

„O gewiß, Sie dürfen ſich dieſe Frage erlauben, und da ich hoffe, daß Sie mit meinen Worten keinen Mißbrauch treiben, ſo will ich Ihnen nicht verſchweigen, daß wir es hier mit einer ſehr verdächtigen, ja wahrſcheinlich mit einer höchſt gefährlichen Perſon zu thun haben. Aber Amtsgeheimniß, wenn ich bitten darf. Ich ſage Ihnen dieß nur unter dem Siegel der größten Verſchwiegenheit, da ich Sie um die Gefälligkeit bitten muß, mir dieſes Porträt zu überlaſſen und eine Gefälligkeit der andern werth iſt.“

„Wiſſen Sie auch, daß es mich beunruhigt, was Sie eben ſagten,“ antwortete Herr Schellenberger mit den Zeichen größter Ueberraſchung, ja eines ſchmerzlichen Erſtaunens. „Wiſſen Sie auch, daß ich die Dame für eine

sehr anständige Dame gehalten habe, daß ich sie aber nach dem, was ich von Ihnen, von der Polizei, die sich nie irrt, soeben erfahren, verdächtigen muß, hier aus meinem Atelier etwas entwendet zu haben?"

„Geldeswerth?"

„O nein, Schlimmeres als das: ein Fläschchen mit einem sehr gefährlichen Giftstoffe."

„Sehen Sie wohl — o, der Herr Stadtrath Schmetterer ist ein Mann von einem ungeheuern Scharfblick; ich werde ihm mit dem, was ich zu melden habe, sowie mit Ueberreichung dieses Porträts eine außerordentliche Freude machen."

„Lassen Sie es mir einen Augenblick zu einem meiner Retoucheure hinunternehmen, um den Augen einige leuchtende Punkte beizufügen, es überhaupt ein wenig herzurichten, und Sie werden sehen, wie es noch ähnlicher wird und hübsch, denn es ist das ein schöner Kopf. ‚Schade um diesen Kopf', wie es in irgend einem Trauerspiele heißt," setzte er achselzuckend hinzu, „‚ich schenke ihn Dir'; damit ist nämlich in diesem Trauerspiele der Scharfrichter gemeint."

„Erlauben Sie mir, soweit sind wir noch nicht," erwiederte der Mann mit einigem Erstaunen. „Sie haben in mir keinen Scharfrichter vor sich, sondern den geheimen Polizisten Schmauder."

„Bitte ſehr um Entſchuldigung, es war das nur eine poetiſche Lizenz," erwiederte Herr Schellenberger. Damit ging er fort, um das Bild etwas retouchiren zu laſſen, ſowie die übrigen Abdrücke zu beſchleunigen und die Verkleinerung im Viſitenformat zugleich machen zu laſſen, denn er dachte, wenn das in der That etwas Gefährliches, etwas Verbrecheriſches iſt, ſo wird die Nachfrage darnach ungeheuer ſein. Endlich brachte er das Porträt wieder, nachdem ein geſchickter Retoucheur das Möglichſte geleiſtet und in der That einen lieblichen Kopf mit einer wunderbaren Aehnlichkeit hergeſtellt hatte. „Iſt das nicht hübſch?" fragte er den Mann.

„Leider ja, es iſt das ein Frauenzimmer zum Anbeißen."

„Und die Figur erſt, wie ſie auf dem großen Porträt zu ſehen iſt. Ich habe dieß hier zuſammenſchneiden und abrunden laſſen, damit Sie es bequem in die Taſche ſtecken können. Bitte, mich dem Herrn Stadtrath Schmetterer zu empfehlen; er kann ſich meines Stillſchweigens verſichert halten, doch laſſe ich ihn dringend erſuchen, mir über dieſen Fall weitere Mittheilungen machen zu wollen."

„Werde nicht verfehlen, dieß zu melden und habe die Ehre, mich gehorſamſt zu empfehlen." Damit ging der Mann fort und ſetzte auf der Straße ſeinen Cylinder auf, nachdem er in demſelben das Porträt gut in Papier ein-

gewickelt verwahrt hatte. Obgleich er ſich geraden Wegs zur ſtädtiſchen Polizei begab, konnte er es doch nicht vermeiden, in der gewiſſen Straße an dem gewiſſen Parterrelogis vorüberzugehen und dort auf dringende Anfragen merken zu laſſen, daß es ſich bei der Fremden geſtern um etwas ganz Beſonderes handle — „um etwas ganz Beſonderes, wir haben ſie ſo gut wie ſicher!“ Dabei klopfte er leicht an ſeinen Cylinder, eine Bewegung, welche aber für die brave Büglerin mit ihren ſechs erwachſenen Töchtern vorderhand noch unverſtändlich blieb.

VII.

Der Stadtrath Schmetterer nahm den Bericht ſeines Untergebenen mit großer Befriedigung entgegen. Hatte er ſich doch nicht getäuſcht in dieſer gefährlichen Perſon — „höchſt gefährlich“, dachte er, nachdem er mit einem eigenthümlichen Schmunzeln dieß liebliche Geſicht eine Zeitlang betrachtet.

Der Bericht des geheimen Poliziſten war allerdings ein wenig gefärbt, wich aber doch nicht gar zu ſehr von der Wahrheit ab, vielleicht nur darin, daß die verdächtige Fremde dringend nach einem Landhauſe geforſcht, welches einſam vor der Stadt liege und in dem ſich ein gefälliger Photograph befände. Als er aber von dem entwendeten Flacon ſprach, da entfärbte ſich der Stadtrath und über-

legte, im Zimmer auf und ab ſchreitend, geſenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, ob es nicht räthlich, ja dringend geboten ſei, die gefährliche Fremde ſogleich zu verhaften.

Dazu aber mochte Herr Schmauder vorderhand denn doch nicht rathen und hielt es für genügend, die junge Dame, welche ſich ja in ihrer Wohnung im Hôtel du Nord für vollkommen geſichert und für gänzlich unverfänglich hielt, ſtrengſtens zu überwachen.

Der Chef der Polizei erklärte ſich nach einigem Beſinnen damit einverſtanden und war gerade im Begriff, das Porträt der Fremden zu den Akten zu nehmen, als er, durch einen raſch eintretenden Kollegen daran verhindert, die Photographie, um ſie deſſen Neugierde zu entziehen, in die Taſche ſeines Rockes ſteckte. Daß er ſie hier vorläufig vergaß, war die Schuld eben jenes Kollegen, der ihn ſchleunigſt zu einer Sitzung der Bauabtheilung mit hinunter nahm, um Theil zu nehmen an einer höchſt wichtigen Sitzung, die einen alten, längſt ſchon ſchadhaften Rathhausſchornſtein betraf, von dem man geglaubt, er werde ſo freundlich ſein, auf einen öden Hof herunter zu ſtürzen, der nun aber plötzlich Miene machte, auf den Marktplatz herab zu fallen; ein unvorhergeſehenes Ereigniß, welches die Väter der Stadt in große Verlegenheit ſetzte.

Dieſe wichtige Sitzung dauerte denn auch ſo ungebührlich lange, daß die Frau Stadträthin Schmetterer mit ſehr aufrechtem Haupte und deßhalb auch mit ſehr erhobener Naſe volle zwanzig Minuten lang am Fenſter ſtand und vergeblich nach dem Gatten ausſchaute, ja merkwürdiger Weiſe ganz vergeblich, denn Herr Schmetterer, wenn er in der Sitzung geweſen wäre, hätte ſchon am Ende der langen Straße, welche die Stadträthin überſchauen konnte, ſichtbar werden müſſen, wogegen er jetzt auf einmal unvermuthet in's Zimmer trat, etwas athemlos, etwas ſehr erhitzt, unter dem nichtigen Vorwande, er ſei vom Stadtſchultheißen nach der lange dauernden Sitzung veranlaßt worden, mit ihm bei deſſen Hauſe vorüberzugehen.

„Ei, Schmetterer," ſagte die Stadträthin etwas pikirt, „das klingt doch ſehr ſonderbar, doch reden wir jetzt nicht weiter darüber, die Kinder wollen ihr Mittageſſen — willſt Du denn nicht Deinen Hausrock anziehen?"

„Gewiß, o ja" — doch blieb ihm die Wiederholung der letzten Sylbe in der Kehle ſtellen, denn als er ſchon Miene machte, ſeinen Rock abzuwerfen, fühlte er das dicke Papier jenes Porträts in der Taſche deſſelben. Zu jeder andern Zeit würde er vielleicht nun nicht gezögert haben, die Geſchichte deſſelben preiszugeben, und es wäre klug geweſen, wenn er das jetzt auch noch gethan hätte, trotz der

hoch emporgezogenen Augenbrauen der Madame Schmetterer, trotz den untrüglichen Anzeichen eines heranziehenden Gewitters in ihren grauen Augen, trotz eines gelinden Trommelns ihrer rechten Hand auf dem Tischtuche, welches wie ferner Donner klang — ja, trotz alledem und alledem, wenn es nicht für jeden Menschen Augenblicke gäbe, wo ein tückischer Dämon uns zu verhindern scheint, das Einfachste und Klügste zu thun.

Er aber begab sich mit seinem Rock in die Ecke des Zimmers und legte ihn dort, wie einen kostbaren Schatz, auf den Stuhl, alles das gegen seine sonstigen Gewohnheiten ganz unnatürlich und dadurch im höchsten Grade Verdacht erregend.

Das Mittagessen ging indessen in ungetrübter Ruhe vorüber, doch nicht ohne verdächtiges Wetterleuchten, nicht ohne das Anklingen einer Kriegsfanfare hier und da, was allerdings nur für den Eingeweihten verständlich war. Bemerkungen, wie z. B., daß man ja nie gezweifelt habe an diesen langen Stadtrathssitzungen, daß diese nebenbei auch eine außerordentlich geschickte Ausrede für angenehmere Beschäftigung sei, daß es natürlich wäre, sich durch Spaziergänge in guter Gesellschaft für die harten Arbeitsstunden in und außer dem Hause zu entschädigen, daß man überhaupt noch zufrieden sein müsse, wenn man sich hie und da erinnere, daß man nicht mehr ledig sei, son-

dern daß man Frau und Kinder habe. Dieß folgte allerdings nicht so nacheinander, wie wir es hier niedergeschrieben, sondern wurde gereicht wie eine gute Medizin, alle zehn Minuten einen Theelöffel voll, war aber, so genossen, auch von großer Wirkung, denn es trieb dem guten Stadtrath bei eingemachtem Kalbfleisch den Schweiß auf die Stirn, als verzehre er eine sehr pikante Paprikaspeise. Am unangenehmsten, ja von wahrhaft haarsträubender Wirkung war es für den armen Schmetterer, daß seine Gattin dabei mit einem unverkennbaren Ausdruck von Mißtrauen in dem Blicke zuweilen ihre knöcherne Nase offenbar mit Ostentation nach jenem Stuhle hinlenkte, wo der Rock des Hausherrn so hübsch zusammengefaltet lag. Endlich war das Mittagessen beendigt und die drei Buben des Stadtraths stürzten mit noch kauenden Backen auf ihre Schulranzen, um diese leicht auf die Schulter zu schwingen und dann wieder in's wilde, feindliche Leben hinauszustürmen."

„Und nun, Christian?"

„Ja, meine Liebe, es war in der That eine langwierige und höchst ermüdende Sitzung, es war die schon so oft angeregte Schornsteinfrage, welche dem Stadtrath viel zu schaffen macht. Da oben hinauf ein Gerüst zu machen, um ihn abzureißen, ist höchst kostspielig; man vertraute auf das gute Glück der Stadt und hatte bis heute die Hoffnung, daß der alte Schornstein ungefährlich in

jenen öden Hof hinabſtürzen würde, wo die Baumaterialien liegen, aber er ſcheint ſich den Henker um einen Gemeinderathsbeſchluß zu bekümmern, dieſer eigenſinnige Schornſtein!" ſetzte Herr Schmetterer in einem Anflug von Galgenhumor hinzu, da er bemerkte, wie ſeine ſorgſame Gattin aufſtand, ſich mit einer Bürſte bewaffnete und dem Rock ihres Gemahls näherte.

Jetzt war es zu ſpät, ſelbſt in geflügeltſter Eile das an ſich ſo unſchuldige Abenteuer mit der jungen, fremden und leider ſo hübſchen Dame der Wahrheit gemäß zu erzählen. Hätte er es früher gethan, wäre es klüger geweſen, doch, wie ſchon oben bemerkt, das unerbittliche Schickſal rief ſein hartes: „Zu ſpät!" Jetzt, beim leichten Herabſtreifen mit der Bürſte hatte Madame Schmetterer etwas Hartes in der Bruſttaſche des Kleidungsſtückes bemerkt, und damit dieſes Etwas nicht verdorben werde, nur aus dieſem Grunde nahm ſie es hervor, warf einen Blick darauf und reichte es dem Stadtrath, dieſem argen Sünder, mit einem Blicke dar, von dem wir wünſchen, geneigter Leſer, daß Dir in gleicher Lage nie ein ähnlicher zu Theil werden möge.

Das war wieder eine jener räthſelhaften, unerklärlichen Schickſalsfügungen, wo an ſich unbedeutende Umſtände zuſammentrafen, um eine unſchuldige Seele, anſcheinend aus den überzeugendſten Gründen, zu verdammen,

um einen Juſtizmord, wenn auch nicht zu entſchuldigen, ſo doch erklärlich zu finden. Nehmt ein Beiſpiel daran, gute Leſerinnen, denkt nicht gleich das Schlimmſte, wenn auch der, welcher eurem Herzen das Theuerſte iſt, länger als euch nothwendig erſcheint, in einer Gemeinderaths- oder ſonſtigen Sitzung verharrt, ja, wenn er auf einem andern Wege, als von euch erwartet, nach Hauſe zurückkehrt, ja, wenn ihm eure Kreuzfragen über das Woher und Warum eine noch ſo verdächtige Röthe in's Geſicht treibt: brecht nie voreilig den Stab über ihn, ſelbſt wenn in der Bruſttaſche ſeines Rockes Photographieen euch unbekannter ſchöner junger Damen ſich finden.

Adelgunde, welche, allerdings ſelbſt ohne Verſchulden, all' dieſes Unheil angerichtet, Adelgunde ſaß am Nachmittag deſſelben Tages — den Morgen hatte ſie mit ihren Korreſpondenzen und ſonſtigen kleinen Angelegenheiten verbracht — in einem bequemen Fauteuil am Fenſter ihres Zimmers im Gaſthofe, von wo ſie eine prächtige Ausſicht auf die grünen Berge hatte, und las in einem Briefe, den ihr ſo eben der Poſtbote gebracht. Es war ein Schreiben ihres Oheims und Vormundes, der ihr mit liebevollen Worten ſchrieb, wie begreiflich es ſei, daß ſie ſich in der freundlichen Stadt, wo ſie ſich gerade befände, einige Tage verweilen wolle. „Für den Fall," ſchrieb er, „daß Du lange Weile empfändeſt und Geſellſchaft wünſcheſt,

findeſt Du hier einen Brief an einen meiner dortigen Bekannten, der ſich über Deinen Beſuch ſehr freuen und Dir beſtens die Honneurs ſeines Hauſes und der Stadt machen wird."

Adelgunde ſchüttelte leicht mit dem Kopfe. „Warum ſoll ich mir eine Feſſel anhängen?" dachte ſie, „da ich es ſo gar behaglich finde, wie der freie Falke in der Luft zu ſchweben, um mich dort niederzulaſſen, wo ich etwas Intereſſantes ſehe. Nein, nein, ich kenne dieſe Empfehlungsſchreiben, entweder ſchüttelt jener gute Freund meines Onkels die Laſt einer ſolchen, oft ſehr unangenehmen Empfehlung dadurch ab, daß er mir ein Diner gibt, oder gefällt ihm wirklich die Empfohlene — was ja wohl möglich wäre, ſo bietet er mir vielleicht ſein Haus zur Wohnung an, und dann bin ich am Ende mit meinen weiteren Forſchungen, was doch ſchade wäre," ſetzte ſie mit einem träumeriſchen Blicke hinzu, „denn ich darf es mir wohl ſelbſt geſtehen, daß ich ein mehr als gewöhnliches Intereſſe fühle für jenen jungen Maler, deſſen Fabel, daß er verheirathet und auch im andern Sinne der Vater jener reizenden Kinderſchaar ſei, zu leicht zu durchſchauen iſt. Nein, nein, ich will mir das Vergnügen machen, noch ein klein wenig die Spuren jenes Romans zu verfolgen und deßhalb dieſen Empfehlungsbrief zu den Akten legen — wie heißt er denn, der alte, würdige Freund

meines Oheims — Baron Fremming auf — — — — Buchenhof.“

„Auf Buchenhof!“ Sie ſprang ſo haſtig von ihrem Fauteuil in die Höhe, daß ihre alte Kammerfrau, welche an dem andern Fenſter mit einer Arbeit beſchäftigt ſaß, ein wenig zuſammenſchrack und aufſchaute — auf Buchenhof! Adelgunde nahm haſtig das bewußte Buch vom Tiſche, blätterte ein paar Sekunden darin und las dann halblaut folgende Stelle:

„Ja, verehrter Leſer, es ſchmerzt uns, Dir nicht den Namen jener Stadt angeben zu können, wo unſere wahrhaftige Geſchichte ſpielt; Dir nicht die Straße bezeichnen zu dürfen, auf welcher Du zu jenem ſchönen Landhauſe Buchenhof gelangſt, wo jenes kalte, herzloſe Ungeheuer noch wohnt, welches ſo verderblich in das Leben der unglücklichen Magdalene eingriff, jener vertrocknete, hagere Geldmenſch, mit dem Schnee des Alters auf dem Haupte und trotz alledem mit der wilden, alles verzehrenden Glut im Herzen . . .“

Welcher Zufall, welches Zuſammentreffen! Wie intereſſant erſchien ihr jetzt dieſer Empfehlungsbrief, wenn ſie auch weit entfernt davon war, ſogleich Gebrauch von demſelben machen zu wollen — alſo wieder ein Faden, der ſich ihr ſo plötzlich darbot, um jene Spuren zu verfolgen. Alſo wieder ein Ring dieſer geheimnißvollen und

für ſie ſo intereſſanten Kette. Ja, ſie zweifelte jetzt nicht mehr im Geringſten daran, daß ſie ſich auf dem Schauplatze dieſes Romans befand und daß die Figuren deſſelben aus dem Leben gegriffen waren, heute noch hier lebten und wandelten, und in dieſem Falle war es ja auch möglich, den kleinen verſteckten Garten mit der Wohnung des Muſikers aufzufinden, für ſie der Mittelpunkt all' dieſer merkwürdigen und reizenden Begebenheiten.

Sie hatte jene Stelle, den Bewohner des Buchenhofs betreffend, raſch noch einmal durchgeleſen und dabei ein Klopfen an die Thüre ihres Vorzimmers überhört; doch hatte ihre Kammerfrau geöffnet und meldete eine Büglerin, welche ſie hatte holen laſſen. Dieſe trat denn auch in's Zimmer, einen Knix vor der fremden Dame machend, obgleich dieſe, gegen das Fenſter gekehrt, ihr den Rücken zuwandte. Doch drehte ſich Adelgunde ſogleich herum, fuhr aber leicht zuſammen, als ſie bemerkte, wie ſie von der ihr gänzlich unbekannten Frau mit weit aufgeriſſenen Augen und mit Blicken des höchſten Schreckens betrachtet wurde.

Dem geneigten Leſer ſind wir hier die Erklärung ſchuldig, daß die brave Büglerin ganz zufällig ſoeben einer etwas ſtarken Familienſcene im Hauſe des Herrn Stadtrath Schmetterer beigewohnt und hierauf, nachdem dem Schuldigen erlaubt worden, ſich zu entfernen, von der

entrüſteten Gattin deſſelben in die entſetzlichen Vorfälle eingeweiht worden war. War es doch ſo begreiflich, daß die Stadträthin auch bei dieſer Veranlaſſung ihr volles Herz in den Buſen der getreuen Büglerin ausſchüttete, hatte dieſe ſich doch ſchon bei ähnlichen ſchweren Veranlaſſungen treu wie Gold bewährt; war ſie doch in alle Geheimniſſe ihrer weiblichen Kunden eingeweiht und kannte man ſie doch als ein unbeſtechliches Gemüth, als klug im Rathe und als ſo verſchwiegen, wie man ſelber war; machte ſie doch nie den geringſten Verſuch, das ſchändliche Treiben junger und alter Männerwelt zu beſchönigen: im Gegentheil! Niemand wie ſie verſtand es, aus einzelnen, an ſich oft unzuſammenhängenden Kleinigkeiten, aus Blicken, Worten bei zufälligen Begegnungen ein ſo wahres Schaudergemälde männlicher Verworfenheit zuſammenzuſetzen! Und wie verſtand ſie es, unerklärliche Lücken auszufüllen! So auch hier wieder, während die Stadträthin, die Photographie dieſes entſetzlichen, ſchönen Frauenzimmers in hoch erhobener Hand ſchwingend, im Zimmer auf und ab raſte. Hatte ſie doch ſchon geſtern nicht daran gezweifelt, daß etwas unſauber in dieſer Geſchichte ſei. Als der Stadtrath nämlich im langſamſten Schritt, oft ſtehen bleibend, ſich häufig umſchauend, ſcheu ſeiner Kanzlei zuſchlich . . . . .

„O ja, ſcheu, mit ängſtlichem Geſichte, ſchleichend,

wie ein böſes Gewiſſen, das iſt der richtige Ausdruck," ſchaltete Madame Schmetterer ein, „o, ich kenne das!"

„Sie wiſſen, daß ich nie übertreibe, aber ich würde glauben, meinem Gewiſſen nichts Unrechtes aufzubürden, wenn ich die Behauptung wagte, daß dieſe junge, verdächtige Perſon Miene gemacht, dem Herrn Stadtrath auf die Kanzlei zu folgen, und daß das nur verhindert wurde durch den guten Schmauder, der ſich zufällig auf dem Hausflur des Kanzleigebäudes befand.

„Ich traue ſonſt dieſem Schmauder nicht um die nächſte Ecke," ſagte die Stadträthin mit groſſer Entſchiedenheit, „und auch hier in dieſer garſtigen Geſchichte hat er ſich natürlicherweiſe ganz bereitwillig hergegeben, den Spion und Zwiſchenträger zu machen. Er hat ausgekundſchaftet, daß dieſe Perſon zu einem Photographen gegangen iſt, er hat dieſes Bildniß herbeigeſchafft — natürlich Alles zu Polizeizwecken!" Dieß betonte Madame Schmetterer mit einem krampfhaften Lachen und einem Ausſtrecken des rechten Arms gegen das Nebenzimmer: „So hat Er mich wenigſtens glauben machen wollen und hat das Märchen noch hinzugefügt, die Fremde ſei bei dem Photographen in den Verdacht gekommen, eine große Flaſche mit Gift geſtohlen zu haben. Kann man wohl ſolche Dummheiten glauben?"

Nun aber war die Büglerin eine Frau, Alles zu

glauben fähig, wo es ſich um einen Skandal oder ſonſt etwas Unerhörtes handelte, was ſie mit Effekt weiter erzählen konnte. So würde ſie ſich zum Beiſpiel nicht geſcheut haben, weiter zu berichten, daß der Hauptpaſtor der Stadtkirche neulich den Teufel auf offener Haide gefangen, ſondern ſie hätte wahrſcheinlich noch hinzugefügt, daß er ihm bei dieſer Gelegenheit den Schwanz abgetreten hätte. Deßhalb verſtehen wir es auch, daß ſie jetzt mit einem Ausdruck des Entſetzens ihre beiden Hände emporhob und ausrief: „Ach, Frau Stadträthin, daran kann doch viel Wahres ſein. Glauben Sie mir, es gibt ſolche entſetzliche Frauenzimmer, die nicht nur auf Verführungen aller Art ausgehen, ſondern welche unglückſelige Menſchenkinder, die in ihr Netz gegangen, durch Gift oder Dolch zu beſeitigen pflegen. Ach, welcher Gefahr iſt der gute Herr Stadtrath entgangen!“

VIII.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung wollen wir in's Hôtel du Nord zurückkehren und wird der geneigte Leſer den Schrecken der guten Büglerin begreiflich finden, als ſie hier, nichts Böſes ahnend, ſich mit einem Male dieſer gefährlichen Perſon und fürchterlichen Giftmiſcherin gegenüberſah. Dieſer Schrecken zeigte ſich nicht nur auf ihrem Geſicht, ſondern auch ſo ſtark im Schwanken ihres Körpers,

ja im Greifen nach einer Stuhllehne, daß Adelgunde ſie erſuchte, niederzuſitzen und ſich mitleidig erkundigte, ob ſie häufig ſolchen Anfällen unterworfen ſei.

„O — nein — o — nein —“ ſtotterte die Büglerin und ſetzte, tief aufathmend, hinzu: „Es iſt das nur ein kleiner Schwindel, der mich bei der Hitze zuweilen überfällt und — es iſt ſehr heiß draußen.“

„So ſetzen Sie ſich und ruhen Sie aus, ich werde Ihnen etwas Vortreffliches gegen den Schwindel geben, ich führe immer dergleichen in meiner kleinen Reiſeapotheke bei mir.“

„O — nein, o — nein, ich danke Ihnen, es geht ſchon vorüber, ich danke Ihnen wirklich.“

„Nehmen Sie doch ein paar Tropfen auf Zucker aus dieſem Flacon, es wird Ihnen gewiß gut thun.“

„O nein — wirklich, ich danke Ihnen, ich darf durchaus nichts dergleichen nehmen und es iſt mir auch ſchon beſſer.“

„So ſetzen Sie ſich wenigſtens und ruhen Sie aus, Sie ſind ſo haſtig gegangen; Sophie, geben Sie ein Glas Waſſer, die gute Frau ſieht wirklich ganz blaß aus.“

„Für ein Glas Waſſer bin ich dankbar, und wenn Sie mir erlauben, ſetze ich mich noch ein wenig. — — Sie haben mich rufen laſſen.“

„Ja, meine Kammerfrau wird Ihnen Einiges zum Ausbügeln mitgeben.“

„Ja, wenn die gnädige Frau nicht gar zu eilig damit ſind!“

Sie ſagte das nicht ohne Abſicht, die gute Büglerin.

„Durchaus nicht, ich gebe Ihnen gerne zwei Tage Zeit; es ſind feine Chemiſetten, Krägen und Aermel, die man mir auf dem Lande, wohin ich gehe, nicht ſorgfältig genug herrichten kann. — Sie haben wohl ſehr viel zu thun?“

„O ja, ich habe eine große Kundſchaft, bin aber dabei unterſtützt von einigen erwachſenen Töchtern.“

„Sie kommen in viele Häuſer und kennen wohl alle Verhältniſſe der Stadt?“

„Viele wenigſtens, doch iſt die Stadt ziemlich groß.“

„Kennen Sie den Herrn Stadtrath Schmetterer?“

„— — O — ja, oberflächlich.“

„Ein Mann voll Witz, Geiſt und Humor, nicht wahr?“

„O — ja.“

„Er iſt verheirathet?“

„O ja, ſehr; die Frau Stadträthin iſt eine brave, biedere, herrliche Frau.“

„Das freut mich in der That,“ erwiederte Adelgunde nachdenkend, „ich würde gern die nähere Bekanntſchaft des Herrn Stadtraths machen.“

Die gute Büglerin dachte: „Das wissen wir bereits, doch wollen wir Dir diesen Weg schon verlegen; was das Kanzleigebäude anbelangt, so sind wir da, ich und meine sechs Töchter, sowie gegenüber die verwittwete Majorin, und zu Haus ist eine höhere Behörde, welche ihr Zimmer rein zu halten versteht, und nur über deren Leiche hinweg, wie wir bereits wissen, allenfalls gesündigt werden könnte."

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen," fuhr Adelgunde arglos fort, „wie sehr mich Ihre freundliche Stadt interessirt. Das herrliche Thal mit Reben und Obstbäumen aller Art ist einer reichen Fruchtschale vergleichbar, und welch' entzückende Aussicht hat man auf die hübschen Straßen, sobald man zu einer von jenen Höhen emporgestiegen ist, und — — was ich ganz besonders liebe, das ist in der Stadt die interessante Mischung von alter und neuer Zeit. Sieht man doch neben den schönsten Gebäuden im neuesten Styl so prächtige alterthümliche Häuser."

„O ja, das Alterthum ist bei uns stark vertreten," erwiederte die Büglerin, um doch auch etwas zu sagen. Sie hätte um Alles in der Welt vor dieser Fremden nicht für blöde oder gar für furchtsam gehalten werden mögen.

„Da habe ich gestern, als ich durch die Stadt ging, in einer engen Straße am Ma[illegible] — sie nimmt dort ihren Anfang — einen kleinen, allerdings etwas ver-

wilderten Platz bemerkt. Es steht in demselben ein zerbrochener Brunnen mit einer Ritterfigur, so passend zu der alten, hohen und schadhaften Giebelwand des Hauses, welches sich am Ende jenes Hofes erhebt; doch ist es gerade dieses Ruinenhafte, das mich entzückte und mich hier längere Zeit betrachtend festhielt. Kennen Sie dieses Haus, meine liebe Frau?"

„O ja, ich kenne es; das heißt ich kann mir denken, welches Haus Ew. Gnaden meinen."

„Haben Sie Bekannte in dem Hause?"

„O nein, gewiß nicht," versetzte die brave Büglerin mit einem unverkennbaren Anfluge sittlicher Entrüstung in ihren Mienen, wovon indessen Adelgunde nichts bemerkte, da sie gerade zufälliger Weise die Stelle in jenem Buche aufgeschlagen hatte, wo der kleine Platz mit der alten Ritterfigur und das alte Haus mit dem verschnörkelten Giebeldache auf's Genaueste beschrieben war.

„Das Haus muß im Innern sehr interessant sein; ich möchte es mir wohl einmal ansehen; schade, daß Sie, meine gute Frau, dort keine Bekannten haben, sonst würde ich Sie gebeten haben, mich hinzuführen."

Wenn schon die Zumuthung, eine Fremde, und gerade diese Fremde in das alte Haus zu führen, welches die Büglerin wohl kannte, finstere Wolken auf ihre Stirne trieb, so war die von Adelgunde schon einige Male ge-

brauchte Anrede: „Meine liebe Frau!“ nicht dazu angethan, um ihre Miene zu erheitern, denn die Büglerin war gewohnt, ſich „Madame“ nennen zu hören, und zwar Madame Bröſelich — ſo war ihr ehrlicher, unbeſcholtener Name — ſo ſtand ſie im Adreßkalender — und zwar als Wittwe eines fürſtlichen Leiblakaien. Sie erhob ſich nun von ihrem Sitze und ſagte in ſpitzem Tone, ſie bedaure ſehr, der gnädigen Frau mit nichts Anderem dienen zu können — und dieß „Anderem“ betonte ſie ſehr ſcharf — als mit dem, was zu ihrem Geſchäfte gehöre und in welcher Richtung ſie die Befehle der gnädigen Frau erwarte.

Die Kammerfrau hatte indeſſen das Nöthige zuſammengerichtet und legte es der Madame Bröſelich vor, die ſich hierauf mit einem ſehr ſteifen Knire und der Verſicherung empfahl, ſie werde die Wäſche übermorgen früh um dieſelbe Stunde zurückſchicken. Damit ging ſie, konnte ſich aber auf dem erſten Abſatze der Treppe nicht enthalten, den Inhalt ihres Korbes zu betrachten, faſt in der Vorausſetzung, ziemlich gewöhnliches Zeug zu finden, erſtaunte aber, als ſie Alles von einer Feinheit, einem Geſchmacke, einer Eleganz ſah, wie es ſelbſt ihre vornehmſten Kunden, die Frau eines reichen Bankiers und die Tochter einer verwittweten Miniſterin, nicht aufzuweiſen hatten. Da waren alte Guipures der prachtvollſten Zeichnung und

brüſſeler Spitzen ſo breit, ſo fein und ſo reich, daß ſie förmlich davor erſchrak und ſich nur mit dem Gedanken tröſtete, daß dergleichen Frauenzimmer häufig die koſtbarſten Sachen beſäßen.

Adelgunde aber wollte, nachdem ſie gefrühſtückt, den ſchönen, milden Frühlingstag zu einem Spaziergang benutzen, und da der blondgelockte Kellner beim Abräumen des Service einen der Lohndiener des Hauſes als etwas ganz Ausgezeichnetes anpries, ſo beſchloß ſie, ſich deſſen Leitung anzuvertrauen, um die Merkwürdigkeiten der Stadt, das heißt was ſie unter Merkwürdigkeiten verſtand, zu betrachten. Aus dieſem Grunde erſuchte ſie dann auch den ausgezeichneten Lohnbedienten, ihr in einiger Entfernung zu folgen, um nur, wo das allenfalls nöthig ſei, ſeine Dienſte in Anſpruch zu nehmen. So ging ſie wie geſtern dieſelbe Straße hinauf, in paſſender Entfernung gefolgt von dem Lohnbedienten, zu dem ſich aber nach wenigen Schritten ein Bekannter geſellt hatte und zwar Herr Schmauder, heute wieder im harmloſen Civilrock, ſeinen hohen Cylinder auf dem Kopfe.

Wohin Adelgunde ihre Schritte lenkte, iſt wohl nicht ſchwer zu errathen. Es zog ſie nach dem alten Hauſe, in welchem die unglückliche Magdalene gelebt, geliebt und gelitten; vielleicht daß es möglich war, im Vorbeigehen den philoſophiſchen Schuſter zu ſehen, doch war das Neben-

ſache. Jetzt ſtand ſie an dem kleinen Platz mit der alten Ritterfigur, und als ſie hier, aufmerkſam umherſchauend, ſtehen blieb, näherte ſich der ausgezeichnete Lohnbediente, um ihr zu erklären, die Statue dort oben aus dem Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſtelle den Ritter Kaſpar Kurt Froſch von Froſchberg vor, welcher Schirmherr der Stadt geweſen und dort in dem alten Hauſe mit dem verſchnörkelten Giebeldache gehaust habe.

„Sehr intereſſant," meinte die junge Dame, „ich möchte wohl das Innere dieſes Hauſes betrachten. Es hat gewiß ſehr merkwürdige Treppen, Gänge und weite Wohngemächer?"

„Des Letzteren wenig," antwortete der Lohnbediente. „Das Haus iſt ſeit langer Zeit Eigenthum der Stadt und zu Wohnungen für ärmere Familien eingerichtet."

„Kennen Sie von dieſen Familien?"

„Hm — ja — was man ſo kennen nennt, das heißt es ſind mir einige Namen derſelben erinnerlich; ich komme ſelten oder nur bei ganz beſonderen Veranlaſſungen in dieſes alte Haus."

„Es iſt doch erlaubt, daſſelbe anzuſehen?"

„Erlaubt wohl, aber kaum der Mühe werth. Wenn Ew. Gnaden wollen, ſo können wir durch das Gebäude gehen, um es von der Rückſeite zu betrachten. Es iſt da noch ein Erker der ehemaligen Trinkſtube, den Maler und

Photographen interessant finden, auch ein kleiner, verwilderter Garten mit einem alten, sehr tiefen Brunnen."

„So gehen wir hinein, man findet da gewiß noch viel Sehenswerthes."

Die breite Thür mit einem Spitzbogen stand weit offen, statt aber den Fremden freundlich zum Eintritt einzuladen, schien sie in ihrer verwitterten und zerbröckelten Einfassung mit den schmutzigen, massiven Thürflügeln eher sagen zu wollen: „Nehmt euch vor mir in Acht, herein könnt ihr schon, ob ihr aber wieder glücklich hinauskommt, das ist eine andere Frage."

Doch Adelgunde verstand nichts von dieser stummen Sprache. Ihr war es interessant, die Wendeltreppe zu sehen, welche Magdalene so oft hinauf- und hinabgehüpft war, ein glückliches, harmloses, jungfräuliches Kind, später ein namenlos elendes Geschöpf. Da war die Wendeltreppe genau so, wie sie im Buche beschrieben, und die Thür dicht daneben; sie stand halb offen und führte gewiß zur Wohnung des philosophischen Schusters, jenes braven Mannes, der allen Schlägen des Schicksals sein heiteres Gemüth, die würdevolle Ruhe seiner Seele entgegenstellte. Ein Mann wie ein Patriarch, wenig sprechend, aber das was er sagte, durchdacht, edel und ruhig.

Adelgunde hätte diesem biedern Alten gern die Hand gedrückt und blieb einen Augenblick zögernd an der Thür

ſtehen, fuhr aber erſchrocken zurück, als mit einem Male aus dem Gemache heraus ein kleines, eigenthümlich geformtes Stückchen Holz mit ſolcher Gewalt gegen die Mauer des Ganges flog, daß es dort abprallend bis an die Hausthür hinſauste. Dieſem Stücke Holz folgte in der nächſten Sekunde ein kleiner, ärmlich gekleideter Bube, ein paar Schlappſchuhe an den nackten Füßen, mit faſt gleicher Geſchwindigkeit, ebenfalls an der Mauer anprallend, dann aber mit der Behendigkeit einer Katze davon eilend, während nun unter der Thür, wo der edle, philoſophiſche Schuſter wohnte, ein Fuß mit ſchwerem Stiefel erſchien und dann die robuſte, grobknochige Geſtalt eines ſehr gemein ausſehenden Mannes, deſſen zornig verzerrte Züge eine auffallende Röthe zeigten und der einen Knieriem in der nervigen Rechten ſchwang. „Dieſe verfluchte Beſtie!“ polterte er, „dieſer elende, infame Burſche! Wart, Kerl, wenn Du wieder kommſt, ſchlage ich Dir alle Knochen im Leibe entzwei; ich will Dich lehren, ſechs Kreuzer zu verlieren und mit leerer Flaſche zurückzukommen. Wart, Racker!“

Adelgunde hatte ſich vor Schrecken entfernt und war ſcheu an die Wand zurückgewichen, Schutz ſuchend hinter dem ausgezeichneten Lohnbedienten, welcher den aufgebrachten Schuſter mit einem ſtrengen Blicke betrachtete und mit jenem energiſchen Kopfaufwerfen, welches zugleich ein Frage-

zeichen iſt und ſagen will: „Nimm Dich in Acht, Du könnteſt an mir Deinen Mann finden.“ Obgleich der Schuſter dieß zu verſtehen ſchien, der vielleicht auch ſeinen Mann kannte, gab er doch Blick für Blick zurück, warf ſeine Hände auf dem Rücken zuſammen, machte einen krummen Buckel wie eine erboste Katze und fragte in höhniſchem Tone, ob er vielleicht der Prin[illegible]n da draußen ein paar Reiterſtiefel anmeſſen ſolle? Wenn nicht, ſo ſolle man ihn jetzt in drei Teufels Namen zufrieden laſſen. Damit trat er zurück und ſchmetterte die Thür ſo hinter ſich zu, daß die kreiſchenden Angeln wie ein Weheruf durch das ganze Haus drangen.

„Welch' ein roher Mann!“ ſagte Adelgunde bebend, mit einem ſcheuen Blick auf die wiedergeſchloſſene Thür, — — „wohnt — dieſer — Mann ſchon lange hier?“

„O ja, ſo lange ich denken kann haust er dort in ſeiner Räuberhöhle und wird auch da bleiben bis an ſein unſeliges Ende, wenn ſich die Polizei nicht veranlaßt ſieht, ihn früher in feſten Gewahrſam zu nehmen. Man ſagt ihm ſchlimme Sachen nach,“ raunte er der jungen Dame zu, „wie überhaupt dieſem ganzen Hauſe.“

„So — o — o — o, ich habe ſchon davon gehört, doch war es mir intereſſant wegen ſeiner maleriſchen Außenſeite.“

„Ja, auch die Herren Künſtler finden es intereſſant,

ſowohl wegen der Außen-, als auch wegen der Innenſeite. Sehen Ew. Gnaden hier das Treppenhaus, das iſt eigentlich das Hübſcheſte am ganzen Gebäude; es iſt hier an der hinteren Seite wie in einer Art von Thurm gebaut und die Maler loben die eigenthümlichen Fenſteröffnungen in jedem Stockwerk, ſowie auch die ſonderbare Konſtruktion der Balken zwiſchen dem Mauerwerk."

„Das iſt allerdings hier vom Hofe aus geſehen ſehr ſchön."

Oben iſt eine Plattform, von der man einen weiten Blick rings auf die Stadt und die ſie umgebenden Höhen hat."

„Wird es wohl erlaubt ſein, hinauf zu ſteigen?"

„Erlaubt wohl, — aber — Fremde, ſelbſt Damen gehen zuweilen hinauf, und wenn Sie wollen, brauchen Sie ſich eigentlich nicht zu geniren. Bitte aber Ew. Gnaden, vorher den Erker dort anzuſchauen, ganz Renaiſſance, reiner Styl, und hier iſt auch noch der alte Brunnen, von dem ich früher ſprach, der tiefſte in der Stadt; er ſoll, wie die Sage geht, mit einem kleinen Waldſee in Verbindung ſtehen, der ſich in einem Seitenthal jener Berge befindet. Wiſſen Ew. Gnaden, das iſt ſo eine märchenhafte Geſchichte, an die heutzutage kein vernünftiger Menſch mehr glaubt. Sie erzählen ſich, der Urahnherr jener Ritter, die dieſes Haus gebaut, ſei ein verwünſch-

ter und wieder entzauberter Frosch jenes Sees gewesen, woher auch der Name stammt und woher das ganze Geschlecht eine solche Liebhaberei zu jenem Waldsee draußen behalten, daß sie ihn nicht nur mit ihrem Brunnen in Verbindung gesetzt hätten, sondern auch mit der Fontäne draußen auf dem Platze. Nun aber ist einmal dazumal" — der ausgezeichnete Lohnbediente sagte dieß mit einer Handbewegung, als deute er zurück, weit, weit in nebelgraue Ferne — „eine etwas unheimliche Geschichte passirt, wie man sich erzählt, obgleich das unsereins und andere gescheidte Leute nicht glauben, daß nämlich einer der Junker Frosch von Froschberg sich mit dem allerdings ehrsamen Töchterlein eines ganz gewöhnlichen Handwerkers etwas gemein gemacht, daß darüber die ganze Sippschaft erbost sei und man das arme Bürgermädchen an einem schönen Tage draußen in dem Waldsee ertränkt gefunden hat."

„Ah, sie hieß Magdalene?"

„Ganz richtig."

„Man erzählt, daß sie Magdalene geheißen?"

„Und hatte schönes, langes, hellblondes, lockiges Haar. So berichtet allerdings die Sage," sagte der ausgezeichnete Lohnbediente mit einer etwas geringschätzigen Miene, „wie in allen dergleichen Märchen und Ritterromanen haben alle braven Jungfrauen, für welche edle

Ritter ſchwärmen, hellblondes, lockiges Haar, während die minder guten Charaktere ſchwarz gezeichnet ſind und die ganz anrüchigen roth. Wir kennen das — — nun aber kommt mit Ew. Gnaden Erlaubniß die Moral von der Geſchichte und zwar in Geſtalt der ertrunkenen Magdalene, in weißem Kleide, mit naſſen Haaren, wie ſie in drei verſchiedenen Nächten, natürlich um die Mitternachtsſtunde, hier dieſem Brunnen entſtiegen ſein ſoll und dreimal Wehe über das Haus der Fröſche gerufen habe. Sehen Ew. Gnaden hier auf dem Steinrande die Vertiefung, welche vom Druck ihrer linken Hand herrühren ſoll, während ſie die Rechte drohend gegen das Haus erhob. Darauf hätte die ganze Sippſchaft der Fröſche gezittert und es ſei raſch mit ihnen zu Ende gegangen, hier in der Stadt nämlich, während ſich draußen an dem Bergſee die Fröſche ſo ungebührlich vermehrt hätten, daß deßhalb wohl die alte Sage mit der ganz unmotivirten Bemerkung ſchließt, die Fröſche von Froſchberg hätten zur Strafe wieder ihre urſprüngliche Geſtalt annehmen müſſen."

IX.

„Ein hübſches Märchen," meinte Adelgunde, während ſie ihre Hand auf den Brunnenrand ſtützte und in die ſchwindelhafte Tiefe hinabblickte; dann ſagte ſie nach

einer Pauſe: „Doch meine ich, ſchon darüber geleſen zu haben, ſowie überhaupt Einiges, was dieſes alte Haus betrifft. Iſt nicht hier in ſpäteren Zeiten, ja noch vor Kurzem eine ebenſo unheimliche Geſchichte vorgefallen, wo es ſich, wie ich mich zu erinnern glaube, wieder um eine Magdalene handelte?“

„O, es gibt vielerlei Arten von Magdalenen,“ erwiederte der Lohnbediente mit einem ſonderbaren Lächeln; „auch mögen hier Geſchichten genug paſſirt ſein, nur habe ich nichts von einer beſonders unheimlichen gehört, und wenn nun Ew. Gnaden einen Blick von der Plattform auf die Stadt werfen wollen, ſo bitte ich, hier hinauf zu ſteigen.“

Damit zeigte er auf die ausgetretenen Stufen der Wendeltreppe und folgte alsdann der jungen Dame, die langſam hinanſtieg. Die kleinen Fenſter, von denen wir früher ſprachen, welche bald gegen Norden, bald gegen Oſten oder Weſten angebracht waren, gewährten allerdings einen hübſchen Blick auf die rings umherliegende Stadt in einem immer weiteren Kreiſe, je höher man ſtieg, und man mußte recht hoch ſteigen, ehe man zur Plattform gelangte. Unterwegs konnte ſich Adelgunde nicht enthalten, zuweilen ſtehen zu bleiben und die Stiege hinauf und hinab zu blicken, ſowie auch zuweilen ihre Hand auf die runde, im Laufe der Zeiten ganz blank gewordene Eiſen-

ſtange zu legen, welche das Treppengeländer vertrat. Hatte doch hier vielleicht die unglückliche Magdalene bei ihrer Flucht aus dem elterlichen Hauſe faſt zuſammenbrechend auf Augenblicke geruht, während ſie in ſtummer Verzweiflung gen Himmel blickte und den Schmerzensſchrei ihrer wunden Seele dadurch erſtickte, daß ſie eine ihrer dicken blonden Flechten zwiſchen die Zähne klemmte — gewiß ein recht gelungenes Bild. Wo ſie aber gewohnt, hätte Adelgunde gar zu gerne erfahren mögen, mochte aber den Lohnbedienten nicht weiter fragen, da ſie Urſache hatte zu glauben, er ſei durch irgend etwas gegen die Poeſie dieſes Hauſes eingenommen und nur in ſpöttiſcher Art mittheilſam über allenfallſige Vorfälle in demſelben. Deßhalb blickte ſie ſich auch gar nicht nach ihrem Führer um, als dieſer im zweiten Stockwerke bei einem Manne mit grünen Schreibärmeln ſtehen blieb und mit demſelben eine Priſe austauſchte; ja, ſie beeilte ſich, raſch die dritte Etage zu erreichen, blieb aber hier mit einem Male wie angewurzelt ſtehen, als ſie aus einer offenſtehenden Küche die ſchrille Stimme eines alten Weibes vernahm, welches in lautem Tone rief: „Magdalene, komme einen Augenblick herüber!“ — Alſo gab es doch eine Magdalene in dieſem Hauſe, zeigte ſich wieder eine Spur, die ſie vielleicht glücklicher, poetiſcher führte, als es ihre geſtrigen Begegnungen im Allgemeinen gethan hatten.

Paßte doch der zänkiſche Ton jener Stimme zum keifenden Weſen einer hartherzigen Mutter — hatte ſie doch „Magdalene“ gerufen.

Und dieſe erſchien in der Thür eines Zimmers dicht neben der Wendeltreppe, welche ſie haſtig weit aufriß und mit leichtem Schritt heraustrat — — — — ganz die Magdalene des Romans, und zwar in Geſtalt, Haltung, ja gerade ſo wenig bekleidet, als jene, von Verzweiflung getrieben, ihrer Heimat entfloh, ſo daß Adelgunde kaum ihren Augen traute und beſtürzt einen Schritt zurücktrat. Ja, das war die ſo genau geſchilderte üppige Geſtalt eines friſchen, jungen Mädchens mit hellblondem, lockigem Haar, von denen ſie, allerdings keine Flechte, aber eine raſch zuſammengewundene Maſche zwiſchen ihren roſigen Lippen hielt, mit den weißen Zähnen feſt darauf beißend. Nur Eines war hier ganz anders. Es war nicht das Geſicht einer verzweifelnden oder einer büßenden Magdalene; dieſe hier hatte heitere, ſchelmiſche Züge, und aus ihren glänzend blauen Augen lachte Luſt und Vergnügen. Ja, ſie lachte in Wirklichkeit und wandte ſich lachend gegen das Zimmer zurück, zu dem ſie eben herausgetreten und durch deſſen immer noch offene Thüre ſie die Worte rief: „O, ihre Farben werden ſo raſch nicht trocknen, ich komme gleich wieder!“ worauf die Antwort zurückklang: „Es iſt mir ganz einerlei, ich habe doch keine Luſt mehr zu dieſer

Arbeit.“ Dann erſt hatte ſie ihr zuſammengedrehtes Haar zwiſchen die Lippen genommen, wahrſcheinlich um gegenüber der ſtrengen Mutter das Lachen, welches über ihre Züge blitzte, nicht laut werden zu laſſen. So trat ſie der fremden Dame gegenüber, welche ein klein wenig erröthete, als ſie den allerdings etwas mangelhaften Anzug des jungen Mädchens bemerkte und als ſie ſah, wie dieſe Magdalene, welche wenig mehr an ſich hatte, als ein einfaches, kurzes Röckchen, nun ihr unentbehrlichſtes Kleidungsſtück gegen den Hals hin zuſammenzog, um ihre volle weiße Bruſt zu verdecken, ſich dann umwandte und raſch in die Küche hineinflog. Es war ein Troſt für Adelgunde, daß der ausgezeichnete Lohnbediente in dieſem Augenblick wieder die Treppen heraufkam und ſie durch eine ehrerbietige Handbewegung erſuchte, vollends auf die Plattform hinaufzuſteigen. Sie erſtieg die letzten Stufen mit einem unerklärlichen Gefühl, faſt mit ſchwankenden Schritten; doch war es nicht allein der Anblick dieſer Magdalene, was ſie dergeſtalt erſchüttert, ſondern der Klang jener Stimme, die aus dem Zimmer hervor geſprochen: „Es iſt mir ganz einerlei, ich habe doch keine Luſt mehr zu dieſer Arbeit.“ Ach, Adelgunde hatte ſie wiedererkannt, dieſe Stimme. — — Da ſtand ſie nun oben, und wenn auch ihre Blicke auf den Häuſern der Stadt, ſowie auf den blütenreichen Umgebungen ruhten, ſo ſah ſie in Wahr-

heit von allem dem nichts, ſondern ihre Gedanken waren mit dem Klang jener Stimme und mit dem Bilde jenes jungen Mädchens beſchäftigt, die ſo ſehr und doch auch wieder ſo gar nicht jener Romanſchilderung entſprachen. Allerdings ſchien auch dieß ein Roman zu ſein, aber ganz anderer Art.

Warum klopfte Adelgundens Herz ſo ängſtlich, ſo heftig, warum ſtampfte ſie unmuthig mit dem kleinen Fuße auf den Boden, bevor ſie ihren Führer fragte: „Wiſſen Sie vielleicht, wer in dem Stockwerk, das wir ſo eben verlaſſen, wohnt?“

Der ausgezeichnete Lohnbediente ſchloß momentan ſeine Augen, indem er leicht mit den Achſeln zuckte und antwortete: „O, Ew. Gnaden, da wohnt Allerlei. Zuerſt eine Wittwe mit einer allerdings ſehr ſchönen Tochter, welch' Letztere unſern Malern genau bekannt iſt, und können Sie die Magdalene in allen möglichen Geſtalten auf allen möglichen Bildern ſehen.“

„Ah — — — — ich dachte es mir.“

„Ferner wohnen dort unten gegen die Straße ein halbes Dutzend Familien, die ich nicht kenne, während rückwärts, gegen Norden zu, in den hohen Räumen des alten Gebäudes einige ſehr gute Ateliers für Maler eingerichtet ſind.“

„Kennen Sie von dieſen Malern?“

„Ein paar, Ew. Gnaden, aber nur den Namen nach. Da iſt Herr Lambert, Herr Stein und Herr Regnier, drei junge Leute, die Tüchtiges leiſten, wie man ſagt.“

„Ah, auch dieſer Herr Regnier, von dem ich neulich ein Bild geſehen, wohnt hier im Hauſe?“

„Ich glaube nicht, daß er hier wohnt, er hat nur ſein Atelier da unten. Wollen Sie vielleicht die Bilder einiger dieſer Herren anſehen?“

„O nein, verlaſſen wir dieſes Haus, ich habe hier genug geſehen.“ Raſch begann ſie die Treppe hinabzuſteigen, blieb aber mit einem Male und ſo plötzlich ſtehen, daß ſich der ausgezeichnete Lohnbediente raſch gegen die Mauer drücken mußte, um nicht gegen die junge Dame anzuſtoßen. Vernahm ſie doch von unten her den Klang jener Stimme wieder und hörte dieſelbe in einem bittern Tone ſagen: „Allerdings iſt es nichts mehr mit der Kunſt und mit uns Künſtlern. Beſſer wäre es freilich, ein Anſtreicher geworden zu ſein und an Fenſtern und Thürläden herumzupinſeln,“ worauf die ſchrille Stimme des alten Weibes erwiederte: „Dummes Zeug, es kommt nur darauf an, was man malt. Die Leute wollen nun einmal Ihre verzwickten metrologiſchen Bilder nicht; da nehmen Sie Herrn Lambert oder Herrn Stein. Der Eine hat meine Magdalene als Fauſt und Gretchen gemalt und ſie gleich verkauft, und der Andere auf Beſtellung als badende

Nymphe. Das laſſe ich mir gefallen, das gefällt den Leuten, wenn ſie es verſtehen.“

Ein kurzes Lachen klang als Antwort herauf, worauf die ſchrille Stimme noch ſchriller fortfuhr: „Ja, lachen Sie nur, auch wir haben den Schaden davon, wenn Sie keine Bilder verkaufen. Freilich, das gutmüthige Ding macht ſich nichts daraus, aber ich — — die Mutter.“ Damit flog unten eine Thür in's Schloß und man vernahm den Schall von Tritten, welche ſich die Treppe hinab verloren.

Adelgunde preßte ihre Hand auf das Herz und vermochte erſt nach einiger Zeit ihren Weg fortzuſetzen. Wie ward ihr aber zu Muth, als ſie, ſich zwiſchen dem dritten und zweiten Stockwerk befindend, vernahm, daß der, welcher ſoeben an der Küchenthür geſprochen und die Treppen hinabgegangen war, mit einem Male wiederkehrte und ihr entgegenkam. Zurück konnte ſie ſo raſch nicht mehr; es wäre das auch eine lächerliche und gänzlich grundloſe Flucht geweſen. So nahm ſie ſich denn feſt zuſammen, um, als Arthur Regnier nun voll auftauchte und mit dem Ausdruck höchſten Erſtaunens ſeinen Hut zog, mit einem freundlichen Gruße vorüberzuſchreiten.

Der junge Maler blickte ihr überraſcht nach, ſo lange noch etwas von der kleinen Feder auf ihrem Hute ſichtbar war; dann ſtürzte er, anſtatt in ſein Atelier, wo er

etwas vergeſſen hatte, das er aber jetzt erſt recht vergaß, in die Küche, wo die keifende Alte immer noch das gleiche Geſprächsthema wie vorhin mit der unmuthig aufhorchenden Magdalene verhandelte, und fragte eilig, ob Niemand von Beiden die junge Dame geſehen habe, was ſie gewollt und wo ſie geweſen ſei.

Magdalene hatte ſie allerdings geſehen, gab das mit einem trotzigen Kopfaufwerfen zu und fügte bei: „Wo wird die mit ihrem vornehmen Thun geweſen ſein? Natürlich bei Herrn Lambert, der nur Prinzeſſinnen malt.“

„Bei Lambert! Das iſt möglich. Lambert iſt ein ganz verfluchter Kerl.“ Dabei ging er den Gang hinab nach dem Atelier ſeines Bekannten und vernahm kaum, wie Magdalene hinter ihm ein lautes, ſeltſam klingendes Lachen aufſchlug.

Lambert war allerdings nach den Begriffen ſeiner Freunde und Kunſtgenoſſen ein ganz verfluchter Kerl, ein Heimlichthuer und Duckmäuſer. An ſeiner Thür ſtand angeſchrieben, daß er nur an zwei Tagen der Woche, Montags und Donnerstags, zu ſprechen ſei, und zwar zwiſchen 12 und 1 Uhr, und daß er die Beſucher bäte, dreimal anzuklopfen. In der Thür hatte er eine kleine, noch von Niemand entdeckte Oeffnung, wo er ſich dieſe Beſucher beſchaute, um danach Bilder, die er in der Arbeit hatte, wegſtellen oder verhängen zu können, denn er machte

aus allem dem, was er gerade unter der Hand hatte, besonders vor den Kunstgenossen, ein großes Geheimniß, und wenn er diese auch zu andern Zeiten in's Atelier ließ, so fanden sie ihn mit einer gleichgültigen Skizze beschäftigt, während seine wirklichen Arbeiten umgekehrt gegen die Wand lehnten oder mit grünen Tüchern verhüllt waren.

Lambert war bedeutend älter wie Regnier und hatte etwas Abstoßendes, Sarkastisches in seinem Wesen, wobei es ihm zu gleicher Zeit Freude machte, Jemand einen kleinen Schabernak zu spielen, der für ihn von um so angenehmerer Wirkung war, wenn er als Urheber gänzlich unbekannt blieb und so im Stande war, sein Bedauern, aber stets mit einigen boshaften Worten, auszudrücken.

Regnier als Zimmernachbar wußte sich als solcher zu erkennen zu geben, indem er ihm auf eine eigene Art an die Thür klopfte, worauf diese nach einiger Zeit ein klein wenig geöffnet wurde und Lambert, in der Spalte stehend, mit verdrießlichem Gesichte fragte: „Was willst Du zu so ungewohnter Zeit; warum störst Du fleißige Leute, wenn Du selbst nicht arbeiten magst?"

„Laß mich für einen Augenblick hinein, ich werde wahrhaftig Deine Bilder nicht betrachten, Dich auch nicht lange aufhalten."

„Du weißt, daß mir meine Zeit kostbar ist."

„Gewiß, und werde deßhalb, um recht beſcheiden zu ſein, mit der Thür in's Haus fallen.“

Regnier ſagte das, nachdem er ſich faſt mit Gewalt eingedrängt und dann die Thür hinter ſich zugemacht hatte.

„Nun, was willſt Du?“

„Es war ſo eben eine Dame bei Dir.“

„Hm — eine Dame — ja, wenn Du willſt oder wenn Du das eine Dame nennſt.“

„Allerdings eine Dame und eine ſehr ſchöne Dame.“

„Ah ſo!“ erwiederte Lambert, „deßhalb intereſſirt ſie Dich. Ja, mein lieber Freund,“ fuhr er lächelnd fort, indem er ſich mit dem Stiel des Pinſels, den er in der Rechten hielt, in ſeinem ſchon ſtark ergrauten Bart kratzte; „auch wir haben unſere intereſſanten und angenehmen Bekanntſchaften.“

„Es war eine Fremde — die Du malſt?“

Da nun Lambert nicht genau wußte, was ſeinen Freund mehr ärgern würde, wenn er ihm zugeſtehe, er male die Dame, oder wenn er ſonſt etwas argwöhnen ließ, ſo begnügte er ſich zuerſt, auffallend die Schultern in die Höhe zu ziehen und dann ausweichend zu ſagen: „Mein lieber Junge, auch Unſereiner hat ſeine kleinen Geheimniſſe, und da ich niemals den Deinigen nachforſche, ſo könnteſt auch Du mich in dieſer Richtung ungeſchoren laſſen, beſonders jetzt, wo ich viel zu thun habe — Zeit

iſt Geld, ein ſehr ſchönes Sprüchwort, von deſſen Wahrheit Du allerdings einen ſehr ſchwachen Begriff haſt. Addio, caro."

„Hol' Dich der Teufel — nachdem Du mir Auskunft gegeben!" rief Regnier, indem er dem Andern eine Photographie vor das Geſicht hielt — „nachdem Du mir geſagt, ob dieß die Dame iſt, die eben bei Dir war."

„Allerdings, ich ſehe keinen Grund, das zu leugnen."

„Und Du malſt ſie?"

„— — — — Nein. Sie bot ſich mir als Modell an."

Lambert kannte zu genau ſeinen Mann, um nicht zu wiſſen, daß ein anderes, tieferes Intereſſe als künſtleriſcher Neid Regnier zu dieſer dringenden Frage veranlaßte. Das hatte ihm auch das Vorzeigen der Photographie klar gemacht, und während er äußerlich den Gleichgültigen ſpielte, lachte er innerlich vor Behagen, als er merkte, wie der junge Menſch erbleichte, wie er ſeine Unterlippe zwiſchen die Zähne klemmte und wie ſeine plötzlich aufflammenden Blicke gleich darauf, durch den Ausdruck eines tiefen Schmerzes gedämpft, faſt ausgelöſcht wurden. Dann warf er ſeinen Hut auf den Kopf, rief ein kurzes: „Ich danke!" und ſtürzte zum Zimmer hinaus, die Treppen hinab aus dem Hauſe. Ja, als er ſchon die halbe Straße durcheilt hatte, war er noch ſo wenig Herr ſeiner Gedanken und Bewegungen, daß er an einer Ecke mit Jemand ſo heftig

zuſammenſtieß, daß Jenem faſt der Hut vom Kopfe geflogen wäre.

„Bitte um Entſchuldigung.“

„Wie kann man aber auch ſo blind und unvernünftig rennen?“

„Blind und unvernünftig!“ brauste der junge Maler auf, indem er raſch ſtehen blieb und ſich umwandte, „erlauben Sie — — ſo, Du biſt es; na, nichts für ungut, ich war ein wenig ſtark mit meinen Gedanken beſchäftigt.“

„Das müſſen in der That wuchtige Gedanken geweſen ſein,“ gab lachend der Photograph, Herr Schellenberger, zur Antwort; wenn ich mich nicht wie ein Fels im Meer gehalten hätte, ſo hätteſt Du mich drüben in der Goſſe aufleſen können. Treibt Dich der Hunger ſo haſtig in die Welt hinein? So komm und laß uns in dem blauen Bock frühſtücken. Es iſt da im Garten eine herrliche Fliederlaube, wie gemacht, um einen klaren, kühlen Morgenſchoppen zu ſich zu nehmen.“

„Dazu ließ ſich denn Regnier auch nach einigem Widerſtreben verführen und bald ſaßen ſie in der Laube vor dem klaren, kühlen Morgenſchoppen, umduftet von Flieder, unter dem Geſumme zahlloſer Bienen.

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus,
Post jucundam juventutem.

Post molestam senectutem
Nos habebit humus . . .“

intonirte der Photograph zwiſchen dieß melodiſche Geſumme hinein, und Arthur Regnier, träumeriſch blickend in das ſchon einigemal ausgetrunkene und raſch wieder aufgefüllte funkelnde Naß, ſetzte hinzu:

„Dieſe Verſe, in's nüchterne Proſaiſche überſetzt, ſagen uns deutlich, daß wir Eſel ſind, wenn wir ein langes Leben mühſelig durchkämpfen, um endlich, nachdem wir alle Mühen und Schrecken empfunden, müde und verdrießlich in das Jenſeits abzufahren. Warum denn nicht lieber in friſcher Jugendkraft mit gleichen Füßen hinüberſpringen? Es wäre das wahrhaftig geſcheidter, als ſo fort zu vegetiren, von einer Enttäuſchung in die andere fallend. Schade, daß ich kein Großer und Mächtiger dieſer Erde geworden bin; ich ließe mir eine rieſenhafte Steinbowle aushöhlen in hartem, reinlichem Granit, groß wie ein kleiner See; ich ließe ſie umpflanzen mit Flieder und Gaisblatt, ließe ſie füllen mit köſtlichem Maitrank und ſchwämme darin herum, bis ich, in ſeliger Betäubung langſam untergehend, voll der köſtlichen Flut, in jene beſſere Welt hinüberzöge.“

„Woher auf einmal wieder dieſer unmotivirte Lebensüberdruß. Schäme Dich, junger Menſch; was hat's gegeben?“

Nicht viel, eigentlich gar nichts; ein kleine Enttäuſchung weiter. Meine Vermietherin hat mir das Atelier gekündigt, weil ich nicht zahlen kann, und aus dem gleichen Grunde ſoll mir Magdalene nicht mehr Modell ſitzen; auch habe ich die Andere wieder geſehen, die von geſtern."

„Ah, die. Nimm Dich in Acht vor ihr, das iſt ein verdächtiges, zweideutiges Weſen."

„Alſo hätte Lambert Recht."

„Kennt er ſie?"

„Er that ſo, aber was weißt Du von ihr?"

„Nichts Gutes, doch habe ich gelobt, nichts darüber zu reden. Später wirſt Du Alles erfahren."

„Ja, ja, ich glaube Dir, es iſt ſo, wie dieſer Lambert geſagt und wie Du andeuteſt. Aber wiſſe," rief Arthur Regnier haſtig aufſpringend und ſeine Haare aus der Stirn ſchleudernd, „daß es ſo ſein muß, iſt entſetzlich für mich, Du biſt mein Freund, Du weißt es, daß ich in meinem Leben nie etwas Anderes geliebt habe, als die Kunſt, nie — bis zu jenem Augenblicke, wo ich jenes ſchöne Weib geſehen."

„Ein Dämon, ſage ich Dir, Arthur," murmelte der Photograph, indem er mit einem etwas ſchweren Kopfe ein paar Blättchen Waldmeiſter aus ſeinem Glaſe fiſchte, — „ein Dämon, drum laß uns trinken und alles Andere vergeſſen."

X.

Die arme Adelgunde — welche ſchmerzliche, bittere Enttäuſchungen waren ihr bis jetzt dafür zu Theil geworden, daß ſie mit reger Phantaſie, mit warmem, gefühlvollem Herzen die Spuren eines Romans aufgeſucht hatte, für den ſie ſich intereſſirte, daß ſie gehofft hatte, noch von jenen Weſen zu finden, friſch und lebenswarm, edel und gut, wie ſie der Dichter geſchildert, prächtige Originale, hinreißend in ihrem Glück wie in ihrem Unglück, und daß ſie ſtatt deſſen finden mußte, der Verfaſſer habe, ſtatt friſch in's Leben zu greifen, aus einem Keſſel geſchöpft, deſſen allerdings recht wohlſchmeckende Brühe er ſich künſtlich zubereitet, indem er von einem halben Dutzend verſchiedener Charaktere das Pikanteſte zuſammengethan, Gutes in Böſes, Verworfenes in Edles verkehrt, dieſes Gemiſch in kleine Portionen abgetheilt und dem geneigten Leſer aufgetiſcht, verziert mit allerliebſten Landhäuſern, ſowie mit düſtern, ſpukhaft unheimlichen Häuſern, mit alten ſteinernen Ritterfiguren, einſamen Bergſeen, blühenden Bäumen und duftigen Blumen. Ja, Adelgunde war auf's Schmerzlichſte enttäuſcht, nicht nur, daß ſie ſtatt des poetiſch gezeichneten Künſtlerhaushaltes mit den blühenden Kindern die proſaiſche Figur des Herrn Schellenberger gefunden, oder daß die intereſſante Magdalene, mit der ſie geliebt

und gelitten, zur Hälfte aus einem fabelhaften Wassergespenste bestand und zur anderen Hälfte aus etwas weit Geringerem; nicht nur, daß sich der edle, biedere, philosophische Schuster in Wirklichkeit als ein ganz gemeiner Trunkenbold erwiesen — nein, was sie am tiefsten verletzt, war, daß der im Buche so humoristisch liebenswürdig geschilderte Stadtrath Schmetterer sich als ein über alle Beschreibung alltäglicher Polizeibeamter entpuppte, und letzteres hatte sie indirekt durch den blondgelockten Kellner erfahren, dessen Protektion sich ihre Kammerfrau erfreute. Mit allen Zeichen sittlicher Entrüstung hatte der Blondgelockte nämlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit berichtet, wie er durch den ausgezeichneten Lohnbedienten erfahren, daß Herr Schmauder, der geheime Polizist, auf Befehl des Stadtraths Schmetterer beauftragt sei, alle Schritte des gnädigen Fräuleins auf's Genaueste zu beobachten und darüber an die betreffende Behörde zu berichten; nein, das war zu arg, und Adelgunde hätte schon den Befehl zum Einpacken gegeben und die Stadt heute noch verlassen, wenn Madame Bröselich nicht noch im Rückstand gewesen wäre und wenn sie es nicht für unrecht gehalten hätte, den Photographen, der ja eigentlich nichts dafür konnte, daß er so wenig jenem Arthur Regnier des Romans glich, in Schaden zu bringen.

Und jener echte Arthur Regnier — — ganz leise,

ganz heimlich, ganz verſtohlen geſtand ſie ſich in einem Augenblick, wo ſie ihre ſchönen Augen mit der feinen Hand bedeckte, daß er unter andern Verhältniſſen wohl im Stande geweſen wäre, einen dauernden Eindruck auf ihr Herz zu machen — bei dem Wort „dauernd“ bezeugte ein leiſer Seufzer, der ihre Bruſt ſchwellte, daß es im Allgemeinen an einem Eindruck nicht gefehlt habe — darum fort von hier ſo raſch wie möglich.

Sollte ſie aber dieſem verächtlichen Schmetterer und ſeinem Polizeiwerkzeug zu lieb den ſchönen Nachmittag, dem ein wunderbarer Abend zu folgen verſprach, im Zimmer zubringen, oder ſollte ſie in der ſchönen Natur umhergehen mit dem unangenehmen Gefühl, auf Schritt und Tritt beobachtet zu werden.

Dagegen gab es übrigens noch ein hübſches Mittel, und dieſes Mittel beſchloß ſie zu gebrauchen. Streifte es doch auch ein wenig an's Romanhafte, — ach! und für alles Romanhafte hatte Adelgunde ſtets eine kleine Schwäche beſeſſen. Sie nahm von den ernſt ausſehenden, ſehr würdig gehaltenen Kleidern ihrer alten Kammerfrau, verdeckte mit einem Shawl derſelben in einem etwas auffallenden Farbenmuſter ihre ſchlanke Taille, ſetzte den Hut auf mit blauem Schleier und entlehnte zum Ueberfluſſe noch die blaue Brille ihrer Dienerin. So verwandelt, Gang und Haltung auf's Trefflichſte nachahmend, war es kaum

möglich, sie zu erkennen, und sie würde auch sicher unerkannt geblieben sein, wenn der blondgelockte Kellner nicht, allerdings unschuldigerweise, an ihr zum Verräther geworden wäre. Dieser sah sie nämlich die Treppe herabkommen und dabei unter ihrem dunkelfarbenen Rock ein so feines Füßchen, einen so untadelhaften schneeweißen Strumpf nebst Zubehör — ein gewandter Kellner denkt häufig in Ausdrücken der Speisekarte — hervorleuchten, daß er, stutzig gemacht über diese Verkleidung, eine freilich unerklärliche eifersüchtige Regung fühlte — junge Leute haben häufig dergleichen thörichte Grillen — und vor das Thor des Hotels hinausraste, um der vermeintlichen Kammerfrau so auffallend nachzuschauen, daß Herr Schmauder, der sich nicht ganz zufällig mit einem gegenüber stehenden Fiaker unterhielt, seinem Polizei-Instinkte und der Dame folgte.

Diese nahm für heute ihren Weg in einer ganz anderen Richtung, denn sie scheute sich ordentlich vor der Straße, in welcher der Gemeinderath Schmetterer hauste, sowie auch vor jener, wo sich das Haus mit dem gezackten Giebel befand. Es war ihr angenehm, neue Wege, Plätze und Gäßchen zu finden, wo sie wohl sicher sein konnte, durch nichts mehr an die Spuren jenes Romans, welche für sie so unangenehm geworden waren, erinnert zu werden; ja, sie athmete freier auf, als sie in ein stilleres Stadtviertel kam, mit wenig Leben und Verkehr auf

den Straßen, und dann immer weiter hinaus, wo dieſe Straßen nur noch durch ein paar neuerbaute Häuſer tracirt wurden, um endlich in großen Gärten voll blühender, duftender Obſtbäume aufzuhören. Hier zog ſich das Terrain ſanft gegen die Bergwand hin und hier folgte ſie einem kleinen, geſchlungenen Fußwege, der zwiſchen hohen, dichtbelaubten Hecken führte und wo noch hie und da kleine Gitterthore einen Blick in die anſtoßenden, mehr oder minder gut gepflegten Gartenſtücke erlaubten. In manchen wurde fleißig gearbeitet, und hier ſah man gelbe, freundliche Kieswege ſich leuchtend durch grüne Raſenſtücke winden und Gebüſchgruppen auf zierliche Weiſe einander verbinden; andere aber prangten nicht minder reizend in der Fülle einer ungebändigten Vegetation, und wenn jene zierlich geputzt und friſirt erſchienen, ſo hätte man dieſe mit einer träumeriſchen, üppigen Mädchennatur vergleichen können, durch deren volles, keck und lockig herabfallendes Haar wilde Roſen geſchlungen waren, und da Adelgunde dieſe Urſprünglichkeit ſaftigen Grüns, durchflochten mit wilden Roſen, außerordentlich liebte, ſo blieb ſie an einem dieſer verwilderten Gärten ſtehen, lehnte ſich an ein ziemlich nachläſſig gehaltenes Gitterthor und ſchaute hinein. Sie ſah vor ſich große, dichte Gebüſchmaſſen, ſo die Wege überwuchernd, daß dieſe hie und da wie grüne Laubtunnels ausſahen, und dieſe Wege ſelbſt Gras- und Moos-

particen gleichend. Zwiſchen ein paar mächtigen Bäumen im Hintergrunde hindurch ſchimmerte ein graues Haus mit hohem, ſpitzigem Dache, ein ſeltſames, alterthümliches Gebäude, wie man es zuweilen auf Bildern ſieht, am Rande eines Teiches, an deſſen Ufer hochfriſirte Damen in ſteifen Schnürleibern und bauſchigen Reifröcken luſtwandelten. Da Adelgunde nicht ohne Phantaſie war, ſo malte ſie ſich eine ſolche Szenerie lebhaft aus und konnte ſich deutlich vorſtellen, daß ſie ſich hier auf der Rückſeite jenes kleinen Schlößchens befände und daß ſich jenſeits an der vordern Front in der That ein ſolcher Teich ausbreite mit jenen bunten, porzellanartig ſteifen Figuren, die ſich dort unter zierlichen Geſprächen ergingen, Fächer wedelnd, in gemeſſenen, geiſtreichen Unterhaltungen — — — —

— — Wie erſchrack ſie aber, als plötzlich Jemand vor ſie hintrat, der ſo vollkommen zu ihren Träumereien paßte, ein alter Herr mit ſchwarzen Kniehoſen und grauen Strümpfen, einem freilich etwas abgeſchabten flaſchengrünen Frack und einer gelben Weſte, mit ſehr zerknittertem, iſabellfarbigem Buſenſtreif. Der alte Herr hatte ein eingefallenes Geſicht, ſo bleich, daß ſelbſt das weiße Haar demſelben kaum mehr als ein lederfarbiges Kolorit verleihen konnte; dabei blitzten ſeine Augen in einem faſt unheimlichen Feuer und war das Lächeln, mit dem er ſich nun vor Adelgunde, vielmehr vor der alten Dame mit der

blauen Brille verbeugte, etwas Geſpenſtiges; alt klang ſeine Stimme, ſchwach und zitternd, als er ſagte: „Ich würde ſehr dankbar dafür ſein, wenn Ew. Gnaden die außerordentliche Güte hätte, dieſen kleinen Garten zu beſichtigen, welcher trotz ſeines verwilderten Zuſtandes etwas höchſt Poetiſches hat, — bitte, treten Sie näher — ſo, meine Gnädige, Sie werden das nicht bereuen," fuhr der alte Herr fort, nachdem er das Gitterthor hinter Adelgunde, die faſt willenlos eingetreten war, wieder geſchloſſen hatte und nun mit ihr durch einen jener Laubtunnels dahin ſchritt.

„Sie werden ſehen, daß dieſe Wildniß hier mit geringer Mühe in einen jener zierlichen Gärten umgeſchaffen werden könnte, wie wir ſie in unſerer Jugend ſahen, wie Sie, meine Verehrteſte, dieſelben in Ihrer, auch ſchon längſt entſchwundenen Jugend liebten; ich aber liebe das Natürliche, das Ueberwältigende und Ueberwuchernde in der Natur wie in der Kunſt — iſt Ihnen vielleicht eine Priſe gefällig?"

Letzteres fragte der alte Herr mit einer zierlichen Verbeugung, indem er eine Porzellandoſe aus ſeinem flaſchengrünen Rock hervorholte — „nicht? — auch gut. Um wieder an das, was ich eben ſagte, anzuknüpfen, ziehe ich einen toſenden Waſſerfall den feinen Strahlen einer künſtlichen Fontäne vor. Sie werden allerdings bemerken, daß

dieſe Vaſen hier geborſten und theilweiſe herabgefallen ſind. Warum auch nicht? Die wirkende Natur in ihnen wurde zu mächtig und trieb ſie auseinander, ſie haben ihren Zweck erfüllt. Sie bemerken dort eine Statue neben ihrem Poſtamente, mit dem Rücken auf dem Boden liegend. Es iſt ihr wohler ſo, ſie ruht aus von dem langweiligen Stehen und betrachtet mit Muße die am Himmel ziehenden Wolken oder ihn ſelbſt in ſeiner unvergleichlichen Bläue, des Nachts aber Mond, Sterne, und alles das mit einer gewiſſen Seelenruhe, die man Gleichgültigkeit, Lebloſigkeit nennen könnte. Aber ich weiß das beſſer; ſie lächelt, wenn ein Komet am Himmel ſteht oder wenn ich Nachts bei geöffneten Fenſtern meine gewaltige C-Moll-Symphonie ſpiele."

„Ah, Sie ſind Muſiker, mein Herr?" fragte Adelgunde, unwillkürlich ſtehen bleibend und indem ſie verſtohlen nach dem Eingang blickte, der aber hinter den wirren Büſchen verſchwunden war."

„Ja, Madame, ich bin Muſiker, und wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich die Ehre haben, Ihnen ein kleines Tonbild auf meiner Orgel vorzutragen.

„Sie brauchen ſich durchaus nicht zu geniren," ſetzte er verbindlich hinzu, als er ſah, wie die Dame unſchlüſſig ſtehen blieb; „es macht mir das durchaus keine Mühe und Ihnen ſoll es Vergnügen verurſachen. Ich gebe Ihnen

ein wundervolles Tonbild, etwas Zukunftsmusik. Sie sollen das Ringen einer Seele anklingen hören, welche auf natürlichem Wege dieß große Gefängniß, Erde genannt, zu verlassen strebt — mir ahnte es, daß Sie kommen würden, Madame, — und ich bin entzückt, eine solch' ausgezeichnete Zuhörerin gefunden zu haben."

Adelgunde glaubte zu träumen; es war ihr zu Muth, als säße sie unter einer betäubend duftenden Fliederlaube und lese nicht nur Phantasiestücke und Märchen, sondern sehe auch die in denselben vorkommenden Figuren lebendig um sich herum spazieren; der Flieder duftete in Wirklichkeit um sie her; neben ihr ging die seltsame Gestalt des alten Herrn, stets einen halben Schritt voraus und sie durch zierliche Handbewegungen ersuchend, ihm rasch zu folgen.

War sie nun wieder in jenen Zauberkreis hineingezogen worden, den das Lesen jenes Romans um sie gebildet hatte? War dieser alte Mann ein, allerdings verzerrtes, Spiegelbild jenes jungen, schwärmerischen Musikers, der, nur erfüllt von seiner Kunst, das eigentliche Wesen, das wahre Leben und Lieben der unglücklichen Magdalene nicht verstanden — er trat also in der That lebendig und doch wieder so romanhaft vor Adelgunden hin, während das junge Mädchen, dessen Erscheinung als ein flüsternder Hauch sie vollkommen verstanden hätte, nun körperlich

frisch, wie eben aus dem Rahmen des Buches tretend, vor ihr erschienen war, jene Magdalene, die im Roman ganz anders, die ein schattenhaftes Nebelbild gewesen.

Adelgunde bedeckte einen Moment ihre Augen mit der Hand, es schwindelte ihr; dann schrack sie beinahe zusammen, als sie fühlte, wie der alte Herr ihren Arm durch den seinigen zog und sie mit sanfter Gewalt vorwärts führte, dabei in Einem fort plaudernd. „Sie werden es erstaunlich finden, Verehrteste, wenn Sie auch hier wieder sehen, wie Alles in dieser Welt so veränderlich ist, so wandelbar. Bemühen sich Ew. Gnaden einen Augenblick auf diese kleine Anhöhe, von wo man beim Hause vorbei einen anderen Theil dieses kleinen Parkes übersieht, verwildert allerdings, aber prächtig verwildert. Dort war früher ein kleiner Teich, nach und nach ist er ausgetrocknet bis auf eine geringe Pfütze trüben Wassers in der Mitte, wo sich die dichte Masse von Schilf und Binsen befindet. Daß ich die Wahrheit sprach, werden Sie am Ufer, an den bunten Trümmern jener alten Gondel sehen, die dort bei dem abnehmenden Wasser sitzen blieb und in Trümmer fiel."

„Gerade so dachte ich es mir."

„Ich bin entzückt, Madame, daß Sie den ehemaligen Glanz des Parkes so richtig zu würdigen verstanden, eines Parkes, der in seiner jetzigen Gestalt für mich ungleich

intereſſanter iſt. Alles das begeiſtert mich zu gewaltigen, naturwüchſigen Phantaſieen, und als ich meine Symphonie: ‚Die Strandung der Arche Noah's‘ komponirte, war der Anblick jener Gondel für mich auf's Höchſte anregend. Doch treten wir zurück auf die andere Seite des Hauſes, dort werde ich Sie an einen kleinen, heimlichen Platz führen, von welchem aus Sie mein Orgel-Adagio am beſten vernehmen können — — hier, ſehen Sie dieſe kleine, dichtumrankte Laube.“

Adelgunde blieb davor ſtehen, erſchreckt, bebend; ihre Blicke hafteten auf einer luftigen Veranda, nicht ſehr weit entfernt von dem heimlichen Plätzchen, welches der alte Muſiker angezeigt, denn unter dieſer Veranda bemerkte ſie, den Kopf auf beide Arme geſtützt, das Geſicht aufwärts gekehrt, Arthur Regnier, und an ſeiner Seite Magdalene ſitzend, die Magdalene aus dem Hauſe mit dem Giebeldach, welche eine Hand auf die Schulter des jungen Mannes gelegt hatte und jetzt, zu der fremden, alten Dame hinüberblickend, ihm etwas ſagte, worauf er achſelzuckend erwiederte: „Was kümmert es mich, wen er ſich zum Zuhören eingeladen? Irgend eine alte Dame ſeiner Bekanntſchaft.“

„So ſetzen Sie ſich, meine Verehrteſte,“ ſprach der Muſiker, „und laſſen Sie ſich durch die Beiden dort nicht ſtören,“ fügte er hinzu, als er Adelgundens Hinſtarren nach der Veranda bemerkte — „junges Volk das, die

hier in Blütenduft bei einer Bowle Maitrank glücklich sind, vielleicht auch unglücklich. Doch was kümmert uns das? Bitte, setzen Sie sich und genießen Sie meine Darstellung."

Adelgunde mußte seinem Drängen Folge leisten, und als sie dann in der dicht umsponnenen Laube saß, war sie den Blicken der Beiden drüben entrückt, mußte aber, sie mochte wollen oder nicht, einzelne Worte von ihrer Unterhaltung vernehmen, trotzdem jetzt aus einem geöffneten Fenster des Hauses weiche Orgelakkorde hervordrangen.

„So ist es," sagte Magdalene, „und die Mutter hat gesagt, sie schlösse heute noch ihr Atelier und keinen Fuß mehr dürften Sie über unsere Schwelle setzen."

„Was kümmert's mich, ich bin überhaupt entschlossen, nichts mehr zu malen."

„Aber mich kümmert es — Arthur, mich kümmert es sehr."

„Bah, warum denn, sei gescheidt. Da, nimm noch ein Glas von diesem wunderbaren Trank und Du wirst sehen, wie das Deine Ideen erweitert — warum kümmert es Dich auch?" fuhr er plötzlich in einem trotzigen Tone fort, indem er sich aufrichtete, beide Fäuste auf den Tisch stützte und ihr voll in's Gesicht blickte, „bleibt Dir doch Lambert und Stein, ohne die Anderen, die glücklich sein

werden, Deine schöne Gestalt, Dein Gesicht, und Dein prächtiges Haar malen zu dürfen."

Sie schaute zu ihm hin, aber es war nicht mehr dasselbe Gesicht, welches Adelgunde heute Morgen lachend und heiter gesehen; es waren dieß jetzt geistig durchwebte, verklärte Züge, aber durchzuckt von tiefem Schmerz — es waren die Züge jener andern Magdalene, als sie zum letzten Male, wie der Roman erzählte, hier in demselben verwilderten Garten saß — allein, unter derselben Veranda, lauschend jenen herzdurchdringenden Orgeltönen, welche unter den Fingern Desjenigen hervorquollen, der zu sehr von seiner Kunst begeistert war, um ihr namenloses Weh zu verstehen.

Wie zitterten auch jetzt wieder die klangvoll düsteren, schweren Orgelakkorde durch die weiche Luft, spielend auf den Sonnenstrahlen, wie ein mitfühlendes Herz hätte glauben können, leise bewegend Blätter und Blüten — mußte doch Adelgunde ihre Hände fester an ihre Brust pressen, um einem tiefen, schmerzlichen Seufzer nicht zu gestatten, daß er ihr Auge mit Thränen füllte.

„Warum kümmert es Dich?" fragte er barsch.

„Weil ich Dich liebe, o so sehr liebe, und nicht leben mag, wenn ich Dich nicht wiedersehen darf."

„Und habe ich Dir ein Recht gegeben, mich zu lieben, bin ich schuld daran; kannst Du sagen, daß ich Dich ver-

anlaßt, mich zu lieben, oder habe ich Dir Urſache zu dem Glauben gegeben, als liebte ich Dich? Geh, dummes Ding."

„Nein, Sie gaben mir keine Urſache dazu, das iſt wahr, aber ich glaubte es doch. O, wie es mich durchzuckte, wenn Sie mich freundlich lachend anſchauten, wenn Sie mein Haar berührten, wenn Ihre Hand auf meiner Schulter etwas am Gewande ordnete."

— — „Und was nun weiter?"

„Das weiß ich nicht. Ich bin heimlich hierhergekommen, um Ihnen zu ſagen, daß die Mutter Ihnen das Atelier verſchließen will und daß Sie Schritte dagegen thun ſollen — mehr wollte ich nicht, Gott iſt mein Zeuge, aber ich weiß nicht, es wurde mir plötzlich hier ſo ganz anders."

„Das glaube ich, bei dieſem Feuertranke, bei dem Dufte des Flieders und bei dieſem unausſtehlichen Orgelſpiele. Auch mir iſt es heiß geworden. Da, leg' Deine Hand in meine und fühle, wie mein Blut raſt."

Sie that ſo, wie er gewollt, dann aber ſchob ſie mit der andern Hand die Maitrankbowle zurück, die auf dem Tiſche ſtand.

„O laß dieſe Kindereien," murrte er, „und beſſer iſt es, Du gehſt nach Hauſe, morgen wirſt Du Alles vergeſſen haben."

„Nie, nie!“

„Nun, was willſt Du denn eigentlich? Ich habe Dir ſchon geſagt, ich liebe Dich nicht und kann Dich nicht lieben; es iſt immer ein Unglück, wenn ein Maler ſein Modell liebt — — — — dann habe ich auch nicht Luſt, länger hier zu bleiben; es iſt mir Alles verhaßt, Alles ſcheint mir farblos und trübe; ich denke die Stadt zu verlaſſen, ich denke eine ſehr weite Reiſe zu thun. Du glaubſt mir nicht — gewiß, es iſt ſo, glaube mir.“

Sie blickte ihn kopfſchüttelnd mit einem trüben Lächeln an, dann ſagte ſie: „Ja, ich glaube Ihnen.“

„Gut denn, ſo laß mich in Frieden, ich verreiſe, das iſt ſicher, was willſt Du alſo noch bei mir?“

— — „Mit Dir leben, mit Dir ſterben.“

Hätte Magdalene dieſe letzten Worte auch nicht ſo leiſe hingehaucht, wie ſie es that, ſo würde drüben die fremde alte Dame ſie doch nicht verſtanden haben, denn die Orgeltöne brauſten jetzt aus dem Fenſter hervor wie ein Chor von hundert Stimmen, fugenartig dröhnte die Melodie durch den ſtillen Garten, jagend und gejagt, fliehend und ſich wiederfindend, jetzt ſich gegeneinander aufbäumend, jetzt zart und innig ineinander verſchmelzend.

Drüben die Beiden ſchienen ſich über etwas verſtändigt zu haben. Arthur's Augen leuchteten in unheimlichem Feuer, die Züge des jungen Mädchens waren mit einer

tiefen Bläſſe bedeckt. Ein paarmal hatte er die Gläſer gefüllt, das ſeinige raſch hinunterſtürzend, ſie nöthigend, das ihrige in ſchnell aufeinanderfolgenden Zügen auszutrinken; dann warf er etwas unter den Tiſch, ſprang auf, öffnete haſtig die Sammetjoppe an ſeinem Halſe, wie um ſich Luft zu machen, hob dann das junge Mädchen zu ſich empor, indem er ſeinen Arm um ihren Leib legte und ſie feſt an ſich drückte, worauf er mit ſchwankenden Schritten die Veranda verließ und Beide hinter dem Hauſe verſchwanden.

Adelgunde fuhr von ihrem Sitz empor. Ihr kam Alles hier ſo ſeltſam, ſo ungeheuerlich vor. Halb betäubt von Orgelton und Fliederduft und von dem, was ſie drüben gehört und geſehen, zitterten ihre Nerven in furchtbarer Erregung. Was ſie eigentlich wollte, wußte ſie nicht, und doch ſtrebte ſie zu erfahren, was der junge Maler von ſich geworfen und was jetzt dort unten im Sande glänzend im Sonnenſchein lag. Die Orgeltöne waren plötzlich verſtummt und das gelbe Geſicht des Muſikers blickte mit einem grinſenden Lachen aus dem Fenſter und er rief, als er die heftige Regung in Zügen und Geberden der alten Dame bemerkte: „Ein beſſeres Kompliment hätten Sie meiner Kunſt nicht machen können, Madame; Sie ſind außer ſich, ich begreife das wohl.“

Doch wehrte ſie mit beiden Händen von ſich ab, ſo

daß er ihr erstaunt nachblickte, eilte dann an den Tisch der Veranda, hob hier ein kleines Flacon vom Boden, dessen Aufschrift sie schaudernd las und dann dem alten Mann zurief: „Schauen Sie um des Himmels willen nach den Beiden, die eben hier waren."

Das gelbe Gesicht des Musikers verschwand augenblicklich vom Fenster, und Adelgunde rang verzweifelnd die Hände, nicht wissend, was sie thun sollte — gleichfalls in das Haus eilen, den Beiden folgen — nein, nein, sie vermochte es nicht, ein schmerzliches Zusammenschaudern hielt sie zurück — — — —

Da vernahm sie eilige Schritte hinter sich und als sie sich rasch umwandte, sah sie zwei Männer, einen ihr unbekannten, der andere aber war der Photograph Herr Schellenberger.

„Wenn es wirklich so wäre, wie es glücklicherweise nicht ist," sagte dieser, „so kämen wir allerdings zu spät, denn wie ich sehe, hält Madame das leere Flacon in der Hand."

„Beweis genug für das beabsichtigte Verbrechen," sagte der andere Mann, welcher Niemand Geringeres als Herr Schmauder selbst war und der nun in voller Würdigung dieser wichtigen Situation mit erhobenem Kopfe hinzusetzte: „Sie, mein werther Herr Schellenberger, sind durch Ihr Zeugniß im Stande, die Sachlage festzusetzen,

und ſo verhafte ich dieſe Dame hier im Namen des Geſetzes."

„Mich, mein Herr?" rief Adelgunde erſchrocken zurücktretend, „Sie wiſſen ja gar nicht, wer ich bin, Sie halten mich wahrſcheinlich für Jemand Anderes, Sie ſind vielleicht irre geführt durch die Kleidung, die ich trage?"

„Die Polizei läßt ſich nicht ſo leicht irre führen, und gerade dieſe Kleidung, Ihre Verkleidung, gäbe im vorliegenden Falle ſchon allein genügenden Grund zu Ihrer Verhaftung, aber am Andern iſt's ſchon mehr als genug."

„An welchem Andern?" rief die junge Dame im Tone höchſten Schreckens.

„Folgen Sie mir und reden wir hier nicht darüber. Schon das Fläſchchen in Ihrer Hand zeigt deutlich Ihre verruchte Abſicht. O, die Polizei läßt ſich nicht irre führen."

„Ah, dieſes Fläſchchen" — — Adelgunde öffnete krampfhaft ihre Finger und ließ es mit Abſcheu auf den Boden niederfallen, wobei ſie ſich jetzt erſt wieder der furchtbaren Szene von ſoeben erinnerte und den Photographen mit dem Ausrufe nach dem Hauſe drängte, dort zu retten, wenn es noch möglich ſei.

„Es würde zu ſpät ſein," ſagte ruhig Herr Schellenberger, „wenn überhaupt Gefahr vorhanden geweſen wäre. Glücklicherweiſe aber nahmen Sie aus jener Kaſſette in

meinem Atelier ein unſchuldiges, mit Quellwaſſer gefülltes Flacon."

„Aber trotzdem iſt die Abſicht des Verbrechens erwieſen," ſagte Herr Schmauder, ſeine Hand ausſtreckend, „und deßhalb erſuche ich Sie, mir zu einem Wagen zu folgen, der vor dem Garten ſteht, und dabei dankbar zu ſein für das Zartgefühl der Polizei, welche Sie, ohne ſich an das Aufſehen zu kehren, zu Fuße durch die Straßen führen könnte."

Herr Schmauder ſah ſo gar unbeugſam aus; Herr Schellenberger wandte ſich achſelzuckend weg und ſo blieb der Aermſten nichts übrig, als den wunderlichen Garten, wo ihr Alles wie ein ſchwerer Traum erſchien, zu verlaſſen und dem Mitgliede der geheimen Polizei zu folgen.

XI.

In der Nähe des Gartens hielt der Wagen und als ſich Adelgunde demſelben näherte, ſah ſie in demſelben zu ihrer großen Freude ihre alte Kammerfrau, welche die vorſorgliche Polizei zugleich mit den wenigen Papieren Adelgundens aus dem Gaſthof geholt, um gleich Alles hübſch beieinander zu haben. Die alte Frau hatte Thränen in den Augen und rang ſtumm die Hände; hatte ſie doch ſo gar keine Ahnung davon, was nun mit ihrer ge-

liebten Herrin geſchehen ſollte. Dieſe hatte ſich auf dem kurzen Wege hieher gefaßt und ſah im Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit dem, was kommen würde, um ſo muthiger entgegen, als ſie ein glücklicher Gedanke durchzuckte, der, Alles mit einem Male aufklärend, ſie wenigſtens aus den Händen der Polizei befreien konnte. „Wohin führen Sie uns?“ fragte ſie Herrn Schmauder.

„Auf die Polizeidirektion, wo das Weitere verfügt werden wird.“

„Wiſſen Sie, wer ich bin?“

„Wir haben allerdings Ihren Paß gefunden, der auf den Namen einer anſtändigen Familie lautet, doch ſind dergleichen Papiere zu fälſchen.“

„Wenn ich Ihnen aber den Beweis führe, daß ich mit Recht den Namen jenes Paſſes trage und Ihnen einen ſichern Bürgen ſtelle für mein ruhiges Verbleiben hier in der Stadt, bis ſich dieſe ebenſo lächerliche als unangenehme Geſchichte aufgeklärt hat.“

„Wer könnte dieſer annehmbare Bürge ſein?“ fragte der Polizeibeamte mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Baron Fremming auf Buchenhof.“

Herr Schmauder langte an ſeinen Hut, als wollte er den unſichtbaren Träger dieſes Namens reſpektvoll grüßen, ehe er zur Antwort gab: „Ja, wenn der Herr Baron Fremming für Sie einſtehen wollte, ſo würde das die

Sache ändern, aber ich bin überzeugt, er wird ſich ſchwerlich dazu herbeilaſſen."

„Vielleicht doch," erwiederte Adelgunde, im Innern nicht ſo zuverſichtlich, als ihre Worte lauteten, denn ihr ſchwebte das Bild jenes herzloſen Ungeheuers vor, jenes vertrockneten, hageren Geldmenſchen mit dem tückiſch lauernden Blick und dem kalten, unheimlichen Lachen. Und doch war es der einzige Anker, den ſie auszuwerfen hatte — „führen Sie uns dorthin! —"

„Da wir dabei keinen großen Umweg zu machen haben, denn der Buchenhof liegt ganz nahe," verſetzte Herr Schmander, indem er neben den Kutſcher auf den Bock ſtieg, „ſo will ich es auf meine Verantwortung nehmen." So fuhren ſie dahin, eine kurze Strecke durch die Feldwege, welche Adelgunde zu dem wunderlichen Garten geführt hatten; dann erreichten ſie eine breite Straße, wo es aufwärts ging, bis ſie nach kurzer Fahrt vor einem hohen, prachtvoll aus Steinen erbauten und oben mit einem Wappen verſehenen Einfahrtsthor hielten, welches dadurch einen behaglichen einladenden Anblick bot, daß es, zurückſtehend, getrennt war von der ſtaubigen Landſtraße durch einen weiten Halbkreis und ſich hier im Schatten dicht belaubter, jetzt herrlich blühender Kaſtanienbäume befand. Ein Zug an der Glocke des Thores führte raſch einen Lakaien in einfacher, eleganter Livree herbei, der

mit einigem Staunen die Equipage und ihren Inhalt betrachtete und dann auf die Frage des wohlbekannten Herrn Schmauder achſelzuckend zur Antwort gab, der Herr Baron ſei allerdings zu Hauſe, doch wiſſe er nicht, ob derſelbe, da er gerade im Begriffe ſei, ſich zum Diner niederzuſetzen, noch Fremde annehmen würde. Glücklicherweiſe hatte Adelgunde das Schreiben ihres Vormundes in ihr Taſchenbuch geſteckt und dieſes, wie ſie immer zu thun pflegte, auch heute mitgenommen. Sie übergab es dem Lakaien und erſuchte ihn dringend, dem Herrn Baron Fremming nicht zu verſchweigen, in welch' eigenthümlicher Begleitung ſie am Thor ſeiner Villa erſchienen.

Der Lakai war ein Mann, der lange genug in vornehmen Häuſern gedient hatte, um die Form des Briefes, ſeine Aufſchrift, ſowie das kleine Siegel vom feinſten Lack zu würdigen und dadurch überzeugt zu ſein, daß er hier wohl mit nichts Zweideutigem und mit Etwas zu thun habe, wo es auf eine vornehme Bettelei abgeſehen ſei.

Adelgunde, welche bis jetzt ihren Muth aufrecht erhalten hatte, fühlte nun auf einmal das Peinliche ihrer Lage; ihr heftig klopfendes Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, ſie faltete ihre Hände und langſam tropfte eine Thräne um die andere unter ihrer blauen Brille hervor. Was hatte ſie wohl, trotz des Empfehlungsbriefs ihres Vormundes, von jenem kalten, herzloſen Menſchen zu er-

warten, und wenn ſich dieſer in Rückſicht auf den Onkel auch ihrer annahm, ſo fürchtete ſie doch hämiſche, zweideutige Reden zu erfahren und Kränkungen der unangenehmſten Art. Jetzt ſchallten raſche Tritte auf dem breiten Kieswege; ſie wagte es nicht aufzublicken, und erſt, als ſie gerade eine nicht unangenehme Stimme laut lachend fragen hörte: „Ja, welche von beiden alten Damen iſt denn eigentlich die junge Dame, die mir ſo dringend empfohlen wird?“ hob ſie ihre Augen auf, um den Sprecher zu betrachten — und entweder Schmauder mußte ſie vor eine falſche Villa geführt haben oder dieß war nicht Baron Fremming. Statt des hageren, dürren Mannes mit den finſtern, tückiſchen Zügen und dem herzloſen Blick der Augen ſtand ein ſtarker, wohl ausſehender Mann vor ihr, mit dem heiterſten, ja luſtigſten Geſichtsausdrucke von der Welt, mit Augen voll Güte und Freundlichkeit, allerdings mit weißem Haar, aber mit dem roſigſten Schimmer der Geſundheit auf den dicken Backen. Er trug einen weißen, eleganten Sommeranzug, einen breitkrämpigen Strohhut, und als er nun ſo daſtand, die Equipage betrachtend, lachte er ſo heftig und unaufhaltſam, daß der Lakai ungeſehen hinter ihm ebenfalls lachte, dann der Kutſcher auf dem Bocke, und daß ſich ſelbſt ein kleiner, lichter Schein auf den ernſten Zügen des Herrn Schmauder ſehen ließ; das dauerte aber nur ein paar Sekunden,

dann öffnete der Bediente den Schlag und der alte Herr bot der echten jungen Dame die Hand zum Aussteigen. „Trotz der Verkleidung und der blauen Brille irre ich mich doch nicht," sagte er heiter, „aber erklären Sie mir, liebes Fräulein, warum kommen Sie in diesem seltsamen Anzuge zu mir? — Wie — Ihre Hand zittert, ist Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?"

„O viel, viel," rief das junge Mädchen mit ausbrechenden Thränen und einem so schmerzlichen Tone, daß der Baron, sich rasch gegen Schmauder wendend, diesen mit einem sehr ernsten Gesichtsausdruck fragte:

„Nun, mein Herr von der Polizei, ich will hoffen, daß Ihre Begleitung dieser jungen Dame eine ganz zufällige ist und daß Sie mir glauben, wenn ich Ihnen die Versicherung gebe, daß Sie hier einen sehr großen Mißgriff gethan. Mein liebes Fräulein," wandte er sich an Adelgunde, „Ihr Onkel hatte Sie schon seit einigen Tagen bei mir angekündigt, Ihre Photographie beigefügt, damit wir Sie im Nothfalle aufsuchen könnten, und nun, nach Entfernung Ihrer entstellenden blauen Brille, küsse ich meinem lieben Gaste zum herzlichen Willkomm die Hand."

Herr Schmauder befand sich in einer unangenehmen Lage. Der alte Freiherr war eine so wohlbekannte und so hochgeachtete Persönlichkeit, daß Jemand, den er auf solche Art bewillkommte, über allen und jeden Verdacht

erhaben ſein mußte; er machte deßhalb mit einer leichten Verbeugung ein paar Schritte rückwärts und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß ihn der Lakai des Herrn Baron zum Polizeidirektor begleite, um dieſem zu ſagen, daß der Freiherr von Fremming zu ihm kommen werde, um ihm allen nöthigen Aufſchluß zu geben. Der Lakai hatte dabei noch den geheimen Befehl erhalten, die Koffer der jungen Dame, welche die alte Kammerfrau auf Befehl der Polizei hatte packen und ſchließen müſſen, mitzubringen. Hierauf reichte der alte Herr Adelgunde den Arm und führte ſie durch einen wundervoll angelegten Garten nach ſeinem ſchönen Landhauſe, vor dem ſich eine große Terraſſe ausbreitete, die einen weiten Blick auf die Stadt und das herrliche, im Schmuck der blühenden Bäume prangende Thal gewährte. Dann mußte ſie ihm ihre Abenteuer der letzten Tage, welche ſie in ſo ſchlimme Berührung mit der Polizei gebracht hatten, berichten, und der dicke, joviale Herr fand dieſe Verwicklungen ſo amüſant, daß er vor Lachen kaum zu ſich ſelber kommen konnte und mit Thränen in den Augen verſicherte, das ſeien die ſchönſten Geſchichten, die ihm in ſeinem Leben vorgekommen. Dann führte er ſie zur Tafel, die unter einer kleinen, von wildem Wein und Gaisblatt umrankten Laube zu vier Couverts gedeckt ſtand: eines für den Gaſt, ein anderes für den Freiherrn, welcher ſeit langen Jahren Wittwer war,

die beiden andern für die Söhne des Hauses, einen jungen Tragoneroffizier und einen angehenden Forstmann.

Wie bald fand sich Adelgunde heimisch bei diesen feingebildeten, liebenswürdigen und guten Menschen — ja, recht heimisch, und obgleich sie sich fest vorgenommen hatte, den andern Tag abzureisen, so ließ sie sich doch gern halten durch die Versicherung des alten Freiherrn, daß einige Tage nothwendig sein würden und dringend ihre Gegenwart erforderten, um eine hohe Polizei über ihre begangenen Dummheiten und Taktlosigkeiten aufzuklären, und das junge Mädchen blieb gerne unter dem Gefühle, einen lichten Frühlingsmorgen zu verleben nach einer schwülen Nacht voll schwerer, böser Träume.

Begreiflicherweise klärte sich Alles auf's Natürlichste auf, hauptsächlich durch Arthur Regnier, der sich beeilte, der Wahrheit gemäß zu sagen, daß er selbst das gefährliche Flacon, aber nur aus Scherz mitgenommen habe — gewiß nur aus Scherz, denn er war wieder voll Glück und Lebenslust, hatte er doch den andern Tag sein Bild zu einem sehr guten Preise verkauft, und, von unbekannter Hand, unter Beifügung eines reichen Honorars, den Auftrag erhalten, eine Szene jener geheimnißvollen Geschichte aus dem Hause der Frösche v. Froschberg zu malen, und war die Bedingung hinzugefügt worden, daß sich der junge Maler vor Beginn dieser Arbeit ein Jahr nach

Italien begeben ſolle. Für den Stadtrath Schmetterer allein war es unangenehm, daß er ſich nicht im Stande ſah, ſeine Unſchuld vor der Gattin durch die Verurtheilung der Verbrecherin beweiſen zu können, und ſo oft ſpäter von Seiten der verwittweten Majorin oder der Bügterin mit ſechs erwachſenen Töchtern verfängliche Reden geführt wurden, pflegte Madame Schmetterer mit gerechter Entrüſtung zu ſagen: „Es iſt eben ein Unglück, einen Mann zu haben, der in ſeinem Amte ſolchen Verführungen und Nachſtellungen ausgeſetzt iſt.“

Die Photographie der gefährlichen Fremden verwahrte ſie aufs Sorgfältigſte und ſo oft ſpäter bei vertrauten Kaffeekreiſen in ihrem Hauſe die Anſicht vertheidigt wurde, daß es nicht ſchwer ſei aus dem Aeußeren eines Menſchen auf deſſen Inneres zu ſchließen, pflegte ſie jenes Bildniß zu zeigen, indem ſie ſagte: „ſehen ſie doch dieſes harmloſe Geſicht an,“ worauf ſie triumphirend hinzuſetzte: „und das war eine ganz gefährliche Landſtreicherin, ein Abſchaum der Menſchheit — eine Giftmiſcherin.“

Damit verſchwimmen jene Geſtalten, denen ein eigenthümliches Zuſammentreffen von Umſtänden und Zufälligkeiten vielleicht einiges Intereſſe verlieh, und zergehen wie Abendduft und Nebelbilder; für Adelgunde aber endigten hiermit die herben Enttäuſchungen, die ſie erfahren weil ſie den Muth hatte, den Spuren eines Romans nachzu-

gehen — ſollte aber trotz alledem und alledem eine unſerer ſchönen Leſerinnen oder geneigten Leſer ſich verſucht fühlen, auch den Spuren der vorliegenden kleinen, aber ganz außerordentlich wahren Geſchichte zu folgen, ſo bitten wir, alles Andere bei Seite laſſend, auf den Buchenhof zu gehen und ſich dort nach der jungen Baronin Fremming zu erkundigen.

Unter den päpstlichen Zuaven.

In einem der schönen Häfen von Marseille, der Joliette, lag der fällige Postdampfer für Civita-Vecchia und Neapel in Erwartung seiner Passagiere. Das lange und ziemlich hohe Schiff war so dicht an den Quai gelegt worden, daß man das Verdeck vermittelst einer hölzernen Brücke erreichen konnte, sehr zur Annehmlichkeit der Passagiere, noch mehr aber zur Bequemlichkeit der begleitenden Freunde, die sich nun nicht bei dunkler Nacht dem schwankenden Boote anzuvertrauen brauchten, um Abschiede zu nehmen, die ihnen theils Herz und Gemüth, theils Interesse und Herkommen abnöthigten.

Der Dampfer sollte um 8 Uhr seine Fahrt beginnen, wer aber, wie es die Pflicht jedes vorsichtigen Passagiers ist, und wie er auch ohne diese Tugend durch die Omnibusse der Gesellschaft von der Cannebière herbefördert wird, schon um 7 Uhr erschien, fand das Verdeck nahe beim Eingange noch in ziemlich großer Verwirrung. An Waaren war allerdings nicht zu viel zu sehen, aber die riesenhaften Koffer und Passagierkisten aller Art lagen

bergehoch aufgethürmt, überklettert von ihren Besitzern, die nach dem theuern Gut schauten und in allen Mundarten, unter denen die englische wieder einmal vorherrschend war, die hantirenden Matrosen um die größtmöglichste Sorgfalt ersuchten; doch war dieses ein schwer zu befriedigendes Verlangen bei der Masse des aufgeschichteten Materials und bei der dunkeln, durch nur wenige Laternen erhellten Nacht; auch legte manch verdächtiges Krachen und manch dumpfes Gepolter der herabrutschenden Koffer Zeugniß vom Gegentheil ab, obgleich Alles mit großer Geschwindigkeit von Statten ging, da sich an dem Schiffe selbst etwas erhöht über der großen Luke ein kleiner Dampfkrahnen befand, der mit einem unglaublichen Gerappel Alles hinab- und später wieder hinaufbeförderte. Die Passagierscheine trugen Nummern für Kabine und Bett, so daß hier keine Irrungen möglich waren, doch ging es sehr enge in diesen kleinen Kajüten mit fünf Betten zu und vielfache Reklamationen der Betreffenden konnten nur durch ein bezeichnendes Achselzucken des Maître d'hôtel, wie sich ein ziemlich unansehnlicher Kerl nennen ließ, beendet werden. Endlich war auf dem Verdecke Alles ziemlich klar gemacht, die begleitenden Freunde der Passagiere hatten sich nach und nach entfernt; nur noch einige Nachzügler standen auf der Schwelle zwischen Brücke und Verdeck, die letzten Händedrücke und die letzten Worte aus-

tauſchend. Die Taue, welche das Schiff an den rieſenhaften Ringen auf den Quaimauern feſthielten, waren gelöst, der Dampfer ſchwankte, aber kaum merklich, die Maſchine bezeugte ihre Ungeduld durch einige ziſchend ausgeſtoßene Dampfſeufzer, und der Kapitän ſtand mit ſeinem Sprachrohr in der Hand hoch oben auf der Radkaſtenbrücke. Es iſt dieß jener Augenblick vor der Abfahrt jedes Dampfbootes, wo Alles bereit ſcheint und man doch nicht abfährt, wo Paſſagiere, Matroſen, Kellner, Steuermann und ſämmtliche Offiziere des Schiffes erwartungsvoll nach dem Ufer ſchauen, als müſſe von dort her noch etwas ganz Beſonderes erſcheinen, von dem ſich aber Niemand eine Rechenſchaft zu geben vermag. Gewiß hat mancher unſerer geneigten Leſer den Moment oft erlebt und ebenfalls nach dem Ufer geſchaut, in der Hoffnung, ſich von dort her eine achtruderige Barke mit raſender Geſchwindigkeit nähern zu ſehen, oder einen Reiter, der ſich auf dem Quai von ſeinem ſchäumenden Roſſe wirft, um irgend einen unerhörten Befehl des Kaiſers oder des Königs zu überbringen, oder einen der Schiffsjungen in athemloſem Laufe, für den Steuermann geflickte Hoſen tragend, oder für den Reſtaurateur ein paar vergeſſene Hammelskeulen — aber dieſer Moment, eine Art von unbegreiflicher Erſtarrung der geſammten Mannſchaft, ohne daß gewöhnlich etwas Wichtiges oder Un-

wichtiges erſcheint, geht eben ſo raſch vorüber und — der Zauber iſt gelöst.

Die Maſchine fing an zu arbeiten und der Dampfer bewegte ſich langſam gegen die Einfahrt des Hafens, hier bei dem Dunkel des Abends, umgeben von einem dichten Maſtenwalde, zwiſchen dem ſich Taue, Stricke und Ketten wie Schlinggewächſe von Maſt zu Maſt zogen und auf deſſen Spitzen die Wimpel und Flaggen in unerkennbaren Farben wie aufgeſcheuchte Waſſervögel flatterten, aber alles dieß belebt von Tauſenden von Lichtern — ein wahrhaft prächtiger Anblick. War es doch gerade ſo, als ſchleiche das Schiff durch gewaltige Schilf- und Binſenmaſſen, hinter denen am Uferrande zahlloſe ſcheue Irrlichter aufhüpfen, um neugierig nachzuſchauen. Und alles das verſchiebt ſich bei jeder Bewegung des Fahrzeugs; lange Feuerlinien, die ſo eben noch zu unſerer Rechten waren, ſehen wir jetzt von der linken Seite wieder vorkommen; blaue, rothe und grüne Lichter ſpringen jetzt vor, jetzt neben uns aus dem Dunkel auf, wahrſcheinlich neckende Kobolde, die es aber nicht wagen, uns weiter hinaus zu begleiten, weil dort draußen auf dem Felsvorſprunge der wachthaltende Leuchtthurm ſteht: ein rieſiger Cyklope, ebenfalls mit einem einzigen, aber weithin leuchtenden Auge, mit dem er zuweilen auf ſehr verdächtige Weiſe blinzelt — „Nehmt euch in Acht vor ihm!“ flüſtert das kleine, in allen Farben

leuchtende Volk niederduckend und langsam verschwindend in dem Schilfwalde am Ufer. — —

Doch der Dampfer kommt glücklich vorüber, und jetzt, da er die letzten Mauern des Hafens hinter sich hat, scheint seine Maschine freier aufzuathmen und seine Radschaufeln peitschen das nächtig dunkle Meer, weißen Schaum aufstäubend, der weit rückwärts noch in zwei zitternden leuchtenden Linien zu sehen ist.

Von den Passagieren sind Viele noch auf Deck und schauen rückwärts nach der Stadt, von der übrigens nichts mehr zu sehen ist, als ein strahlender lichter Kranz am Ufer und eine schwache Helle in der Luft. So mit leiblichem Auge; mit geistigem Auge dagegen sah wohl Mancher Manches; das konnte man wenigstens errathen aus der Haltung, mit der hie und da Jemand an der Verdeckbrüstung lehnte, und starr hinüberschaute nach dem langsam verlöschenden Lichte; oder auch aus dem leisen Gespräche Anderer, aus einzelnen Worten, aus leisen Seufzern, aus dem Erscheinen und Verschwinden weißer Taschentücher.

Auf dem Mitteldeck, welches vielleicht zwölf Fuß tiefer lag, als das Hauptdeck der Passagiere erster Klasse am Steuerruder, lagerte dicht vor dem Schornsteine eine unkenntliche Gesellschaft, vielleicht dreißig bis vierzig Männer unter dunkeln Wolldecken, hier mit aufwärts gekehrten, an den

Nachthimmel blickenden Gesichtern, dort auf der Seite liegend mit aufgestützten Ellbogen in leisem Gespräch. Wer diese Gesellschaft war, konnte man allenfalls entnehmen aus der Gleichförmigkeit ihrer grauen Wolldecken, aus einer Militärmütze hie und da, hauptsächlich aber aus ein paar Unteroffizieren in päpstlicher Uniform, die neben den Lagernden auf- und abschritten, auch zuweilen mit Einem derselben plauderten, meistens in deutscher Sprache oder im schweizer Dialekt, auch holländisch und französisch. Hier wurde es am ersten auf Deck ganz ruhig. Diese päpstlichen Freiwilligen schienen sich eines gesunden Schlafes zu erfreuen, und wenn sich auch Manche unter ihnen noch spät in der Nacht unruhig und schwer seufzend hin und her warfen, so lagen doch die Meisten ruhig und still. Auch von dem obern Halbdeck verschwanden die meisten Passagiere nach und nach, wogegen man verschiedene Gruppen in der hellerleuchteten großen Kajüte bei einander sitzen und plaudern sah.

Das Schiff, der Saintonge, er führte seinen Namen von einer Provinz des alten königlichen Frankreichs, war ein Raddampfer, für den Laplata-Strom gebaut, und hatte auch deßhalb wohl an seinen Außenseiten lange bewegliche Treppen. Während mancher Jahre hatte es den majestätischen Strom befahren und seine ganze Bauart, besonders die reiche Decoration des großen Salons, erinnerte lebhaft an

die prachtliebenden, heißblütigen Südländer; vielleicht etwas zu luftig, ja zugig für unsere klimatischen Verhältnisse, mochten seine Höhe, seine großen Fenster und breiten Thüren in jenem warmen Klima ein großer Vortheil gewesen sein. Wände, Decken und Fußboden bestanden aus den kostbarsten Hölzern, die Möbel waren von Palisander, die Umrahmung der Fenster und die Rahmen schöner Bilder an den Seiten aus dem feinsten röthlich schimmernden Rosenholze, die Thüren von grünem japanischem Ahorn, — das Kamin von weißem Marmor. Durch seine Säulen, welche einen breiten Gang markirten, wurde die Kajüte in zwei Theile geschieden, in deren jedem sich größere und kleinere Speisetische befanden; am obern Ende des Mittelgangs stand ein reich geschnitztes Pianino, vor dem eine hellblonde Engländerin Platz genommen hatte und für einige alte Damen, die um sie herum saßen und standen, mit leiser Begleitung und noch leiserer Stimme „That is the day of the Lord" intonirte, wozu eigentlich gar keine Veranlassung war, denn es war nicht der Tag des Herrn und noch viel weniger war sie allein auf weiter Flur. Von den übrigen Passagieren bekümmerte sich indessen Niemand um diese stille Abendandacht. Dort wurde gelesen, hier geplaudert, an einer andern Stelle Thee getrunken, und am hintern Ende des Salons befanden sich vier Amerikaner an einem kleinen Tischchen und genossen

ſtark frappirten Champagner, den ſie noch zuweilen mit Cognac verſtärkten. Nicht weit von ihnen bemerkte man in einer etwas dunkeln Ecke einen Herrn und eine Dame; doch ſah man von ihnen nicht viel mehr als das Hervorleuchten ihres hellen Kleides mit den ſchwachen Umriſſen einer Geſtalt; ſie ſaß zurückgelehnt auf einem der breiten Divans an der Seite; und von ihm, der ſich in einem Schaukelſtuhl hin und her bewegte, zeigte ſich nur hie und da das Geſicht, wenn es in Folge dieſer Bewegung zuweilen vom Scheine einer der Hängelampen beleuchtet wurde. Es war das ein blaſſes, eingefallenes Geſicht von verdrießlichem Ausdrucke, aber das Geſicht eines jungen Mannes in den zwanziger Jahren.

Man tritt mit ähnlichen Gefühlen zum erſten Mal in eine ſolche Geſellſchaft, wie man ſich eine gänzlich unbekannte Gegend betrachtet, von der man es kaum glauben kann, daß man ſchon in kurzer Zeit jeden Weg, jeden Steg, ja einzelne Felder und Bäume, ſo genau kennt, als wäre man lange Zeit in ihnen und unter ihnen herumgewandelt, und wenn man auch von den Beſtandtheilen einer Geſellſchaft, mit der man auf Reiſen zuſammenlebt, nicht viel mehr erfährt, als die Art, wie Dieſer und Jener auf dem Verdeck umherläuft, oder bei Tiſch mit ſeinen Nachbarinnen plaudert, oder von einem Andern, daß er Morgens Früh in einem grauen Plaid erſcheint, Mittags in einem dunkelkarrirten

Anzuge, Abends in einem hellen Ueberzieher, ferner von jenen alten Damen, daß ſie ſich bei einbrechender Nacht auf dem Verdeck ein Lager zubereiten, um dort ein paar Stunden lang den Mond anzuſchauen, die blitzenden Sterne, ſowie den ſchwarzen Qualm, der mit Myriaden von Funken vermiſcht aus dem Schornſteine dampft, um wie ein ſchwarzer Wolkenſtreif erſt in weiter Ferne zu verblaſſen oder in der Nacht zu verſchwinden — wenn wir auch von einem blutjungen Ehepaar weiter gar nichts zu hören bekommen, ſie aber Stunden und Tage lang ſehen, wie echte Inſeparables neben einander ſitzend, Geſicht gegen Geſicht gewandt, oder die Dame noch Abends allein bemerkend, von ihm ſorgſam bis unter das Kinn in Plaids eingehüllt, während er, eine Cigarre rauchend, vor ihr auf- und abſtürzt, um bei jeder Tour vor ihr ſtehen zu bleiben und ein paar Worte in ihr lachendes Geſicht zu flüſtern; wenn uns die eben Genannten unbekannt im Grunde ſind und bleiben, ſo haben wir doch gerade durch die oben angeführten Aeußerlichkeiten in gewiſſer Beziehung ihre Bekanntſchaft gemacht, leben mit ihnen, wie unter guten Bekannten, und es würde uns etwas fehlen, wenn eines Morgens zum Beiſpiel der gewiſſe ſchäbige Gentleman, den wir ohne eine Spur von weißer Wäſche, aber in Pantoffeln von Glanzleder mit rothen Strümpfen zu ſehen gewohnt ſind, auf einmal

ganz anders erschiene, wenn die Inseparables nicht mehr bei einander säßen, oder wenn sich statt der alten Damen jene Champagner mit Cognac trinkenden Amerikaner auf dem Verdecke lagern würden. So sind wir in Kurzem, ja in wenigen Stunden, mit Allen bekannt geworden, ohne Jemand zu kennen, und würden es gewiß sehr unangenehm empfinden, wenn plötzlich eine ganz andere Gesellschaft erschiene, in die wir uns auf's Neue in der eben beschriebenen Art zurecht finden müßten.

Ob sich unser braves Schiff, welches ohne allzu große Bewegung wacker vorwärts dampft, auch wohl ähnliche Gedanken über seine Passagiere macht, oder ob ihm alles das gleichgültig ist, was es jetzt in seinem Schooße und auf seinem Rücken mit sich davon führt? Ja, ich fürchte fast, der gute Saintonge macht sich, an ehemals denkend, heute gar nichts aus seinen dermaligen Reisenden, nichts aus den vier Champagner mit Cognac trinkenden Amerikanern, nichts aus der Lady, die sich einbildet, allein auf weiter Flur zu sein, nichts aus dem Herrn im Schaukelstuhle mit seiner feinen weißen Dame, ja nichts aus den zwanzig bis dreißig andern Personen, die an verschiedenen Tischen sitzen: Damen in fabelhaft zerzausten, hinten lang herabfallenden Coiffuren, Herren mit und ohne Bärte, und mit mehr oder minder sehr uninteressanten Physiognomieen. Vielleicht sind zwei Gruppen auf dem Schiff,

welche dem ehemaligen Dampfer des Laplata-Stromes einiges Interesse einzuflößen vermögen: oben die päpstlichen Freiwilligen, die unter dem klaren Sternenhimmel dürftig zugedeckt, noch dürftiger bekleidet, liegen, leicht schlummernd, schwer träumend. Diese vierzig jungen Leute, Manche den besseren, ja den besten Ständen angehörig, würden uns wohl brillante Lebensbeschreibungen liefern, wenn wir es vermöchten, Einzelne von ihnen an das Bugspriet zu uns hersitzen zu lassen und ihnen dort die Zunge zu lösen durch ein gutes Wort, unterstützt von einem Glase feurigen Weines oder dampfenden Grogs oder einem Kelche mit schäumendem Champagner. Jedenfalls sind diese päpstlichen Freiwilligen in ihrer Vergangenheit und wohl auch in ihrer Zukunft ein hübsches Stück einer, wenngleich wilden Poesie, und das scheint auch die heiße Maschine des Saintonge zu fühlen, denn so oft ihre Kesselthüren geöffnet werden, liebäugelt sie mit rother Glut zu den jungen Leuten hinüber und überstrahlt deren bleiche, eingefallene Wangen mit rosigem Schimmer, wobei mancher Blick glänzend aufzuckt, um sich gleich darauf seufzend wieder zu schließen.

Eine zweite Gruppe ist drunten in der Kajüte, welche wohl im Stande ist, im Innern des guten Schiffes Jugenderinnerungen wach zu rufen. Das ist nämlich eine ältere, wohlbeleibte Dame mit zwei jungen Mädchen, alle

drei mit feinem, wachsbleichem Teint, großen dunkeln Sammetaugen und schwarzen Haaren, so ihre südliche Abkunft verrathend. Die jungen Mädchen haben schlanke, biegsame Taillen, denen man wohl ansieht, daß sie sich unter den Klängen des Fandango hin- und herzuwiegen verstehen, und manche Bewegungen ihrer zarten Hände und Finger verrathen uns sehr deutlich, daß sie ihre Castagnetten zu gebrauchen wissen. Diese neckischen Bewegungen mit den zarten Fingern aber gelten dem Papagei von weißer Farbe mit einem gelben Busch, der in hohem Messingkäfig vor ihnen auf dem Tische steht, neben einem Korbe voll Orangen, zu denen der Vogel zuweilen herabschielt und dann ein Geschrei ausstößt, das einem lauten Lachen ähnlich ist. Dann scheinen ihn die jungen Mädchen mit dem Spiel ihrer Finger beschwichtigen zu wollen, was ihnen aber nicht immer gelingt, denn zuweilen richtet er unmuthig seinen gelben Federbusch in die Höhe und stößt ein so durchdringendes Geschrei aus, daß sich die meisten der Passagiere mit ärgerlichen Blicken hinüberwenden und daß sich der gute Saintonge tief bewegt fühlt, denn in solchen Augenblicken träumt er sicher

„von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand."

Dann verwandeln sich vor ihm die kahlen Felsen der französischen Küste und das tiefdunkle Meer, und er glaubt wieder wie damals auf dem hellschimmernden Strome dahinzuschwimmen durch die üppig schimmernde Pracht des Urwaldes vorüber an Palmen, Bananen, [redacted] riesigen Baumfarren und all' den prächtig wunderlichen Pflanzen vorbei, die umspielt sind und neckisch gefesselt von den herrlichsten Schlinggewächsen.

Ja — der plötzliche Ruf eines Papageis kann eigenthümliche und ganz verschiedenartige Phantasieen erwecken.

Wendet sich doch einer der Champagner trinkenden Amerikaner zu seinem Nachbar und sagt mit einem häßlichen Lachen: „Wenn ich den Schrei des Papageis höre, so denke ich immer an unsere Jagd auf jenen verruchten Marron, der uns so viel zu schaffen machte. Gerade so klang es um uns her, als ihn endlich die Hunde niedergerissen hatten. Prächtige Bestien das!"

Der junge Mann in dem Schaukelstuhle hielt sich bei dem gellen Ruf die Ohren zu und rief in verdrießlichstem Tone: „Hätte ich doch damals zugleich mit Deinem Schreihals alle ähnlichen aus der Welt schaffen können!"

Er sagte das auf so unangenehme Art, daß die feine weiße Gestalt der jungen Frau neben ihm sichtbar zusammenzuckte, und zu gleicher Zeit sprach droben einer der Freiwilligen gähnend und sich dehnend: „Ich glaube,

der Hahn kräht und es will Tag werden," worauf ein Anderer mit rohem Lachen erwiederte: „Wenn wir nahe am Lande wären, so würde ich glauben, es sei Krähengeschrei — eine heitere Begrüßung anderer Galgenvögel." — „Oder sie witterten Blutgeruch," meinte ein Dritter, worauf ein Vierter, der in der Ecke lag und zwar so, daß er einen Fuß breit Raum zwischen sich und seinem Nachbar ließ, murrend sagte: „Mit eurem ewigen Geschwätz. Gebt doch ein Bischen Ruhe, das ist weder Hahn noch Krähe, das ist der Schrei eines Papageis.

„Und der muß das wissen," quiekte eine Stimme aus der Mitte des Haufens hervor, „denn als er noch Prinz von Arkadien war, hielt er sich Papageien zu Dutzenden."

„Hole euch Alle der Teufel!"

Auf diesen freundlichen Wunsch hin wurde noch ein Tüchtiges gelacht, auch noch verschiedene derbe Gegenreden gehört, Rufe nach Ruhe von den Außenliegenden, unverständliches Gemurmel und tiefe Seufzer; dann trat die frühere Stille wieder ein und die meisten schliefen weiter.

Ja, Manche schliefen weiter, aber nicht Alle. Viele lagen allerdings regungslos da mit geschlossenen Augen, aber anstatt von Schlummer erquickt zu werden, jagten die tollsten, ja oft die verzweiflungsvollsten Gedanken ein anderes, schlimmes wildes Heer durch ihre Seelen. Hie

und da wandte Einer das Antlitz von den leuchtenden Sternen weg und barg es in die Hände oder auf die untergelegten Arme, dazu recht schmerzlich aufseufzend. Ob auch Thränen dabei flossen? Wir wissen es nicht, aber wir glauben es. Dann, nach einiger Zeit, war unter den grauen Decken keine Bewegung mehr zu spüren, und auf diesen Augenblick schien der auf dem rechten Flügel, von dem wir vorhin gesagt, daß er einen fußbreiten Raum zwischen sich und seinem Nachbar gelassen, gewartet zu haben, denn jetzt rückte er noch weiter weg, erhob sich hierauf in sitzender Stellung, warf die graue Decke von sich und stand dann, nachdem er noch einen raschen Blick auf die Schläfer geworfen, geräuschlos auf. Es war eine schlanke, jugendlich kräftige Gestalt, die sich dort erhob, bekleidet mit einem grauen Jägerrocke, den ein lederner Gürtel um den Leib zusammenhielt, und auf das Haupt stülpte er jetzt einen leichten grauen Filzhut. Er war es, den die quiekende Stimme spottend „Prinz von Arkadien" genannt hatte, und wie er so dahinschritt auf dem schmalen Gange zwischen der Maschine und den brausenden Rädern, mußte man gestehen, daß seine Gestalt, seine Bewegungen, die Art, wie er den Kopf trug, etwas Außergewöhnliches, ja etwas Vornehmes an sich hatte. Dem widersprach allerdings die grobe Kleidung, wogegen aber, wenn man in sein feines, jugendlich schönes Gesicht blickte, man diese

Kleidung hätte eine Verkleidung nennen können. Er ging dem Bugſpriet zu, ſtieg auf das dort befindliche Verdeck und ſetzte ſich an das Ende des Klüverbaums.

Das Meer zeigte lange, ſanfte, glatte Wellenſchwingungen, ohne im mindeſten unruhig oder auch nur erregt zu ſein. Hier auf dem Vordertheile ſpürte man allerdings eine gelinde Bewegung, aber es war nur ein angenehmes Auf- und Niederſteigen, weich und gleichförmig, wie das Schaukeln einer Wiege. Eine ſolche Wirkung ſchien es auf den jungen Freiwilligen zu haben, denn nachdem er ſeinen Hut neben ſich auf das Verdeck geworfen, ſtützte er ſeine Ellbogen auf die Kniee und ließ den Kopf tief zwiſchen die Hände hinabſinken.

Auf dem Verdecke hier waren weiter nur eben einer der Matroſen ſchlafend zwiſchen einem großen Tauringe und ein einziger Spaziergänger in der Unteroffiziersuniform der päpſtlichen Jäger, der an der Brüſtung leiſe pfeifend auf- und abſchritt.

Nach einiger Zeit wich dieſer von ſeinem Wege ab, um ſich in einem weiten Kreiſe dem jungen Manne zu nähern, ihn einen Augenblick aufmerkſam betrachtend, und als dieſer dann zufällig eine Bewegung machte, legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„He, was ſoll's?"

„Eigentlich nicht viel," gab der Unteroffizier in einem

freundlichen Tone zur Antwort: „Ich wußte nicht, wer von euch es war, der, ſtatt zu ſchlafen, Luſt hat, hier oben zu ſitzen und zu träumen, da Ihr es aber ſeid, ſo mache ich mir nichts daraus.“

„Und wenn es nun ein Anderer wäre?“ fragte der junge Mann in einem etwas trotzigen Tone.

„So würde ich ihn erſuchen, ſich auf ſeine Schlafſtelle zurückzuverfügen.“

„Pah, Sie fürchten doch hier auf dem Meere keinen Deſertionsverſuch?“

„Von Ihnen nicht, aber unter denen da drunten ſind Geſellen, bei denen es mir verdächtig vorkommen müßte, wenn ich ſie hier nun anträfe — in's Meer ſtarrend und vielleicht überlegend, ob ihr Elend in Erinnerung an ihr vergangenes Leben wohl tiefer ſei, als die Salzflut da draußen.“

Der junge Mann blickte in die Höhe und ſah eine Zeitlang aufmerkſam in das Geſicht des Unteroffiziers, dann ſagte er: „Und mir trauen Sie dergleichen Gedanken nicht zu?“

„Nein, ich verſtehe mich ein wenig auf Phyſiognomieen und habe mich in jahrelanger Berührung mit Leuten, wie die da unten, ſelten in meinen Vorausſetzungen getäuſcht und viele Erfahrungen geſammelt.“

Er ſagte das Letztere unter einem leichten Seufzer

und wollte sich, mit der Hand grüßend, wieder entfernen, als der junge Freiwillige rasch mit der Bitte aufstand, der Unteroffizier möge ihm eine vielleicht indiskrete Frage erlauben.

„Nur zu" — sagte der Unteroffizier — „ich werde Ihre Frage in der gleichen Art, wie Sie sie stellen, zu beantworten suchen."

„Wie kommt es, daß ein Mann, der sich, wie Sie, so gewandt in drei verschiedenen Sprachen auszudrücken versteht — ich hörte Sie deutsch, französisch und italienisch reden, der, wie Sie, so ganz das Aeußere und Benehmen eines vollkommenen Gentleman hat — ich weiß leider kein anderes Wort dafür — Unteroffizier bei den päpstlichen Jägern ist?"

„Ei, mein lieber Herr," gab der Andere lächelnd zur Antwort, „wer weiß, ob in drei bis vier Jahren irgend jemand Anderes nicht ganz genau dieselbe Frage an Sie richten wird?"

„Nie — gewiß nicht. Ich hoffe, bei den päpstlichen Zuaven anzukommen, um in einem guten Gefechte mit meinem Herzblute über empfangenes Handgeld und all' dergleichen quittiren zu können — — freilich, wenn dieß leider nicht der Fall wäre — —"

„So würde doch vielleicht jemand Anderes die gleiche Frage an Sie stellen."

„Nach Jahren, ich wiederhole es Ihnen, gewiß nicht. Dann würde ich — —“

„Sind Sie denn ſo ſehr des Lebens überdrüſſig?“ fragte der Unteroffizier, dem jungen Manne abſichtlich ſeine Rede abſchneidend.

„Ja.“

„Noch ſo jung —“

„Sechsundzwanzig Jahre und noch nichts für die Unſterblichkeit gethan; auch nicht im Stande, je etwas dafür zu thun, was mir bis zu einem gewiſſen Zeitpunkt auch höchſt gleichgültig war, denn mir genügte mein Leben, wie ich es trieb: eine Kette voll Verirrungen und Ausſchweifungen, wie ſie jungen reichen Leuten nur zu leicht zur unzerreißbaren Feſſel wird, die ſie an das Laſter ſchmiedet.“

„Jungen, reichen Leuten?“

„Jungen und ſehr reichen Leuten! Ich kann es billiger nicht thun. Ja, ſo reich, daß trotz all' der Narrheiten, trotz all' der unſinnigen Verſchwendungen, die ich getrieben, die Mittel wohl bis an mein natürliches Lebensende ausgereicht haben würden, wenn ſich nicht ein Vorfall ereignet hätte, der mir dieſes Leben ſelbſt verhaßt gemacht, und nicht nur das Leben, wie wir es damals trieben, ſondern überhaupt jede Art von Daſein, die doch ferner nur freudenlos geweſen wäre.“

Als der junge Mann hierauf schwieg, trat der päpstliche Unteroffizier mit einem leichten Gruße und in der Art eines Mannes zurück, der viel zu diskret ist, um durch Stehenbleiben und Aufhorchen einen Andern zu Mittheilungen zu veranlassen. Dazu schien aber auch der junge Freiwillige nicht geneigt zu sein, denn nachdem der Andere sich entfernt, setzte er sich wieder auf den Klüverbaum und träumte weiter.

Kehren wir noch einen Augenblick zur Kajüte zurück. Es ist nicht zu spät, um dort noch Gesellschaft zu finden, hat doch die Schiffsglocke so eben erst die fünfte Stunde der Nachtwache angezeigt, ungefähr 11 Uhr nach gewöhnlicher Zeitrechnung, und pflegt man überhaupt in der ersten Nacht, die man auf dem Schiffe zubringt, nicht zu früh zu Bette zu gehen.

Drunten im großen Salon ist fast noch die ganze Gesellschaft, wie früher, und mit wenig Ausnahmen auf gleiche Art beschäftigt, versammelt: die Amerikaner trinkend, die Engländerin auf dem Piano spielend, der Papagei zuweilen schreiend, nur der junge Mann in dem Schaukelstuhl hat diesen so eben verlassen und läßt sich von seinen Kammerdienern einen dicken Paletot anziehen, während die Dame mit der feinen Taille jetzt über ihr helles Kleid einen langen dunkeln Burnus trägt. „Meinst Du nicht," sagt sie mit leiser Stimme, „daß die kühle Nachtluft

droben dir unangenehm ſein wird?“ worauf er in barſchem Tone erwiedert: „Dummes Zeug, ich werde wohl doch am beſten wiſſen, was mir zuträglich iſt; wenn es für Dich aber zu kalt droben iſt, ſo genire Dich gar nicht und gehe zu Bett — gewiß, Du mußt Dir um meinetwillen gar keinen Zwang auferlegen — gewiß nicht — thue was Du willſt — ganz was und wie Du willſt, vollkommen — auf jede Art.“

Er ſprach dieß in keinem Tone, der liebevolle Beſorgniß oder ſonſt ein freundliches Gefühl verrieth, er ſtieß vielmehr ſeine Worte mürriſch und verdrießlich heraus, während er der Kajütenthür zuſchritt, unbekümmert, ob ſie ihm folge, und unbekümmert darum, daß verſchiedene Leute an den Tiſchen in die Höhe ſahen und ihm einigermaßen verwundert nachblickten.

Droben auf dem Verdeck angekommen, huſtete er lang und heftig, und als ihn die junge Dame beſorgt anblickte, ſtampfte er mit dem Fuße und benutzte die erſte Ruhe, welche ihm der Huſten vergönnte, ihr in noch ärgerlicherem Tone zu ſagen: „Du mußt Dir gar nicht einbilden, daß Du wieder einmal Recht gehabt, es iſt nicht die Nachtluft, welche mir Huſten verurſacht, ſondern es iſt der Aerger, weil Du nicht aufhören willſt, mich wie ein erbärmliches krankes Kind zu behandeln. Die Seeluft thut mir gut,“ fuhr er nach einem langen, mühſamen Athem-

zuge fort, „das weißt Du ganz genau, aber gerade deßhalb muß ich immer dieſes verfluchte Wenn und Aber hören, wie auch bei andern Gelegenheiten — hol' der Teufel die Weiberlaunen! Meinſt Du denn, wenn man in dem heißen Salon da unten gut gekühlten Champagner trinken ſieht, man bekäme nicht ebenfalls Luſt dazu — meinſt Du das in der That — — o bemühe Dich mit keiner Antwort, ich weiß doch ganz genau, was Du ſagen willſt — daß der Arzt mir den Champagner verboten — nun ja, hol' ihn der Teufel! Er wird mir auch nächſtens das Waſſer verbieten und die Luft — Alles, Alles werde ich entbehren müſſen, nur Dich wird man mir laſſen, und das iſt freilich ſehr viel."

Darauf lachte er auf eine häßliche Art und ſo anhaltend, daß er abermals einen Huſtenanfall bekam und ſich, dieſen austoben laſſend, raſch von der jungen Dame entfernte, indem er ihr durch eine heftige Handbewegung gebot, zurückzubleiben.

Sie ſetzte ſich auf eine der Bänke an der Brüſtung des Schiffes und ſchaute ihm beſorgt nach, wie er ſich neben dem Steuerruder auf einen Stuhl niederließ, ſo krampfhaft und ſchwer huſtend, daß man beim Schein der Kompaßlaterne trotz des dicken Paletots das heftige Zucken ſeiner Schulterblätter ſah; dann faltete ſie ihre Hände, langſam, aber es war eine erſchreckende Heftig-

keit, mit der sie ihre zarten Finger zusammenpreßte. Der Mond, der vor einer Viertelstunde aufgegangen war, stand voll am Himmel und beleuchtete ihr schönes, aber ungemein bleiches Gesicht, während der Seewind mit ihren langen blonden Locken spielte.

Wie war das Meer so ruhig; selbst die kleinen Wellen, die sich gegen Abend spielend auf der Oberfläche gezeigt, schienen eingeschlafen zu sein, und was man von Bewegung auf dem Schiffe noch spürte, war das Zittern der Maschine — Meeresstille und glückliche Fahrt! aber nicht für Alle, nicht für Alle! Der junge Freiwillige am Bugspriet hatte den Kopf sogar tief auf die Brust herabgesenkt und mit den Fingern wühlte er in seinem dichten Haare, während der am Kompaßhäuschen schwer hustend, unmuthig zusammenzuckte, ja, so schmerzliche Laute von sich gab, daß die junge Dame nach einigem Zögern rasch aufstand, an seine Seite trat und ihn mit milder Stimme fragte, ob sie ihm ein Linderungsmittel holen dürfe, worauf er ihr zuerst gar keine Antwort gab und dann, als sie ihre Frage wiederholte, heftig ausrief: „Laß mich zufrieden! es ist der Aerger, der mir Kehle und Brust gereizt hat. Die Seeluft, die ich in tiefen Zügen einathmen will, wird schon helfen. Geh' zu Bette."

Gehorsam seinem Befehle, ging sie leise von ihm weg; ehe sie sich aber unter das Verdeck begab, trat sie noch

für einige Augenblicke an den Schiffsrand und blickte in die See hinaus. Unbeschreiblich schön war die tiefgrüne Fläche besonders hinter dem rasch fahrenden Dampfer anzuschauen; da bauschten sich die Wellen in spiegelglatter, eleganter Wölbung im Mondlichte glänzend, übersäet mit Tausenden leuchtender Phosphorfunken, einer mit Silber gestickten Atlaßschleppe vergleichbar, welche das Schiff auf seinem stolzen Gange hinter sich herzog, da warf der Mond seitwärts einen schimmernden Streifen auf die unendliche Fläche, und die Luft war so rein und klar, daß selbst die hellstrahlende Venus ihr leuchtendes Antlitz im Wasser wiederspiegelte. Da glaubte man, allerdings in weiter, weiter Ferne, zur Rechten und zur Linken festes Land oder hohe Inselgestade zu bemerken; vielleicht waren es aber auch nur Wolkenmassen, die in malerischen Formen träumerisch unbeweglich am Horizonte ruhten, jedenfalls einer lebhaften Phantasie Spielraum gewährend. Vielleicht war es die Spitze von Korsika — „O wenn er hier bei mir stände mit freundlichen Worten und liebevoller Erklärung, alles das mit mir genießend, mit mir besprechend," dachte die junge bleiche Dame; „wenn ich meine Empfindung gegen ihn aussprechen dürfte, wie ich früher gehofft es thun zu können, ihn auf alle diese Schönheiten der Nacht aufmerksam machen, an seine Brust gelehnt, Hand in Hand mit ihm — — mit ihm? — —

mit wem? — — — — fort, fort mit dieſen fürchterlichen Gedanken, die aus der Tiefe des Meeres aufzuſteigen ſcheinen, um mit langen geſpenſterhaften Armen nach mir zu greifen, als wollten ſie mich hinabziehen. — — Und wäre es nicht am Ende beſſer, dort unten ein ewiges Vergeſſen zu ſuchen und zu finden, als hier oben ein qualvolles Daſein, ein verlorenes Leben zu führen — —" Sie wich ſchaudernd vom Schiffsrand zurück, über den ſie ſich tief hinabgebeugt hatte, um ihren Blick in die unergründliche Tiefe zu verſenken; es hat das etwas eigenthümlich Reizendes, Verlockendes und Gefährliches; man fühlt ſich unwillkürlich angezogen und es gibt Zeiten, wo man ein brennendes Verlangen fühlt, der ſo verführeriſch aufſchwellenden Welle entgegen zu kommen — — deßhalb fort, fort!

Sie eilte die Treppen hinab, um in die für ſie reſervirte Kajüte zu gelangen, wo ſie von ihrer Kammerfrau erwartet wurde; ehe ſie ſich aber unter das Verdeck begab, blieb ſie noch einen Augenblick ſtehen, um zu horchen, ob ſie nicht vielleicht die herannahenden Schritte ihres Gatten vernehme; doch blieb droben Alles ſtill und ſtille war es rings um ſie her. Rings um ſie her ſchien Alles in tiefem Schlaf begraben zu liegen; ſelbſt dort auf dem Verdeck der armen Leute, die ſie heute Abend bei der Ankunft ſchon bemerkt und mitleidig betrachtet hatte,

ebenso dort der Matrose mit hinten überliegendem Kopfe an der Brüstung ruhend, ja sogar der Offizier oben auf der Radkastenbrücke: wenigstens lehnte er unbeweglich an dem Geländer, mit übereinander geschlagenen Armen in die See hinaus träumend.

Nur die gewaltige Maschine im Innern des Schiffes wachte und arbeitete rüstig, unverdrossen, ihre Räder drehten sich sausend, die Kolbenstangen in den Dampfcylindern fuhren dröhnend und zischend auf und ab, und die großen Schaufelräder peitschten das Wasser in einem beständig wiederkehrenden Rhythmus, dem man so leicht Worte unterlegen konnte. Dann und wann wurden auch drunten klirrend die Ofenthüren aufgerissen, und in solchem Augenblick erschien die weite Oeffnung, durch die man in den Maschinenraum hinabsah, wie erfüllt mit glühender Lohe, welche hoch aufsteigend alle Gegenstände, die sie erreichen konnte: Masten, Stricke, Ketten, ja sogar den finstern Schornstein tief röthlich bestrahlte — warum nicht auch ein menschliches Antlitz, welches von der Brüstung in den Maschinenraum hinabsah. — Und doch war dieses Gesicht wohl nur ein Phantasiegebilde ihres erregten Blutes — o gewiß, anders konnte es nicht sein, anders durfte es nicht sein, anders wäre es schrecklich, entsetzlich gewesen! — Schon der Gedanke, daß sie sich vorhin droben auf dem Verdecke und jetzt hier wieder in ihren Gedanken mit je-

nem Bilde so lebhaft beschäftigt hatte, daß es ihr hier im Zusammenwirken von Glut und Schatten zu erscheinen gewagt, hatte etwas so Peinliches für sie, daß sie ihre beiden Hände in tiefer Bewegung fest auf ihr Herz drückte und dazu murmelte: „Höre auf, so heftig zu schlagen.“ Daß jenes Bild in der That nur eine Phantasie gewesen war, davon hatte sie den Muth sich zu überzeugen, denn rasch entschlossen umging sie die Oeffnung des Maschinenraums, in der tiefen Dunkelheit scharf ausspähend, ohne hier überhaupt ein lebendes Wesen zu gewahren.

Als die junge Dame hierauf in ihre Kajüte trat, war die eben gehabte Aufregung immer noch auf ihren Zügen so sichtbar, daß die alte Kammerfrau in besorgtem Tone fragte, ob der Frau Gräfin irgend etwas besonders Unangenehmes begegnet sei. Es war schon stark genug, daß die alte kluge Französin das Wort „besonders“ hinzusetzte, daß sie es aber sehr stark betonte, hätte auf jeden aufmerksamen Zuhörer einen schmerzlichen Eindruck machen müssen.

„Mein Mann, der noch auf dem Verdecke ist, hat sehr stark gehustet, und ich bitte Sie, liebe Marianne, dem Kammerdiener zu sagen, daß er nach ihm sehen möge und den Grafen frage, ob er irgend etwas befehle.“

Die alte Kammerfrau glitt stillschweigend zur Kajüte hinaus, um gleich darauf mit der Meldung zurück-

zukommen, daß der Herr Graf mit Friedrich so eben die Treppen hinabsteige, um sich in seine Kabine zu begeben; er habe sich ein Glas starken Punsches zum Schlaftrunk bestellt.

Die junge Dame hatte ihren Mantel abgeworfen und legte nun mit Hülfe der Kammerfrau ihre Oberkleider ab, um sich auf dem kleinen Lager, welches mit einer schneeweißen, feingegerbten Hirschdecke versehen worden war, zur Ruhe zu begeben. Die junge Dame war sehr jung und sehr schön, wer aber nicht gewußt hätte, daß sie eine, allerdings erst seit sehr Kurzem verheirathete Frau sei, die Gräfin Camilla Landerer, der würde sie für ein kaum siebenzehnjähriges Mädchen gehalten haben, für eine eben erst erblühte Rose, so frisch, so duftig, so zart und unberührt, und es war dabei kein Wunder, daß die alte Kammerfrau sie wie ein kleines Kind zur Ruhe brachte, ihr reiches, blondes Haar sorgfältig unter der feinen Battisthaube verbarg und dann ihre zarten weißen Hände küßte, bevor sie sich auf ihr eigenes Lager in der Ecke der Kabine zurückzog, nachdem sie vorher die Thüre derselben sorgfältig verriegelt.

„Wenn nur der garstige Papagei nebenan nicht immer so schreien wollte," sagte nach einigen Minuten die Gräfin Camilla, während sie mit verschlossenen Augen, den Schlaf erwartend, dalag. „Ich glaube, ich werde

davon träumen in Verbindung mit dem, was mir heute beim Diner unſer Bankier, Herr Gondard, von dem Schiffe erzählte, daß es nämlich früher den ſchönen La-plata-Strom befahren, auch, was ſein Sohn ihm von einem prachtvollen Ballfeſte mitgetheilt — welches man — in einer jener wundervollen ſüdlichen Nächte — droben auf dem Verdecke gehalten. — Es ſei prachtvoll geweſen — all' die ſchönen Damen zu ſehen — in herrlichen Toi-letten — mit fabelhaften Brillanten. — — Das möchte ich wohl ſehen — und wenn ſelbſt nur im Traume."

Der garſtige Papagei ſchrie aber auch in der That ſo gellend und jede Ruhe ſtörend, daß ſich nicht nur die Damen in ihren Kabinen darüber empörten, ſondern auch von den weiter entfernten Herren Berathſchlagungen gepflogen wurden, wie dem Unfug zu ſteuern ſei. Einige meinten, der Haushofmeiſter des Schiffes müſſe veranlaßt werden, ihn in's Zwiſchendeck zu ſperren, wogegen ſich die vier Amerikaner in ihren Betten einfach darüber einigten, wer von ihnen dieſer infamen Beſtie den Hals abſchneiden ſolle. Wer weiß auch, was geſchehen wäre, wenn die Herrin des Papageis, jene dicke ſpaniſche Dame, nicht zu einem für ſie allerdings ſehr beſchwerlichen Auskunfts-mittel gegriffen hätte. Da es nämlich der verwöhnte Vogel außerordentlich liebte, auf ihrem Zeigefinger zu ſitzen, ſo ſtreckte ſie zu dieſem Zwecke ihren Arm aus dem Bette

heraus und verharrte in dieſer unangenehmen Lage, bis ſie endlich aus Ermüdung halb ſchlummernd, Hand und Vogel ſinken ließ und hierauf, durch ſein gellendes Geſchrei gänzlich erwacht, ihn wieder vom Boden erhob und abermals auf den Zeigefinger ſetzte.

Doch waren dieß nicht die einzigen der kleinen Leiden, welche manche der Paſſagiere in den engen, gänzlich beſetzten Kabinen zu erdulden hatten; all' dergleichen, Hitze, ſowie unruhige, mit wahrer Virtuoſität ſchnarchende Nachbarſchaft war ja zu ertragen, ſelbſt daß franzöſiſche ſehr verwerfliche Sparſamkeit ſchon Abends um 11 Uhr ſämmtliche Lichter in Kajüten und Kabinen löſchte. Wie geſagt, alles das wurde nicht ſchwer genommen, da ein anderes, unangenehmeres Schreckgeſpenſt der Meerfahrt, die Seekrankheit nämlich, ferne blieb. — Und ſo dampfte der Saintonge ruhig, faſt unbeweglich durch Nacht und Wellen dahin, ſo Manches und ſo Vielerlei in ſeinem ſchwarzen Schiffskörper mit ſich führend. Als aber am andern Morgen die roſenfingerige Eos, wie Voß oder Homer ſagt, über dem Meere aufblühte, waren viele von den kleinen Leiden der vergangenen Nacht gemildert und ſelbſt tieferes Weh wurde weniger gefühlt beim Einathmen der belebenden Aetherfriſche. Die päpſtlichen Freiwilligen hatten ſchon lange ihre grauen Decken von ſich geworfen, und Mancher unter ihnen, der wahrſcheinlich feſt geſchlafen

und ſchwer geträumt, blickte erſtaunt an die Maſten und das Takelwerk empor, oder bedeckte auch wohl die Augen mit der Hand, in tiefes Nachdenken verſinkend, bis ihn ein geſunder Rippenſtoß des Nachbars oder ein ſchlechter Witz daraus erweckte, um ihn vielleicht mit gleichen Füßen aufſpringen zu machen und ſeinen Angreifer zu packen und ihn weidlich zu ſchütteln, bis von rechts und links Ruhe geboten wurde oder bis ſich, was hier noch wirkſamer erſchien, der Spaßmacher der Geſellſchaft ins Mittel legte und einen großen eiſernen roſtigen Schlüſſel aus der Taſche holte, mit dem er im Hinblick auf das päpſtliche Wappen den Streit unparteiiſch mit großer Gerechtigkeit und tiefer Weisheit zu ſchlichten verſprach.

Es iſt merkwürdig, daß unter jungen Leuten der verſchiedenſten Lebensſtellung, ſeien es Studenten auf einer Ferienreiſe, ſeien es Soldaten auf dem Marſche, ſeien es, wie hier auf dem Schiffe, ärmlich gekleidete angeworbene Rekruten, ſich augenblicklich ein Spaßmacher findet, der, wie Trommelſchlag auf dem Marſche, die Beine flinker bewegen macht, und der, wie hier, unter dieſen trotzigen wilden Geſellen die finſteren, verbiſſenen Mienen aufzuheitern im Stande iſt.

Dieſer Spaßmacher hier unter den päpſtlichen Freiwilligen war ein kleiner, kaum vier Fuß hoher Schwabe, welcher der ſchönen Beſtimmung eines Tambours entgegen-

ging; seines Zeichens ein Schneider, hatte er die ganze Beweglichkeit eines solchen und wußte seine kecken, meist verwegenen Reden von oft revolutionärer Färbung mit dem drolligsten Humor und einer eigenthümlichen Lebensphilosophie preiszugeben. Er trug einen schwarzen, sehr fadenscheinigen Frack, ein strickartiges Halstuch von unbestimmter Farbe und seine schmutzig grauen, unten förmlich ausgefransten Beinkleider wurden von einem einzigen Hosenträger gehalten. Auch hatte er leider keine Weste, um sein isabellfarbenes Hemd verschwinden zu machen. „Schadet nichts," sagte er, sich an die Brust klopfend, „es ist ja unsere Bestimmung, diese nackte Brust der Partisane entgegenzuwerfen." Seine Kopfbekleidung war ihm während der Nacht abhanden gekommen, und er raubte nun bald Diesem, bald Jenem die seinige, wobei er sich aus der Gewißheit durchaus nichts zu machen schien, daß irgend einer der Angegriffenen ihn mit einem einzigen Schlag zu Boden strecken konnte, was übrigens nicht geschah; sondern zuerst begnügte sich ein riesenhafter Schweizer, ihn wie einen Ball einem derben, breitschulterigen Rheinländer zuzuwerfen, der ihn dann gegen einen langaufgeschossenen Berliner weiter beförderte, den aber der kleine Schneider, zwischen den Beinen durchschlüpfend, bei dieser Gelegenheit auf sehr hinterlistige Art plötzlich zu Fall brachte, worauf er einem gemüthlichen Sachsen den alten

Strohhut vom Kopfe riß, ſich ihn aufſetzte und dann, die Hände auf dem Rücken, wie es der Kapitän des Saintonge zu machen pflegte, davonging, dabei in Haltung des Kopfes, beſonders aber im Hin- und Herwiegen der Schultern, dieſen braven Marineoffizier nachäffte.

Leider waren vom deutſchen Vaterlande die eben genannten Stämme und noch ſo manche andere vertreten, ſo daß da eine ganze Muſterkarte hier beiſammen war. Die übrigen waren Schweizer, Belgier, Franzoſen, und unter Allen waren auch die verſchiedenartigſten Stände und Lebensſtellungen vertreten; hier bemerkte man an Kleidung und Haltung den Handwerker oder den derben Bauer, dort ſah man Köpfe und Hände, die dem Schreiber- oder Kaufmannsſtande angehört, mit hierzu paſſenden, meiſtens aber mit allerdings ſehr abgetragenen Röcken; da waren Andere, die ſich eine ſchäbige Eleganz bewahrt hatten, die ſorgfältig jeden Strohhalm, jedes Stäubchen von ihrem Anzug zu entfernen trachteten, die ſich auch nun beim hellen Tageslichte abgeſondert hielten und ſich den Anſchein gaben, als gehörten ſie zu der Klaſſe der ganz anſtändigen Paſſagiere. Da waren aber auch ſehr junge Leute, denen man es in ihrer Kleidung anſah, daß ſie noch vor Kurzem in beſſerer Geſellſchaft gelebt, ja, daß vielleicht kaum Wochen, höchſtens Monate vergangen waren, wo ſie eine achtbare Stellung, vielleicht das väter-

liche Haus, bei Nacht und Nebel verlassen; aber diese, meist mit aufgeweckten, intelligenten Gesichtszügen, freilich Spuren verschiedener Laster in den eingefallenen, mit blauen Ringen umgebenen Augen und auf den bleichen Wangen zeigend, waren die am wenigsten angenehmen der ganzen Schaar. Sie machten die boshaftesten Bemerkungen über Alles, was in ihre Nähe kam, sie rissen die frechsten Witze, und wo einmal ein Stoß oder Schlag mit echter verbissener Wuth geführt wurde, ging der von diesen aus.

Als sie etwas später nach dem Vordertheil des Schiffes gerufen wurden, wo Jeder einen Napf Suppe und ein Stück Brod erhielt, stellte der kleine Schneider einen Theil der Freiwilligen vorher zu zwei und zwei gehörig in Reih und Glied; Jeder mußte seine graue Decke umhängen, und so zogen sie dahin, fast eine Prozession nachahmend, welche der schwäbische Spaßmacher, einen aufgefundenen Besen in der Hand, den rostigen Schlüssel an einem Strick auf dem Rücken, anführte. Andere fanden sich verstohlen bei der Suppenvertheilung ein, so die schäbigen Elegants, von denen wir oben sprachen, und später kam auch der Freiwillige, welchen gestern Nacht die quiekende Stimme, es war die des Schneiders gewesen, als Prinz von Arkadien bezeichnete. Dieser aber kam nicht verstohlen oder wie Jemand, der sich gedrückt fühlte, in solcher Gesellschaft gesehen zu werden, sondern frei und offen in seinen

Bewegungen, in ſeinem Gruße, in ſeinem wohlgebildeten, ja edelgeformten Geſichte. Sein voller blonder Bart ging leicht gekräuſelt zu beiden Seiten weit über ſein Geſicht hinaus. Er trug den weichen Filzhut auf die Seite geſetzt, und die Zipfel ſeines locker umgelegten ſchwarzen Halstuches fielen auf der breiten Bruſt auf ein buntes Hemd herab, welches unter der grauen Juppe hervorſchauend, wohl zerknittert und hier und da beſchmutzt, aber durchaus nicht ſchmutzig ausſah. Wie er ſo daſtand, ſeinen Blechnapf in der Rechten, auf den kleinen Schneider herablächelnd, bot dieſer junge Mann eine ebenſo ſtattliche, als angenehme Erſcheinung, und man hätte ihn für den Kommandirenden der Schaar halten können, der es Umſtände halber vorzog, in Civil ſtatt in Uniform mit ihr zu ziehen.

„Ah, Ew. Gnaden laſſen ſich herab, mit uns zu frühſtücken," ſagte der kleine Schneider, indem er den Beſen vor ihm präſentirte.

„Warum nicht, mein Lieber? Dieſe Morgenſuppe ſieht ganz gut aus, und wenn ſie in der That ſchlecht wäre, was kann man machen? Man iſt einmal darauf angewieſen.

„Aber Ew. Gnaden doch wohl nicht," verſetzte der Andere mit einem komiſchen, aber gut geſpielten Erſtaunen. „Ew. Gnaden hat heute Nacht gewiß vortrefflich

in einem Zimmer des erſten Stocks geſchlafen, und Ew. Gnaden thun nur aus angeborener Höflichkeit ſo, als wollten Sie dieſe ſchlechte Suppe mit uns eſſen."

„Du wirſt Dich ſogleich vom Gegentheil überzeugen," verſetzte der junge Freiwillige heiter, indem er ſich Suppe einfüllen ließ und ſich dann auf eine kleine Schiffskanone ſetzte, wo er augenblicklich anfing, ſeine Portion zu verzehren.

„Wie mich das ſchmerzt," ſagte der kleine Schwabe, „ich hatte immer geglaubt, Ew. Gnaden hätten Geld genug, um drüben beim Reſtaurant das koſtbarſte Frühſtück zu nehmen, und Ew. Gnaden hielten ſich nur ſo zu uns aus ſonderbarer Liebhaberei."

„Ja und nein, wie Du willſt, doch, wenn es Dein gutes Gemüth beruhigen kann, ſo will ich Dich verſichern, daß ich allerdings Geld genug habe, um ſo gut zu frühſtücken, als ich nur immer will."

„A — a — a — ah," ſeufzte der kleine Schneider, „da ſeid Ihr gut daran, wer das auch von ſich ſagen könnte!" Er hatte ſich neben den jungen Freiwilligen auf ein Bund Taue gekauert und verzehrte ebenfalls ſeine Suppe. Eigenthümlich war es dabei, daß er jetzt, wo er nicht mehr aus Spott „Ew. Gnaden" ſagte, ſich doch nicht getraute, wie bei allen Andern, die Anrede „Du" mit den gleichen Worten zu erwiedern — „So, Ihr habt alſo Geld?" fragte er nach einer Pauſe.

„Genug.“

„Handgeld?“

„Nein, ſo wenig als Du; damit bin ich ebenfalls mit vollem Rechte auf unſere Ankunft in Civita-Vecchia und Rom vertröſtet worden. Wozu auch Geld auf der Fahrt von Marſeille nach dem gelobten Land? Dieſe Morgenſuppe iſt gut, das wirſt Du zugeben, wir werden auch ein anſtändiges Mittageſſen bekommen, und auch das Nachtlager koſtet nichts.“

„Iſt aber hart,“ meinte der zukünftige Tambour, ſeine Schultern bewegend; „Ihr habt wohl beſſer geſchlafen?“

„Ich habe gar nicht geſchlafen. Zuerſt ließ mich der Schrei des Papageis nicht zur Ruhe kommen, und dann kamen mir ſo allerlei ernſte Gedanken. — Haſt Du auch zuweilen ernſte Gedanken?“

„O ja, o ja, wenn ich an zu Hauſe gedenke — und an ſie.“

„A — a — a — ah, an ſie. Wenn ich nicht fürchten müßte, unbeſcheiden zu ſein, ſo würde ich Dir eine gute Cigarre anbieten und Dich alsdann erſuchen, mir etwas über ſie mitzutheilen. Wir haben dazu vortreffliche Zeit, denn ſo eine Seefahrt hat unter Umſtänden etwas recht Langweiliges. Da, nimm dieſe Cigarre und erzähle mir.“

„Warum nicht? Aber ich thue es nicht für dieſe

Cigarre. Alle Menſchen haben gleiche Rechte, pflegte mein alter Meiſter zu ſagen, wenn er mich mit der Elle als Gegenleiſtung dafür durchprügelte, daß ich einen Kragen falſch aufgeſetzt."

„Sehr wahr, alſo verlangſt Du auch von mir eine Gegenleiſtung?"

„Aehnlicher Art — ganz gewiß. Ich erzähle euch, was Ihr wollt, dafür ſollt Ihr mir aber berichten, wie es kommt, daß Ihr, ein verkleideter vornehmer Herr, der obendrein Geld hat, ſich gerade ſo wie wir arme Teufel unter die päpſtlichen Freiwilligen anwerben läßt."

„Ich habe ein Gelübde gethan."

„Ei, das kann Jeder ſagen," meinte der kleine Schneider achſelzuckend, „und es kann auch wahr ſein, auch ich zum Beiſpiel habe ein Gelübde gethan, ſie nicht mehr anzuſehen, ihr kein freundliches Wort mehr zu gönnen, und mich lieber todtſchießen zu laſſen."

„Das iſt's ja gerade. Es würde mich recht intereſſiren, zu erfahren, warum Du einen ſolchen Haß auf ſie geworfen haſt; dahinter ſteckt mehr, als was man im gewöhnlichen Leben verſchmähte Liebe nennt."

„Ich kann das wohl erzählen, doch möchte ich dann auch wiſſen," ſagte der Zukunftstambour hartnäckig, „weßhalb Ihr ein ſo komiſches Gelübde gethan."

Der junge Freiwillige ſtrich den blonden Schnurr-

hart nach rechts und nach links, dann legte er den Kopf in die Hand, dachte nach, eine Minute oder ſo etwas, und als er ſich hierauf wieder aufrichtete, lag ein eigenthümliches Lächeln auf ſeinen Zügen. Unter Tauſenden und Tauſenden von Menſchen würde er einen Vorſchlag, wie ihn eben der kleine Schneider gethan, mit geringſchätzendem Achſelzucken, mit einem verächtlichen Aufwerfen der Lippen beantwortet haben — irgend ein lebendes Weſen zum Vertrauten zu machen! — Lächerlich! Allerdings hatte er dem Walde davon erzählt und noch in vergangener Nacht dem dunkeln Meere, aber er war ſicher, daß ihm dieſe beiden keine Gegenbemerkungen machen würden, wogegen das naſeweiſe Geſicht des pfiffigen Schwaben gerade ſo ausſah, als könne er ſich wohl unterſtehen, irgend eine Meinung abzugeben über das, was man ihm mittheilen würde, wogegen es dem jungen Mann wieder pikant erſchien, ein derartiges Wort von einem Menſchen zu hören, der in geſellſchaftlicher Beziehung allerdings tief unter ihm ſtehend, in den letztvergangenen Tagen ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte durch ſchlagfertige, kecke und verſtändige Antworten. Erfuhr der Schneider doch niemals den Namen des jungen Freiwilligen, vergaß auch dieſe Geſchichte in den nächſten Tagen wieder, und morgen früh in Civita-Vecchia oder Abends in Rom trennten ſie ſich vielleicht auf Nimmerwiederſehen — ſei es darum.

Die beiden vortrefflichen Cigarren wurden angezündet, und nachdem der Schwabe ein paar Sekunden geraucht, ſagte er mit einem pfiffigen Lächeln, welches deutlich anzeigte, daß er ſicher ſei, den Anderen übervortheilt zu haben: „Was nun meine Geſchichte anbelangt, ſo kann ich ſie nicht bedeutender machen, als ſie wirklich iſt, und ſie iſt in der That recht unbedeutend, ſehr gewöhnlich, ſchon oft dageweſen.“

„Es handelt ſich jedenfalls um eine ſchöne Meiſterstochter, in deren Reize Du Dich ſterblich verliebteſt?“

„Natürlich, was wäre auch das Leben ohne Liebesglanz, wie der Dichter ſagt.“

„Und ſie hat Deine Neigungen erwiedert?“

„Verſteht ſich, ſie liebte mich jedenfalls, aber wie man einen Schooßhund liebt oder einen Kanarienvogel oder eine hübſche Blume — ah, Sie lachen bei dieſem Vergleich, ich wollte, daß Sie mich damals geſehen hätten, elegant angezogen, im ſelbſtgenähten Rock, mein Haar, das jetzt ſtruppig iſt, famos friſirt: ich ſage Ihnen, ich war in der That ein niedliches Ding, wie ſie auch zu ſagen pflegte, wenn ich ihr tauſend kleine Gefälligkeiten erzeigte, aber ich blieb für ſie das Ding, ein Spielzeug, mit dem ſie lachte, ſchäkerte und es wegwarf, um alsdann, wie ich allerdings nicht wußte, zu ernſthaften Liebesgeſchäften mit einem ganz verfluchten norddeutſchen Geſellen überzugehen.“

„Du biſt allerdings etwas klein ausgefallen," erwiederte lächelnd der junge Freiwillige, „und wenn ſie ihr Spiel mit Dir trieb, ſo konnte man ihr den Glauben nicht übelnehmen, daß ſie es mit einem Kinde zu thun hatte."

„Gewiß," entgegnete der kleine Schneider, nachdem er ein paar Augenblicke trübe vor ſich hingeſchaut, „und als ich endlich einen feſten Anlauf nahm, um ihr ſiegreich zu beweiſen, daß ich kein Kind mehr ſei, da kam die Kataſtrophe: ſie lieferte mich in die Hände des Meiſters, und dieſer beförderte mich zur Werkſtatt und zum Hauſe hinaus. Aber das war noch nicht Alles. Der norddeutſche Geſelle war dumm genug, ſich in dieſe Geſchichte zu miſchen, worauf ein Wort das andere gab und es endlich klar wurde, daß ſie auch dieſen zum Beſten gehabt und nur als Deckmantel gebraucht bei ihrer Liebſchaft mit einem ganz gewöhnlichen Infanterielieutenant — o dieſe deutſchen Weiber! Da hatte ich keine Ruhe mehr, jede Nähnadel brannte mir in der Hand; und es war mir gerade zu Muthe, als ſäße ich auf einem glühenden Bügeleiſen, ich mußte hinaus in die Welt, Thaten zu thun, kriegeriſche Thaten im Hinblick auf ihre militäriſche Neigung, um einſtens vielleicht vor ſie hintreten zu können und ihr zu ſagen, das habe ich geleiſtet, oder auch vielleicht, um ihrem Auge eine Thräne zu entlocken, wenn

ſie im Tageblatt lieſt: Er ſtarb auf dem Felde der Ehre. Da haben Sie meine Geſchichte, und wenn ſie Ihnen zu einfach iſt, thut es mir leid, aber ich beſitze keine beſſere."

„Ich wünſchte wohl, die meinige wäre eben ſo einfach in ihrer Anlage und eben ſo gering in ihren Folgen. Verſtehe mich recht; nicht als ob ich eine unerwiederte Liebe für etwas Geringes anſehe, aber gerade, daß dieſe Liebe von ihrer Seite nicht erwidert wurde und, verzeih' mir meine Offenheit, auch nicht leicht erwidert werden konnte, muß ein Troſt für Dich ſein. — Schlimmer wäre es geweſen," fuhr der junge Freiwillige nach einer minutenlangen Pauſe fort, während er mit düſterem Blick auf das Meer hinausgeſchaut, „ja weit ſchlimmer, unerträglich ſchrecklich wäre es geweſen, wenn ihr Beide euch recht von Herzen geliebt hättet, ſelig in dem Bewußtſein und Gefühl, mit all' euern guten Eigenſchaften, ja ſogar mit all' euern kleinen Schwächen recht eigentlich für einander geſchaffen worden zu ſein; wenn alle euere Lebensverhältniſſe ſich ſo geſtaltet hätten, daß ſie nur gebraucht ihre Hand in Deine zu legen, daß ihr euch, wie ſchon geſagt, gegenſeitig unſäglich geliebt, und wenn dann ein Theil von euch verwegen genug geweſen wäre, das Schickſal herauszufordern, und übermüthig genug, in einem mehr als leichtſinnigen Augenblick mit dem eigenen Glück und dem eines geliebten Weſens frevelhaft zu ſpielen."

„Das iſt ein Theil Eurer Geſchichte?“

„Das iſt ein Theil meiner Geſchichte; willſt Du noch mehr davon hören?“

„Gerne, wenn Ihr mir davon erzählen wollt.“

„Es waren zwei junge Leute,“ ſprach der Andere mit einer erzwungenen Ruhe, „Beide von Haus aus ziemlich mittellos, Beide aber vorausſichtlich zu gleichen Theilen Erben eines großen Vermögens, das ſich in den Händen eines alten geizigen Verwandten befand, der, obgleich kinderlos und ohne jede andere Familie, engherzig genug war, ſolange er lebte, auch nicht das Geringſte jenen beiden jungen Leuten zukommen zu laſſen. So dachte wenigſtens der Eine von ihnen; der Andere war kränklich, hatte aber trotzdem eifrig ſtudirt und die diplomatiſche Carrière ergriffen, in der ſichern Vorausſetzung, ſpäter einmal im Mitbeſitze jenes großen Vermögens eine glänzende Rolle als Geſandter ſpielen zu können; und beſaß indeß dabei neben andern unangenehmen Eigenſchaften auch eine Sparſamkeit, die faſt an Geiz grenzte, aus welchem Grunde er denn wohl auch von ſeinem Verwandten, ohne daß ich es wußte, mit bedeutenden Summen unterſtützt wurde. Ich, oder vielmehr der zweite jener jungen Leute, ward Offizier, lebte ziemlich luſtig und in den Tag hinein, und da es ihm durchaus keine große Mühe machte, im Hinblick auf jenes bedeutende Erbe, deſſen

Verhältniſſe allgemein bekannt waren, Schulden in großem Maßſtabe zu kontrahiren, ſo ſah er ſich mit einem Male an einem Abgrunde, vor dem er ſich noch hätte retten können, wenn ihm jener ſehr alte Verwandte den Gefallen gethan haben würde, das Zeitliche zu ſegnen. Er that dieß aber nicht, und der junge Offizier mußte unter ſehr bedenklichen Umſtänden den Dienſt verlaſſen, und das gerade in einem Augenblicke, wo er im Begriffe war, zu einer ſehr vornehmen und reichen Partie überredet zu werden. — Er hätte ſich damals wahrſcheinlich überreden laſſen, denn ſein Herz hatte noch keine ernſte Neigung empfunden, und er war dabei leichtſinnig genug, eine Vernunftheirath einzugehen, die ihn von der koloſſalen Laſt ſeiner Schulden befreite und erlaubte, einen flotten Train zu führen."

„Allerdings wäre der gewiſſe Offizier, den ich nicht kenne, alsdann unverantwortlich leichtſinnig geweſen," verſetzte der kleine Schneider mit großer Entſchiedenheit und einem ſchlauen Lächeln, „ſo eine Vernunftheirath iſt etwas Fürchterliches: man ſpringt mit geſchloſſenen Augen in einen Abgrund, in den man ſpäter allerdings auch vielleicht hineintaumelt, aber im letzten Falle iſt man Schlachtopfer der Verhältniſſe und kann ſich damit tröſten. Ich war ſeiner Zeit bei zwei Meiſtern, die ſolche Schlachtopfer vernunftloſer Heirathen waren — keine Ruh' bei Tag und Nacht."

„Du urtheilst hart über diesen jungen Offizier," erwiederte der Freiwillige, „er wäre allerdings auch auf diese Art in's Unglück gegangen, und wer weiß, ob dieses schlimmer gewesen wäre, doch wollten es die Verhältnisse anders, er rollte mit der Last seiner Schulden abwärts und mußte sich heimlich entfernen, um nicht eingesteckt zu werden. Da, als für seine damaligen Verhältnisse Alles zu spät war und noch zu früh, als daß es seinen Freunden gelungen wäre, mit seinen Schuldnern, niederträchtigen Wucherern, ein billiges Arrangement zu treffen, hatte jener entfernte Anverwandte die Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit, gerade in dem Moment zu sterben, und der junge Offizier sah sich genöthigt, seine sämmtlichen Schulden bei Heller und Pfennig zu zahlen, was er auch ehrlich that, doch blieb ihm immerhin ein ansehnliches Vermögen, ja, dieß wurde vor einem empfindlichen Abzug bewahrt wegen eines eigenthümlichen Umstandes, scheinbar durch die Güte des Andern, welche aber einen sehr bittern Nachgeschmack hatte. Es fand sich nämlich in dem Testament eine Klausel, wonach derjenige der beiden jungen Leute, welcher sich entschließen wollte, eine gewisse junge Dame zu heirathen, von dem Andern eine beträchtliche Summe erhalten soll. Nun war aber der Offizier soeben der Scylla einer Vernunftheirath glücklich entgangen und hatte um so weniger Lust, sich in eine unbekannte Charybdis zu stürzen,

als der Diplomat ſcheinbar ſo großmüthig war, die junge Dame heirathen zu wollen, ohne dafür jene Abfindungsſumme zu verlangen. Wer war froher als der Offizier? Er hatte nichts einzuwenden, daß darüber ein bündiger Vertrag aufgeſetzt wurde. Der Andere ſagte ihm: ‚Ich kenne die junge Dame allerdings eben ſo wenig als Du, doch iſt ſie mir als guterzogen geſchildert worden, paſſabel hübſch, vor allen Dingen aber als ſehr fügſam, was ich bei meinem, zuweilen unangenehmen, heftigen Temperamente wohl brauchen kann. Ich muß heirathen, um als erſter Legationsſekretar, ſpäter als Geſandter, ein anſtändiges Haus machen zu können, vielleicht auch,‘ ſetzte er ſeufzend hinzu, ‚um in nicht zu langer Zeit eine gute Pflegerin zu haben, wogegen Du bei Deiner eiſernen Geſundheit keine Luſt fühlen wirſt, Dich in die Feſſeln der Ehe ſchlagen zu laſſen — mir paßt die Kleine. —‘ ‚So, Du kennſt ſie alſo?‘ fragte der junge Offizier arglos und ohne das geringſte Mißtrauen. — ‚Man hat mir von ihr erzählt,‘ war die gleichgültige Antwort. So arrangirte ſich dieſe Sache, und da die Beiden nie eine Sympathie für einander empfunden hatten, ſo trennte man ſich kühl und förmlich. Sie hörten auch nur ganz gelegentlich etwas von einander, und was der Offizier über den Diplomaten erfuhr, war auch nicht danach, ihm ein engeres Zuſammenleben wünſchenswerth zu machen. Daß er klein-

lich und engherzig war, hatte er schon lange gewußt, daß er aber, ein strenger Sittenprediger, trotz seiner Sparsamkeit einen recht lockeren Lebenswandel geführt, war mir neu und ich hätte es nicht geglaubt, wenn mir nicht ehemalige Kameraden Manches darüber zutrugen, was mich allerdings bis zu einem gewissen Zeitpunkte höchst gleichgültig ließ. Der Diplomat hatte seine Heirath verschoben, bis er, was nicht lange ausbleiben konnte, erster Sekretär in einer bedeutenden Residenz wurde, und bis er sich, wie man wenigstens behauptete, mit einem sehr intimen Verhältnisse abgefunden hatte.

„Doch war es dem Andern sehr gleichgültig, wie überhaupt Alles, was sich nicht auf dessen augenblicklichen Lebensgenuß bezog. Er machte weite Reisen, er besuchte Badeorte und knüpfte dort Bekanntschaften der verschiedensten Art an, um diese bald nach seiner Abreise mehr oder minder wieder zu vergessen; ohne irgend eine Abneigung vor dem schönern Geschlecht im Allgemeinen zu haben, hatte er doch noch nie ein regeres Interesse, eine wahre Liebe und Leidenschaft empfunden. Endlich schlug auch seine Stunde."

„Das habe ich mir von Anfang an gedacht."

Der Freiwillige, der, wie in tiefe Träume versunken, während er sprach, auf das Meer hinausgeschaut hatte, wandte bei diesen Worten rasch seinen Kopf herum und

blickte dem vor ihm Sitzenden erstaunt in's Gesicht. Er hatte es vergessen, daß er erzählte. Er glaubte nur, alles das wieder einmal recht lebhaft gedacht zu haben; doch konnte er sich jetzt selbst keine Rechenschaft davon geben, warum es ihm lieb war, daß er in jenem unbedeutenden Menschen einen aufmerksamen Zuhörer hatte, und statt sich durch den forschenden Blick voll Interesse, welchen der zukünftige Tambour irgend eines päpstlichen Regiments auf ihn richtete, unangenehm berührt zu fühlen, fand er sich vielmehr durch das Wesen seines harmlosen Zuhörers angeregt, lebhafter als bisher zu erzählen. Er dachte dabei, was er schon tausend Male gedacht; er sprach, wie schon unzählige Male, mit der Luft, mit dem Winde, mit dem Meere und jetzt nebenbei mit einem Menschen, von dem er erwarten konnte, schließlich ein gesundes, vielleicht auch ein spöttisches oder ein theilnehmendes Wort zu hören, was ihn wenigstens für Augenblicke seinem finstern Hinbrüten entreißen würde.

„Ja, seine Stunde schlug," fuhr er nach einer längeren Pause, wie mit sich selbst redend, fort, „aber es war kein Schlag, wie er einem gewissen Blitze zu folgen pflegt, über dessen Bedeutung wir uns bewußt sind, der uns zugleich anzeigt, wie viel Uhr es geschlagen hat; es war vielmehr ein träumerisches Klingen, wie das Läuten einer Dorfglocke aus dichtem Walde hervor, bei dessen

eigenthümlich poetiſchem Klange wir unwillkürlich lauſchend ſtehen bleiben, um alsdann langſam den Tönen zu folgen, uns in wildromantiſcher Gegend zu verirren und uns zu ſpät bewußt zu werden, daß wir den Weg zur früheren Freiheit nicht mehr finden werden.

„Der junge Mann, von dem wir reden, hatte einige jener Badeorte von Ruf beſucht, in denen die reiche und vornehme Welt ihre Wintervergnügungen in warmer Luft unter freiem Himmel fortſetzen, aber mit bedeutender Steigerung in Toiletten und Mienen, da das Sonnenlicht ganz anders, verrätheriſcher zu beleuchten pflegt, als Kerzen- und Lampenſchimmer. Er hatte glänzende Augen funkeln ſehen, weiße Schultern mit blitzenden Brillanten, mattes gemünztes Gold, Alles zu ſeiner Zeit und von Allem zu ſeiner Zeit genoſſen; er hatte mit Glück geſpielt, und da er ſein Geld nicht zu verſchließen pflegte, auch ſonſt ein angenehmer Geſellſchafter war, ſo wurde er von den verſchiedenſten Kreiſen geſucht und überall mit Auszeichnung empfangen. Wenn er aber nach dieſen Auszeichnungen der verſchiedenſten Art und nach heißen Soupers, durch eiskalten Champagner gekühlt, in der Dämmerung eines friſchen Sommermorgens nach Hauſe fuhr, in ſich einathmend den würzigen Duft friſchen Heues und thaubedeckter Tannenwälder, ſo war es ihm zu Muth, wie dem Tannhäuſer, als der zum erſten Mal

wieder die Sonne aufgehen ſah, und er fühlte in ſich einen wahren Abſcheu, wieder zurückzukehren in den Hörſelberg und an die grünen Tiſche; und unter ſolchen Gefühlen verließ er eines Morgens ſeine Wohnung, die dorfähnliche Stadt mit den ſtadtähnlichen Häuſern, auch ſeine tägliche Geſellſchaft, ohne Abſchied von ihr zu nehmen, nachdem er ſeinem Diener befohlen, Alles zuſammenzupacken, und nach der Reſidenz, wo er gewöhnlich wohnte, zurückzukehren — da verließ er beim Grauen des Morgens zu Fuß den Badeort auf's Einfachſte mit einem grauen Jagdrock bekleidet, einen weichen, bequemen Hut auf dem Kopfe, den Stab in der Hand, das Nothwendigſte für ein paar Tage bei ſich tragend, und pilgerte in die Berge hinein, den ganzen Tag in Sonnenſchein und friſcher Luft bis ſpät Abends, wo er in einem kleinen Dorfwirthshaus übernachtete, um am andern Tage weiter zu ziehen, ohne Zweck und Ziel, wo die Berge am ſchönſten waren, die Tannen- und Buchenwälder am friſcheſten, meiſtens in Begleitung kühler, geſchwätziger Waldbäche. Und je weiter er ſo fortwanderte, um ſo unbegreiflicher erſchien es ihm, wie er im Stande geweſen ſei, die letzten Monate und ſchon viele ähnliche zu verleben. Am vierten Tage gegen Abend zog er einen ſteilen Hohlweg hinab, nachdem er vorher auf der Höhe vor ſich durch die Stämme und Zweige mächtiger Tannen hindurch eine leuchtende See-

fläche geſehen. Wie herrlich war dieſer Weg durch die prachtvolle Beleuchtung der ſchon tiefſtehenden Sonne, durch maleriſchen Wechſel von Licht und Schatten; blickte doch der Wald zu ſeinen Füßen, tief unter ihm das Dickicht der Tannen und Buchen dunkelblau gefärbter Schatten zu ihm empor, aus denen ſich die mächtigen Baumrieſen erhoben, heller und immer heller werdend bis hoch oben, wo einfallende Sonnenſtrahlen die Blätter grün und goldig ſchimmernd erſcheinen laſſen, und zwiſchen welchen hindurch die ruhige Seefläche wie leuchtendes Silber erſchien. Wie herrlich paßte dazu der Boden, Gras und Moos, durch leichte Lichtblitze einem grünen, mit Gold durchwirkten Teppich zu vergleichen.

„Du kannſt aus der Schilderung dieſes unvergeßlich ſchönen Abends entnehmen, wie poetiſch geſtimmt und für alle Eindrücke empfänglich der einſame Wanderer war, und wie er ſo angeregt nach langem Hinabſteigen endlich an dem Ufer eines großen, ſchönen Sees ſtand, deſſen ihn umgebende Berge lieblich weiche Formen boten, hoch oben mit ſchwärzlichen Tannen bedeckt waren und dazwiſchen helleuchtende Buchenwäldchen zeigten, von denen ſich einzelne mächtige Stämme bis an's Ufer hin verloren, wo ſie ihre Rieſenäſte über das leuchtende Waſſer ausſtreckten. Auf den Höhen der Berge ſah man Kapellen und Dörfer, auch alte Schlöſſer mit hohen Thürmen, und am Ufer

hie und dort zahlreiche Gruppen von Fiſcherwohnungen; weit hinauf und weit hinab ſchienen in Dörfern, ja in einer kleinen Stadt, viele Menſchen zu wohnen, nur da, wo unſer Wanderer an den See kam, war weit und breit nichts zu ſehen, als eine einzelne Fiſcherhütte auf einem Vorſprunge dicht am Waſſer, und hier war der Beſitzer dieſer Hütte beſchäftigt, ſeine großen Netze zum Trocknen auszuſpannen. Die Seefläche war ruhig und klar; in der kleinen Bucht neben der Fiſcherhütte ſo unbeweglich, daß die Satten von ſchlanken, aus dem Waſſer hervorragenden Binſen nicht die leiſeſte zitternde Bewegung zeigten.

„Hätte er nur gewußt, wo er ſich befand, er mochte auch nicht fragen, da er, nach dem Namen eines ſo bedeutenden Sees ſich erkundigend, wohl ſchwerlich dem Mißtrauen des Fiſchers entgangen wäre; deßhalb begnügte er ſich, auf das gegenüberliegende Ufer zu deuten, dort mit der Hand ein paar weiße Gebäude bezeichnend, die hell hervorleuchteten aus dem tiefen Wald- und Abendſchatten, und dabei zu ſagen: ‚Wie komme ich am beſten da hinüber? — Dorthin, lieber Freund, wo es gewiß ein gutes Wirthshaus gibt.‘

„‚O ja, ein ganz gutes Wirthshaus und auch eine Penſion, wie ſie es nennen.‘

„‚Das iſt's, was ich ſuche; nun, wie komme ich da hinüber?‘

„‚Am beſten, wenn Ihr rechts dem Uferpfad eine gute Stunde folgt bis zu einer Brücke, die in's Waſſer hineingebaut iſt, wo gegen 8 Uhr ungefähr das Dampfſchiff anlegt. Mit dem ſeid Ihr dann in einer weitern halben Stunde drüben.‘

„‚Das iſt recht umſtändlich. Ließe es ſich nicht machen, daß Ihr mich für Geld und gute Worte hinüberrudertet?‘

„‚Zu jeder andern Zeit, aber jetzt bin ich dazu nicht im Stande. Ich muß meine Fiſche noch eine Stunde weit zum Fiſchmeiſter führen, wo ſie auf's Eis gelegt werden und morgen nach der Stadt gebracht; aber mich dünkt, Ihr ſeid ſtark genug, um ſelbſt ein Boot über den See zu rudern.‘

„‚Ja, wenn ich ein Boot hätte,‘ ſagte der Andere, ‚könnte es mir am Ende gelingen. Wie viel Zeit braucht's?‘

„‚Für mich drei Viertelſtunden; Ihr werdet wohl ein Bischen länger nöthig haben, und was das Boot anbelangt, ſo könnt Ihr mein kleines dort nehmen und es drüben dem Fiſcher Seppel übergeben, ihm auch eine Kleinigkeit zahlen, damit er es morgen wieder herüberrudert.‘

„‚Abgemacht! Wo iſt das Boot?‘

„Der Fiſcher holte es unter einem breiten Bretterdache hervor und erſt, als der Andere ſchon auf der Bank ſaß und etwas ungeſchickt mit den Rudern in's Waſſer

ſchlug, fragte er: ‚Ihr könnt aber doch auch rudern?‘ worauf die luſtige Antwort zurückklang: ‚Hoffe es wenigſtens zu lernen.‘ Damit ſetzte er kräftig ein und hatte zurückblickend das Gefühl, als wenn das Seeufer, von dem er abgefahren, langſam vor ihm zurückweiche, er ſelbſt aber ruhig auf der Stelle liegen blieb. Obgleich ſich dieſer Täuſchung bewußt, war es ihm doch ſehr gleichgültig, da drüben früher ſpäter oder anzukommen. Unwetter war keins zu befürchten, und je weiter er in den See hineinkam, um ſo prachtvoller zeigten ſich die Ufer ringsumher ſeinen Blicken, auch hatte ſein Boot die Freundlichkeit, ihm zuweilen ohne ſeinen Willen eine Rundſchau zu gewähren, denn wenn er einmal etwas zu lange nach einer Seite hingeblickt, ſo drehte ſich das kleine Fahrzeug plötzlich rings um ſich ſelber, als wolle es nach Hauſe zurückkehren, worauf es nicht ohne Mühe war, daſſelbe wieder in den richtigen Kurs zu bringen, doch machte er ſich aus dieſen Verzögerungen nichts, da es an den Ufern, auf der Seefläche und droben am Himmel ſo viel Schönes zu ſehen gab. Langſam ſank die Sonne gegen den Horizont und wurde dort in Empfang genommen von einem majeſtätiſchen Gefolge ernſter dunkler Wolkengeſtalten, die aber ehrfurchtsvoll auseinanderwichen und es ſo dem glühenden Tagesgeſtirn geſtatteten, unterzugehen in einem Strahlenkranz von ſchmalen Goldſtreifen, die in langen

zitternden Lichtern auf dem grünlichgrauen, mattſchillernden See reflektirten und demſelben auf dieſe Art das Anſehen einer weiten Fläche von grünlichgoldenem Email, oder noch beſſer, von Perlmutter gaben.

„‚Dieſes Grün und Gold,‘ rief der einſam Rudernde, ‚im Vergleich mit jenem in dem heißen, dunſtigen Saale! Glückſelig, wer dem entronnen iſt mit dem feſten Vorſatze, nie mehr dorthin zurückzukehren‘ — aber leider iſt die Hölle mit guten, nicht ausgeführten Vorſätzen gepflaſtert.“

„Wie das wahr iſt,“ ſeufzte der kleine Zukunftstambour und ſetzte hierauf in einem treuherzigen Tone hinzu: „Ach Herr, wenn Sie wüßten, wie mich dieſe Erzählung freut; es iſt gerade ſo, als wenn ich ein ſchönes Buch vor mir aufgeſchlagen hätte; ach, und ich habe ſchon lange nichts Geſcheidtes mehr geleſen.“

„Ja, die Seefahrt war recht ſchön, recht romantiſch, aber auch recht mühſam. Nachdem die Sonne untergegangen war, wurde es in kurzer Zeit zwiſchen den hohen Bergwänden ſo dunkel, daß er gänzlich aus ſeiner Richtung herauskam.“

„Sagt doch, ich, Herr,“ bat der kleine Schwabe, worauf der Andere erwiederte: „Nein, nein, man ſpricht viel unbefangener in der dritten Perſon, und das war ja auch eine ganz andere Perſon. Ich bitte ernſtlich, mir das zu glauben. Kurz alſo, es wurde ſo finſter, daß,

nachdem das Boot ſich noch einige Male herumgedreht hatte, der in demſelben Befindliche total die Richtung verloren hatte. Auch vergaß er, auf die Himmelsgegend Acht zu geben, ſonſt würde ihn der große Bär, welcher klar über ihm ſtand, ſchon auf den rechten Weg gebracht haben. Von den Ufern war nichts zu erkennen, als hier und da Lichtpunkte, und gegen einen von dieſen ruderte er mit aller Anſtrengung. Da vernahm er plötzlich Geſang über das Waſſer zu ſich herüberſchallen, Geſang einer weiblichen Stimme, und da er nicht zu ſehr aus ſeiner Richtung abweichen mußte, um ſich der Singenden zu nähern, ſo beſchloß er, auf dieſe Art das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden oder vielmehr zwei nützliche Dinge zu vereinigen, denn er war ſicher, von der Singenden den richtigen Weg zu erfahren. Bald war er ihr nahe gekommen, daß er die Worte verſtehen konnte, die ſie mit einer wohlklingenden, weichen mädchenhaften Stimme über die ruhige Seefläche dahintönen ließ:

Und blau iſt der See
Und mein Herz thut mir weh,
Wird auch nimmermehr geſund,
Bis mein Bua wiederkommt.

„Noch ein paar kräftige Ruderſchläge und er mußte den langſam dahinfahrenden Nachen erreichen, den er

ſchon in undeutlichen Umriſſen vor ſich ſah. Aber leider fielen dieſe Schläge etwas zu kräftig aus, auch hatte er die Wendungen ſeines Bootes ſo gar nicht in der Gewalt, daß er, anſtatt neben das andere hinzufahren, mit einem harten Stoß gegen daſſelbe rannte. Glücklicherweiſe war die Schifferin geſchickter als er, denn ſie ſtemmte mit einem leichten Aufſchrei raſch ihre Ruder gegen die Flut und warf ſo ihr leichtes Fahrzeug herum.

„‚Bitt' tauſend Mal um Verzeihung,' rief der junge Mann hinüber, ‚ich bedauere es um ſo aufrichtiger, ungeſchickt geweſen zu ſein, als ich mit der Bitte heranſteuern wollte, einem armen Verirrten ein wenig auf den Weg zu helfen. Ich ſuche eine Penſion dort irgendwo drüben zu erreichen, bin aber wahrſcheinlich in der Dunkelheit gänzlich aus der Richtung geſegelt. Nicht wahr, meine verehrte Schifferin?'

„‚Nach der Art, wie Sie gegen mich hingefahren,' klang es in heiterem, faſt ſpottendem Ton zurück, ‚iſt es ein Wunder, daß Sie allerdings ſo gut in der Richtung geblieben ſind. Wenn Sie noch zehn Minuten fortrudern, ſind Sie im Hafen der Penſion dort vor uns, wo die beiden rothen Lichter ſchimmern.'

„‚So ein Hafeneingang iſt wohl ſchwer zu finden,' rief er lachend zurück, ‚und bei der geringen Geſchicklichkeit, der ich mir bewußt bin, könnte es mir wohl gelingen,

bei der Einfahrt irgend einen herrenlosen Nachen in den Grund zu bohren, doch, wie das Schicksal will. Ich danke für gütige Auskunft.'

„‚Gerne geschehen — — — — doch wer Sie auch immer sein mögen,' sprach die frische Mädchenstimme zurück, ‚ich will Ihnen den Eingang in den Hafen zeigen.'

„‚Danke bestens — wer ich auch immer sein mag,' gab er behend zur Antwort, ‚nichts Seeräuberisches, kein Zampa, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, nur eine ungeschickte Landratte, die zum ersten Mal ein paar Ruder in den Händen hat.'

„‚So gebrauchen Sie Ihre Ruder fein langsam und folgen mir.'

„‚Zu Befehl!'

„Vor ihm glitt der leichte, schlanke Nachen durch die spiegelglatte Flut, und da die Schifferin, ihr Boot mit dem Handruder regierend, ganz hinten saß, so konnte er etwas von den Umrissen ihrer Gestalt entdecken, allerdings nichts deutlich, trotzdem die feine Sichel des jungen Mondes vor ihnen wie eine leuchtende Frucht zwischen den schwarzen Nadeln einer riesenhaften Tanne hing, so viel aber dennoch, daß er es nicht mit einer Bäuerin zu thun hatte, wovon er sich aber auch schon früher bei ihrem Gesange und dann bei ihren Reden überzeugt zu haben glaubte. Trotzdem er sich Mühe gab, gerade hinter

dem Nachen zu fahren, ſo machte er doch bedenkliche Schlangenlinien, und es ſah gerade ſo aus, als führe die Schifferin mit feſter Hand einen ungeduldig zappelnden Fiſch hinter ſich.

„Jetzt hatten ſie den kleinen Hafen erreicht, und ſeine Führerin legte ihr Fahrzeug gewandt und ſicher neben einen Steg, der das Ausſteigen erleichterte, ſprang leicht und gewandt hinauf und rief ihm zu, welches Ruder er gebrauchen ſolle, um an die andere Seite deſſelben Steges zu gelangen; doch prallte er noch hart an die Balken, ehe ihm dieß gelang; dann aber, ſeine kleine Reiſetaſche ergreifend, ſchwang er ſich mit einem aufrichtigen: ‚Gott ſei gedankt!‘ neben ſeine Führerin, welche ihm ſagte: ‚Hier ſind Sie im Hafen der Penſion, dort iſt das Haus!‘

„‚Ein Wirthshaus?‘

„‚Nicht ſo ganz. Man nimmt gewöhnlich nur Familien gegen Vorausbeſtellung an.‘

„‚So geſtatten Sie mir vor allen Dingen, Ihnen nochmals meinen Dank zu ſagen für Ihre gütige Führung, und wenn Sie nichts dagegen haben, ſo will ich den Verſuch machen, ob ich nicht in der Penſion ein Unterkommen finden kann — vielleicht gehen wir denſelben Weg.‘ Sie verbeugte ſich ſchweigend, nahm dann ihr zierliches Handruder an die Schulter und ſchritt ihm voran, nachdem er zuvor ſein Boot nach ihrer Anleitung feſtgelegt.

„Sie hatten wenige Schritte zu gehen, dann erreichten sie das bezeichnete Haus, umgeben von hohen Bäumen und freundlichem Lichtschein, welcher von einer großen, mit wildem Wein umsponnenen Terrasse herleuchtete. Die Schifferin war sogleich von Herren und Damen umringt und mußte einer ältern Frau über ihr langes Ausbleiben Rede stehen, doch war Frage und Antwort, sowie auch die Bemerkung der Uebrigen in so heiterer, scherzhafter Weise gegeben, daß man wohl sah, man habe es mit einer Gesellschaft zu thun, die gemüthlich und freundlich wie eine große Familie zusammenlebte.

„Der junge Mann war am Eingang der Terrasse stehen geblieben, und erst nach einigen Minuten näherte sich ihm der Herr des Hauses, eine kleine, dicke Persönlichkeit in weißem Sommeranzug, einen breiträndigen Strohhut auf dem röthlichen Gesichte, und bedauerte mit etwas hoch erhobener Nase auf die Frage des Andern, demselben kein Unterkommen bieten zu können, da die Pension kein Wirthshaus sei, sondern nur auf Vorherbestellung Gäste aufzunehmen pflege, wobei man Familien den Vorzug gewähre und etwas halte auf Empfehlungen von bekannter Hand.

„Doch war unser junger Wanderer nicht der Mann, um sich, besonders nachdem ihm ein Blick auf die junge Schifferin gelungen war, die vom hellen Lichte bestrahlt

ſeitwärts ſtand, ſo leicht abweiſen zu laſſen. Er nahm die Antwort des Hausherrn vornehm lächelnd auf und dieſen ſelbſt bei Seite, wo er ihm ſeinen Namen nannte, ihm für morgen oder übermorgen telegraphiſch die beſten Empfehlungen verſprach und die Vorherbeſtellung dadurch ausglich, daß er ein kleines Appartement, welches allerdings frei war, nur unter der Bedingung nehmen wollte, daß es für ihn ſchon vier Wochen zur Verfügung geſtanden, worauf der Herr der Penſion nach einigem Widerſtreben eingehen mußte.

„Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn ſich jener junge Mann hätte abweiſen laſſen," fuhr der junge Freiwillige nach einer Pauſe in düſterem Tone fort; „beſſer für ihn, am Ende auch beſſer für ſie, doch ſind geſchehene Dinge leider nicht zu ändern. Und damals war er glückſelig, ein hübſches Zimmer mit Salon auf dem gleichen Boden beziehen zu dürfen, wo die junge Schifferin mit ihrer Mutter wohnte. Letztere war die Wittwe eines hohen Beamten, der ſeiner Frau und Tochter außer einem ſchönen Familiennamen ſonſt an Glücksgütern nicht viel hinterlaſſen hatte. Aber dieſe Tochter war ein Engel an Schönheit, Geiſt, Verſtand und Herzensgüte, eine kaum erblühte weiße Roſenknospe, thaufriſch in blühendſter Geſundheit, ein jungfräuliches Kind von fünfzehn Jahren.

„— — — — So war ſie," fuhr der Erzähler

in einem rauhen Tone fort, „und mehr brauche ich eigentlich nicht zu sagen, wenn es mir nicht selbst eine schmerzliche Freude verursachte, nicht nur an jene Tage zurückzudenken, wie ich tausend und tausendmal thue, sondern auch davon zu reden mit einem menschlichen Wesen von all' diesen wunderbaren und doch so entsetzlichen Stunden, wo wir uns kennen lernten, wo sie mit dem Vertrauen eines Engels an meiner Seite durch Wald und Flur streifte, wo sie mich das Ruder gebrauchen lehrte, wo sie mir ihre heiteren, schelmischen Lieder vorsang, wo sie stundenlang auf meinen Arm gestützt ging, wenn sie müde geworden war vom Erklettern der Berge, vom Sammeln seltener Wald- und Bergblumen. Und was diese Tage so rein und glücklich machte, war, daß er sich scheute, nur ein Wort zu ihr zu sagen, was als die leiseste Anspielung hätte verrathen können das Gefühl unsäglicher Liebe, welches zum ersten und seligsten Mal in diesem Leben sein Herz durchzog. Oft blickte sie seltsam fragend zu ihm auf, wenn er, schwer athmend, sie lange, lange Zeit betrachtet, vielleicht in einem Augenblicke, wo die glühenden Strahlen der Abendsonne, hie und da durch die Laubmassen brechend, sehnsüchtig ihr edles Gesicht küßten und es mit einem Goldschimmer färbten, oder wenn er seine Rechte mit innigem Blicke auf das kunstlose Geländе einer Brücke im Walde legte, wo soeben ihre

zarten Finger geruht, Besitz von dem nehmend, was sie geweiht.

„So waren Wochen vergangen und der Tag kam, wo sie mit ihrer Mutter nach der Heimat zurückkehrte. Er erklärte sich nicht gegen sie, worin er schweres Unrecht beging."

„O, es war das sehr dumm von ihm," konnte sich der Andere nicht enthalten, in einem melancholischen Tone auszurufen; „er wäre nicht zurückgewiesen worden, wie Andere in ähnlichem Falle."

„Da er das wußte und seiner Sache vollkommen sicher war, beging er jene Unterlassungssünde und er wurde furchtbar dafür gestraft. Hatte er es sich doch so süß ausgemalt, nach Haus zu reisen, dort Alles bis auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten für sie einzurichten, um alsdann zu ihr zu eilen und sie als sein geliebtes Weib heimzuführen. — — — — Bis auf das Letztere ging Alles vortrefflich von Statten," fuhr der Freiwillige mit einem lauten, unheimlichen Lachen fort; seine Junggesellenwirthschaft war verschwunden und hatte sich zu einem der besten und vornehmst eingerichteten Häuser verwandelt. Allerdings waren darüber Monate vergangen, und wenn ihn auch zuweilen die Sehnsucht und eine unerklärliche Angst antrieb, sich morgen, heute, ja in dieser Stunde in den Wagen zu werfen, um zu ihr zu eilen, so

bändigte er sein überwallendes Gefühl in dem Gedanken, daß ihre Liebe ihm ja doch gewiß sei, — ihre Liebe, die wie eine köstliche Frucht von Tage zu Tage reifer und süßer würde. Auch waren es noch vierzehn Tage bis zu ihrem vollendeten sechzehnten Lebensjahre — —

„— — — — Und gerade an diesem Tage fuhr er in seinem Reisewagen vor das Haus ihrer Mutter, erstieg herzklopfend die engen, etwas ärmlichen Treppen und war seltsam überrascht, als ihn die alte Frau nicht nur förmlich wie einen ganz Unbekannten empfing, sondern in unverkennbar bitterem Tone seine herzliche Begrüßung erwiederte.

„Was hier vorgefallen war, darüber sollte man nicht lange im Zweifel bleiben. Sie führte ihn in ihr bescheidenes Wohnzimmer, und dort legte sie ihm, ohne seine wild ungestümen Fragen zu beantworten, ein Schreiben vor, welches er bebend durchflog. Dieß Schreiben war von seinem Vetter, dem gewandten Diplomaten, und erwähnte in geschäftlicher Kürze eines Paragraphen im Testament seines verstorbenen Oheims und fügte dann in herzlicheren Worten hinzu, er habe über ihre Tochter, über deren Leben und Erziehung so viel Genügendes, ja Vortreffliches gehört, daß er auch ohne jene Testamentsklausel sich eine Ehre daraus machen würde, um ihre Hand zu bitten, nur müsse er Umstände halber die Be-

dingung ſtellen, daß dieſe Verbindung in kürzeſter Zeit ſtattfinde.

„Als ich hierauf im höchſten Schrecken jenes Schreiben aus der Hand fallen ließ und die alte Frau mit bebenden Lippen betrachtete, lag ſo unverkennbare Wahrheit in meinen entſetzten Blicken, daß ſie mich bat, ruhig zu bleiben und nicht zu glauben, als hätte ſie und noch weniger ihre Tochter jene Begegnung vom vergangenen Sommer ſo raſch vergeſſen; im Gegentheil, fuhr ſie fort, wir erzählten ihm unſer Zuſammenleben, ich ſelbſtverſtändlich in ruhiger Faſſung, meine Tochter dagegen tief erregt und ohne ſich im Geringſten Mühe zu geben, den Eindruck zu verbergen, welchen Sie auf ihr Herz gemacht.

„‚Und er?‘ fragte ich haſtig, immer noch hoffend, immer noch nicht an das Schrecklichſte denkend.

„‚Er legte mir freundlich lächelnd einen Brief von Ihnen vor,‘ erwiederte die alte Frau, ‚ein Schreiben, worin Sie in nicht gar zu ſchmeichelhaften Ausdrücken — Sie verzeihen meine Offenheit — und mit einer nicht zu verkennenden Deutlichkeit die Idee einer Verbindung mit jener jungen Dame, von der die bewußte Teſtamentklauſel redet, weit von der Hand wieſen.‘

„‚Aber das Datum jenes Briefes, Madame!‘ rief ich.

„Die Dame machte eine abwehrende Handbewegung, während ſie, ohne meine Frage beantwortet zu haben,

fortfuhr: ‚Und nicht nur mit Entschiedenheit, sondern mit einem Spotte, der allerdings nicht ohne Humor war, versicherten Sie in diesem Briefe, es hieße Ihnen viel zumuthen, Ihr Lebensschiff in einen so trügerischen und unbekannten Hafen zu steuern.‘

„‚Aber das Datum jenes Briefes!‘ rief ich dringender.

„‚Ich las diskreter Weise nur die Stelle, welche mir Ihr Anverwandter vorlegte, nachdem ich mich überzeugt, daß Ihre Unterschrift die richtige war — lassen wir die Vergangenheit vergangen sein und nehmen Sie hier dieses Päckchen Briefe zurück, aus denen meine arme Tochter leider mit Ihrer Unterschrift zu bekannt, zu vertraut geworden war. Nehmen Sie diese letzten Zeugen einer freundlicheren Zeit und löschen wir damit unsere Bekanntschaft aus.‘

„‚So ist Alles vorüber; so hat sich Alles nach Ihren Wünschen und ferner nach denen Ihrer Tochter gestaltet?‘ sprach ich äußerlich scheinbar ruhig, aber verzweiflungsvoll im Innern, zähneknirschend.

„‚Lassen Sie diesen Spott,‘ gab sie mir zur Antwort; ‚allerdings ist Alles vollendet und beendigt, und ich hoffe zu Gott, daß meine Tochter als die treue gute Gattin Ihres Anverwandten glücklich mit ihm werden wird — o, sie verdient es, glücklich zu sein!‘ rief sie

unter ausbrechenden Thränen, ‚denn sie versteht es, glücklich zu machen.‘

„‚Dazu sage ich Amen,‘ sprach er und setzte, nachdem er sich mühsam gefaßt, in ruhigem, leidenschaftslosem Tone hinzu: ‚Nur um Eines möchte ich Sie bitten: sagen Sie Ihrer Tochter, daß sie betrogen wurde — — o, nicht durch mich!‘ rief er wild ausbrechend, indem er das traurige Lächeln der alten Frau bemerkte — ‚o, nicht durch mich, bei Gott im Himmel, bei Allem, was mir werth und heilig ist — nicht durch mich. Jenen Brief schrieb ich allerdings, aber schon vor einem Jahre, und erklärte darin, nichts von einer Verbindung mit jener mir gänzlich unbekannten Dame wissen zu wollen — ja, sie war mir so gänzlich unbekannt,‘ fuhr er fort, während er die Hand wie zum Schwur emporhob, ‚daß ich nicht einmal ihren Namen wußte, und ich verlangte denselben nicht zu kennen, um mich nicht vielleicht durch irgend ein Interesse, durch Neugierde einem Wesen zu nähern, für das ich glaubte, nie Sympathie empfinden zu können — o, sagen Sie ihr das und zu gleicher Zeit, wie unsäglich unglücklich mich die Schlechtigkeit meines Verwandten macht.‘

„Ja, seine Niederträchtigkeit!“ fuhr der Freiwillige nach einer Pause, indem er seine Rechte krampfhaft ballte, fort: „Während ich mich nie um sein Thun und Treiben kümmerte, selten wußte, wo er war, unterließ er es nie,

wie ich wohl wußte, ſich nach mir und meinem Leben zu erkundigen. O meine Seeidylle war ihm in allen Einzelheiten bekannt, und daß ich dort ein unſchätzbares Kleinod gefunden. War ich doch in meinem Leichtſinn, in meiner offenherzigen Unbefangenheit, die mir ſchon ſo Manches verdorben, Thor genug geweſen, mein Glück nicht zu verſchweigen, und da er Gefahr im Verzuge ſah, ſo kam er mir zuvor und ſchlug mich auf eine feige, verrätheriſche, hinterliſtige Weiſe aus dem Felde. Möge ihn Gott verdammen; geſtraft iſt er ſchon, das ſah ich, als ich ihn nach einiger Zeit zufällig wieder erblickte, und das entwaffnete meinen Zorn. Er war hohläugig und bleich, eine verdächtige Röthe glühte auf ſeinen Wangen, und es war nicht allein ſeine Erregung, mich wiederzuſehen, daß er ſeinen Athem nur mühſam in die Bruſt ziehen konnte — ohne ein Wort an ihn zu richten, wandte ich ihm den Rücken — ſie ſah ich nie wieder.

„— — — — Und nun habe ich Dir Deine Erzählung mit Zinſen heimgegeben und möchte wiſſen, ob Du damit zufrieden biſt.“

„Mit der Art der Erzählung allerdings,“ gab der kleine zerlumpte Schwabe zur Antwort, nachdem er ſich ein gutes Weilchen beſonnen, „aber die Sache hat nach meinen Begriffen viel Unwahrſcheinliches, d. h. wenn ich dabei geweſen wäre. Warum mußtet Ihr auch warten,

um ſich zu erklären, und warum Monate vergehen laſſen, ohne ſie zur Frau zu verlangen?“

„Fragen, die ich häufig ebenfalls an mich gethan und die ich nur dadurch von mir verſcheuchen konnte, daß ich mir eingeſtand, daß ich heute wohl nicht anders handeln würde, wie damals — ah, die Erwartung hat etwas Süßes und iſt es nur einmal im Leben erlaubt, den erſten und richtigen Zug aus dieſem Wunderbecher zu thun.“

„Das verſteh' ich nicht.“

„Ich glaub' es wohl, thut auch nichts, aber im Allgemeinen biſt Du befriedigt?“

„Ja und nein, möchte aber noch wiſſen, wie Ihr dazu gekommen ſeid, mit Geld im Beutel Euch unter die päpſtlichen Freiwilligen anwerben zu laſſen. Wenn das arme Teufel wie wir thun, ſo kann ich das allerdings verſtehen.“

„Ei,“ entgegnete der junge Freiwillige, „was Du des Handgelds wegen thuſt, thue ich vielleicht der Sache zu lieb, doch über Politik und Religion ſoll man mit Fremden nicht reden. Eines will ich Dir aber noch anvertrauen, daß ich nämlich nach jener Zeit, von der ich Dir erzählt, ein recht wildes und tolles Leben geführt habe, aber gerade keine Verbrechen begangen, obgleich an manches Laſter hart hingeſtreift, und bin darauf zu der Idee

gekommen, einen Pilgerzug nach und für Rom zu thun; nicht in der ſchwarzen Kutte und im Muſchelhut, aber im grauen Rocke, ein büßender Soldat, und wenn ich in Folge davon in den Fall komme, meinen Säbel zu ziehen, ſo ſollen die Feinde des heiligen Stuhls mit meinem Hiebe zufrieden ſein."

„Und Geld habt ihr, baares Geld?" fragte der Andere mit einem lauernden Blick und einem Tone des Zweifels.

„Baares, wenn auch nicht klingendes. Aber Du biſt ein ungläubiger Thomas, Du künftiger Tambour, und ich will Dich einen Blick in meine Brieftaſche thun laſſen, um Dich zu überzeugen, daß ich aus freier Wahl mit euch auf dem Verdecke ſchlafe und euere magere Suppe theile."

Nach dieſen Worten zog er aus der Rocktaſche eine rothe Brieftaſche hervor, öffnete ſie gelaſſen und zeigte dem Erſtaunten gegenüber eine gute Anzahl von Banknoten.

„Das iſt viel Geld, der hunderiſte Theil könnte mich glücklich machen."

„Wie hoch ſchätzeſt Du den hunderiſten Theil?"

„Mindeſtens auf fünfzig Franken."

„Und was würdeſt Du damit anfangen, wenn Du ſie hätteſt?"

„Ich — ich würde — —" hier ſtockte der kleine

Schneider und sagte dann kopfschüttelnd: „Ihr würdet mir doch nicht glauben, wenn ich Euch sagte, was ich mit dem Gelde anfinge.“

„Du würdest zum Restaurant gehen und gut frühstücken?“

„O nein — gewiß nicht. Ich würde das Geld einpacken und nach Hause schicken.“

„Deinen Eltern?“

„Ich habe keine Eltern und keine Geschwister. Ich bin als kleines Kind auf der Straße gefunden worden und heiße deßhalb Hauseck, Johann Jakob Hauseck, ein hübscher Name — ich würde es nach Hause schicken — aber Ihr lacht über mich; ich würde es ihr nachträglich zum Hochzeitgeschenk schicken und würde dazu schreiben, klein an Körper, aber groß an Geist, habe ich schon angefangen, meinen Weg zu machen und wünsche ihr alles Glück in der Verbindung mit meinem Herrn Kameraden, der vielleicht noch einfacher Lieutenant sein wird, wenn ich mit Orden geschmückt ein paar feindliche Batterieen erstiegen habe.“

„Das ist eine gesunde Idee,“ sagte der Freiwillige lachend; „geh' mit mir nach der Kajüte des päpstlichen Unteroffiziers; Du sollst den Brief schreiben und ich will das Geld hineinlegen.“

„Das wollt Ihr?“

„Gewiß. Oder bereust Du Deine Idee?"

„Im Gegentheil; o, ich wäre Euch sehr dankbar dafür. Wie werden diese Zeilen ihr Herz treffen!" rief der kleine Schneider triumphirend; „wie wird sie mit gerungenen Händen am Fenster stehen, das Auge vom Weinen getrübt und in die Nacht hinausrufend: ‚O Himmlische, rufe Dein Kind zurück' — damit meint sie mich — ‚ich hätte genossen das irdische Glück' — mit mir nämlich, ‚ich hätte gelebt und geliebet.'"

„So komm denn — die Rache ist süß."

Während dieses lyrischen Intermezzos auf dem Vordertheile des braven Saintonge in früher Morgenstunde hatte sich das Hinterdeck des Dampfers allmälig mit der mehr oder minder eleganten Welt gefüllt, von der Manches die Nacht in den heißen Kabinen in unruhigem, oft unterbrochenem Schlummer verbrachte; doch stiegen die Meisten von ihnen nach und nach die Treppen hinan, um sich droben mit gleichgültigen Mienen oder auch gelangweilten, Viele aber auch mit einem heitern Lächeln der Befriedigung umzuschauen. Es war aber auch prachtvoll, wie rings umher das Meer aufblitzte, entzückend, sonnig, blau und still, nur leise aufathmend, als wolle es freundlich vermeiden, dem ruhig dahingleitenden Dampfer auch nur die geringste Bewegung zu machen. Gegen Osten und gegen Norden sah man Wolkenmassen am Horizont ge-

lagert, die eben ſo gut hochaufſteigende Ufer ſein konnten, dort zur Rechten des Schiffes gewiß, wo die Spitze von Corſika ſein müßte, die allerdings jetzt noch in maleriſcher Form und ſanfter Färbung wie eine Dunſtmaſſe erſchien, ſich im Laufe des Tages aber vielfach verwandeln wird, um endlich gegen Abend deutlich vor den Blicken der Reiſenden dazuſtehen mit ihren ſchönen Felſenufern, auf denen ſich Klöſter und Dörfer kühn erheben; mit ihren Vorgebirgen in edlen Formen, an deſſen Fuß ſich von Landhäuſern umkränzte Städte einſchmiegen; ja, man wird ſie deutlich ſehen, jene maleriſchen corſikaniſchen Felswände, leider aber nicht ihre ſilberſchimmernden Oelbäume, ihre duftigen Orangengärten und feurigblühenden Granaten. Hie und da ſah man ein ſchneeweißes Segel über die ſchimmernde Fläche dahingleiten und in der Nähe des Dampfers ſchoſſen Möven hin und her und frühſtückten in der Flut.

Da waren faſt Alle, die man geſtern in der großen Kajüte bemerkte, und auch noch Andere, die dort nicht ſichtbar geweſen. Da war der Herr mit dem dunkeln Plaid, der Abends im hellen Ueberrock erſchien; da war der ſchäbige Gentleman mit den Glanzſtiefeln und den rothen Strümpfen, und auch jene Inſeparables fehlten nicht, dicht bei einander in der Nähe des Steuerruders ſitzend, und laſen ſcheinbar mit großer Aufmerkſamkeit irgend eine

Stelle im rothen Bädeker, in Wirklichkeit thaten ſie aber nur ſo, um ohne Aufſehen die Köpfe dicht zuſammen ſtecken und ſich allerlei zuflüſtern zu können. Da war auch die dicke Spanierin mit ihren jungen und ſchönen Sennoritas, und ſie ließ den linken Arm, auf deſſen Hand der Papagei faſt die ganze Nacht geſeſſen, recht müde herabhängen. Da ſah man ältere Geiſtliche in langen ſchwarzen Gewändern hin und her ſpazieren, ehrfurchtsvoll begleitet von jüngeren Prieſtern, welche große ſchiffartige Hüte auf den Köpfen hatten, während jene weiche behagliche Sammetmützen trugen, die mit Streifen von violett oder roth, wahrſcheinlich das Zeichen ihrer Rangklaſſe, verſehen waren. Da fehlte auch der deutſche Gelehrte oder Schriftſteller nicht: ein alter queckſilberner Herr mit weißen Haaren, der beſtändig eine Menge Bücher unter dem Arm hatte, der von dem Steuermann auf viele unnöthige Fragen nie eine Antwort erhielt, auch nur ſehr kurze Entgegnungen von dem Kapitän und den Offizieren, der ſich aber dadurch nicht abſchrecken ließ, mit jedem der Mitreiſenden, welcher ihm gerade in den Wurf kam, ein Geſpräch anzuknüpfen. Beſonders auf die Hübſcheren unter den Damen ſchien er es abgeſehen zu haben, um ſie auf die freundlichſte Art von der Welt über Dieſes und Jenes, zum Beiſpiel über die Himmelsrichtung, nach der man fuhr, über den Namen einer fern herüberblicken-

den Insel aufzuklären, und da er das eben so angenehm als gründlich that, auch zur Beweisführung alle möglichen Karten und Pläne bei sich hatte, so war der deutsche Professor, welcher seine Muttersprache vortrefflich, das Französische fürchterlich und das Englische sehr unverständlich aussprach, trotz alledem ein gesuchter Artikel und hatte genug zu thun, um allen Fragen gerecht zu werden. Da waren ferner auf dem Hinterdeck die vier Amerikaner, welche gestern Abend Champagner mit Cognac getrunken, und alle vier hatten heute etwas röthlich echauffirte Gesichter, blickten auf die See hinaus und theilten einander Bemerkungen mit über einen Dampfer, der schon lange in Sicht war und gegen den Saintonge heraufkam.

„Ich möchte wetten," sagte der Eine, „daß der über eine Stunde braucht, ehe er uns passirt hat."

„Wie hoch?"

„Meinetwegen hundert Pfund."

„Gut, ich nehme die Wette an, da ich für weniger als eine Stunde bin. Wenn Du Dich nicht betheiligen willst," wandte er sich an den Dritten, „so kannst Du mit Francis dort Schiedsrichter sein, wenn es euch recht ist."

„Gewiß," erwiederte der Erste. „Hier" — er deutete einige Fuß von der Brüstung auf den Boden — „ist Dein Standpunkt und dort die eiserne Stange gilt, so wie sie der Dampfer passirt hat."

„Gut, abgemacht!"

„Wenn die Wette noch nicht geschlossen ist, so möchte ich mir erlauben, einzutreten," hörte man hinter den Vieren eine Stimme in gutem Englisch, allerdings mit fremdem Accent sagen, und der also sprach, war der junge Mann, den wir gestern Abend in der Kajüte im Schaukelstuhl bemerkt. Er trug einen so ausgesucht eleganten Reiseanzug, daß er kaum nöthig gehabt hätte, seine Visitenkarte hervorzuziehen und sie Dem zu überreichen, welcher die Wette vorgeschlagen. Aber er that noch mehr; denn als Jener seinen Hut zum Gruß leicht gelüpft, dazu den drei Andern mit einer Handbewegung gegen den Fremden gesagt: „Graf Landerer!" auch die Karte mit der seinigen erwiedert hatte, nahm der Hinzugetretene aus seiner Brieftasche zwei Billets von je 1000 Franks, sowie eins zu 500 und legte sie in die Hand Dessen, der als Schiedsrichter erwählt war, indem er sagte: „Ich wette, daß das Schiff länger als eine Stunde braucht."

Hierauf ging die Gesellschaft ohne Weiteres auseinander, nachdem der Schiedsrichter seine Uhr gezeigt, welche genau auf zehn Uhr wies, und der Graf Landerer schlenderte nach dem andern Ende des Hinterdecks, wo seine junge Frau auf einem der Bänke saß und sich mit einem ältern Herrn freundlich unterhielt. Dieser alte Herr hatte eine Karte ausgebreitet auf den Knieen liegen und zeigte

mit dem Finger auf eine Stelle, wo ſich in dieſem Augenblicke der Saintonge befand. „Dort ſehen wir Corſika ſchon etwas deutlicher,“ ſagte er alsdann, „Elba aber werden wir erſt ſpät am Nachmittage vor uns haben, ſobald wir Cap Corſu umſchifft; dann erblicken wir auch Baſtia und bemerken deſſen Leuchtthurm hinter uns faſt die ganze Nacht hindurch.“

„Ich freue mich, Elba zu ſehen,“ ſagte die junge Dame; „iſt es doch gerade ſo, als ſehe man verkörpert vor ſich eine groſſe, hiſtoriſche Idylle.“

„Gewiß, meine Gnädige,“ erwiederte der deutſche Profeſſor, „und dabei iſt es eigenthümlich, daß gerade dieß tyrrheniſche Meer zwei ſolcher Felſeneilande beſitzt: Elba und Capri, die uns beide ein ſo ungeheures Stück Weltgeſchichte in's Gedächtniß rufen; hier allerdings mehr Idylle, dort aber auf Capri, der Einſiedelei des furchtbaren Tiberius, ein blutiges Trauerſpiel.“

„Kennen Sie Capri?“

„O ja, meine Gnädige, ich verlebte dort einen längeren, entzückenden Aufenthalt.“

„Ich hoffe, es auch zu ſehen; erzählen Sie mir etwas darüber.“

Der Profeſſor zuckte die Achſeln, indem er ſagte: „Was ich Ihnen darüber erzählen könnte, würde doch nur matt und farblos erſcheinen gegenüber der pracht-

vollen Schilderung eines meiner Bekannten, die ich Ihnen zum Durchleſen vorlegen kann, ein kleines Buch von Gregorovius: ‚Capri eine Einſiedelei.‘“

„Ich werde Ihnen dafür ſehr dankbar ſein, ich hörte ſchon davon, kam aber nie dazu, das Buch zu leſen.“

„Die Gnädige iſt anderweitig zu viel und wichtig beſchäftigt,“ verſetzte der Profeſſor mit einem ironiſchen Lächeln, worauf ihm die Gräfin Landerer mit einem offenen, heitern Lächeln erwiederte: „Das wohl nicht, Herr Profeſſor, aber es fehlt uns ſo oft an gutem Rath und richtiger Leitung; wenn Sie aber ſo freundlich ſein wollen, mir das Buch zu leihen, ſo werde ich Ihnen einen pünktlichen Bericht darüber machen. Verlaſſen Sie das Schiff morgen in Civita-Vecchia oder gehen Sie mit uns nach Neapel?“

„Ah, ich gehe mit nach Neapel. Wie freue ich mich auf' die Campagna felice!“

In dieſem Augenblicke trat der Gemahl der jungen Dame vor dieſe hin, und ſie ſagte mit einem frohen Blicke: „Ich habe hier eine angenehme Bekanntſchaft gemacht, Ferdinand; Herr Profeſſor Bucher aus Danzig, der ſo freundlich war, mich eben ſo angenehm als lehrreich zu unterhalten.“

Der Profeſſor hatte ſich raſch erhoben und machte eine tiefe, etwas ſteife Verbeugung, worauf Graf Landerer

leicht mit dem Kopfe nickte und ein paar Worte hinwarf, welche ſeine Freude über dieſe Bekanntſchaft ausdrücken ſollten, dann fuhr er in nachläſſigem Tone fort: „Ich habe da eben mit den Amerikanern gewettet.“

„Um was handelt es ſich?“ fragte die Gräfin heiter.

„Um den Dampfer, der dort auftaucht. Einer jener Herren behauptete, er brauche eine Stunde, bis er zu uns käme. Ich wettete hundert Pfund, daß er länger braucht.“

„Das iſt eine große Summe,“ ſagte der Profeſſor.

„Pah, ich werde ſie gewinnen, und wenn ich ſie auch verlöre!“ ſetzte er achſelzuckend hinzu; „ich habe damit die Bekanntſchaft jener Herren gemacht, die mir amüſante Geſellſchafter ſcheinen — es iſt ſehr langweilig auf dem Schiffe hier, mein lieber Herr Profeſſor.“

Dieſer warf einen Blick auf die junge Gräfin, welche einen tiefen Athemzug that und vor ſich auf den Boden niederſchaute; dann ſagte er: „Verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, aber ich verſtehe überhaupt nicht, wie man auf ſo gleichgültige Dinge wetten kann. Ja, wenn der Gegenſtand einer ſolchen Wette ein ernſter, wichtiger wäre, wenn eine ſolche Wette beide Parteien zu irgend einer würdigen Anſtrengung anſpornte, oder wenn das Reſultat irgend einem Armen, Unglücklichen zu Gute käme, wozu hier auf dem Schiff eine prächtige Gelegenheit wäre.“

„Ich verſtehe Sie nicht vollkommen,“ erwiederte der

Graf in gleichgültigem Tone; die Gräfin ſchien ihn vollkommen verſtanden zu haben und ſah ihm mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens in die Augen.

„O was die Armen und Unglücklichen hier auf dem Schiffe anbelangt, ſo bitte ich Sie, Herr Graf, nur einen Blick auf die Leute zu werfen, die da unten vor dem Kamin theils auf dem harten Boden gelagert ſind, theils auf den Treppen und Baluſtraden umherſitzen.“

„Ich habe ſie ſchon zur Genüge geſehen — eine wüſte Bande.“

„So ſieht es aus, dabei aber leider viele Landsleute, viele Deutſche. Sie gehen keinem angenehmen Looſe entgegen und die meiſten von ihnen ſind mehr als bedürftig. Es wäre ein hübſches Werk, unter dieſe Leute den Ertrag jener Wette zu vertheilen, und wenn Sie jenen andern Herrn darüber ſprächen —“

„Daß ich ein Narr wäre,“ verſetzte der Graf mit einem häßlichen Lachen, „dieſer Südamerikaner würde einen ſchönen Begriff von mir bekommen, für Leute betteln, die ihnen wenig mehr als Sklaven gelten, ja, für weniger, da ſie nicht begreifen werden, wie man ſich des Geldes wegen für anderer Leute Intereſſe todtſchießen laſſen kann. Ich begreife das, aufrichtig geſagt, auch nicht. Pah, gehen Sie mir mit Ihren päpſtlichen Freiwilligen.“

„Ich würde das auch nicht recht begreifen, wenn ich

mich nicht bemüht hätte, wie bei manchen andern Dingen, auch hier ein wenig auf den Grund zu ſehen. Verzeihen Sie mir, Herr Graf, ich bin viel, viel älter wie Sie und deßhalb bedächtiger, vorſichtiger. Ich habe geſtern Abend und heute früh mit einigen der Leute geplaudert, nachdem ich ſie durch Spendung einer Cigarre vertraulich gemacht, und kann Sie verſichern, daß Manchem von denen da drunten nichts Anderes übrig bleibt, als dem Kalbfell zu folgen oder in's Waſſer zu ſpringen."

„Das Letztere wäre vielleicht eben ſo praktiſch."

„Aber das Waſſer iſt ſehr naß und das Meer gewaltig tief," erwiederte der Profeſſor mit einem feinen Lächeln, „und man klammert ſich gern an irgend eine Hoffnung, wenn dieſelbe auch noch ſo trügeriſch iſt. Ich wollte nur ſagen, es gibt unter ihnen Leute, welche ſchöne Exiſtenzen, und nicht immer ganz durch eigene Schuld, verlaſſen mußten; Söhne guter Familien, welche durch ein garſtiges Zuſammentreffen von Umſtänden dazu gebracht wurden, ſich anwerben zu laſſen. Viele, die dieſen Schritt bereuen und die Alles ergreifen würden, um nur wieder loszukommen, darunter ganz tüchtige und intelligente Köpfe; es wäre mir hübſch erſchienen, ihnen auf die angedeutete Art den Eintritt in eine neue Laufbahn ein wenig zu erleichtern."

„Das könnte ja durch eine Kollekte geſchehen," meinte

der Graf mit einer unmuthigen Bewegung, „und da wäre ich gerne bereit — doch entschuldigen Sie mich für diesen Augenblick," unterbrach er sich rasch, indem er einen Blick auf das Meer hinausgeworfen, „unser Dampfer kommt rascher heran, als ich selbst geglaubt."

„Du wirst Deine Wette verlieren."

„Wohl möglich."

„Zweitausend fünfhundert Franks," sagte der Professor, „und der Andere eben so viel, das machte ungefähr 100 Franks für Jeden da drunten. Sie würden selbstständiger auftreten können und wären nicht so in die Hände dieser Italiener gegeben."

Der andere Dampfer kam in der That rascher heran, als man vor einer halben Stunde hätte glauben können, und da die Wette auf dem Hinterdecke des Saintonge schon allgemein bekannt geworden war, so bildete sich eine dichte Gruppe von Herren und Damen hinter dem Schiedsrichter, welcher, die Uhr in der Hand, auf seinem Posten stand, die eiserne Stange vor sich mit der gleichen Aufmerksamkeit betrachtend, wie der Schiedsrichter den weißen Stab auf der Rennbahn.

„Es ist noch volle 20 Minuten bis Elf," meinte Sir Francis, „und der Dampfer schon so nah, daß ich jede Gestalt auf dem Verdecke deutlich erkenne. Mir scheint, James, Du hast verloren."

„Mir ſcheint es auch ſo," antwortete dieſer Gentleman mit einem lachenden Geſichtsausdruck, „aber das verdammte Schiff hat mich betrogen; es hat in der letzten Viertelſtunde offenbar ſeinen Kurs verändert und ſich ſchärfer gegen uns gewandt. Wäre es in ſeinem alten Laufe geblieben, ſo würde ich gewonnen haben."

„Ja, das ſind die Chancen, die man hat."

„Was für ein Boot iſt's?"

„Ein Livorneſer, welches nach Marſeille geht."

„Da haben wir ihn, die Sache iſt abgemacht."

„Abgemacht," rief der Schiedsrichter, indem er den rechten Arm in die Höhe hob; „der Dampfer hat den Rennpfahl paſſirt, es fehlen noch 10 Minuten bis Elf. Hier, meine Herren, haben Sie die Gelder!"

Es war recht behaglich, daß in dieſem Augenblick die Frühſtücksglocke läutete und man nun mit mehr Bequemlichkeit ſitzend über die erlebte Wette plaudern konnte. Daß dieſelbe auch ſonſt noch gefeiert wurde, ſah man an verſchiedenen Eiskübeln mit Champagnerflaſchen, welch' letztere zwei Schiffsjungen durch einen umgelegten Bindfaden in drehender Bewegung halten mußten, damit der Wein nach entfernten Pfropfen gehörig abkühle.

Die vier Amerikaner hatten der Reihe nach dem Grafen Landerer zuvorkommend die Hand geſchüttelt und ihn ſo förmlich in ihre Geſellſchaft aufgenommen, weßhalb

er sehr zufrieden darüber schien, daß Professor Bucher die junge Gräfin in die Kajüte hinabgeleitete.

Neptun war übrigens während der Frühstückszeit nicht ganz ohne Tücke und nahm eine kleine Brise zu Hülfe, vielleicht auch eine stärkere Seeströmung, um den guten Saintonge ein ganz klein wenig zu schaukeln, nicht zu stark, aber doch kräftig genug, um einige Ladies zu veranlassen, rasch an die frische Luft zu eilen, und einen alten Engländer, welcher sich das Vergnügen machte, ohne Rücksicht auf die Damen alles Dessert aufzufressen, das er erreichen konnte, vielleicht gerade deßwegen zur Rückerstattung anzuhalten. Doch war vielleicht der Meeresgott durch diese Ovation versöhnt worden und ebnete die Wellen in kurzer Zeit wieder, so daß sämmtliche Passagiere, selbst die entflohenen Ladies und der alte Engländer, nach diesem »accident« wieder oben erschienen.

Auf ihrem Platze vor dem Schornsteine führten indessen die päpstlichen Freiwilligen zur Kurzweil allerlei harmlose Kraftübungen und olympische Spiele auf, ungefähr in der früher schon erwähnten Art, wobei der kleine Schwabe sein Recht als Spaßmacher gebrauchend unterschiedlich derbe Püffe und verschiedenartige Bosheiten ausführte, deren Thäterschaft er aber gewandt so lange auf Andere zu übertragen wußte, bis er einmal bei einem tüchtigen Genickstoß, den er dem langen Berliner versetzte,

von dieſem auf friſcher That ertappt, und da über das Knie gelegt und von hinten mit einem ſeiner eigenen ſehr defekten Schuhe tüchtig bearbeitet wurde. Doch gab ihm dieſer Vorfall Veranlaſſung, den Preußen anzuklagen, als habe er ihm bei dieſer Gelegenheit ein koſtbares Schuhband entwendet, welches er heuchleriſch weinend ſo lange beklagte, bis er auf der Treppe zum Hinterdeck eine bunte Bandſchleife entdeckte und dieſe zum Zuſchnüren ſeines ſchmutzigen, zerriſſenen Schuhes benutzte.

„Da kann man ſehen, was vornehme Geſellſchaft thut," lachte einer der ſtruppigen Geſellen; „ſeit er heute Morgen mit dem Prinzen von Arkadien gefrühſtückt, bindet er ſeine Schuhe nur noch mit rothem Atlasband zuſammen."

„Haſt Du wirklich mit gefrühſtückt, Kleiner?" fragte der lange Berliner.

„Ob und wie, wie Ihr zu ſagen pflegt," erwiederte der Schneider pfiffig lachend; „zuerſt unſere Suppe und dann beim Reſtaurant etwas Gutes: gebackene Meerſpinnen und gedämpfte Kalbsleber, auch Sauerkraut mit Schweinefleiſch und Champagner dazu getrunken. A — a — a — ah!" ſchloß er, mit der Zunge ſchnalzend.

„Schweig' mir von Champagner," murrte Einer mit einem feinen, bleichen und krankhaft eingefallenen Geſichte, deſſen Anzug deutliche Spuren trug, daß er noch vor

Kurzem gut, ja elegant gewesen war; „es ist genug, daß man dort die beiden Racker schon wieder eine Stunde lang Flaschen in ihren Eiskübeln herumdrehen sieht.“

„Der Prinz von Arkadichen is e Luder,“ meinte der Sachse kopfnickend, „ä vornehmes Thier, und nur, wenn es dunkel ist, thut er uns die Ehre seiner Gesellschaft an. Wenn er heute Abend wieder kommt, sollten wir uns mit einem Fußtritt bedanken.“

„Laß Du das lieber bleiben,“ lachte der robuste Schweizer, „der bräche Dir durch grobes Anfassen alle Knochen im Leibe entzwei. Ich habe mich gestern Abend nur so ein Bischen an ihm gerieben und flog dort gegen die Kajütenwand, ehe ich mich dessen versah.“

„Es wäre auch höchst unpolitisch, Händel mit ihm anzufangen,“ sagte der kleine Schneider mit großer Wichtigkeit.

„Gelt, der Schwab weiß, wer es ist.“

„So soll er sein Maul aufthun und es sagen.“

„Wenn ich aber nun nicht will — — — — aber ich will, wenn ihr mich nicht verrathen wollt.“

„Gewiß nicht. So laß hören. Wer ist's denn?“

„Dem Papst sein natürlicher Sohn.“

„Geh' zum Teufel, Rindvieh — mach', daß Du weiter kommst, dummer Schneider.“

Dieser schob dann auch, seine Schultern auf komische Art auf und ab bewegend, davon, und als er in gehöriger

Entfernung war, lüpfte er, ſich boshaft lächelnd umſchauend, die Schöße ſeines miſerabeln ſchwarzen Fracks — eine verletzende Pantomime, welche durch einen geſchickten Wurf mit einem alten Stiefel kräftig belohnt wurde.

Andere unter ihnen hielten ſich fortwährend von dieſem Treiben fern und thaten mit Oſtentation, als wenn ſie nicht zu den Freiwilligen gehörten, allerdings nur bis ſie zum gemeinſchaftlichen Eſſen antreten mußten, oder bis ſie Abends ihre grauen Schlafdecken erhielten, und auch dann noch ſuchten ſie ihnen ſo fern als möglich zu bleiben. Jetzt hatten ſich Einige von dieſen neben den Radkaſten geſtellt und ſangen vielſtimmig ein deutſches Lied:

„Steh ich in finſtrer Mitternacht
So einſam auf der ſtillen Wacht,
So denk' ich an mein fernes Lieb,
Ob mir's auch hold und treu verblieb"

welcher Geſang eine Menge der Hinterdeckpaſſagiere an die Baluſtrade lockte — „very fine — these German songs are beautiful," meinte die blonde junge Dame, welche geſtern Abend den Tag des Herrn bearbeitet — „es iſt eigenthümlich," ſagte ein alter Franzoſe, „ſo oft ich ſo ein deutſches Volkslied höre, möchte ich immer fragen: Wer iſt denn eigentlich jetzt ſchon wieder geſtorben?"

Als der Geſang verſtummt war, warf ein Ruſſe, der ſich bei den zuhörenden Paſſagieren befand, ein Franken-

ſtück unter die vor dem Schornſtein lagernden Freiwilligen; doch wurde ihm dieſe Großthat ſchlecht oder recht belohnt, denn das Geldſtück flog gleich darauf, von ſicherer Hand geworfen, ſo kräftig wieder zurück, daß es dicht neben dem Kopf des Ruſſen gegen den Maſtbaum klirrte und dann ſeitwärts in's Meer ſauste.

Mit verächtlichem Achſelzucken wandte ſich hierauf der größte Theil dieſer vornehmen Paſſagiere von den ordinären Leuten ab, mit denen ſie ſich ſchon durch Anhören jenes Liedes viel zu gemein gemacht, und die einzelnen Gruppen der Spaziergänger auf dem Verdeck gingen zu ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen über, um ſich die langweilige Zeit zu vertreiben, ſpazieren gehend hin und her zu zwei, drei und vieren, mit kunſtvoller Ausweichung der Begegnenden, in deren Fahrwaſſer man ſo leicht gerieth bei dem allerdings ſehr unmerklichen Schwanken des Schiffes.

Die alten Damen hatten ihren Platz neben dem großen Maſt jetzt ſchon eingenommen, auf Plaids und Kiſſen ruhend, wurden aber plötzlich hier auf eine ſehr unangenehme Art vertrieben, denn jener Engländer, der beim Frühſtück ſo unangenehm im allerdings unmäßigen Genuſſe des Deſſerts geſtört worden war, hatte ſich mit dem Rücken an die andere Seite des Maſtes gelehnt und augenſcheinlich zu viel Sodawaſſer zu ſich genommen, denn man ſah dieſes plötzlich auf einem nicht ganz gewöhnlichen

Wege wiederkehren und bei dem leichten Schwanken des Schiffes wie ein kleines Bächlein verrätherisch von hinten zwischen die alten Damen hineinfließen, welche mit einem lauten „Horreur“ auseinanderfuhren.

Im Uebrigen war die Luft milde und angenehm; eine erfrischende Brise zog über die blauen Wellen, und auf beiden Seiten sah man Land in ungewissen Umrissen.

„Elba!“ sagte der kleine Kapitän des Saintonge und zeigte mit seinem langen Fernrohr auf das in graublauer Farbe und in so malerischer Gestalt in der Ferne aufsteigende berühmte Eiland.

„Elba!“ wiederholte der Professor Bucher, der neben der jungen Gräfin saß, während sich ihr Gemahl unten in der Kajüte befand, wo ein kleines Spiel gemacht wurde. Je näher man der Insel kömmt, um so rauher und öder erscheinen ihre Felsen; fast ohne jede Spur einer Ortschaft, sind die Ufer schroff und von einer finsteren Majestät. Was man hier von Menschenhänden gemacht erblickt oder wenigstens deutlich als solches erkennt, ist ein uralter, grauer Thurm, kühn auf der höchsten Spitze stehend, vom Volke Torre de Giove genannt; gewiß mit einer herrlichen Aussicht auf Corsika, Italien und auf die einem Nebelstreifen ähnlichen Gestade von Frankreich.

Ob der Mann mit dem grauen Rock und dem kleinen Hut, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, wohl

oft da oben ſtand, ſich die heißen Schläfe durch die friſche Seeluft kühlen ließ und dabei dachte an ſeine corſiſche Wiege, an ſeine glänzenden Schlachten auf der italieniſchen Ebene, an den Abſchied von Fontainebleau? Ob er hier oben an dem einſamen Thurme nicht den Entwurf verfaßte zu dem großartigen Roman der hundert Tage, nachdem er vielleicht den Rieſengedanken aufgegeben, plötzlich in Italien aufzutreten, er ein Italiener, als Vereiniger der ſchönen Länder vom Mittelmeer bis zur Adria, als römiſch-italieniſcher Kaiſer in der Weltſtadt Rom auf dem Capitol? Gewiß, er hatte einen ſolchen Plan gefaßt; ob er nicht mit den Agenten einer italieniſchen Union, welche in Turin ihren Sitz hatte, in Verbindung ſtand, wer kann Genaueres darüber wiſſen? Aber unzweifelhaft iſt es, daß ſein gigantiſcher Geiſt damals ſchon ſo Großes, wie ein einiges Italien, im Geiſte erfaßte und prophetiſch vorausſah. Haben doch ſpäter kleinere Leute mit viel kleineren Mitteln zu Stande gebracht, was der große Kaiſer an dem alten Thurm da droben träumte.

Aehnliches ſagte der alte deutſche Profeſſor zu ſeiner aufmerkſam lauſchenden Nachbarin und meinte lächelnd: „Es war doch eine unbegreifliche Naivetät der damaligen Großmächte, Napoleon auf dieſe Inſel zu verbannen. Unmöglich kann man dabei an eine romantiſch-poetiſche Anwandlung denken und glauben, vielleicht aber an das

ſichtbarliche Eingreifen des Fatums, welches in tragiſcher Ironie große Menſchen in ihren eigenen Anfang zurückſtürzte und erſchlug, wenn ſie, wie Napoleon, die Göttin des Glücks zum zweiten Male verſuchten. Tröſtete ſich vielleicht der große Kaiſer mit Diocletian, mit Karl V., mit Tiber? Sein Schickſal hatte mit Keinem dieſer Drei eine Aehnlichkeit. Die beiden Erſten legten die Krone ab, wenn ſie des Herrſchens müde waren, Tiber aber zog ſich freiwillig in ſeine Einſiedelei auf Capri zurück und ſaß dort, wie die Spinne in ihrem Neſte, die Welt mit dem Wink ſeiner Augenbrauen lenkend, ſtets bereit, mit ſeiner blutigen Hand hinauszureichen oder ſich feig in ſeinem Verſteck zu verkriechen."

„Ich habe ſchon angefangen, in der Einſiedelei zu leſen — welch' liebenswürdige, prächtige Schilderung! Ich möchte Gregorovius kennen lernen."

„Wenn ich das Glück habe, Sie, meine Gnädige, in Rom wiederzuſehen, ſo würde ich mir und meinem Bekannten das Vergnügen machen, der Vermittler ihres Wunſches zu ſein, und Sie würden in einem unſerer beſten und gelehrteſten Schriftſteller einen angenehmen und höchſt liebenswürdigen Geſellſchafter finden, auch mittheilſam bei einem Publikum, wie er es wünſcht. Sonſt iſt er leicht ſchweigſam in ſich ſelbſt zurückgezogen."

„Vergeſſen Sie nicht, lieber Herr Profeſſor, daß wir in Rom in den Iſole Britanniche wohnen.“

„Wo ich mein Haupt niederlegen werde, weiß ich noch nicht genau; irgendwo hoch oben in der Nähe der ſpaniſchen Treppe, jedenfalls aber werde ich nicht verfehlen, ſogleich nach Ihnen zu fahnden.“

„Was iſt das dort für eine ganz kleine Inſel ſüdlich von Elba?“

„Das iſt Pianoſa, ein kleines, ödes Felſeneiland, welches Napoleon durch ſeine Garden beſetzen und eine Schanze darauf errichten ließ. Auguſtus verbannte einſtens dorthin ſeinen Enkel Agrippa Poſthumus, den bald darauf Tiber erwürgen ließ.“

„Wieder dieſer garſtige Tiber.“

„Später, wenn die Dunkelheit nicht dafür zu früh eintritt, ſehen wir Monte Chriſto, wo Alexandre Dumas jenen fabelhaften Schatz verwahrte, von dem er leider ſelbſt keinen Gebrauch machen konnte; und dort, zu unſerer Rechten, haben wir Baſtia mit ſeinem Leuchtthurm, der uns faſt die ganze Nacht durch wie ein flimmernder Stern erſcheinen wird.“

So plauderte der alte gelehrte Herr mit der jungen ſchönen Dame, von deren Liebenswürdigkeit, ſowie von ihrem offenen, treuherzigen Weſen und ihrer Wißbegierde er ſich warm angezogen fühlte. Auch für ſie war ſeine

Gesellschaft nicht nur eine Belehrung, sondern auch in anderer Richtung sehr angenehm, denn es wäre vielleicht für Manchen der andern Passagiere auffallend gewesen, die junge, elegante Dame fast den ganzen Tag über allein auf dem Verdecke zu sehen. Hatte doch der Graf unten Wichtigeres zu thun, als ihr oben Gesellschaft zu leisten. Er spielte mit den Amerikanern ein ziemlich hohes Whist mit Wetten nach rechts und links und fand dabei nicht einmal Zeit, seine Gattin zum Diner zu begleiten. Auch war er während der Dauer desselben verdrießlich, mürrisch und gab seine kurzen Antworten mit trockener, heiserer Stimme. Besorgt blickte die Gräfin deßhalb zuweilen zu ihm auf und füllte sein Glas mit Wasser, welches er aber mit einer mißmüthigen Bewegung bei Seite stellte, um sich an vortrefflichem Bordeaux zu restauriren. Auch hustete er stärker, als gestern Abend, obgleich er sich offenbar Mühe gab, dergleichen krampfhafte Anfälle zu verdecken.

Dann kam der Abend. Drunten in der Kajüte schimmerten hell die Lampen und Girandolen; droben sah man die weißglänzende, scharfe Mondsichel in einem strahlenden Gefolge unzählbarer funkelnder Sterne erscheinen, über die langen, weichen Wellen einen träumerisch milden Schein ausgießend. Auch andere, kräftigere malerische Effekte bemerkte man auf dem Verdecke des Saintonge,

wenn der ausqualmende, kohlschwarze Rauch in einem langen und breiten Streifen seitwärts ziehend zuweilen den Mond verschleierte, so daß sein weißglitzerndes Licht nur noch mattgelb durchschimmerte; wenn drunten an der Maschine die Kesselthüren aufgerissen wurden, tiefrothe Glut über das untere Verdeck, über Schornstein und Masten bis hoch hinauf zu den Raaen und Tauen aufstrahlend, wenn dabei das helle Licht aus den Glaskuppeln der Kajüte freundlich und milde die dunkle Fläche des Hinterdecks durchbrach und die Nase des Mannes am Steuer von der Lampe im Kompaßhäuschen roth gefärbt erschien und sich über alles das der dunkle Nachthimmel mit seinen Millionen Sternen ausspannte. Bald genug gab übrigens der schwarze Rauch seinen vergeblichen Kampf mit dem Mondlichte auf, und wenn dieses alsdann wieder siegreich von dem ganzen Schiffe Besitz ergriff, so zeichnete es auf's Zierlichste Taue und Ketten in dunkeln, feinen Linien auf das hellleuchtende Verdeck. Drunten in der großen Kajüte sah man fast wieder die gleichen Gruppen, wie gestern Abend, nur war der schreiende Papagei auf das Ersuchen fast sämmtlicher Passagiere in dem Schiffsraum zum Gepäck verwiesen und sein Käfig noch ganz besonders mit einer dicken wollenen Decke verhüllt worden. Dort trauerte die dicke Spanierin mit ihren beiden jungen Damen sichtbarlich in einer halbdunkeln Ecke der Kajüte; die vier

Amerikaner hatten mit dem Grafen Landerer seit dem Diner ihren Whisttisch nicht mehr verlassen, und wenn auch jedesmal zwei aus dem Spiele traten, so waren dieselben doch nicht müßig, sondern betheiligten sich mit bedeutenden Wetten. Auch wurde Verschiedentliches getrunken, wenn auch nicht, wie gestern, Champagner mit Cognac. Die junge Gräfin saß auf einem Stuhl in der Nähe ihres Mannes und schaute dem Spiele zu, doch blickte sie weniger auf die Karten oder auf die hin und her rollenden Goldstücke, als auf das Gesicht des Grafen, dessen Züge fieberhaft erregt erschienen; seine Augen glänzten fast unheimlich und dabei hustete er häufig anhaltend und hohl in sein Taschentuch hinein. Die Gegenwart seiner Gattin schien ihm unbehaglich, denn wenn er hier und da zu ihr hinüberschaute, so geschah dieß mürrisch mit finsterem Blick. Auch hatte er ihr schon ein paarmal halbleise Bemerkungen hingeworfen in verdrießlichem, spöttischem Tone, daß ihre übergroße Liebe und Aufmerksamkeit seinem Spielglück schade, und jetzt, wo er großschlemm geworden war, zuckte er unmuthig die Achsel und sagte heftig: „Wenn Du nur begreifen wolltest, Camilla, daß ich unmöglich mit Aufmerksamkeit spielen kann, wenn ich von Deinen sonderbaren Blicken immer abgezogen werde — laß mich doch in Ruhe, geh' zu Bette oder mache droben noch einen Spaziergang im Glanze von Mond und Sternen, welche

wehmüthig anzuſchauen Du doch die ganz beſondere Schwäche haſt — gute Nacht, langweile Dich hier nicht!"

Ohne die Antwort abzuwarten, wandte er ſeinen Seſſel etwas von ihr ab und nahm ſein Spiel wieder auf, worauf die junge Dame raſch einen forſchenden Blick auf die Geſichter der anderen Spieler warf, um in Erfahrung zu bringen, ob die harten Worte des Grafen gehört oder verſtanden worden ſeien, doch ſchien dieß nicht der Fall zu ſein: Alle ſchauten aufmerkſam dem Spiele zu, ſchienen auf nichts Anderes geachtet und die deutſchen Worte überhaupt nicht verſtanden zu haben.

„Gute Nacht, Ferdinand!" ſagte ſie alsdann, indem ſie aufſtand und ihre kleine Hand leicht auf ſeine Schulter legte.

Er nickte mit dem Kopfe, ohne ſie anzuſehen.

Sie verließ die Kajüte und hätte ſo gern den guten Profeſſor gebeten, ſie auf einem Spaziergange droben zu begleiten; doch war er nicht zu ſehen und ſie erinnerte ſich, daß er ihr geſagt, er wolle ein paar Abendſtunden ſowie die vollkommen ruhige See benutzen, um Briefe zu ſchreiben und Einiges in ſeinen Tagebüchern nachzuholen.

Darauf ließ ſie ſich von ihrer Kammerfrau einen dunkeln warmen Mantel geben, ſtieg auf das Hinterdeck und ging dort langſam auf und ab.

Wie ruhig, wie friedlich war das weite, weite Meer

rings um sie her, die ungeheure leuchtende Wasserfläche, die aber, heute Abend sanft verklärt vom Mondscheine, durchaus nichts Unheimliches hatte, durchaus nicht die Idee aufkommen ließ, als befände man sich viele Meilen weit vom festen Lande auf einem so trügerischen Element; fühlte man doch so gar nicht, daß man fern, fern von der übrigen Welt hier draußen schwamm, nur eine leichte Holzwand zwischen sich und der unermeßlichen Tiefe. Das Meer war so ruhig, erschien so vertraut, so wohlig, daß man es in einem guten Glauben schon hätte wagen mögen, ein wenig spazieren zu gehen zwischen jenen fernen Ufern und dem sanft dahingleitenden Saintonge, oder daß man das Schiff hätte still und heimlich verlassen können, nicht durch einen Sturz in die Tiefe, sondern wie ein seliger Geist dahingleitend auf spiegelglatten Wogen und Mondstrahlen, jenen Bergen zu, die dort grau und duftig rückwärts lagen.

Waren es wohl ähnliche Gedanken, die das junge Wesen bewegten, welches hinten an der Brüstung des Schiffes stand und zuweilen zu dem Mond, zuweilen zu jenen fernen Bergen schaute? Wenn es ähnliche Gedanken waren, so mußten diese einen recht traurigen Wiederhall in ihrem Herzen finden, denn in ihren Augen standen Thränen, vielleicht unbewußt, denn sie wischte sie nicht weg, sondern ließ sie in hellen Tropfen langsam über

ihre bleichen Wangen hinabgleiten. Auch seufzte sie so eigenthümlich, daß es klang wie ein schmerzliches Schluchzen, und wenn auch ihr Körper festgebannt hier auf dem Schiffe blieb, so glitt doch ihre Seele auf den glatten Wogen und den Mondstrahlen den fernen Bergen zu, schwebte über dieselben hinweg, dann über weite, weite nächtlich schlummernde Länderstrecken bis an ein kleines Haus, wo man noch Lichtschein aus dem Fenster dringen sah und wo eine alte Frau in ihrem Lehnstuhle lesend saß. Dieser alten Frau sank sie zu Füßen, barg das Gesicht weinend in deren Hände und rief weinend: „O, ich bleibe jetzt wieder bei Dir, ich bin draußen zu unglücklich, zu elend gewesen! — —"

Doch vermochte sie nicht lange dieses Bild festzuhalten, woran wohl die glitzernde Mondsichel schuld war, die bei einer leichten Wendung des Schiffes ihr nun in die Augen fiel. Sie hatte doch schon manchmal diese Mondsichel erblickt und doch schwanden alle übrigen Erinnerungen daran vor einer einzigen, wo sie gerade so über dem Wasser leuchtend, wie heute, vor ihr gestanden war, sich allerdings nicht im Meere spiegelnd, sondern in einem stillen, von Bergen rings umgebenden Landsee. Ach! und die Erinnerung an jenen Abend erfüllte sie jetzt mit so wildem Schmerze, daß sie krampfhaft ihre kleinen Hände auf die Balustrade preßte, daß ihre Thränen reichlicher flossen, obgleich sie

die Lippen geöffnet hatte und die Worte eines Liedes vor sich hinsprach, welches sie damals unbewußt gesungen, ohne den Inhalt jener Worte so zu fühlen, wie jetzt:

„Und blau ist der See
Und mein Herz thut mir weh."

Andere der Passagiere, einige Damen, die bisher hinter ihrem Rücken auf und ab gegangen waren, traten jetzt ebenfalls an die Brüstung, um in die Wellen und in die sternhelle Nacht hinauszuschauen, weßhalb sich die Gräfin abwandte, um auf der anderen Seite des Schiffes hin und her schreitend allein mit ihren schmerzlichen Erinnerungen zu sein. Doch auch hier waren Leute, und ein junges Paar, das sich schon während des Diners freundlich mit ihr unterhalten, schien eine Bewegung zu machen, um sich ihr zu nähern, weßhalb sie, seitwärts abbiegend, rasch über das Hinterdeck glitt bis zur Treppe, von wo man über das Schiff und die vor dem Mast lagernden armen Menschen, von denen Professor Bucher heute gesprochen, hinblickte. Bei diesen, sowie dort auf dem ganzen tieferliegenden Deck schien schon die nächtliche Ruhe eingekehrt zu sein und sah man dort Niemanden mehr, als ein paar schlafende Matrosen und Heizer und einen Offizier, der auf der Brücke zwischen den Radkästen in gleichförmigen Schritten hin und her ging. Für die Gräfin war dieser andere Theil des Schiffes eine gänzlich unbekannte Welt,

und es trieb sie, in das geheimnißvolle Dunkel derselben einzudringen und dort vorn in der Einsamkeit ihren Gedanken ungestörter nachhängen zu können.

Sie hatte ihre Kapuze fester über den Kopf gezogen und huschte nun bei den vor dem Maste Schlafenden vorüber, wobei sie aber zusammenschrak, als einer derselben eine gewiß unwillkürliche Bewegung machte.

Da war der Maschinenraum und dort schaute sie einen Augenblick hinunter in das seltsame nächtliche Getreibe, die glänzenden und mattblanken Maschinentheile durch den Wiederschein der Kesselfeuer wie in rothe Glut getaucht, ebenso wie die Menschen da unten in ihren ärmlichen Bekleidungen, den dunkeln, geschwärzten Gesichtern mit den helleuchtenden Augen emsig durcheinander beschäftigt, das gefesselte eiserne, gierige Ungeheuer zu speisen und zur Arbeit anzuhalten. Wie schnaubte es so zornig aus seinen Cylindern, wie rasselten und dröhnten die Räder, wie mächtig stampften seine unsichtbaren Füße und Arme, beschäftigt, die kolossalen Räder zu treiben! Dabei flogen die Kesselthüren klirrend auf und zu und jetzt unter Gelächter sämmtlicher Cyklopen ein paar lustige Worte in die Höhe, worauf die junge Dame rasch ihren Weg fortsetzte. Jetzt hatte sie das Vordertheil des Dampfers erreicht, welches eben so hoch lag, wie das Hinterdeck; statt der eleganten Treppe aber von Bronze und feinem Holze, führte hier eine

eiſerne und ſo ſteile Stiege in die Höhe, daß ſie ſchon im Begriff war, umzukehren, und dieß auch gethan hätte, wenn es da oben nicht ſo einſam und ſtill geweſen wäre und wenn es ſie nicht gelüſtet hätte nach dem freien, unbehinderten Blick über das weite Meer hin, den ſie, ganz vorn an der Spitze des Dampfers ſtehend, haben mußte.

Und es war in der That herrlich da oben. Wie angenehm drang ihr die friſche Seeluft entgegen, wie eigenthümlich und dabei faſt unfühlbar hob und ſenkte ſich das Schiff, wenn es die Wellen durchſchnitt, die in weißen Schaumwogen, von dem ſcharfen Kiel getheilt, rechts und links zur Seite flogen, lange feſtliche Schleier bildend, welche ſich erſt weit, weit rückwärts mit der breiten Wogenſchleppe des Schiffes vereinigten. Vor ihren Blicken lag das weite Meer prachtvoll glänzend und dabei ſo geheimnißvoll bewegt in unbegreiflicher Unruhe. Es war gerade, als wenn die kleinen ſpielenden Wellen in einer lebhaften Unterhaltung begriffen wären, die beim Herannahen des ſchwarzen Koloſſes plötzlich aufhörte, um dann ſpäter weit hinter Schleier und Schleppe eben ſo emſig wieder zu beginnen. Rückwärts blickend, ſah ſie in weiter Ferne einen dunkel glühenden Punkt, der auf Sekunden ganz verſchwand, um alsdann zu hellem Lichte wieder aufzuſtrahlen: den Leuchtthurm des Hafens von Baſtia. Dort blinkte der Mond zwiſchen dem Tauwerk herüber,

und als sie zu ihm aufschauend ihr Gesicht erhob, glitt langsam die Kapuze von ihrem Haupte herab — dann bemerkte sie plötzlich mit einigem Schrecken, daß sie doch nicht allein hier auf dem Vordertheile des Schiffes war, denn aus dem Schatten an der festen Balustrade hier erhob sich rasch eine dunkle Gestalt, die einen Moment regungslos stehen blieb, um sich ihr alsdann rasch zu nähern.

„Camilla!“

Sie schauderte beim Tone dieser Stimme, sie schauderte bei der Nennung ihres Namens. Und doch war sie nicht im Stande, rasch zu entfliehen, denn Der, welcher ihren Namen ausgesprochen, blieb zwei Schritte vor ihr stehen, hob den rechten Arm wie beschwörend in die Höhe und wiederholte ihren Namen mit dem leise ausgesprochenen Zusatze: „Das ist eine Gunst des Schicksals, auf welche ich nimmer gehofft.“

Ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, ließ er ihr Zeit sich zu sammeln, und als sie ihm hierauf in bebendem Tone erwiederte: „O nennen Sie das keine Gunst des Schicksals, was mir so schrecklich, so entsetzlich ist. Lassen Sie mich meinen Weg gehen in Verzweiflung, daß ich so unglücklich war, hier mit Ihnen zusammenzutreffen.“

„Ei, meine Gnädige,“ gab er nach einer Pause kopfschüttelnd zur Antwort, „was klingt so verletzend aus Ihren harten Worten; ist es Zorn, Haß oder Furcht,

meinetwegen alles das zuſammen — — nur keine Verachtung, wenn ich bitten darf!"

Bei den letzten Worten erhob er ſeine Stimme ein wenig, und ſie zuckte zuſammen, wie unter einem unſichtbaren Streiche, als ſie in ſein leuchtendes, offenes, feſt auf ſie gerichtetes Auge blickte.

„Laſſen Sie mich ruhig meine Wege gehen!"

„Gewiß, Gräfin Landerer. Wollte ich boshaft ſein, ſo könnte ich hinzuſetzen: das hier iſt das Verdeck der armen Leute, zu denen auch ich die Ehre habe zu gehören, und könnte es am Ende unbegreiflich finden, weßhalb ſich die vornehme Welt hieher verirrt. Doch gehen wir darüber hinweg. Iſt und bleibt doch ſo Vieles unbegreiflich in dieſer Welt."

Sie hatte raſch einen Schritt vorwärts gethan, ihn von der Seite anblickend, während er gelaſſen ſeinen weichen Hut auf den Kopf drückte; dann fragte ſie mit unſicherer Stimme, aber in einem Tone, welcher einiges Intereſſe verrieth: „Haben wir nicht gleich wenig Recht, hier auf dieſem Verdecke zu ſein?"

„Nicht ſo ganz, gnädige Gräfin; Sie haben ſich dadurch zu den armen Leuten herabgelaſſen, während ich mich einer Ueberhebung ſchuldig mache, denn ſtreng genommen, gehöre ich dort unten hin vor den Maſt, wo die übrigen Freiwilligen liegen."

„Sie unter den päpſtlichen Freiwilligen?“

„Iſt das vielleicht etwas Außerordentliches? O, es ſind ſehr honette Leute unter ihnen.“

„Aber Sie — o nein, o nein!“

Er zuckte leicht mit den Achſeln, ehe er zur Antwort gab: „Wir ſind morgen früh im Hafen von Civita-Vecchia, und wenn es Ihnen dort Vergnügen macht, dem Ausſchiffen der armen Leute da unten zuzuſchauen, ſo werden Sie Ihren ergebenen Diener“ — damit verbeugte er ſich tief — „unter ihnen finden; — — aber,“ ſetzte er mit einem Tone hinzu, der nun mit einem Male unausſprechlich ſchmerzlich klang, „es wäre beſſer, wenn Sie es nicht thäten, wenn ich ihn wenigſtens nicht an Ihrer Seite bemerkte.“

„Ich kann Ihnen nicht glauben,“ rief ſie erregt; „Sie treiben Ihr Spiel mit mir, wie Sie es ſchon früher gethan, Sie —“

„Halten Sie einen Augenblick! O, wenn Sie mir vergönnen wollten, darüber mit Ihnen während einiger armſeligen Minuten zu reden.“

„Sie wußten um unſere Reiſe,“ fuhr ſie haſtiger fort, „Sie folgten uns von Marſeille aus, zu welchem Zweck weiß ich nicht.“

„Laſſen wir das gut ſein, Camilla,“ ſagte er in einem weichen, milden Tone; „ich gebe Ihnen mein Ehren-

wort darauf, daß ich um Ihre Reiſe nicht gewußt; daß der arme päpſtliche Freiwillige auf dieſes Schiff, den Saintonge, kommandirt wurde, ohne zu wiſſen, welch' vornehme Geſellſchaft er mit ſich führe."

„So ſind Sie mir ein fürchterliches Räthſel."

„Aber mit einer ſehr einfachen Auflöſung — hätten Sie die vorhin erbetenen armſeligen Minuten Zeit für mich übrig? — — O Camilla, gedenken Sie jener Zeit, wo es Sie glücklich gemacht hätte, ganz Anderes für mich zu thun. Schenken Sie mir einige Minuten; laſſen Sie mich von jener Zeit reden."

„O, nicht von jener Zeit —"

„Mit aller Ehrerbietung, welche ich der Gräfin Landerer ſchuldig bin, in denſelben kühlen, aber gewichtigen Worten, mit denen ich zu Ihrer Mutter ſprach, welche aber, wie es ſcheint, Ihnen dieſe Unterredung trotz meiner Bitte nicht mittheilte, was ihr Gott verzeihen möge. Wollen Sie mich anhören — wahrſcheinlich zum letzten Male in dieſem Leben?"

„— — — — Unter dieſer Vorausſetzung, ja," entgegnete ſie nach einem kurzen Kampfe mit ſich ſelber; „unſere Wege ſind getrennt, müſſen getrennt ſein und bleiben."

„Gewiß, aber ich betrachte es deßhalb als eine Fügung des Schickſals, daß ſich unſere Wege hier zufällig kreuzten,

glücklicherweiſe gänzlich ohne mein Zuthun, denn ſonſt würde ich dem Verdacht nicht entgangen ſein, Sie aufgeſucht zu haben."

Sie ſenkte das Haupt, als er ſo zu ihr ſprach, und da ſie ganz vorn an der Spitze des Schiffes ſtand, legte ſie ihre rechte Hand auf das Tau, welches von der Spitze des Maſtes an den Klüverbaum herausging, und hörte ihm zu.

Was er ihr ſagte, war die Erzählung, die wir bereits kennen, nur in einem andern Tone, als heute morgen vorgetragen; hier mit einer Innigkeit, mit einer Ueberzeugung, mit einer Wahrheit des Ausdrucks, daß jedes dieſer Worte das Herz des armen jungen Weibes mit einem erſchütternden Schlage traf, ſie erbeben machte, ihre Thränen auf's Neue fließen ließ, ohne daß ſie ſich die geringſte Mühe gab, die Zeichen ihrer tiefen Bewegung zu verbergen — — ja, als er endlich mit der Betheuerung ſchloß, ſo und nicht anders ſei an ihm gehandelt worden, als er, das feierlich beſchwörend, die Hand erhob, ſich auf das Zeugniß ihrer Mutter berufend, welche die ihr vorgelegten Schriftſtücke eingeſehen, geprüft und für wahr gefunden, da fuhr ſie aus einem tiefen Hinbrüten empor, da warf ſie ihr Geſicht gegen ihn herum, da blickte ſie ihn an mit dem Ausdruck des wildeſten Schmerzes, ſtieß einen kurzen Schrei der Verzweiflung aus und ſtürzte ſich

gegen die Oeffnung der Baluſtrade, durch welche hier der Klüverbaum weit in's Meer hinausragte.

Doch war er ihren zuckenden Bewegungen gefolgt und hatte ſie jetzt im entſcheidenden Augenblicke raſch erfaßt, zurückgezogen und feſt in ſeinen Armen gehalten, in welchen ſie nach dieſer gewaltigen Aufregung kraftlos zuſammenſank.

Lange blickte er auf ſie nieder, und als ſie endlich ihre Augen öffnete und ihn mit dem Ausdruck des tiefſten Jammers anblickte, ſagte er mit feuchtglänzendem Blicke: „Und wenn auch Alles für uns verloren iſt, Camilla, warum verzweifeln, warum der Verzweiflung ſolch' entſetzlichen Ausdruck geben? O glaube mir, auch ich hatte Augenblicke des unausſprechlichſten Jammers, aber jetzt weht es mich trotz alledem an wie ein Hauch des Glückes, da ich zu Dir reden konnte, da ich Dich zu überzeugen vermochte, daß ich Deine Liebe nicht falſch und treulos erwiedert. Komme was kommen mag, ich will es mir in trüben Stunden ſtets vergegenwärtigen, daß wir wenigſtens hätten ſelig ſein können, ohne die Schlechtigkeit jenes Menſchen."

„O, es iſt mein Mann, Victor," ſagte ſie im höchſten Schmerze, „fühlſt Du es wohl, wie ſchwer Dein wahres Wort mein armes, armes Herz trifft?"

„Ich fühle es wohl, doch ich kann es nicht ändern,

ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, ich kann und will ihn nicht beſſer machen, als er in der That iſt, dieſer Schäbige, Miſerable.“

Er zitterte vor Aufregung, während er dieſe Worte ſprach und indem er auf die rührende Geſtalt in ſeinen Armen, in ihr ſchönes, bleiches Geſicht blickte, auf ihre gefalteten Hände, die ſie ihm zitternd entgegenſtreckte. — — „Doch ich verſtehe Deine Bitte, ich verſtehe auch Deinen Blick, armes, unglückliches Weib, ich verſtehe das Beben in Deiner mädchenhaften Geſtalt, deßhalb kein Wort weiter über ihn, deßhalb laß uns hier Abſchied nehmen, meine ſüße, geliebte Camilla, auf Nimmerwiederſehen.“

„Amen!“ hauchte ſie zurück, indem ſie ſich raſch abwandte, ihm aber noch für einen Augenblick ihre kleinen Hände ließ, die er mit unzähligen heißen Küſſen bedeckte.

Dann war ſie verſchwunden, und nachdem er ihr mit ausgeſtreckten Armen lange, lange nachgeblickt, warf er ſich neben der Baluſtrade des Schiffes nieder und drückte ſein Geſicht feſt in beide Hände.

*

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man auf einer Seefahrt, beſonders bei etwas erregtem Meer, nächtlicher Weile einen ruhigen, ſichern Hafen erreicht. Hat man feſt geſchlafen, ſo wird man plötzlich erweckt durch

das Aufhören alles Geräusches der Maschine, aller Bewegung des Schiffes; hat man sich aber unruhig in seinem Bette umhergeworfen, so genießt man in solchen Morgenstunden häufig noch eines festen, erquickenden Schlafes.

Der Saintonge hatte den Hafen von Civita-Vecchia erreicht, und als die Passagiere später das Verdeck betraten, sahen sie die alte, verwitterte Stadt mit ihren grauen, düsteren Hafenbauten fast im Kreise um sich her liegen, und nur dort neben dem Leuchtthurme durch eine anscheinend schmale Lücke auf das dunkelblaue Meer hinaus. Alle Gebäude, Festungswerke und Kasernen hatten ein verdrießlich lebensmüdes Ansehen; und wenn nicht eine Abtheilung der französischen Kriegsflotte mit ihren mächtigen und doch so zierlichen Schiffen einen Theil des Hafens ausgefüllt hätte, so an die neue Zeit erinnernd, so würde man die alte Stadt für verlassen, verwünscht, verzaubert gehalten haben, und für schon lange nicht mehr im Gebrauch: die öden Kais, die schmutzigen, verwetterten Nachen, die Festungswerke mit ihren mürben Mauern und zerfallenden Lafetten, auch den schmutzig grauen Leuchtthurm, welcher im Sonnenschein ohne das Licht seiner Laterne wie eine ausgebrannte Hülse erschien. Nach und nach belebte sich allerdings der Hafen ein wenig. Nachen und größere Boote kamen vom Ufer gegen das Schiff, eines mit der Hafenwache, andere, um Passagiere abzuholen,

und dann auch wieder welche, angefüllt mit großen Haufen goldgelber Orangen, mit Wein und Backwerk. Auch dort, gegenüber dem Stern des Saintonge vor dem Spitale der französischen Truppen, zeigten sich Kranke und Verwundete, den warmen Sonnenschein benutzend und das Schiff betrachtend, welches ja von dem schönen Frankreich herüber kam. Die Leute hatten lange, graue Mäntel an und weiße Schlafmützen auf den Köpfen, sogar der Hornist, welcher am Thore lehnte und nach jedem Signal, das er blies, auf das deutliche Echo lauschte, welches die gegenüberliegende hohe Hafenmauer hervorbrachte. Das Alles zugleich mit dem hellen warmen Sonnenscheine, dem Läuten der Glocke, dem langsamen Einfahren eines Segelschiffes, goß anfänglich eine festtägliche Ruhe über die ganze Szenerie aus, bis der Saintonge begann, zischend seinen Dampf ausströmen zu lassen und dann sich eines Theils seiner Passagiere zu entledigen. Manche fuhren trotz aller Paßscherereien an's Ufer, um für die sechs bis acht Stunden, welche das Schiff im Hafen blieb, festes Land unter den Füßen zu haben und sich die Stadt ein wenig anzuschauen; Andere, um dort zu bleiben oder weiter nach Rom zu gehen, so die päpstlichen Freiwilligen, von denen jeder, so gut es ging, nothdürftig ein Bischen Toilette machte. Es war im Vergleich gegen gestern und vorgestern ein merkwürdiger Ernst selbst über die leichtsinnigsten

der Bande gekommen; Manche blickten kopfnickend auf das Meer hinaus, Andere mit düsterem Blick auf die alte, so unwohnlich aussehende Stadt und auf das französische Militärspital, wo vielleicht Mancher in den matt dahinschleichenden Fieberkranken oder in den Verwundeten und Verstümmelten ein Bild seiner Zukunft erblickte. Sogar der kleine Schwabe schien keinen Scherz mehr vorräthig zu haben, hatte seinen alten Schlapphut tief in die Augen gedrückt, während er unter dem Arme seine Habseligkeiten von sehr geringem Umfange in ein rothes Taschentuch gewickelt trug. Andere aber hatten nicht einmal so viel und sahen wahrscheinlich in dem derben Knotenstocke ihre einzige Habe. Drunten lagen zwei große Boote, in denen sie förmlich eingepfercht wurden und welche alsdann langsam dem Hafen zurnderten. Jetzt noch einmal, nachdem das Boot schon abgestoßen war und die meisten ihre Gesichter gegen den Saintonge wandten, schien über Einige wieder etwas vom früheren Humor zu kommen und ein halb Dutzend Stimmen intonirten:

„So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Wir ziehn betrübt zu dir hinaus;
Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück" —

ein Gesang, welcher auf die zurückbleibenden Passagiere den verschiedenartigsten Eindruck machte. Denn während

die blondgelockte Lady ihn auch heute wieder full of character fand und der alte Franzose wiederholt versicherte, es müßte den Sängern in der That ganz kürzlich Jemand gestorben sein, lag unten in einer der Kabinen erster Klasse ein junges, bleiches und schönes Weib vor ihrem Bette auf den Knieen und hatte ihr Gesicht in das Kissen gedrückt, um ihr heftiges, krampfhaftes Weinen unhörbar zu machen.

„Und fänden wir das höchste Glück,
Wir dächten doch an dich zurück."

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann kam eine unangenehme Zeit für das reinliche Verdeck des armen Saintonge. Seine untern Räume wurden mit Kohlen gefüllt, und als er hierauf in den späteren Nachmittagsstunden wieder in die See hinausdampfte, hatte er ein verschmutztes, bestaubtes Ansehen und es war gerade so, als hätte er seine heitere, fröhliche Laune zwischen den trübseligen Mauern von Civita-Vecchia zurückgelassen. Doch dauerte dieser gedrückte Zustand glücklicherweise nicht lange, denn eine halbe Stunde nach der Abfahrt bemächtigte sich der erste Bootsmann des Hinterdecks, indem er die Passagiere auf eine höfliche Art verjagte und dort nun mit Matrosen und Schiffsjungen, großen Bütten, Wasserschläuchen und Eimern zu wirthschaften anfing, allen Ruß und Kohlenstaub durch einen Ueberfluß von Wasser in die See hinausschwemmend, wobei es nicht

ohne tüchtige Taufe für ein Paar der Schiffsjungen abging, die, kletternd wie junge Affen, und triefend wie in's Waſſer gefallene Katzen, die unglückliche Zielſcheibe manches gefüllten Waſſereimers waren.

Von den Reiſenden hatte der größte Theil das Schiff in Civita-Vecchia verlaſſen, ſo ſämmtliche Geiſtliche, auch die dicke Spanierin mit ihrem Papagei und die vier Champagner und Grog trinkenden Amerikaner, wogegen kein einziger neuer Paſſagier hinzugekommen war. Graf Landerer hatte ſich einen Lehnſtuhl hinaustragen laſſen auf das untere Deck in der Nähe des Maſchinenraums und ſaß da fröſtelnd trotz des warmen Sonnenſcheines in einen dicken Plaid gewickelt, neben ihm ſeine Frau auf einem niederen Tabouret, das Buch über Capri in der Hand, welches ihr der freundliche Profeſſor geliehen, und der nun an ihrer Seite ſtand, den Grafen mit ernſtem Blicke betrachtend. Dieſer huſtete mehr als geſtern, und die Röthe auf ſeinen Wangen erſchien fieberhafter, ganz in der Geſtalt von Friedhofroſen, wie man zu ſagen pflegt, ſeine Augen leuchteten düſter, und ein tiefer Zug von Langeweile und Mißmuth lag auf ſeinen bleichen Zügen.

„Ich habe es Dir immer geſagt," brummte er verdrießlich, „daß ich die Seereiſe nicht ertragen kann, warum ſind wir nicht mit der bequemen Eiſenbahn gegangen."

„Gewiß, Ferdinand, und ich habe Dich auch dringend gebeten, dieß zu thun."

„Natürlicherweise war ich wieder einmal halsstarrig wie ein Maulthier, das wolltest Du doch sagen," fuhr er sie mit einem bösen Blicke an; „natürlicher Weise gebe ich nie auf einen guten Rath, trotzdem ich es schon im Voraus wußte, daß es mir auf der See so elend zu Muthe werden würde."

Da die junge Frau hierauf schwieg, fuhr er nach einer Pause in gereiztem Tone fort: „Du thust und sagst überhaupt nur Alles aus Widerspruchsgeist. Hätte ich mich für die Eisenbahn entschieden, würdest Du den Seeweg für angenehm gefunden haben; wäre ich für den Seeweg gewesen, so hättest Du für die Eisenbahn geschwärmt."

„Aber Ferdinand, Du weißt ja ganz genau, daß ich mich unbedingt und ohne Widerrede allen Deinen Entscheidungen füge." Sie vermochte nicht, wie sonst, zu sagen, „Lieber Ferdinand", noch vermochte sie ihn anzusehen.

„Fügen, ja wohl fügen, aber mit Widerwillen fügen, mit Widerstreben fügen, so fügen, daß man den Groll in Deinem Innern deutlich auf Deinen Zügen lesen kann!"

„Auf meinen Zügen, Ferdinand?" fragte sie mit einem leisen Vorwurf, während sie mit einem traurigen Blick das ernste Gesicht des deutschen Professors streifte.

„Willst Du das leugnen? Plagst Du mich nicht gestern und heute schon mit Deinem verdrießlichen, kummervollen Gesicht, um mir deutlich anzuzeigen, mit welchem Widerwillen Du zur See gegangen bist? Hast Du nicht eben jetzt verweinte Augen? Wenn Du auch das bestreiten willst," fuhr er hastiger fort, „so frage doch den Herrn Professor, er wird Dir die Wahrheit sagen."

Sie senkte den Kopf tief auf die Brust herab, da sie wohl fühlen mochte, daß eine verrätherische Röthe über ihre Züge flog, und da sie schwieg, nahm der Professor in heiterem Tone das Wort und sagte: „Da Sie mein Zeugniß anrufen, verehrter Herr Graf, so muß ich Ihnen zugestehen, daß die gute Frau Gräfin heute Morgen allerdings ein wenig ernst aussieht, doch finde ich das sehr begreiflich. Es thut ihr weh, daß sie Sie leiden sieht."

„Was leiden, Herr Professor!" rief Graf Landerer, sich gegen diesen in seinem Sessel herumwerfend: „Der Teufel auch, ich leide nicht. Daß mich die Seefahrt ein wenig angreift, theile ich mit den robustesten Naturen, und ich möchte Sie heute sehen, wenn Sie, wie ich gestern, gespielt, gewettet und getrunken. — Soll ich vielleicht ihr zu lieb alles das lassen? Pah, dummes Zeug, ich muß selbst wissen, was mir schädlich ist: mir fehlt überhaupt nichts, wie Ruhe — gänzliche Ruhe, und vor allen Dingen wäre es am besten, wenn man mit mir nicht immer

Unterredungen führte, welche unnöthig meine Nerven aufregen — Ruhe — Ruhe — das iſt's, was ich brauche."

Da er ſich nach dieſen letzten, barſch ausgeſprochenen Worten ſowohl von ſeiner Frau als auch von dem Profeſſor abwandte, ſo zog ſich der Letztere ſogleich zurück, die junge Gräfin aber erſt, nachdem ſie vergeblich verſucht, ihn durch ein freundliches Wort milder zu ſtimmen.

Das wackere Schiff ſetzte indeſſen ſeinen Weg unverdroſſen fort, und es war ihm und ſeiner ſtampfenden Maſchine vollkommen gleichgültig, ob es Leid oder Freud, Glück oder Schmerz bei ſich an Bord führte. Ja, es hatte heute, beſonders jetzt im freundlichen Schein einer angenehmen und nicht zu heißen Nachmittagsſonne, einen ſtillen, heitern, feſttäglichen Anſtrich. Fuhr es doch mit ziemlich leerem Verdeck dahin ohne das Geſchnatter in den verſchiedenſten Sprachen der Welt, ohne den wüſten Lärm der päpſtlichen Freiwilligen, die von Civita-Vecchia mit der Eiſenbahn eine Zeit lang hart am Ufer des Meeres gen Rom fuhren und von denen gewiß Mancher ſeitwärts blickte auf das dunkelblaue Meer mit dem ſchwarzen, ſtill dahingleitenden Dampfer.

„Und fände ich das höchſte Glück,
Ich dächte doch an dich zurück."

Seltſam — dieſe Melodie wollte auch nicht aus dem Sinne der jungen Gräfin weichen, und ſie erklang ihr

immer fort und fort aus dem leiſen Murmeln der Wellen, aus dem gleichförmigen Rauſchen der Räder, beſonders aber aus dem taktmäßigen Gange der Maſchine, zu der ſie jetzt einen Augenblick hinabſchaute, wie ſie geſtern Abend gethan, um dann denſelben Weg nach dem Vordertheil des Schiffes fortzuſetzen. Langſam ſtieg ſie dort die eiſerne Treppe hinauf, und wenn ſie ſich auch auf eine einſame Stunde dort oben gefreut hatte, um ihren Erinnerungen nachzuhängen, ſo war es ihr doch noch lieber, dort oben den guten Profeſſor zu finden, der mit einer aufgeſchlagenen Karte daſaß und ihr bereitwillig ſeinen Schemel anbot, während er ſich neben ſie auf einen Tauring niederließ.

„Wie es mich freut, meine liebe gnädige Gräfin, daß Sie gerade jetzt hierher kommen, um einen Blick zu werfen dort auf jene ſo einfach ſcheinenden Geſtade, welche aber dabei in ihrer großartigen Oede, umſchwebt von den mächtigſten, gewaltigſten Erinnerungen, einen ſo tiefen Eindruck auf uns machen müſſen. Das iſt das berühmte lateiniſche Ufer; dort haben wir Antium, etwas weiter ſüdlich Porto d'Anzio, darüber hinausblickend Nettuno, und es bilden jene weitgedehnten Linien von Oſtia bis zum Cap der Circe, welches als Inſel wie ein großer Saphir homeriſch ſagenvoll herüberfunkelt, ein ſanftgeſchwungenes, Geſchichte und Märchen erzählendes Ufer — das, von hier aus geſehen, einen ſo prachtvollen Abſchluß

findet in den fernen kleinen Ponza-Eilanden, die sich wie badende Najaden kaum aus den Wellen erheben: und über alles das hinaus blicken die prachtvollen dunkelblauen Albanerberge in ihren wunderbar malerischen Formen auf ein durch die Historie geweihtes Ufer," rief der Professor enthusiastisch aus.

„Ist es mir doch gerade," erwiederte die junge Gräfin mit träumerischem Blick, „als läge vor mir aufgeschlagen da ein großes Buch, in welchem ich schon als Kind geblättert und gelesen."

„Ja, in der That, ein gewaltiges Buch und wie prachtvoll illustrirt, wenn man es heute noch in der Nähe betrachtet! Alles das, was jetzt so still und so einsam, so verlassen scheint und auch wohl ist, war damals, zur Glanzzeit des stolzen Roms, der Ort, wo die vornehmen Römer zur Zeit des Augustus, des Caligula und Nero einen Theil ihrer Villeggiatur hielten, einen müßigen Sommermonat verlebten. Dort, wo jetzt der weiche, schimmernde Sand von dem leise rauschenden Meere berührt wird, war damals eine große, prächtige Stadt und ein blühender Hafen, und daneben zur Rechten und zur Linken spielen die kleinen Fische der Meerflut nicht in natürlichem Uferfels, sondern in den Resten alter, ehemals prächtiger Villen und Bäder, in Marmor und Mosaiktrümmern. Ja, meilenweit zog sich an diesen Ufern hin

ein ſchimmernder Kranz von Marmorpaläſten, von Bädern und Tempeln, und Tempeln mit den herrlichſten Kunſtſchätzen. Wurde doch in einem derſelben der Apoll von Belvedère gefunden, die Diana von Verſailles und der Borgheſiſche Fechter.

„Dann verſank alles das in Trümmer und auch theilweiſe in Vergeſſenheit. Fernher kommende Sarazenen überfluteten zeitweiſe dieſe Ufer, ſtrichen gewiß ſtaunend durch dieſe Ueberbleibſel alter Pracht und Herrlichkeit, und zum Schutze gegen ſie baute das Mittelalter dann jene dunkeln, ſchweren, unförmlichen Thürme, die wir jetzt finſter, einſam und verwittert dort auf der Höhe ſehen, welche ganz Italien und alle Inſeln des Mittelmeers umgrenzen und dieſen Küſten einen ſo ſagenhaften und ritterlichen Charakter verleihen. Und auch dieſe Sarazenen verſchwanden im Laufe der Zeit wieder, um Platz zu machen andern Eindringlingen, die uns Deutſche leider näher angehen. Es war die Zeit der Römerzüge. Ueber die Alpen herab ſtiegen die blonden Deutſchen, um, Italien erobernd, die römiſche Kaiſerkrone zu erwerben; zu welchem Heil, zu welchem Glück, das hat die Hiſtorie mit gewaltigen, aber blutigen Zügen verzeichnet, und an einen der größten, aber traurigſten Abſchnitte jener fernliegenden Geſchichte unſeres Vaterlandes mahnt dort vor uns jenes kleine weißſchimmernde Schloß; der Thurm von Aſtura.“

„Ah, der Aufenthalt des unglücklichen Conradins.“

„Ja, wo ſich der letzte Hohenſtaufe nach der verlorenen Schlacht von Tagliacozzo verbarg, latenter ingreditur mente captus, und wo ihn der Verräther Frangipani feſtnahm und in die Hände des blutigen Karl von Anjou lieferte.“

„Wie die glühende Sonne dort im Weſten im blutigen Scheine ſank damit das Glück der Hohenſtaufen in's Meer,“ ſagte die junge Gräfin, nach dem kleinen weißen Punkte hinüberblickend, welcher, wie auch das Cap der Circe, von einem leichten Roſenſchimmer umwoben wurde, dem Abglanz des ſinkenden Tagesgeſtirnes.

„Ihr Vergleich, gnädige Gräfin, iſt leider nicht ganz richtig. Die Sonne wird morgen wieder leuchtend über dieſe Erde aufgehen; aber von den Hohenſtaufen iſt nichts übrig geblieben, als eine große aber traurige Erinnerung und als in Wirklichkeit jener rieſenhafte Sarkophag, der heute noch in den ſchwäbiſchen Landen an ſie mahnt. Ah, Sie ſehen mich zweifelnd an. Ich meine jenen ſo maleriſch emporragenden Berg ſelbſt, der uns großartig in die Augen ſpringt, wenn wir bei Göppingen durch das geſegnete Württembergerland fahren; ragt er aber, von dort geſehen, erhaben, wahrhaft königlich empor, ſo erſcheint er uns von entgegengeſetzter Seite ganz anders: ich meine nämlich, wenn man von der alten und alterthümlichen

ehemaligen Reichsſtadt Gmünd zum Rechberg hinaufſteigt, das alte Schloß dieſes berühmten Grafengeſchlechtes hinter ſich läßt und in die Neckarebene hinabblickt. Die Sonne iſt untergegangen, der Horizont glüht wie im Scheine unzähliger Pechfackeln, die Glocken der umliegenden Dörfer läuten zum Ave Maria und in ſolchen Augenblicken erſcheint uns der Hohenſtaufen im tiefſten Dunkel faſt ſchwarz beſchattet wie ein rieſenhafter Sarkophag, um den ringsumher die ganze Landſchaft trauert. — Sollten Sie je in dieſe Gegend kommen, ſo bitte ich Sie, machen Sie jene kleine, auch in anderer Hinſicht ſo lohnende Vergpartie. — — Mir ſcheint aber," fuhr der Profeſſor nach einer Pauſe fort, als die junge Dame ſtillſchweigend daſaß, die Augen mit der Hand verdeckend, „meine Schilderung oder hervorgerufenen Erinnerungen haben Sie ernſt, traurig geſtimmt, und das wollte ich in der That nicht; — es wäre auch eine Sünde bei dem heiteren Abend, der rings auf der See leuchtet und jene klaſſiſchen Ufer vergoldet; ſehen Sie, was ein guter Maler aus dieſem an ſich ſo einförmigen Küſtenſtrich gerade im gegenwärtigen Augenblick zu machen verſteht; ich meine eben die Sonne als Maler. Wie mannigfaltig und entzückend färbt ihr Licht jene jetzt ſo duftig erſcheinenden Ufer, beſtrahlt dort den eiſernen Thurm von Aſtura mit goldenem Schein und läßt drüben das alte Antium förmlich verklärt er-

ſcheinen; und, wie die weißen Segel der beiden kleinen Schiffe dort aus der dunklen Flut leuchten! Wahrhaftig, es braucht wenig Phantaſie dazu, um ſie für ein paar ruhig und majeſtätiſch dahinziehende Schwäne zu halten, ſo wie die hin und her ſchießenden hellen Möven gegen die dunkle Wolkenwand, die ſich über Froſinone erhoben hat, für luſtig ſpielende Schmetterlinge."

„Warum nicht für Schiffe und Möven, lieber Herr Profeſſor?" fragte die Gräfin mit dem ſchwachen Verſuch eines Lächelns.

„Wahrhaftig, dieſe Frage hat ihre volle Berechtigung, und man könnte vielleicht dieß Hervorſuchen von Vergleichungen eine böſe Gewohnheit nennen, wenn ſie uns nicht oft unterſtützten, dem geneigten Leſer unſere Anſchauung deutlicher zu machen. — Doch ſehe ich dort Ihre Kammerfrau, die ſich umherſchauend nähert und Sie wahrſcheinlich ſucht, meine gnädige Gräfin. Wahrſcheinlich wünſcht der Herr Graf Ihre Geſellſchaft, um mit Ihnen zu plaudern, vielleicht aber auch," ſetzte er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen hinzu, „weil er ſich unwohl fühlt. — Bitte, ich will Sie durchaus nicht erſchrecken, ſondern Ihnen nur für dieſen Fall meine Hülfe antragen, was ich vorhin in Gegenwart Ihres Herrn Gemahls nicht gut konnte und mochte. Ich durchſtudirte, um mit Goethe zu reden, die große und kleine Welt, um es am Ende

gehen zu laſſen, wie's Gott gefällt, bin aber vielleicht doch noch im Stande, Ihrem Herrn Gemahl eine kleine momentane Linderung zu verſchaffen."

Die junge Dame machte eine Handbewegung, wie um ihren Dank auszudrücken, und eilte mit beſorgter Miene ihrer Kammerfrau ein paar Schritte entgegen. Doch ſchüttelte dieſe leicht mit dem Kopfe und ſagte, näher gekommen: „Der Herr Graf befindet ſich leidlich wohl, ſpaziert auf dem oberen Verdeck und wünſcht ſeinen Schlüſſel zur großen Kaſſette, den die Frau Gräfin vielleicht zufällig an ſich genommen hätten."

„O nein, gewiß nicht. Ich ſah, wie mein Mann vorhin, als er dort vorne im Lehnſtuhle ſaß, mit dem Schlüſſel ſpielte. Was will er aus der Kaſſette?"

„Stärkere Cigarren," antwortete die Kammerfrau mit einem leichten Achſelzucken.

„Ich werde kommen und den Schlüſſel ſelbſt ſuchen. Sie entſchuldigen mich, Herr Profeſſor, hoffe Sie aber ſpäter noch zu ſehen; denn Ihre freundliche und belehrende Unterhaltung iſt mir eine ſo ſehr angenehme."

Bald darauf hüllte die Nacht zuerſt die Ufer, dann das Meer und damit auch das Schiff in ihren dunklen Schleier, und da man morgen früh vor Tagesanbruch Neapel zu erreichen hoffte, auch nur noch wenige Paſſagiere an Bord waren; ſo wurde es zur frühen Stunde

ruhig unter und auf dem Decke. Nur der deutſche Profeſſor konnte ſich lange nicht entſchließen, in ſeine Kajüte und ſein enges Bett zu kriechen; und erſt als ihm einer der Offiziere verſicherte, es ſei vor zwei Uhr in der Nacht nicht daran zu denken, irgend etwas von der glühenden Lava des Veſuvs zu ſehen, warf er ſich angekleidet auf ſeine Matratze. Doch nur für wenige Stunden, und als er dann wieder auf das Verdeck hinaufging, um in ſüdöſtlicher Richtung in die tiefdunkle Nacht hinauszuſpähen, zeigte der Himmel dort eine blaßrothe Stelle ungefähr in der Art, als ſei von geſtern ein klein wenig Abendröthe übrig geblieben. Wie aber der brave Saintonge wacker vorwärts dampfte, ſo erhellte ſich auch nach und nach jener Punkt, vergrößerte ſich, ſchwamm zu feinen Streifen auseinander und erſchien nach Verlauf einer guten Stunde wie ein ſeltſam leuchtendes Meteor, wie eine glühende Stelle an dem ſonſt ſo kalten und ruhigen Nachthimmel. Und dabei war es ein eigenthümliches Glühen, nicht nur am oberen Rande bald ſtärker, bald ſchwächer werdend, ſondern zuweilen löſten ſich aufwärts hellere Streifen ab, leuchtendere Punkte, ja blitzende Sternmaſſen — ein unbeſchreiblich wunderbar prächtiger Anblick dieſes großartige Feuerwerk, ſcheinbar Tauſende von Fußen über der Meeresfläche ſchwebend, da es nicht hell genug leuchtete, um die Silhouette des Berges erkennen zu laſſen.

Wie glücklich fühlte ſich der deutſche Profeſſor, der ja eigens nach dem glücklichen Campanien gereist war, um die Eruption des Veſuvs zu ſtudiren, daß ihm der Berg ein ſo freundliches und dabei ſo großartiges Willkommen bot. Zu jeder andern Zeit würde er ſich gefreut haben an den erſten Spuren der Morgendämmerung, an dem Verſchwinden der Nacht, die im Begriffe war, ihren dunklen Schleier hinwegzuziehen von dem ſchönſten Panorama der Welt, von dem herrlichen Gölfe von Neapel. Heute blickte er verdrießlich nach dem falben Schimmer im Oſten, der ihm jene intereſſanten Feuer nach und nach auszulöſchen drohte. Glücklicherweiſe ſtand eine ſchwarze düſtere Rauch- und Wolkenwand über der Spitze des Veſuvs, jetzt in kalter Farbe, dann wieder von der Glut angeſtrahlt, hoch auflodernd, ein prächtiger Anblick, und ſchützte wenigſtens noch auf Augenblicke die glühenden Lavaſtröme vor dem Auslöſchen durch die immer und immer ſtärker werdende Morgendämmerung.

Iſchia und Procida, dunkle, unförmliche Felſenmaſſen, ſchoben ſich ſcheinbar langſam hinter dem Schiffe zurück, und dort wurde Capri ſichtbar, die Inſel mit der ſeltſam maleriſchen Form, die jetzt, wo ſie ſich ſo ſcharf auf dem heller werdenden öſtlichen Himmel abhob, deutlich als eine koloſſale ruhende Sphinx erſchien, wie ſie Gregorovius ſo ſchön und treffend genannt.

Aber plötzlich war die Ruhe der Nacht und der Morgendämmerung verschwunden, die Wolken um den Vesuv geriethen in Bewegung, langgestreckte, dunkle, wildphantastische Gestalten lösten sich dort langsam ab, um auf dem stahlfarbig glänzenden Himmel in drohender Haltung dem Tageslicht entgegenzusehen, wie zum Kampfe bereit um ihr Dasein. — Doch schmolzen sie dahin, lösten sich auf, flatterten auseinander vor dem allgewaltigen Lichtglanze, der sich jetzt immer heller, immer leuchtender am Himmelsgewölbe ausbreitete; gelblicher Färbung folgte röthliche Glut, und hinter Capri wie in einer Glorie zitternde, aufblitzende Strahlen verkündeten das Herannahen der Sonne — — der aufgehenden Sonne, angestaunt im Golf von Neapel, ein Anblick, der jeder Beschreibung spottet. Und wie prachtvoll war es, als der goldne Schein, nachdem er die hochgelegenen, mit Landhäusern durchflochtenen Höhen um die Stadt, die gewaltigen Klöster, Schlösser, Festungswerke, die tiefdunklen Pinien bestrahlt, sich nun wie liebend auf die Stadt selbst herabsenkte und plötzlich von den unzähligen Fensterscheiben reflektirend eine Wirkung hervorbrachte, als entzündeten sich dort in einem Augenblicke Tausende und Tausende von Lichterflammen zur freudig festlichen Begrüßung. Doch die Feuer des Vesuvs grollten mit dem Tageslichte und ebenso der deutsche Professor, als er bemerkte, wie die rothglühende

Lava und die Spitze des Berges selbst verschwunden waren unter grauen Wolkenschleiern, hinter welchen der Vulkan mürrisch und trotzig sein Haupt verbarg.

Der Anker rasselte in die Tiefe, die Passagiere erschienen auf dem Verdeck, welches in kurzer Zeit mit einer Unmasse kleiner und großer Koffer, Nachtsäcke und Kisten bedeckt war. Eben so rasch aber verschwanden diese wieder in die von allen Seiten herbeieilenden Boote, und während dieß geschah, stand der deutsche Professor immer noch im Anschauen des Berges versunken. Da legte sich sanft eine Hand auf seinen Arm, und sich rasch umwendend, blickte er in das schöne, bleiche Gesicht der jungen Gräfin, welche ihm die Hand zum Abschied bot und ihm wiederholt auf's Freundlichste dankte für die viele Güte, die er ihr während der Fahrt erwiesen.

Auch der Herr Graf war minder verdrießlich, ja erschien fast heiter, als er seine Blicke über die herrliche Stadt hingleiten ließ, sagte aber mit einem unangenehmen Lächeln: „Vedi Napoli poi muori — — meinetwegen auch, wenn man das Leben in dieser herrlichen Stadt bis zur Neige gekostet und genossen. Doch wird es auch damit so schlimm noch nicht werden, und ich hoffe auf ein freudiges Wiedersehen, mein lieber Herr Professor, hier im Hotel di Roma, wo Sie uns jederzeit willkommen sein werden, oder später in der ewigen Stadt selber in den Isole Britanniche."

Die päpſtlichen Freiwilligen, welche den Saintonge in Civita-Vecchia verlaſſen, mit wenigen Ausnahmen eine Bande ſchäbiger, verwahrloster, zerlumpter Geſellen, hatten Rom gegen Abend deſſelben Tages erreicht und wurden auf dem Eiſenbahnhofe von einigen Unteroffizieren der Zuaven und päpſtlichen Jäger in Empfang genommen, um nach der Kaſerne geführt zu werden, wo ſie vorläufig untergebracht wurden. Es iſt das ein gar öder und einſamer Ort, der, wo die römiſchen Eiſenbahnen münden. Elende Bretter- und Balkenhütten in der Nähe der Porta San-Lorenzo, inmitten altehrwürdiger Ruinen, die aber beſonders zur Nachtzeit durchaus nicht den Eindruck einer großen und lebensvollen Stadt hervorbringen. Weite, öde Felder dehnen ſich vor uns und zur Rechten aus, und wenn wir allenfalls wiſſen, daß ſich hier das ehemalige kaiſerliche Prätorianer-Lager befand und vor uns die Thermen des Diocletian, ſo bringen doch dieſe hiſtoriſch bedeutſamen Bauten hier unter dem dunklen Schleier der Nacht, ſo intereſſant ſie auch für den Beſchauer am Tage ſein mögen, eine weniger behagliche Wirkung hervor, als einige Dutzend hellleuchtende Gaslaternen von einem wohlgeordneten, eleganten Eiſenbahnhof, Hunderte von Geſichtern beleuchtend, welche Ankommende erwarten, ſowie ganze Reihen bequemer Equipagen und Omnibuſſe, welche begierig ſind, ihre Laſt ſo bald als möglich vor einem

comfortablen Gasthofe abzusetzen. Hier nichts von alledem. Dünne Bretterverschläge, Finsterniß und kühler Nachtwind, allerdings ein klassischer Hauch, der vom Kapitol herüberwehte, der aber die modernen Prätorianer, die armen Freiwilligen, in ihren dünnen Röcken unheimlich durchschauerte.

„Das hätte ich mir ganz anders erwartet," sagte der kleine schwäbische Schneider; „und wenn ich auch nicht gerade verlangt, daß der heilige Vater selbst seine tapfern Soldaten empfange, so doch in seinem Auftrage ein alter freundlicher Kardinal mit einem guten Abendbrode, auch ein Stück Prozession mit vielen Lichtern und Weihrauch."

„Man wußte nicht, daß Du mit dabei sein würdest," warf eine Baßstimme aus dem Haufen leicht hin, „aber ich möchte in der That gern erfahren, ob sie uns in Rom abgesetzt haben, oder auf den öden Feldern, die sie Campagna nennen."

„Vederemo."

„Das wird sich Alles finden; haltet jetzt eure Mäuler; denn wie mir scheint, wird hier ein kleiner Appell gehalten, um zu sehen, ob Keiner von uns verloren gegangen ist."

Und so war es auch. Die einzelnen Namen wurden von einem deutschen Unteroffiziere aufgerufen und unter Bezeugung mehr oder minder guten Willens mit „Hier"

beantwortet. Nur bei dem Namen „Landerer" trat eine kleine Pauſe ein.

„Ach, der Prinz von Arkadien," rief der Schweizer mit der frechen Stimme und dem frechen Geſichte, „der wird wahrſcheinlich mit einer Equipage vorausgefahren ſein."

„Landerer" — — „Hier" erſcholl es jetzt ſeitwärts aus dem Dunkel, und dort ſtand der Gerufene bei einem Sergeanten der päpſtlichen Zuaven, welcher ſeine beiden Hände gefaßt hatte und dieſe zum herzlichen Empfange freundlich ſchüttelte, während er ſagte: „Freue mich, daß ich Dich ſogleich getroffen habe. Ich habe für Dich um Erlaubniß nachgeſucht, Dich mit mir hineinnehmen zu dürfen, damit Du nicht mit der ganzen Bande den langen Weg durch die ganze Stadt zu marſchiren brauchſt. Wir hauſen in der Nähe von Sankt-Peter, und bis dahin ſind es gute drei Viertelſtunden. Ich werde dem Offizier meinen Erlaubnißſchein für Dich zeigen und dann fahren wir in's Cafe di Roma, wo Du ein paar Bekannte findeſt."

„Meine Freude, Dich ſogleich hier zu finden, lieber Alfons," entgegnete der päpſtliche Freiwillige, „iſt wahrhaftig nicht minder groß als die Deinige. Doch wirſt Du mir verzeihen, wenn ich Dein Anerbieten ablehne. Ich möchte von den Andern, mit denen ich gekommen bin, nicht als ſo bevorzugt erſcheinen. Unwillkürlich habe ich

ihnen schon Ursache zum Neid, und damit zum Spott gegeben. Du wirst mich verstehen. Laß mich deßhalb ruhig mit ihnen abmarschiren und morgen früh, hoffe ich, sehen wir uns wieder."

„Wie Du willst. Im Grunde kann ich Dir nicht Unrecht geben. Doch suche ich Dich noch heute Abend auf."

Damit setzte sich die kleine Kolonne in Marsch, durch die Via di Porta San-Lorenzo an der prächtigen Basilica di Santa Maria Maggiore vorüber, welche aber heute Abend bei der spärlichen Beleuchtung nur in unsicheren Umrissen wie eine seltsam geformte Steinmasse gegen den helleren Nachthimmel emporragte. Dann bei der gewaltigen Façade des Quirinalpalastes vorbei auf den Monte Cavallo, wo mancher zum ersten Mal anfing, sich bewußt zu werden der Größe der Stadt, die von hier aus wie in einem weiten Halbkreise, kennbar durch Lichtglanz, und hörbar durch das Summen des Straßenverkehrs, ausgebreitet liegt. Dort, wo die Sonne untergegangen war, zeigte sich über dem Horizonte noch eine zweifelhafte Helle, und dorthin richteten sich die Blicke unseres Freiwilligen durch den neben ihm herschreitenden Unteroffizier der päpstlichen Jäger aufmerksam gemacht, welcher ihm sagte: „Die schwarze Kuppel dort ist Sankt-Peter."

„Und es ist doch eine todte, langweilige Stadt," sagte verdrießlich der Schweizer, „da marschiren wir schon eine

halbe Stunde und haben noch keine beleuchteten Läden gesehen, noch viel weniger ein Wirthshaus."

„Wirthshäuser gibt es ja auch hier keine," bemerkte der kleine Schneider mit einem tiefen Seufzer. Wer Durst hat, trinkt Waſſer, und dazu ſind die vielen Fontainen da. Ich habe ſchon ein halbes Dutzend bis hieher gezählt; und da vor uns auf dem Platze vor den beiden rieſenhaften Kerlen mit den Schafpudeln unter den Armen iſt wieder eine, die Waſſer genug für uns Alle gibt."

„Waſſer und nichts als Waſſer," klagte der Rheinländer. „Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt iſt! Was hilft mich alles Waſſer, wenn ich nirgendwo ein Wirthshaus ſehe!"

Darauf zogen ſie an der Fontana di Trevi vorüber, und hier waren es doch die gewaltigen Waſſermaſſen, die Allen, ſelbſt dem Rheinländer, imponirten. Das rauſchte herab in prächtiger breiter Fläche über Felſen und zwiſchen Felſen hinein wie ein natürlicher Fall, und hoch oben ſtand der Meergott in rieſenhafter Geſtalt, mit ſeinem Dreizack ſinnbildlich die Fluten überwachend und beherrſchend.

Dann marſchirten ſie durch ſchmale, ſchmutzige Gäßchen unter ſpärlicher Beleuchtung an ſtillen, verſchloſſenen Häuſern vorbei, ohne irgendwo zu vernehmen den Lärm luſtiger Zechbrüder, oder geöffnet zu ſehen die erleuchtete Thür eines freundlichen Wirthshauſes. Wohl kreuzten ſie

ein paar Mal breitere Straßen, erhellt von Lichterglanz, angefüllt mit vorüberrollenden Equipagen und Fußgängern; aber darnach erſchienen ihnen die ſtilleren Straßen um ſo ſtiller, ihre Zukunft um ſo düſterer, und es war manchem zu Muthe, als müßte er nun dahinten laſſen ein helles, luſtiges Leben und alle Hoffnung auf Glück und Freude.

Jetzt hatten ſie die Tiber erreicht, den melancholiſch dahinſchleichenden Fluß, und ſchritten über die Engelsbrücke einem hochgethürmten, rieſenhaften Bauwerke entgegen, das Manche für die Kirche Sankt-Peter hielten und deßhalb neugieriger betrachteten, als wenn ſie es für das Grabmal des römiſchen Kaiſers Hadrian, die jetzige Engelsburg, erkannt hätten. Damit hatten ſie auch in Kurzem das Ziel ihrer Wanderung erreicht, ein altes, graues Gebäude in der Nähe des Petersplatzes, wo ſie für heute Nacht in einem geräumigen Saal auf mangelhaften Strohſäcken untergebracht wurden. Doch war das immerhin beſſer, als in kühler Nacht auf dem harten, blanken Schiffsverdecke zu liegen — wohl für die Meiſten, nur nicht für Landerer, der in Gedanken dem Laufe des Saintonge gefolgt war und viel darum gegeben hätte, wenn es ihm auch heute Nacht vergönnt geweſen wäre, dort am Boden vor dem Schornſteine zu liegen, vielleicht auch am Bord des Schiffes gelehnt zu den Sternen aufzublicken oder den Glanz von Camilla's ſüßen, milden Augen zu ſehen, aller-

dings eben so unerreichbar für ihn, als die zitternden, leuchtenden Punkte droben am dunklen Nachthimmel.

Der päpstliche Zuave, den wir draußen auf der Eisenbahn gesehen, ein ehemaliger Regimentskamerad, den eigenthümliche Schicksale, allerdings ganz anderer Art wie die seinigen, hierher verschlagen, hatte sich noch eingefunden, konnte aber hier keine Erlaubniß erwirken, unsern jungen Freiwilligen mit sich fortzunehmen. Auch zog es Landerer vor, da zu bleiben, hauptsächlich aus einem Gefühl des Mitleids für den kleinen Schwaben, dessen Humor hier am Ziele der Reise gänzlich zusammengeschmolzen war. Statt sein Lager zu suchen, kauerte er sich zu den Füßen Landerer's nieder, barg das Gesicht in beide Hände und seufzte tief aus dem Herzen.

„Ich weiß es wahrhaftig selbst nicht," entgegnete er auf die Frage des Anderen, „warum ich so miserabel traurig bin, aber ich könnte heulen wie ein junger Hund, den man auf die Straße hinausgejagt hat, mit dem richtigen Gefühl, in keiner bessern Lage zu sein."

„Das ist das Gefühl der Ermüdung und durchwachter Nächte. Da nimm meine Feldflasche, es sind noch ein paar gute Tropfen darin, die trinke aus und dann leg' Dich auf's Ohr.

„Ich wollte lieber, Ihr gebt mir was Anderes."

„Und was könnte das sein?"

„Ein Verſprechen, ſich meiner ein Bischen künftig anzunehmen; ich fürchte mich eigentlich vor der Gemeinſchaft mit den Andern, es ſind gar zu wilde und unbändige Geſellen darunter. Allerdings habe ich während der Reiſe mit ihnen geheult, ja ihren Spaßmacher vorgeſtellt, doch weil man ſich nur ſo mit ihnen vertragen konnte; nehmt Euch meiner an," bat er dringender, „laßt mich bei Euch bleiben als was Ihr wollt, z. B. als Euer Diener. Ich bin geſchickt in Allem, auch treu und anhänglich wie ein Hund."

„Du machſt Dir gute Begriffe von meiner Zukunft. Was ſoll mir, der ich vielleicht morgen ein Gemeiner bei den Zuaven ſein werde, ein Diener? Ich werde mich wohl ſelbſt bedienen müſſen, ſo gut wie jeder Andere."

„So ſorgt wenigſtens dafür, daß ich in Eurer Nähe bleiben darf."

„Du bei den Zuaven! Du biſt zu klein dazu."

„Als Tambour oder Horniſt? Ich habe ſchon geſehen, daß Ihr gute Bekannte bei der Truppe habt. Thut mir den Gefallen und ſorgt für mich."

„Nun ich will ſehen, was ſich thun läßt; morgen mehr darüber."

Dieſer Morgen kam denn auch regelmäßig wie alle übrigen, und an demſelben wurde die Reiſegeſellſchaft von dem Saintonge durch die betreffenden Offiziere gemuſtert

und in die verschiedenen Kompagnieen und Eskadronen vertheilt. Einige Wenige, darunter Landerer, kamen zu den Zuaven, die Meisten zu den päpstlichen Jägern. Einige, die früher bei der Kavallerie gedient hatten oder mit Pferden umzugehen wußten, zu den Dragonern. Was den kleinen Schneider anbelangte, so meinte der Stabsoffizier, welcher die Vertheilung leitete, man hätte ihn in Marseille gar nicht annehmen sollen, da seine Größe unter dem vorgeschriebenen Maße sei; auch sei er verpflichtet, einen Bericht darüber zu machen. Dieser Aufschub war nun vielleicht ein Glück für die ehrgeizigen Bestrebungen des kleinen Schneiders; denn es gelang Landerer durch seinen Freund Alfons und einen andern Bekannten von früher, welcher Lieutenant bei den Zuaven war, so gut für seinen Schützling zu wirken, daß er zum Hornisten bei dieser auserlesenen Truppe angenommen wurde, was ihn in einen wahren Freudenrausch versetzte.

Kleider machen Leute; und wer nach einigen Wochen die theilweise so verwahrloste Gesellschaft vom Saintonge wieder sah, mußte mehr als je die Richtigkeit dieses Sprüchwortes anerkennen. War doch sogar der kleine Schneider ein so schmucker Hornist, als man sich nur wünschen mochte, und handhabte bereits sein Instrument mit einer Fertigkeit, die selbst seinen Beschützer in Erstaunen setzte.

Was nun Landerer anbetraf, so verstand es sich von

ſelbſt, daß er, eingedenk ſeiner früheren militäriſchen Laufbahn, ſich in kürzeſter Zeit und ſo leicht in das Exercitium gefunden, daß er ſchon nach Verlauf eines Monats vollkommen eingeübt war und zu den Alten der Kompagnie gerechnet werden konnte. Daß er als ehemaliger Offizier und zwar als ein glänzender Kavallerieoffizier jetzt mit andern Gemeinen der Zuavenkompagnie in Reih und Glied ſtand, das Gewehr im Arm, hätte, unter anderen Verhältniſſen, allerlei Tiefkränkendes für ihn gehabt, ja würde ihm gänzlich unmöglich geworden ſein, wenn er ſich nicht aus freiem Antriebe hier befunden hätte und wenn nicht auch außer dem Dienſte das Zuavenkorps eine Elitetruppe zu nennen geweſen wäre, in der man ſich, allerdings mit Ausnahme, in ſehr guter, ja vornehmer Geſellſchaft befand. War doch ſein Freund Alfons — er bekleidete hier ſchon oder erſt den Poſten eines Unteroffiziers — von einer Familie, welche ſieben Zacken in der Krone ihres Wappens führte, und hatte vor ein paar Jahren als Lieutenant in einem Küraſſierregimente gedient. Standen doch im Gliede hinter ihm zwei Söhne eines alten gräflichen Hauſes, und waren doch vielleicht zwei Drittheile der Kompagnie gebildete junge Leute, die in der beſten, nicht nur in der ſogenannten guten Geſellſchaft zu erſcheinen berechtigt waren, von denen Viele aus Ueberzeugung in ihrem Korps dienten und ſo eine tüchtige und intelligente Truppe

bildeten, welche von Tapferkeit und dabei wohl auch von jugendlichem Leichtſinne beſeelt, in der Handhabung der Waffen vertraut, die beſten Erfolge hoffen ließen und dieſe Hoffnungen auch glänzend erfüllt haben.

Die Uniform der päpſtlichen Zuaven iſt einfach, aber kleidſam; im Schnitt der der franzöſiſchen Zuaven ähnlich, beſteht ſie aus hellgrauem Tuche mit rothen Schnüren und Paſſepoils beſetzt und zeigt auf dieſe Art nicht die allzu auffallenden Farben jener anderen. Auch tragen ſie ſtatt des weißen Turbans mit dem rothen Feß eine kleine graue Dienſtmütze mit den gerade ausſtehenden, kecken franzöſiſchen Schirmen, welche bei den Offizieren, wie auch Beinkleid und Jacke, die Verzierung ſilberner Schnüre haben, und ebenſo je nach dem Range ſchmale oder breitere Treſſen auf dem untern Theile des Aermels. Statt der Gamaſchen der Gemeinen haben die Offiziere bis zum Knie reichende Stiefel und ſind mit einem Säbel in ſtählerner Scheide bewaffnet, während die Zuaven die Jägerbüchſe führen mit dem Haubajonette, dieſer im Handgemenge ſo furchtbaren Waffe.

Da unter dem Korps der Zuaven nicht nur eine Menge junger Leute aus guten Häuſern dienen, ſondern auch aus wohlhabenden, ja reichen Familien, ſo kann man ſich wohl denken, daß dieſe ſich nach Beendigung des täglichen Waffendienſtes den Genüſſen der großen Stadt

hingeben und nach Ablegung des Gewehres und des Säbels in eleganten eigenen und feinen Uniformen ihre Kasernen verlassen, und zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen ihren Privatgeschäften und Vergnügungen nachgehend, nicht nur auf allen Straßen und Plätzen zu sehen sind, in Museen und Gallericen, sondern auch in den besten und theuersten Kaffeehäusern, wo es da einen eigenen Anblick gewährt, Gemeine, Unteroffiziere und Offiziere nach erfolgter ehrerbietiger Begrüßung vertraulich bei einander sitzen zu sehen und sich auch durchaus nicht genirend vielleicht dem tapfern und dabei höchst eleganten Kommandeur des Zuavenkorps Feuer für seine Cigarre anzubieten oder welches von ihm zu nehmen. Es liegt darin etwas von dem eigenthümlich kameradschaftlichen, ja vertraulichen Geiste der französischen Armee und wohl auch beziehungsweise der österreichischen, ein Verhältniß, welches sich in letzterer wohl noch mehr ausgebildet haben würde ohne den schroffen Gegensatz der Nationalitäten und das eigenthümliche Rekrutirungssystem, welches Verhältniß aber merkwürdiger Weise in der preußischen Armee, wo doch eine solche Art der Rekrutirung seit langen Jahren nicht mehr besteht, noch nicht zum Durchbruch gekommen ist, obgleich dort die Institution der einjährigen Freiwilligen das auf diese Art richtig vermittelnde Element zwischen Offizieren und Gemeinen wäre.

Landerer hatte sich bald und bestens in alle Verhältnisse seines Korps hineingefunden und war in kurzer Zeit nicht nur ein vortrefflicher Soldat geworden, den sein Kompagnie-Chef, wenn das anders schon gegangen wäre, zur Stellung eines Gefreiten oder Unteroffiziers erhoben hätte, sondern galt auch außerhalb des Dienstes bei seinen speziellen Kameraden sowohl, als auch bei den Offizieren für einen höchst guten und angenehmen Gesellschafter. Seine schlanke, biegsame und dabei doch so kräftige Gestalt nahm sich vortrefflich in der Uniform aus, und sein Kopf mit den intelligenten Zügen und dem fast übermäßig großen hellblonden Lippen- und Knebelbart erschien unter der kleinen zierlichen Mütze so echt soldatisch verwegen, so ganz im Charakter eines tollen, zu jedem Uebermuthe aufgelegten Zuaven, daß ihn verschiedene Maler schon öffentlich sowie auch heimlicher Weise als Typus dieses ausgezeichneten Korps skizzirt hatten. Dabei war die kecke Verwegenheit, die in seinem Auge loderte und die er ohne Uebertreibung zur Schau trug, durchaus keine Maske, entsprang aber eines Theils eben so gut aus angeborener Tapferkeit und Sorglosigkeit als andern Theils aus einem gewissen Lebensüberdruß, der ihm alle Folgen irgend welcher Art gleichgültig erscheinen ließ, und in dieser guten Mischung, wozu noch ein richtiges Gefühl für wahre Ehre und wahren Anstand kam, war er allerdings das Modell

eines Zuaven, eines jener enfants perdus, wie er sein soll, der auf Befehl kaltblütig und gleichgültig ganz allein zum Sturm auf eine feindliche Batterie gegangen wäre.

Daß er dabei nicht versäumte Rom, und seine Kunstschätze zu sehen und zu bewundern, versteht sich von selbst. Ja er war so oft in den verschiedenen berühmten Bildergallerieen, besonders in den Sälen des herrlichen Vatikans und in den prächtigen Räumen der Peterskirche zu finden, daß ihm sein Freund Alfons eines Tages lachend sagte: „Wenn Du nicht ein so ausgezeichneter Zuave und Lebemann wärest, so hätte ich Angst, Du würdest zum Korps der Künstler übertreten, oder gar in ein Kloster gehen," worauf Landerer achselzuckend geantwortet hatte: „Was das Letztere anbelangt, wer weiß, was später noch geschieht. Wenn ich mir hier meine Sporen verdient habe und wenn mich vielleicht eine italienische Kugel tüchtig getroffen, ohne mir in's Jenseits zu verhelfen.

„Wahrhaftig! hast Du solche Ideen?"

„Gewiß; warum auch nicht? Ich habe früher öfter sagen hören: ‚Man ist leicht anderswo katholischer, als im päpstlichen Rom; ich finde aber das Gegentheil, was das Klosterleben anbelangt."

„Vielleicht, nach dem äußern Anscheine zu urtheilen."

„Möglich, aber ich wüßte mir keinen schöneren Platz, um auszuruhen von des Lebens Mühen, um zu vergessen,

was uns daſſelbe an Verſprechungen nicht gehalten, oder um was es uns betrogen, als zum Beiſpiel das Kloſter San-Bonaventura mit ſeiner unausſprechlich ſchönen Rundſchau auf den Cälius, das Coloſſeum, die Campagna und die blauen Sabinerberge — mit ſeinem ſtillen Frieden unter den prächtigen Palmen des Kloſtergartens."

„Ja und mit ſeinen engen, düſteren, winkeligen Gängen voll Stockfiſchgeruch und ſeinen unbehaglichen Zellen, — geh' mir; Dir fehlt, was uns Allen fehlt: das Schmettern des Hornes zum Angriff und das Knattern der Gewehre; aber wer weiß, wie bald wir einen anſtändigen Feind vor uns haben."

Allerdings ſehnte ſich auch Landerer nach einem luſtigen Gefechte, aber es war nicht dieſe ungeſtillte Sehnſucht, welche ihn an das Kloſterleben denken ließ oder die ihn ſtundenlang an den obengenannten Orten umhertrieb; doch waren es, ehrlich geſagt, auch nicht die Kunſtſchätze allein, was ihn hier feſſelte, was ihn hier ſo häufig erſcheinen ließ. Sah man doch den jungen Zuaven ſtundenlang am Eingange der Galleria Lapidaria ſtehen oder ſitzen, dort in der Nähe des päpſtlichen Schweizers mit der Hellebarde, oder des Aufſehers, welcher Stöcke und Regenſchirme in Empfang nimmt, wie er anſcheinend eine der dreitauſend heidniſchen Inſchriften ſtudirte, in Wahrheit aber kein Auge von der Eingangsthür verwandte;

oder wie er in der Peterskirche an einem der erſten Pfeiler unterhalb der Taube mit dem Oelzweige lehnte, um hier wie dort oder auch an anderen öffentlichen Orten die zahlreich erſcheinenden Fremden ſcharf in's Auge zu faſſen; aber für ſeine ſehnſuchtsvolle Erwartung immer vergeblich. Denn ſie, deren liebes, mildes, ſchönes Geſicht er täglich, ſtündlich zu erblicken hoffte, zeigte ſich ihm in Wirklichkeit nicht, wie oft er auch auf eine entfernte Aehnlichkeit hin irgend einer Dame folgte, um in der Nähe ihr gänzlich unbekanntes Geſicht zu erblicken.

Allerdings war er ſelbſt es geweſen, der damals in der Nacht am Bord des Saintonge einen Abſchied auf Nimmerwiederſehen von ihr genommen, erweicht von dem flehenden Ausdruck ihres Auges, von der rührenden Bitte, welche in ihrem bleichen Angeſichte lag. Auch hatte ſie Amen dazu geſagt. Aber ſoviel er ſein Gedächtniß auch anſtrengte und ſein Gehirn abmarterte, er konnte ſich nicht erinnern, daß ſie dieſem „Abſchiede auf ewig" beigeſtimmt hätte, daß ſie ihm wiederholt: „Auf Nimmerwiederſehen." Wohl lag eine ſelbſtſüchtige Philoſophie in dieſen Betrachtungen, wohl ſagte ihm eine andere Stimme in ſeinem Innern, die Zuſtimmung in ihrem Auge ſei unverkennbar geweſen, nicht minder das Gefühl des Dankes, mit dem ſie ihr Amen ihm entgegenhauchte. Wenn er aber in ſeinen Betrachtungen ſo weit gekommen war, und wenn

er ſelbſt das tiefe Unrecht einſah, welches er begehen würde, wenn er nur den geringſten Schritt thäte, um ihren unter den obwaltenden Verhältniſſen ſo ſchwer errungenen Seelenfrieden zu ſtören, ſo entfuhr ihm nicht ſelten eine Geberde des Mißmuthes und der Ungeduld, und er murmelte vor ſich niederſtarrend: „Wer ſo unredlich wie jener an mir gehandelt, kann auf kein ehrliches Gefecht Anſpruch machen, es wäre das Recht der Wiedervergeltung, wenn ich aus einem Hinterhalte, wenn ich durch einen Ueberfall in ſein häusliches Glück einbräche. — — Sein häusliches Glück?“ unterbrach er ſich alsdann mit einer ſchmerzlich ausgeſtoßenen Frage; „dieſer Egoiſt, dieſer Verräther! Handelt er doch in der Abſicht, wie er gehandelt, um mein Glück zu zerſtören. Fluch über ihn, den Verräther! — — Aber ſie — aber ſie — —“

Aber nach ſolchen Betrachtungen kam er zähneknirſchend immer wieder dazu, ihr Amen auf ſein „Nimmerwiederſehen“ richtig zu verſtehen. Und dann ſtieg wohl ein anderes Bild in ſeiner Seele auf. Und zwar die hinfällige Geſtalt ſeines Feindes, die er am Morgen in Civita-Vecchia vor der Ausſchiffung mit einem raſchen Blicke, mit einem entſetzlichen Gefühle des Triumphes überſchaut, als er ſich von ihm unerkannt in das Boot hinabſchwang. Hätte er ihn ſo vor der Unterredung mit Camilla geſehen, er würde vielleicht „Auf Nimmerwiederſehen“ nicht ſo,

nicht ohne einen hoffenden Zuſatz ausgeſprochen haben. — Aber ſie — aber ſie — Sie mit ihrem reinen, edlen Gemüthe. Sie würde vielleicht ſchaudernd vor ihm entwichen ſein und ihr Amen alsdann geklungen haben wie ein: Bewahre mich vor aller Schuld.

Eines Tages hatte er lange Zeit in der Gallerie des Kapitols vor dem ſterbenden Fechter geſtanden, nicht wie ſonſt wohl dieſes herrlichſte aller Marmorbilder bewundernd, ſich auch nicht einmal geärgert über eine Geſellſchaft von Engländern, Herren und Damen, die unter Lachen und Scherzen an dem Piedeſtal dieſes Kunſtwerkes lehnten und ſich reckelten, Andern die Ausſicht verſperrend und ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein dadurch beweiſend, daß ſie an eingeſetzten Marmorſtücken beſchädigter Theile mit den Fingern klopften und mit den Nägeln kratzten, ſondern er hatte das mit gleichgültigem Auge betrachtet, um ſeine forſchenden Blicke einem älteren Herren zuzuwenden, der ausnahmsweiſe ohne den rothen Bädeker oder einen ſonſtigen gedruckten Führer hier auf's Genaueſte zu Hauſe ſchien, nur das Schönſte und Seltenſte betrachtete und ſich vor jeder Statue auf's Vortheilhafteſte aufſtellte, auch dieſe mit jener verglich und Alles hier mit dem Ausdrucke betrachtete, den man anzunehmen pflegt, wenn man gute alte Bekannte wiederſieht.

Landerer hatte dieſen alten Herrn irgendwo geſehen

— wo? — Ah, auf dem Saintonge; jetzt erinnerte er sich deutlich. Wie hätte er das auch vergessen, wie hätte er auch nur einen Augenblick in Zweifel sein können. Hatte er diesen alten Herrn dort nicht mit Camilla am frühen Morgen, als der Dampfer in Civita-Vecchia eben Anker geworfen hatte, auf dem Verdecke hin und her gehen sehen, und später hatte er aufmerksam dem Ausschiffen der päpstlichen Freiwilligen zugeschaut.

Konnte er sich erlauben, diesen Herrn anzureden, konnte ihm das irgend welchen Nutzen bringen? Durfte er sich erlauben, im Falle es ihm wirklich gelang eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, auf irgend welche Art das Gespräch auf Andere der damaligen Reisegesellschaft zu lenken? —

Obgleich er sich diese Fragen verneinen mußte, konnte er es doch nicht unterlassen, dem alten Herren durch die Säle zu folgen, und ihn, als derselbe sich einmal plötzlich gegen ihn wandte, militärisch, aber freundlich zu grüßen.

Der Andere schaute ihn hierauf mit dem Ausdrucke nicht unangenehmer Verwunderung an. Ja er schien sich einen Augenblick auf die schmucke Gestalt des jungen Soldaten, auf dieses auffallend schöne Gesicht besinnen zu wollen, schüttelte aber dann lächelnd mit dem Kopfe und sagte in heiterem Tone: „Wenn wir uns in der That

kennen ſollen, mein junger Herr Zuave, ſo müſſen Sie ſchon meinem alten Gedächtniß zu Hülfe kommen."

„Aber ohne Vorwurf für Ihr Gedächtniß, mein Herr," erwiederte ihm Landerer, „denn wenn Sie mich vor einiger Zeit wirklich ſahen, ſo war das nur ſehr flüchtig und in einem ganz anderen Aeußeren, als mit welchem ich jetzt vor Ihnen ſtehe. Ich befand mich unter den päpſtlichen Freiwilligen auf dem Dampfer Saintonge, mit dem auch Sie von Marſeille nach Civita-Vecchia und weiter fuhren."

„Me hercule!" rief Profeſſor Bucher, denn dieſer war es, im Tone des höchſten Erſtaunens. „Was, Sie waren bei jener etwas verwahrlosten Geſellſchaft? Nun, verzeihen Sie mir, ich hätte in meinem Leben nicht gedacht, daß ſich aus jenen Leuten etwas ſo Vortheilhaftes, etwas ſo Gediegenes, ja Hübſches entwickeln könnte. Ich mache Ihnen über dieſen Ausnahmsfall mein Kompliment."

„Eine Freundlichkeit, die ich nicht für mich allein in Anſpruch nehmen kann, denn ich bin darin durchaus kein Ausnahmsfall, alle Uebrigen haben ſich eben ſo vortheilhaft verändert, um Ihre Worte zu gebrauchen."

„Möglich, mein junger Herr Zuave," erwiederte der Profeſſor, nachdem er wohlwollend die angenehmen und eleganten Manieren des Anderen betrachtet, „und doch muß ich Sie für einen Ausnahmsfall halten, denn ich

bin noch wenigen Ihrer Herren Kameraden hier in den Sälen des Kapitols oder sonst an Orten ähnlicher Art begegnet. Aber es freut mich in der That, daß Sie sich meiner erinnerten, und daß ich eine so höchst angenehme Umwandelung an Ihnen bemerke. Es geht Ihnen gut, Ihnen behagt die neue Stellung?"

Landerer verbeugte sich stillschweigend mit einer zustimmenden Miene und fragte erst nach einer kleinen Pause: „Sie setzten damals Ihre Reise weiter nach Neapel fort?"

„Allerdings, um die Eruptionen des Vesuv zu studiren, denn dergleichen ist mein Fach, junger Herr Zuave; mich interessiren Lava und andere Steine, Schwefel und sonstige Mineralien öfters mehr als herrliche Aussichten; ich bin ein deutscher Professor, Dr. Bucher aus Königsberg, — auch Sie sind ein Deutscher?"

„Gewiß, Herr Professor. Mein Name ist Landerer."

„Ei siehe da, Landerer," wiederholte er, „ein Name, der für mich angenehmen Klang hat. — — Gerade auf dem Dampfer Saintonge befand sich damals auch eine Familie Landerer; allerdings eine gräfliche Familie, liebenswürdige Leute, d. h. die Dame, — — eigentlich nur die Dame; denn er, der Herr Graf — nun es ist das gleichgültig, unser Herrgott hat allerlei Kostgänger. Aber sie, die Frau Gräfin, war ein Ideal von Schönheit, Sanftmuth und edler Weiblichkeit."

„Ich glaube, ich ſah Sie bei dieſer Dame ſtehen auf dem Schiffe im Hafen von Civita-Vecchia zu früher Morgenſtunde, bevor wir uns ausſchifften.“

„Ganz richtig! doch während des Schauſpiels der Ausſchiffung, allerdings ein trauriges Schauſpiel, war ſie in ihre Kabine gegangen. Sie mochte das nicht mit anſehen. — Nun ehrlich geſagt,“ fuhr er im heiteren Tone fort, „die ganze Geſellſchaft ſah recht erbarmungswürdig aus, und wir bedauerten aus Herzensgrunde das gute deutſche Blut, was da wieder einmal zum Kanonenfutter für die Fremde angeworben war.“

Sahen Sie jene Familie noch in Neapel?“ fragte der junge Zuave in einem möglichſt unbefangenen Tone.

„Wenig, der Herr Graf befand ſich in Folge der Seereiſe und in Folge allerlei Thorheiten während derſelben in einem recht üblen Zuſtande. Er wollte unter Anderem auch meinen Rath, denn ich bin Arzt, und ſo rieth ich ihm nach beſtem Wiſſen und Ermeſſen einen ſtillen, ruhigen Aufenthalt auf Iſchia in der vortrefflichen Seeluft, fern vom Geräuſch der Stadt, und fern,“ ſetzte er mit einem leichten Achſelzucken hinzu, „von Leuten, die aufregende Spiele und Wetten lieben und die den Champagner mit Cognac verſtärken. Da ſitzt er nun und es geht ihm auffallend gut, wie ich mich bei einem Beſuch überzeugte, den ich am Tage vor meiner Abreiſe machte.“

„Und Sie hoffen, daß dieser Graf Landerer von seinen Leiden hergestellt wird?“

„Hergestellt, das ist ein sehr relativer Begriff, das schöne Kapital von Kraft und Gesundheit der Jugend ist schwer wieder einzubringen, wenn man zu rasch, zu früh und zu viel davon verausgabt. Aber wenn er sich vortrefflich hält, und wenn er sich der sorgfältigen Pflege dieses Engels von einem Weibe bereitwillig, ohne ein Widerstreben überläßt, so kann er noch jahrelang ein nicht ganz unbehagliches Leben führen, doch wie ich sehe,“ fuhr er, seinen Redestrom unterbrechend und sich rasch umblickend, fort, „treffen die gelangweilten Aufseher hier ihre Anstalten, um die Säle zu schließen. Wenn es Ihnen recht ist, mein lieber Herr Landerer, so machen wir noch einen Spaziergang auf den Monte Pincio und bleiben für den Rest des Abends zusammen, d. h. wenn Sie nichts Besseres vorhaben.“

„Im Gegentheil, Herr Professor, ich bin dankbar dafür, daß Sie mir gestatten, in Ihrer Gesellschaft zu sein.“

Damit gingen sie zusammen fort und stiegen zum Pincio, dem herrlichsten Spaziergange Roms, empor; spazierten aber hier abseits von dem Gewühle der reichen und eleganten Equipagen und dem glänzenden Durcheinander der Reiter und Fußgänger aus der römischen hohen und höchsten Welt und den Tausenden von Fremden der

verſchiedenſten Nationen zwiſchen den ſtillen Boskets aus immergrünen Eichen, aus Loorbeer-, Citronen- und Orangengebüſchen beſtehend, überragt von hohen Palmen, deren ſchlanke Blätter ſanft im Abendwinde auf und nieder wogten. Hier, ziemlich entfernt von dem eben angedeuteten geräuſchvollen Leben der großen Welt, aber immer noch nahe genug, um die ſchönen Klänge der guten Militärmuſik der päpſtlichen Gendarmerie zu vernehmen. Erſt als die Sonne untergegangen war und ſich die Flut der Spaziergänger anfing zu verlaufen, traten ſie hinaus an die Baluſtrade des breiten Fahrweges auf den Monte Pincio, um auf das gewaltige Rundgemälde ſchauend, welches die ewige Stadt von hier aus bietet, einen der wundervollſten Anblicke zu genießen, den Rom überhaupt zu gewähren vermag. Es gibt kaum etwas in ähnlicher Art, zugleich großartig Einfacheres und doch wieder Maleriſcheres, als die Silhouette der Stadt von hier aus geſehen. Zeichnet ſich nun obendrein dieſe Silhouette wie Abends nach Sonnenuntergang tief dunkel, faſt ſchwarz auf dem goldig dunkelroth glühenden Abendhimmel ab, ſo iſt dieſer Anblick entzückend ſchön; die ganze prächtig geſchwungene Linie ſanft anſteigend gegen den Monte Mario, deſſen weißes Kaſino auf dem Hintergrunde der ſchwarzen Cypreſſen hervorleuchtet, dieſe maleriſche Linie mit ihren regungsloſen, feingeäſtelten Pinien, mit ihren Thürmen,

deren Oeffnungen als leuchtende Punkte erſcheinen, mit ihren maſſigen Bauwerken, an denen man jeden vorſpringenden Winkel, jede Mauerkrönung ſcharf, wie mit der Nadel eingeriſſen erblickt, mit ihren unzähligen Kuppeln, vor Allem aber mit der rieſenhaft emporſtrebenden Kuppel von Sankt-Peter von ſo großartig tadelloſer Form, die jetzt, wie in glühend ſtrahlender Glorie ſtehend, uns als würdigſtes Mauſoleum des größten der Apoſtel erſcheint, des Felſens, auf dem die Kirche erbaut iſt.

„Ich habe das heute gemalt geſehen," ſagte Profeſſor Bucher, und ſetzte lächelnd hinzu: „Es mag Ihnen komiſch erſcheinen, daß ich mich hier bei dieſer gewaltigen Naturkompoſition eines Bildes ganz von Menſchenhand erinnere, aber von einer Vortrefflichkeit, daß man ſich wohl ſeiner hier erinnern darf. Es iſt von einem Landsmanne mit berühmtem Namen, von Lindemann Frommel, und ich empfehle Ihnen, morgen deſſen Atelier in der Babuina zu beſuchen. Gerne würde ich Sie hinbegleiten; doch habe ich ſchon alle Vorbereitungen zu meiner Abreiſe auf morgen früh getroffen."

„Was ich aufrichtig bedaure, Herr Profeſſor."

„Danke beſtens für dieſe Freundlichkeit, die ich Ihnen herzlich zurückgebe, indem ich Sie bitte, an meinem kleinen, einfachen Diner theilzunehmen, das ich in einer ſtillen Reſtauration nahe bei der Via condotta in der Via bocca

di Leone, übrigens keinem gefährlichen Löwenmaule, zu halten pflege, wo wir ungestört sind und ungehört plaudern können, da dort meistens nur Franzosen und Russen hinkommen. Da zeige ich Ihnen auch eine der größten naturhistorischen Merkwürdigkeiten, die Rom zu bieten vermag," fuhr er launig fort, „einen gespensterhaften Kellner nämlich, dessen Herkunft ich lange nachgeforscht habe, bis ich endlich schaudernd etwas aus seiner Vergangenheit entdeckt zu haben glaube."

„Sie erregen meine Neugierde in hohem Grade."

„Kann dieselbe aber erst dann befriedigen, wenn wir uns gegenüber dem im Grunde sehr harmlosen und auch recht gefälligen Phantom befinden."

Unter diesen Worten hatten sie den spanischen Platz hinter sich gelassen, gingen durch die Condotta in die Löwenmaulgasse und traten hier in ein einfaches Haus, wo sie in einem mäßigen Zimmer an einem kleinen Tische Platz nahmen.

„Jetzt achten Sie auf mein Gespenst, welches dort kommt und uns die Speisekarte vorlegt. Sehen Sie den langsam schleichenden Gang, die gleichförmig ruhige Bewegung der gerade am Leibe herabhängenden hin und her schlenkernden Arme. Betrachten Sie die ausgespreizten Finger, vor Allem aber das ernste, unbewegliche, bronzefarbige Gesicht mit dem scharfgeschnittenen Profil,

mit den glatten ſchwarzen Haaren, ein Profil, das unmöglich ſeine Abſtammung verleugnen kann. Sagen Sie mir, wo Sie eine ähnliche Geſtalt geſehen? Soll ich Ihnen vielleicht noch nachhelfen, ſo denken Sie ſich die Serviette, welche er auf der Schulter balancirt, knapp um die Hüften geſchlungen."

„Und das Kopftuch dazu — Sie haben Recht — ſo könnte es eine jener ägyptiſchen Geſtalten ſein, wie ſie an dem großen Obelisk des Caligula auf dem Petersplatze zu ſehen ſind."

„Nicht wahr — dort habe ich ihn auch eine Zeitlang geſucht, bis ich ihn endlich in der ägyptiſchen Sammlung des Vatikans fand, und nun überzeugt bin, daß er dort während der Tageszeit regungslos ſteht, um mit der Dämmerung und den Fledermäuſen hinauszuflattern, im ſtrengen Kaſtengefühle einer unwiderſtehlichen Erinnerung ſeiner einſtigen Beſchäftigung folgend, uns hier als Kellner zu bedienen. — Doch ſtill, der Pharaone, ſo nenne ich ihn als Außerordentlichen ſeiner Gattung, kommt zurück und bringt uns die Suppe. Reden Sie ihn an, wenn Sie wollen, und Sie werden hören, daß er Ihnen etwas Unverſtändliches vormurmelt, und nicht die geringſte Frage, die Speiſekarte betreffend u. ſ. w., beantwortet, bis er ſich nicht in der Küche Raths erholt. Oh, ich habe für meinen Argwohn eine furchtbare Gewißheit. Sie ſehen mich zwei-

ſelnd an, hören Sie. Nachdem ich nämlich nicht mehr zweifeln konnte, daß unſer Pharaone während des Tages regungslos im vatikaniſchen Muſeum ſich befindet, wünſchte ich mir auch ein ſichtbares Zeichen zur Beſtätigung meines Argwohns und ſchnitt ihm neulich mit meinem Federmeſſer, er iſt nämlich in der Gallerie von Holz und ſauber angemalt, in ſein linkes Ohr, und nun bitte ich Sie, betrachten Sie einmal das Korreſpondirende unſeres Pharaonen; Sie werden bemerken, daß er dort eine kleine rothe Schramme hat, die er zuweilen mit ſeinen Fingern befühlt. Sehen Sie jetzt eben wieder; iſt das nicht eine ſchauerliche Gewißheit?"

Der junge Zuave ſchaute lächelnd auf den Kellner, warf aber dann von der Seite und verſtohlen einen forſchenden Blick in das Geſicht des alten luſtigen Profeſſors, und erſt als dieſer, den Blick auffangend, in ein herzliches Lachen ausbrach, ſtimmte Landerer heiter mit ein.

So ging ihr kleines Diner unter beſtändigen Scherzen und allerlei munteren Tiſchreden raſch vorüber, und als ſie nach Beendigung deſſelben wieder auf der Straße ſtanden, blickte Profeſſor Bucher an die volle, leuchtende Mondſcheibe empor und lud ſeinen jungen Freund noch zu einer weiteren Abendunterhaltung ein. „Ich habe mir nämlich einen Permeſſo verſchafft," ſagte er, „zum Eintritte in das Coloſſeum für die heutige Vollmondnacht. Wollen Sie mich dahin begleiten?"

„Mit Vergnügen. Ich wartete längſt eine Gelegenheit ab, dieſen großartigen Anblick zu genießen, und könnte mir dazu nichts Angenehmeres als Ihre Geſellſchaft wünſchen.“

Sie gingen den Corſo hinauf und all' die prächtigen ſtillen Paläſte, die großen Plätze mit ihren hochaufragenden Säulen erſchienen jetzt ſo ganz anders, wie im zudringlichen, geſchwätzigen Tageslichte, welches ſo gar keine Heimlichkeit zu bewahren vermag und keinen Spielraum mehr läßt für die Phantaſie, wogegen der helle und dabei doch ungewiſſe Schein des Mondes unter dem weißen Schleier, womit er Alles rings umher einhüllt, ſchattenhafte Geſtalten zu verbergen ſcheint, die ſo vortrefflich hierher paſſen unter die Thorbögen der alten Paläſte in jenen winkeligen Gaſſen, in denen ſo oft Kampfgeſchrei und Schwertergeklirr ertönte. Vor Allem paſſen die langen düſteren Schatten ſo vortrefflich dort für jenes trotzige Gebäude, den venetianiſchen Palaſt mit den düſteren Geſchichten ſeines Erbauers und manche ſeiner Bewohner. Und wie freundlich umſpielt darauf wieder der helle, milde Schein den zierlichen Veſtatempel und erweitert tief vor unſeren Blicken das Forum Romanum, den ſo hoch berühmten Mittelpunkt der Geſchichte des alten Roms. Wenn man hier in ſtiller Nacht wandelt, ſo wird es der geſchäftigen Phantaſie ſo leicht, die Ueberreſte der zahlloſen

Prachtbauten nicht nur auszubauen, sondern mit dem gewaltigen Leben zu bevölkern, welches in den Zeiten des großen Roms hier zusammenflutete. Scheinen doch die Bauwerke auf dem Kapitol ihre ehemalige Gestalt wieder angenommen zu haben, das antike Tabularium, der Tempel der Juno Moneta, die Arx oder römische Burg. Ueberfällt uns doch fast ein kleines Grauen, wenn wir einen geharnischten Reiter, selbst Erz auf ehernem Pferde, die hell vom Monde beschienene Via sacra hinabreiten sehen, den Kaiser Marc Aurel, um sich wieder auf seinem alten Platze am Forum bei dem Bogen des Septimius Severus einzustellen.

Hebt sich doch der tarpejische Fels mit dem Tempel des Jupiter Capitolinus wieder hoch und steil empor und ragen noch unten auf dem Forum Romanum der Bogen des Septimius Severus, der Friedenstempel Vespasian's, die Focasäule, wie gewaltige Felsen aus laut brandender, wild bewegter Flut hervor, aus einem Menschenmeere, welches hier zusammengeströmt ist, um das Herabstürzen der zum Tode Verurtheilten mitanzusehen und die sich nach befriedigter Neugier eben so rasch verlaufen in die den Platz umgebenden Prachthallen, dem öffentlichen Verkehre geweiht, wie die Basiliken des Vespasianus, des Julius Cäsar und des Konstantin.

Und noch ein anderes gewaltigeres, kriegerisch glän-

zendes Leben drängt ſich unſeren Blicken auf. Die mit Siegeskränzen geſchmückten Legionen dem triumphirenden Imperator vorausziehend und folgend, die Häupter unterworfener Volksſtämme mit ihren Fürſten und Königen dort vor uns durch den Triumphbogen des Titus ziehend und plötzlich unſeren Blicken wieder verſchwindend, im Mondlichte zerflatternd, wie ſie aus dem dunkeln Schatten des Bogens in die Helle der weißbeglänzten Nacht hinaustreten.

Zeigt ſich doch jetzt unſerem Blicke Gewaltigeres als Alles, was wir bisher geſehen. Das Coloſſeum im ungewiſſen Scheine der Nacht wie ein Berg emporragend, umgeben von zuſammengeſtürzten Tempeln, Baſiliken, namenloſen Trümmern aller Art heute noch als Ruine, das Staunenswertheſte des ganzen Roms. Hier vermißt ſich unſere Phantaſie nicht mehr, an den Ausbau dieſes größten Theaters zu denken. Begnügen wir uns mit der maleriſchen Ruine, die jetzt im Mondlichte ſchon von Außen einen ſo tiefen Eindruck auf uns hervorbringt. Und nun erſt, wenn wir das Innere betrachten, wenn wir ſtaunend emporblicken an dieſen Trümmern, die uns in dieſem Augenblicke wie ein ausgehöhltes Felſengebirge erſcheinen, und uns gleich darauf wieder die prächtige Konſtruktion ihrer maſſigen Bogen zeigen in der wundervollſten Zeichnung von Licht und Schatten.

Und wie scharfkantig zeigen diese tiefen Schatten die Reste der Mauerkrönung, die Ueberbleibsel der gigantischen Treppen, welche hie und da in deutlichstem Zahnschnitt von der Höhe durch alle Sitzreihen des Amphitheaters herab nach der Tiefe gehen. Auch andere liebliche und malerische Bilder bietet uns das Colosseum bei einer nächtlichen Besichtigung. Hoch oben feines Strauchwerk, ja einzelne Bäume vom Mondlichte versilbert, tiefer unten eine halb verfallene Oeffnung, eine Halle oder das Stück eines ehemaligen Korridors, die Dicke der Riesenmauer durchbrechend, von Außen ein Stück des nächtlichen Himmels zeigend, durch welche ein heller Stern freundlich hereinblickt. Ferner ein eigenthümliches Leben, welches man unten mitten im Circus stehend sich nach und nach rings umher entwickeln sieht. Leises Geflüster oder laute Ausrufe des Entzückens anderer Besucher des Colosseums, welche in den Hallen hinter den Sitzreihen hin und wieder gehen und dort für uns unsichtbar zur Höhe hinansteigen. Zuweilen bemerkt man alsdann hie und da das Leuchten heller Damengewänder oder Lichterglanz und Fackelschein, wie Irrwische kommend und verschwindend und die zerbröckelnden Bogengänge von Innen heraus auf's Prächtigste mit rother Glut beleuchtend.

Das Alles sahen und genossen unsere beiden Wanderer, welche, nachdem sie einen Blick von Oben auf die

Trümmerwelt rings umher geworfen, nun wieder hinabgestiegen waren, unten an dem kolossalen Kreuze im Mittelpunkte des Circus standen. Doch ereignete sich hier etwas, das ihre feierlich gehobene Stimmung in eine heitere, ja lustige verwandelte. Der deutsche Professor nämlich nieste so heftig und gewaltig, daß dieser Ton rings umher ein lautes Echo erweckte, worauf eine feine, aber durchdringende Damenstimme von einer der obersten Gallerieen: „Zur Gesundheit" herabrief, eine Höflichkeit, welche der Professor mit einem kräftigen: „Ich danke Ihnen" erwiederte, worauf plötzlich ein schallendes Gelächter von allen Seiten her die Stille der Nacht unterbrach.

Lachend traten Beide ihren Rückweg an. Doch gewährte ihnen später das Colosseum, als sie von der Höhe des Triumphbogens des Titus rückwärts gewandt hinabschauten, noch einen letzten prächtigen Anblick, der ihre Stimmung nach dem eben erlebten komischen Vorfalle wieder hob. Genau hinter dem ungeheuren Gebäude nämlich hatte sich an dem dunkleren Nachthimmel eine helle Wolkenschicht erhoben, und erschien, von dem weißen Mondlichte bestrahlt und durchleuchtet, wie zusammengeballte aufquellende Rauchmassen, wie dem gewaltigen Feuer des brennenden Kraters entstiegen. Die Täuschung war um so vollkommener, da jetzt am obersten Rande eine Menge Fackeln erschienen, die wie züngelnde Flammen emporleuchteten.

„Und hiebei wollen wir Abſchied nehmen," ſagte langſam der Stadt zuſchreitend der Profeſſor zu dem jungen Zuaven, indem er ihm freundlich ſeine Hand bot, „leider nicht nur für heute, ſondern wenigſtens für ein paar Monate, da ich auf morgen meine Abreiſe feſtgeſetzt habe, nach den lateiniſchen Bergen, nach Subiaco, Olevano, Civitella und ähnlichen noch nicht ſehr bekannten Orten, wo ich Botanik und Geognoſtik betreiben will, ſowie reine, friſche Bergluft aufſuchen, da mir Rom mit ſeinen heißen Dünſten, ſeiner aria cattiva anfängt etwas verdächtig zu werden. Auch vernimmt man hie und da von einem gefürchteten, ſehr ſchlimmen Gaſte, der allerdings vor der Hand ſporadiſch auftritt, deſſen Bekanntſchaft zu erneuern ich aber durchaus keine Veranlaſſung habe. Wäre ich als Arzt hier oder zeigte ſich die Cholera als förmliche Epidemie, ſo würde ich natürlicher Weiſe bleiben. Vergeſſen Sie aber meinen Namen nicht, mein lieber junger Freund, und auch nicht, daß ich in Olevano mein Hauptquartier in der Caſa Baldi habe, und wenn Ihnen für ſich ſelbſt oder für Jemanden, der Ihnen lieb und werth iſt, meine Hülfe erwünſcht wäre, ſo bitte ich ungenirt mir eine Botſchaft zukommen zu laſſen."

„Beſten Dank für Ihr freundliches Anerbieten, doch hoffe ich, daß wir uns bei einer freundlicheren Veranlaſſung wiederſehen werden."

„Wie Gott will. Hier trennen ſich unſere Wege. Ich ziehe mich rechts nach dem ſpaniſchen Platze und Sie wenden ſich links zu dem Vatikan.“

„Noch einmal auf baldiges und frohes Wiederſehen!“

Landerer kehrte für das Reglement etwas ſpät in die Kaſerne zurück; doch machte die Wache dort bei manchen der Freiwilligen, die ſonſt durch eine tadelloſe Aufführung bekannt waren, keine Umſtände, ihn ohne Weiteres einzulaſſen, ohne ihn zum Rapport vorzumerken. In dem Innern, wo er mit Anderen hauste, angekommen, fand er den kleinen Horniſten in der Ecke auf einem Stuhle ſitzend und ihn erwartend, wie er bei ſolchen Gelegenheiten faſt immer zu thun pflegte, obgleich ihm Landerer ſchon oft wie auch heute wiederholt hatte: „Ich mag es nicht, daß Du aufbleibſt, um mich zu erwarten. Wozu? Du brauchſt Deinen Schlaf ſo nöthig wie die Anderen.“ Darauf gab aber der kleine pfiffige Schwabe, wie ſchon oft, ſo auch heute keine Antwort, ſondern lächelte nur ſtill in ſich hinein, wenn er den Anzug Landerer's Stück für Stück, wie dieſer ihn von ſich auf den Schemel warf, zuſammenlas und an ſein eigenes Bett trug, welches ſich in einem Winkel deſſelben Zimmers befand.

Wir wollen hier nun ſogleich geſtehen, daß ſich zwiſchen Beiden faſt ſtillſchweigend ein Verhältniß eingeſchlichen hatte, wie das eines Herrn zu ſeinem Diener, ohne daß

dieſes Verhältniß je beſprochen, ja von Seite Landerer's nur mit großem Widerſtreben geduldet wurde; und doch hatte er ſelbſt zu dieſem Verhältniſſe das Fundament gelegt, indem er dem kleinen Horniſten, welchen er als eine gute, ehrliche und anhängliche Seele erkannt, aus ſeinen eigenen nicht unbedeutenden Mitteln hie und da etwas aufdrang, um ſich Putzzeug anzuſchaffen, wie er lachend mit dem Beifügen ſagte, daß Reinlichkeit eine der Haupttugenden des Soldaten ſei, und auch in dieſer Richtung war dem Spielmann der päpſtlichen Zuaven nicht das Geringſte vorzuwerfen. Daß ſeine Uniform auf's Genaueſte ſaß, dafür hatte er ſchon ſelber geſorgt; und was ſein Inſtrument anlangte, ſowie auch ſeine Waffenſtücke, ſo war das Alles immer ſo ſpiegelblank, daß ſelbſt der ältere ernſthafte Offizier, der ihn bei der Muſterung hatte zurückweiſen wollen, ſeine Freude daran hatte und einmal ſagte, es wäre wahrhaftig ſchade, wenn wir dieſen Rieſen nicht angenommen hätten.

Außerhalb des Dienſtes war er mit ſeiner angeborenen Pfiffigkeit ein gar aufmerkſamer und ſchlauer Beobachter, und ſchon einige Male hatte er dem Kommandanten der Kaſernenwache Anzeige gemacht von verdächtigen Individuen, die ſich in der Nähe der Gebäude umhertrieben; ja einmal hatte er den Poſten vor den Gewehren aufgefordert, ja geradezu genöthigt, einen umherſchleichenden Kerl

zu verhaften, bei dem ſich dann allerlei Dinge vorfanden, über deren Beſitz er ſich nicht genügend ausweiſen konnte. Da aber Undank der Welt Lohn iſt, ſo hatte dieſe Mühe dem kleinen Horniſten nichts Anderes eingetragen, als den Namen Rattenfänger, den er lächelnd mit der Verſicherung hinnahm, daß er nicht nur zur richtigen Zeit wachſam ſein könne, ſondern auch gehörig beißen, wo das nöthig ſei.

Am heutigen Abend ſchlich er ſich leiſe an Landerer's Bett; dieſer hatte ſich ſchon niedergelegt, konnte aber nicht einſchlafen, da ihn ſeine heutigen Erlebniſſe beſchäftigten, und gab deßhalb auf die Frage des Horniſten, ob er zwei Worte mit ihm reden dürfe, eine minder barſche Antwort, als er ſonſt wohl in ähnlichem Falle zu thun pflegte.

„Ich wollte Ihnen nur ſagen," flüſterte der Andere, „daß ſich wieder einmal allerlei unheimliches Geſindel in der Nähe der Kaſerne herumtreibt, und wollte Sie bitten, morgen den Lieutenant des Zuges hiervon in Kenntniß zu ſetzen. Auch geht Verdächtiges in der Nachbarſchaft vor ſich. Es iſt da eine Spelunke, die ich ſchon lange belauert habe, von der ein vergittertes Fenſter in den hinterſten kleinen Kaſernenhof geht; dieß Gitter iſt abgeſägt worden und dann wieder mit ſchwachen Klammern verſehen, ſo daß man es mit geringer Mühe entfernen und wieder einſetzen kann."

„Zu welchem Zwecke vermutheſt Du?“

„Chi lo sa, wie die Wälſchen ſagen. Aber keinesfalls geſchah das mit guter Abſicht; ich kenne meine Pappenheimer, wie unſer Obergeſelle mit geſchwungener Elle zu ſagen pflegte, wenn wir ihm ein ſchlecht gemeſſenes Seidel Bier brachten.“

„Ich bewundere Deine Ideenverbindung und will mit dem Offiziere über Deine Beobachtungen reden.“

„Es iſt etwas im Werke gegen dieſe Kaſerne. — Wollen Sie mir glauben und mir darauf hin eine Bitte erfüllen?“

„Was willſt Du denn ſonſt noch?“

„In den nächſten Tagen trifft Sie die Kaſernenwache, vielleicht morgen oder übermorgen. Tauſchen Sie mit einem Kameraden; es wird Ihnen das leicht werden; oder nehmen Sie ein paar Tage Urlaub und gehen nach Albano, wie Sie ſchon lange vorhatten.“

„Ei, kleines Ungeheuer, für dieſen Rath ſollte man Dir einen Arreſt verſchaffen, und glaubſt Du denn wirklich, wenn ich ſelbſt wüßte, daß etwas gegen uns im Werke ſei, ich würde das Geringſte thun, um mich für meine Perſon der Gefahr zu entziehen? Woher verdiene ich dieſe ſchlechte Meinung? Geh, leg' Dich ſchlafen und laß auch mich in Ruhe! Was über mich hereinbrechen ſoll, wird mich ſicher treffen.“

Am andern Tage wurde Landerer allerdings zur Kaſernenwache kommandirt und konnte ſich nicht enthalten, dem kleinen Horniſten einen lächelnden Blick zuzuwerfen. Was Jener ihm geſagt, davon hatte er allerdings mit dem Lieutenant des Zuges geſprochen; doch hatte ihm dieſer achſelzuckend entgegnet: „Man weiß wohl, daß ſie etwas im Schilde führen; doch glaubt man die Fäden in der Hand zu haben und wird ihnen zuvorkommen. Doch werde ich die Geſchichte mit dem Fenſter weiter melden.“

Uebrigens ging der Nachmittag ruhig vorüber, und während der Nacht wurde die Kaſernenwache um einige Poſten verſtärkt, doch zeigte ſich durchaus nichts Verdächtiges; und als am andern Morgen die päpſtlichen Zuaven im Hofe antraten, um zu Felddienſtübungen hinaus in die Campagna zu ziehen, die Horniſten auf dem rechten Flügel, nickte Landerer ſeinem kleinen Freunde heiter lächelnd zu, worauf dieſer mit den Achſeln zuckte und einen vielſagenden Blick nach der Richtung warf, wo ſich jener kleine Hof mit dem vergitterten Fenſter befand.

Ungefähr eine Stunde nachher ſchulterte unſer junger Zuave ſein Gewehr, da ihn die Reihe traf, den Poſten vor der Kaſerne zu beziehen. Er ſchritt auf der Straße hin und her, betrachtete ſich die Vorüberwandelnden, wie man bei ſolcher Gelegenheit wohl zu thun pflegt, ſchaute auch wohl an den Streifen tiefblauen Himmels empor,

der ſich zwiſchen den Häuſerreihen ſeinen Blicken darbot, und lauſchte auch dann und wann ſtehen bleibend Gewehr im Arm auf das dumpfe Rauſchen der mächtigen Fontaine des Petersplatzes in der Nähe, deren Brauſen und Murmeln, allerdings gedämpft, an ſein Ohr ſchlug; jetzt aber wurden dieſe Töne verſchlungen durch andere, rauſchendere, luſtigere Klänge; denn droben im zweiten Stocke der Kaſerne begann das Muſikkorps der Zuaven ſeine täglichen Uebungen und eine heitere Tanzweiſe klang in die Straße hinaus.

— — — — Da mit einem Male vernahm man ein betäubendes Krachen vom hinteren Hofe der Kaſerne her — —, wie ein kurzer, gewaltiger Donnerſchlag, dem aber gleich darauf zwei bis drei noch ſtärkere Detonationen folgten. Entſetzlich — was ging da vor ſich? Landerer ſchaute hinter ſich auf die Kaſerne, dann in die Luft empor, die ſich nun mit einem Male, während eines furchtbaren Krachens, während neuer Exploſionen, während dem Getöſe brechender Balken, zuſammenſtürzender Mauern, plötzlich verfinſterte und bedeckt war mit aufſteigenden Staubwolken, die mit auseinander geriſſenen Steinen vermiſcht waren. Er wollte ſich hinein in die Kaſerne ſtürzen, aus der ein markerſchütterndes Jammergeſchrei hervordrang, wo war aber die Kaſerne, wo war der Theil, in welchem ſich das Wachtlokal befand? Verſchwunden waren dort Mauern,

Thüren und Fenſter und nichts übrig geblieben, als ein wüſter Trümmerhaufen, aus welchem zerbrochene Balken hervorragten und aus welchem ſich ein dumpfes Jammern und Wimmern, allerdings raſch und raſcher ſchwächer werdend, hören ließ.

Eine fluchwürdige Unthat war zum größten Theil gelungen; ein Theil der Zuavenkaſerne von ruchloſer Hand in die Luft geſprengt worden. Doch die fremden Söldner, vor Allem die deutſchen Landsknechte, auf welche es hauptſächlich abgeſehen war, vernahmen nur in der Campagna draußen den dumpfen Knall einer Exploſion und wurden erſt durch ausgeſandte Boten von dem Unglücke unterrichtet, welches ihre Wohnung betroffen. Und wer waren nun die Opfer dieſer Frevelthat, die ihren Anſtiftern ſo traurige Früchte tragen ſollte? Ein Theil der Kaſernenwache und achtzehn Unglückliche von der Muſikbande des päpſtlichen Zuavenkorps, lauter Italiener, zwei Drittel Römer.

Landerer war der Erſte und eine Zeitlang der Einzige, der von den herbeigeſtrömten Neugierigen den Verſuch machte, in das Wachlokal vorzudringen, indem er mit Rieſenkraft einen mächtigen Balken zu entfernen ſtrebte, — vergeblich — dort vor ihm gab es keinen leeren Raum mehr, der im Stande geweſen wäre, lebende Weſen ſchützend zu umgeben, dort war Alles ausgefüllt mit einem grauſigen Gemiſch von Leichen, Balken, Schutt und Steinen. — —

Dort in dem Chaos, auf das er mit durch Entſetzen und Anſtrengung blutunterlaufenen Augen ſtarrte, lagen ſeine armen Kameraden, mit denen er noch vor wenigen Minuten Worte gewechſelt — — vergebens verſuchte er wiederholt zu ihnen zu dringen, und vergebens rief ihm die Menge draußen zu, raſch zurückzuſpringen, da eine noch aufrecht ſtehende Mauer ſich gegen die Straße neige. — Noch einen Augenblick ſah man ihn dicht vor dem Wachlokale, dann erfolgte ein abermaliges donnerndes Krachen und Praſſeln, zugleich ein gellender Aufſchrei aus Hunderten von Kehlen, und auch das letzte Opfer ſchien verſchlungen worden zu ſein.

Da nahten die Zuaven im Laufſchritt; da brachen ſie eilig durch die dichtgeſchaarte Menge und Keiner wartete ein Kommando ab, um die Gewehre zuſammenzuſetzen und ſich auf den Trümmerhaufen zu ſtürzen, von dem „ſoeben vor einer Sekunde", rief man ihnen von allen Seiten entgegen, der Poſten vor dem Gewehre begraben worden ſei. Allen voran ein kleiner Horniſt, der ſein Inſtrument in einen dichten Menſchenhaufen ſchleuderte und wie eine Katze über Steine und Balken aufwärts kletterte und dann zu einer raſch entdeckten Oeffnung hineinblickend mit gellender Stimme ſchrie: „Er lebt noch, er lebt noch — es iſt Landerer — er lebt noch!"

Wie arbeiteten die kräftigen Geſtalten dieſer jungen

Männer, wie flogen Steine und Balken zur Seite, wie raſch und doch wieder wie ſorgfältig wurde die Oeffnung vergrößert, die der kleine Spielmann entdeckt und in welche er ſich nach kurzer Arbeit mit einem Jubelgeſchrei hinabſchwang!

Ein unerhört günſtiges Geſchick hatte Landerer auf die wunderbarſte Art geſchützt, errettet, und ein ſchwerer Balken, der über ihn hinabgeglitten, war ihm ein Schild geworden vor den niederſtürzenden Steinen, die ihn ſonſt unfehlbar zerſchmettert haben würden. Nur einer hatte ihn ſo heftig an die linke Schulter getroffen, daß er nicht im Stande war, den Arm zu erheben; ob gelähmt oder gebrochen, wer fragte darnach bei der überſtandenen Lebensgefahr, und konnte ſich doch der junge Zuave, ohne geführt zu werden, nach dem in der Nähe gelegenen Ospedale di San-Spirito begeben, wo die ſorgfältige Unterſuchung des Arztes ihm zu ſeiner großen Freude die Gewißheit gab, daß ſein Arm nicht gebrochen, ſondern durch den herabſtürzenden Stein nur vorübergehend gelähmt worden ſei.

Der kleine Horniſt leiſtete ihm getreulich Geſellſchaft und brachte die meiſten ſeiner Freiſtunden bei ihm zu; hier in dem ſtillen Lazareth eine gerne geſehene Geſellſchaft, da er von außen herein manche Neuigkeit in dieſe abgeſchiedenen Räume trug. Rom fing an für die Fremden

ſehr unangenehm zu werden. Die Hitze ſtieg von Tag zu Tag und die Nächte brachten keine Kühlung. Der italieniſche Himmel, von deſſen unveränderlichem, reinem, tiefem Blau unſere Dichter und Proſaiker ſo viel zu erzählen wiſſen, zeigte ſich auch jetzt unbewölkt, aber von erſtickenden Sciroccodünſten überzogen, kränklich blaß, ohne Leben und Bewegung, bleichſüchtig, verdrießlich, und erſt die Campagna und die Gärten in und um Rom, wo man keinen Grashalm mehr ſah, der nicht zu Heu gedörrt war, wo ſelbſt die immergrünen Bäume und Sträucher mit den kräftigen Blättern dürrſtaubig und ſonnverbrannt ſind, wo das ganze Bild des üppigen Südens, wie es in unſerer Phantaſie lebt, keine Aehnlichkeit mehr hat mit der Wirklichkeit des Alles verzehrenden Sonnenbrandes. Und erſt ſo ein ſchwermüthiger Scirocco da, wo der heiße Wind alle Sehnen erſchlafft und ſelbſt unſere geiſtigen Funktionen hemmt, wo man ſich kaum entſchließen kann, das Haus zu verlaſſen, und ſich doch wieder müde und matt davonſchleicht in der Hoffnung, draußen einem erfriſchenden Hauche zu begegnen, wo man der aria cattiva wegen ſelbſt vor der kühleren Nachtluft die Fenſter verſchließt. In ſolcher Zeit denkt man gewöhnlich verdrießlich in einer unbeſchreiblichen Sehnſucht nach dem Norden mit ſeinen friſchen grünen Buchen- und Eichenwäldern, ſeinen murmelnden Quellen, ſaftig-grünen Wieſen und an die

leuchtende Fläche maleriſch gelegener Seen, deren Waſſerſpiegel von erfriſchendem Lufthauche gekräuſelt wird.

Auch Landerer dachte in ſolchen Tagen, die ſich zu Wochen aneinander reihten, mit unbeſchreiblicher Sehnſucht an ſeine heimatlichen grünen Berge, beſonders aber an jene ihm unvergeßliche Abendfahrt auf dem See, wo er ſie zum erſten Male geſehen. Das Hoſpital hatte er ſchon längſt wieder verlaſſen, war aber noch nicht im Stande, Dienſte zu thun, da in ſeiner Schulter noch eine Schwäche zurückgeblieben war, weßhalb er den Arm noch in einer Schlinge trug und Muße genug gehabt hätte, ſeine Spaziergänge und Nachforſchungen wieder aufzunehmen. Doch fühlte er ſich in keiner Weiſe dazu aufgelegt; denn die betäubende Hitze drückte ihn nicht nur wie jeden Anderen nieder, ſondern hatte auch alle Fremden von Rom verſcheucht, wozu auch noch das immer merkbarer werdende Auftreten des furchtbaren Geſpenſtes kam, von dem Dr. Bucher an jenem Abende geſprochen. Ja die Cholera hatte ſich in Rom eingeniſtet, und wenn ſich die Zurückgebliebenen auch immer noch ſcheuten, von einer Epidemie im ſchlimmſten Sinne des Wortes zu reden, ſo waren doch die maſſenhaft ſporadiſch in allen Theilen der Stadt auftretenden Erkrankungen zahlreich genug, um Angſt und Schrecken zu verbreiten. Wer immer konnte, floh aus Rom nach den Bergen, doch kamen auch dort in ver-

ſchiedenen hoch und geſund gelegenen Orten verdächtige Krankheitsfälle vor, weßhalb aus dem Palazzo des Buon governo in verſchiedene Ortſchaften Aerzte, Arzneimittel, Lazarethmittel abgeſandt wurden; Vorſichtsmaßregeln, welche von Allen dankbar aufgenommen wurden, mit Ausnahme von Albano, deſſen Municipium mit dem Beifügen ablehnte, daß Albano in ſeiner hohen geſunden Lage, erfriſcht vom Waſſer ſeiner herrlichen Seen und dem Hauche ſeiner uralten majeſtätiſchen Bäume, wohl gar nichts von der Krankheit zu befürchten habe, wie es ja auch wohl aus den eben angeführten Gründen bis jetzt bei den furchtbarſten Epidemieen ſtets verſchont geblieben ſei.

Und wer die reizende, geſunde Lage von Albano kennt, ſeine elaſtiſche friſche Luft, ſeinen Quellenreichthum, ſeine herrlichen Schatten ſpendenden Bäume, der mochte wohl mit der Anſicht des Gemeinderaths einverſtanden ſein und es für richtig finden, die zahlreich hier zuſammengeſtrömten Fremden nicht durch unnöthige Vorſichtsmaßregeln zu beunruhigen.

Und zu dieſen Fremden hatte Roms hohe und höchſte Welt natürlich das zahlreichſte Kontingent geſtellt. Hier befand ſich ein König und eine Königin, Prinzen, Fürſten und Herzoge, Kardinäle und Prälaten, reiche Bankiers, hohe Beamte und angeſehene Kaufleute. Dazu kamen auch fremde Reiſende und Touriſten, Deutſche, Engländer,

Franzoſen, Ruſſen, die theils von Rom ebenfalls nach Albano gegangen waren, oder die ſich aus den bedrohten Orten der Gebirge zuſammengefunden hatten. Daß dabei ſowohl Albano als das benachbarte Arricia überfüllt waren, bedarf kaum der Erwähnung, ja die reichſten und vornehmſten Perſonen mußten ſich hier mit Räumen begnügen, welche ſie in ihren Paläſten und Villen wahrſcheinlich zu beſchränkt und gering für ihre Dienerſchaft gehalten hätten. Warum ſich auch hier nicht behelfen, hier, wo man in guter, geſunder Luft mit einer allenfalls verzeihlichen Behaglichkeit die Berichte las, wie unheimlich das finſtere Geſpenſt durch die öden Gaſſen Roms ſchritt! Wenn man hier, im Schatten hundertjähriger Steineichen tiefaufathmend, fernhin in einer ungeheuren Linie die entzückenden Buchten des Meeres ſchaute oder hinabblickte auf den tiefblauen Albanerſee, der dort ſo geheimnißvoll verſteckt in der Tiefe der maleriſchen Bergwände liegt, und wenn man alsdann das Auge wandte auf die in der Hitze flimmernde, verbrannte Campagna oder auf die reiche Stadt ſelbſt, die fernab tief am Horizonte lag, nur kennbar durch die hervorragende Kuppel von Sankt-Peter und eine mißfarbige, miasmengeſchwängerte Dunſtwolke. Allerdings unterhielt man ſich hier oben bedauernd und theilnehmend über die Leiden unglücklicher Mitmenſchen, doch konnte dabei mancher elegante Kavalier und mancher

wohlgenährte Prälat, während er langſam die fetten, beringten Finger über einander rieb, ein leichtes Achſelzucken mit der Bemerkung nicht unterdrücken, daß Jeder es ſich ja ſelbſt ſchuldig ſei, in ähnlichen ernſten Fällen die nothwendigen Vorſichtsmaßregeln anzuwenden: »Prudentes protegit Dominus.«

Und trotz mancherlei Unbequemlichkeiten ließ es ſich hier oben in Albano ſchon aushalten; beſonders in den frühen, friſchen Morgenſtunden und für die vornehme Welt namentlich Abends, wenn des Tages Laſt und Hitze verſchlafen, verträumt, verplaudert, auch vielleicht verſpielt war, und wenn man ſich nach eingenommenem Pranzo in den ſogenannten Gallerieen zwiſchen Albano und Caſtel Gandolfo erging. Es ſind dieſe Gallerieen zwei großartige Alleen der ſchönſten, üppigſten, uralten, immergrünen Eichen, eine obere und eine untere, und ſpaziert man gewöhnlich durch letztere nach dem Caſtel Gandolfo, häufig der Landſitz des Papſtes, hinauf, um alsdann durch die höher gelegene der weitern Ausſicht wegen zurückzugehen. Und welche entzückende Ausſicht hat man hier oben! Zur Seite in der grünen Tiefe der runde, hochblaue, kaum bewegte Spiegel des Albanerſees, in einem Keſſel von lachenden Wäldern, untermiſcht mit maleriſchen Felſen, dahinter aufſteigend der Monte Cavo, der höchſte Gipfel des Lateinergebirges, deſſen Kloſter von hier aus wie ein

weißes Pünktchen erscheint, tief unter diesem an der Bergwand, die den See einschließt, der schattige Waldweg zum Kloster Palazzuolo, das so reizend versteckt zwischen Büschen und Laubgewölben in den See hinunterblickt; weiterschreitend haben wir alsdann einen Blick auf die blauen Sabinerberge, auf die scharfe, leuchtende Linie des Meeres, und dann taucht vor uns über mächtige Klostergebäude, über grünbewachsene, antike Mauerbogen zwischen Pinien und Cypressen der liebliche Thurm von Albano hervor, sowie nach und nach die weißen Häuser mit den flachen Dächern am Abhang des Berges, zwischen blühenden Gärten gelegen, und dann breitet sich vor uns aus die weite Campagna in ihrer traurigen graugelben Färbung, vielleicht ein wenig belebt durch die dunklen Schatten fliehender Wolken, zu denen man sehnsüchtig, aber vergeblich nach Regen aufschaut.

Besonders in diesen Tagen waren die Blicke der Hunderte von Spaziergängern in den Gallerieen hoffend auf die kleinste Wolke gerichtet, welche am Horizonte auftauchte, und die Möglichkeit eines erfrischenden Gewitters bildete begreiflicher Weise einen Hauptgegenstand aller Gespräche. Wenn man sich hier auch in behaglicher Sicherheit fühlte, so hatte man doch Mitgefühl für seine leidenden Nebenmenschen, und wie viel lebten in Rom nicht Verwandte oder theure Freunde!

Da war an einem Abend ſelbſt in den kühlen Gallerieen der ſchwere Hauch des Scirocco außerordentlich fühlbar, und es ſtrich durch die matt flüſternden Blätter der rieſigen Eichen eine heiße, ſeltſam beklemmende Luft, in ihrer ängſtlichen Schwere ſo ungewohnt für dieſe luftigen Höhen, daß mancher der Spaziergänger früher als ſonſt ſeine Wohnung aufſuchte, und daß die dunklen Alleen zu ungewöhnlicher Stunde in ſchweigender Einſamkeit lagen. — So recht geeignet für den furchtbaren Einzug der ſchrecklichen Geißel, die ungeahnt in mitternächtiger Stunde auf den unheimlichen Flügeln eines immer drückender werdenden Windhauches heranſchwebte. — —

Ja ohne ſich vorher anzukündigen, ungeahnt — denn alle die geſunden, argloſen, in ihrem Aſyl zufriedenen Menſchen waren mit dem Wunſche eines heiteren Wiederſehens von einander geſchieden, Viele von ihnen erblickten weder das heitere Licht des Tages wieder, noch das Antlitz lieber Freunde; viele der Hände, welche zum Abſchiede einen herzlichen Druck ausgetauſcht, waren erſtarrt und verkrümmt, noch ehe die Morgenſonne ſich glühend aus dem fernen Meere erhob. — — — — Denn noch in dieſer Nacht hatte Albano achtzig Cholerakranke und, ſchreckliche Wahrheit, faſt eben ſo viele Leichen.

Wer iſt im Stande, das namenloſe Entſetzen aller Derer zu fühlen oder zu ſchildern, die in der Nacht er-

weckt wurden durch jammernde Klagen zu ihrer Rechten, zu ihrer Linken, oben und unten, im Nebengemach ihres Schlafzimmers, vor ihrer Kammerthür, in schrecklicher Ungewißheit, welch' furchtbarer Feind nächtlicher Weile über die arme Stadt hereingebrochen sei? und als sie mit dem Grauen des Tages Gewißheit erhielten, war diese Gewißheit der trostlosesten Art. Wer konnte entfliehen, da es an irgendwie genügenden Transportmitteln fehlte, wer vermochte es, bei der Wissenschaft Schutz zu suchen, da fast keine Aerzte da waren, und da es an den nothwendigsten Arzneimitteln, an Allem fehlte? — Am nächsten Tage vergrößerte sich die Anzahl der Kranken und der Todten, die Seuche trat in ihrer furchtbarsten, unerbittlichsten Gestalt auf. Sie erschien fast nur in rasch tödtenden Fällen. Wenige Stunden reichten hin, um einen Gesunden mörderisch zu überfallen und todt hinzustrecken. Alle Häuser schlossen sich, alle Geschäfte stockten. Selbst die nothwendigsten Lebensmittel, selbst Brod, war kaum mehr und ungenügend zu bekommen. Das alles erzeugte in der ersten schrecklichen Ueberraschung eine Alles lähmende Unthätigkeit. Jeder erwartete hülflos den furchtbaren Schlag, der vielleicht vor einer Stunde seinen Freund betroffen, doch es überdauerte diese moralische Erstarrung nicht den ganzen Tag, um alsdann dem fieberhaften Drange, dem verpesteten Orte zu entfliehen, Luft zu machen. Aber wie

entfliehen und wohin? Die Bahnzüge hielten nicht mehr an der unterhalb des Ortes gelegenen Station, ſondern überließen die Stadt ihrem Schickſal; Alles, was an Pferden und Wagen verfügbar war, hatten die Aengſtlichſten und Reichſten ſchon in den erſten Stunden beim Ausbruch der Krankheit mit Beſchlag belegt. Und ſo kam es denn, daß vornehme Leute, Prälaten und höhere Kirchenfürſten, welche im gewöhnlichen Leben ſelten oder nie zu Fuß gingen, den Stab in die Hand nahmen, ja ſich ſelbſt mit den nothwendigſten Habſeligkeiten beluden, um in den nächſtgelegenen Orten, in Caſtel Gandolfo, in Genzano, Nemi, vor Allem aber in dem bis jetzt von jedem Krankheitsfall verſchont gebliebenen, eben ſo reizend als geſund gelegenen Arricia Unterkunft zu ſuchen. Doch hierhin war nicht ſobald die Kunde von den Vorfällen in Albano gedrungen, als ſich die Bewohner zuſammenthaten, Wachen mit geladenen Gewehren aufſtellten und ſo einen ſichern Kordon aufſtellten, bei dem keine Bitte, kein Parlamentiren half, und wo die Unglücklichen, Schutz und Hülfe ſuchend, unter Androhung von Schüſſen zurückgetrieben wurden und man ihnen hiernach die Wahl ließ, nach Albano zurückzukehren oder den weiten Weg nach Rom einzuſchlagen, oder ſich in verlaſſenen Gebäuden, Weinbergshäuſern u. dgl. aufzuhalten und ein paar Tage, bis weitere Hülfe kam, von dem Wenigen zu leben, was die Gemeindebehörden

an Brod und Wein gutwillig außerhalb ihres Kordons niederlegten. Fremde, die arglos in diesen ersten Tagen nach Albano kamen, waren glücklich, mit ihren müden Postpferden unter Bezahlung der drei- bis vierfachen Taxe wieder umkehren zu können; wogegen eine Familie, die aus Neapel in ihrer vorher bestellten Wohnung in Albano eintraf, erst von ihrem Zimmer Besitz genommen hatte, nachdem sich Andere ihrer Pferde schon bemächtigt, und eben im Begriff war, sich zu einem spärlichen Mittagessen niederzusetzen, als sie durch eine lange Reihe von Todten, die vorübergetragen wurden, so auf die schauerlichste Art zu ihrem Entsetzen Kunde erhielt von den Vorfällen in der unglücklichen Stadt. Diese Familie, vornehme und reiche Leute, — denn sie reisten in Begleitung eines Kammerdieners, einer Kammerfrau und zweier italienischer Bedienten, die sie in Neapel angenommen hatten, — bestand aus einem etwas kränklich aussehenden Herrn und einer auffallend schönen, jungen, bleichen Dame, welche aber von Allen am gefaßtesten erschien und ihrem Gemahl dringende Vorstellungen machte gegen die von demselben sogleich beschlossene schleunige Flucht aus dem verpesteten Orte. Doch hatte dieser so gänzlich die Fassung verloren, daß er sich augenblicklich der Leitung eines italienischen Bedienten überließ, welcher, aus Castel Gandolfo gebürtig, dort für seine Unterkunft zu sorgen versprach. Man ließ

das Mittageſſen unberührt, man ließ die ſchweren Reiſekoffer zurück, Herrſchaft und Diener beluden ſich nur mit dem Nothwendigſten, verſchloſſen die Zimmer und flohen, die Schlüſſel mit ſich nehmend, gegen Caſtel Gandolfo. Der Wirth ſowie die übrigen Bewohner des Hauſes achteten kaum auf ſie in der allgemeinen Verwirrung, bei dem Entſetzen, verurſacht durch die niederſchmetternden, ſicher treffenden Schläge des Todes, die nicht Alter, nicht Jugend, nicht Arm, nicht Reich verſchonten, denen ſowohl der Bauer als der wohlhabende Kaufmann und Gutsbeſitzer, reiche Fremde, Herren und Grafen, Fürſten, Prinzen aus königlichem Geblüt, ein Kardinal und eine Königin zum Opfer fielen.

Selbſt in Rom verbreiteten die eingelaufenen Nachrichten ein dumpfes Entſetzen, und die Regierung vermochte nicht mehr auf gewöhnlichem Wege Hülfe zu ſpenden dem ſo ſchrecklich heimgeſuchten Orte, deſſen Aerzte, Apotheker, Todtengräber theils geſtorben, theils geflohen waren.

In dieſen Tagen befand ſich Landerer mißmuthig auf ſeinem Zimmer; denn die Unthätigkeit, in die ihn ſein immer noch geſchwächter Arm verſetzte, brachte ihn in die übelſte Laune; kaum war er im Stande, ſich ſelbſt wieder anzukleiden; aber vergebens hatte er ſchon ein paar Mal verſucht, das ſchwere Gewehr zu handhaben.

Der kleine Horniſt, welcher einige Aufträge für ihn beſorgt hatte, wiſchte ſich den Schweiß von der triefenden

Stirne und ſagte mit ſeinem gewöhnlichen pfiffigen Lächeln: „Ich habe ſchon oft erfahren, daß das, was uns ein Unglück dünkt, häufig zum Heile über uns gekommen iſt.“

„Wenn Du in Deiner Weisheit meinen Zuſtand meinſt,“ erwiederte der junge Zuave barſch, „ſo möchte ich mir darüber eine Aufklärung ausbitten; oder“ — — ſetzte er mit einer unmuthigen Handbewegung hinzu, „ſchweige lieber ſtill, denn ich bin nicht gelaunt, Dummheiten zu hören.“

„Es ſind aber dießmal ganz und gar keine Dummheiten,“ erwiederte der Andere, während er auf eine trübe Stelle des Gewehrlaufes hauchte und dieſe dann eifrig mit dem Aermel polirte. „Es geht etwas vor bei den Zuaven, und wenn ich als geſunder Spielmann gerade nicht mit dabei zu ſein brauchte, würde ich mir im Grunde nicht viel daraus machen.“

„Nun denn, was geht vor, wenn's beliebt?“

„Sämmtliche Kompagnieen ſind beordert, heute Abend mit Sack und Pack feldkriegsmäßig ausgerüſtet vor der Porta San-Giovanni zuſammenzutreten, wobei extra noch an die ſtärkſten Leute Hauen und Schaufeln vertheilt werden.“

„So gilt es einen nächtlichen Schanzenbau?“

„Das weniger; ſo viel ich unter der Hand erfahren habe, und ich erfahre zuweilen etwas unter der Hand,

ſollen die Zuaven auf höheren Befehl für eine Zeit lang nach Albano verlegt werden."

„A — a — a — ah," ſagte Landerer aufmerkſam werdend, „und zu welchem Zweck?"

„Nun, um droben etwas Ordnung zu halten, ſowie um als Krankenwärter, Todtengräber u. dgl. zu dienen. — — — — Habe ich da nicht Recht," fuhr er nach einer Pauſe mit dem frühern pfiffigen Lächeln fort, „wenn ich vorhin ſagte: ein Unglück ſei zuweilen ein Glück für uns? — — Nur Die, welche auf der Krankenliſte ſtehen, bleiben zurück."

„Ah, darin haſt Du recht," verſetzte der junge Zuave, indem ſich ſeine Blicke belebten, „wann ſagſt Du, treten die Kompagnieen zuſammen?"

„Eine Stunde vor Ave Maria."

„So iſt keine Zeit zu verlieren. Komm, hilf mir die Kuppel meines Säbels ſchließen. Haſt Du Alfons nicht geſehen, unſern Unteroffizier?"

„Er war ſoeben drunten im Hofe."

„So reiche mir meine Mütze, die Du unnöthiger Weiſe eingeſchloſſen."

Damit eilte Landerer raſch in den Hof hinab, wo er nicht nur ſeinen Unteroffizier und Freund Alfons traf, ſondern auch die Offiziere der Kompagnie, welche im leiſen Geſpräch mit ernſten Mienen beiſammen ſtanden.

„Iſt es wahr, was ich gehört?"

„Per Bacco, nur zu wahr! Du kannſt Dir gratuliren. Ja, wenn es gegen einen anderen, greifbaren Feind ginge, ſo müßte ich Dich aufrichtig bedauern."

„Nun denn, Herr Unteroffizier," entgegnete der Andere lächelnd, indem er ſeine Hand zu ſoldatiſchem Gruß an die Mütze legte, „da ich mich auf dieſe Art von Ihrem Wohlwollen auf's Neue überzeuge, ſo werden Sie auch nichts dagegen haben, wenn ich mich Ihnen hiermit als geſund, wenigſtens für gewiſſe Dienſtleiſtungen als vollkommen tüchtig melde."

„Geh', Du biſt ein Narr, oder Deines Lebens ganz unnöthiger Weiſe überdrüſſig."

„Wollen mir der Herr Unteroffizier die Erlaubniß geben, mich bei dem Zugführer geſund zu melden?"

„Meinetwegen beim Teufel," verſetzte der Andere, ihm den Rücken drehend.

Der Lieutenant des Zuges nahm die Meldung Landerer's minder ſchroff auf, ja er betrachtete ihn mit einem wohlwollenden Blicke, während er erwiederte: „Ich habe nichts dagegen, daß Sie gerade heute eintreten, doch kommen Sie mit mir zum Kompagniechef, ich werde ihn erſuchen, daß er Sie wegen Ihres beſchädigten Armes als Gefreiter mitgehen läßt. Wir können zu dieſer Expedition beherzte und intelligente Leute brauchen; und was Ihr Gepäck anbelangt, ſo werfen Sie es auf einen der Bagagewagen."

Da der Hauptmann begreiflicher Weiſe nicht das Geringſte einzuwenden hatte gegen die Einſtellung des ihm ſo wohl und vortheilhaft bekannten jungen Zuaven als Gefreiten, ſo meldete er ſich gleich darauf in dieſer Eigenſchaft bei ſeinem Unteroffizier und Freunde, und entgegnete auf deſſen Achſelzucken: „Sei nicht ſo egoiſtiſch und laß mich auch dieſe Gefahr mit Euch theilen," worauf ihm der Andere freundlich die Hand ſchüttelte.

Die Sonne ſchwebte noch eine Spanne breit über die tief dunkle Kuppel von Sankt-Peter, als der Zug, zu dem Landerer gehörte, gegen die Porta San-Giovanni auf demſelben Wege marſchirte, welchen die päpſtlichen Freiwilligen am Abende ihrer Ankunft zum erſten Male gegangen waren. Da war der Monte Cavallo mit ſeiner Fontaine, dann kamen ſie an der Baſilica Santa-Maria Maggiore vorüber, und hier wandte ſich mancher Blick rückwärts und blieb an der finſteren Maſſe des Coloſſeums hängen, die ſo ſcharf gezeichnet auf dem hell leuchtenden Abendhimmel erſchien; betrachtete auch wohl zum letzten Male den Thurm des Kapitols und die ferne Peterskuppel, um dann ſchweigend weiter zu ziehen; wenn man auch gerade keine finſteren Mienen ſah, ſo bemerkte man doch einen ernſten Ausdruck auf manchem Geſicht, welches ſonſt nur heiter dreinzuſchauen pflegte, und es waren gute und ſchlechte Witze, ſowie Scherzreden aller Art ſeltener

als gewöhnlich. Nur der kleine Hornist an der Spitze schien seine gute Laune beibehalten zu haben und sagte zu einem Gefreiten, der dicht hinter ihm ging: „Wenn ich nicht blasen darf, so hätte man mir statt des Hornes lieber einen Pflasterkasten auf den Rücken hängen sollen; da wäre ich doch zu etwas nützlich gewesen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum die Kompagnieen nicht auf dem spanischen Platz zusammentraten, dort von Charette unsere Rede erhielten, welche auch die Römer hätten mit anhören können, und daß wir von da mit klingendem Spiele zum Thore hinausmarschirt wären."

„Raisonnire nicht über Alles, kleiner Rattenfänger," sagte der Unteroffizier Alfons, „wenn man edle Thaten ausübt, wie wir im Begriffe stehen zu thun, so posaunt man das nicht vorher in alle Welt. — Was aber ein paar passende Worte anbelangt," wandte er sich an Landerer, „so werden die Leute sie zu Nutz- und Frommen, hoffe ich, draußen zu hören bekommen."

Da war die Porta San-Giovanni, und auf der Via Appia Nuova, eine kleine Viertelstunde von der Stadtmauer entfernt, befanden sich schon einige Zuavenkompagnieen, andere folgten und bald war das ganze Korps beisammen, eine schöne, gut aussehende Truppe, alle diese jungen Leute in voller Kraft und Gesundheit, und auch selbst jetzt willig und bereit, dem Kommandoworte zu

folgen, — jetzt, wo es nicht galt, einen lebendigen Gegner mit gleichen Waffen zu bekämpfen, sondern wo man fast wehrlos einem furchtbaren, unheimlichen, gespensterhaften Feinde entgegenging.

Soldaten und Unteroffiziere wußten begreiflicher Weise, um was es sich handelte; und jetzt, nachdem sie die Stadt im Rücken hatten, die dunstig heißen Straßen, als sie keinen Leuten mehr begegneten, die sie theils mit erschreckten, theils mit mitleidigen Mienen betrachteten, als sie hinter sich gelassen ihre kleinen Verbindungen der verschiedensten Art, als sie nun hier neben einander standen, Alle mit den gleichen Waffen, Alle mit fast gleichen Gefühlen, Alle gleich fürchtend, gleich hoffend, da war es gerade, als habe sich das schwere Gefühl, welches die Seele jedes Einzelnen belastete, auf Alle gleich vertheilt und damit auch Alle gleich erleichtert; damit kehrte auch die kecke Laune des jugendlichen Uebermuthes wieder, und durch die Reihen flogen Bemerkungen und Witze, selbst den düstern Feind betreffend, die fast als übermüthige Herausforderung klangen in dem Munde von Leuten, die bereit waren, des Todes kalte Hand mit ruhiger Ueberlegung auch in dieser schrecklichen Gestalt zu ergreifen.

Einige gutgewählte, freundliche und wohlmeinende Worte, die Charette, der Kommandant der Zuaven, ein tapferer Mann, an die Truppen richtete, wobei er, seinen

langen blonden Bart ſtreichend, beſonders hervorhob, daß bei dem allerdings ungleichen Kampfe, dem ſie entgegengingen, Offiziere wie Soldaten mehr noch wie bei jedem anderen Gefechte die gleiche Berechtigung hätten, von dem Feinde mit Auszeichnung behandelt zu werden, daß es aber dießmal an ihrem ſchon bewieſenen Muthe nicht genug ſei, daß man Bundesgenoſſen zu Hülfe nehmen müſſe, nämlich Mäßigkeit, Klugheit und Geduld, Freunde, die dießmal verläßlicher ſeien als die Kugeln und das Haubajonnet. Und nun wer rauchen will, ſoll rauchen und ſingen wer mag. „Bataillon, vorwärts, marſch!“

Dahin zog die kleine Kolonne in bequemem Schritt, vor ſich die weite Campagna, ungewiß beleuchtet im Wiederſchein des glühenden Abendhimmels, hinter ſich die immer großartiger werdende Silhouette der ewigen Stadt, prächtig und majeſtätiſch von Oſten nach Weſten über ſeine Hügel hingelagert, eine ungeheure Strecke von Santa-Croce bis hinunter zur Peterskuppel und zu den Gärten, Villen und Pinienwäldern des Janiculus.

Anfangs flog mancher Blick ſeitwärts und vorhin zurück, und wenn hie und da einer der jungen Offiziere ſtehen blieb, um ſeine Cigarre anzuzünden, ſo unterließ er nicht, auf Augenblicke über die kleine bläuliche Rauchwolke hinweg nach der Richtung zu ſchauen, wo der Monte Pincio war, der ſpaniſche Platz und der Corſo.

Und dann wieder munter vorwärts; was für den Soldaten dahinten blieb, hüllte ſich in Nacht und Dunkelheit, vielleicht auch in ewiges Vergeſſen. — Deßhalb vorwärts. — Gab es doch auch hier in der Campagna im Zwielicht des Abends noch immer des Intereſſanten genug, welches betrachtet ſein wollte, an deſſen großartige Vergangenheit man wenigſtens denken konnte, wenn man es in unſichern Umriſſen, rechts und links vom Wege emporragen ſah. So der Bacchustempel mit ſeinem immergrünen Haine, mit der Grotte der Egeria, bei der man ſich jetzt während der Dämmerung Mancherlei hätte denken können, wenn uns die Gelehrten nicht darüber in's Klare geſetzt hätten, daß die Geſchichte von Numa Pompilius und der Nymphe leider nur eine Fabel ſei. Da ragten auch die impoſanten Trümmer des Circus des Caligula empor. Alfons, der neben Landerer ſchritt, ſagte, mit der Spitze des Haubajonnets dorthin weiſend: „Heute macht mir der Anblick jenes Amphitheaters, wo das kaiſerliche Stiefelchen ſeine Menſchen- und Thierhetzen hielt, einen ganz beſonders düſtern Eindruck; wer weiß, wie viele unſerer glorreichen Vorfahren uralter Zeit ebenfalls in dieſer Richtung geführt wurden, um vielleicht beim morgigen Kampfſpiele zur Unterhaltung des Cäſars zu bluten. Morituri te salutant," ſagte der junge, ſonſt ſo lebensluſtige Mann mit einem ſo ahnungsſchweren Ausdrucke in der

Stimme, daß Landerer ihn beſtürzt anblickte, als er hinzuſetzte: „Sind wir vielleicht beſſer daran als Jene?“

„Woher dieſe düſtere Laune?“

„Vielleicht der Ausdruck eines zu plötzlichen Umſchlages aus dem Gegentheile. Ich war nie ſeliger gelaunt als heute Morgen.“

„Hatteſt Du Urſache dazu?“

„Vollgültige; marſchiren wir ein paar Schritte ſeitwärts von der Kolonne; ich habe keine Geheimniſſe vor Dir. Du kennſt meine Verhältniſſe in der Heimat, die mich forttrieben. Ich hatte heute Morgen Briefe von dort; ich kann noch einer der glücklichſten Menſchen unter der Sonne werden, wenn — — doch gleichviel,“ unterbrach er andere, ſeinen Kopf durchkreuzende ſchwerere Gedanken; „wer will mir verbieten, zu hoffen, — ſie iſt frei, — frei, — frei, — ihr Gatte, dem ſie gezwungen die Hand gab, unterlag einer raſch verlaufenen Krankheit, dieſe Felſennatur.“

Nun denn, bei allem anſtändigen Mitgefühl für den Verſtorbenen verſtehe ich doch Deine düſtere Miene nicht.“

„Wie ſchon geſagt, ich war während des ganzen Tages ſelig, unausſprechlich glücklich. Ja bis noch vor einer halben Stunde, wo aus einem Gemäuer an der Straße ein Käuzlein ſchreiend aufflog und dann jener düſtere Spruch plötzlich vor meiner Seele ſtand: ‚Morituri te salutant.‘“

„Nun ja, nun ja. Zu einer ſolchen Ideenverbindung kann der nächtliche Marſch, dort die gewaltigen Trümmer, die finſteren Geſpenſter, welche um unſer Reiſeziel, das arme Albano, ſchweben, das Ihrige beitragen.“

„Ahnungen, mein guter Landerer; — wenn ich auch bis jetzt Allem mit kühlem Blute entgegengegangen bin; aber jetzt da oben zu ſterben, ohne ſie, ohne die Heimat wiedergeſehen zu haben; es wäre hart für mich, — es wäre furchtbar, — es wäre entſetzlich.“ Seine Stimme bebte, während er dieſe Worte ausſtieß, ſo daß Landerer ſich veranlaßt ſah, ihm ſeine Hand auf die Schulter zu legen und in aufmunterndem Tone zu ſagen:

„Sei geſcheidt, Alfons; verjage dieſe traurigen Gedanken, wozu wir Alle das gleiche Recht hätten; denn wie unſer tapferer Kommandeur vorhin ſagte: ‚Jeder von uns hat mehr als je die Chance, vom Tode mit Auszeichnung behandelt zu werden.‘“

„Ja, ja, und nicht einmal im luſtigen Gefecht durch eine daherfliegende Kugel im offenen Feld unter dem ſchönen blauen Himmel. Nein, nein, ſondern vielleicht recht heimlich und verrätheriſch durch eine tückiſche Krankheit.“

„Ha, Grillen.“

„Meinetwegen — Grillen. — Aber da Alles möglich iſt, ſo verſprich mir, in einem gewiſſen Falle ſogleich meine Brieftaſche zu Dir zu nehmen und an die Adreſſe

zu befördern, die Du auf dem ersten Blatte verzeichnet findest."

„Nun denn, zugestanden in dem Falle, der uns Alle treffen kann; doch muß ich Dich in einem ähnlichen Fall um einen Gegendienst bitten. Wichtige Papiere findest Du nicht in meiner Brieftasche, aber die Adresse eines deutschen Professors; und dem schreibst Du: Der junge Zuave, dem er zur Bekanntschaft des trefflichen Pharaonen verholfen — vergiß das nicht —"

„Nein, gewiß nicht —"

„Der junge Zuave, der darauf in Albano u. s. w., sei nicht nur einfach ein Herr Landerer, sondern ein Graf Landerer."

„Ist das Alles?"

„Alles, er wird schon wissen, was er damit zu machen hat. Doch jetzt laß genug sein des grausamen Spiels," fuhr Landerer in heiterem Tone fort, machte ihn alsdann zur Aenderung seiner Gedankenrichtung auf einen dunklen Punkt zur Rechten aufmerksam, vielleicht das Grab der Cäcilia Metella, sowie auch auf Ruinen neuerer und neuester Zeit, an denen sie vorüberschritten, an Trümmerhaufen eines Kastells der Colonna, an niedrigen Landhäusern, verödet und verlassen aussehend mit kahler Umgebung oder zwischen jungen kümmerlichen Cypressen stehend.

„Da wäre Raum genug für ein stilles und bescheidenes Leben," meinte Alfons nachdenklich, „und wer weiß, ob es nicht klüger von uns gewesen wäre, lieber den Spaten in die Hand zu nehmen, als das Gewehr."

Jetzt war die Nacht in ihr volles Recht eingetreten, das letzte Leuchten am Himmel, der letzte Schein in der Campagna erloschen, so daß man rings umher nichts mehr sah, als vielleicht die Bogen des Claudius'schen Aquädukts, die wie eine unabsehbare Reihe finsterer Gestalten dastanden und die kleine Kolonne an sich vorüberziehen ließen. —

Stiller wurde es in den Reihen der letzteren, man sah selten mehr die Glut einer Cigarre, und bald hatten Scherze, Lieder und Unterhaltungen einem tiefen Schweigen Platz gemacht, unter welchem die Zuaven fast lautlos dahin marschirten, bis sie endlich in der Morgendämmerung vor sich Castel Gandolfo sahen mit seiner hohen Kathedrale, deren Kuppel sich schon deutlich abzeichnete auf dem rasch heller und leuchtender werdenden östlichen Himmel.

Am Fuße des Berges, auf dem Albano liegt, machte die Kolonne halt; hier waren die Bagagewagen, und nachdem man die Gewehre zusammengestellt hatte, wurde die Truppe mit einem guten Kaffee erquickt, und wie die aufsteigende Sonne die Schatten der Nacht verjagte, so zerstreute auch ihr freundliches Licht jeden düsteren Gedanken und man bereitete sich vor, allerdings mit ange-

meſſenem Ernſte, aber heiter und wohlgemuth an ſein ſchwieriges Tagewerk zu gehen, welches wir in ſeinen furchtbaren, oft haarſträubenden Einzelnheiten nur ſo weit berühren wollen, als es zum Verlauf unſerer kleinen Geſchichte unumgänglich nothwendig iſt.

Mit der glücklichen Unüberlegtheit, ja mit dem Leichtſinne der Jugend warfen ſich die Zuaven in die Geſchäfte der mannigfaltigſten, meiſt ſchrecklichſten Art, die ihrer in Albano, dieſem Orte des grenzenloſeſten Jammers, harrten, und obgleich man anfänglich die Unerſchrockenheit, mit der ſie ſich ſowohl dem Dienſte der Todten als auch der Kranken und Geſunden widmeten, mit Furcht, Zweifel, ja mit Abſcheu und Mißtrauen betrachtete, ſo dauerte es doch nur kurze Zeit, bis dieſe heldenmäßige Aufopferung nicht nur anerkannt wurde, ſondern auch als gutes Beiſpiel aneiferte. Die Zuaven bemächtigten ſich augenblicklich des ſo nothwendigen, jetzt ganz verlahmten Betriebes nicht nur der ſtädtiſchen Verwaltung, ſondern auch der häuslichen Ordnung. Während eine Sektion die Todten aufſuchte, ſie ſchleunigſt entfernte und begrub, pflegte eine andere in unermüdlicher Sorgfalt und Liebe unter Aufſicht der Aerzte des Bataillons die ſchweren und leichten Kranken, und hatten wieder Andere die Sorge übernommen für Verpflegung der Stadt, für die Herbeiſchaffung von Lebensmitteln, für das Backen genügend friſchen Brodes,

bei welchem einige Zuaven, welche ihres Zeichens Bäcker waren, auf's Bereitwilligſte ſelbſt mit Hand anlegten. Und das alles geſchah in ſo muſterhafter Ordnung, ſo ſtreng geregelt und mit ſo heiterem Willen und gutem Humor, daß dieß auch als gutes Beiſpiel auf's Erfreulichſte auf die Einwohner wirkte, wobei es ein großes Glück zu nennen war, daß gerade die Zuaven, welche ſich auf eben beſchriebene Art ohne Weiteres rückhaltlos der Pflege ſchon Erkrankter widmeten, von der Seuche wunderbar verſchont blieben und faſt gar keinen Verluſt hatten.

Landerer erhielt den Befehl, mit einigen Zuaven, zu denen ſich der kleine Horniſt geſellte, Lokalitäten aufzuſuchen für ſolche Kranke, die aus den Häuſern weggeſchafft werden mußten, und die aufzunehmen bis jetzt Jeder ſich geweigert hatte. In einem Paar der beſten Gaſthöfe gab es Platz genug, da es doch den reichen und vornehmen Reiſenden theils gelungen war, Transportmittel zu ihrem Fortkommen endlich zu erhalten, und weil die Zurückgebliebenen ſich glücklich ſchätzten, jetzt nach Arricia überzuſiedeln, deſſen lächerlicher Sanitätskordon ſogleich bei Ankunft der Zuaven aufgelöst worden war.

Durch das Vertrauen, welches die braven Soldaten mit ihrem furchtloſen Wirken einflößten, ermuthigt, weigerten ſich auch die Gaſthofsbeſitzer nicht länger, ihre Zimmer zur Aufnahme von Kranken zu öffnen, und fand

Landerer Räumlichkeit genug zu ſeiner Verfügung, ja er hätte im Albergo di Europa den ganzen erſten Stock zur Verfügung haben können, wenn dort nicht eine Reihe verſchloſſener Zimmer geweſen wäre, zu denen der Wirth, wie er behauptete, indem er ſich verlegen am Kopfe kratzte, keine Schlüſſel habe.

„Wie ſo, Padrone, keine Schlüſſel?“

„Ja, Signor Sergente, das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte. Die Zimmer waren von Neapel aus für eine ſehr vornehme und ſehr reiche Familie beſtellt. Nur ein Herr und eine Dame, aber große Dienerſchaft, eine Kammerfrau, ein Kammerdiener und noch zwei gewöhnliche Bediente, was, bei der jetzigen Art zu reiſen, ſchon viel ſagen will. Va bene. Sie kamen am erſten Tage des Schreckens, und ich habe ſie gar nicht geſehen, da ich mit tauſend Sorgen anderweitig vollauf zu thun hatte. Meine Tochter Aſſunta führte ſie auf ihre Zimmer und ſorgte dort für ihr Pranzo ſo gut als möglich, bene; als ich eine Stunde ſpäter meinen Reſpekt bezeigen wollte, denn es war eine reiche Familie, die bei der Beſtellung durch ihren corriere vier Wochen vorausbezahlt hatte, finde ich dieſe Thüre verſchloſſen, wie ſie heute noch iſt. Ora, Alles war verſchwunden.“

„Wovon Ihr Euch durch Oeffnen der Thüre überzeugtet?“

„Ja, im Beisein des Brigadiere, der zufällig im Hause war; ich mußte doch sehen, ob da drinnen kein Unglück vorgefallen. Aber wie ich schon gesagt, Alle waren verschwunden, nur die schweren Koffer zurückgeblieben."

„Seltsam, — so öffnen Sie die Zimmer auf meine Verantwortung."

„Und die Koffer, Signor Sergente, so wie die andern Effekten? denn als gewissenhafter Mann ließ ich Alles stehen und liegen, sogar bis auf die gefüllten Weinflaschen."

„Die Sie ebenfalls auf meine Verantwortung nun mit sich fortnehmen können, während wir die anderen Effekten in ein kleines Zimmer zusammenstellen."

„Va bene, siete Padrone."

Es herrschte eine eigenthümlich dumpfe Luft in den verschlossen gewesenen Zimmern, der kleine Hornist öffnete rasch die Fenster, während Landerer die Effekten besichtigte. Es waren schwere, schöne Reisekoffer von gleicher Gestalt, die zu einem Fourgon zu gehören schienen. Alle numerirt, auch etwas leichtes Handgepäck, ein paar zierliche Ledertaschen, einige Bücher und auf einem Nebentischchen ein Schnupftuch.

Landerer nahm das feine Gewebe in die Hand und suchte mit gleichgültiger Miene nach einer Chiffre oder dergleichen; als er diese aber gefunden, nahm sein Gesicht plötzlich den Ausdruck des höchsten Erstaunens, ja unver-

kennbar den des Schreckens an, denn die Chiffre in dem Schnupftuche war ein verſchlungenes C und L mit einer Grafenkrone darüber.

„Wie ſahen der Herr und die Dame aus, die hier in dem Zimmer waren?“ rief er dem wieder eingetretenen Wirthe haſtig entgegen.

„Ich ſah ſie nicht, Signor Sergente. Aber meine Tochter ſagte mir: er ſei ein ziemlich großer, magerer und kränklich ausſehender Herr geweſen, ſie aber —“

„Eine ſchöne, junge, blonde Dame, iſt's nicht ſo?“

„Allerdings, ſo ſagte meine Tochter; ſie habe bleich und traurig ausgeſehen.“

„Um aller Heiligen Willen, wo können ſie hingekommen ſein?“

„Chi lo sa.“

„Könnte ihnen ein Unglück begegnet ſein? könnte ſie die furchtbare Krankheit fern von dieſem Hauſe überfallen haben, hülflos im Freien, vielleicht in einem elenden Weinbergshäuschen? denn in Arricia wurden ſie nicht eingelaſſen — — — o, es wäre entſetzlich.“ — —

„Es ſind wohl Bekannte von Ihnen, Signor Sergente?“ ſagte der Wirth, indem er den jungen Zuaven mit einem ehrerbietigeren Blicke als bisher anſchaute. „O, ſeien Sie unbeſorgt; ſie waren ja zu Fünf. Das Unglück

kann ſie allerdings betroffen haben; aber doch kaum alle Fünf; das wäre ſchwer denkbar."

„O, es wäre an einem Unglück ſchon genug!" rief Landerer ſchaudernd aus. — — Dann ſetzte er, ſich raſch an die Anderen wendend, hinzu: „Hurtig, Leute, macht, daß wir bald fertig werden; es gibt noch Anderes zu beſorgen."

Ja — Anderes, welches ſeine Gedanken ſo völlig in Anſpruch nahm, daß er durch den Ort nach ſeiner Wohnung eilend — das Schnupftuch hatte er auf ſeinem Herzen verborgen — kaum einem der Offiziere Rede ſtand, nicht nur als ihn dieſer um etwas Dienſtliches fragte, ſondern als er hinzuſetzte: „Ihr Freund Alfons hat leider einen Krankheitsanfall, nicht der ſchlimmſten Art, aber man hat ihn doch in das Krankenhaus Nr. 2 gebracht."

Zu jeder anderen Zeit wäre er augenblicklich dorthin geſtürzt; heute aber erfüllte ihn nur Ein Gedanke, ſie aufzufinden, ihr vielleicht in Noth und Jammer beizuſtehen; und er eilte nach ſeiner Wohnung, weil ſich in demſelben Hauſe die Station der Gensdarmerie befand, unermüdliche, mit dem Orte und der Umgebung genau vertraute Leute, welche ſelbſt in dieſer ſchweren Zeit Tag und Nacht unterwegs waren; und hier erhielt er die Auskunft: eine Familie, wie er ſie beſchrieb, befände ſich ſeit vorgeſtern in Caſtel Gandolfo.

Er brauchte keinen Urlaub nachzusuchen, um dorthin zu gehen; denn nicht nur war ein Theil des Zuges, zu welchem er gehörte, dorthin beordert, sondern ein Theil des päpstlichen Schlosses war zur Aufnahme von Kranken bestimmt worden, und die Besichtigung auch dieser Lokalitäten konnte er ohne Weiteres in seinen Geschäftsbereich hineinziehen. Er eilte durch die untere Gallerie, und wie er im Schatten der mächtigen Bäume rasch dahinschritt, spürte er einen lange nicht gefühlten erquickenden Hauch durch die Laubmassen fächeln, einen unendlich wohlthuenden Hauch, den er in vollen Zügen einsog. Es war, als habe sich die Gottheit des Meeres erbarmt und sende einen frischen Seewind den schwer geprüften Orten, vielleicht in dankbarer Erinnerung an längst vergangene Zeiten, wo auf diesen Höhen zahlreiche Tempel standen zur Verherrlichung Poseidon's. Ja, als Landerer gegen Westen blickte, sah er von dort ein feines graues Gewölk schleierartig herüberziehen; er hätte mit erhobenen Händen irgend eine Gottheit anflehen mögen um einen erfrischenden Regen, er fühlte doch selbst sich niedergedrückt wie nie, sowohl durch die anhaltende Trockenheit, als durch ein unerklärliches, beängstigendes Gefühl, welches ihn immer rascher vorwärts trieb.

Dort vor ihm erschienen jetzt die ersten Häuser des kleinen Ortes, und er wollte schon in einem derselben seine

Erkundigungen beginnen, als er mit einem freudigen Erstaunen einen einsamen Wanderer erkannte, der ihm entgegenkam, den deutschen Professor Dr. Bucher. Doch schien derselbe so mit seinen Gedanken beschäftigt, hielt gegen seine sonstige Gewohnheit die Augen so unverwandt auf den Boden geheftet, daß er erst aufschaute, als der junge Zuave dicht vor ihm stand. Dann aber erschrak dieser über das gänzlich veränderte Aussehen des sonst so jovialen, heiter in die Welt blickenden Mannes. Ein tiefer Ernst lag auf seinen blassen Zügen, auf seiner gefurchten Stirn, und als er, den jungen Mann erkennend, ihm langsam die Hand entgegenstreckte, geschah es mit einer tiefbetrübten, beinahe gleichgültigen Miene.

„Um des Himmels willen, Herr Professor," rief Landerer, „was ist mit Ihnen geschehen, warum so düster und niedergeschlagen?"

„Darnach mögen Sie wohl fragen in diesen Tagen des Schreckens — — doch verzeihen Sie mir. Ich hätte meinen lieben Bekannten aus Rom allerdings herzlicher begrüßen sollen, auch als treuen Bundesgenossen und Kollegen; denn das muß man den Zuaven schon nachsagen: Ihr habt Euch über alle Beschreibung wacker gehalten. — — Was hilft aber aller Muth, alle Kunst, alle Aufopferung," setzte er mit feucht gewordenen Blicken hinzu, „wenn es einem nicht gelingt, dem tückischen Tode

gerade die Beute zu entreißen, um die wir gerne gekämpft hätten mit Einsatz des eigenen Lebens?"

„So haben Sie selbst einen Verlust erlitten?"

„Ja, ich selbst," rief er in schmerzlicher Bewegung aus; „aber nicht nur ich allein, die ganze Welt; denn wenn uns in diesen verderbten Zeiten ein so vollkommener Engel verläßt, ein so reines, vollendetes Wesen, so ist das schon ein Verlust, den Jeder zu beklagen Ursache hat. — — Gerade sie — — gerade sie — — o, es ist entsetzlich!"

„Wer — denn — Herr — Pro—fe—ssor?"

„Ich habe mich an sie angeschlossen," klagte der alte Mann, indem er seine rechte Hand vor die Augen drückte, „ich liebte sie, wie man die liebste Tochter liebt. Sie kamen von Neapel, wir hatten uns Rendezvous in Albano gegeben —"

„A — a — a — ah, so — o — o," brachte der junge Zuave mühsam hervor, indem er mit starrem Blicke seitwärts schaute; er hatte nicht den Muth, weiter zu forschen, um eine so entsetzliche Gewißheit zu erlangen; er hätte den Professor am liebsten stehen gelassen und wäre entflohen weit, weit hinweg über die Grenzen dieses Landes als ein Fahnenflüchtiger, um alsdann wieder eingebracht und als Deserteur erschossen zu werden. Das waren wohlthuende Bilder, welche in diesem Augenblicke

durch ſein Gehirn rasten; — — und doch ſchon bei dem Gedanken, den alten Mann, der mit thränenerfülltem Blicke vor ihm ſtand, ſei es auch jetzt nur auf einen Augenblick zu verlaſſen, fuhr er erſchreckt zuſammen und umklammerte mit ſeinen Fingern krampfhaft deſſen Hand. — „So iſt es wahr, ſo iſt keine Täuſchung möglich! — O, Sie haben Recht," rief er in wildem Schmerze ausbrechend, „über einen ſolchen Verluſt ſollte die Welt klagen."

„Hätten Sie ſie erſt gekannt, mein lieber junger Freund!"

„Hätten Sie ſie erſt gekannt," höhnte er ihm zähneknirſchend nach. „Ich habe ſie gekannt, beſſer als Sie, ich habe ſie geliebt — und ich hatte ein Recht, ſie zu lieben — ehe ſie jenes Anderen Weib wurde."

„Herr Landerer!! —"

„Landerer, — ja — ſagen Sie: Graf Landerer und glauben Sie nicht, daß es Eitelkeit iſt, die mich veranlaßt, dieß abgelegte Wort hervorzuſuchen. — — Betrachten Sie mich als Verwandten des Hauſes, als Jemanden, der ein Recht hat, an ihrer Leiche niederzuknieen. Um Alles, was Ihnen heilig iſt, kommen Sie, — eilen Sie — führen Sie mich zu ihr!"

Er zog den alten Mann haſtig mit ſich fort, blieb aber dann plötzlich mit der Frage ſtehen: — „Und er?"

„Er war, als ich fortging, im Begriffe, dem Orte des Schreckens zu entfliehen," ſagte Dr. Bucher achſelzuckend; „er fühlte ein unüberwindliches Grauen vor ſeiner Gattin, vor dieſem heimgegangenen Engel. Und Sie werden ſehen," ſetzte der alte Mann laut weinend hinzu, „ob es ein lieblicheres Bild des Todes gibt — — wenn man neben ihrer Leiche aufwärts blickt, ſieht man den Schmetterling mit goldnen Flügeln über ihrer weißen Stirne ſchweben."

„‚Amen, Amen,' wie ſie mir in jener Nacht geſagt, als ich auf Nimmerwiederſehen von ihr Abſchied nahm."

„Vor ihr ein Grauen zu empfinden, — es gibt nichts Kleinlicheres, nichts Herzloſeres. „Sie, welche rauh zerſtörend anzurühren ſelbſt dieſe gierige, abſcheuliche Krankheit nicht gewagt. — Hier iſt das kleine Haus, in welchem ſie liegt; und dort," fügte er in verächtlichem Tone bei, „ſteht der beſpannte Wagen des Herrn Grafen."

„Gott ſei Dank, daß er geht," ſeufzte der junge Zuave aus dem tiefſten Grunde ſeines Herzens; „und doch möchte ich ihm noch einmal in dieſem Leben ganz zufällig begegnen," — — ein Wunſch, der ihm im nächſten Augenblicke erfüllt werden ſollte.

„Ich zwinge Sie gewiß nicht, Madame Bertrand," tönte eine unangenehme, heiſere Stimme aus dem engen Flur des kleinen Hauſes hervor. „Wenn Sie durchaus

da bleiben wollen, meinethalben; ich laſſe Ihnen den Andrea zurück, er wird Sie, wenn Alles vorüber iſt, nach Rom geleiten. Dort finden Sie mich in den Iſole Britanniche. Halten Sie ſich aber nicht länger auf, als nothwendig iſt, denn es drängt mich, nach Florenz zu kommen." Damit trat Der, welcher ſo geſprochen, vor die Thüre, Graf Landerer, den wir vom Saintonge her kennen. Seine Miene war nicht kränker als damals, ja im Gegentheile, er ſchien ruhiger zu athmen und die fieberhafte Röthe auf ſeinen Wangen war einer geſünderen Farbe gewichen, — — erſchien aber jetzt mit einem Male von einer tiefen Bläſſe überzogen, während er die dünnen Lippen feſt auf einander preßte. — — „Ach, Du biſt es!"

Dieſe Worte galten dem jungen Zuaven, der an der Seite des Doktors ſtehend, ſeinen Vetter nach ſo langen Jahren der Trennung ruhig und kopfnickend betrachtete.

„Ja, ich bin es — und Du biſt es und wir Beide ſind uns, ſo ſcheint mir, im Aeußern wie im Innern ziemlich gleich geblieben."

Ein unmuthiger, häßlicher Zug zuckte um das eingefallene Geſicht des Anderen; und es war ein böſer Blick, der raſch, wie ein Blitz, über die jugendlich kräftige Geſtalt des Zuaven flog. Doch warf er den Kopf trotzig in die Höhe und wollte ohne ein Wort der Entgegnung die

Schwelle überschreiten. „Halt — einen Augenblick," sagte der Andere, den Arm leicht ausstreckend, „laß mich mein Lob über Deine Unveränderlichkeit vollenden. Dem Unglücke, dem Jammer wendest Du theilnahmlos den Rücken, eine zertretene Blume, deren Duft Dich einstens entzückt, ist Dir werthlos geworden. Dich schreckt die Gestalt des Todes, der so unerbittlich in Dein Haus gegriffen, nicht in Dein Herz, und mit diesem kalten Herzen eilst Du triumphirend von dieser Stätte, froh, daß wenigstens Du glücklicher gewesen, als Du verdienst. Aber, was Dir davon nachfolgt über Länder und Meere, nachdem Du mich hier gesehen, im Begriffe, an ihrer Leiche zu wachen, daran denkst Du nicht."

„Pah, Unsinn! Ich kenne Deine hohen Redensarten."

„Du hörst sie zum letzten Male; aber zum ersten Male meine Verwünschungen, meinen Fluch über Dich, der mein Lebensglück verrätherisch vernichtet, und dann das reine Herz eines Wesens, dessen Du nie würdig warst, freventlich gebrochen. Ja, sie starb nicht an jener furchtbaren Krankheit, sie starb aufgerieben von Kummer und Seelenschmerz; sie, die Du durch Verrath und Lüge erschlichen; sie, die mich geliebt."

Darauf wandte er sich mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes gegen das Haus, während der Andere mit einem Blick des Hasses, aber auch der Furcht, rasch an

ſeinen Wagen trat, deſſen Davonrollen man nach einigen Minuten vernahm.

Nur der junge Zuave hörte nichts davon; denn während ſein Verwandter trotz alledem mit Hoffnungen auf eine angenehme, ja heitere Zukunft dieſen Ort des Schreckens für ihn verließ, kniete er neben einem ärmlichen Bette, auf welchem ſie ruhte mit geſchloſſenen Augen, die lieblichen Züge übergoſſen von unausſprechlichem Seelenfrieden.

Nach einer langen, langen Zeit erhob ſich Landerer wieder, drückte einen Kuß auf ihre Stirn und nahm dann das Taſchentuch, welches er auf ſeiner Bruſt verwahrte, breitete es auf einen Augenblick über ihr Geſicht und als dann ihre ſchönen Züge durch das feine Gewebe ſichtbar waren, ſagte er mit von Thränen funkelnden Augen: „Für mich verwirklicht ſich das Wunder der heiligen Veronika.“

„Amen!“ flüſterte der alte Profeſſor, verdunkelte das Zimmer, indem er die groben Holzläden ſchloß, und zog alsdann Landerer ſanft mit ſich fort.

Unter der geöffneten Thüre des Zimmers ſtand der kleine Horniſt, der von dem Anblicke, der ſich ihm bot, athemlos vom raſchen Laufe, lautlos feſtgebannt ſtehen geblieben war und der, den Moment zartfühlend begreifend, den Beiden ſchweigend folgte, bis vor das Haus, bis vor

den Ort, und dann erſt mit leiſer Stimme ſagte: „Man hat mich zu Ihnen hinausgeſchickt; denn Ihr Freund, der Unteroffizier Alfons —“

„— — iſt einem zweiten Anfalle der Krankheit unterlegen,“ antwortete Landerer mit großer Ruhe. „O, ich kann mir das denken, ſolche Ahnungen trügen ſelten. O, wie er glücklich iſt!“

Es war Dr. Bucher, der auf dieſe Nachricht hin ihn zum raſcheren Gehen antreiben mußte; denn von Minute zu Minute blieb Landerer ſtehen, rückwärts nach Caſtel Gandolfo ſchauend oder mit finſteren Blicken zum Himmel empor, der ſich jetzt grau überzogen hatte und einzelne ſchwere Regentropfen niederfallen ließ. Dann murmelte er: „Zu ſpät, zu ſpät.“

„Allerdings zu ſpät,“ ſagte der alte Profeſſor, „wenn ich an unſere Lieben, an unſere Freunde denke; aber immer noch früh genug zum Heile für viele Andere.“

„— — Was kümmert mich die ganze Welt, ſo von Verluſt zu Verluſt ſchreitend!“

Jetzt waren ſie in Albano, jetzt traten ſie in das Krankenhaus Nr. 2, auch hier zu ſpät, wie ſich Dr. Bucher überzeugte, nachdem er einen Blick auf Alfons geworfen, und Landerer, nachdem er die kalte Hand ſeines Freundes erfaßt und mit ſeinen Thränen benetzt. Dann ließ er ſich die Brieftaſche des Verſtorbenen einhändigen und that

mit derſelben nach dem Wunſche ſeines Freundes, nachdem er neben dem Lager deſſelben ein paar flüchtige Zeilen in dieſelbe geſchrieben, dann das Ganze nochmals mit einer Umhüllung verſehen und zartſinnig an den Bruder des Verſtorbenen adreſſirt hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wie hatte der Regen, der den ganzen Tag und die ganze Nacht fortgedauert, die lechzende Erde erquickt und erfriſcht, und von wie wohlthätiger Wirkung war dieſe Aenderung der Atmoſphäre für faſt alle Erkrankten! Wie hoffend athmeten ſie kühlere Luft ein, mit wie ganz anderen Gefühlen horchten ſie heute dem tiefen Tone der Glocken, unter deren Schalle ſich eine Kompagnie der Zuaven im gleichen Schritt und Tritt unter dumpfem Trommelwirbel nach dem Begräbnißplatze von Albano begab, um dort ihrem Kameraden die letzte militäriſche Ehre zu erweiſen!

„Wenn er auch nicht im Gefecht durch eine Kugel gefallen iſt, ſo ſtarb er doch im Kampfe auf dem Felde der Ehre,“ waren die letzten Worte ſeines Kommandeurs, ehe er über dem geſchloſſenen Grabe die drei üblichen Gewehrſalven geben ließ. —

— — — Und dann, obgleich Alles hiemit zu Ende war, verließ doch keiner der Zuaven ſogleich den Platz, ſondern alle Offiziere und Soldaten ſchaarten ſich ohne

Kommando lautlos um ein anderes Grab, einem ihrer Kameraden folgend, der dort einem alten Manne beide Hände reichte und darauf ein paar Worte zu einer schwarz verschleierten, weinenden Frau sprach. Aus diesen Beiden hatte die ganze Begleitung der jungen, schönen, reichen Gräfin Camilla Landerer bestanden, wurde aber auf einmal so stattlich vermehrt durch hundert mitfühlende Herzen, welche Kunde erhalten von dem doppelten Verluste, der Landerer getroffen, die dabei an so Manches dachten, an die Lieben in der Heimat, an die Vergangenheit, an die Zukunft, und wobei man manches düstere Auge bemerkte, manchen umflorten Blick, als nun unter einem Hügel von Blumen die lieblichste, reinste Blüte von allen in die Tiefe der Erde hinabsank.

Dr. Bucher blieb noch eine Zeitlang in Albano, in den Krankenhäusern helfend, wo er konnte, und seinen jungen Freund tröstend, den er endlich, als er den Ort verließ, dringend aufforderte, ihm, sobald Landerer hier seine militärischen Verpflichtungen mit Ehren lösen könne, in die Heimat zu folgen.

„Ja" — hatte der junge Zuave darauf mit trübem Lächeln geantwortet: „nach irgend einer Heimat."

War es nun im Einverständnisse oder als Vermächtniß des guten deutschen Professors, daß der kleine Hornist, als die Zuaven, mit Ruhm bedeckt, wieder in Rom ein-

gezogen waren, unter der herzlichen Begrüßung einer ihnen vordem so feindlich gesinnten Bevölkerung, auf alle mögliche Art in dem Herzen Landerer's die Liebe zur Heimat zu erwärmen oder wieder zu erwecken strebte; genug, er gestand häufig, daß er es als eine schwere Enttäuschung empfinde, dem kriegerischen Lorbeer nachgestrebt zu haben, und daß er mit einer unaussprechlichen Sehnsucht aus der ewigen Stadt an seine kleinen deutschen spießbürgerlichen Verhältnisse denke; ja, daß ihm die Tage verschmähter Liebe, die er dort verlebt, jetzt im rosigsten Lichte erschienen, und daß er es als eine große Gnade ansehen würde, wenn er wieder dazu käme, auf dem Schneidertische zu sitzen, um dort allerdings mit großer Ueberwindung selbst für die Nachkommen seiner ehemaligen Geliebten und des siegreichen Lieutenants Röcke und Höschen zu nähen.

Landerer hörte das mit einem trüben Lächeln an, stimmte auch wohl den Phantasieen des kleinen Schneiders bei, nicht aber ohne hinzuzufügen: „Nach erhaltener Feuertaufe sind wir als brave Soldaten berechtigt, erst an das — und Anderes zu denken."

Und diese Feuertaufe ließ denn auch nicht gar zu lange auf sich warten: — — Die Tage von Monte Rotondo und Mentana, wo sich der kleine Spielmann eine tüchtige Schramme und eine hübsche Medaille erwarb und wo Landerer sich so auszeichnete, daß er zum Offizier

vorgeſchlagen wurde, dieß aber dankend ablehnte und ſeinen Abſchied nahm. Letzteres that auch der kleine Horniſt und ging, von ſeinem großmüthigen Freunde reich beſchenkt, nach der Heimat zurück, — ihm voraus, wie Landerer ſagte, welcher darauf aus dem Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten ſowie aus Rom ſpurlos verſchwand.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Was die beiden Gräber auf dem Kirchhofe zu Albano anbelangt, ſo werden ſie mit ihren zierlichen Eiſengittern, die einen immer friſchen Blumenſchmuck umſchließen, auf's Sorgfältigſte gepflegt und erhalten, und zwar unter Aufſicht des benachbarten Franziskanerkloſters zu Palazzuolo, von wo ein junger Mönch eigens dazu auserwählt ſcheint; denn man ſieht dieſen oft ſtundenlang bei denſelben beſchäftigt oder in tiefes Sinnen verſunken, die benachbarten hohen Eichen der Gallerieen betrachtend, deren flüſternde Wipfel ihm von vergangenen Tagen, von entſchwundenen Freuden und Leiden erzählen.

Feuerwerker Wortmann

und andere

Soldatengeschichten

von

F. W. Hackländer.

Mit 134 Illustrationen

von

Emil Rumpf.

Stuttgart.
Verlag von Carl Krabbe.
1884.

[illegible]

[illegible]

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

[illegible]

Feuerwerker Wortmann.

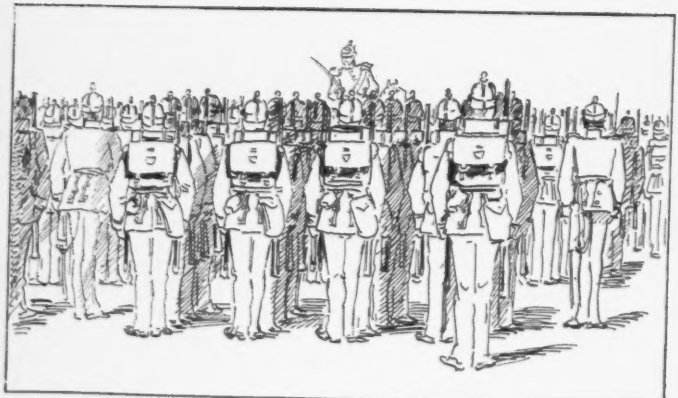
1.

aß ich geboren wurde, wird mir der geneigte Leſer hoffentlich auf's Wort glauben; ich kann für mein Daſein die beſten Beweiſe beibringen, und laſſe mir kein Haar von meiner Exiſtenz wegdiſputiren. Wenn bei meiner Geburt auch keine Zeichen und Wunder geſchahen, wenn dieſelbe weder durch Glockengeläute, Kanonendonner, Illuminationen noch ſonſtige Feſtlichkeiten und Gratulationen gefeiert wurde, ſo war ſie doch von Ereigniſſen begleitet, welche ziemlich bemerkenswerth waren für das Haupt der Familie. Dieſe Würde behauptete damals mein Vater, Friedrich Wilhelm Wortmann, oder wie er in der Brigadeliſte hieß, Wortmann III. Doch braucht man deßhalb nicht an eine fürſtliche Abkunft zu glauben; mein Vater hieß einfach Wortmann III., weil es einen Unteroffizier Wortmann I. und II. gab.

Mein Vater war Unteroffizier in der 6. Fußkompagnie der 8. Artillerie-Brigade, hatte bereits ſieben Jahre gedient, und deßhalb die ſilberne Schnalle, die er am blauen Bande auf der Bruſt trug; ferner hatte er eine Frau, und bereits zwei Töchter von fünf und ſechs Jahren, als ich Miene machte in der Welt zu erſcheinen.

Meine Mutter war Marketenderin der 6. Kompagnie; man muß aber deßhalb nicht meinen, daß ſie in Friedenszeiten mit einem Schnapsfläſchchen herumgezogen wäre; bei ausbrechendem Kriege würde ſie ſich vielleicht auch dazu verſtanden haben, vorderhand aber hielt ſie eine „Reſtauration“ in der Kaſerne. Dies Wort hatte mein Vater auf die Thüre unſerer Wohnung geſchrieben, ein einziges großes Gemach, wo in einer Ecke die Familie Wortmann hinter einem rothkarrirten Vorhange ſchlief, der größte Theil aber dem oben genannten Geſchäft gewidmet war. Im Hintergrund befand ſich ein kleiner Schrank, deſſen unterer Theil die feſteren Nahrungsmittel enthielt, als Brod, Wurſt und Schinken, oben hatte er eine Art Etagère, wo angenehme Flüſſigkeiten, als Magen- und Eheſtandsbitter, Kornbranntwein, Kümmel und Pomeranzen ſtand, womit der Soldat, ſo lange er Geld hat, ſein zweites Frühſtück zu beträufeln pflegt. Gegenüber befand ſich ein großer Kochofen und nicht weit davon ein langer Tiſch für wenigſtens zwanzig Gäſte; denn meine Mutter gab um 12 Uhr Table d'Hôte, das Couvert ohne Wein zu 18 Pfennige, Abends aber wurde nach der Karte geſpeiſt. Daß an der Wand unſeres Wohnzimmers das Portrait Sr. Majeſtät des Königs nicht fehlte, wenigſtens ein höchſt ſonderbarer Kopf, der als Unterſchrift beſagten hohen Namen trug, brauchte ich eigentlich nicht zu erwähnen.

An jenem Tage nun, wo ich mich anſchickte, in der Welt zu erſcheinen, war Abtheilungsparade vor einem neu avancirten Major. Zu der Reſtauration mußte deßhalb der Kaffee ſchon in aller Frühe fertig ſein und daher meine Mutter ſehr zeitig aufſtehen. Doch

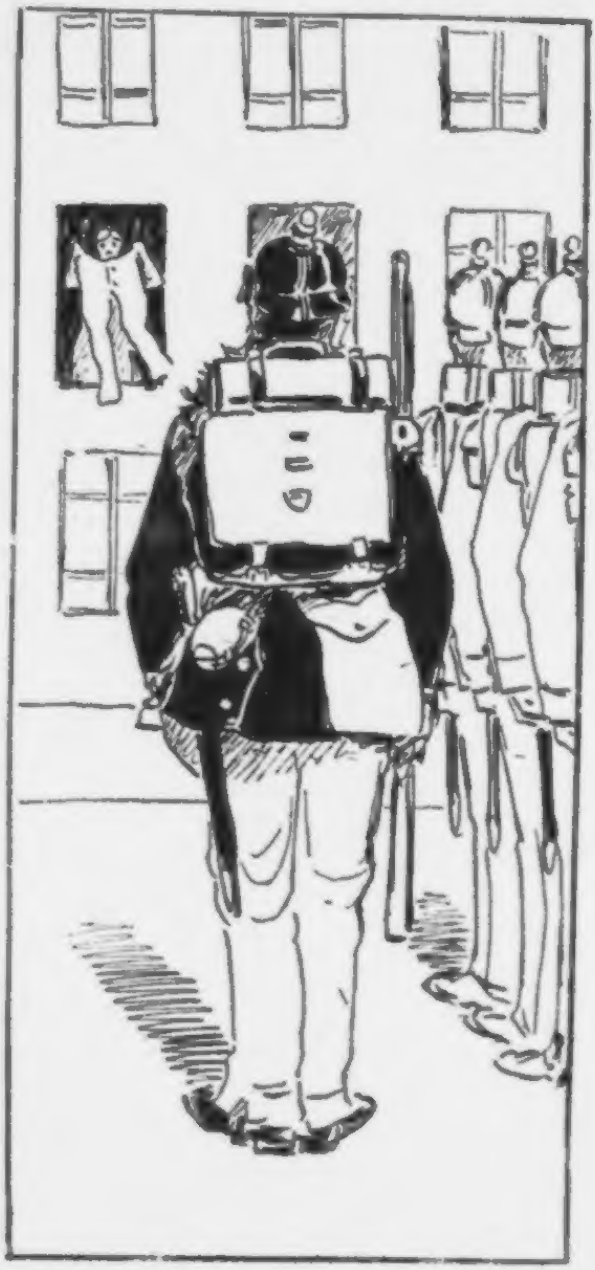


beſorgte ſie ihre Geſchäfte wie bisher; nur als ſie fertig war, als der letzte Mann ſein Frühſtück eingenommen hatte, als das Horn zum Heraustreten durch die Gänge lärmte, ſetzte ſie ſich auf eine kleine Bank, die neben dem Bette ſtand, faltete die Hände und ſagte zu unſerer Magd, Babett, während ſie an den Himmel ſchaute — Babett ſpülte gerade die Taſſen —: „Ich will Ihr was ſagen, mir wird's ganz krämpfig und wuſelig; ſpring' Sie doch hinüber und hol die Frau Hammer." Das Alles habe ich natürlicherweiſe nur aus Traditionen, ſowie auch, daß die mich ſpeziell betreffende Sache einen höchſt ungefährlichen und natürlichen Verlauf nahm. Etwas Eigenthümliches bezeichnet übrigens noch meinen Eintritt in die Welt; als Madame Hammer nämlich droben beſchäftigt war, rief die Wache drunten: heraus! Die Muſik dröhnte rauſchend im engen Kaſernenhofe, und unter unſerem Fenſter ſagte ein Unteroffizier der Kompagnie: „Jetzt kommt der Major." — — Damit trat ich in die Welt.

Nun hatte mein Vater auch von jeher den ſehnlichſten Wunſch gehabt, einen Sohn zu beſitzen. Seine beiden Mädchen hatte er ſehr lieb, doch zupfte er ſie oft an den langen Zöpfen und ſagte ſeufzend: „Wenn mir nur eine von euch den Gefallen gethan hätte, und wäre als Bube auf die Welt gekommen." Der Wunſch meines Vaters war nun alſo in Erfüllung gegangen, und auch meine Mutter war nicht wenig entzückt darüber. Ja, ſie ſah recht gläubig der alten Frau Hammer zu, als dieſe ihren Kalender hervorzog, Datum, Stunde und Himmelszeichen nachſah und befriedigt mit dem Kopfe nickte. „Der Junge," ſagte ſie, „iſt ein Schlaukopf, und hat ſich eine gute Zeit erwählt. Glaub' Sie mir, Frau Wortmann, daß ſie ihn draußen mit Muſik empfingen, und daß der Unteroffizier im gleichen Augenblicke ſagte: da kommt der Major! das hat was zu bedeuten; dem Buben können die Epauletten nicht fehlen." — „Geb' es Gott," ſeufzte meine Mutter, worauf ſie die Augen ſchloß und in eine gelinde Ohnmacht verfiel.

Babett aber hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Verſuch zu machen, meinen Vater ſchon während der Parade auf eine ſchickliche Art von ſeinem Glück und meiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen. Zuerſt trat ſie an's Fenſter und blickte in den Hof hinab, wo das Militär in Reih' und Glied aufgeſtellt war. Wohl ſah

ſie meinen Vater, doch hatte er auf Kommando die Augen rechts gewendet, und nichts wäre im Stande geweſen, ihn ohne Befehl geradeaus ſehen zu laſſen. Endlich aber kam dieſer Befehl, worauf mein Vater einen Augenblick flüchtig nach dem Fenſter ſeiner Wohnung blickte. Babett wollte ihm nun telegraphiren, meine Mutter habe ſich niedergelegt, zu welchem Ende ſie den Kopf in die Hand legte und die Augen ſchloß. Ob das nun mein Vater verſtanden, weiß ich nicht, die Magd nahm es aber an, und um hierauf das Geſchlecht des Neugeborenen näher zu bezeichnen, hob ſie ein Paar alte Hoſen meines Vaters an dem Fenſter in die Höhe. Dies Zeichen aber verſtand er gar nicht, vielmehr ſchien er zu glauben, er habe ſtatt ſeiner Paradebeinkleider ein Paar andere angezogen, und blickte deßhalb erſchrocken auf ſeinen Anzug nieder, was ihm vom zugführenden Lieutenant einen gelinden Verweis eintrug.



Hätte ſich Babett mit ihrem Telegraphiren begnügt, ſo wäre es dabei wohl geblieben; da ſie ſich nun aber einmal in den Kopf geſetzt hatte, ihrem Herrn die Nachricht von meinem Erſcheinen und ſeinem Glück ohne Verzug zu melden, ſo eilte ſie in den Kaſernenhof hinab, ſchlich ſich um die Front herum, und zupfte den kleinen Horniſten, der hinter meinem Vater ſtand, am Rockſchoß, ihm die wichtige Nachricht zuflüſternd. Der kleine Horniſt hatte hierauf nichts Eiligeres zu thun, als ſich ſeinem Unteroffizier zu nähern und ihm leiſe zu ſagen: die Frau Unteroffizier droben habe ſoeben ein Kind gekriegt, und es ſei ein Bube. Nun gibt es aber ſelbſt im Leben eines königlichen Unteroffiziers Augenblicke, wo alle Bande der Subordination nicht im Stande ſind, einen Ausruf des Schreckens oder der Freude zu unterdrücken. Dem Unteroffizier Wortmann ging es gerade ſo, und durch die feierliche Stille, die gewöhnlich bei dem großen Moment herrſcht, wenn der inſpicirende Offizier Montur, Lederzeug und Waffen unterſucht, vernahm man plötzlich den ziemlich lauten Ruf: „Himmelſakerment! das iſt ein Vergnügen.“

Der kleine Horniſt prallte erſchreckt zurück, und mein Vater, ſich ſeines Verbrechens klar bewußt, ſtand wie eine Bildſäule, ohne ferner eine Muskel des Geſichts zu rühren. Während der Parade

wurde der ungeheure Frevel nicht geahndet, als aber der Major die Kaserne verlassen hatte, als die Kompagnie meines Vaters, welche die Wache zu geben hatte, noch allein drunten stand, trat der Hauptmann vor die Front, legte beide Hände über die Stelle seines Körpers zusammen, wo er einen Bauch hätte haben können, riß die Nasenlöcher auf, wobei sich sein struppiger Bart drohend in die Höhe kehrte, und sagte mit einem Blick himmelwärts: „So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Unteroffizier Wortmann, ist Er denn rein des Teufels?“ Mein Vater wollte sich entschuldigen, doch fuhr der Hauptmann zornig fort: „Halten Sie gefälligst Ihr Maul, Herrrr Unteroffizier Wortmann! Ich sehe Ihrem ganzen Habitus an, Sie haben heute Morgen wieder einmal zu stark gefrühstückt. Bei einer Parade vor dem Herrn Oberstwachtmeister mit „Himmelsakerment“ dreinfahren! Ist so was in der ganzen Weltgeschichte erhört? Sehen Sie, meine Herren,“ sprach er leiser zu den Offizieren, die ihn schaudernd umstanden, „das hätte man zu meiner Zeit thun sollen. Da hätte mein ehemaliger Hauptmann so einen Mann augenblicklich aus dem Glied nehmen und hätte ihm vor der ganzen Kompagnie plein pouvoir geben lassen. Es ist nicht meine Schuld, daß sich die Zeiten geändert. — Herr Lieutenant v. Schwenkenberg,“ fuhr er darauf lauter fort, „der Unteroffizier gehört zu Ihrem Zuge, strafen Sie ihn, damit er sich nicht mehr unterſteht, die feierliche Stille einer Parade zu unterbrechen. — Ich sage Ihnen, plein pouvoir hätte er gekriegt.“ Damit fuhr er zum Kasernenhofe hinaus, begleitet vom ersten Lieutenant der Kompagnie. — Er war ein heftiger Mann, der Kapitän, hätte seinem Dienstalter

nach ſchon längſt Major ſein können, und war deßhalb, ſo oft ein neuer Vorgeſetzter erſchien, von der allerſchlechteſten Laune.

Einen ſtarken Gegenſatz zu ihm bildete der Zugführer, Lieutenant v. Schwenkenberg. Es war das ein langer, ſchlotteriger Offizier, dem der Schneider keine Uniform eng genug machen konnte; jeder Rock hing in verdrießlichen Falten von ſeinen Schultern herab wie von einem Kleiderſtänder, und dazu war keine Halsbinde ſo hoch, um ſeinen Hals gehörig zu bedecken, was der ganzen Figur wenig Soldatiſches gab. Seinen Degen trug er ſo locker, daß die Spitze der Scheide beſtändig mit ſeinen Stiefelabſätzen zuſammenſchlug, wozu auch ſein Gang nicht wenig beitrug; denn er ſchwankte wie eine lange Signalſtange bei ſtarkem Winde. Seine Redeweiſe paßte übrigens vortrefflich zu ſeinem Aeußern, er ſprach ſo langſam und ſchleppend wie möglich, und um ſie ſchriftlich richtig auszudrücken, hätte man zwiſchen jedes Wort einen Gedankenſtrich ſetzen müſſen.

„Na, — Sie haben es gehört, Unteroffizier Wortmann," ſagte er, „wenn ich — auch freilich — nicht ſo ſehr — von der Heiligkeit — einer Parade überzeugt bin, — wie der Herr Hauptmann, — ſo begreife ich — doch nicht, wie es einem — gedienten Unteroffizier — einfallen kann, während des Stillſtehens — laut zu ſprechen. — Was haben Sie eigentlich geſagt?"

Mein Vater wollte etwas erwiedern, doch unterbrach ihn der Lieutenant, indem er fortfuhr: „Nun ja, Sie haben geſakermentert — das kann in der Welt ſchon vorkommen, — ſelbſt im Gliede denkt man zuweilen ſo etwas, — wenn es lange dauert, — wenn Einen der Schuh drückt — oder ein Floh ſticht, — — ich kenne das, aber laut werden darf man es nicht laſſen. Und wer

es doch — laut werden läßt, — der verdient Strafe. — Sie haben das gethan, — und ich kann nicht weniger thun, — als Ihnen dafür eine — Strafwache zu geben. Beziehen Sie also sogleich die Kasernenwache, und damit Punktum. — Aus einander treten! — in die Kaserne."

So feierte denn mein Vater meinen Eintritt in die Welt mit einer Strafwache, woran ich die unschuldige Ursache war. Dabei hatte der Unteroffizier Wortmann auch noch so viel Pflichtgefühl, daß er vom Kasernenhofe direkt in die Wachtstube ging; den kleinen Hornisten schickte er hinauf, ließ meiner Mutter vermelden, was sich zugetragen, und bat zu gleicher Zeit, ihm den Neugeborenen, wenn es thunlich sei, später auf ein paar Augenblicke herunter zu bringen.

Unterdessen hatte Babett einen Zettel an die Stubenthüre geklebt, auf welchem zu lesen stand, es werde heute kein Mittagstisch gehalten, zum Abend aber gebe es Kartoffeln mit Speckfauce. Gegen 3 Uhr desselbigen Tages wurde ich denn, dem Befehl meines Vaters gemäß, hinunter in die Wachtstube getragen. Glücklicherweise war es ein warmer Maitag, auch hatte mich Madame Hammer tüchtig eingewickelt. In der Wachtstube drunten qualmte ein ziemlich schlechter Tabak, doch hustete ich nicht im Geringsten, was mein Vater als eine gute Vorbedeutung nahm, daß ich später etwas Tüchtiges werde ertragen können. Man legte mich auf den Tisch, schob mir das Ende eines der Wachtmäntel unter den Kopf, und dann wurde ich von sämmtlichen Anwesenden nach Gebühr betrachtet und gelobt. Madame Hammer versäumte nicht, meinen Eintritt in die Welt unter rauschenden Musikklängen gehörig zu schildern, und als sie erzählte, Unteroffizier Kübeck habe in diesem Augenblicke gerufen: dort kommt der Major! so rieb sich mein Vater vergnügt die Hände, und der Kompagnieschneider, ein etwas liederliches Subjekt, welcher ebenfalls eine Strafwache hatte, meinte,

es könne nicht ausbleiben, aus mir müsse einmal was Großes werden. Den Soldaten gefiel das ebenfalls absonderlich gut, und wie oft kleine Ursachen Schuld daran sind, daß man einen Beinamen erhält, der einem Zeitlebens bleibt, so nannten sie mich Wortmann's Major oder auch schlechtweg den Major, unter welchem Namen ich bald in der ganzen Kaserne bekannt wurde. Unmöglich kann ich hierbei übergehen, daß dieser Beiname später zu sonderbaren

Verwechslungen häufig Veranlassung gab, und zuweilen einem unschuldigen Soldaten einen strengen Verweis, wenn nicht eine Strafe eintrug. Der Hauptmann hatte gut verbieten, mich nicht mit dem Namen des Vorgesetzten zu benennen; dies Verbot wirkte gerade entgegengesetzt, und man konnte häufig hören, der Major sei ein ganz nichtsnutziger Kerl, und er habe z. B. in Nr. 24 eine Fensterscheibe eingestoßen. Das Schlimmste aber passirte einem armen Rekruten. Ich war damals drei Jahre alt, und da Noth kein Gebot kennt, ich auch den Unterschied zwischen einem gewissen Orte und der Kasernentreppe noch nicht vollkommen zu würdigen verstand, so passirte mir eines Tages auf letzterer etwas Menschliches, wenige Augenblicke vorher, als der Hauptmann dieselbe betrat. Natürlich war sein Zorn über alle Beschreibung. Der unglückliche Treppenkalfakter

du jour — ſo hieß der Mann, welcher reinigen mußte, — wurde augenblicklich citirt, der Hauptmann ſchrie ihn nach ſeiner gewohnten Weiſe an, worauf Jener in großer Verlegenheit erwiederte: das werde wahrſcheinlich der Major wieder einmal gethan haben. — Ein kleiner Arreſt war ſein Loos.

Der Tag meiner Geburt ſollte übrigens für meinen Vater noch recht unangenehm werden. Als ich in der Wachtſtube auf dem Tiſche lag und betrachtet wurde, führte das Unglück abermals den Hauptmann in die Kaſerne; vielleicht hätte er nichts Unrechtes bemerkt, doch fing ich in dem Augenblicke, als er an der Wachtſtubenthür vorbeiſchritt, mörderiſch an zu ſchreien, weßhalb er eintrat, mit zuſammengeſchlagenen Händen die Entweihung des Lokals gewahr wurde, und meinem armen Vater einen vierundzwanzigſtündigen Arreſt dictirte, zu dem er auch ſogleich abgeführt wurde. Doch beſtand er ſeine Strafe guten Muthes, in der Freude des Herzens, daß ich, ſein Stammhalter und Erbe, geboren ſei.

2.

ie erſten Jugendjahre aller Kinder gleichen ſich mehr oder minder; es iſt das in vieler Beziehung eine glückliche Zeit, kommen doch hier noch keine Standesunterſchiede zum Vorſchein, und ob der Vater Miniſter iſt oder Tambour, das hat da nicht viel zu bedeuten. Gleiche Leiden und Freuden umſchlingen die ganze junge Generation, und dem Armen ſchmeckt ſein Apfel und ſein Schwarzbrod eben ſo gut wie dem Reichen das Stück Biscuittorte, welches nur den Vorzug hat, daß es dem Betreffenden vielleicht ſeinen kleinen Magen verdirbt. Die Spiele dieſer Zeit ſind faſt überall die gleichen, und wenn man ſich als Räuber und Gensdarmen in einem Sandhaufen herumwälzt, ſo iſt es gleichgültig, ob die Höschen von feinem Tuch ſind, oder fadenſcheinig und hie und da mit kleinen Offenherzigkeiten geſchmückt.

Wer die Neigung aller kleinen Knaben ruhig beobachtet, der ſieht bei faſt allen die große Vorliebe für Trommel und Gewehr, überhaupt für alles Militäriſche, und wird zugeſtehen müſſen, daß,

was dieſen Punkt anbelangt, ein Kind, welches in der Kaſerne geboren und dort ſeine Kinderjahre verſpielen darf, ein glückliches genannt werden kann. Daß ich ſtets eine große Schaar kleiner Freunde um mich hatte, welche mit unendlichem Glück an allen den geheiligten Orten ſpielten, die ich als Sohn meines Vaters betreten durfte, wird mir Jeder glauben.

Da war der Geſchützſchuppen im Hofe, deſſen Thor freilich faſt beſtändig verſchloſſen war, doch krochen wir zu einem kleinen Fenſter der Hinterſeite hinein, und waren glücklich und ſelig, wenn wir hier, ohne beunruhigt zu werden, ganz im Geheimen ſpielen konnten. Da ſtanden die 6- und 12pfündigen Kanonen und Haubitzen ſo ruhig bei einander, die metallenen Rohre glänzten und waren tief herabgeſenkt, ſo daß es ausſah, als dächten ſie an Vergangenheit und Zukunft. Wir halfen ihren Träumereien nach, indem wir wie eine Schaar kleiner Kobolde um eines der

Stücke ſchwärmten, es auf allen Seiten erkletterten, uns rittlings auf das Rohr ſetzten, es mit unſern kleinen Ferſen ſpornten, und ihm die Kommando-Worte zuriefen, die wir tagtäglich vor unſern Fenſtern hörten — Batterie Marſch! — Batterie Galopp! — Batterie Halt! — mit 6löthigen Kartätſchen geladen! — Feuer : r : r : r : r! Am liebſten übrigens erkletterten wir

eine der koloſſalen Deichſeln, um ſie durch das Gewicht unſeres Körpers nach und nach in Bewegung zu ſetzen; das gelang uns dann auch nach den angeſtrengteſten Bemühungen, und unſere Freude war nicht gering, wenn die Deichſel ſich langſam auf und ab wiegte, wenn das ganze Geſtell krachte, und die Ketten der Protze anfingen leiſe zu raſſeln und zu klingeln. Doch war es ein Moment der höchſten Aufregung, wenn Einer von uns ſelbſt ſchaudernd zu ſagen wagte: „paßt auf — paßt auf — jetzt wird die Kanone lebendig und fährt davon," ſo purzelten wir Alle vor Angſt von der Deichſel herab, und ſuchten eilig das Freie zu gewinnen, was uns aber nicht abhielt, ſchon am andern Tage das gleiche Spiel wieder auf's Neue zu beginnen. Dabei hatte Jeder ſein Lieblingsgeſchütz, das er ſein eigen nannte. Meine Freundin

I
8.A.B.
8.FA.R
6.Komp.

war eine 7zöllige Haubitze, die Miranda, zu der ich schon als kleines Kind, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine besondere Zuneigung gefaßt hatte; da sie ein Manövrir-Geschütz war, wurde sie selten zum Exerciren herausgezogen, und blieb meistens im hintersten Winkel des Schuppens stehen. Schon als vierjähriges Kind gelang es mir vollkommen, sie vermittelst der Räder zu erklettern, den Mundpfropfen loszuschnallen, worauf ich alsdann die Höhlung des Rohrs zu einer kleinen Vorrathskammer benützte, wo ich meine kleinen Reichthümer, wie Bindfaden, Papierschnitzel, Aepfel und sonstiges Obst, zu verwahren pflegte. Ich erinnere mich noch sehr genau meines grenzenlosen Jammers, als ich eines Morgens in den Geschützschuppen trat und sah, daß die Miranda fehlte. Lange tröstete mich die Mutter und Babett vergeblich, indem sie sagten, die Haubitze würde ja in ein paar Stunden zurückkommen, weinend setzte ich mich an's Kasernenthor und wartete mehrere Stunden, bis ich die Batterie schon von Weitem auf dem Pflaster einherrasseln hörte. Ich lief ihr entgegen, und wäre in der Freude meines Herzens fast unter die Pferde gerathen. Doch gewann ich durch den Beweis der Anhänglichkeit die Gunst des Kapitäns, welcher bis dahin dem kleinen Major nicht recht gewogen war; er gab lachend zu, daß mich die Bedienungsmannschaft der Miranda innerhalb des Kasernenthors auf das Rohr setzte, und ich somit triumphirend einziehen durfte, zum nicht geringen Schrecken meiner Mutter, die am Fenster saß und ihre Hände über dem Kopf zusammenschlug; die Miranda nämlich war stark im Feuer gewesen, mit schwarzem Pulverschleim und Staub bedeckt, das sich nun begreiflicherweise meinen weißgewaschenen Hosen mittheilte. Der Kapitän aber lachte, als er vom Pferde stieg, und meinte, es sei gut, wenn ein Soldatenkind schon in der frühesten Jugend Pulver zu riechen bekäme.

Ein anderer Spielplatz meiner Jugendzeit, der eben so große Freuden bot als der Geschützschuppen, war die Montirungskammer, ein großer, halbdunkler Saal, wo Uniformen, Säbel, Helme, kurz alle Bestandtheile des militärischen Anzuges in unabsehbarer Reihe durch einander hingen; uns hier herumzutreiben, war uns übrigens nicht häufig vergönnt, denn der Verwalter aller dieser Herrlichkeiten, der Kapitän d'Armes, ein alter, grämlicher Unteroffizier,

hatte neben dem Tiſche, wo er ſeine Bücher eintrug, einen tüchtigen Fahrer-Kantſchuh hängen, den er grimmig ſchwang, wenn wir uns zu ungeeigneter Zeit der Kammer näherten. Doch gab es auch Momente, wo wir von ihm geduldet wurden, und wo er uns ſogar erlaubte, mit alten Säbeln und Piſtolen zu ſpielen, die roſtig, ihre Säuberung erwartend, in einem Winkel bei einander lagen. Ungerufen durften wir nie erſcheinen; wenn aber der Kapitän d'Armes gut gelaunt war, und uns ſo mit ſehnſüchtigem Blicke an der Thüre lehnen ſah, ſo ſagte er zuweilen: „na, ihr dürft kommen, ihr Grobzeug," und dieſer freundlichen Einladung folgten wir auf's Bereitwilligſte.

Der Verwalter der Kammer hieß Leopold; ob das ſein bloßer Vorname oder auch der Name ſeiner Familie war, habe ich nie erfahren können, denn er liebte es nicht, von ſeinen Angelegenheiten zu ſprechen. Seinen Kameraden aber mochte der Name Leopold zu lang oder zu vornehm klingen, weßhalb ſie ihn in Poltes umgewandelt hatten, eine Abkürzung, die er ſich auch gefallen ließ, und die auch ſpäter auf den Zettel an ſeiner Stubenthür, ſowie in ſein Löhnungsbuch übergegangen war.

Unteroffizier Poltes mochte ein ſtarker Vierziger ſein, hatte in ſeinem Leben viel durchgemacht, und in ſeiner Jugend ziemlich ſtark getrunken, und die Folge hievon war, daß er, wie er ſelbſt

zu ſagen pflegte, jetzt, obgleich im beſten Mannesalter, doch ſchon komplet fertig ſei. Er war groß und hager, hatte eingefallene Wangen, die meiſtens ſtark und unheimlich geröthet erſchienen: dabei huſtete er beſtändig leicht und trocken, und ſeine Stimme klang meiſtens heiſer und unverſtändlich. Wenn er in der Kammer beſchäftigt war, ſo hatte er meiſtens ein rothſeidenes Taſchentuch um den Kopf gebunden, und ſchritt abwechſelnd vor ſich hin pfeifend und huſtend an den langen Reihen der Uniformen, bald dies bald das nachzählend, auf und nieder.

Wenn ich ihn allein in der Kammer ſah, und ihm ſchüchtern guten Tag ſagte, ſo gab er mir meiſtens die Erlaubniß, hereinzukommen. Unteroffizier Poltes war nämlich nicht gerne allein, und wenn er keine andere Geſellſchaft haben konnte, ſo nahm er mit mir, dem kleinen Buben, vorlieb, an den er nun das für mich unverſtändlichſte Zeug hinſprach. „Ja, ja, Major," fing er gewöhnlich ſeine Reden an, „es ſind ſchlechte Zeiten und die Hühner gehen barfuß; ſieht Er, Major, mich ſollte es gar nicht wundern, wenn Ihm noch einmal in Seinem künftigen Leben Dinge paſſirten, von denen Er ſich jetzt gar nichts träumen läßt."

„Was für Dinge, Unteroffizier Poltes?" — „Dinge, Herr Major, die ganz abſonderlich ſind; wenn auch keine Zeichen und Wunder mehr geſchehen, ſo kommt doch Manches anders, als man denkt; als ich ſo alt war wie Er, na, da dachte ich mir: vier Pferde für dich ſpäter zum Fahren, das wäre verdammt wenig, und jetzt zähle ich alte Uniformen." Darauf pfiff er und fuhr dann brummend fort: „Ja ja, es iſt eine merkwürdige Zeit, man hat Beiſpiele von Exempeln, daß alte Schornſteine einſtürzen, Ziegen krepiren, Kuhſchwänze dagegen wackeln und doch nicht abfallen — Pfui Teufel!" —

Auf dieſe Offenbarungen horchte ich mit offenem Munde, während ich neben ihm hertrippelte, meine Hände beſtändig auf dem Rücken zuſammengelegt.

Nebenbei war mir aber der Unteroffizier Poltes von großem Nutzen, denn er gab ſich mehrere Stunden des Tags mit meiner Erziehung ab, und lehrte mich in kurzer Zeit ziemlich fertig leſen und ſchreiben, namentlich aber rechnen, und letzterer Unterricht wurde auf der Montirungskammer praktiſch betrieben. Da mußte

ich Säbel zählen, Knöpfe aussuchen und nach der Nummer, die auf ihnen stand, in Haufen von 10 und 100 zusammentragen.

Machte ich meine Sache einmal sehr gut, so schenkte mir Poltes einen Pfennig, war ich aber recht unaufmerksam, so pflegte er zu sagen: „Soldatenkinder und Erlenholz wächst auf keinem guten Grund — Du bist eigentlich nicht Schuld daran, daß bei der Geburt deines Vaters schon geschossen wurde — na, es wird schon kommen — Haselholz wächst immer frisch und lustig nach, und deine künftigen Lehrer werden auch hoffentlich Augenblicke haben, wo ihnen die Finger verdammt jucken." —

Man muß übrigens nicht glauben, daß ich meinen Unterricht vernachlässigt hätte, im Gegentheil, sobald ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde ich in eine Knabenschule geschickt, und mein Vater machte sich ein großes Vergnügen daraus, zu Hause meine Aufgaben mit mir durchzugehen.

Ueberhaupt war mein Vater, Unteroffizier Wortmann, ein in jeder Hinsicht sehr respektabler und namentlich ein tüchtiger, ja vortrefflicher Soldat. Streng im Dienst war er bis zum Exceß, das Exerciren verstand er wie Keiner, und sein Lederzeug war immer so im Stande, daß es häufig nicht nur der ganzen Batterie, sondern der ganzen Abtheilung zum Muster vorgelegt wurde. Obgleich seine Korporalschaft die musterhafteste war, und er auch über die Faulen und Nachlässigen ein eisernes Scepter schwang, so daß die Burschen in Angst geriethen, wenn der Unteroffizier Wortmann nur in's Zimmer trat, so war es doch höchst eigenthümlich, daß er nicht im Stande war, bei uns zu Hause auch nur einen Schein von der Herrschaft auszuüben, die ihm als Familienvater und Chef des Hauses doch wohl gebührt hätte. Und wenn ihn meine Mutter an den häuslichen Tugenden, Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit, übertroffen, ja, auch nur erreicht hätte, so würde man die unbegrenzte Herrschaft, welche sie ausübte, einigermaßen erklärlich gefunden haben. Leider kann ich aber, was meine Mutter anbelangt, nur berichten, daß sie das Gegentheil von den eben angeführten häuslichen Tugenden besaß. Mama war, wie die Leute behaupteten, eine recht hübsche Frau, doch that sie gar nichts, um ihr Aeußeres in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, und wenn sie einmal einen Versuch machte, z. B. ihr

Haupt vermittelſt einer Haube mit langen und bunten Bändern zu ſchmücken, ſo ſtach dagegen ihr ſehr unſcheinbares Kleid, ſowie die niedergetretenen Schuhe, auf's Unangenehmſte ab. Daß ihre Wirthſchaft vortrefflich ging, war die Schuld eines Monopols, welches der Kapitän meiner Großmutter, der Frau des Feuerwerkers, einſtens verliehen, das auf die Tochter übergegangen war, und von meinem Vater erheirathet wurde. Wenn man übrigens die Leute der Batterie in ihren ungenirten Geſprächen belauſchte, ſo konnte man erfahren, daß der Kaffee in unſerer Reſtauration ganz ſcheußlich ſei, daß dem Brod und der Wurſt meiſtens die jugendliche Friſche mangelte, ja man hörte offen den ſchrecklichen Verdacht ausſprechen, als ſeien Suppe und Kartoffeln ſtatt mit Butter mit einem Stücke Talglicht geſchmälzt. Zuweilen war es vorgekommen, daß irgend ein guter Freund des Vaters, Bombardier oder Unteroffizier oder ein ſehr verwegener Geſelle der Korporalſchaft, ſich unterſtanden, beſcheidene Vorſtellungen wegen ſehr mangelhafter Speiſen und Getränke zu machen, doch war dies den Betreffenden meiſtens ſehr ſchlecht bekommen, meine Mutter hatte denſelben zuerſt eine tüchtige Standrede ge-

halten, und dann ein- für allemal den Eintritt in die Reſtauration verboten. Der einzige Menſch, mit dem ſie übrigens nicht fertig wurde, war der Unteroffizier Poltes, auch glaube ich, daß für dieſen beſonders gekocht wurde, ſoviel war ſicher, daß er ſeinen Schnaps nicht aus der allgemeinen Flaſche erhielt. Vor ihm allein ſcheute ſich meine Mutter, und ſein Eintritt in die Stube konnte den gewaltigſten Strom ihrer Rede hemmen, dann brach ſie plötzlich ab, riß heftig an ihren Haubenbändern, und ſagte: „ſchon gut, ein andermal mehr davon.“

Kam Poltes zu einer häuslichen Scene, welche Mama mit Papa hatte, ſo ermannte ſich der Letztere anſcheinlich, dann zog er beide Hände in die Aermel der Uniform hinein, wie er zu thun pflegte, wenn er bei der Korporalſchaft in Zorn gerieth; Poltes ſetzte ſich alsdann neben ihn auf die Bank, und während er ſeinen Schnaps trank, ſtieß er meinen Vater von Zeit zu Zeit mit den Ellbogen in die Seite, und munterte ihn dergeſtalt auf, das Gefecht fortzuſetzen. Daß meine Mutter gegründete Urſache gehabt hätte, mit meinem Vater häufig dergleichen Scenen aufzuführen, glaube ich nicht, denn der Unteroffizier Wortmann war, wie ich ſchon früher bemerkt, ein Muſter ſowohl als Soldat, wie auch als Menſch; Mama aber ſchien ſich in ruhiger Atmoſphäre nie wohl zu fühlen, und ſtürmiſche Luft war zu ihrer Exiſtenz nothwendig; dabei hatte ſie ein merkwürdiges Gedächtniß für die Schwächen ihrer Nebenmenſchen, und obgleich ſie von Herzen gewiß nicht böſe war, ja eigentlich ein gutes Gemüth hatte, ſo war es ihr unmöglich, irgend Jemand etwas Angenehmes zu ſagen. Die Kanoniere kannten ſie ſchon, und wußten, wenn ſie Morgens zum Kaffee in die Reſtauration kamen, daß ihnen alsdann ihr ganzes Sündenregiſter in ſchauerlicher Wahrheit vor Augen geführt werde. Da ſaßen ſie harmlos bei einander in ihren Stalljacken, und während Babett Kaffeebrod und Butter zutrug, ſtand meine Mutter an ihrem Kochherde, der ſich in der Stube befand, und bereitete die Portionen zu.

„Weißbrod und Butter für Linſemann,“ ſagte Babett. Meine Mutter ſchüttelte mit dem Kopfe und entgegnete: „Linſemann braucht weder Weißbrod noch Butter, da iſt Kaffee für ihn, er ſoll von ſeinem Kommisbrod dazu eſſen.“ — „Aber ich bezahle es

baar," ſagte Linſemann patzig, indem er die Jacke aufknöpfte und eine kleine lederne Taſche hervorzog, die ſein Geld enthielt. Meine Mutter ſchüttelte abermals mit dem Kopfe, — „ſpar' Er ſeine Pfennige, Linſemann," ſagte ſie, „Er weiß wohl, wo Er ſie anbringen kann, — Gott im Himmel, würde ich mich doch ſchämen, in Stiefeln herumzugehen, die noch nicht bezahlt ſind; meint Er, der Schuſter brauche nicht auch ſein Geld? Aber da heißt's nur machen laſſen, Butterbrod eſſen, Schnaps trinken, überhaupt luſtig gelebt und ſelig geſtorben, iſt dem Teufel die Rechnung verdorben; — aber ich will dazu nicht helfen, darauf könnt ihr euch verlaſſen." Die Kanoniere lachten und ſchwiegen, was übrigens Madame Wortmann durchaus nicht beſänftigte, wenn ſie einmal ihren ſchlimmen Morgen hatte. „Ueberhaupt," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „geht es mit der ganzen Batterie rückwärts — iſt doch bei euch von Zucht und Ordnung gar keine Rede mehr; ſchade, daß ich nicht Unteroffizier geworden bin, ich wollte euch ſchuhriegeln. Oder hätte ich etwa nicht das Recht dazu? he!" ſagte ſie, indem ſie die Arme in die Seite ſtemmte, da Niemand eine Antwort gab.

„Meint ihr, ich höre es nicht mit meinen leiblichen Ohren, wie ihr es des Abends treibt, und ohne Schuhe die Treppe hinabſchleicht, nachdem die Zimmerviſitation vorbei iſt. Wo treibt es euch hin? — draußen in's Bierhaus. — Was treibt ihr da? — die paar Groſchen verſaufen, die ihr ſo nothwendig brauchtet, um eure Hemden flicken zu laſſen."

Wenn Mama ſo in Eifer gerieth, ſo hielt ſie immer eine Art Kapuzinerpredigt, und am Ende ſagte ſie meiſtens achſelzuckend, natürlicherweiſe mit andern Worten:

„Aber wie kann man die Knechte loben,
Kommt doch das Aergerniß von oben."

„Euch kann man es eigentlich nicht übel nehmen," ſprach ſie dann, „wie ſollte eine Ordnung in die Batterie kommen, wenn der Erſte am liebſten mit der Flaſche exercirt, der Zweite immer in ſtummem Zorne das Maul hält, als wenn er berſten wollte, der Dritte aus lauter Faulheit nie das ſagt, was er ſagen will, und der Vierte endlich gar Nichts iſt, als ein überzogenes Stück

Watte, mit wohlriechendem Waſſer begoſſen.“ Dabei muß ich übrigens ſagen, daß Madame Wortmann die Offiziere nur alſo klaſſifizirte, wenn ſie mit ihrem Mann und Poltes allein war. Den Kapitän, den wir bereits kennen lernten, haßte ſie unbeſchreiblich; daß er meinem Papa am erſten Geburtstag ihres

Sohnes eine Strafwache dictirt und in Arreſt geſchickt, konnte ſie ihm nie verzeihen; und auch ſonſt noch hatte es der Kapitän nie daran fehlen laſſen, mit ſeiner erſten Marketenderin häufig Streit anzufangen. Hatte ein Soldat graues Lederzeug, oder daſſelbe unſauber lackiert, ſo brüllte der Hauptmann vor unſern Fenſtern ſo laut, daß es Mama nothwendig hören mußte: „Wo hat Er ſeine Thonkugeln und ſeinen Lack gekauft? — wahrſcheinlich bei

der Wortmann, und daß die nichts Geſcheidtes hat, iſt weltbekannt."

Einmal hatte der Lieutenant v. Schwenkenberg, der uns überhaupt gewogen war, die Partie meiner Mutter genommen, und geſagt: „Na — Herr — Hauptmann — nehmen — Sie — es — mir — nicht — übel, — aber — das — Material — von — unſerer — Marketenderin — muß — doch — gerade — nicht — ſo — ſchlecht — ſein, — denn — deren — Mann — der — Unteroffizier — Wortmann, — hat — unſtreitig — immer — das — beſte — Lederzeug — und — die — ſauberſte — Lackirung."

„Ei, Herr Lieutenant v. Schwenkenberg," hatte darauf der Kapitän giftig erwiedert, „was Sie nicht Alles zu beurtheilen verſtehen; der Unteroffizier Wortmann haben Sie geſagt? freilich das iſt ein geſcheidter Mann, der kauft Thonkugeln und Lack anderswo, ein braver Mann, ein geſunder Mann — behilft ſich anderswo."

Unglücklicherweiſe hatte meine Mutter, da ſie am offenen Fenſter ſaß, dieſes Wort vernommen, ſie ſetzte ihre beſte Haube auf mit langen blutrothen Bändern, und da ſie ſich eben nicht die Zeit nahm, dieſelbe zuzuknüpfen, ſo flatterten ſie wie Schlangen um das Haupt der Meduſa hinter ihr drein, als ſie in höchſter Entrüſtung die Treppe hinabrauſchte, um vor den Chef der Batterie zu treten.

Leider mußte ſie noch warten, bis der Appell vorüber war, und da während deſſelben noch ein Bombardier krank gemeldet wurde, ſo trug es nicht zu ihrer Beſänftigung bei, daß der Kapitän ſagte: „So — N. iſt krank, — was fehlt dem N.? er wird ſich wahrſcheinlich in der Wortmann ihrem vergifteten Schnaps übernommen haben, die Sache muß geändert werden, oder mich ſoll der Teufel lothweiſe holen."

Damit wurde die Batterie entlaſſen, der Kapitän ſchritt gegen das Kaſernenthor, die Hände auf den Rücken gelegt. Neben ihm ging ſein Premierlieutenant, finſter und ſchweigend wie immer, und ihnen folgte Herr v. Schwenkenberg und der junge Secondelieutenant. Letzterer hatte zwei Finger der linken Hand zierlich in die ſchlanke Taille gedrückt, hielt im rechten Auge krampfhaft ſein

kleines Glas feſt, und ſchwenzelte dazu wie ein junger Wachtelhund, der ſich angenehm machen will.

Vergeblich verſuchte mein Vater, die Mutter zurückzuhalten; wie eine Rakete ſchoß ſie in den Hof hinein und beſchrieb in ihrem Laufe einen weiten Bogen, ſo daß ſie nach wenigen Augenblicken durch eine kleine Schwenkung gerade vor den Kapitän hinſauste, der überraſcht ſtehen blieb.

„Herr Hauptmann," begann meine Mutter mit vor Entrüſtung zitternder Stimme, wobei ſie die Hände krampfhaft auf- und zuſchloß und dazu einen ſo gewaltigen Knix machte, daß ihre Haubenbänder hoch emporwallten, — „Herr Hauptmann," wiederholte ſie, „nehmen Sie es nicht ungnädig, aber ich wollte mir ganz gehorſamſt die Frage erlauben, in wie fern und zu welchem Zweck ſich mein Mann anderswo behilft, als bei mir — verzeihen der Herr Hauptmann, aber ich möchte das gar zu gerne wiſſen, und deßhalb bin ich hier." Und damit knixte ſie abermals und noch viel tiefer.

Der Hauptmann war bei dieſer Anrede ſichtlich roth geworden, er biß die Zähne über einander und ſagte: „Matuſchka! ſehe

mir einer dieſe verfluchte Wirthſchaft an! Was fällt Ihr in's Henkersnamen ein? Herr Lieutenant von Schwenkenberg, der Unteroffizier Wortmann gehört zu Ihrem Zuge, — rufen Sie mir den Mann her, daß er mir das Weib zur Ordnung bringt. Habe ich ſo was erlebt?"

„Nein, gewiß nicht," entgegnete meine Mutter trotzig und keck, „aber mir hat man auch noch nicht ſo etwas geſagt. Und ich hätte vergifteten Schnaps, Herr Hauptmann? Sie haben auf der Haide oft von meinem Schnaps getrunken und der Herr Lieutenant v. Schwenkenberg; hat es Ihnen je etwas geſchadet? — nein — nein — und tauſendmal nein! Aber ich weiß ſchon, Herr Hauptmann — was das Alles heißen ſoll — ich bin hier zuviel in der Kaſerne mit meinen drei armen Würmern, — man will eine andere Frau protegiren, das iſt das Ganze!" — Und jetzt bei dem Gedanken an ihre armen Würmer, ſowie an eine andere Frau, welcher man ihre Reſtauration zuwenden wollte, ging der Zorn meiner Mutter in Wehmuth über, und ſie fuhr mit dem Schürzenzipfel an ihre Augen.

Glücklicherweiſe kam in dieſem Augenblicke auch mein Vater eilig daher geſchritten, und neben ihm der Unteroffizier Poltes, den er ſich zu Hülfe mitgenommen. „Geh' Sie nach Hauſe," ſagte der Letztere mit leiſer aber ernſter Stimme; „wenn es nicht wider den Reſpect wäre, würde ich ſagen, der Klügſte gibt nach, doch ſo —"

„Aber das iſt wider den Reſpect," rief erbost der Hauptmann, „Unteroffizier Leopold, nehmen Sie ſich in Acht, oder ich ſchicke Sie drei Tage in's Loch. — Matuſchka! Iſt je ſo etwas vorgekommen, mein Herr? Aber ich bin zu gut aufgelegt, um mich zu ärgern — kehrt — marſch in die Kaſerne! — oder es ſoll ein ſiebenzölliges Donnerwetter dreinſchlagen! Mich, den Kapitän, in meinem eigenen Kaſernenhof zu hankariren!"

„Haranguiren," ſprach leiſe für ſich der Lieutenant v. Schwenkenberg.

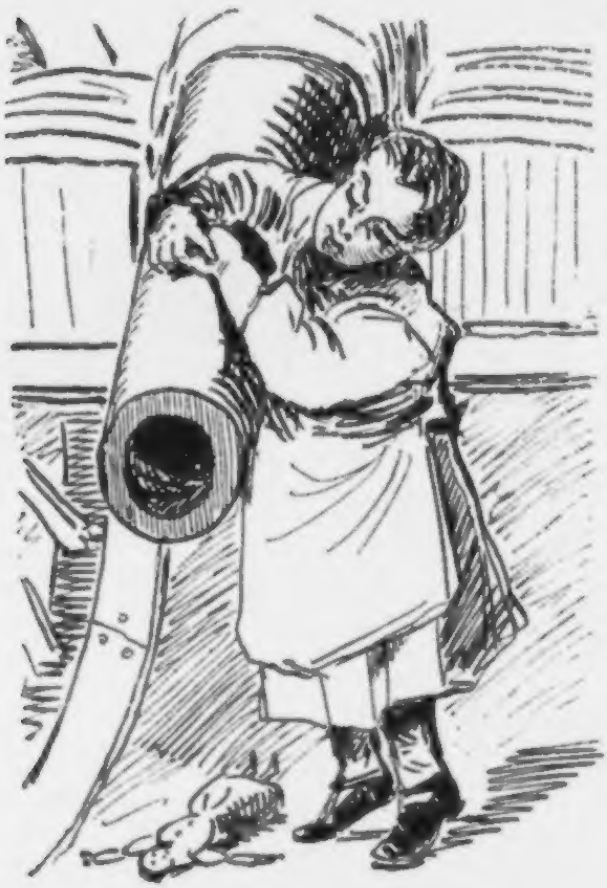
„Haben Sie etwas geſagt?" fragte erzürnt der Vorgeſetzte.

„Na, Herr Hauptmann," entgegnete kopfſchüttelnd der Gefragte, „geſagt habe ich ſo eigentlich nichts — nur laut gedacht, wenn es Ihnen gefällig iſt." Doch wartete der Batteriechef dieſe

Antwort nicht ab, ſondern ſchritt erbost mit ſeinem Premierlieutenant von dannen, und mein Vater, Poltes und die Mutter hörten ihn noch mehrmals die ſehr verletzenden Worte wiederholen: „Ich ſage Ihnen, meine Herren, dieſe Wortmann hat zehntauſend Teufel im Leibe.“

Ich habe dieſes Vorfalles nur deßhalb ſo ausführlich erwähnt, weil er von großem Einfluſſe auf das künftige Schickſal meiner Familie war. Aehnliche andere folgten in kurzer Zeit und brachten meinen Vater zu dem feſten Entſchluſſe, Dienſt und Kaſerne ſobald als möglich zu verlaſſen. Da er nun faſt fünfzehn Jahre diente, ſo hatte er längſt das Recht, eine Civilverſorgung zu beanſpruchen. Er meldete ſich deßhalb zur Steuerpartie, und da man ihm die beſten Zeugniſſe ertheilen mußte, auch der Kapitän ſeiner los ſein wollte, ſo ging die Sache ſchneller als gewöhnlich, und ſchon ein halbes Jahr nach der obenerwähnten Geſchichte erhielt mein Vater, zugleich mit ſeinem Abſchiede, die Ernennung zum Steueraufſeher in einem kleinen Grenzſtädtchen. Zum fernern Betrieb der Reſtauration

fand ſich bald eine Unternehmerin, welche die Vorräthe, Flaſchen, Gläſer und Teller übernahm. Mir wurde es am ſchmerzlichſten, das Zimmer zu verlaſſen, wo ich geboren, ſowie die Kaſerne mit ihren Höfen, wo ich ſo gerne geſpielt. Der Abſchied von Poltes preßte mir bittere Thränen aus. Auch ihm ging es recht nahe und er fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ſeinen langen Schnurrbart, als er mir ſagte: „Na, mein Junge, jetzt halte dich brav, lerne fleißig zeichnen, vor allen Dingen aber rechnen und was daran hängt, die Mathematik, dann werden dir ſpäter die Epauletten nicht fehlen. — Soldat willſt und mußt du doch einmal werden; ich hoffe, du haſt deines Vaters ordentlichen Sinn geerbt, und das gute Maulwerk deiner Mutter kann dir auch noch zu ſtatten kommen. Was mich anbetrifft, ſo bleibe ich auch nicht mehr zu lange im Dienſte, hab' mich ebenfalls zur Steuerpartie gemeldet, und wenn ich einmal fort bin, werde ich ſchon für dich eine Batterie ausfinden, wo du einen angenehmen Chef haſt. — Nun, heule nur nicht wie ein Schloßhund."



Es iſt mir ſehr angenehm, verſichern zu können, daß der ganzen Batterie unſer Scheiden recht nahe ging. Die Kanoniere

meinten, es ſei recht traurig, daß ſie nun den kleinen Major nicht mehr ſehen ſollten, und viele ſchenkten mir, als ich in ſämmtlichen Stuben den letzten Beſuch machte, allerlei für mich gänzlich unbrauchbare Sachen, als Nadeln und Zwirn, alte Knöpfe, Sporenräder, abgenutzte Säbelquaſten und dergleichen Koſtbarkeiten mehr.

So kam der Morgen, an dem wir abzogen; ehe wir aber die Kaſerne verließen, ſchlich ich mich noch einmal in den Geſchützſchuppen, ſtreichelte meine liebe Freundin und Geſpielin, die blanke Haubitze, und nahm einen wahrhaft zärtlichen Abſchied von ihr, meiner guten Miranda.

3.

Das Grenzſtädtchen, in welches mein Vater verſetzt wurde, war klein, lag aber in einer ſchönen Gegend am Fuß eines Gebirgszuges, auf deſſen Höhen die Grenzen des Nachbarſtaates mit den unſrigen zuſammenſtießen. Der ehemalige Feuerwerker Wortmann trug nun ſtatt der blauen Uniform mit ſchwarzem Kragen eine von grünem Tuch mit blauen Aufſchlägen, und hatte zur Bewaffnung eine Art Hirſchfänger, ſowie eine gute Kugelbüchſe, mit deren Behandlung ihn der herrſchaftliche Jäger eines benachbarten Gutes, der ebenfalls gedient hatte, vertraut machte.

Dieſer Jäger zeigte ſich überhaupt dem Steueraufſeher ſehr geneigt und hatte dazu auch doppelt ſeine guten Gründe; denn wenn die Grenze, an der wir uns befanden, von Schmugglern auch nicht häufig übertreten wurde, da ſich keine bedeutende Stadt in der Nähe befand, ſo luden die prächtigen Wälder und übrigen Jagdgründe, welche den Gebirgszug bedeckten, allerlei unbefugte

Jagdliebhaber ein, ſich einen ſtattlichen Hirſch oder fetten Rehbock auf unrechtmäßige Weiſe zuzueignen. Gegen dieſes Getreibe nun wurden die Forſten nach ſtillſchweigender Uebereinkunft mit der benachbarten Gutsherrſchaft von den Steuerbeamten ebenfalls geſchützt, was denn Manchen derſelben hie und da eine kleine unſchuldige Annehmlichkeit gewährte, ſei es durch Verlaufen eines Haſen in unſere Küche oder durch ein paar Feldhühner, die, wie meine Mutter behauptete, durch den Schornſtein hereingeflogen waren.

Mein Vater war bei ſeiner bekannten guten Haltung und der muſterhaften Sorgfalt, die er auf den Anzug verwendete, bald im ganzen Städtchen geſchätzt und geliebt. Als ehemaliger Unteroffizier von der Artillerie beſaß er auch ſo manche Kenntniſſe, die den guten Leuten hier zu Statten kamen! er konnte Raketen anfertigen, farbige Feuer, ſtrahlende Sonnen und koloſſale Schwärmerbüchſen, Sachen, die namentlich beim Geburtstag des Königs, welcher im Städtchen mit unerhörter Pracht gefeiert wurde, von großer Wirkung waren. Auch war es natürlich, daß der ehemalige Feuerwerker es vortrefflich verſtand, taugliche Subjekte zur Bedienung der kleinen Böller-Batterie heranzubilden, woher es denn kam, daß er von den zwei Bürgergeſellſchaften, der „Concordia“ und der „Reſſource“, welche ſich in Feierlichkeiten bei dem Allerhöchſten Geburtstag überboten, zum Ehrenmitglied ernannt wurde.

Dieſe angenehme geſellſchaftliche Stellung wirkte auf meine Mutter höchſt erfreulich ein, und die Frau Steueraufſeher Wortmann, welche nicht umſonſt in einer großen Stadt gelebt, wußte ſich einen ganz beſondern Anſtand zu geben, und wurde ſchon nach einem halben Jahre den Honoratioren des Bürgerſtandes beigezählt. Da ſie ſich nicht mehr wie ſonſt in der Kaſerne vom frühen Morgen an brauchte ſehen zu laſſen und ihrem Geſchäfte vorzuſtehen, ſo verwandte ſie mehr Sorgfalt auf ihren Anzug, wenn ſie öffentlich erſchien, und wenn auch wir im ſtillen Familienkreiſe nach wie vor das Glück hatten, ſie, wie Unteroffizier Voltes zu ſagen pflegte, als Vogelſcheuche zu ſehen und ſehr defekte Schlafröcke von zweifelhafter Farbe und noch zweifelhafterer Reinlichkeit zu bewundern, ſo ſahen ſie die Bewohner des Städtchens nur ſehr

geputzt, in guten Kleidern, namentlich aber in sauber aufgesteckten Hauben, mit langen, bunten, fliegenden Bändern, welcher Kopfputz ihre Hauptleidenschaft war.

Was nun meine kleine Person anbelangt, so wurde dieselbe begreiflicherweise Tag für Tag größer und stärker, und wenn mich auch in der ersten Zeit gewaltige Sehnsucht nach den Freuden des Kasernenplatzes und Geschützschuppens bewegte, so fing ich doch auch in kurzer Zeit an, mich in dem kleinen Grenzstädtchen heimisch zu fühlen. Man muß übrigens nicht glauben, daß ich das frühere Soldatenleben vergessen, daß ich der blanken Miranda, des guten Poltes, sowie der Geheimnisse der düsteren Montirungskammer mit weniger Liebe gedacht. — Gewiß nicht! Diese angenehmen Erinnerungen an meine Kinderjahre bewahrte ich fest im Herzen, und um so mehr, da ich ja dazu bestimmt war, nach einigen Jahren selbstthätig und mitwirkend wieder in das Militär einzutreten. Ob ich eigentlich große Lust dazu hatte, wollte mir nicht recht klar werden, und glaube ich fast das Gegentheil versichern zu können, denn oftmals, wenn ich an die dumpfen Kasernenstuben dachte, an die Betten mit den harten Strohsäcken, an Exerciren bei Kälte und Schnee, das ich Alles mit angesehen, sowie an Wache und Arrest, so fühlte ich ein eigenthümliches, fast schmerzliches Zucken in meinem Herzen und konnte oftmals den Gedanken haben, ein anderer Lebensberuf, ein anderer Stand sei auch nicht zu verachten.

Dagegen waren es immer wieder die Briefe meines alten

Freundes, des Unteroffizier Poltes, der häufig an meinen Vater ſchrieb, welche die Luſt zum Soldatenleben wieder in mir rege machten. Poltes hatte ebenfalls die Batterie verlaſſen, da aber ſein Geſundheitszuſtand ſich mehr und mehr verſchlimmerte, er auch mit der Feder außerordentlich gut umzugehen wußte, ſo hatte man ihn auf ein Steueramt zum Schreiben kommandirt, und da ſaß er nun hinter angelaufenen Scheiben, vor ſich einen ſchmalen Hof mit ſchwarzen Brandmauern, am Ende ſeiner Feder kauend und dachte an die Kaſerne, an die raſſelnde und glänzende Batterie und an die dreifache Garnitur-Montirungsſtücke, die er einſtens kommandirt. In ſolchen Seelenzuſtänden ſchrieb er an meinen Vater und dachte dabei an mich. „Was macht der Major? Hoffentlich wird der Junge groß und ſtark, lernt etwas Tüchtiges und gibt mir bald ſelbſt die Meldung, daß ich mich nach einer Batterie für ihn umſehen ſoll. Das thu' ich nun freilich für mich ſchon oft genug, es will ſich aber immer noch nichts Paſſendes finden. Daß unſer Hauptmann als Major in den Ruheſtand verſetzt worden iſt, haſt Du hoffentlich gehört. Sie haben einen neuen, ziemlich jungen Kapitän von der Hauptſtadt herüber geſchickt, was unſern Premier-Lieutenant und den Herrn Lieutenant v. Schwenkenberg ſo empörte, daß Beide um ihre Verſetzung einkamen. Dies iſt ihnen denn auch, aber nicht in Gnaden, bewilligt worden, der Erſte wurde zur Feſtungs-Kompagnie nach J. verſetzt, wo er ſeinen ewigen Groll an den Mauern der Citadelle auslaſſen kann; der Lieutenant v. Schwenken-

berg aber nach D. und wird noch langsamer und schwerfälliger im Reden sein, als bisher."

„Mir geht es nicht besonders, alter Freund," hieß es an einer anderen Stelle; „ist mir doch gerade, als wenn ich verdammt wäre zu einem ewigen Gefängniß, und wenn ich einmal zum Sterben komme, was nächstens geschehen wird, so muß ich dahin gehen im Staube von Aktenbündeln, und hätte doch so gerne meinen letzten Blick auf ein Geschützrohr fallen lassen, auf eines, das gerade zufällig so herrlich in der Sonne funkelt. Ach! die Jugendzeit war prächtig und kommt mir jetzt mehr als je in meinen Träumen vor. So ein Morgen in Duft und Glanz, wenn wir lustig sangen und die Pferde schnaubten, und die Geschütze so dumpf auf der Landstraße dröhnten! Oder wenn es dahin ging in tollem Jagen, eine Anhöhe hinauf, hinter welcher der Feind stand: — — Batterie — h-a-a-a-alt! — — Ja, Batterie halt! wird mir auch bald vom obersten Chef sämmtlicher Kanoniere zugerufen werden, und über diesen wichtigen Moment habe ich meine letzten Bestimmungen testamentarisch niedergelegt. Man soll mir ein hölzernes Kreuz machen von zwei Geschützröhren, und daß Du das besorgst, dafür bürgt mir Deine alte Freundschaft. — Meinen Lebenslauf vor Augen laß den Major nur was Tüchtiges lernen; er muß die Epauletten bekommen und später einmal eine Batterie kommandiren. An mich denken wird er häufig genug, deß bin ich von ihm überzeugt, denn auf der ganzen weiten Welt wird sich Niemand so über sein Glück freuen wie ich. Ja, wenn er einmal die Epauletten hat, und besucht mich, der ich dann unter dem bezeichneten Kreuze liege, so werde ich es fühlen, trotz sechs Schuh Erde und trotzdem mir schon Gras und Baumwurzeln in die Ohren gewachsen sind."

Durch ähnliche Talente, wenn auch in kleinerem Maßstabe, wie mein Vater sie besaß, hatte ich mir in kurzer Zeit die Liebe meiner Schul- und Spielkameraden erworben. Mit den Rädern eines alten Pfluges, auf dem ein Stück hölzerner Brunnenröhre befestigt wurde, hatten wir ein außerordentlich schönes Stück Geschütz hergestellt, das ich natürlicherweise Miranda taufte und vermittelst welchem ich meinen Spielkameraden das Artillerie-Exercitium beibrachte. Auch die Geschenke der Kanoniere bei meinem

Abgang aus der Kaserne wurden auf's Zweckmäßigste verwendet, und die alten Montirungsknöpfe, Sporenräder, namentlich aber die Säbelquasten verschafften mir manche feste und nutzenbringende Freundschaft. Ueberhaupt wurde ich von meinen Kameraden als Kind eines Soldaten und als bestimmt, einstens selbst den Säbel zu tragen und ein Geschütz zu führen, mit einer gewissen Hochachtung, ja Ehrfurcht betrachtet. Auch ging hier schon die Prophezeiung der Madame Hammer, welche meinem Eintritt in die Welt Vorschub geleistet, theilweise in Erfüllung, denn die Knabenkompagnie hatte mich zu ihrem Major ernannt, welche Stelle ich mit dem möglichsten Anstand auszufüllen mich bestrebte. Meine Mutter war über diese Auszeichnung sehr erfreut, und wenn ich mit kindischer Gravität äußerst ernsthaft die Meldung meiner Untergebenen, welche mich mit „Herr Major" anredeten, annahm, so dachte sie schmunzelnd der Stunde meiner Geburt, wo Musik erschallte und der Unteroffizier rief: „Dort kommt der Major!"

Unter meinen Knabenfreundschaften war, wie das immer zu geschehen pflegt, eine dauernder und fester, und zwar mit dem Sohne des herrschaftlichen Gärtners. Eben so sehr wie zu der Person meines Gespielen fühlte ich mich zu dem Geschäft seines Vaters, welches auch schon theilweise das meines Freundes war, hingezogen, denn auch er mußte schon thätige Hülfe leisten, Unkraut ausjäten, Blumentöpfe sortiren, Etiketten schreiben und dergleichen

mehr. Durch dies letztere Geschäft hatte er eine Menge lateinischer Benennungen gelernt, die er bei Spaziergängen mit dem Lehrer, wenn wir irgend eine merkwürdige Blume fanden, vor der ganzen Schule anwenden mußte. Hierdurch, und weil er überhaupt einer der fleißigsten und gesetztesten Schüler war, sehr ruhig und überlegt sprach, an recht kindischen Streichen keinen Antheil nahm, so hieß er der weise Vogel, da sein Geschlechtsname Vogel war.

Bald waren wir unzertrennlich, und sowie ich die Schulstunden hinter mir hatte, eilte ich davon und war seelenvergnügt, wenn mich der Gärtner mit einer kleinen leichten Arbeit beauftragte. Mir war so wohl unter den Pflanzen und Blumen, und ich hatte auch ein Geschick in der Behandlung derselben. Hatte doch der Gärtner schon einigemal alles Ernstes mit meinem Vater gesprochen und ihm zugeredet, er solle mich ihm in die Lehre geben. Wer weiß auch, was geschehen wäre, wenn sich nicht meine Mutter auf's Festeste und Bestimmteste dagegen erklärt hätte; unterstützt von ein paar alten Frauen ihrer Bekanntschaft, worunter die Schulmeisterin, deren Mann viel lieber im Garten als in der Schulstube sei, wodurch er seinen Vorgesetzten ein Aergerniß gebe und unmöglich weiter kommen könne, erklärte sie sich auf's Entschiedenste

gegen die Erlernung der Gärtnerei und meinte, Jemand wie ich, dem die Epauletten nicht fehlen könnten, ja, den das Schickſal bei der Geburt ſchon zum Major bezeichnet, dürfe nicht daran denken, ein, wenn auch an ſich recht reſpektables Geſchäft, wie die Gärtnerei, zu erlernen.

Und wie früher in der Kaſernen-Reſtauration bei Unteroffizier Wortmann, ſo führte auch Mama bei Steueraufſeher Wortmann fort und fort das Regiment des Hauſes mit unumſchränkter Gewalt. Und nicht nur war ſie bei uns im Hauſe tonangebend, ſie hatte ſich vielmehr auch bei ihren Bekannten eine gewiſſe Herrſchaft zu erringen gewußt, ſo daß nur das geſchah, was die Steueraufſeherin Wortmann durch ihr Beiſpiel zur Nachahmung empfahl. War ſie doch lange in einer großen Stadt geweſen, hatte Generale und Prinzen genug geſehen, ja mit einem der letzteren ſogar geſprochen. Das war nämlich an einem heißen Manövertage geweſen, wo ſich Se. Hoheit herabließ, ein Gläschen Rum anzunehmen, das ihm von der freundlichen Marketenderin angeboten wurde. Natürlich wurde dieſer Vorfall mit einigen Nebenumſtänden erzählt, und, wenn meine Mutter ihn den erſtaunten Zuhörerinnen vorgetragen, ſo blieb man zweifelhaft, ob Se. Hoheit der Prinz damals bei uns nur zum Kaffee geweſen ſei, oder ob er huldreich ein Gabelfrühſtück eingenommen. Das Letztere ſchien am unzweifelhafteſten.

Auch was die Haushaltungen verſchiedener vornehmer Damen, der Majorin A., der Obriſtin B. anbelangte, ſo war meine Mutter auf's Genaueſte unterrichtet, und wußte der Schulmeiſterin, der Frau des Steuer-Kontroleurs, ja ſogar der regierenden Bürgermeiſterin manchen praktiſchen Wink zu geben. Ueber Leinwand-Verhältniſſe, beſonders Waſchangelegenheiten, war ſie aus leicht zu erklärenden Gründen auf's Genaueſte unterrichtet, hatte auch hie und da die Zurüſtung zu einem außerordentlichen Mittageſſen oder zu einem großen Thee mit anſehen dürfen und ahmte daraus mit einigem Geſchicke nach. Daß bei dieſen Nachahmungen zuweilen Kleinigkeiten mangelten, der Thee im Waſſerkeſſel auf den Tiſch kam und der Spülnapf dazu benutzt wurde, um aus demſelben das allzu ſtarke Getränk zu verdünnen, oder daß bei einem Mittageſſen nach der Suppe ein marinirter Häring kam,

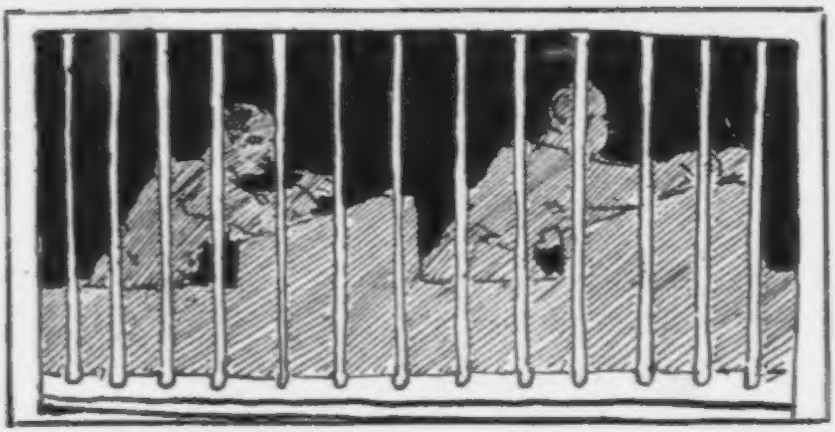
oder der Salat ſo verzuckert war, daß er für eine ſüße Schüſſel hätte gelten können, — Gott! Wen geniren ſolche Kleinigkeiten! Trotz alledem ſprach man doch mit großer Achtung von unſerem Hauſe und ſtaunte die oft merkwürdigen Phantaſien an, an denen es Madame Wortmann nie fehlte.

So hatte ſie in früheren Jahren gehört, daß die Töchter des Hauſes, wenn ſie einmal ſechzehn Jahre alt geworden ſeien, in die große Welt eingeführt werden. Obgleich meine Mutter keinen rechten Begriff davon hatte, ſo beſchloß ſie doch, dieſe Feierlichkeit nach eigener Erfindung, als meine Schweſter ſiebzehn Jahre alt geworden war, mit möglichſtem Pompe auszuführen. Sie lud die uns befreundeten Honoratioren des Städtchens zu einem großen Kaffee zuſammen, und nachdem ſich alle in eine höchſt feierliche Stimmung hinein geſeſſen und getrunken hatten, ſagte Madame Wortmann in einer rührenden Rede: ſie wolle ſich am heutigen Tage erlauben, ihre älteſte Tochter in die Welt einzuführen. Da mußte ich die Thüre des Nebenzimmers ſo weit öffnen, als es möglich war, und hinter einem Vorhange hervor, den Mama zu dieſem Zwecke ſelbſt dort angebracht und nun eigenhändig wegzog, trat meine Schweſter in weißem Kleide, Blumenkranz und Schleier im Haar, vor die erſtaunte Verſammlung, wurde von jeder Einzelnen mit großer Rührung begrüßt, küßte der Reihe nach die Hand, wurde wieder auf die Stirne geküßt und bekam auf dieſe Art Sitz und Stimme im Kaffeerathe. Dieſer ſolenne Akt des Einführens erwachſener Töchter in die Welt fand im Städtchen große Nachahmung und freute man ſich darauf, wie auf andere Feierlichkeiten im Leben.

Daß mein Vater all' dieſen Geſchichten ziemlich fern blieb, brauche ich wohl nicht zu ſagen. War er früher im Militärdienſte pünktlich geweſen, ſo war er es jetzt, bei der Steuerpartie wo möglich noch mehr; ja, er erwarb ſich die Liebe ſeiner Vorgeſetzten in hohem Grade, und bei einer Viſitation, die der Oberinſpektor abhielt, gab ihm dieſer Hoffnung auf ein Avancement zum Steuer-Kontroleur.

Meine Erziehung wurde übrigens durchaus nicht vernachläßigt. Außer den Schulſtunden wurde noch durch Privatunterricht in der Mathematik und in Sprachen nachgeholfen, und mein Vater verwendete jeden freien Augenblick auf meine militäriſche Ausbildung. Mit ſechzehn Jahren konnte ich exerciren wie ein Unteroffizier und wußte den ganzen Artillerieleitfaden ſo auswendig, daß mein Vater, obgleich er nicht viele Worte zu machen pflegte, doch eines Tags den Schulmeiſter verſicherte, ich habe Kenntniſſe wie ein Oberfeuerwerker, und was Artilleriekunde anbelange, ſo konne ich mich morgen zum Offizier-Examen melden.

Um dieſe Zeit kam denn auch ein Brief des Unteroffizier Voltes, worin er uns die Mittheilung machte, daß es ihm perſönlich ſehr ſchlecht gehe, daß er aber eine Batterie gefunden habe, in der nur ein paar Freiwillige ſeien, die auf Avancement zum Offizier dienten, deren Kapitän ſich aber bereit erklärt habe, den Sohn eines braven Unteroffiziers aufzunehmen.



4.

s geht Einem mit dem Militärleben in mancherlei Beziehungen wie mit dem Reisen in südlichen Ländern, namentlich im Orient: von außen Pracht und Herrlichkeit, Glanz und Schimmer. Wie dort eine Stadt, so staunt man hier das schöne Schauspiel eines manövrirenden Regiments, einer feuernden Batterie, ja eines einzelnen Reiters bewundernd an, und meint, mit jedem Schritte, mit dem man näher hinkommt, würden sich immer reichere und herrlichere Details entfalten, und wenn man erst selbst ein Bestandtheil jener strahlenden Maschine geworden, so wäre des Glücks kein Ende. Um aber einen andern nicht minder passenden Vergleich anzuführen, so geht es im Militärleben im Frieden wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten: wer hinter die Coulissen schaut, der zieht die Augenbrauen hoch empor, zuckt mit den Schultern und fragt sich: wie konnte ich mich so täuschen lassen?

Die offene Scene beim Militärleben ist für den Zuschauer das an einem schönen Tage marschirende Regiment, der friedliche Feldzug, Manövertage genannt; hinter den Coulissen aber ist das

Kaſernenleben, Exerciren, Waffen- und Knöpfeputzen, Wachen aller Art, kurz, der ſogenannte Gamaſchendienſt, nicht zu vergeſſen die unruhige Nacht auf einem harten Strohſacke zu ſechzehn in einem dumpfen Kaſernenzimmer. Aber für Jeden, der ſpäter in die Welt hinaus will, iſt es erſprießlich, all' dieſe kleinen Leiden und Täuſchungen in früher Jugend kennen zu lernen, und eine prächtige Vorſchule für jeden ſpäteren Wirkungskreis; lernt man doch Subordination gegen den Vorgeſetzten und gegen das Schickſal, und bekommt eine dicke Haut, ſo daß wir die tauſend Nadelſtiche, denen wir ſpäter ausgeſetzt ſind, leichter ertragen können, ſie uns kaum mehr wehe thun. — —

Als ich unſer kleines Grenzſtädtchen und das elterliche Haus verließ, that ich das mit ſchwerem Herzen, denn alle die zurückbleibenden lieben Freunde beeiferten ſich, mir ihren Schmerz über unſere Trennung darzuthun. Hatte ich beim Abgang aus der Kaſerne viel unnütze Sachen geſchenkt erhalten und mitgeſchleppt, ſo ging es mir bei der jetzigen Trennung faſt ebenſo: nur hätte ich einen eigenen Wagen gebraucht, um mit mir zu nehmen all' die Freundſchaftsbezeugungen, beſtehend in geräucherten Würſten, Aepfeln, Nüſſen, Backwerk der verſchiedenſten Art, dann Bücher, Schreibpapier, kurz alle möglichen Artikel, nicht zu vergeſſen eine ganze Schachtel Sämereien meines Freundes, des weiſen Vogel, die er mir mitgeben wollte, und dabei die Hoffnung ausſprach: „Siehſt du, lieber Freund, die Garniſon, wo du hinkommſt, ſoll eine große Feſtung ſein mit Gräben und Wällen; vielleicht findeſt du einmal auf letzteren irgend ein Plätzchen, wo es dir erlaubt iſt, einen kleinen Blumengarten für dich anzulegen.“ Mein Vater lächelte eigenthümlich, als der gute Vogel ſo ſprach, und meinte, er mache ſich einen ganz ſonderbaren Begriff von einer königlichen Umwallung; „da wird kein Blumengarten gut gethan,“ ſagte er; „das Einzige, was da geduldet wird, iſt ſehr kurz geſchorenes Gras, ſchön geordnete Kugelhaufen und alte mürriſche Wallgeſchütze.“ Die Sämereien mußten alſo, wie ſo vieles Andere, zurückbleiben. Vater Wortmann hatte mir höchſt eigenhändig einen Torniſter angefertigt, in welchen das nothwendige Weißzeug verpackt wurde. Was ich an Civilanzügen mitnehmen ſollte, trug ich auf dem Leibe. Wozu auch mehr? bei der Kompagnie fanden ſich ja genug alte

Kommißwöllchen vierter und fünfter Garnitur; dagegen aber erhielt ich eine Artilleriedienſtmütze, ſowie einen Säbel meines Vaters, der quer auf meinen Torniſter geſchnallt wurde, damit man ſchon von weitem ſehe, weß Geiſtes Kind ich ſei.

Die beiden letztgenannten Stücke übergab mir mein Vater mit großer Feierlichkeit, und kam ich mir im ſelbigen Augenblicke vor wie jener junge Ritter, zu welchem ſein Erzeuger bei einer ähnlichen Veranlaſſung ſagte:

Sohn, hier haſt du meinen Speer;
Meinem Arm iſt er zu ſchwer.

Dabei kann ich nicht vergeſſen, wie dieſes an ſich ſo rührende Lied in der Kaſerne parodirt wurde.

Sohn, hier haſt du meinen Säbel;
Mir wird mit der Zeit ganz miſerabel.

Daß der Abſchied von den Meinigen ſehr rührend war, brauche ich eigentlich nicht zu erwähnen. Meine Mutter weinte heftig, meine Schweſtern ſchluchzten ſo laut, als ſei dies ein Abſchied auf Nimmerwiederſehen, und ſelbſt mein Vater konnte kaum ſeine Thränen zurückhalten und zog ſeine beiden Hände zu wiederholten Malen tief in die Rockärmel zurück, wie er bei großen Veranlaſſungen zu thun pflegte. Endlich entlief ich den Thränen, den Umarmungen, den Segenswünſchen, ließ das kleine Haus, wo meine Eltern wohnten, hinter mir, dann die ſchmale Gaſſe, wo ein paar Dutzend Bekannte mir aus den Fenſtern alles mögliche Gute nachriefen, dann das alterthümliche Stadtthor und zuletzt meine Schulkameraden, die mich eine Stunde Weges weit begleitet hatten. Der weiſe Vogel trennte ſich zuletzt von mir, nachdem er mir noch einen Strauß Feldblumen an der Mütze befeſtigt, und mich dringend erſucht hatte, die ſchönen lateiniſchen Namen derſelben nicht zu vergeſſen.

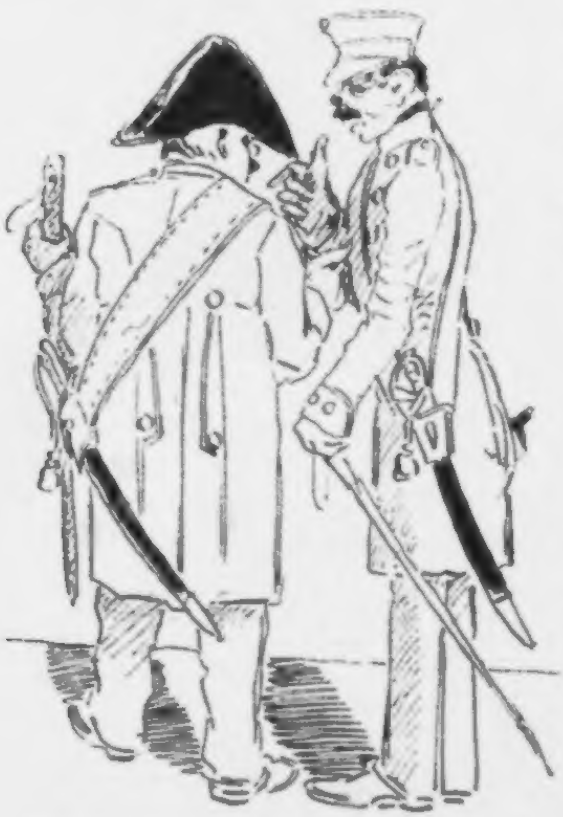
Nach einer halben Stunde ſchob ſich ein Hügel zwiſchen mich und das kleine Grenzſtädtchen, dann war ich allein in der weiten, freien Natur, vor mir die lange Chauſſee, über mir den klarſten blauen Himmel, rings um mich her aber das erſte friſche Grün des Frühjahrs.

Da ich ziemlich kräftig herangewachſen war — für meine

ſechzehn Jahre war ich freilich nicht lang aufgeſchoſſen, vielmehr ziemlich unterſetzt, — ſo wurde mir das Marſchiren leicht, und ich erreichte am Abend bei guter Zeit das kleine Städtchen, welches mir mein Vater zum erſten Nachtquartier vorgeſchrieben. Unterwegs war mir nichts Beſonderes paſſirt; nur einmal begegnete mir ein ſehr wohlwollender und freundlicher Gensdarm, der ſich mit großer Theilnahme nach dem Ziel meiner Reiſe erkundigte. Ich zeigte ihm meinen Paß, und als er geleſen: „Vorzeiger dieſes ꝛc. begibt ſich nach M., um bei dem dortigen Artillerie-Brigade-Kommandeur die Erlaubniß nachzuſuchen, der und der Batterie zugetheilt zu werden," entließ er mich freundlich mit einem militäriſchen Gruße. Ich muß geſtehen, der Gruß von dem ſtattlichen Gensdarmen that mir ſehr wohl. Sollte doch auch ich bald eine glänzende Uniform tragen. Und wie freute ich mich darauf! Ueberhaupt war meine Luſt zum Soldatenleben in der kurzen Zeit, ſeit ich das Vaterhaus verlaſſen, wieder bedeutend in mir rege geworden. Alte, halb vergeſſene Bilder tauchten wieder auf, das lebendige Treiben im Kaſernenhof, die rauſchende Muſik der Infanterie, die täglich an unſerem Fenſter vorüberzog, die ſtaubbedeckte Batterie, die ſo geheimnißvoll auf dem Pflaſter dröhnte, und dann die Erzählungen der Unteroffiziere und Gemeinen, wenn ſie bei meiner Mutter ihren Schnaps tranken und von Manöver, Marſch und Einquartirung ſprachen.

In dem Grenzſtädtchen, wo ich bis jetzt gelebt, gab es außer meinem Vater und den andern Steuerbeamten nur wenige uni-

formirte Perſonen, die der Beachtung werth geweſen wären; die beiden alten Polizeidiener in ihren abgeſchoſſenen Röcken zählten eigentlich gar nicht mit, und ebenſo wenig die geſtickten Fräcke des Poſtinſpektors und Bürgermeiſters, die am Geburtstage Seiner Majeſtät des Königs zum Vorſchein kamen. — „Ich dagegen," ſo ſprach ich zu mir ſelber in jugendlichem Uebermuthe, „wenn ich in einem Jahre nach Haus komme, da werde ich ihnen zeigen, was eine Uniform und was ein Soldat iſt. Hab' dann vielleicht ſchon ein paar goldene Treſſen am Arm und werde angeſtaunt werden von Alt und Jung. — Ach ja, hoffentlich auch von den jungen Mädchen, vielleicht ſogar, daß es Bürgermeiſters Anna der Mühe werth findet, ſich verſtohlen nach mir umzuſchauen!" Bei dieſen Gedanken blickte ich ſelbſt verſtohlen um mich her, und obgleich weit und breit kein menſchlich Weſen war, das mir hätte in die Augen ſchauen können, fühlte ich doch, wie ich über und über roth wurde. — —



Den andern Tag kam ich auch richtig nach M., begab mich in ein beſcheidenes Gaſthaus, putzte am folgenden Morgen meine Kleider, namentlich die Knöpfe, auf's Sorgfältigſte, ebenſo den meſſingenen Griff meines Säbels, ſtäubte meinen Torniſter ab und ebenſo meine Feldmütze, nachdem ich vorher den verwelkten Blumenſtrauß des weiſen Vogel in meine Bruſttaſche geſteckt. Dann begab ich mich mit einigem Herzklopfen nach der Kanzlei

des Brigade-Kommandeurs. Mein Vater hatte mir ein Schreiben mitgegeben an einen alten Freund seiner ehemaligen Batterie, der als Schreiber zum Stab abgegangen war. Diesen sollte ich vor allen Dingen aufsuchen und ihn bitten, die einleitenden Schritte für mich zu thun, damit ich dem Herrn Brigade-Kommandeur baldigst vorgestellt würde.

Die Wohnung desselben hatte ich bald aufgefunden; es war das ein stattliches Gebäude, vorn mit einem großen Hofe, der von einem Gitter umschlossen war, an dessen Eingang ein Kanonier mit gezogenem Seitengewehre behaglich in der warmen Morgensonne umherschlenderte. Er betrachtete mich forschend von oben bis unten und sagte lächelnd: „Na, wo willst denn Du hin?“ — „Zu dem Herrn Brigade-Kommandeur,“ antwortete ich ihm. — „Direkt?“ entgegnete die Schildwache; „da mußt Du früh aufgestanden sein. Wirst besser thun, wenn Du einen kleinen Umweg machst. So durch die Anmeldungskanzlei hindurch. — — Na, ich verstehe,“ fuhr er fort, als er sah, daß ich meinen Brief aus der Tasche zog, „wirst schon was Schriftliches haben. Da, links im Hofe Nro. 4, wo die Schreiber im Feuer exerciren, da klopf' nur an, und wenn auch Keiner „herein!“ ruft, so mach' nur die große Thüre auf; fressen werden sie Dich gerade nicht. Apropos,“ sagte er, als ich mich zum Weggehen anschickte, „wie viel Uhr kann es wohl sein?“ — „Halb Zehn.“ — „Also noch eine halbe Stunde bis zur Ablösung, verdammt lange! Na! 's geht auch vorüber.“ Damit warf er seinen Säbel in den Arm und schlenderte gähnend von mir weg.

An der bezeichneten Thüre Nro. 4 klopfte ich leise an, einmal, zweimal, dreimal, denn trotz dem Rathe der Schildwache war ich doch zu schüchtern, ohne Erlaubniß einzutreten. Als ich schon den Finger zum vierten Male gekrümmt hatte, vernahm ich drinnen eine laute, fast zornige Stimme, die „R-r-r-rein!“ schrie, so daß es durch's ganze Haus dröhnte. Ehe ich ihr Folge leistete, nahm ich bescheiden meine Feldmütze ab, dann trat ich in ein ziemlich großes Gemach, in dem sich vier weiß angestrichene Schreibpulte befanden, die wie große Vogelbauer aussahen, denn bis an die Decke waren sie mit einem hölzernen Gitterwerk umgeben, hinter welchen vier Köpfe auftauchten, deren Augen mich neugierig

anſchauten. In der Mitte des Zimmers ſtand ein großer Mann in der Artillerieunteroffizier-Uniform, den Waffenrock unten aufgeknöpft, mit geſpreizten Beinen, und ſchaute mich den Eintretenden mit finſterem Stirnrunzeln an. Von ſeinen Geſichtszügen war

wenig zu ſehen: unter buſchigen Augenbrauen hatte er die Augen zuſammengekniffen, und der Schnurr- und Backenbart nach dem neuen Reglement bedeckte die ganze untere Partie ſeines Geſichtes. Zum Ueberfluß hatte er noch eine Schreibfeder mit großer Fahne quer in den Mund genommen.

„Na, da bin ich begierig," ſagte der finſter ausſehende Mann, nachdem er mich eine Weile gemuſtert, „was aus dem Torniſter

herausſpazieren wird. Bombardier Knöller," wandte er ſich an einen der Schreibenden, „haben Sie vielleicht wieder eine Ahnung über dieſe Sache?" — Der Gefragte antwortete durch ein blödſinniges Lächeln und ſchrieb dann ruhig weiter. Ich hatte unterdeſſen mein Schreiben hervorgeholt und es dargereicht. Der Unteroffizier nahm es, ſchlug mit der flachen Hand auf die Adreſſe, um den überflüſſigen Sand zu entfernen, dann betrachtete er die Schriftzüge genau, und rief auf einmal laut: „Soll mich doch der=r=r=r — holen, wenn das nicht die Pfote des alten Wortmann iſt. — Und du?" wandte er ſich gegen mich, „ja das kann nicht fehlen, ſtraf' mich Gott! Du biſt Wortmann's Major oder ich will eine Schlagröhre ſein. Bomben und Hagel! iſt nicht der Kerl gewachſen! iſt kaum zwei Käſe hoch und trägt ſchon eine Artillerie=Dienſtmütze, hat auch ein Brodmeſſer aufgeſchnallt. Na, die Sache wird immer ſchöner. Hat man je ſo etwas erlebt? — Bombardier Knöller, das iſt der Major, von dem ich Ihnen ſchon erzählt. — Herr Major, ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntſchaft zu erneuern." Damit ergriff er meine Hand, lachte laut hinaus, und die vier Schreiber, die mich mit langgeſtreckten Hälſen durch das Gitterwerk anſchauten, lächelten ebenfalls.

Nachdem in ſeinem Lachen einige Ruhe eingetreten war, öffnete er den Brief meines Vaters, las ihn durch, nickte zuweilen mit dem Kopfe und ſagte am Ende: „Ganz gut! vortrefflich! Die Sache wollen wir gleich arrangiren. Ich werde den Herrn Hauptmann Schmelzer ſogleich in Kenntniß ſetzen, und du ſollſt dem Herrn Oberſten, noch ehe er zur Parade geht, vorgeſtellt werden. — Teufel! da habe ich eine vortreffliche Idee. Er macht ſoeben ſeinen Morgenſpaziergang in den kleinen Gärten neben dem Hofe. Wenn er dich ſo mit dem Torniſter ſähe, aber ganz unverhofft, daß er fragen müßte, wer du ſeiſt, und was du wolleſt, das wäre am allerbeſten. Faſſen wir die Sache ſogleich an vier Zipfeln. Man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lange es warm iſt. Du Burſch, Kopf in die Höh', Bruſt heraus, blaſ' die Backen auf, gib deinem Geſicht ein Anſehen, und wenn du eine Figur erſcheinen ſiehſt, wie Schippenbauer — Gott verdamm' meine ſchlechten Späße!" unterbrach er ſich ſelber, „ich kann mir das nicht abgewöhnen — wollte ich doch ſagen, wenn du einen Offizier eintreten ſiehſt mit

ſchwarzem Haar, ſchwarzem Bart, ſchwarzen Augenbrauen, ſchwarzem Rock, kurz eine ſchwärzliche Erſcheinung, ſo hat für dich die große Stunde der Entſcheidung geſchlagen.“

Nach dieſen Worten ſchritt der Wachtmeiſter an das Fenſter, öffnete es weit und ſagte zu den Schreibern: „Nehmen Sie ein friſches Blatt, meine Herren!“ Dann nahm er einen zuſammengefalteten Bogen Papier von dem Tiſche, ſtellte ſich an's offene Fenſter und diktirte mit dröhnender Stimme — eigentlich ſchrie er mehr, als er ſprach —: „Brigadebefehl. Durch mein Schreiben vom 16. dieſes iſt es zur Kenntniß der Herren Abtheilungskommandeure gekommen, daß Ende dieſes Monats unſer Allergnädigſter König und Herr die Gnade haben wird, meine Brigade Höchſtſelbſt zu inſpiciren—“

„Herr Wachtmeiſter Sternberg,“ ſagte in dieſem Augenblick eine dünne, ſehr feine Stimme vor dem Fenſter, „Sie können füglich meine Befehle den Schreibern diktiren, ohne dabei ſo unnöthig zu ſchreien.“

Der Angeredete, der beſtändig mit einem Auge zum Fenſter hinausgeblinzelt hatte, und wohl geſehen, wie ſich der Sprecher über den Hof genähert, that auch, als ſei er auf's Höchſte überraſcht, ja wie von einem Blitzſtrahl getroffen, als er die Stimme ſeines Vorgeſetzten hörte. Er knickte ordentlich zuſammen, dann ſagte er: „Tauſendmal bitte ich um Verzeihung, Herr Oberſt, daß ich ſo laut diktirte; aber wenn man von der Ankunft Seiner Majeſtät ſpricht, da redet man ſich unwillkürlich in die Begeiſterung hinein.“

„Ich habe nichts gegen Ihre Begeiſterung, Wachtmeiſter Sternberg,“ erwiederte der Oberſt, indem er ſein ohnehin glattes ſchwarzes Haar noch feſter an den Kopf ſtrich, „möchte mir aber alles unnöthige Geſchrei ganz ergebenſt verbeten haben.“

Daß ich bei dieſer Unterredung meine ſchönſte Haltung annahm und der erhaltenen Vorſchrift gemäß gelinde meine Backen aufblies, wird man mir auf's Wort glauben. In der nächſten Sekunde erblickte mich der Chef, kniff ſeine Augen zu und ſagte: „Was iſt denn das?“

Der Wachtmeiſter ſtreckte ſich ein paar Zoll höher, ſtand außerordentlich gerade und meldete: „Zu Befehlen des Herrn

Oberſten, der Sohn eines alten Kameraden, eines ehemaligen Unteroffiziers der Batterie, kommt mit den nöthigen Zeugniſſen und allen möglichen Papieren und wünſcht in der Brigade auf Avancement zu dienen; iſt von ſeinem Vater ſo inſtruirt worden, daß er das Exercitium wie ein Alter verſteht. War immer ein großer Freund von der Kanone, der Kleine da — Wortmann's Major."

„Welcher Major, Herr — Wachtmeiſter Sternberg, wenn's beliebt?"

„Halten zu Gnaden, das iſt nur ſo ein Kaſernen-Ausdruck, ein Beiname."

Der Oberſt, der den Chef ſeiner Schreiber wohl zu kennen ſchien, zuckte die Achſeln, als wollte er ſagen: Wachtmeiſter, Sie ſind unverbeſſerlich. Dann ſprach er, indem er auf mich wies: „Das da ſoll herauskommen in den Hof. Wir wollen es hier außen anſchauen." Als er darauf vom Fenſter wegtrat, gab mir der Wachtmeiſter in der Freude über den gelungenen Streich einen Rippenſtoß, daß ich faſt umgefallen wäre, kniff ſein rechtes Auge zu und verzog auf dieſe Art ſein Geſicht zu einer wahrhaft ſcheußlichen Fratze. Dann folgten wir Beide dem Befehl des Vorgeſetzten.

Der Oberſt ſtand in der Mitte des Hofes in ſehr aufrechter Haltung und hatte die Hände auf dem Rücken zuſammengelegt. Er war ein großer, wohlgewachſener Mann, aber, wie der Wachtmeiſter vorhin bemerkt, in der That eine ſchwärzliche Erſcheinung. Schade, daß ſein ſchwaches Organ nicht zu dieſer großen Figur paßte. Hinter ihm bemerkte ich einen andern Offizier, den die laute Unterredung am Fenſter wahrſcheinlich ebenfalls hinausge-

lockt. Er trug die Hauptmanns-Uniform und ſtand, eine mächtige Brieftaſche in der Hand, in ſehr ſteifer Haltung hinter ſeinem Vorgeſetzten. Die Schildwache am Thor ſchien außerordentlich befriedigt, daß die Langweiligkeit des Hofes durch ein unerwartetes Schauſpiel belebt würde.

„Sehen Sie, Herr Hauptmann Schmelzer," ſagte der Oberſt, nachdem er mich ein paar Augenblicke betrachtet, „das iſt ein Soldatenkind, welches ſich anſchickt, den höchſt ehrenvollen Stand ſeines Vaters zu ergreifen, — ein Entſchluß, der zu loben iſt, beſonders weil er ſehr ſelten vorkommt. Will doch Alles in der Welt einen ſcheinbar beſſern Stand ergreifen, als der des Vaters. Der Sohn des Handwerkers ſchämt ſich der väterlichen Werkſtätte und will Kaufmann werden, der Sohn des Kaufmanns will um allen Preis ſtudiren oder ſich zum Künſtler heranbilden. Ich verſichere Sie, Herr Hauptmann Schmelzer, daß die Alten, mit ihrem ſtrengen Kaſtengeiſte, wohl wußten, was ſie thaten. — Das aber in Parentheſe. — Wie heißt du?" wandte er ſich an mich.

„Friedrich Wilhelm Wortmann," gab ich zur Antwort.

„Friedrich Wilhelm Wortmann. Und kann alſo exerciren?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Hat auch vielleicht den Artillerie-Leitfaden ſchon angeſchaut?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt."

„Kennt die Verpackung eines zehnpfündigen Granatwagens?"

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Und die Anfertigung einer Leucht- und Stücklugel?“

„Zu Befehl, Herr Oberſt.“

„Wir wollen das unterſuchen, Herr Hauptmann von Schmelzer. Sorgen Sie dafür, daß die Papiere des jungen Menſchen beſtens unterſucht werden, auch er ſelbſt, ob er körperlich tüchtig iſt, und wenn ſich Alles das zu ſeinen Gunſten herausſtellt, ſo ſoll man ihn prüfen, ob er wirklich das Exercitium inne hat, und in dem Falle an dem übermorgenden Bombardier-Examen Theil nehmen laſſen. Nicht, als ob ich daran dächte, ihn ſchon im Voraus zu avanciren, — Gott ſoll mich bewahren! — ſondern nur, um ihm einen Sporn zu geben, der ihn veranlaßt, durch gute Aufführung eifrigſt nach den Treſſen zu ſtreben. Auch als Empfehlung an ſeinen künftigen Batterie-Chef. Hat er einen Wunſch in dieſer Richtung?“

„Mit der gnädigſten Erlaubniß des Herrn Oberſten,“ erwiederte der Wachtmeiſter, „wünſcht er der achten Fußkompagnie zugetheilt zu werden.“

„Hauptmann von Bitter in D.,“ entgegnete nachdenkend der Oberſt, wobei er den Kopf ſchüttelte und die Augenbrauen hoch emporzog. „Warum gerade dahin?“

„Der Vater des jungen Menſchen hat in D. einen guten Freund, ebenfalls früher Unteroffizier, jetzt bei der Steuer-Partie, der ihm mit Rath und That an die Hand gehen wird,“ meldete der Wachtmeiſter. „Auch ſind bei der achten Fußkompagnie nur zwei Freiwillige, die auf Avancement dienen.“

„Meinetwegen,“ ſagte der Oberſt; „der Premier-Lieutenant dorten iſt der von Schwenkenberg, ein braver Mann. — Alſo Gott befohlen!“ Damit neigte er ſeinen Kopf leicht gegen mich hin und ging mit dem Hauptmann Schmelzer nach dem Garten zurück, wo er hergekommen war. Der Wachtmeiſter faßte mich am Kragen und zog mich in die Stube Nro. 4 zurück. „Siehſt du, Major,“ ſprach er dort, wobei er ſich die Hände vor Vergnügen rieb, „du haſt mehr Glück als Verſtand. Wirſt da ohne Anſtand angenommen und darfſt ohne Weiteres das Bombardier-Examen machen. So gut iſt's Unſereinem nicht geworden. Ja, Major, es wird doch am Ende noch wahr, was man dir bei

deiner Geburt prophezeit. Weßhalb übrigens dein Vater auf die achte Fußbatterie verſeſſen iſt, kann ich mir auch nicht erklären. Freilich lebt der alte Poltes in D., aber der kann dir nicht mehr viel helfen. Habe ich doch vor ein paar Tagen einen Brief von ihm erhalten, worin er mir ſchreibt, er habe ſeine letzte Vollkugel geladen, und wenn die hinausgepufft ſei, ſo rufe er für ewige Zeiten: Batterie halt! Sonſt haſt du bei der achten Fußbatterie verdammt wenig zu hoffen. Der Kapitän Bitter, na, der iſt nicht bitter! Eigentlich böſe kann man ihn nicht nennen, aber er hat in ſeinen Ideen ganz konfuſe Streifen. Des Premierlieutenants von Schwenkenberg wirſt du dich vielleicht noch erinnern; er iſt nicht fetter am Leibe und nicht geſchwinder im Reden geworden. Na! im Grunde iſt es einerlei, einen Haken gibt's überall und ohne Kampf kommt man nicht durch die Welt. — Jetzt wollen wir aber frühſtücken gehen."

Das thaten wir denn, und der Wachtmeiſter Sternberg, der ſich meiner überhaupt freundlich annahm, zeigte mir die Merkwürdigkeiten von M.; führte mich bei einigen ſeiner Kameraden ein und erhielt am andern Morgen die Erlaubniß, das Exercitium leiten zu dürfen, das ich durchmachen mußte, und worin ich, ich kann es wohl ſagen, mit Ehren beſtand. Ebenſogut ging es mir mit dem Bombardier-Examen, und ich hatte das Glück, daß der vorſitzende Offizier zu mir ſagte: „Hätten Sie nur ſechs Wochen

gedient, ſo würde ich ſpeziell darauf antragen, daß man Ihnen die Treſſen gebe. Aber Sie ſind ja noch jung und werden ſie frühzeitig genug erhalten."

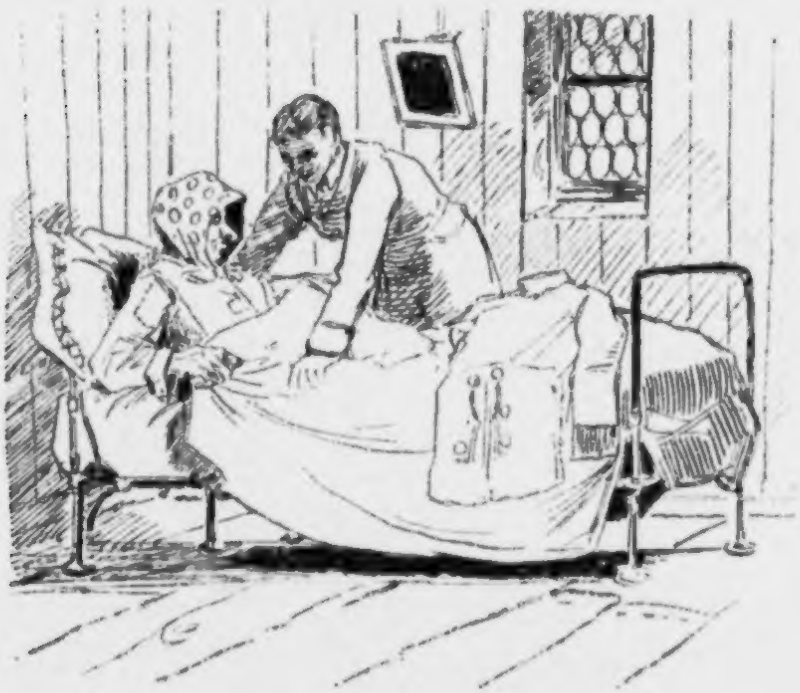
Ein paar Tage nachher verließ ich M. mit frohem Muthe und gelangte nach mehrtägigem Marſche glücklich in D. an.

5.

Begreiflicher Weiſe war mein erſter Gang zu Poltes. Ich hoffte ihn auf ſeinem Bureau zu finden, doch erhielt ich hier die traurige Nachricht, daß er ſchon ſeit vierzehn Tage nicht mehr zur Arbeit komme und auch wahrſcheinlich nie mehr erſcheinen würde. Das Frühjahr, den meiſten Bruſtleidenden gefährlich, hatte auch ihn ſtark mitgenommen. Nach einigem Nachfragen fand ich ſeine Wohnung, an der Thüre auf einem kleinen Täfelchen ſtand der Name Poltes, dem er treu geblieben war. Ich klopfte an, drinnen huſtete es, dann rief eine matte Stimme: „Herein!“

Mit klopfendem Herzen trat ich in die kleine Stube. Da ſaß Poltes aufrecht in ſeinem Bette, und hatte er ſchon früher eingefallene Wangen gehabt, ſo war jetzt ſein Geſicht kaum mehr zu kennen. Nur die Augen blitzten noch wie damals, und um den Kopf hatte er noch daſſelbe rothſeidene Tuch geſchlungen, das er in früheren Jahren in der Montirungskammer zu tragen pflegte. Seine Stirne war wachsbleich, ſeine Lippen fahl, und nur die Haut über

ſeinen hervorſtehenden Backenknochen war mit einer tiefen unheimlichen Röthe bedeckt. Er ſchien mich nicht zu kennen, denn als ich auf ihn zutrat, ſah er mich mit einem befremdeten Blicke an. Erſt als ich eine meiner Hände auf ſeine Rechte legte und ihm ſagte: „Kennen Sie mich denn gar nicht mehr? haben Sie Ihren kleinen Gehülfen auf der Montirungskammer vergeſſen?“ da blitzte es in



ſeinen Augen auf und zuckte faſt wehmüthig über ſein bleiches Geſicht.

„Das iſt der Major,“ ſprach er mit zitternder Stimme. „Hol' mich Dieſer und Jener, es iſt der Major. Was biſt du groß und ſtark geworden! Na, euch iſt es recht gut gegangen. Der Alte ſoll ja nächſtens Kontroleur werden, und unſere Freundin, Madame Wortmann, hat ſich zur großen Dame gemacht. Ja ſiehſt du, mein Junge, das Leben iſt ein tiefer Brunnen mit auf- und abſteigenden Eimern. Wenn der Eine hinaufkommt, muß der Andere hinunter.“ Bei dieſen Worten überfiel ihn ein ſtarker Huſtenanfall. – „Möchte

dir gerne etwas Näheres darüber ſagen," fuhr er nach einer langen Pauſe fort.

Ich bat ihn, ſich ſeines Huſtens wegen zu ſchonen. Er entgegnete kopfſchüttelnd: „Das hat nicht viel zu ſagen; findeſt du wirklich, daß ich ſtark huſte? — — Ueberhaupt haſt du noch gar nicht geſagt, wie du mich eigentlich findeſt, mein Junge," fuhr er eifriger fort; „jetzt haben wir uns doch in faſt zehn Jahren nicht wieder geſehen. Findeſt du mich ſehr verändert? Sag' es gerade heraus."

Was ſollte ich darauf antworten? Glücklicherweiſe fiel mir ein, ihm zu ſagen: „Lieber Unteroffizier Poltes, ich finde Sie gerade nicht auffallend verändert, Sie ſehen nur ein Bischen blaß aus, wie Jeder, der ſtarken Schnupfen und Huſten hat."

— — — — „Du biſt ein geſcheidter Junge," erwiederte er mit matter Stimme. „Ja, die verfluchte Erkältung! Habe ſie jetzt ſchon den ganzen Winter; geht mir aber weit beſſer, fühle mich ſo leicht, daß ich faſt verſuchen möchte aufzuſtehen und dich zu deinem Batteriechef hinzubringen. — — Thut ſich aber doch nicht," fuhr er nach einer Weile fort, „will mich lieber wieder gerade hinlegen, meine Bruſt ſcheint doch ein wenig angegriffen zu ſein. Komm, ſetz' dich hier oben an mein Bett; iſt mir doch, wenn ich dich ſehe, als kehre die alte Zeit wieder, da wir Säbel und Knöpfe zählten." Er hatte den Kopf in die Kiſſen niedergedrückt, wandte mir ſein bleiches Geſicht zu und ſchaute mich mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an. Dabei fuhren ſeine mageren Hände auf der Bettdecke hin und her, als ſuchten ſie dort etwas. „Vorhin ſprach ich davon, daß es im Leben auf und ab gehe. Dein Vater und ich ſind davon ein paar lebendige Exempel. Dazumal kamen wir zu gleicher Zeit zur Batterie: Wortmann in einem alten geflickten Bauernrock, zu Fuß, mit beſtaubten Stiefeln, ich in der Equipage meines Onkels, angezogen wie ein junger Prinz, hab' das noch nie Jemanden erzählt, und dein Vater ſprach mir zu Liebe auch nie darüber. Er wollte Unteroffizier werden, vielleicht einmal Feuerwerker, und ſpäter, wenn's hoch käme, Poſtkondukteur; — — nun, ich ärgerte mich darüber, daß es in der Armee keine Generale der Artillerie gäbe, und mochte nicht daran denken, ſpäter einmal einen rothen Kragen tragen zu müſſen. Geld hatte ich da-

mals genug, lernen mochte ich aber nichts; zum Fähndrichs-Examen ging ich mehrere Male, fiel aber jedesmal durch; beim drittenmal, als mir dies paſſirte, war ich nahe daran, mir eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen. Hätte ich es nur gethan! doch ich war ſchon zu ſehr herunter, um einen anſtändigen Entſchluß faſſen zu können. Ha! dachte ich, das Leben iſt ſchön, und man kann ebenſo glücklich ſein, trägt man nun Epauletten oder Achſelklappe; wenn nur das Bier kalt, und der Branntwein ſtark iſt. So blieb ich denn, wurde Unteroffizier und ſpäter Kapitän d'Armes. Und da war es, wo ich die Ehre hatte, deine Bekanntſchaft zu machen, Herr Major. Apropos von wegen dem Spitznamen, laſſ' dir dadurch keine Mucken in den Kopf ſetzen, ſei ein braver Soldat, propre und dienſteifrig und habe keinen überflüſſigen Ehrgeiz. Sind dir die Epauletten vom Schickſal beſtimmt, ſo wirſt du ſie kriegen; vergiß mir aber nicht, daß ein tüchtiger Unteroffizier ein viel ehrenhafteres Mitglied der Armee iſt, als ein ſchlechter Lieutenant — — Ah! — —"

Nach dieſer langen Rede, die er mir gehalten, wandte er das Geſicht von mir ab und blieb eine geraume Zeit ſtill und unbeweglich liegen. Ich hätte weinen mögen, konnte aber nicht ſprechen, mochte ihn auch nicht zu neuem Reden anfeuern. Ich drückte ihm herzlich die Hand, worauf er mir das Geſicht abermals zuwandte, und mit ganz leiſer Stimme ſagte: „Ich bin überzeugt, daß du zuerſt zu mir kamſt; aber jetzt iſt es Zeit, daß du nach der Kaſerne gehſt und deine Papiere abgibſt. Du haſt doch Papiere vom Brigade-Kommandeur?"

Auf dieſe Frage hin erzählte ich ihm, wie gut es mir in M. gegangen, daß ich den Wachtmeiſter Sternberg getroffen, daß ich auch das Bombardier-Examen bereits gemacht, und daß ich von dem vorſitzenden Offizier ſogar an meinen neuen Kapitän empfohlen worden ſei.

Poltes nickte nach meinen Worten zufrieden mit dem Kopfe und ſagte: „Das kann gut gehen; aber jetzt geh', du biſt am Thore gemeldet worden und mußt dich vor eilf Uhr bei der Batterie einfinden. Heut' Abend oder morgen früh kommſt du mich zu beſuchen und erzählſt mir von deiner Aufnahme. Apropos, grüße mir auch den Lieutenant von Schwenkenberg; da mußt du mich

aber nicht Poltes nenne, ſondern ſagſt ihm, Leopold von Berger laß' ihn grüßen. So hieß ich früher einmal," ſprach er ſeltſam lächelnd; „er weiß das ganz genau."

Darauf winkte er mit der Hand zum Abſchied und ich verließ das Stübchen mit beklommenem Herzen und traurigem Gemüthe. Hatte ich doch gehofft, den Poltes von damals wieder

zu finden, ihn, der ſo angenehm plaudern konnte und ſo voll Humor war. Waren es doch erſt zehn Jahre, daß ich ihn nicht geſehen, zehn Jahre meiner erſten Jugend, in denen ſich für mich eigentlich ſo gar wenig geändert, wenigſtens faſt gar nichts unangenehm; ich hatte nur Freunde erworben, keinen Verluſt erlitten. Jetzt ſtand mir ein ſolcher bevor, denn daß der arme Poltes nicht mehr lange leben würde, das ſah ich wohl ein und deßhalb verließ ich ihn ſo traurig und niedergedrückt.

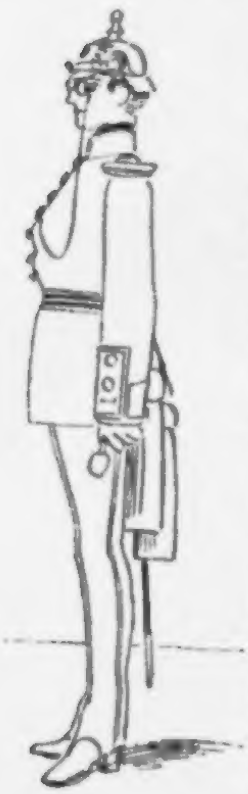
Als ich den Hof der Kaserne erreichte, in welcher die achte Fußkompagnie lag, war es eilf Uhr geworden und Alles schon zum Appell angetreten. Die Kanoniere standen, wie es gebräuchlich war, in zwei Reihen, davor die Avancirten mit Fronte gegen die Kompagnie, und im Zwischenraum bewegte sich der Feldwebel, eine kleine, dicke Gestalt, die geöffnete Brieftasche in der Hand, aus welcher er alles Bezügliche auf den Dienst vorlas.

Die Offiziere hielten sich am rechten Flügel auf, zwei junge Lieutenants und — ja, er war es! — mein Bekannter und Gönner aus der früheren Zeit, der jetzige Premier-Lieutenant von Schwenkenberg. Man mußte ihn wieder erkennen: es war noch dieselbe Gestalt. Der unendlich lange Hals, an dem der kurze Uniformskragen fast kindisch aussah, lang und hager, wie ehemals, die ganze Figur, an der Hüfte trug er das gewaltige Schlachtschwert, was bis an die Sporenräder streifte und mit diesen in beständiger Berührung war. Jetzt ging er ein paar Schritte dem Feldwebel entgegen — o; ich hätte ihn am Gange unter Tausenden wieder erkannt! etwas vornüber, aber bei jedem Schritte rechts oder links schwankend.

„Vergessen — Sie — nicht — Feldwebel Möller," sagte Lieutenant von Schwenkenberg, „daß — wir — heute — Nach- — mittag — die — Bastion — mit — den — Exercir- — Wallgeschützen — haben. — Suchen Sie mir — die — schwächsten — Leute — aus; — so — eine kleine — Bewegung — kann — ihnen — nichts schaden. — Herr — Lieutenant — Schwarz — wird — die Güte — haben, — sich — mit ihnen — zu beschäftigen." Der Lieutenant Schwarz war ein junger Secondelieutenant, den ich natürlich nicht kennen konnte; auch schien er eben erst frisch von der Artillerieschule gekommen zu sein; sein Gesicht hatte noch jenen erhabenen und unbeschreiblichen Ausdruck der Ueberraschung, mit der gewöhnlich die neuen Offiziere Alles beim Eintritt in's praktische Militärleben zu betrachten pflegen. Alles war neu an ihm: Uniform, Portepee, Epauletten, Haarfrisur und Bart, wogegen Lieutenant von Schwenkenberg aussah, als habe er eben einen sehr gefährlichen Winterfeldzug überstanden.

Schüchtern umschritt ich die Kompagnie in einem großen Bogen, und erblickte endlich auch den Kapitän, der vor einem

vollſtändig aufgezäumten und geſattelten Offizierspferde ſtand, das von einem Manne gehalten wurde. Der Hauptmann war eine kleine, aber wie mir ſchien ſehr bewegliche Geſtalt, denn er blieb nicht eine Sekunde lang auf demſelben Platze ſtehen. Jetzt tänzelte er auf die rechte und jetzt auf die linke Seite des Pferdes; dann ſprang er hinter daſſelbe, um es ſo auf allen Seiten zu betrachten. „Bekommt ihm ſchlecht, die Parade!“ rief er darauf; „ſehr ſchlecht; muß aber ſo ſein. Wo Vergehen, auch Strafe. Feldwebel Möller! wie oftmal war Cäſar nun da zur Parade? Wenn ich mich recht beſinne, achtmal. Soll noch viermal kommen, noch viermal zum Appell, damit das Dutzend voll wird. Alle Wetter! will ihm vertreiben, unartige Männchen zu machen. Konnte ich es doch kaum mit aller Mühe vor einem Sturze bewahren. — Habe ich Ihnen die Geſchichte ausführlich erzählt, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?“



„Ich — hatte — das — Glück, ſie — mit anzuſehen,“ ſagte langſam Lieutenant von Schwenkenberg.

„Contenance, Contenance! Ja, man muß Contenance haben. Der Teufel auch! das könnte in einem Feldzuge noch fehlen! ein Pferd, das ſtrauchelt und hinſchlägt. Machen Sie ruhig fort, Feldwebel Möller,“ wandte er ſich an dieſen, der bei der Rede des Kapitäns mit dem Verleſen inne hielt und den Chef ehrerbietig anſchaute. — „Machen Sie ruhig fort, achten Sie nicht auf mich. Der Appell iſt meine Zeit, wo ich nicht nur die ganze Kompagnie in und auswendig betrachte, ſondern auch die Kaſerne. — Ja, die Kaſerne.“ Bei dieſen Worten war er anderthalbmal um die Kompagnie herumgetänzelt, warf aber dabei ſehr häufig einen Blick in eine nebenan befindliche offen ſtehende Thüre, wo herausdringender Rauch anzeigte, daß ſich dort die Kompagnie-Küche befinde.

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Pferde?“ fragte

der junge Lieutenant, der erst ein paar Tage bei der Kompagnie war, seinen unmittelbaren Vorgesetzten.

Dieser zuckte mit den Achseln, wiegte sich hin und her und entgegnete: „Der — Gaul — war — ein Bischen — unartig; — der — Herr — Hauptmann — wollte — ihn — strafen, — und — als — das — der Gaul — übel nahm, — da — — — — trennten — sie sich. — Zur — wohlverdienten — Strafe — muß nun — Cäsar — zwölf — Tage lang, — wie — Sie eben — gehört, — feldkriegsmäßig — bepackt — zur Parade — kommen."

„Das ist aber eine größere Strafe für den Reitknecht, als für das Pferd."

Finden — Sie — das?" meinte Herr von Schwenkenberg mit unverwüstlicher Ruhe.

Jetzt wurde die Stimme des Kapitäns wieder laut: „Das Sprichwort, es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen, ist auf den Appell sehr anwendbar. Aber es gehört ein geübtes Auge dazu. Herr Lieutenant Schwarz, wollen Sie sich gefälligst einmal den Mann Ihres Zuges hier betrachten." Der Batteriechef hatte einen Mann auf dem linken Flügel Kehrt machen lassen und sich dicht vor ihn hingestellt. — „Ich habe gesagt," fuhr er nach einer Pause fort, „es gehört ein geübtes Auge dazu; sehen Sie sich einmal den Mann genau an. — Nun? was? was entdecken Sie an ihm?"

Der junge Offizier betrachtete ihn ringsum auf's Genaueste, mußte aber achselzuckend gestehen, er finde nichts Besonderes.

Der Kapitän lächelte sichtbar zufrieden. Dann sprach er mit großer Genugthuung: „Ja, ein geübtes Auge erwirbt man nicht in einigen Tagen. Schauen Sie auf die Knöpfe der Jacke."

Sie könnten etwas blanker geputzt sein," meinte schüchtern der junge Offizier.

„Nicht das, Herr Lieutenant Schwarz; bei Gott im Himmel, nicht das," versetzte der Kapitän, wobei er seine linke Hand hoch empor hielt, wie ein Maurer, der das Richtloth handhabt. „Denken Sie sich eine Linie vom Kragenhaken bis zur Hosenbauchnaht. Entdecken Sie nichts? wahrhaftig gar nichts? — — Nun, mein lieber Herr Lieutenant Schwarz, es wäre das in der That zu

viel verlangt. Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen. Man dient nicht umſonſt fünfundzwanzig Jahre. — Nun, ich will's Ihnen ſagen: der vierte Knopf von oben ſteht um eine halbe

Linie zu viel nach links, Schuld des Schneiders, werden Sie denken. — Gott bewahre, ich richte meine Jackenknöpfe ſelbſt. Er ſoll einmal aufknöpfen da, und wenn wir nicht am vierten Knopf ein manoeuvre de force finden, ſo — ſo will ich Unrecht haben."

Der Kanonier knöpfte die Jacke auf, und es war richtig, wie der Kapitän geſehen. Statt angenäht zu ſein, war der vierte Knopf mit einem Hölzchen befeſtigt, was ihn in eine ſchiefe Stellung und den betreffenden Mann auf eine Strafwache brachte.

Triumphirend ſetzte der Kapitän noch einen Augenblick ſeine Inſpektion fort, dann ſchoß er mit einem Male mit vermehrter Geſchwindigkeit in die geöffnete Küchenthüre, nach welcher er ſchon lange geblickt, und kehrte nach einigen Augenblicken mit einem Kanonier zurück, den er am Kragen gefaßt hatte und förmlich hinter ſich drein zog. Ich muß ſchon geſtehen, daß dieſer Mann nichts weniger als das Bild eines properen Soldaten war; er trug eine höchſt ſchmierige Jacke, an der faſt alle Knöpfe fehlten; graue leinene Beinkleider, die von Fett ſtarrten, und eine Schürze deren ehemals blaue Farbe kaum noch zu erkennen war. Gewöhnlich nahm man in damaliger Zeit zu den Küchengehülfen Leute, denen das Exerciren ſchwer in den Kopf ging, die im Gliede keine gute Figur machten und ſich die Benennung „Schmierfinke“ erworben hatten.

Der vom Kapitän Herbeigeführte hatte in der einen Hand ein großes Stück Kommisbrod, in der andern eine Gabel, und obgleich er mit größter Anſtrengung kaute und ſchluckte, wollte es ihm doch nicht ſchnell genug gelingen, ſeine vollgeſtopften Backen in den Magen zu entleeren. „Feldwebel Möller!“ rief der Kapitän entrüſtet, „ſehen Sie dieſen alten Schmierfinken an. Habe ihn ſchon während des ganzen Appells im Auge gehabt,

faulenzt in der Küche und frißt in Einem fort. Und was frißt er? Sein trockenes Brod, wie es Einem rechtschaffenen Kanonier zukommt? — Gott bewahre, nein. Sondern er steht neben dem Kessel, und mit der Gabel, die er da in der Hand hat, fischt er einen Speckbrocken um den andern heraus. Tausend Element! das ist eine unerhörte Geschichte. Und sehen Sie einmal diesen verwahrlosten Anzug an, Herr Lieutenant von Schwenkenberg. — Ich will, daß dieser Mann," wandte er sich nach einer Pause, während welcher er ihn wahrhaft erstaunt betrachtet, an den Feldwebel, „vom Küchendienst abkommandirt werde. Ist er doch vollständig aus Rand und Band, Schmierfinke Numero Eins. Wenn er abkommandirt ist, soll er acht Tage lang feldkriegsmäßig verpackt zum Appell kommen. Jetzt magst du in deine Küche zurückgehen. Hat man je so was erlebt? — Und was das Fressen der Speckbrocken anbelangt," rief er ihm noch nach, „so ist das eine Sache, welche deine Kameraden angeht; zu meiner Zeit wärst du dafür über die Bank gelegt worden, und dort wo der Rücken seinen ehrlichen Namen verliert, hätte man dich unter einem nassen Betttuch gehörig verarbeitet. — Sind wir zu Ende, Feldwebel?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Lassen Sie uns auseinandertreten."

Dies geschah, und die lachenden Gesichter einiger Kanoniere und die Eile, mit der sich mehrere in die Küche begaben, ließen mich vermuthen, daß das Strafverfahren, von welchem der Kapitän gesprochen, gegen den Küchengehilfen nächstens und nachdrücklichst in Anwendung kommen werde.

Die Offiziere und der Feldwebel blieben noch einen Augenblick bei einander stehen, worauf ich meine Feldmütze abnahm und mich schüchtern der Gruppe näherte. Anfänglich wurde ich nicht bemerkt; nach kurzer Zeit aber wandte sich der Feldwebel halb auf die Seite, und da er sah, wie ich meine Papiere darreichte, nahm er sie und durchlas sie flüchtig. Dies bemerkte der Kapitän, und ich hörte, wie er halblaut zum Lieutenant von Schwenkenberg sagte: „Wenn uns nur da nicht wieder ein neuer Freiwilliger droht. Gott soll uns bewahren! Haben wir doch schon bei der Brigade so viele junge Leute, die auf Avancement zum Offizier dienen wollen, daß ein allgemeines Sterben von oben herunter

nothwendig wäre, um nur ein Zehntheil zu placiren. 's iſt freilich ein hübſches Wort: von der Picke auf dienen, aber im Frieden taugt's nicht. Zu Unteroffizieren ja; aber die Offiziersſtellen ſoll man jungen Leuten von guter Familie aufhalten, die ſich lange Jahre auf den Schulen abgeplagt und dort was Rechtes gelernt haben. — Ich verſichere Sie, meine Herren, dieſe jungen Leute ſind der Ruin der Batterie. Das bringt meiſtens etwas Geld mit, treibt nun alles Mögliche, ſchafft ſich feine Uniform an, iſt faul, nachläßig, lernt keine Subordination und verderbt den guten Geiſt. Aber ich will ſie ſchuhriegeln, daß ſie ſchwarz werden. — — Was gibt's, Feldwebel?"

„Ein junger Mann," entgegnete dieſer achſelzuckend, „der vom Brigade-Kommando der achten Kompagnie als Freiwilliger zugewieſen wird."

„Habe ich mir's doch gedacht!" ſagte ärgerlich der Hauptmann. „Aber wir ſind ja ſchon überzählig."

„Iſt gut empfohlen, Herr Hauptmann; weiß auch das Exercitium ſchon und hat bei der Brigade das Bombardier-Examen gemacht."

„Das Bombardier-Examen!" rief erzürnt der Hauptmann. „Seh' mir Einer an. Sollten mir doch lieber gleich die fertigen Feuerwerker ſchicken. Wer wird zum Bombardier-Examen zugelaſſen? — wer ſich durch gute Aufführung ein Recht dazu erwirbt! — Aber was iſt da zu machen? Laſſen Sie ihn einkleiden und geben ihn in die Korporalſchaft zu Unteroffizier Wachenbach, der ſoll ihm im Exerciren einen ſoliden Grund beibringen, aber einen recht ſoliden. Verſtehen Sie mich! Und wenn's auch Mühe und Schweiß koſtet." Damit griff er an ſeinen Helm und eilte zum Kaſernenhofe hinaus, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Die beiden andern Offiziere folgten ihm und ich blieb mit recht traurigem Herzen zurück. Hatte ich doch einen andern, freundlicheren Empfang erwartet, hatte doch gehofft, der Herr Hauptmann würde wenigſtens nach meinem Namen fragen und darauf der Herr Lieutenant von Schwenkenberg ſagen: „Ah! das iſt Wortmanns kleiner Major! Freue mich, dich wieder zu ſehen." Nichts von allem dem; der Feldwebel ſtopfte meine Papiere in ſeine Brieftaſche, winkte mir mit dem Kopfe, ich ſolle ihm folgen, und übergab mich in der Kaſerne dem Unteroffizier Wachenbach,

einem finſter ausſehenden Manne mit rothem Haar und Bart, der mich in die Montirungskammer führte, die mir ſo gut bekannten lieben Räume, wo aber leider kein freundlicher Poltes war. Hier erhielt ich einen roſtigen Säbel, abgeſchundenes Lederzeug, eine alte Hoſe and eben ſolche Jacke, und durfte all' dieſe ſchönen Sachen mitnehmen auf das Kaſernenzimmer Nro. 16, in deſſen dunkelſtem Winkel man mir eine Bettlade und einen Strohſack anwies. Die andern elf Mann, die hier einquartiert waren, empfingen mich höchſt gleichgültig, boten mir kaum einen Stuhl zum Niederſitzen an, und wenn ich ihnen zufällig im Wege ſtand, ſo drückten ſie mich auf die Seite. Gern wäre ich noch hinaus zu Poltes gegangen, aber der Unteroffizier Wachenbach befahl mir da zu bleiben, da er mich im Verlauf des Nachmittags ſprechen wolle. Das mußte er aber vergeſſen haben, denn ich ſah ihn am heutigen Tage nicht mehr, und als ich mich darauf Abends neun Uhr in mein Bett legte, war ich herzlich froh, allein ſein zu dürfen, und ſchäme mich nicht, einzugeſtehen, daß ich mein Strohkiſſen reichlich mit Thränen befeuchtete.

6.

Ein Leben in der Kaserne, auf dem Exercirplatz, bei Schießübungen und Manövern war das gleiche, wie es Tausende vor mir erlebt haben und noch viele Tausende nach mir erleben werden; begreiflicherweise mit kleinen Abänderungen und Eigenthümlichkeiten, die eine Individualität vor der andern bedingt. Daß ich exerciren konnte und mein Bombardierexamen schon gemacht hatte, war mir eigentlich keine Erleichterung meines Dienstes, sondern nur eine Quelle ewiger Drangsal und Neckerei. Meinem Lehrmeister, dem Unteroffizier Wachenbach, konnte ich schon gar nichts recht machen. — „Das ist ein saures Stück Arbeit, dem das Exercitium beizubringen," pflegte er zu sagen, „lieber sechs Bauernlümmel, als eine schon so verdorbene Offizierspflanze;" dabei meinte er, bei mir könnte man nicht sogleich anfangen mit dem Lernen des Dienstes, sondern müßte eher alle die schädlichen Ansichten ausrotten, die man mir früher vom Exerciren beigebracht, mich wieder vollkommen umpflügen, — das war sein Ausdruck — ehe die neue gute Saat über Unkraut aller Art die Oberhand gewinnen könne.

Mein Bombardier-Examen hatte mich von vornherein mit allen andern Aſpiranten auf dieſe große militäriſche Würde recht ſehr verfeindet. Man fand es über alle Maßen hochmüthig und lächerlich, ein Examen gemacht zu haben, ehe man noch die Uniform getragen. Um mich zu ärgern, nannten ſie mich ſpottweiſe vom erſten Tag an „Herr Oberbombardier", und als einer, Gott weiß wo und auf welche Art, von den Vorfällen meiner Kindheit Kunde erhalten, tauchte auch zum allgemeinen Ergötzen der Major wieder auf, und ich, der geglaubt, daß er lange der Vergeſſenheit anheimgefallen, ſah mich auf einmal wieder als Herr Major titulirt. Einem übrigens, der mir gar zu arg damit kam, legte ich dieſe Neckerei auf etwas heftige Art. Es war das ein naſeweiſer Burſche, der aus der Kaufmannslehre davon gelaufen war, ein

hochaufgeſchoſſenes blaſſes Geſchöpf, mit ſo langen Armen, daß alle Jacken und Aermel zu kurz waren, dabei ungeheuer großen Händen, unter deren Vorzeigung er ſich ſtets zum Raufen bereit erklärte, und einem dürren, nichtsſagenden Geſichte mit blondem

Haar, ein Kopf, der sich durch nichts auszeichnete, als ein ungeheures Maulwerk, das er von seiner Mutter, einer Gemüsehändlerin, geerbt. Um eine halbe Kopflänge größer wie alle andern, tyrannisirte er übrigens die ganze Stube, inclusive den kommandirenden Unteroffizier, der sich ihm geneigt zeigte, weil die Mutter ihm einen ungemessenen Kredit auf ihre Waarenvorräthe eröffnet hatte.

Ueber die andern Freiwilligen, die noch da waren, kann ich mich kurz auslassen, alle waren nach damaligen Begriffen weit vornehmer als ich, denn der eine war der Sohn eines Apothekers, und die Mutter des andern eine verwittwete Regierungsräthin.

Obgleich ich nichts weniger als furchtsam und schüchtern war, so hatten mich doch die Ermahnungen meines Freundes Poltes dahin gebracht, mir von meinen Kameraden an Neckereien und sonstigen Unarten sehr viel gefallen zu lassen. Ich war der Jüngste, und wenn ich auch ohne Uebertriebenheit von mir sagen darf, daß ich besser exercirte, wie die andern Freiwilligen, und meinen Leitfaden inne hatte wie ein Unteroffizier, so war ich doch ein furchtbar grüner Rekrut, der das Maul nicht aufthun durfte, nur zuhören, wenn die Andern sprachen, und der die ganze Fluth ihres sogenannten Witzes über sich mußte ergehen lassen.

So hatte ich eines Tages zum erstenmal mit in der Batterie exercirt, und als ich auf die Stube kam, warf Herr Schnapper, so hieß der lange blonde Freiwillige, Säbel und Patrontasche so gewaltsam von sich, daß mir der erstere an das Schienbein flog, worauf ich ihn freundlich ersuchte, sich künftig in Acht zu nehmen. Doch zuckte er höhnisch lachend die Achseln und meinte, ich solle ihm aus dem Wege gehen. Herr Schnapper war an diesem Morgen außerordentlich schlecht gelaunt, denn der Herr Lieutenant von Schwenkenberg hatte ihm wegen grober Fehler beim Bedienen des Geschützes tüchtig den Text gelesen. Nun hatte er Nro. 4 und mußte richten, während ich als Nro. 3 mit der Handspeiche die Lafette auf seinen Wink rechts oder links drehte. Ich hatte wahrhaftig mein Möglichstes gethan und dem Geschütze die richtige Stellung gegeben, Herr Schnapper aber richtete nach, aber wohin, das mochte der Himmel wissen. Ich folgte natürlicherweise dem

Winke seiner Hand, und als Lieutenant von Schwenkenberg nachschaute, war die Kanone auf einen ganz andern Punkt gerichtet, als der uns angegebene.

„Was kann man machen," sagte der Freiwillige erbost zu dem Geschützführer, „wenn hinter mir ein Esel mit der Handspeiche steht."

Ich hatte das wohl verstanden, kannte aber den Dienst und schwieg natürlicherweise stille. Als wir nun droben in der Stube waren, wurde wie gewöhnlich gefrühstückt, und der Stubenkalfakter mit den bekannten platten Flaschen in die Kasernenrestauration geschickt, um für den, der Geld hatte, einen Viertel- oder halben Schoppen Schnaps zu holen. Dazu verspeiste man sein Kommißbrod, wer es erschwingen konnte mit Butter, und wer gar zu verschwenderisch war, nahm dazu noch ein Stück Käse oder Wurst. Schnapper, der immer dergleichen Leckerbissen hatte, lud den Unteroffizier zu Gast, und als der erste Hunger und Durst gestillt war, wurde natürlicherweise das Exercitium von heute Morgen durchgesprochen. Die Kanoniere saßen rings umher, theils auf ihren Schemeln, theils auch wohl, obgleich das verboten war, auf den Betten. Ich befand mich vor meinem Waffengerüste, aß ein Stück Brod, und schnallte dabei meinen Säbel und Patrontasche los.

„Das sage ich Ihnen aber, Herr Unteroffizier," meinte Schnapper nach einer Pause, „wenn ich wieder Nro. 4 haben soll, so muß ein anständiger Kanonier Nro. 3 nehmen; ich habe nicht Lust, wegen solchem Kerl aus dem Volk Nasen zu bekommen."

„Sie sprechen das sehr frei gegen Ihren Vorgesetzten," sagte höhnisch lachend der Apothekersohn.

„Wer ist mein Vorgesetzter?" erwiederte der blasse Freiwillige.

„Nun, der Oberbombardier Wortmann."

Ich hatte den schlechten Witz schon so oft gehört, daß ich mich gar nicht mehr darüber ärgerte, vielmehr sagte ich lachend: „Gebt nur Achtung, wenn einmal ein Oberbombardier ernannt wird, so werde ich das lange vorher, ehe ihr nur daran denken dürft, Vicebombardier zu werden."

„Halten Sie Ihr Maul," schnauzte mich Herr Schnapper an,

„Sie ſollten doch ſo viel Beſcheidenheit haben und nur dann ſprechen, wenn Sie gefragt werden.“

„Im Gegentheil,“ erwiederte ich. „Ich bilde mich ja nach Ihnen, und das iſt meine Schuldigkeit, denn Sie ſtellen ſich immer als Muſter vor.“

„Fangen Sie mir keinen Streit an, Wortmann,“ rief der Unteroffizier Wachenbach mit vollen Backen, denn er kaute gerade an der Wurſt, die ihm der lange, blonde Freiwillige gegeben.

„Ich bin nicht ſtreitſüchtig, Herr Unteroffizier,“ entgegnete ich immer noch gut gelaunt; „aber Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich mir von Dem da Alles ſoll gefallen laſſen.“

„Er iſt aber Ihr älterer Kamerad und ſchon zum Bombardierexamen eingegeben.“

„Was ich längſt ſchon gemacht habe und gut beſtanden,“ verſetzte ich achſelzuckend, denn es ärgerte mich, daß der Unteroffizier Partei für den Andern nahm.

„Ja, was haben Sie nicht Alles ſchon gethan,“ entgegnete dieſer, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus der Flaſche des Herrn Schnapper zu ſich genommen, „Sie haben auch Exerciren gekonnt.“

„Das hat er mit der Muttermilch eingeſogen,“ meinte Herr Schnapper.

„Und ich kann Sie verſichern,“ fuhr der Unteroffizier fort, „daß mir noch nicht der dümmſte Rekrut die Mühe gemacht hat, wie Sie.“

Die Kanoniere lachten und ich fing an, mich ſehr zu ärgern.

„Es iſt eigentlich recht ſchön,“ ſagte der Apothekerſohn nach einer Pauſe, „wenn man mit dergleichen Anwartſchaften ſo zu ſagen ſchon auf die Welt kommt, das geſchieht aber nur ganz ausgezeichneten Menſchen. Als ich noch in der Schule war, habe ich geleſen, daß der Sohn des alten Kaiſer Napoleon ſchon zum König ernannt wurde, als er noch in der Wiege lag. Damit haben Sie Aehnlichkeit, denn am erſten Tage, als ſie die Welt durch ihr Erſcheinen glücklich gemacht, wurden Sie ſchon zum Major avancirt.“

„Schon mehreremale habe ich Sie gebeten, über Sachen zu ſchweigen, die Sie nichts angehen,“ erwiederte ich ziemlich erboſt,

doch hatte der Andere die Lacher auf seiner Seite, und Herr Schnapper reichte ihm zum Dank ein großes Stück Wurst, sagte auch nach einer Pause: „Wie so oft in dieser Welt Jemand ohne Verdienst zu etwas kommt, so auch der Herr Oberbombardier Wortmann. Ich weiß die Geschichte ganz genau, er ist nicht daran Schuld, daß er Major wurde, daß er überhaupt wurde, vielmehr schreibt er sich selbst, sowie seinen Titel von was ganz Absonderlichem her."

„Und wovon?" fragte ich zitternd vor Zorn, indem ich einen Schritt näher zu dem Freiwilligen trat.

„Nun, wovon sollen Sie sich herschreiben?" entgegnete er mit verächtlicher Miene. „Vom Major und Abtheilungskommandeur, und davon haben Sie auch Ihren schönen Titel."

Nun verstand ich damals diese Bosheit nicht ganz, daß mir aber Schnapper etwas ganz absonderlich Schlimmes gesagt, bemerkte ich an den Gesichtern der Kanoniere, auch daran, daß sogar der Unteroffizier, der nicht mein Freund war, unmuthig mit den Achseln zuckte und an den Worten eines älteren Kanoniers, der neben mir saß und mir zuflüsterte: „Dat it mi als Spaß, dat brukt er net to lieden."

Schnapper war aufgestanden und hatte Brod, Butter und Wurst wieder in sein Waffengerüst verschlossen. Ich ballte meine beiden Hände krampfhaft zusammen und blickte auf den Unteroffizier, der sich eine Pfeife gestopft hatte und sich nun anschickte, aus der Stube zu gehen, um sich nebenan Feuer zu holen. Kaum war er im Gange verschwunden, so trat ich auf Herrn Schnapper zu, stellte mich dicht vor ihn hin und fragte mit vor Wuth zitternder Stimme: „Was haben Sie so eben gesagt?"

Er maß mich von oben bis unten, und da er über einen Kopf größer war als ich, so wurde ihm das sehr leicht. „Was ich gesagt habe?" entgegnete er nach einer Pause — „nun ich habe gesagt" — doch vollendete er diesen Satz nicht, als er in meine wahrscheinlich heftig funkelnden Augen sah, und warf leicht hin: „Ich bin zu gut, mich mit Ihnen zu zanken."

„Aber schlecht genug," erwiederte ich auf's Höchste erbost, „um von mir Schläge zu kriegen," und damit war ich ihm an die Halsbinde gesprungen, hatte ihn mit der linken Hand gefaßt und

ſchlug ihm mit der rechten eine ungeheure Ohrfeige hin, daß es weithin ſchallte.

Schnapper ſchien auf's Höchſte überraſcht, ja er lächelte faſt

aus Ueberraſchung und ſtieß zurückweichend einige Worte hervor, als wie „unanſtändiger Ueberfall, verächtliche Prügelei“ und machte zu gleicher Zeit Miene, zur Thüre hinaus zu entwiſchen. Die aber hatte der alte Kanonier, von dem ich vorhin ſprach, ſanft in's Schloß gedrückt und ſagte ſchmunzelnd zu mir: „Mann druf,

dat Grutmul verdend's." Zu gleicher Zeit trieb der Apothekersohn den armseligen Schnapper an, solchen Schimpf nicht zu dulden, und mich ohne alle Umstände niederzuschlagen.

Mein Gegner war womöglich noch blässer geworden, da er sich aber zu muthigem Auftreten gedrängt sah, so hob er seine langen Arme und ließ sie wie Windmühlenflügel in der Luft herumfliegen.

Auf den Moment hatte ich gewartet, und sowie seine große Hand niederfiel, faßte ich ihn abermals bei der Brust, rang nur ein paar Sekunden mit ihm, und warf ihn dann kräftig auf den Boden, und auf ihm liegend, verarbeitete ich ihn dann mit Faustschlägen und Fußtritten, daß er alle Gegenwehr aufgab und wie ein gestochenes Kalb um Hülfe brüllte.

Leider wurde sein Geschrei nicht bloß in den Nebenzimmern gehört, denn nachdem der Unteroffizier von dort herbeigeeilt war, um Ruhe zu stiften, hörten wir auf dem Gange draußen verdächtiges Säbelgeklirre und gleich darnach erschienen keine geringeren Personen, als der Hauptmann selbst und der Lieutenant von Schwenkenberg vor der Thüre des Zimmers. Da war an kein Leugnen zu denken, und ich erzählte den Hergang der Sache der

Wahrheit gemäß. Herr Schnapper konnte nämlich im ersten Augenblicke nicht sprechen, sondern wischte sich einiges Blut aus der Nase und drückte sein langes blondes Haar aus, das von Wasser troff, denn während er am Boden lag und brüllte, hatte ihm einer der Kanoniere eine gefüllte Waschschüssel auf den Kopf gegossen, um sein Geschrei zu ersticken, was aber nicht die gewünschte Wirkung that.

„Haben Sie das begriffen, Herr Lieutenant von Schwenkenberg," sagte der Kapitän höchst entrüstet, als ich meinen Rapport gemacht. „Haben Sie es verstanden, was diese beiden Gassenbuben, anders kann ich sie nicht nennen, mit einander gehabt, Prügeleien in einer königlichen Kaserne. Ist mir so etwas schon vorgekommen. Wer von beiden hat angefangen?"

„Das — hat — nach — Bericht — der — Schnapper — — gethan," erwiederte der Lieutenant von Schwenkenberg nach seiner langsamen Manier. „Er — hat — mit — Worten — angefangen."

„Und der andere mit Thätlichkeit," sagte der Kapitän, „also ist er der eigentliche Anfänger, denn Worte thun nicht weh."

Verzeihen — Sie — Herr — Hauptmann," erwiederte der Lieutenant. „Worte — können — auch — wehe — thun; und — der lange — Labander — da — er — sollte — sich — schämen — von — einem — kleinen — Kerl — Prügel — zu — bekommen. Hat — allerdings — Worte — gesagt — die — den — andern — verletzen — mußten. — Nicht — wahr — so — habt — ihrs — auch — verstanden," wandte er sich an die Kanoniere.

„Ja, Herr Lieutenant," sagte mein alter Freund. „He häst schandlich sprocken."

„Ja — Herr — Hauptmann," fuhr der Lieutenant fort, „da — kann — einem — schon — die — Galle — überlaufen."

„Ich gebe zu, daß einem die Galle überlaufen kann, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, aber Sie werden mir dagegen zugeben, daß Prügeleien in einer königlichen Kaserne etwas ganz Unerhörtes sind, und exemplarisch gestraft werden müssen. Ueberhaupt ist dieser Wortmann ein unausstehlicher wilder Kamerad, — Soldatenblut."

„Soldatenblut — allerdings," erwiederte der Lieutenant mit seiner unverwüstlichen Ruhe, „aber — von — einer — guten — Sorte. — Hat — brave — Eltern — gehabt — der — Wortmann — ich — habe — sie — gekannt. Vater — und Mutter konnte — man — nichts — Schlimmes — nachsagen. — Wollt ihr," wandte er sich direkt an die Kanoniere, die umherstanden, „die — außerordentliche — Gnade — haben — das — in — eure — Köpfe — aufzunehmen — und — gelegentlich — daran — zu — denken."

Mir traten die Thränen in die Augen, als er so von meinen Eltern sprach, und ich hätte ihm die Hand küssen mögen, wenn es angegangen wäre.

„Aber Herr Lieutenant von Schwenkenberg," sagte der Kapitän sichtlich erzürnt, indem er unruhig mit dem Fuß auftrat. „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, den Kanonier Wortmann exemplarisch zu bestrafen, er gehört zu Ihrem Zuge und ich will mich nicht in die innern Angelegenheiten desselben Zuges mischen."

„Und — der — Andere — Herr — Hauptmann?"

„Nun bei Gott im Himmel, Lieutenant von Schwenkenberg,

der Andere, dünkt mich, iſt beſtraft genug. Hat ja auch Nichts gethan.“

„Ganz — recht — Herr — Hauptmann. — Hat — ſich — nicht — einmal — gewehrt,“ entgegnete der Lieutenant mit dem Ausdrucke tiefer Verachtung.

„Alſo der Kanonier Wortmann,“ rief ungeduldig der Kapitän.

„Kommt — 24 — Stunden — in — Arreſt,“ — ſagte der Lieutenant.

„Auf's Holz bei Waſſer und Brod,“ rief der Kapitän. „Sie haben doch drei Tage geſagt, nicht wahr, Herr Lieutenant von Schwenkenberg?“

„Nicht — ganz — Herr Hauptmann.“

„Doch, Herr Lieutenant von Schwenkenberg, erinnern Sie ſich, wenn's gefällig iſt;“ und dann ſetzte er mit ſcharfer Stimme hinzu, indem er jedes Wort beſonders betonte: „Der Kanonier Wortmann wird drei Tag in's Loch geſperrt.“

„Sehr wohl — Herr — Hauptmann,“ erwiederte hierauf der Lieutenant mit großer Ruhe, legte die Hand an ſeinen Helm und ging, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, nach der Kanzlei des Feldwebels, vielleicht, ſo ſchien es mir, um den Arreſtzettel für mich ausfertigen zu laſſen.

„Was Sie anbelangt,“ wandte ſich der Hauptmann an Schnapper, „ſo werden Sie künftig Ruhe halten, glauben Sie denn, es

ſei an ein Avancement für Sie zu denken, wenn man Ihnen ſchon im erſten Jahre Händel und Arreſt in Ihr Nationale ſchreibt. — Hol' euch Alle der Teufel!" damit ging er ebenfalls zur Thüre hinaus, und ſein Säbel klirrte heftig, als er den langen Korridor hinabſchritt.

Gleich darauf lärmte der Horniſt auf dem Gange und blies das Signal zum Appell. Schnapper, deſſen Naſe ſtark aufgelaufen war, ließ ſich von dem Unteroffizier krank melden, und ich, der ich ja verurtheilt war und gleich abgeführt werden ſollte, fing an meine Arreſtlokaltoilette zu machen; das heißt, ich zog zwei Paar ſchlechte Beinkleider über einander an und eine dicke Weſte unter meine Jacke, denn in dem Thurme, wo ſich unſer militäriſches Zellengefängniß befand, wurde es gewöhnlich gegen Morgen empfindlich kalt. Auch ein Stück Brod präparirte ich mir, d. h. ich ſchnitt eine Höhlung hinein, ſtrich dieſe voll Butter, und verſchloß ſie alsdann ſo pünktlich mit einem künſtlichen Brodpfropfen, daß der Gefangenwärter die verbotene Zuthat nicht ahnen konnte. Gleich darauf kam ein Bombardier, um mich zu dem unangenehmen Gange abzuholen; unangenehm hauptſächlich deßhalb, weil es mein erſter Arreſt war, und mein Vater, ſowie auch Poltes hatten es nicht an Ermahnungen fehlen laſſen, mich vor den erſten 24 Stunden in Acht zu nehmen, und jetzt hatte ich gleich mit drei Tagen angefangen, das war gar traurig.

Das Arreſtlokal, Nro. Sicher oder 7½, auch die Spinnſtube genannt, von dem Zeitwort einſpinnen hergeleitet, nahm mich nach kurzer Zeit in ſeine düſtere Mauer auf. Ich erhielt einen Käfig circa 8 Fuß lang und 3 Fuß breit, mit vier Holzwänden, einer ditto ſehr ſchmalen Pritſche, einem Waſſerkruge, einem Eimer und ſehr vielen Wanzen.

Die erſten Stunden im Arreſt ſind die unangenehmſten. Jede Viertelſtunde dünkt uns eine Ewigkeit zu ſein. Man hört die Uhren ſchlagen, man hat ſich nicht getäuſcht. Die Zeit ſchleicht mit bleiernen Flügeln, und jede der unangenehmen Minuten ſcheint uns ſo lieb gewonnen zu haben, daß ſie ſich von uns gar nicht losreißen kann. Man mißt ſchreitend ſeine Kerkerzelle, 4 und ½ Schritt in der Länge, in der Breite kann man die Wände mit beiden Ellenbogen berühren. Wie von weither ganz undeutlich, bringt das Geräuſch des ſtädtiſchen Lebens an unſer Ohr, Wagengeraſſel und das Summen der Stimmen. Nach und nach nimmt das ab, und vorher wurde es allmählich dunkler in dem kleinen hölzernen Käfig; immer dunkler und endlich ſo finſter, daß man nur noch tappend darin auf- und abgehen kann. Unſere Leidensgefährten, die den Tag über Soldaten- und Schelmenlieder ſangen oder luſtige Melodieen pfiffen, ſind auch nach und nach ſtille geworden. Von einer Seite hören wir die Pritſche unſeres Nachbars krachen, von der andern erſchallt ein tiefer Seufzer und aus der Ecke ein halb unterdrücktes Fluchen über unwürdige Behandlung und Tyrannei. Wie ſich das von ſelbſt verſteht, ſind alle Militärgefangenen unſchuldig, und aus meiner ziemlich langen Praxis weiß ich nur einen einzigen Fall, wo Jemand ſich ſelbſt ſchuldig bekannte. Das war aber ein armer Teufel, der gegen ſeinen Unteroffizier die Zunge herausgeſtreckt hatte und der im Arreſtlokal behauptete, er ſei ſeines Verbrechens ſchuldig und eingeſtändig und habe wenigſtens den Tod verdient; des andern Tages aber wurde er abgeholt, denn es ſtellte ſich heraus, daß er ſchon ſeit einiger Zeit an fixen Ideen litt, die ſich alsdann zu einem förmlichen Wahnſinn ausbildeten.

Jetzt iſt es Nacht. Es kommt die Gefängnißviſitation, der Schließer mit ſeiner großen Laterne, und zwei Mann von der Wache, die vor der Thüre unſerer Zelle ſtehen bleiben, Gewehr

bei Fuß nehmen und uns lachend anschauen, während sich das Licht in dem blanken Gewehrlauf abspiegelt. Ja, sie lachen über unser Elend und haben so Unrecht nicht; vielleicht waren sie gestern selber hier, oder hatten sie eine unbestimmte Ahnung, daß sie diesen Palast, den sie heute als Schildwache schirmen, morgen als Gäste betreten werden. Endlich gehen sie wieder hinaus, das Licht verschwindet, die Schlüssel rasseln, die Riegel werden vorgeschoben, und wir sind wieder allein; haben keine Unterbrechung mehr zu befürchten und können uns zum Schlafen einrichten. Die Jacke wird ausgezogen, über den Oberkörper ausgebreitet und unter ihr kriecht man wie ein Igel zusammen. — — Glücklich, wer schlafen kann.

Aber für Jeden vergeht die Nacht, etwas langsamer, etwas geschwinder, wie es gerade kommt. Das liebe Tageslicht kehrt langsam wieder; mit ihm das Geräusch der Stadt und von jetzt ab scheinen die Stunden schneller zu fliehen. Endlich hört man entferntes Trommeln, dann das Herausrufen der Wache vor dem Arrestlokal. Die Gewehre klirren auf dem Pflaster; Kommandowort erschallt, die neue Wache zieht auf und ich habe erst 24 Stunden meines dreitägigen Arrestes hinter mir. Du lieber Gott! erst ein Drittheil meiner Strafzeit. Was ich Alles gestern Nacht und gestern erlebt, muß ich noch zweimal durchmachen. Drei verlorene Tage meines Lebens, und weßhalb, weil ich dem Schnapper die Nase zu stark verklopft.

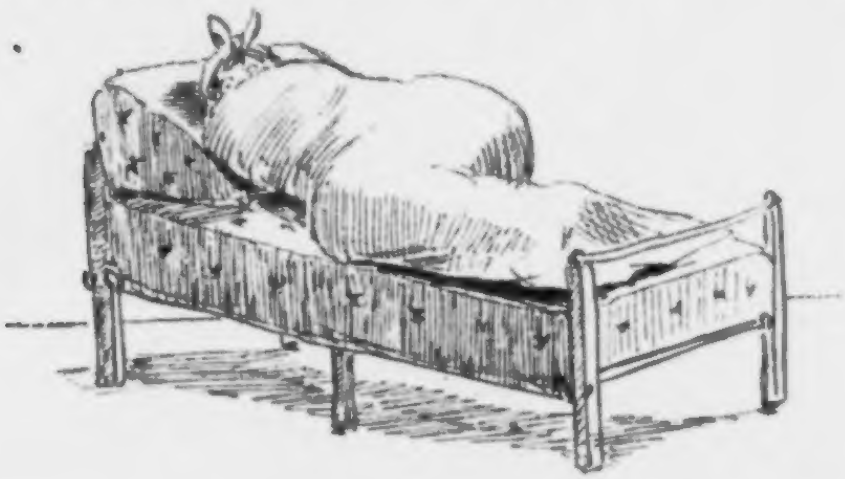
Jetzt klirren Riegel und Schlüssel, es ist dies nichts Ungewöhnliches, wenn die neue Wache aufzieht. Der Kommandant derselben hat das Recht, sogar die Verpflichtung, die Arrestlokale zu untersuchen, aber das geschieht sehr selten, es sei denn, er wolle noch einen guten Freund sehen, um ihm ein paar tröstliche Worte und einigen Schnaps mitzutheilen. Diesmal ist es der Gefangenwärter, der in den Thurm tritt und — nein, ich täusche mich nicht — meinen Namen nennt. „Wortmann?“ scheint er Jemand zu fragen, und ich lausche mit klopfendem Herzen. „Wortmann?“ wiederholte er, und setzte hinzu: „da ist allerdings ein Wortmann, aber ein Kanonier Wortmann und kein Bombardier.“ Eine Stimme, die mir bekannt ist, denn sie gehört einem Unteroffizier der Batterie, antwortet etwas, das ich nicht verstehe. Dann nähern sich Schritte meinem Käfig, der Riegel wird zurückgeschoben

und ich darf heraustreten. „Sie haben drei Tage?“ fragte der Schließer, „Kanonier Wortmann?“ „Drei Tage,“ wiederholte ich kopfnickend. — „Sie sind frei,“ fuhr er fort, und dies Wort klang mir wie eine himmliſche Muſik. Wie ward mir aber erſt, als er nun ſagte: „Ihnen kommt das Glück im Arreſt und im Schlaf, ſie kamen als Kanonier hierher, und gehen als Bombardier wieder, ich gratulire.“ Ich blickte erſtaunt auf den Unteroffizier unſerer Batterie, der das lachend beſtätigte. Welche Freude, die Gefühle dieſes Augenblickes kann ich Niemand beſchreiben.

In meinem ſpäteren Leben erhielt ich größere und wichtigere Auszeichnungen, aber nie wieder hat mich irgend etwas ſo erfreut, wie dieſes Avancement. Mit einem wahrhaft ſeligen Gefühl ging ich mit dem Unteroffizier durch die Straßen, und da ich glücklicherweiſe einiges erſpartes Geld bei mir hatte, kaufte ich mir eine Elle goldener Treſſen, um ſie in der Kaſerne ſogleich auf meine Aermelaufſchläge nähen zu laſſen. Der Unteroffizier erzählte mir, wie das eigentlich ſo gekommen. Unſer Kapitän war heute Morgen auf einige Tage in Urlaub gegangen, und kaum war er abgereist, ſo lief unter andern Befehlen auch ein Schreiben des Brigade-Kommandos ein, welches der Lieutenant v. Schwenkenberg, wie ihm das jetzt zuſtand, eröffnete. Beim Kommando hatte natürlicherweiſe der Freund meines Vaters, der Brigadeſchreiber, Wachtmeiſter Sternberg, für mich gewirkt, und es wurde der Batterie, die Mangel an Bombardieren hatte, mein Avancement zu dieſer Charge zugefertigt. Unſer guter Premierlieutenant bemerkte darauf zum Feldwebel: „Der Herr Hauptmann hat freilich dem Kanonier Wortmann drei Tage Arreſt gegeben, das wirkt aber nicht für den Bombardier Wortmann, der hat durchaus nichts verbrochen und muß entlaſſen werden.“ Ob der Kapitän derſelben Anſicht geweſen wäre, iſt unwahrſcheinlich, mindeſtens ſehr zweifelhaft. Genug, ich war frei, und als ich unſere Stube wieder betrat, hatte der alte Kanonier ſeine Kameraden inſtruirt, die ſich vor dem neuen Vorgeſetzten pflichtſchuldigſt erhoben und gerade hinſtellten. Der Apothekerſohn mußte es ſehr gegen ſeinen Willen ebenſo machen, aber Herr Schnapper, um dieſer Demüthigung zu entgehen, war in ſein Bett gekrochen und hatte ſich revierkrank gemeldet.

Das war meine erſte Strafe und mein erſtes Avancement.

Wie ſich der geneigte Leſer erinnern wird, ſo hatte ſich Lieutenant Schwenkenberg, als ich mich bei der Batterie meldete, gar nicht um mich bekümmert, und ſchien ſich des kleinen Majors nicht erinnern zu wollen. Auch ſpäter gab er ſich nicht viel mit mir ab, und nachdem er mich einmal gefragt, was mein Vater und meine Mutter mache, und ich ihm von unſerem bisherigen Leben erzählte, war von früheren Verhältniſſen nur ein einziges Mal noch die Rede, als ich nämlich des ehemaligen Unteroffiziers



Poltes erwähnte und zwar mit ſeinem eigentlichen Namen Leopold von Berger. Da ſchüttelte der Premierlieutenant nachdenkend und faſt betrübt ſein Haupt und ſagte: „Ich — erinnere — mich wohl — noch — ſeiner — ein — unglücklicher — Menſch, — der — ſeine — Carriere — verfehlt — und — von — den — Umſtänden — ſehr — tief — hinabgedrückt — wurde. Er — iſt — ſehr — krank, — wie — ich — weiß, — und — wird — wahrſcheinlich — nicht — wieder — aufkommen — nun — ich — mag — ihm — die — Ruhe — recht — wohl — gönnen, — es — kommt — ja — an — Jeden — von — uns — die — Reihe — und — wenn — wir — alsdann — drunten — liegen — und — zugedeckt — ſind, — ſo — iſt — es — am — Ende — auch — gleichgültig — ob — ein — Herz — mehr — oder — das — andere — gelitten. — Ihr — Vater — kam — auch —

damals — zur — Batterie — und — er — hat — das — beſte — Loos — getroffen, — wollte — nicht — höher — hinauf — als — für — ihn — gut — war, — blieb — in — ſeiner — Sphäre — und — iſt — jetzt — zufrieden — und — glücklich.

Nach dieſen Worten hatte der Lieutenant v. Schwenkenberg ſeinen Degen mit dem Ellenbogen feſtgehalten, wie er zu machen pflegte und ſchwankte von dannen. Plötzlich aber blieb er ſtehen, winkte mir, näher zu kommen, und ſagte mit ironiſchem Lächeln: „Ja — das — hätte — ich — bald — vergeſſen —

nicht — bloß — von — den — beiden, — Poltes und — Ihrem Vater, — deren — ich — eben — erwähnte, — ſondern — auch — noch — von — ein — paar — Dutzend — Anderen — war — ich — der — einzig — glückliche, — der — Auserwählte, — bekam — die — Epauletten — und — wurde — Lieutenant; — ein ungeheures — Glück — werde — 50 — Jahre — alt — ſein — ehe — ich — eine — Batterie — bekomme — und — bin — dann — ſtumpf — für — Leben — und — Dienſt. — Wenn — Sie — Glück — haben," fuhr er fort und drückte dabei mit dem Finger auf den oberſten Knopf meiner Jacke, „ſo — kann — es — Ihnen — auch — noch — ſo — gehen — aber — da — ich — Ihnen — wohl — will — hoffe — ich, — daß — Sie — kein — Glück — haben. Glauben — Sie — mir — beſter — Major — (das war das erſte und letzte Mal, daß er mich ſo nannte), bleiben — Sie — in — Ihrer — Sphäre — und — werden — ein — tüchtiger — Unteroffizier — meinetwegen — Feuerwerker. — Wir — Andern — ſind — ſehr — oft — falſch vergoldet. — Aber," — ſetzte er lachend hinzu — „Sie — brauchen — ſich — wahrhaftig — nicht — viel — Mühe — zu — geben — meinen — Wunſch — zu — erfüllen, — man — wird — Ihnen — ſchon — den — Weg — zu — den Epauletten — verteufelt — ſauer — machen. — Sie — haben — keine — Familie, — kein — Geld, — denken — Sie — an — mich. Was — Ihre — drei — Kameraden — anbelangt — ſo — kann — es — vielleicht — der — Sohn — der — Regierungsräthin W. — durchſetzen — Herr — Schnapper — wird — höchſtens — Bombardier — dann — fortgeſchickt — und — wird — ſein — Leben — an — den — Straßecken — verbummeln. Der — Dritte — hat — Anlage — zum — Feldwebel — und — wird — es — auch — werden, — aber — wie — ich — ſchon — geſagt, — Sie — müſſen — in — die — Civilcarriere — zurück. Guten Morgen."

Das war die längſte Rede, die ich je von unſerem Premierlieutenant gehört; er hat auch gewiß nie mehr eine ebenſo lange gehalten, und als er darauf von mir fortging, ſchien er ſich ganz ausgeſprochen zu haben, denn er ſchwankte ſo ſtark hin und her, wie ein leeres Schiff. Im Dienſt war er ſtrenge gegen mich,

aber nie unfreundlich, obgleich er mir nicht das Geringſte durchgehen ließ.

Als nach meinem Arreſt der Appell vorbei war, ließ ich mir vom Kompagnie-Schneider meine ſelbſtgekauften Treſſen auf die Uniform nähen, was mir einen halben Schoppen bittern Schnaps koſtete; dann ging ich zu Poltes, um ihn von meiner Strafe und meinem Glück in Kenntniß zu ſetzen. Da ich ihn einige Tage nicht geſehen hatte, ſo fand ich ihn wieder ſehr verändert. Er hatte mit Hülfe der alten Frau, die ſeine Sachen beſorgte, ſein Bett verlaſſen, und ſaß in einem alten Lehnſtuhl am Fenſter, ſo daß ihn die Nachmittagsſonne beſchien. Vergnügt darüber, daß ich kam, ſtreckte er mir die magere Hand entgegen, und als ich meine hineinlegte, blickte er auf meinen Aermel und machte große und recht vergnügte Augen. „Schon," ſagte er, „das iſt ja ſchnell gegangen, da hab' ich länger warten müſſen, nun ich bin auch dafür nicht weit gekommen." Hierauf erzählte ich ihm meinen Streit mit Herrn Schnapper, unſern Kampf und meinen Arreſt.

„Sei du froh," gab er mir zur Antwort, „daß der Kapitän nicht da war, die drei Tage auf's Holz hätten dich ein Jahr im Avancement zurückgebracht. Nimm dich aber in Acht, denn der Hauptmann hat Recht, Raufereien in der Kaſerne wird nun einmal nicht gut gethan." Das ſagte er Alles in großen Zwiſchenräumen und von häufigem Huſten unterbrochen. Sprach er's auch nicht mit ſeiner gewöhnlichen Herzlichkeit, ſondern ſo, als unterhielten wir uns von einem Dritten.

Von dem Fenſter aus, an welchem er ſaß, konnte er durch eine Häuſerlücke weit hinaus in das Land ſehen, wo der helle Sonnenſchein auf dem wogenden und faſt reifen Korne lag, und auf dem Fluſſe glänzte, ſowie auf den Segeln der Schiffe, die wie ſchneeweiße Tauben dahinzufliegen ſchienen.

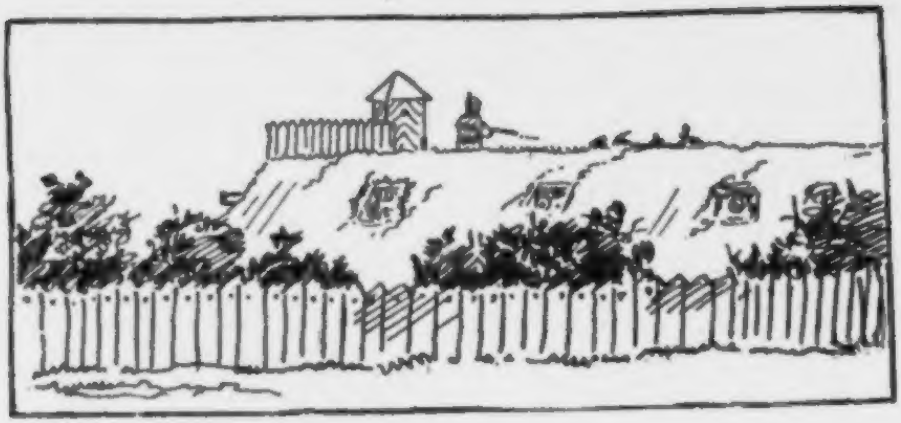
„Das geht Alles heim," ſagte er nach einer Pauſe, „und wenn die Schiffe im Hafen ſind, ſo zieht man die Segel ein. Dann gute Nacht." Er athmete ſehr ſchwer und mühſam und ſeine Hände zupften an einer wollenen Decke, die er auf den Knieen ausgebreitet hatte. — „Neben dem Fluſſe daher," fuhr er nach einer Pauſe mit ſehr leiſer Stimme fort, „kam ich vor dreißig Jahren gefahren, und gerade dort ſtieg ich aus und warf

flache Steine über den Waſſerſpiegel, um zu ſehen, wie oft ſie ricochettirten. Viermal ſchlug der Stein auf und in vier Jahren, dachte ich, biſt du Offizier."

Hiebei lächelte er ganz eigenthümlich, und nach längerer Zeit erſt fuhr er fort: „Das Korn ſchneiden ſie auch bald und thun es in die Scheuer — — — — — — — — — — — Ja, ja, den Weg kenne ich genau," ſagte er dann wieder, „wenn man ihn verfolgt, weit, weit hinaus, mehrere Tage lang, ſo kommt man an ein ſchönes Landhaus, da — bin ich geboren — — — — und werde — hier ſterben. — — — Hörſt du nicht eine Glocke?"

„Sie läuten auf dem Dome," antwortete ich einigermaßen beſtürzt, denn Poltes hatte noch nie ſo eigenthümlich und mit ſo ſonderbar betonter Stimme zu mir geſprochen.

„So — öffne — das — Fenſter," ſagte er. Ich that ſo, und als die feierlichen tiefen Klänge, ſo ungedämpft zu uns hereindrangen, ließ er den Kopf tief auf die Bruſt herabſinken, ſo tief zwar, daß ich nicht in ſeine Augen ſehen konnte. Als er aber lange, lange nicht aufblickte, legte ich endlich meine Hand auf die ſeinige und fühlte mit tiefem Erſchrecken, daß dieſelbe ſehr kalt war; dann bückte ich mich nieder, ſah in ſein Geſicht, und obgleich ich noch nie einen todten Menſchen geſehen, erkannte ich doch ſogleich, daß mein armer Freund Poltes heimgegangen ſei. Ich rief die alte Frau um Hülfe, und als ſie hereinkam, ſeine Augen betrachtet hatte und ſeine kalten Hände befühlt, ſagte ſie: „Nun endlich iſt er geſtorben, das hat lange gedauert." Während ſie ein paar Leute holte, die ihn auf ſein Bett legen ſollten, kniete ich neben ihm nieder und weinte reichlich und heiße Thränen auf die kalte Hand des Freundes. — — — —



7.

Der gute Poltes, einſt Leopold v. Berger, doch wurde ſelbſt dieſer Name in der Trauerrede nicht genannt, ward nun mit allen militäriſchen Ehren zur Ruhe beſtattet. Wie wohl that es mir, als ſie ihn hinabſenkten und ich weinend dabeiſtand, daß ich aufblickend ſah, wie auch der Lieutenant v. Schwenkenberg tiefbetrübt ausſah und mit der umgekehrten Hand eine Thräne wegwiſchte, die ihm gerade aus den Augen in den langen Schnurrbart laufen wollte. Von meinem Vater, dem ich den traurigen Vorfall ſchrieb, erhielt ich einen langen Brief, der mir am Eingang meldete, daß zu Hauſe Alles wohl ſei und der mich in Hinweiſung auf den verſtorbenen Freund ſchließlich ermahnte, mein Leben recht vorſichtig und mäßig zu genießen, mich namentlich aber vor der Flaſche in Acht zu nehmen, und auch vor andern Dingen, die mein Vater aber ziemlich undeutlich bezeichnete. Zu gleicher Zeit ſchickte er mir einiges Geld für mich, ſowie eine zweite kleine Summe, um Poltes' Grab, ſeinem ſchriftlich ausgedrückten

Wunſche gemäß, gehörig damit ſchmücken zu können. Meine Mutter hatte ein Poſtſcriptum angehängt, worin ſie mich um die Ueberſendung verſchiedener Ellen Band zu ihren Hauben erſuchte. Man erwarte in dem Grenzſtädtchen, ſo ſchrieb ſie, einen hohen Zollbeamten zur Viſitation, und bei den Feierlichkeiten, die begreiflicherweiſe dabei ſtattfinden müßten, wolle ſie auf's Allerwürdigſte erſcheinen. Es machte mir eine beſondere Freude, Poltes' Grabausſchmückung beſorgen zu können, und wie er es bei ſeinen Lebzeiten befohlen, ließ ich ihm zwei hölzerne Kanonenröhren machen, die ein Kreuz bildeten, zwiſchen dem einen Schildzapfen ſtand ſein Name, Geburtsjahr und Todestag, zwiſchen dem andern ein Ausſpruch des Apoſtel Paulus, den er ſelbſt ausgeſucht und der durch das letzte Wort, wie Poltes zu ſagen pflegte, auf die Artilleriewiſſenſchaft hinzudeuten ſchien, nämlich: „Alles Wiſſen iſt Stückwerk."

So hatte ich nun einen Freund weniger und einige Feinde mehr; unter letztern muß ich unſern Hauptmann und Batteriechef Bitter nennen, der gelinde getobt hatte, als er vom Urlaub zurückkehrend erfahren, daß ich nicht nur Bombardier geworden ſei, ſondern in Folge deſſen noch zwei Tage zu früh aus dem Arreſt entlaſſen. Er hatte ſogar über dieſen Gegenſtand eine ziemlich heftige Scene mit ſeinem erſten Lieutenant, deren Ende war, daß Herr v. Schwenkenberg an ſeinen Helm langte, und etwas weniger ruhig als ſonſt ſprach: „Wenn — der — Herr — Hauptmann — vielleicht — glauben, — daß — ich — unrecht — gehandelt, — ſo — bitte — ich — den — Herr — Hauptmann — ganz — gehorſamſt, — den — Vorfall — an — das Brigade- — Kommando — melden — zu — wollen; — ich — für — meine — Perſon — habe — nichts — dagegen, — es — ſoll — mich — vielmehr — außerordentlich — freuen." Damit drehte er ſich um und ging ſeiner Wege.

Mich hatte nun der Kapitän ſeit jener Zeit, was man ſo nennt, furchtbar auf dem Striche. Ich konnte machen, was ich wollte, er entdeckte immer etwas Mangelhaftes an meinem Anzuge, oder irgend einen Fehler, wenn ich ſelbſt exercirte oder exerciren ließ. Daher kam es denn auch, daß ich ziemlich häufig Arreſt und Strafwachen bekam, zwei Sachen, die der Kapitän in's

Nationale ſchreiben laſſen darf und die beim Avancement durchaus nicht förderlich ſind.

Die übrigen Feinde, die ich mir erworben hatte, waren natürlicherweiſe Herr Schnapper und meine beiden andern Kameraden, da ich ſo früh zum Bombardier befördert worden war. Bald nach dieſem Vorfall ließ der Herr Hauptmann ſie ebenfalls das Examen machen, wobei Herr Schnapper übrigens ſo ſchlecht beſtand, daß er nicht nur nicht avancirte, ſondern daß ihm leiſe angedeutet wurde, er möge ruhig ſeine zwei Jahre fortdienen und dann ſeinen Abſchied nehmen, was auch ſpäter geſchah, und ſich ſo die Prophezeihung des Lieutenants v. Schwenkenberg beſtätigte, denn als Herr Schnapper abgegangen war, bummelte er in der Stadt herum, ohne irgend ein Geſchäft zu ergreifen oder überhaupt etwas zu thun, und da er von ſeiner Mutter noch einiges Geld erhielt, verlumpte er zwar langſam, aber vollkommen.

Auch was die beiden andern Freiwilligen betraf, hatte ſich der Lieutenant nicht getäuſcht. Der Apothekerſohn machte ein ſchönes Examen, avancirte bald nach mir zum Bombardier, und da er ein Schreib- und Rechengenie war, ſo wurde er zum Feldwebel kommandirt und erhielt auch, als dieſer freilich nach meh-

reren Jahren zur Civilpartie überging, deſſen Poſten. Der Sohn der Regierungsraths-Wittwe hatte ſich ſehr gekränkt gefühlt, daß ich, ein ganz gewöhnliches Soldatenkind, vor ihm befördert worden war, und die früheren Bekanntſchaften ſeiner Mutter hatten es nicht nur zu Wege gebracht, daß er zu einer andern Batterie verſetzt wurde, ſondern auch, daß er auf die Kriegsſchule kam, und nun einmal auf dem gehörigen Wege, wurde er auch endlich, freilich nach längerer Zeit, Lieutenant. Später ſahen wir uns wieder und da ſprach er über ſeine Zukunft auch nicht viel anders, als damals der Lieutenant v. Schwenkenberg.

Der Erzählung meines einfachen Lebens bin ich dieſem Punkte vorausgeeilt, weil ich aus dem ferneren Zuſammenleben mit den andern Freiwilligen nicht viel Intereſſantes zu berichten weiß.

Mein Streit mit Herrn Schnapper hatte mich bei allen Uebrigen in ziemlichen Reſpekt geſetzt, und da ich mich bemühte, meinen Dienſt auf's Pünktlichſte zu verſehen, ſo genoß ich die Liebe und Achtung meiner Kameraden und Vorgeſetzten mit Ausnahme des Kapitäns. Leider konnte er mir bedeutend ſchaden und unterließ das auch nicht. So viel mir die wenig freie Zeit, die ich hatte, erlaubte, lernte ich Sprachen, Geographie, Geſchichte und was nöthig war, um ein Examen in die vorbereitende Artillerieſchule machen zu können. Auch wurde ich mit mehreren andern Aſpiranten vom Abtheilungs-Kommando zu dieſem Examen eingegeben, doch waren die darauf bezüglichen Papiere noch nicht lange bei der Brigade eingelaufen, ſo erhielt ich vom Wachtmeiſter Sternberg einen freundſchaftlichen Brief — „Donnerwetter, lieber Major, da ſind deine Papiere zum Examen allerdings mit den übrigen eingelaufen, aber mich ſoll dieſer und jener holen, wenn dein curriculum vitae nicht eines der ſchlechteſten iſt, das mir jemals unter die Hände gelaufen. Biſt du denn wirklich ein ſo leichtſinniges Subjekt geworden, oder kämmen ſie an dir herunter. Das wechſelt ja ab mit Arreſt und Strafwachen. Ich ſage dir, wenn ich nicht bei Schippenb — beim Kommando will ich ſagen — die Hand über dein gottloſes Haupt hielte, ſo hätte man dich wegen des verfluchten Nationale's zurückgewieſen. Das ſage ich dir aber, ſei mir gehörig gefattelt; zieh die Bauchgurten deines

Wissens fest zusammen, denn wenn du beim Examen herabplumpst, so freut mich mein Leben. Dein Alter ist nicht nur wohl, sondern hat auch ein unverschämtes Glück; soeben lese ich, daß er schon zum Steuerkontroleur ernannt ist. Gratulire augenblicklich deiner Mutter, und da Steuerkontroleurin schlecht klingt, so kannst du auf die Adresse schreiben: Frau Steuerkontroleuse Wortmann. Auch ich will nächstens abziehen, aber zur Post; weißt du, ich kann das Sitzen nicht ertragen."

Daß ich in der That vom Brigade-Kommando beschützt wurde, das sah ich mit großen Freuden, unser Kapitän aber zu seinem großen Verdruß daran, daß ich trotz der schlechten Zeugnisse wirklich zum Examen kommandirt wurde; leider kam ich aber doch nicht dazu. Wenige Tage vor unserem Abmarsche lief ein Schreiben des Generalkommando's ein, mit der für uns trostlosen Nachricht, daß die vorbereitende Brigade-Artillerieschule laut höherem Befehl aufgehoben sei, es blieb also nur noch die große Artillerieschule in der Residenz übrig, zu deren Eintritt ein Examen erforderlich war, wie es die Fähndriche bestehen mußten, und dazu reichten meine Kenntnisse nicht aus.

Wachtmeister Sternberg schrieb mir ebenfalls darüber, auch mein Vater, und beide gaben mir den Rath, ruhig fortzudienen, mich in den Artilleriewissenschaften zu vervollkommnen, um später einmal Oberfeuerwerker werden zu können. Das that ich denn auch und verzichtete auf die Epauletten, ohne daß es mir gerade besondern Kummer machte. Hatte ich doch schon genug von dem Offiziersleben kennen gelernt, um einzusehen, daß dasselbe für den, der kein Vermögen besaß, gar zu starke Schattenseiten habe.

Ich widmete mich also auf's Fleißigste dem Dienst und den Artilleriewissenschaften, und als ich zwei Jahre gedient, machte ich ein so glänzendes Unteroffiziers-Examen, daß ich vom Abtheilungs-Kommando augenblicklich avancirt wurde. Nebenbei hatte ich auch meine Liebe zur Gärtnerei nicht vergessen und bildete die Anfangsgründe, die mir der weise Vogel beigebracht auf's Umfassendste aus. Ich fand einen geschickten Gärtner bei der Stadt, der sich meiner bereitwillig annahm, und war glücklich, alle meine Freistunden unter Blumen und Bäumen zubringen zu können. Das bißchen Latein, das ich in der Schule gelernt, machte es

mir leicht, die hunderterlei Namen der Pflanzen zu behalten, und als ich ein Jahr bei meinem Freunde, dem Gärtner, gearbeitet, meinte dieser lachend: „Wenn es mir einmal bei der Artillerie durchaus nicht mehr gefiele, so könne ich, was meine Kenntnisse anbelange, getrost den ausgedehntesten herrschaftlichen Garten übernehmen."

Da es mir durch die immerwährende Beschäftigung im Garten fast zum Bedürfniß geworden war, im Freien unter Pflanzen und Bäumen zu sein, so suchte ich sogar im Dienste dieses Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, daß ich gerne die Wache auf den kleinen Forts übernahm, die außerhalb der Stadt lagen, wo das mit Bäumen bepflanzte Glacis einem kleinen Parke ähnlich war. Da war ich glücklich und half den wildwachsenden Bäumen mit Scheere und Messer auf's Zweckmäßigste nach, mußte mich aber sehr in Acht nehmen, daß diese Ausübung meiner Kunst nicht auf unangenehme Art zu Ohren der Festungsdirektion käme. Einmal war ich schon in schweren Anklagestand versetzt worden, als ich nämlich aus einer schönen Ulme mehrere dürre Aeste weggesägt hatte, und da unser Kapitän nicht übel geneigt war, dieses dreifach zu bestrafen, erstens nämlich als Unordnung im Dienste, worin er nicht ganz Unrecht hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Waldfrevel, und drittens gar als Holzdiebstahl, so hätte es mir schlecht ergehen können, wenn die Behörde nicht glücklicherweise nur den ersten Fall angenommen hätte, und mich dafür mit ein paar Tagen Arrest beglückte. Aber trotzdem konnte ich die Gärtnerei, wenn auch auf königlichem Grund und Boden, nicht lassen.

So war es denn wieder Frühling geworden, ich diente drei Jahre, war wie gesagt Unteroffizier, und hätte mich schon lange zum Feuerwerker-Examen gemeldet, wenn nicht der Kapitän eine derartige Anfrage meinerseits mit einem wahren Hohngelächter beantwortet hätte und mich darauf gefragt: „Wissen Sie auch, was ein Feuerwerker ist? Sie scheinen keine Idee davon zu haben?"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann," entgegnete ich einigermaßen gereizt, „ich erlaube mir vielleicht doch zu wissen, was ein Feuerwerker ist."

„Nun darauf wär' ich begierig," meinte er und sah mich finster an, wobei er die beiden Zeigefinger zwischen Schärpe und Uniform steckte.

„Ein Feuerwerker, Herr Hauptmann, iſt meiner Anſicht nach eine Charge in der Batterie, welche ſich mit der Feuerwerkskunde ſehr vertraut gemacht hat, der ferner —“

„Und Ihre Anſicht iſt durchaus falſch, mein Lieber,“ fiel er mir nun lächelnd in die Rede. „Wer zum Feuerwerker avanciren will, ſoll das Muſter eines Unteroffiziers ſein, ſoll meiner Anſicht nach viermal ſo lange dienen als Sie, ſoll den Dienſt auswendig kennen wie ein Buch und ausüben wie eine Maſchine, ſoll das Progeſta ſeiner ganzen Kompagnie ſein, exerciren können wie ein Engel und ſoll vor allen Dingen — merken Sie ſich das wohl — nie beſtraft worden ſein. Das iſt meine Anſicht von den Eigen-

ſchaften eines Feuerwerkers.“ Das hatte er mit erhabenem Tone geſprochen und ſetzte nun in gewöhnlichem Tone hinzu: „Daß der Feuerwerker nebenbei eine Rakete von einer Stückkugel ſoll unterſcheiden können, verſteht ſich von ſelber.“

„Der Herr Hauptmann werden entſchuldigen,“ erwiederte ich, „aber nach dem habe ich wohl keine Hoffnung, jemals in der Batterie des Herrn Hauptmann zum Feuerwerker zu avanciren; denn wenn ich mich auch befleißigen würde, einer der pünktlichſten und properſten Unteroffiziere der Batterie zu werden, ſo wird es mir doch nie gelingen, ein Nationale beizubringen, in dem keine Strafen verzeichnet ſtehen.“

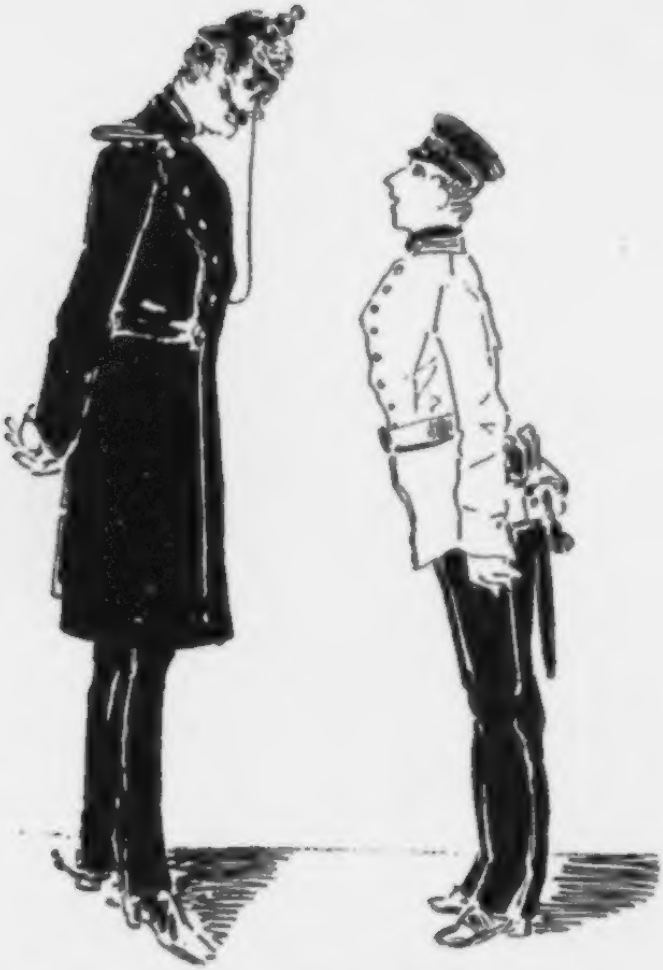
„Ja, mein Lieber,“ ſagte er, beharrlich mit dem Kopfe nickend, „den Riegel haben Sie ſich ſelbſt vorgeſchoben. Wenn ich nicht irre, ſaßen Sie in den drei Jahren ſchon ſechsmal auf dem Holze, und die Zahl Ihrer Strafwachen iſt Legion.“

„Zu befehlen, Herr Hauptmann, Legion.“

„Hm! hm!“ machte er verdrießlich. „Und das ſcheint Sie eigentlich gar nicht zu alteriren. Aber ich weiß ſchon, worauf Sie bauen, auf den Schutz irgend eines Schreibers beim Brigade-Kommando, der Ihnen beim Unteroffizier-Examen ſo treffliche Dienſte geleiſtet und den Sie ſich, Gott weiß durch welche Hinterthüre erſchlichen. Aber, Herr, das verſichere ich Sie, dergleichen wird nicht mehr gut gethan, ſo wahr ich Bitter heiße und ſehr bitter ſein kann.“

Es gibt leider Augenblicke im Menſchenleben, wo man der Strafe näher iſt als ſonſt. Mir war die Geduld zerriſſen und ich erlaubte mir, im Tone der höchſten Achtung und tiefſten Unterwürfigkeit dem Hauptmann zu bemerken, daß ich ihm recht ſehr für die Auskunft über mich ſelbſt danke, zugleich aber um die Erlaubniß bäte, mich beim Abtheilungs-Kommando zur Verſetzung nach einer andern Batterie zu melden.

Ich gebe zu, daß der gegenwärtige Augenblick zu dieſem Geſuche vielleicht nicht paſſend war und es als Trotz erſcheinen konnte; wenigſtens nahm es der Hauptmann ſo auf. Er rieb ſich die Hände, huſtete ein paarmal leiſe und kniff die Augen zu, wie er zu machen pflegte, wenn er anfing ſehr übler Laune zu werden. „Sehr ſchön,“ ſagte er nach einer Pauſe, „charmant, ich bitte



aber recht ſehr, Herr Unteroffizier, ſich den vorhabenden Schritt noch gefälligſt überlegen zu wollen. Und damit es Ihnen hierzu nicht an Zeit und Muße fehlt, ſo melden Sie ſich gefälligſt beim Feldwebel zur Strafwache auf Fort Nr. 4, wo Sie über Ihren Entſchluß nachdenken können. — Verſtanden?"

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

„So gehen Sie."

„Zu befehlen, Herr Hauptmann."

So hatte ich denn abermals eine Strafwache, die mir heute gerade nicht angenehm war, denn wir hatten Feiertag und ich alſo vollkommen Zeit, den ganzen Tag bei meinem Freunde, dem Gärtner, zuzubringen. Da es übrigens noch früh am Morgen

war, ging ich zu ihm hinaus und fand ihn beim Pfropfen verſchiedener Geſträuche beſchäftigt. Ich erzählte ihm mein Schickſal und er meinte, das Beſte wäre, ich ſolle meinen Abſchied nehmen, und mich ganz meiner Lieblingsbeſchäftigung, der Gärtnerei, widmen. Einen ſolchen Entſchluß ohne Einwilligung meiner Eltern zu faſſen, daran war nicht zu denken, auch war ich ſicher, daß weder mein Vater noch meine Mutter es je erlauben würden, daß ich ſchon nach drei Jahren wieder den Militärdienſt verlaſſe. Feuerwerker ſollte ich nun einmal werden, ſo wollte es der Vater Wortmann, und die vorgeſchriebene Anzahl Jahre dienen, um Anſprüche auf eine Civilverſorgung zu haben. In der That, da war nichts zu machen und mein Freund mußte mir beipflichten, als ich ihm das auseinanderſetzte.

Ich half ihm noch eine Stunde bei ſeinem Geſchäft, dann mußte ich ihn verlaſſen, da es Zeit war, nach meiner Wachmannſchaft zu ſehen. Er wickelte mir lachend ein paar der Reiſer, womit er beſchäftigt war, in Moos und ſteckte ſie mir in die Taſchen. „Vielleicht," ſagte er, „finden Sie irgendwo einen Strauch, an dem Sie mit Pfropfen ein paar Verſuche machen können. An Zeit wird es Ihnen nicht fehlen."

Dann verließ ich ihn, um meine Wache zu beziehen, eine der kleinen Feſtungen, welche um die Stadt liegen. Daß ich gerade hierhin geſchickt worden, dafür war ich dem Kapitän noch dankbar, denn er hätte mich ebenſo gut nach dem einſamen, alten Pulverthurme ſenden können, oder gar die Kaſernenwache übergeben, was mir noch weit unangenehmer geweſen wäre. Auf meinem einſamen Fort war ich doch mitten in der ſchönen Natur, hatte wenig von Ueberraſchungen zu fürchten, namentlich heute an einem Feiertage, und dann führte die Wache hier überhaupt ein recht behagliches, patriarchaliſches Leben. Die nothwendigen Beſtandtheile eines frugalen Abendeſſens, Kartoffeln, Butter und etwas Wurſt wurden mitgenommen, auch die Kaffeemaſchine, Tabak, Pfeifen, ſogar ein paar Cigarren, und vor allen Dingen ein paar unterhaltende Bücher.

Mit dieſem führten wir denn hier draußen in der That ein beſchauliches Leben; man war wie im Kloſter. Der öde, gepflaſterte Hof hallte ſo recht unheimlich von unſern Schritten wieder, das

Wachtlokal mit einer engen vergitterten Schießscharte war wie eine Mönchszelle, und rings um uns her bildeten Gräben und Glacis einen allerliebsten Klostergarten. In diesem hielt ich mich auch am liebsten auf, und auch heute, als ich mein Wachtbuch eingeschrieben hatte, sowie die Meldezettel nach der Stadt geschickt, als das Wachtlokal in Ordnung gebracht war und die Posten aufgezogen und gehörig instruirt, suchte ich mir eine recht angenehme Stellung an der Böschung des kleinen Walles, wo das Bankett eine förmliche Rasenbank bildete. Mein Bursche, der mit mir auf der Wache war, richtete mir die Kaffeemaschine her, ich zündete den Spiritus an, und nachdem der Trank bereitet war, legte ich mich behaglich in's Grüne und las ein paar Stunden.

Die Kanoniere, die nicht auf Posten waren, hatten sich rings auf dem Glacis vertheilt, um nach der Stadt hinauszuspähen, ob sich nichts Verdächtiges nahe, bei welchem Geschäft sie übrigens ebenso wie ihr Kommandant auf Gras und Blumen ruhten, und so genossen wir Alle zusammen die Freuden der Wache an einem schönen Frühlings- und Feiertage.

Endlich war mein Kaffee getrunken, ich auch des Lesens müde, weßhalb ich mich erhob, um meine Posten zu revidiren. Ich fand bei ihnen nichts besonders Ungehöriges: doch war es vielleicht nicht ganz streng dem Reglement gemäß, daß der Eine pfiff, der Andere sang, ehe sie mich kommen hörten. Nur der auf der Plattform des Thurms erhielt einen kleinen Verweis, denn statt umherzugehen, wie es Vorschrift war, hatte er sich in eine der Schießscharten gesetzt, und blickte nach der Stadt, sowie auf den Fluß, der nicht weit von unserem Fort vorbeiströmte und wo Dampfer auf- und abzogen, eine lange, schwarze Rauchwolke hinter sich drein ziehend. Von der Stadt her war ein Gesumme der Menschen, das Rollen der Equipagen, aber Alles verschwamm zu einem unverständlichen Brausen, zwischen dem nur deutlich die Glocken der vielen Kirchen hervordrangen, in denen zum Nachmittagsgottesdienste geläutet wurde.

Als ich wieder hinabstieg und auf das Glacis ging, gedachte ich der Zweige, die mir mein Freund, der Gärtner, in die Tasche gesteckt. Ich nahm sie hervor und suchte mir ein passendes Gesträuch, um meine Kunst daran zu versuchen. Es war dies die

gewöhnliche Akazie, auf welche ich mich bemühte, einen Zweig der Robinia hispada zu pfropfen. Wenn ich auch als Wachthabender Unrecht hatte, dergleichen zu thun, ſo war es doch anderntheils ein verdienſtliches Werk, die Geſträucher hier zu veredeln, und wie ſchön mußte es ſich nicht im nächſten Frühjahre ausnehmen, wenn hier neben der gelben Blüte der gewöhnlichen Akazie auf einmal die prachtvolle röthliche der Robinia hispada hervorwuchs. Meſſer, Baſt und Wachs hatte ich nicht vergeſſen, in die Patrontaſche zu ſtecken, und durch die am Rande des Glacis umherliegenden Kanoniere vor jedem Ueberfall gedeckt, machte ich mich mit großer Ruhe und vielem Behagen an mein Geſchäft. Schon hatte ich ein paar Sträucher auf's Kunſtvollſte gepfropft, als ich aufblickend einen meiner Kanoniere vor mir ſah, der mit ſeinen Armen und Händen allerlei ſeltſame Zeichen und Pantomimen machte, die wahrſcheinlich mir gelten ſollten.

„Was willst du?“ rief ich ihm zu. „Kommt Jemand?“

Statt aller Antwort machte er ein ganz erschrecktes Gesicht und deutete schüchtern mit dem Finger vor sich hin. Zu gleicher Zeit rief der Posten auf der Plattform mehreremal meinen Namen. Ich blickte um mich her und endlich auch hinter mich, und sah zu meinem nicht geringen Schrecken drei Artillerie-Offiziere, die aus dem Hofe des Forts kamen und sich mir näherten. Daß ich in einem derselben augenblicklich unsern Hauptmann Bitter erkannte, verminderte meinen Schrecken durchaus nicht. Eilig nahm ich den Helm vom Boden auf, und als ich mich gegen die Ankommenden wandte, gelang es mir, Messer, Wachs und Bast in die auf meinem Rücken befindliche Patrontasche zu schieben.

Zum schlimmen Spiel die beste Miene machend, näherte ich mich meinen Vorgesetzten so unbefangen als möglich und meldete: „Auf Wache ein Unteroffizier und zwölf Kanoniere. Weder auf Posten noch im Innern der Forts befindet sich etwas Neues.“

„Nach Ihrer Ansicht allerdings nicht,“ erwiederte der Hauptmann kopfnickend und ganz zufrieden lächelnd; „für mich aber ist es etwas außerordentlich Neues, eine Wache zu finden, die so ihren Dienst thut, wie die Ihrige. Das ganze Fort ist leer, man könnte sogar die Geschütze wegtragen und Sie würden es nicht merken. Nein, Herr Unteroffizier Wortmann, dergleichen ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Was Teufels, Herr, ist in Sie hineingefahren? Wenn Sie vielleicht am periodischen Wahnsinn leiden, so melden Sie sich in's Lazareth. Dann werden wir auch Ihre ganze Aufführung begreifen.“

Ich stand wie eine Bildsäule und verzog keine Miene, das Beste, was ich in meiner Lage thun konnte.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann v. Walter, und Sie Herr Premierlieutenant Schwarz, ist Ihnen in Ihrem ganzen Leben dergleichen vorgekommen?“

Mit einem schnellen Blick beschaute ich mir die beiden andern Offiziere, namentlich den Herrn Hauptmann v. Walter, der Kommandant der Festungskompagnie in J. war, von dem wir viel gehört, den seine Leute enthusiastisch liebten, den ich aber noch nie gesehen. Er war ein fast zu starker, sehr behaglich aussehender Mann mit einem runden, außerordentlich freundlichen Gesichte.

Dabei hatte er lebhafte, wohlwollende Augen, aus denen es wie Lachen hervorblitzte, ganz im Gegenſatz zu dem furchtbaren Auftritte, der ſich vor ſeinen Augen zu entwickeln begann. Soviel ich ſpäter ſah, hinkte er ein wenig mit dem linken Fuße, und deßhalb führte er auch ein ſpaniſches Rohr mit elfenbeinerner Krücke.

Der Herr Lieutenant Schwarz war ganz das Gegentheil ſeines Hauptmanns, er war faſt übertrieben mager, hatte einen langen dünnen Hals, auf dem ein Kopf ſaß, der nicht bedeutend ſtärker, aber viel länger war. Seine Augenbrauen waren erſtaunt in die Höhe gezogen, der Schnurrbart hing tief zu beiden Seiten des Kinns herab, und über dem ganzen Geſichte lag ein ſo furchtbarer Ernſt, daß ich ihm anſah, er ſei auf's Höchſte empört über den Frevel, den ich hier begangen.

„Und was treiben Sie hier auf dem Glacis?“ fuhr der Kapitän nach einer kleinen Pauſe fort. „Mir ſcheint, Sie haben Ihre alten Mucken wieder. Sollten Sie wohl glauben,“ wandte er ſich an den andern Hauptmann, „daß dieſer Unteroffizier ſchon

einmal beſtraft wurde, weil er Aeſte aus dem Gehölz des Glacis weggeſchnitten? — Ich bitte Sie: Aeſte eines königlichen Baumes!"

„Es waren dürre Aeſte," erlaubte ich mir zu ſagen.

„Aſt iſt Aſt!" rief entrüſtet der Kapitän. „Und es iſt nur ſchade, daß man damals nicht meiner Anſicht war, ſonſt wären Sie lange unſchädlich gemacht worden. Nicht wahr, Herr Hauptmann v. Walter, Aſt iſt Aſt?"

„Nicht ſo ganz, mein lieber Herr Hauptmann Bitter," erwiederte der dicke Kapitän freundlich. „Ich will zugeben, daß es von einem wachthabenden Unteroffizier nicht ganz paſſend iſt, Aeſte von den Bäumen einer königlichen Pflanzung wegzuſägen."

„Fürchterlich!" ſagte Lieutenant Schwarz im Tone der höchſten Entrüſtung.

„Anderntheils aber," fuhr der Hauptmann v. Walter fort, „könnte es ſogar ein verdienſtliches Werk genannt werden, dürre Aeſte von einem Baum zu entfernen. Das erhöht deſſen Lebenskraft und verhindert in vielen Fällen, daß nicht auch andere Zweige angegriffen werden und ebenfalls abſterben."

Unſer Kapitän huſtete ungeduldig. „Wir wollen das Vergangene nicht weiter unterſuchen," ſprach er. „Aber was trieben Sie dort im Gehölz, als wir kamen? — Es thut mir leid, aber die Sache muß unterſucht werden. Wenn es den Herren gefällig wäre, ſo ſehen wir etwas genauer auf die Arbeit dieſes wachthabenden Unteroffiziers."

„Gehen wir," verſetzte der dicke Kapitän und ſchritt, auf ſeinen Stock geſtützt, voraus.

Lieutenant Schwarz drückte die Hände auf ſeinen dünnen

Leib und folgte langſamen Schrittes, anzuſehen, wie eine finſtere Wetterwolke.

„Aha!" rief unſer Hauptmann triumphirend, als wir jetzt an Ort und Stelle gekommen waren und zeigte dabei auf die grünen Akazienzweige, die ich Behufs des Pfropfens entfernt und die auf dem Boden umherlagen. „Sind das auch vielleicht dürre Aeſte? Na, Herr! diesmal will ich Sie faſſen."

Während der dicke Kapitän ruhig an meine Sträucher trat, zuckte der Lieutenant Schwarz seine Schultern so hoch, daß sie fast die Ohren berührten. Hauptmann Bitter blickte mich kopfnickend an, und ich stand dabei — wehrlos, ein aufgegebener Mann.

„Das ist ja vortrefflich gepfropft!“ rief plötzlich der Hauptmann v. Walter; „ich sage Ihnen, vortrefflich. Die Bänder sind zierlich und kunstgerecht angelegt und das Baumwachs mit einer wahren Feinheit aufgetragen.“

Unser Kapitän schaute erstaunt auf seinen Herrn Kameraden, während der Lieutenant abermals die Achseln zuckte.

„Robinia hispada“, rief der Hauptmann v. Walter. Eine herrliche Blüthe! wird sich im nächsten Frühjahre ganz ausgezeichnet machen.“

„Aber ich begreife nicht,“ sagte unser Kapitän erstaunt.

„Er verdient freilich einen kleinen Verweis, der Unteroffizier,“ meinte heiter der dicke Hauptmann, „daß er die Zeit der Wache zu so was anwendet, in seinen Freistunden aber eine Belohnung dafür.“

„Aber ich begreife nicht,“ wiederholte Hauptmann Bitter, „das ist doch ein offenbarer Waldfrevel.“

„Kein Waldfrevel,“ unterbrach ihn der Andere, „gewiß, lieber Herr Kamerad, kein Waldfrevel, im Gegentheil, es zeugt von gutem Geschmack, hier in dieser Gruppe Robinia hispada auf Robinia pseudoacacia, die gemeine Akazia zu pfropfen. Sehen Sie, dort haben wir Crataegus, den Weißdorn, dort eine Lonicera, die dunkelroth blüht, daneben den sogenannten Goldregen, das wird eine ganz schöne Wirkung machen, allerdings auf der Wache,“ sagte er lächelnd zu mir, wobei er komisch drohend seinen Krückstock erhob, „auf der Wache sollte so was unterbleiben.“

„Und ist doch Waldfrevel; dergleichen auf einem königlichen Glacis,“ sagte hartnäckig unser Hauptmann.

„Nein, nein, gewiß kein Waldfrevel,“ erwiederte der Andere, „nur gepfropft und sehr schön gepfropft. — Sind Sie ein gelernter Gärtner?“ wandte er sich an mich.

Der Herr Hauptmann hatte etwas so außerordentlich Wohlwollendes und Gutes in seinem Benehmen und seiner Sprache, daß ich mich sehr zu ihm hingezogen fühlte. Auf seine Frage an

mich, erzählte ich ihm mit kurzen Worten, daß ich auf Avancement diene, daß ich habe Offizier werden wollen, auch wohl das Examen zur vorbereitenden Artillerieſchule habe machen können, aber nicht das zur Kriegsſchule, wie es in neuerer Zeit verlangt werde. Ferner ſagte ich ihm, daß ich die Gärtnerei außerordentlich liebe, und in meinen Freiſtunden theoretiſch und praktiſch erlernt habe.

Während ich das ſprach, nickte er vergnügt mit dem Kopfe und that verſchiedene Fragen an mich, aus denen ich entnahm, daß er Baum- und Blumenzucht aus dem Fundament verſtehe und wahrſcheinlich ſelbſt betreibe.

Nachdem das kleine Examen beendigt — und er ſtellte in der That ein ſolches mit mir an — nahm er den Hauptmann Bitter unter den Arm, führte ihn ein paar Schritte von mir weg und redete freundlich lachend in ihn hinein, wobei aber mein Vorgeſetzter anfänglich heftig mit dem Kopfe ſchüttelte. Herr Lieutenant Schwarz, der jetzt die Hände auf den Rücken gelegt hatte, betrachtete meine Pfropfarbeit ungefähr mit dem Geſichtsausdruck, mit welchem man etwas ganz Außerordentliches und noch gar nie Dageweſenes anſchaut.

Nach einer kleinen Weile rief mir mein Hauptmann zu: „Kommen Sie daher, Unteroffizier, und bedanken Sie ſich beim Herrn Hauptmann v. Walter auf's Nachdrücklichſte. — Ich hätte Ihnen, wegen des Rückfalls in Ihre Luſt, königliche Bäume zu beſchädigen, diesmal eine garſtige Geſchichte aufſpielen müſſen. — Ja müſſen. — Denn Ordnung muß ſein. Der Herr Hauptmann v. Walter hat für Sie geſprochen, und auf ſeinen ſpeziellen Wunſch will ich die Sache für diesmal auf ſich beruhen laſſen."

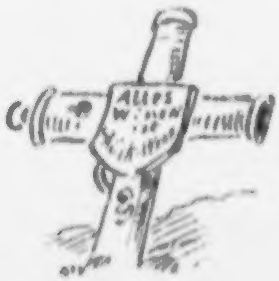
Daß ich mich auf's Herzlichſte bedankte, wird mir Jeder glauben, und ich war froh, mich bei dem guten alten Herrn bedanken zu können. Er hatte durch ſein freundliches Benehmen meine ganze Liebe gewonnen, und das erlaubte ich mir, ihm unverhohlen zu ſagen, wobei ich nicht unterlaſſen konnte, hinzuzuſetzen, daß ich mich glücklich ſchätzen würde, ſpäter einmal in ſeine Nähe zu kommen. Darauf reichte er mir treuherzig die Hand, die ich gerne geküßt hätte, und ich kann nicht verſchweigen, daß mir faſt die Thränen in die Augen traten, als er ſie mir auf's Herzlichſte ſchüttelte und ſo lieb und freundlich von mir Abſchied nahm.

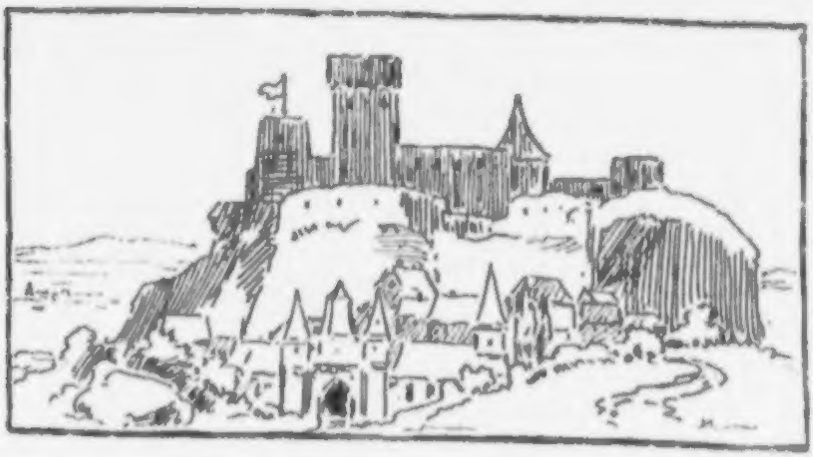
Ohne weitere Abenteuer ging die Wache vorüber, und als ich mich am andern Mittag bei unſerem Feldwebel vom Fort Nro. 4 zurückmeldete, erzählte ich ihm, was mir geſtern begegnet. Er mochte mich wohl leiden, der Feldwebel, und ſagte nachdenkend: „Dieſe Begegnung kann Ihr Glück ſein, es iſt ein eigenes Ding um den Herrn Hauptmann v. Walter. Wie es zuſammenhängt, weiß Niemand, aber ſo viel iſt bekannt, daß er bis hoch oben in die höchſten Regionen mächtige Verbindungen hat. Und wenn er etwas durchſetzen will, ſo wird's ihm nicht ſchwer."

Dies geſchah ungefähr im Mai und ſchon im Juni kam der Befehl vom Brigade-Kommando, mich ſo ſchnell als möglich zum Feuerwerker-Examen zuzulaſſen. Ich machte daſſelbe und kann, ohne unbeſcheiden zu ſein, wohl ſagen, daß ich ſehr gut beſtand. Dem Herrn Hauptmann Bitter waren dieſe Eingriffe in ſeine Machtvollkommenheit ſehr unangenehm. War ich doch durchaus kein Feuerwerker, wie er ihn ſich wünſchte; glücklicherweiſe wurde ich es auch nicht bei ihm, denn vierzehn Tage, nachdem meine Papiere zur Brigade abgegangen waren, kam von dort ein Befehl, worin es hieß:

„Der Unteroffizier Wortmann iſt unterm heutigen Datum zum Feuerwerker befördert und in dieſer Eigenſchaft zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt. Der Feuerwerker Wortmann hat ſogleich dorthin abzugehen."

— — Wer war glücklicher als ich!





8.

Der Abſchied von meiner Batterie ward mir, wie man ſich wohl denken wird, durchaus nicht ſchwer. Freunde hatte ich unter meinen Kameraden ſo gut wie gar keine, der Hauptmann war froh, daß er mich los wurde und auch mir konnte es nur angenehm ſein, einen Vorgeſetzten zu verlaſſen, der nicht nur unnachſichtlich und ſtreng, ſondern auch parteiiſch gegen mich war. Der Lieutenant v. Schwenkenberg hatte ſeit der langen Rede, die er an mich gehalten, nur noch wenige Worte mit mir gewechſelt, er liebte das viele Sprechen überhaupt nicht, war von jeher verſchloſſen geweſen und wurde es, je länger er diente, immer mehr.

So packte ich denn mit ſehr leichtem Herzen meine Habſeligkeiten in einen kleinen Koffer, den mir meine Mutter geſchickt, nahm von meinem Freunde, dem Gärtner, herzlichen Abſchied, ach! und hier war es mir gerade zu Muth, als damals, wo

ich den weiſen Vogel verließ. Auch er ſteckte mir die Taſchen voll Sämereien, die ich aber jetzt nicht wegwarf, denn obgleich Vater Wortmann mir damals geſagt, auf den Wallgängen wüchſen keine Blumen, ſo hatte ich doch eine unbeſtimmte Ahnung, in der kleinen Feſtung J. unter dem Kommando des Herrn Hauptmann v. Walter könne und müſſe es doch ganz anders ſein, und unter dieſen für mich ſehr ſchönen Hoffnungen wanderte ich denn zum Thore hinaus, in der gleichen Jahreszeit als damals, wo ich das elterliche Haus verlaſſen. Vier Jahre waren ſeitdem vergangen, ich noch um einige Zoll gewachſen, hatte mir auch einen kleinen Schnurrbart zugelegt, und wenn ich bei Manövern und zur Einquartierungszeit manchen Mädchenaugen glauben durfte, die mich gern freundlich und lächelnd betrachteten, ſo war mein Aeußeres vielleicht der Mühe werth, daß ſich das andere und ſchönere Geſchlecht mit mir beſchäftigte. Weßhalb dies Geſchlecht übrigens das ſchöne genannt wurde, wollte mir damals noch nicht ſo recht einleuchten. Mein Herz war bis jetzt gänzlich unempfindlich geblieben und ich konnte nur lachen über die Thorheiten, die ich meine Kameraden in dieſer Richtung begehen ſah. In gewiſſer Beziehung war ich, ein ſo junger Feuerwerker, der ſchon in fünf Jahren Anſprüche auf eine Civilverſorgung hatte, für beſcheidene Wünſche eine recht gute Parthie zu nennen, und die Tochter unſeres Feldwebels, ein wohlgewachſenes, dickes Mädchen, — ſie ſpielte Guitarre und las gerne Romane, — hatte mir das auch nicht ganz undeutlich zu verſtehen gegeben. Sie declamirte gern Gedichte und den Tag vor meiner Abreiſe hatte ſie mich noch mit dem bekannten Liede beglückt:

„Noch einmal, Robert, eh' wir ſcheiden,
Komm an Eliſens klopfend Herz!"

Doch hatte das gar keine Wirkung auf mich ausgeübt, vielmehr reichte ich ihr recht förmlich die Hand, worauf ſie ihr Näschen rümpfte und mich ungnädig entließ.

Das war bald vergeſſen, und ich wanderte wohlgemuth und leichten, fröhlichen Herzens über die lange Chauſſee dahin. Reiſeabenteuer hatte ich auf dieſem Marſche ebenſowenig als auf meinem erſten, den ich von meinem elterlichen Hauſe antrat. Doch begegnete mir auch diesmal wieder der unvermeidliche Gensdarm, der aber, als er meine ſtattliche Uniform ſah, nicht wie damals, nach meinem Paſſe verlangte, ſondern vielmehr freundſchaftlich mit mir ſchlenderte.

Es war am zweiten Tag meines Ausmarſches und ich konnte noch vor Abend die Feſtung J. erreichen. Der Gensdarm zog ohne beſondere Beſtimmung mit mir denſelben Weg; nachdem er ſich mir als einen ehemaligen Unteroffizier der reitenden Batterie unſerer Abtheilung zu erkennen gegeben, plauderten wir recht angenehm von vergangenen und zukünftigen Zeiten.

Mir war es recht, daß ich ihn traf, denn da er in der kleinen Feſtung ſtationirt war, ſo kannte er alle Verhältniſſe dort genau, was ja ſchon ſein Beruf mit ſich brachte, und konnte mir über Manches die beſte Auskunft geben. „Die Feſtung iſt klein," ſagte er, „und deßhalb die Stadt außerordentlich langweilig. Da ſie auch nicht an einer Hauptſtraße liegt, ſo iſt der Verkehr ſehr gering und auf den Straßen und Plätzen wächst ſo viel Gras, daß man die Kühe nicht braucht zum Thore hinauszutreiben, wie es dort noch jeden Morgen geſchieht. Feſtungskommandant," erzählte er weiter, „iſt der General R., ein braver und ſehr freundlicher Vorgeſetzter; mit dem Sie übrigens wohl nichts zu thun haben, denn, wie ich mir denken kann, gehören Sie zur Kompagnie des Herrn Hauptmann v. Walter, der die Citadelle faſt unumſchränkt kommandirt."

„Aber er ſteht doch unter dem Feſtungskommando?" fragte ich meinen Begleiter, der mir lächelnd erwiederte: — „Eigentlich ja, und doch wieder nicht, das hat ſo ſeine eigene Bewandtniß."

Glücklicherweiſe hatten wir in dieſem Augenblicke eine kleine Anhöhe erſtiegen, auf deren Spitze ein einladendes Wirthshaus ſtand.

Ein großes Schild mit angenehmer Verſprechung von friſchem Bier und ein Platz vor dem Hauſe mit breitem Tiſch und Bänken, die ſo äußerſt behaglich unter ſehr rieſenhaften Linden ſtanden, im Schatten der weitausgeſtreckten Aeſte, während rings umher eine heiße Juninachmittagsſonne auf Straße und Feld brannte. Das ſchäumende Bier kam in ein paar Krügen und für ſo was iſt ſelbſt das harte Herz eines Gensdarmen empfänglich. Wir machten es uns ſo bequem als möglich und nachdem der erſte Durſt gelöſcht war, auch der Hunger mit einigem Brod und Käſe beſchwichtigt, lenkte ich das Geſpräch abermals auf die Citadelle und meinen künftigen Chef.

„Das iſt eine ganz eigenthümliche Geſchichte,“ meinte der Gensdarm, „und da es kein Dienſtgeheimniß betrifft, auch nichts Schlimmes iſt, ſo kann ich ſchon erzählen, was ich davon gehört.“

„Wofür ich Ihnen ſehr dankbar bin,“ erwiederte ich, „denn es iſt ſehr angenehm, die Verhältniſſe kennen zu lernen, in welche man eintritt.“

„Der Herr Hauptmann v. Walter,“ ſagte der Gensdarm

nach einem tüchtigen Zuge, „iſt, wie Sie ja auch geſehen haben, ſchon ein alter Herr, näher den Sechzigen als den Fünfzigen. Da die jungen Leute leider die ſchlimme Gewohnheit haben, den meiſten Vorgeſetzten einen zweiten Namen beizulegen, der ſich auf ihre allenfallſigen Schwächen bezieht, ſo thaten ſie das auch bei Herrn Hauptmann v. Walter. Da aber über den nun, weiß Gott, Niemand im Geringſten zu klagen hat, ſo nennen ſie ihn, weil ſich kein Menſch zu erinnern weiß, daß er avancirt iſt, den ewigen Hauptmann. Denn Hauptmann war er ſchon, als der alte Oberfeuerwerker, der auch ſchon eine tüchtige Reihe von Jahren dient, nach J. kam. Daß er Hauptmann war, erinnern ſich die alten Zollaufſeher am Thore und ſchon graue Leute der Stadt können ſich nicht anders denken, als daß der Hauptmann v. Walter in der Citadelle gehaust habe."

„So iſt er kein guter Offizier, wenn er nicht avancirt iſt?" fragte ich.

„Im Gegentheil," verſetzte mein Begleiter, „wie alle ſeine Herren Kameraden ſagen, iſt er ein ausgezeichneter Artillerie-Offizier. Aber nun hören Sie den Haken, den die ganze Geſchichte

hat. Er war ſchon ſo früh Hauptmann und das obendrein in der Garde-Brigade, daß er jetzt ſchon wenigſtens Brigade-Kommandeur ſein müßte, wenn er gewollt hätte. Damals begleitete er einen hohen Herrn auf Reiſen, und machte ſich bis hoch oben hinauf außerordentlich beliebt."

„Aber das ſind ja alles Gründe, um ſchnell zu avanciren," ſagte ich erſtaunt.

„Natürlich," verſetzte der Gensdarm, „wenn man avanciren will."

„Und wer will nicht avanciren?"

„Der Herr Hauptmann v. Walter. Hören Sie nur. Bevor es auf die beſprochene Reiſe ging, wurde der junge Lieutenant Walter ein ſehr junger Hauptmann, und als man höchſt zufrieden zurückkam, da hieß es: Jetzt wird er Major werden. Aber im Gegentheil, bald darauf erſtaunten alle ſeine Kameraden, als es hieß: der Hauptmann v. Walter iſt zur Feſtungskompagnie nach J. verſetzt. „„Eine förmliche Ungnade,"" ſagte man. Ja, gehorſamer Diener, daß es keine Ungnade war, ſah man ſchon im nächſten Jahr, als Seine Majeſtät Allerhöchſtſelbſt da unten in der Ebene die großen Herbſtmanövers kommandirten. Denn während derſelben war der Hauptmann v. Walter beſtändig in der Allerhöchſten Suite, ſpeiſte jeden Mittag an der Tafel, hatte häufige Unterredungen mit dem Herrn und nach den Manövern ging er mit dem Hoflager nach der Reſidenz, wo er ein halbes Jahr blieb und dann wieder als Hauptmann v. Walter zurückkehrte. Einige Zeit darauf erhielt er von dem Prinzen, den er begleitet, ein hübſches Gut zum Geſchenk, ſchön gelegen am Mittelrhein, das er zeitweiſe beſuchte, aber immer wieder als Hauptmann zurückkam. Kameraden, die weit hinter ihm waren, rückten über ihn hinaus, ja der Herr General v. R., unſer Feſtungskommandant, war in damaliger Zeit ſein vorgeſetzter Major und hat, wie die Herren ſagen, doch eine ſehr langſame Carriere gemacht."

„Und aus welchem Grund will er nicht avanciren," fragte ich erſtaunt, „oder nicht nach der Reſidenz zurückkehren, was doch der Wunſch jedes Offiziers iſt?"

„Wie geſagt, genau weiß man das nicht. Nur ſoviel iſt ſicher, daß er die Citadelle, in welcher er wohnt, mit ihren Wällen

und Gräben über Alles liebt und daß er jede Beförderung von der Hand gewieſen hat, um nur dort bleiben zu können. Daß er aber nicht verſetzt wird, darum hat er Seine Majeſtät ſelbſt gebeten, und Allerhöchſtdieſelben haben ihm das lachend zugeſagt. Ich ſelbſt hörte es, als ich, es ſind nun beinahe fünfzehn Jahre, Ordonnanzunteroffizier war und mit in der Suite ritt."

Dies ſagte der Gensdarm äußerſt wichtig, worauf er einen tüchtigen Zug aus ſeinem Glaſe that.

„Und die Kompagnie iſt in gutem Zuſtande?" fragte ich einigermaßen ſchüchtern.

„Die Kompagnie?" rief der Gensdarm wie im Ton der Ueberraſchung, „das ſollten Sie doch wiſſen, iſt die beſte ſämmt-

licher Brigaden, und ich ſage Ihnen, Sie haben ein Glück, darum Sie ein alter Feuerwerker der Garde beneiden wird. Donnerwetter auch! ich ziehe heute meinen Rock aus und trete da wieder als Unteroffizier ein. Sie müſſen wiſſen, daß der Hauptmann v. Walter bis oben hinauf merkwürdige Verbindungen hat."

„Das habe ich ſchon gehört," erwiederte ich geſpannt.

„Daß man ihm über alle Maßen wohl will; und dieſe Protektion benützt er dazu, um ſich aus allen Batterieen die tüchtigſten Leute zu ſeiner Kompagnie kommandiren zu laſſen. Ich will Ihnen kein Kompliment machen, aber daß er Sie zum Feuerwerker annimmt, das hat mir, unter uns geſagt, einen ganz donnermäßigen Reſpekt vor Ihnen beigebracht."

Ich wehrte dieſes Kompliment, denn ein ſolches war es, ſo gut als möglich von mir ab, indem ich verſicherte, was er da geſagt, mache mich wahrhaft ängſtlich, und ich wüßte nicht, ob ich die Erwartungen meines neuen Chefs zu erfüllen im Stande ſei.

„Dabei hat er ſeine kleinen Liebhabereien," fuhr der Gensdarm fort.

„Die Blumenzucht und Gärtnerei," fiel ich ihm in die Rede.

„Das iſt's," ſagte er, „und Sie werden ſich wundern, wenn Sie in die Citadelle kommen, wie es da ausſieht. Da iſt's außerordentlich ſchön, und ich kann Sie verſichern, daß Leute von nah und fern kommen, um die alten Wälle und Gräben zu ſehen. Nebenbei führen die Leute der Kompagnie ein Leben wie Gott in Frankreich, und die Menage, die ſie machen, iſt beſſer als anderswo eine Offizierstafel. Ja, dabei möchte ich auch ſein. — Na, Sie werden ſchon ſehen. Hat doch der Gemeine da unten in der Citadelle jeden Tag Suppe, Gemüſe und Fleiſch und noch ein Nachteſſen obendrein. Es iſt wie eine große Familie, oder wie ein Landgut, wo Alles aus eigenem Intereſſe zu arbeiten ſcheint. Wenn die Kerle da unten ausgedient haben, und ſie dürfen nach Hauſe gehen, da ſoll mich der Teufel holen, wenn ein Einziger lacht. Nein, flennen thun ſie, daß ſie der Bock ſtößt, wenn ſie über die Zugbrücke hinausgehen; und wenn der Hauptmann v. Walter unter den Gemeinen Kapitulanten haben wollte, da beſtände die ganze Kompagnie aus ſolchen."

So erzählte mir der Gensdarm, und ich muß gestehen, daß ich sehr erfreut war, ein solches Glück getroffen zu haben. Wir tranken unsere Gläser aus, worauf mich der Gensdarm verließ, da er, wie er sagte, in der Nachbarschaft noch ein nothwendiges Geschäft habe. Wir trennten uns mit dem Wunsche auf baldiges Wiederſehen und ich schritt lustig und wohlgemuth zur Ebene hinab. Es war mir so unbeschreiblich leicht und angenehm zu Muth, ich fühlte, daß ich mit jedem Schritte einer glücklichen Zukunft entgegen ging und als ich endlich drunten, freilich noch in weiter Ferne, zwischen Baumreihen und den langen grünen Walllinien den spitzen Thurm der Festung auftauchen sah, war mir gerade zu Muthe, als sei ich da unten schon sehr gut bekannt, ja, als schreite ich meiner Heimath entgegen.

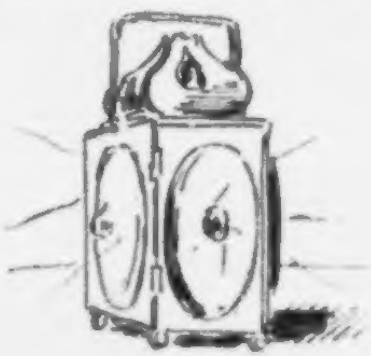
Es dunkelte bereits, als ich das Glacis erreichte. Der Posten am Thor wies mich in die Wachtstube zum kommandirenden Offizier, der meine Papiere durchsah und mir freundlich sagte, ich scheine ihm ein sehr junger Feuerwerker zu sein und daß ich trotzdem in die Citadelle kommandirt wäre, dazu könne er mir nur gratuliren. Die Straßen des Städtchens, welche ich durchschritt, lagen allerdings sehr still und öde. Nur hie und da brannte eine ärmliche Oellaterne, und wenn der Ort nicht so gar klein gewesen wäre, so hätte es mir große Mühe gemacht, die Citadelle zu finden. So aber kam ich nach kurzer Zeit auf einen mit Bäumen bepflanzten Exercirplatz, an den das Glacis der Citadelle stieß. Der kommandirende Unteroffizier am Thor empfing mich freundlich und betrachtete mich ebenfalls erstaunt, schien aber schon von meiner Ankunft zu wissen und gab mir einen Kanonier mit, der mich durch den Hof in meine Wohnung führen sollte. Hier in der Citadelle war schon eine bessere Beleuchtung, wie draußen in der Stadt; hell schimmerten die Lichter hinter den blankgeputzten Laternenscheiben hervor und beleuchteten den Hof recht freundlich. Bei dieser Helle sah ich, daß verschiedene Kanoniere auf Bänken im Hofe saßen und sich rauchend und plaudernd der warmen Nachtluft freuten; in einer Ecke standen zwei mit frischem Heu hochbeladene Leiterwagen, die herrlich dufteten. Aus einem erleuchteten Zimmer zu ebener Erde schallten Guitarrenklänge und Gesang hervor; die massiven Steintreppen, welche ich,

meinem Führer folgend, hinanſchritt, waren bis zur Uebertreibung ſauber und ebenfalls hell beleuchtet; oben kamen wir an einen Korridor, der nicht die Spur von der gewöhnlichen Kaſernenluft enthielt. Die weiten Fenſter ſtanden offen und ließen eine würzige Luft einſtrömen. Auch hier dieſelbe Ordnung und Reinlichkeit wie überall, die Thüren mit ſauberen Täfelchen verſehen, worauf Inſchriften und Nummern mit wahrer Kunſt gemalt erſchienen; dazu die helle ſtrahlenden Laternen, der Fußboden friſch weiß geputzt, nirgends Lärm und Spektakel; man hätte glauben können, in einem Gaſthofe zu ſein. Die letzte Thür war die zu meinem Zimmer. Der Kanonier nahm den Schlüſſel, der an der Seite hing, und ſchloß auf. Es war ein rundes Zimmer, in welches ich eintrat, ein Thurmgemach, freundlich geweißt und mit Möbeln

verſehen, die, wenn gleich im Kaſernengeſchmack, doch ſo untadelhaft und reinlich waren, daß man ſich beim erſten Beſchauen ſchon außerordentlich heimiſch hier fühlte. Es fehlte gar nichts. Das Bett war friſch und reinlich überzogen, der Waſchtiſch mit dem Nöthigen verſehen und mein kleiner Koffer, den ich vorausgeſchickt hatte, ſtand ebenfalls ſchon da. Auch zeigte mir der Kanonier ein verſchloſſenes Gelaß in der dicken Mauer, wo ich meine Kleider aufheben könnte; dann entfernte er ſich und ließ mich allein.

Ich trat an das Fenſter und ſchaute in die ſtille Nacht hinaus. So viel ich draußen in der Dunkelheit ſehen konnte, ging der Thurm, in welchem ich mich befand, in einen Graben und gegenüber mußte ein Wallgang oder eine Baſtion ſein. Auch war es mir, als vernehme ich das Plätſchern eines Springbrunnens.

Nach einer kleinen Weile öffnete ſich meine Thür wieder und ein anderer Kanonier, der eintrat, meldete mir, daß er als mein Burſche kommandirt ſei und brachte mir zu gleicher Zeit ein kleines Nachteſſen, beſtehend in einer Gerſtenſuppe, ſowie Salat und Wurſt. Da ich, trotz dem Berichte des Gensdarmen einigermaßen überraſcht, ihm daſſelbe zahlen wollte, entgegnete er mir, das gehöre zur Menage, an der ich auch wohl theilnehmen würde. Wenn ich aber Bier oder Wein wünſche, ſo müſſe ich das natürlicherweiſe ſelbſt bezahlen. Ich dankte ihm, und da ich weiter nichts nothwendig hatte, ſo entließ ich meinen neuen Burſchen, verzehrte mein Nachteſſen und legte mich, da ich ſehr müde war, zu Bette; konnte aber nicht augenblicklich einſchlafen, die Erzählung meines Begleiters von heute Nachmittag beſchäftigte mich, denn ſie ſchien ſich, ſo wunderbar ſie mir auch geklungen, nach Allem dem, was ich bis jetzt geſehen, beſtätigen zu wollen.



9.

Am andern Morgen in der Frühe weckte mich die Reveille aus festem Schlafe und wenn auch bald darauf ein bißchen mehr Leben in den Gängen herrschte, als gestern Abend, so war doch immer noch ein großer Unterschied zwischen dem Leben hier und dem einer gewöhnlichen Kaserne. Eine lachende Sonne schien mir in's Fenster und als ich aufgestanden war und dasselbe öffnete, sah ich mit Entzücken in die weite Ebene vor mir, über welche die Thürme und Wälle der Festung etwas erhöht lagen. Dicht unter meinem Fenster befand sich ein breiter Festungsgraben mit einem schmalen Graben voll klaren Wassers, den man Diamant nannte. Rechts und links vor demselben war ein zierlich angelegter Gemüsegarten und unten sah ich ein paar Mann mit grauen Zwilchkitteln beschäftigt, welche frisch gepflanzten Kohl sowie hervorsprießende Gurken und Salat begossen. Hinter diesem Graben erhob sich eine breite Bastion, auf welcher die Wallgeschütze standen, die zum Exerciren benützt wurden. Auch da die größte Ordnung und Sauberkeit. Die eisernen Geschütze waren glänzend schwarz und die von Bronze

ſo ſauber geputzt, als ob ſie eben aus der Gießerei kämen. Untadelhaft ſtanden die Lafetten vor ihren Keilen, alles Holz und Eiſenwerk mit verſchiedenen Farben ſauber angeſtrichen, ebenſo die kleinen bedeckten Ständer, auf welchen die Wiſchkolben und Hebebäume lagen. Die Bruſtwehren und Traverſen waren mit niedrigem, ſaftig grünem Raſen geſchmückt, der ausſah, als ob er häufig geſchoren würde. Von ihm ſtachen die hellen Holzbettungen ſowie der Fußboden des Platzes von gelbem Sand auf's Freundlichſte ab, und alle Kugelhaufen, die ſich zwiſchen den Geſchützen erhoben, waren ſo ſymmetriſch aufgeſtellt, daß man überall nur ſcharfe, gerade Linien zu ſehen vermeinte. Dazu waren die Geſchoſſe blank geputzt, und an jedem Haufen war auf einer der glänzend ſchwarzen Kugeln Kaliber und Anzahl mit weißer Farbe bezeichnet.

Nachdem ich meinen Koffer ausgepackt, und die Sachen in der Mauervertiefung aufbewahrt, kleidete ich mich ſo pünktlich als immer möglich an, um in der allgemeinen Ordnung, die hier überall herrſchte, nicht unvortheilhaft abzuſtechen, und ließ mich darauf von meinem Burſchen zum Feldwebel führen, um mich dort als angekommen zu melden. Der Feldwebel war ein ältlicher, ernſter, aber wohlwollend ausſehender Mann, der die letzten Feldzüge mitgemacht hatte, was man an den paar Medaillen

ſah, die er auf der ſaubern Uniform trug. Er ſagte mir mit ein paar Worten, er freue ſich, mich kennen zu lernen, und wie er hoffe, werde dieſe Freude keine vergebliche ſein. Darauf ſteckte er ſeinen Degen in's Bandelier und nahm ſeine Dienſtmütze, ſowie die unentbehrliche Brieftaſche, ohne welche ſich ein Feldwebel nie öffentlich ſehen läßt. Dann gingen wir auf das Zimmer, in welchem die Korporalſchaft lag, die mir zugetheilt worden. Das Innere dieſer Kaſernenzimmer war ebenſo freundlich und reinlich, wie alles Uebrige, die Wände ſchienen erſt geſtern geweißt zu ſein, oben unter der Decke hin befand ſich ſogar etwas Malerei. Da ſah man eine Guirlande von feuerſpeienden Granaten, die durch ebenfalls gemalte ſechspfündige Kugeln mit einander verbunden waren. Der Fußboden war blendend weiß geſcheuert, die Waffengerüſte mit einer Eichenholzfarbe angeſtrichen und an jedem hing ein zierliches Täfelchen, woran der Name des betreffenden Kanoniers zu leſen war. Das Lederzeug war von einer wirklich rührenden Reinheit, und die Meſſingverzierungen glänzten, als ſeien ſie friſch vergoldet. Der Feldwebel ſtellte mir meine Leute einzeln vor, ſowohl nach dem Namen als auch nach dem Gewerbe, welches ſie früher betrieben, und dies, ſowie die beigefügten Bemerkungen des Feldwebels, ließ mich einen weitern Blick thun in die eigenthümliche Organiſation dieſer höchſt merkwürdigen Feſtungskompagnie.

Die meiſten der Leute meiner Korporalſchaft, es waren ihrer im Ganzen vierundzwanzig, waren Bauernſöhne und Taglöhner, welche in Feld und Garten gearbeitet; drei waren Gärtnergehülfen, zwei Feldmaurer, zwei Anſtreicher, einer Blecharbeiter und ein Andrer ſehr geſchickt in Anfertigung künſtlicher Drahtarbeiten.

So war denn in meiner Korporalſchaft eine förmliche Gärtnerei vertreten und dazu ſahen die Burſche ſo freundlich, willig und wohlgemuth aus, daß mir das Herz im Leibe lachte, wenn ich mir dachte, mit dieſen Kräften in einem tüchtigen Garten arbeiten zu dürfen. Soviel ich bemerken konnte, mißfiel ich den Leuten ebenfalls nicht, nur als ſich die Thüre hinter uns ſchloß, hörte ich Einen ſagen: „Verdammt jung ſieht der Feuerwerker aus.“

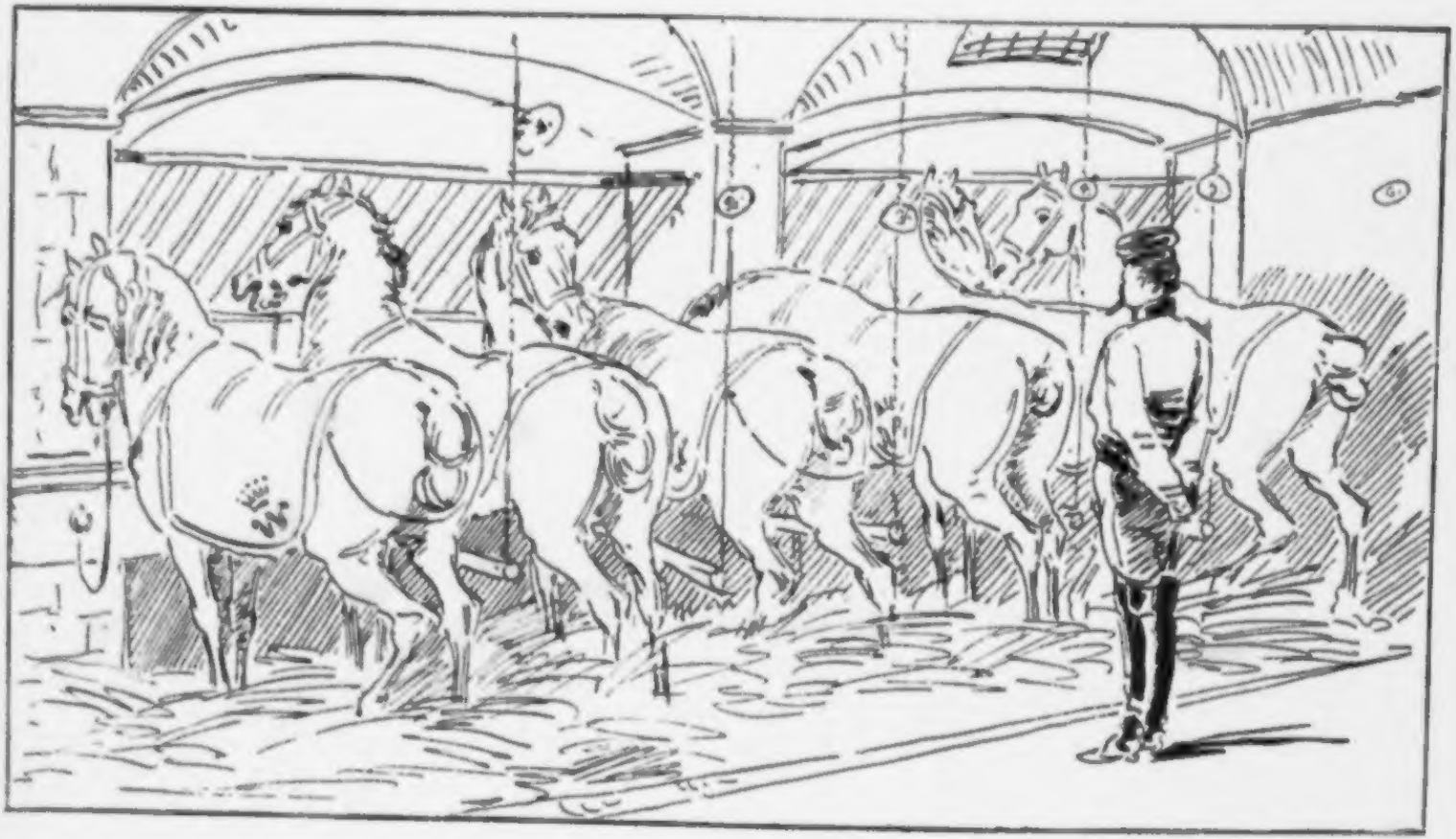
Der Feldwebel war ſo freundlich, nach dem Beſuche meiner Korporalſchaft mich auch zu den übrigen zu begleiten, und mich dort mit meinen Kameraden bekannt zu machen.

Der zweite Feuerwerker war ein kräftiger, unterſetzter Mann, vielleicht zehn Jahre älter als ich, der eine ebenſo ſtarke Korporalſchaft kommandirte, und beſtand dieſe aus Leuten, die mit Pferden und Vieh umzugehen wußten, auch die Ackerwirthſchaft verſtanden, namentlich aber aus allen möglichen Handwerkern. Die Korporalſchaften der übrigen Unteroffiziere waren kleiner und nicht auf ſo eigenthümliche Art zuſammengeſetzt; doch waren auch hier die Leute ausgeſucht, man ſah keinen mit nachläſſiger Haltung, und ein Schmierfinke war, glaub' ich, in der ganzen Batterie nicht zu finden. Ein ſchmutziger Kerl konnte aber hier unmöglich gedeihen, denn wo man hinſah, überall war das Bild der Ordnung und Reinlichkeit. Hatte doch ſogar jedes Zimmer ſeine Spucknäpfe, die mit weißem Sand gefüllt waren, und war ich doch Zeuge, wie mein Kamerad Feuerwerker einen Bombardier anließ, der aus ſeiner Pfeife abſichtslos etwas Aſche auf den Boden niederſtreute.

Nachdem wir ſämmtliche Zimmer der Kaſerne durchwandert, ſagte mir der Feldwebel lächelnd: „Jetzt haben Sie unſere militäriſchen Einrichtungen geſehen und werden zugeben müſſen, daß Sie Alles bei uns in keinem ſchlechtern Zuſtande angetroffen haben, als bei irgend einer andern Kompagnie. Wie ich mir denken kann,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er freundlichſt meine Ausbrüche des Entzückens über alles Geſehene anhörte, „haben Sie aber auch ſchon erfahren, daß unſer hochverehrter Chef der Herr Hauptmann v. Walter, mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden pflegt, und werde ich Ihnen nun auf Befehl des Herrn Hauptmanns jene Seite der Kompagnie und der Citadelle

zeigen, welche man vielleicht unmilitäriſch nennen könnte, auf die wir aber," ſetzte er mit erhobenem Kopfe hinzu, „alle Urſache haben, ſtolz zu ſein und auch wirklich ſind. Ehe wir aber unſern Gang antreten, werde ich mich meiner Brieftaſche und meines Degens entledigen; denn ſtatt der kriegeriſchen haben wir es nun mit lauter friedlichen Anſtalten zu thun."

Dicht bei meinem Zimmer ſtiegen wir eine Wendeltreppe hinab und traten unten aus dem Thurme in den Graben, den ich heute Morgen ſchon geſehen. Das war nun in der That ein förmlich und gut angelegter Garten; und wie wir weiter und immer weiter um die innere Ringmauer ſchritten, ſchloß ſich ein Gemüſebeet an das andere; alle Pflanzen auf denſelben mit mili-



tärischer Genauigkeit gesetzt, es war eine Freude, wie genau Kohl und Erbsen gerichtet waren. An den Mauern, die aus dem Graben aufwärts führten und den warmen Strahlen der Sonne zugänglich waren, standen die herrlichsten Aprikosen- und Pfirsichspaliere. Die breiten Gänge, die hinan zu den Bastionen und Wällen führten, waren auf beiden Seiten mit Zwergbäumen der edelsten Obstsorten bepflanzt und diese waren mit einer Pünktlichkeit zu Pyramiden ausgebrochen, daß man nichts Gleicheres und Schöneres sehen konnte. Als wir die Citadelle fast umschritten hatten, stiegen wir von der andern Seite auf die Exercirbastion vor meinem Fenster, traten an die Brüstung und dort ließ mich der Feldwebel einen Blick auf das Glacis thun, welches, statt einfach mit Birken und Eschen angepflanzt zu sein, einem kleinen, zierlichen Parke ähnlich sah, durch welchen Wege von hellgelbem Sande liefen, hübsche Laubparthieen umgebend, aus denen die vielfarbigsten Blüthen hervorglänzten. Ueber das Glacis hinaus, auf der Seite, wo wir uns befanden, sah ich eine Menge unserer Kanoniere in grauen Zwilchkitteln auf einem anstoßenden großen Felde beschäftigt. Dort häufelten sie Kartoffeln und banden Erbsen an kleine Pfähle. „Das ist unsere Kornkammer," sagte der Feldwebel, „und zu ihr gehört noch jenes große Getreidestück bis an die Chaussee, die Sie dort sehen."

„Das ist ja eine wunderbare Landwirthschaft!" rief ich aus, worauf mir der Feldwebel entgegnete: „Ja, mit Kräften, wie wir sie haben, läßt sich unter tüchtiger Leitung schon was erreichen."

Hinter der Exercirbastion lag eine Lünette, mit weiten kasemattirten Räumen, zu welchen wir nun hinabstiegen. Dort befand sich eine herrliche Stallung mit zwanzig Stücken Vieh, sowie sechs prächtige Ackerpferde und hier regierte mein Kollege, der andere Feuerwerker. Es war eine Lust, zu sehen, mit welchem Stolz und welchem Wohlgefallen er zwischen den glänzenden, blankgeputzten Thieren umherspazierte. Hier war aber auch jede Kuh gestriegelt und geputzt, wie ein herrschaftliches Pferd im besten Stalle, und unter Lachen und Scherzen thaten die Leute ihren Dienst. Auf der andern Seite der Lünette befand sich ein Backofen, wo von dem Getreide, das draußen wuchs, ein vortreffliches und feineres Zulagebrod für die Kompagnie gebacken wurde.

„Rathen Sie einmal," sagte mein Führer, der Feldwebel, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „zu was dieser Raum früher benützt wurde?"

Das konnte ich begreiflicherweise nicht wissen, und statt in's Blaue hinein zu rathen, sah ich ihn fragend an.

„Hier war früher das Arrestlokal," belehrte mich der Feldwebel, wobei er den Kopf sehr hoch hob und mich stolz anblickte. „Ja das Arrestlokal, jetzt ist es Backstube und Backofen."

„Und wohin ist jetzt das Arrestlokal verlegt?" fragte ich schüchtern, obgleich ich die Antwort ahnte, die er mir geben würde.

„Wir haben keins mehr," entgegnete er mit einem unbeschreiblichen Lächeln; „seit sechs Jahren hat der Herr Hauptmann nicht nöthig gehabt, einen Arrest zu dictiren, ja nicht einmal eine Strafwache."

„Und es kommen also gar keine Unordnungen, kein Vergehen und dergleichen vor?" fragte ich mehr und mehr überrascht, worauf mir der Feldwebel entgegnete:

„Das will ich gerade nicht behaupten; aber wenn dergleichen vorfällt, so machen das die Korporalschaftsführer, besonders aber die Kameraden unter sich aus."

Im Weitergehen erzählte er mir noch Einiges von der Organisation dieser höchst eigenthümlichen Kompagnie, und gab zu, daß im Allgemeinen und Großen ein solcher Zustand nicht durchzuführen sei. „Dem Herrn Hauptmann v. Walter," sagte er, „dem man höheren Ortes sehr wohl will, wurde es gestattet, diese seine Idee zur Ausführung zu bringen. Ja man unterstützte ihn, indem man ihn hier auf der alten Citadelle beläßt, ein Posten, der früher von seinen Herren Kameraden nicht gesucht war. Auch wird es ihm leicht, sich überall her gute Leute kommandiren zu lassen, sowie ein wirklich unverbesserliches Subjekt auch bei uns nie lange aushält, sondern meistens zu einer sehr scharfen Kompagnie geschafft wird. Inspicirt werden wir wohl mehr, als jede andere Kompagnie," setzte er lächelnd hinzu, „und daran ist, unter uns gesagt, ebenso gut die Neugierde der höheren Herren Offiziere schuld, als auch der Gedanke, bei der Bauernkompagnie, wie sie uns häufig zu nennen beliebten, das Militärische sehr vernachlässigt zu finden. Aber dem ist nicht so, das kann ich Sie ver-

ſichern. Was Propreté und Dienſt anbelangt, da kann unſer letzter Kanonier ein Muſter für jede Batterie abgeben. Anfänglich hat es dem Herrn Hauptmann wohl Mühe gekoſtet, die Sache in Gang zu bringen, es wird Sie gewiß intereſſiren," unterbrach er ſich ſelber, wobei er mich fragend anſah, „das in ein paar Worten zu vernehmen."

„Dafür bin ich Ihnen auf's Höchſte dankbar," erwiederte ich, und ſo fuhr denn der Feldwebel fort:

„Weßhalb ſich der Herr Hauptmann v. Walter hieher zurückzog, das wiſſen wir nicht, thut auch nichts zur Sache. Genug, er war ein großer Garten- und Blumenfreund, und als er das Kommandanturhaus hier übernahm, mit einem verwilderten Fleck Erde, den man Garten nannte, da ging er mit einer wahren Luſt an's Geſchäft und hatte in kurzer Zeit ſchon ſehr viel ſauber gemacht. Nun war dazumal die Kompagnie in einem nicht minder verwahrloſten Zuſtande, als der Garten; und da aufzuputzen und zu ſäubern war ſchon ſchwerer. Doch ging auch das gut von Statten und ſchon nach einem Jahre kannte der inſpicirende Oberſt die Feſtungskompagnie gar nicht wieder. Anfänglich aber war Kompagnie und Gärtnerei ſcharf getrennt und was hier oben gearbeitet wurde, geſchah durch Taglöhner aus der Stadt. Nun wiſſen Sie aber ſelbſt aus Erfahrung, daß die Kanoniere, wenn ſie ihre Zeit eintheilen und fleißig ſind, eine Menge Freiſtunden haben.

Da ſtanden ſie nun in dieſen auf der Exercirbaſtion und ſchauten nach dem Garten des Herrn Hauptmanns herüber, wie aber Alles ſo ſchön grünte und blühte, und Manche, die ſich zu Hauſe auch mit Feld und Pflanzen abgegeben, baten um Erlaubniß ein bißchen helfen zu dürfen. Das wurde aber nur den ordentlichſten Leuten zugeſtanden, und da dieſe ſtolz darauf waren, ſo meldeten ſich nach und nach immer mehr und gaben ſich auch Mühe, durch Pünktlichkeit im Dienſt die Erlaubniß zu erhalten, mit in dem Garten arbeiten zu dürfen. Nach und nach dehnte ſich dies auch auf das Glacis aus und wurde dort der kleine Park angelegt, den Sie geſehen, dann ging es an die Feſtungsgräben, und als da erſt einmal Kartoffel, Kraut und Salat wuchſen, Alles zum Beſten der Menage, da hätten Sie einmal ſehen ſollen, mit welchen Rieſenſchritten ſich die Landwirthſchaft vergrößerte. Da

ſchaffte der Herr Hauptmann aus eigenen Mitteln Kühe an und der Ertrag war wieder für die Kompagnie, und vom Ueberſchuß, der ſich bald ergab, nahm er draußen die Felder in Pacht, die Sie geſehen. Freilich ſind das nur zehn Morgen, aber bei dem Eifer und dem guten Willen der Mannſchaft könnten wir ein paar hundert Morgen bearbeiten. Ja, wir könnten einen Ertrag erzielen, wie das größte Herrſchaftsgut. Einer der Leute will dem Andern nicht zurückſtehen, und ſo ſpornt Einer den Andern an. Ich verſichere Sie, wir haben Bauernſöhne, die ſich zu Hauſe zu gut dünken und zu vornehm, um einen Wagen auf's Feld zu führen, und die hier bei uns im Stalle arbeiten, wie zu Hauſe ihre letzte Viehmagd."

„Und Freiwillige haben Sie nicht?" fragte ich.

„O ja," erwiederte der Feldwebel. „Wir haben ſogar viele Freiwillige; nur keine von denen, die man mit dem Namen Offizierspflanzen belegt. Unſere Freiwilligen ſind Handwerker, die wir brauchen können, meiſtens aber Bauernſöhne und Gärtnerburſchen, und wenn wir Alle nehmen wollten, die ſich melden, ſo könnte die Kompagnie viermal ſo ſtark ſein. Der Herr Hauptmann iſt darauf bedacht, alle neuen praktiſchen Erfindungen, die Landwirthſchaft betreffend, hier bei uns einzuführen. Daraus lernen die Leute nun viel Gutes, was ſie zu Hauſe bei ihrer eigenen Wirthſchaft nun wieder mit großem Nutzen anwenden."

Unter dieſen Geſprächen waren wir durch die Gräben verſchiedener Lünetten und Baſtionen um die kleine Feſtung herumgewandelt und faſt wieder an dem Thurme angekommen, wo ich meine Wohnung hatte. Ehe wir ihn aber erreichten, zeigte mir der Feldwebel ein weiß angeſtrichenes Gitterthor auf der Höhe einer Rampe, an der wir hinaufſtiegen, um hier in einen der reizendſten Blumengärten zu ſchauen, den ich in meinem ganzen Leben geſehen. Hier duftete und blühte es wunderbar. Die reinlichen Wege waren mit faſt weißem Sand beſtreut und umgaben die friſcheſten Raſenplätze oder Rabatten und Blumenkörbe, in denen die ſeltenſten Pflanzen ſtanden. Hie und da erhoben ſich kleine Gruppen von Orangen und Granaten in weißangeſtrichenen Kübeln, namentlich in der Nähe des kleinen Hauſes, welches in dieſem weitläufigen Vorwerke lag und die Wohnung des Herrn Hauptmann v. Walter war.

„Da dürfen wir jetzt nicht hinein," sagte mein Führer, „das wird Ihnen der Herr Hauptmann selbst zeigen. Und somit haben wir unsern Spaziergang beendigt."

Als wir zurückgingen, dankte ich ihm auf's Freundlichste für alles Schöne, was er mir gezeigt, ja, ich war recht gerührt darüber und ließ auch mit einfließen, wie sehr ich mich bestreben würde, ein tüchtiges und würdiges Mitglied der Kompagnie zu werden, worauf er mir lachend erwiederte: er hoffe das selbst, und ich hätte alle Ursache, mich anzustrengen, denn es sei eigentlich etwas Seltenes, so jung schon Feuerwerker zu werden, aber ganz unerhört, in meinen Jahren Feuerwerker bei der Festungskompagnie in J. zu sein. Das sah ich denn auch wohl selbst ein und man kann sich denken, mit welch guten Vorsätzen ich in mein Thurmgemach hinaufstieg, ebenso aber, daß ich eine Stunde nachher mit wahrem Herzklopfen zum Appell hinabstieg.

Hier sah ich nun die ganze Kompagnie versammelt und im Anzug, in der Haltung, sowie in den zufriedenen, wohlgenährten Gesichtern jedes einzelnen Kanoniers machte sie auf mich denselben guten Eindruck, wie die einzelnen Korporalschaften, die ich gesehen.

Der Premierlieutenant, den ich ja schon von meiner Wache her kannte, befand sich vor der Front, ernst, fast finster, wie er gewöhnlich war. Er nahm die Meldung, daß ich da sei, mit einem steifen Kopfnicken auf und verwies mich an die beiden Secondelieutenants, zwei noch ziemlich junge Leute, die, als ich mich ihnen vorstellte, auch nicht anders thaten, als die Hand für einen Augenblick an ihre Dienstmütze zu legen. Obgleich dieser Empfang nicht geradezu unfreundlich war, so bemerkte ich doch, daß man gegen mich zurückhaltend war, was ich auch Niemanden verdenken konnte. Man mußte ja erst sehen, wie ich, ein so junger Mensch, mich in der neuen, ziemlich wichtigen Stellung benehmen würde.

Nach dem Verlesen der Kompagnie erschien der Hauptmann. Er war mit dem Feldwebel draußen bei der Parade gewesen und brachte den Kommandanturbefehl über Wachen und dergleichen, die wir zu stellen hatten. Dann wurde das Exerciren für morgen geordnet, überhaupt nur streng militärische Befehle gegeben und dann trat die Kompagnie aus einander. Mir winkte der Haupt-

mann auf die Seite und als ich vor ihm ſtand, betrachtete er mich lächelnd von oben bis unten und ſagte: „Ich hoffe, daß ich mich nicht in Ihnen geirrt habe.“ Meine ehrerbietigen und eifrigen Verſprechungen, ſowie die Hoffnung, die ich ausſprach, daß er gewiß nie bereuen ſolle, mich zu ſeiner Kompagnie gezogen und

damit zum glücklichſten Menſchen gemacht zu haben, nahm er freundlich auf und beſtellte mich um drei Uhr in ſeine Wohnung, um mir dort Einiges zu zeigen, was mich intereſſiren würde.

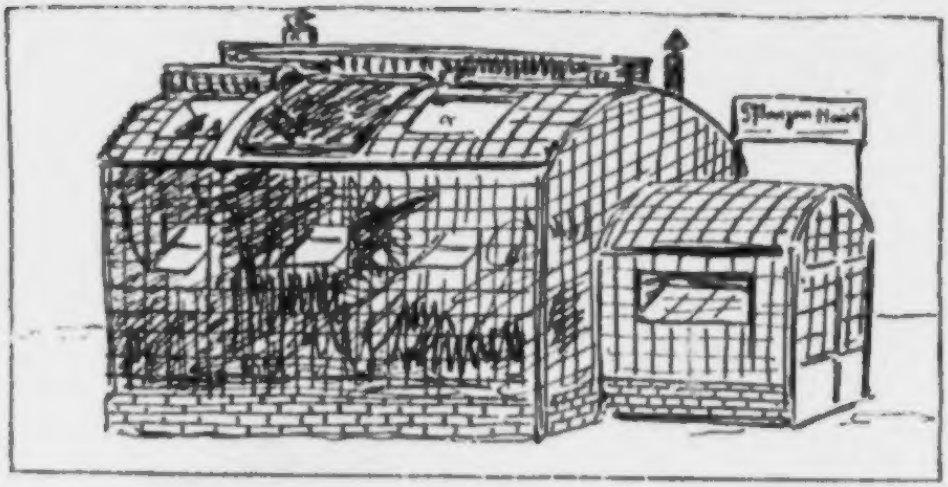
Ich konnte die Zeit bis dahin kaum erwarten, doch hatte ich auch noch mein erſtes Kompagniediner mitzumachen, auf das ich ebenfalls ſehr geſpannt war. Um zwölf Uhr rief uns das Hornſignal in einen untern Raum neben der Küche, wo ſich drei große Tafeln befanden, die ſogar mit weißen Tiſchtüchern bedeckt waren. Ehe ich in dieſen Speiſeſaal trat, konnte ich mich nicht enthalten,

durch die Küche zu gehen und den Kontraſt zu bewundern, den ich hier im Vergleich mit andern derartigen Anſtalten fand. Einer der bärbeißigſten Unteroffiziere von der Batterie hatte hier die Aufſicht und machte es nicht, wie es gewöhnlich mit dergleichen Beaufſichtigungen geht, wo ſich der Betreffende nicht darum bekümmert, ſondern während des Anrichtens befand er ſich an einem

Nebentiſche und trug dort in ein Buch ein, was verabreicht wurde oder wer von der Mannſchaft nicht da war, um ſo im Stande zu ſein, den Fehlenden auch draußen auf der Wache oder wo ſie gerade waren, das Gehörige zukommen zu laſſen.

Die Geräthſchaften in der Küche waren blank und ſauber geputzt, und ſtatt daß bei meiner früheren Kompagnie ein paar der unordentlichſten Kerle zu Küchenkalfaktern kommandirt waren, deren ſchmierige Uniformen Einem von vornherein allen Appetit benahmen, arbeiteten hier ein paar reinliche Leute in den ſauberen bekannten Zwilchkitteln. Dazu war das Eſſen vortrefflich, obgleich

es nur im irdenen Geſchirr aufgetragen wurde; wir hatten eine gute Gerſtenſuppe mit einem großen Stücke kräftigen Rindfleiſches, das aber ſpäter zu Gemüſe und Kartoffeln gegeſſen wurde; und welche Portionen waren von Allem vorhanden und wie war Alles zubereitet! Das Brod war das gewöhnliche, wie es geliefert wurde, denn das Zulagebrod wurde Morgens zum Kaffee gegeben, ſowie Nachmittags zum Veſpern. An den beiden langen Tafeln ſaßen die Kanoniere, an jeder unten die Bombardiere, oben an der Seite die Unteroffiziere, und vor den Tiſchen hatte an einem mein Kamerad Feuerwerker ſeinen Platz, ich an dem andern. Den Leuten ſchmeckte es prächtig, doch was ich ſchon auf dem Korridor und in den Zimmern bemerkt, auch hier war kein Lärmen zu hören, Geſchrei oder Lachen, wie ſonſt wohl in den militäriſchen Speiſeſälen.



10.

Vor drei Uhr trat ich meine Wanderung zum Hauſe und Garten des Herrn Hauptmanns an; an dem weißen Gitterthor hing eine Glocke, die ich in Bewegung ſetzte, worauf ein Dienſtmädchen über den weißen Sandweg daher kam, um mir zu öffnen. Es erfaßte mich damals ein eigenes Gefühl, als ich zum erſtenmal durch jene Pforte trat. War es die Stille, der unbeſchreibliche Frieden, der auf dieſem reizenden Blumengarten lag, oder war es ein Vorgefühl, daß es mir hier ſehr gut gehen würde, ſoviel iſt gewiß, mein Herz ſchlug ängſtlich und bewegt, ich hielt den Athem an und wandelte leiſe auf den Fußſpitzen, als fürchtete ich, die zierlichen Blumen zu erſchrecken.

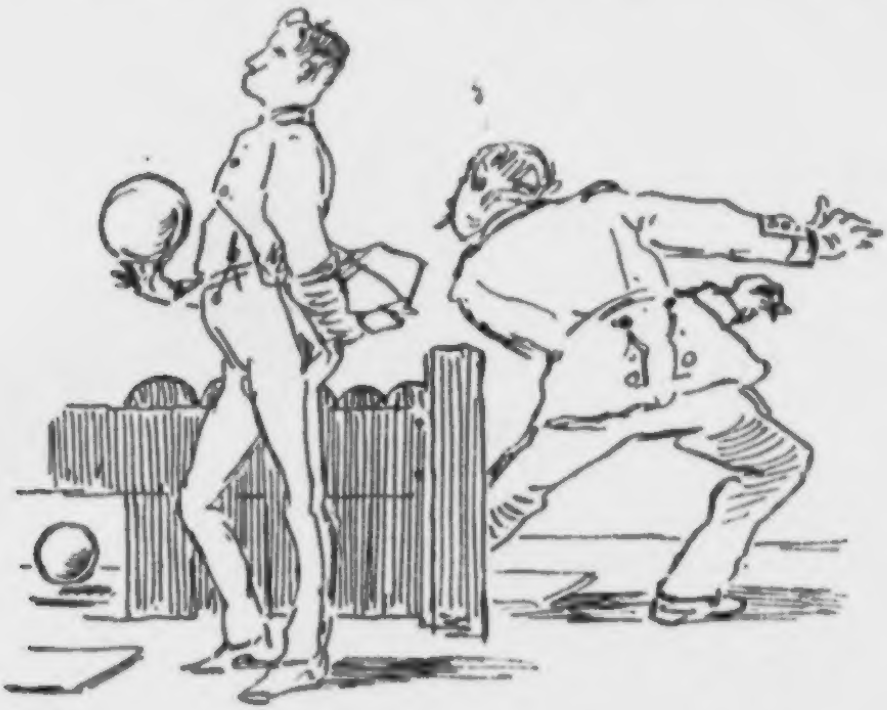
Das Dienſtmädchen wies mich nach rechts, wo ich den Herrn Hauptmann bei einem Beete von Roſenwildlingen ſtehen ſah, die er ſelbſt an Stämme band und das wilde Laub ausputzte, um

die kräftigsten Zweige zum Oculiren herzurichten. Er hatte einen leichten weißen Sommerrock an und rief mir schon von Weitem freundlich entgegen: „Hier sollen Sie morgen Ihr Probe- und Meisterstück machen. Ich erwarte heute Abend noch eine Menge kostbarer Rosenzweige und davon können Sie morgen früh hier Augen nach Herzenslust einsetzen.“ Er hatte an jeden Stab ein hölzernes Täfelchen gebunden und darauf die Namen der Rosen bemerkt, mit welchen er die Wildlinge veredelt haben wollte. Im Vorübergehen zeigte er mir auch, wo die vorräthigen Etiquetten lagen, sowie weicher, feiner Bast zum Ueberbinden. Dann gingen wir mit einander durch den ganzen Garten. Man konnte nicht leicht einen Platz sehen, der sich besser dazu geeignet hätte, als dieses große Vorwerk, wo jede Zufälligkeit so mit vollem Geschmack und reizend benützt war.

Es war eine große Bastion, die durch den äußeren Wassergraben vom Glacis getrennt war; doch waren hier weder Banquette noch Traversen zu sehen. Die drei Fuß hohe Umfassungsmauer lief mit einer festen Brüstung rings umher. Hier sah man kaum, daß man sich in einer Festung befand: das einzige Militärische war ein langer metallener Vierundzwanzigpfünder an der Spitze der Bastion über Bank gerichtet, ein prächtiges altes Stück und so glänzend geputzt, daß die Strahlen der Sonne leuchtende, spielende Flammen darauf hervorzauberten. Um aber wieder den Eindruck dieses ernsten Kriegswerkzeuges zu mildern, standen Räder und Lafette in einem Blumenbeete, aus dem die verschiedensten Tropäolum hervorwuchsen, welche die Speichen und Felgen umrankten und das ernste Geschütz wie mit Blumenketten fesselten.

An der Nordwestseite der Bastion befand sich eine Allee von alten Kastanien, welche die kalten Winde und Schlagregen abhielten; gegen Morgen zu stand das kleine freundliche Wohnhaus, fest aus Quadern gebaut, mit einem breiten Balkon, auf dem man über das Glacis hinweg gewiß eine entzückende Aussicht auf die weite Ebene hatte, welche die Festung umgab. Hier befanden sich auch die Glashäuser zum Aufbewahren der Pflanzen während der Winterszeit. Sie waren aus Eisen und Glas gebaut und sahen zierlich wie alles Uebrige aus. Auf einer Treppe neben dem

Hauſe ſtieg man zum Fuß der Baſtionmauer hinab, wo dicht an dem Waſſergraben ein Haus für Orchideen gebaut war, denen die Feuchtigkeit des Waſſers außerordentlich zu behagen ſchien, und ich ſah nicht leicht ſchönere Exemplare dieſer Pflanze als hier. Jedes der Blumenbeete oben im Garten beſtand aus einer einzigen



Gattung von Blumen und war mit einer andersfarbigen und paſſenden Einfaſſung verſehen; aber alle Pflanzen waren kräftig und geſund, hatten die rechte paſſende Höhe und nirgends entdeckte man eine Spur von Unkraut.

Von meiner Korporalſchaft ſah ich Mehrere im Garten beſchäftigt. Als ich Alles betrachtet, gab mir der Herr Hauptmann einen kleinen Schlüſſel, mit dem ich das Gitterthor öffnen könne, um, wie er ſagte, auch früh Morgens und zu ſonſtiger Tageszeit nach den Pflanzen ſehen zu können, wenn ich es gerade für nothwendig halte, dann verließ er mich und ging in's Haus zurück. Wenn ich vorher Alles oberflächlich angeſchaut, ſo nahm ich mir jetzt, da ich allein war, die Zeit, um Alles, Blumenbeete, Obſt-

bäume, Zierpflanzen, Glashäuser genau und einzeln zu betrachten. Ich sprach auch mit den Leuten meiner Korporalschaft und ließ mir von ihnen Manches sagen über die Güte der Erde, über die Lieblingsblumen des Herrn Hauptmanns, was ich selbst ja nicht wissen konnte, und verbrachte so noch mehrere Stunden in dem schönen Garten.

Abends holte mich mein Kollege Feuerwerker aus meinem Thurmgemache und wir gingen in den östlichen Festungsgraben, wo sich eine Kegelbahn befand, sowie ein Vergnügungsgarten für die Kompagnie. Hier sah ich zum erstenmal etwas von einer

Marketenderin, die Frau eines alten Unteroffiziers nämlich hielt hier eine kleine Bierwirthschaft; so war denn Alles in der Citadelle vereinigt, was nur ein militärisches Herz wünschen konnte. Doch war es trotz Kegelbahn und Biergarten Niemanden verwehrt, in die Stadt zu gehen, aber von dieser Erlaubniß machten nur Wenige und höchst mäßigen Gebrauch. Die ganze Kompagnie war wahrhaftig wie eine große Familie, und die Lust an der gemeinschaftlichen Arbeit sowie die liebevolle Behandlung, welche sowohl Kapitän als Offiziere jedem Einzelnen nach seinem Verdienste zu Theil werden ließen, schlang sich wie ein festes Band um die ganze glückliche Kompagnie.

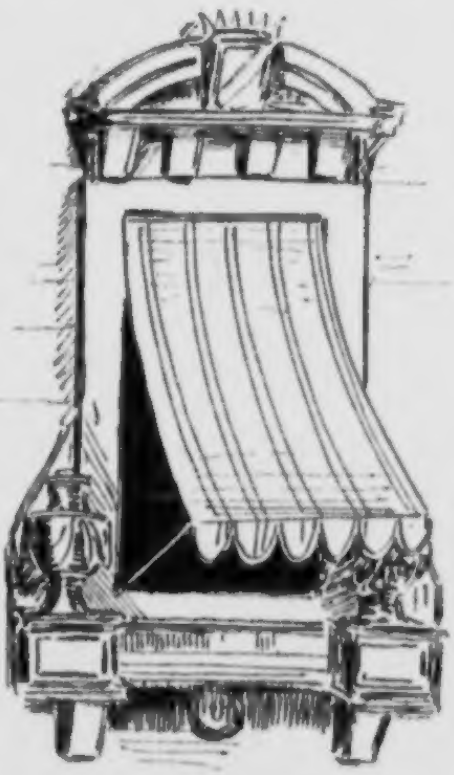
Da ich am nächsten Morgen schon um acht Uhr den zweiten Zug bei den Haubitzen exerciren sollte, mir aber der Kapitän

nicht nur von den Roſenablegern geſprochen, die kommen ſollten, ſondern mir auch ſpäter noch ſagen ließ, dieſelben ſeien wirklich angekommen und lägen im Gewächshauſe in feuchtes Moos verpackt, ſo begab ich mich ſchon um fünf Uhr in den Garten, um mit dem Oculiren fertig zu ſein, ehe der Dienſt begann. Es war ein klarer ſchöner Morgen, die Blumen, erquickt durch die Kühle der Nacht und ſatt getrunken von kryſtallhellem Thau, erhoben ſtolz und zierlich ihre Köpfchen und dufteten, daß es eine Pracht war. Draußen auf der weiten Ebene flimmerte es und ſtrahlte beim Glanz der Morgenſonne, welche flammend über die Höhen der fernen Berge emporſtieg. Von dort her war ich vor ein paar Tagen gekommen und dorthin wandte ich meinen Blick und meine Gedanken flogen, mein vergangenes Leben wieder durchgehend, nach meiner ehemaligen Garniſonsſtadt, dann weiter weg zu meinem Freunde Sternberg, dem Brigadeſchreiber, der wohl hauptſächlich Schuld daran war, daß ich mich hier befand, und dann gingen ſie noch weiter und weiter den Weg, welchen ich damals, noch ein halbes Kind, durchwandelt, weiterhin zu den Schluchten des Gebirges an der Grenze, wo das kleine Städtchen war, mit meinem Vater, dem Zollkontroleur Wortmann, meiner Mutter, die jetzt gewiß noch viel längere und buntere Bänder an ihrer Haube trug, ſowie mit dem kleinen weiſen Vogel, der jetzt gewiß irgendwo Gärtnerburſche war oder hinter dem Pfluge dreinſchritt; wenn mich Vater Wortmann hier ſehen könnte, ſo würde er zufrieden ſein, deſſen war ich gewiß; meine Mutter aber vielleicht verſtimmt den Kopf ſchütteln und in ihrem Stolze gekränkt ſprechen: Um Gärtner zu werden, hätte er nicht vier Jahre zu dienen gebraucht. Und wenn man nur vier Jahre gedient hat, und ſchon Feuerwerker iſt, ſo braucht man wahrhaftig keine Roſen zu oculiren. Aber trotz dieſer Gedanken war mir dies ein ſehr liebes Geſchäft, und ich ſchnitt mit einem wahren Behagen meine Kreuze in die ſaftige Rinde.

Faſt hatte ich dieſes Geſchäft beendigt, ja ich war eben daran, das letzte Baſtband anzulegen, als ich den leiſen Geſang einer weiblichen Stimme vernahm. Es war ein einfaches Lied, das geſungen wurde, auch war die Stimme nicht ſtark und weithin ſchallend, hatte aber dafür etwas ſo Weiches, ja Melancholiſches,

daß es mir, der ich ohnedies durch die Stille des schönen Morgens eigenthümlich gestimmt war, tief in's Herz drang. Diese Stimme ertönte ohne Begleitung eines Instrumentes, es mußte ein junges Mädchen sein, die vielleicht soeben ihre Fenster geöffnet und die, erregt von all' der Pracht und Herrlichkeit draußen, jubelnd wie die Lerche, ihr Morgenlied sang.

Wer konnte das sein? Die Stimme kam aus dem Hause unseres Kapitäns, und wenn ich scharf hinhorchte, so glaubte ich sogar zu vernehmen, daß sie aus einem Eckzimmer drang, dessen Fenster auf die Ebene gingen und das während des Tages beständig mit einer gelb und weiß gestreiften Marquise vor den Sonnenstrahlen geschützt war.



Hatte ich doch bis jetzt nicht einmal gefragt, ob der Herr Hauptmann v. Walter verheirathet sei. Das war mir ganz gleichgültig gewesen. Wir beim Militär kümmern uns ja nie um die Familien unserer Vorgesetzten, das sind ja für uns unbekannte Zugaben, mit denen wir nie in eine Berührung kommen und die uns durchaus nichts angehen. Hier aber, wo alle Verhältnisse so eigenthümlich waren, war das schon ganz anders, und da es wohl kommen konnte, daß ich beim häufigen Aufenthalt im Garten der Familie meines Chefs begegnen mußte, so war es mir schon interessant, etwas über dieselbe zu erfahren, und nachdem mein Rosengeschäft hier oben geendigt, der Gesang hatte ebenfalls aufgehört, machte ich dem Feldwebel einen Besuch und erkundigte mich so bescheiden als möglich nach den Familienverhältnissen des Herrn Hauptmanns.

So redſelig der alte Herr ſonſt wohl ſein konnte, ſo ſagte er mir jetzt doch ſo ziemlich einſilbig, der Herr Hauptmann v. Walter ſei verheirathet geweſen, ſeine Frau aber ſchon vor langen Jahren geſtorben und er habe nur eine einzige Tochter.

Es war alſo wahrſcheinlich die Sängerin, dachte ich mir. Wußte ich nun doch, wenn ich zufällig einer Dame im Garten begegnete, wer dieſelbe ſei, und zufrieden mit dem Beſcheid des Feldwebels ging ich auf mein Zimmer.

Bald nachher trat der zweite Zug zum Exerciren zuſammen und ich führte ihn auf die Baſtion, um die Mannſchaft, wie mir

befohlen war, an zwei Feldhaubitzen exerciren zu laſſen. Doch hatte ich erſt einigemale Granaten in verſchiedenen Elevationen werfen laſſen, natürlicherweiſe mit Sägmehl-Kartouchen und der unſchädlichen leeren Hohlkugel, ſo erſchien der Premierlieutenant mit den beiden Secondelieutenants.

Zuerſt ſahen ſie, alle Drei, meinem Haubitzenexercitium zu, und dann befahl mir der Premierlieutenant, die Haubitzen ſtehen zu laſſen und ſämmtliche Leute an die oben befindlichen Wallgeſchütze zu placiren. Ich hatte Mannſchaften genug, um einen kurzen und einen langen Vierundzwanzigpfünder zu montiren, einen Paixhans zu beſetzen, ſowie Mörſer von verſchiedenen Kalibern. Meine Bombardiere hatten die Geſchütze unter ihrer ſpeciellen Aufſicht und ich ſollte das Ganze leiten, wobei mich die Offiziere der

Kompagnie von einem Geſchütz zum andern begleiteten, und ich nun die verſchiedenſten Schießübungen durchmachen laſſen mußte. Anfänglich merkte ich nicht, daß mich der Premierlieutenant, der mich vielleicht für einen ganz guten Gärtner, aber ſchlechten Kanonier halten mochte, ein förmliches Examen durchmachen ließ, weßhalb ich mit den Geſchützen auf alle Diſtanzen und jede mögliche Batterie manövriren mußte. Jetzt gab er an, ich habe es mit einer Demontirbatterie zu thun, die gerade vor mir liege; dann ſagte er, eine Ricochettebatterie rechts von uns fange an, uns in die Flanke zu nehmen, weßhalb ich zwei Geſchütze dorthin wenden ließ und zu gleicher Zeit die während des Abfeuerns überflüſſigen Kanoniere dicht an die Traverſen treten ließ; dann rückte uns eine Breſchebatterie dicht auf den Leib, auf welche Weiſung ich ruhig die Pulverladung und Elevation änderte, und als nun gar nach ſeiner Angabe die Büchſenkugeln vorgeſchobener Schützen meine Kanoniere beläſtigten, ließ ich die Schießſcharten blenden.

Bei den Mörſern mußte ich alle Kunſtſtücke durchmachen laſſen, die noch bei einer wirklichen Beſchießung vorkommen können. Bald hatte ich eine Schanze vor mir auf dreitauſend Schritte, dann immer näher, jetzt gab er mir einen einzelnſtehenden Baum auf der Ebene an, den ich hinter der Bruſtwehr nicht ſehen konnte, und wo ich mir durch aufgeſteckte Stäbe helfen mußte. Das Schwierige bei dieſem Wurfmanöver war, daß mich der Premierlieutenant verſchiedene Diſtanzen nach der Ebene hinaus, bald ein einzelnes Haus, bald eine Baumgruppe nach dem Augenmaß abſchätzen ließ, Entfernungen, die er ganz genau kannte, und die ich, Dank meines im Freien und beim Gartengeſchäft geübten Auges ziemlich richtig traf. Mittlerweile war auch der Herr Hauptmann auf die Baſtion gekommen und ſchaute lächelnd unſerm Treiben zu, wobei er zuweilen gegen den Premierlieutenant freundlich ein Auge zukniff. Dieſer ſchenkte mir auch ſchon gar nichts, und ließ mich aus meinen Mörſern bald Spiegelgranaten, bald Steine, bald Brand-, Leucht- und Stinkkugeln werfen; ja, als das Exercitium vollkommen ergründet war, mußte ich die Leute zuſammennehmen und ihnen nach ſeiner Angabe einen Vortrag in Artilleriewiſſenſchaften halten, wozu er mir die ſchwerſten Themas angab. Ich

muß geſtehen, daß ich ordentlich beſtand, und das ſah ich auch an dem Geſichte meines Examinators; ſeine ſtrengen Augen wurden freundlicher, ſein finſter die zuſammengekniffenen Mundwinkel bedeckender Schnurrbart erhob ſich zuweilen mit einem freundlichen Lächeln, und als wir endlich fertig waren, wandte er ſich an unſern Kompagniechef, und ſagte im Ton der Ueberzeugung: „In der That, Herr Hauptmann, ganz famos; ich bin vollkommen zufrieden.“

Nun hatte ich's bei der Kompagnie und allen Offizieren gewonnen. Der Herr Hauptmann v. Walter rieb ſich die Hände und ſagte lachend: „Da ſehen Sie, meine Herren, daß man ein ganz außerordentlicher Gärtner ſein kann und dabei ein tüchtiger Unteroffizier. Der Feuerwerker hat heute Morgen vor dem Exerciren ſchon ſeine dreißig Roſen oculirt, daß es eine wahre Freude anzuſehen iſt. Und Roſen oculiren iſt nicht leicht, dazu muß man eine feine Hand haben. Gewiß, gewiß, Herr Premierlieutenant,“ wandte er ſich freundlich an dieſen, „es iſt ein ſchönes Geſchäft, das Roſenoculiren, ſowie die ganze Gärtnerei, obgleich Sie keinen Schuß Pulver darauf halten.“

Und ſo war es auch in der That. Der Premierlieutenant war eigentlich ein abgeſagter Feind der ganzen Landwirthſchaft, und obgleich er mit dem Kapitän auf dem allerfreundſchaftlichſten Fuße ſtand, ſo machte er ihm doch eine fortgeſetzte Oppoſition, welche zum Glück darin beſtand, daß er im Dienſt von einer eiſernen Strenge war, den Kanonieren keine Viertelſtunde Exercirens ſchenkte und die Uniformen mit einer erſchrecklichen Genauigkeit nachſah, ob da nicht die ländlichen Arbeiten der Leute irgend einen Flecken zurückgelaſſen haben. Doch liebten Alle den Hauptmann ſowie ihre landwirthſchaftlichen Arbeiten zu ſehr, um dem Premierlieutenant die Freude zu laſſen, daß er ſagen könne, wie er früher oft gethan, die Artillerie und Landwirthſchaft paſſen nun einmal in alle Ewigkeit nicht zuſammen.

Oefters, wenn ich früh am Morgen in dem Garten beſchäftigt war, hörte ich die Stimme wieder, die mir, als ich ſie zum erſtenmal vernahm, ſo tief zu Herzen gegangen. Doch war ich faſt ſchon drei Wochen hier auf der Citadelle, als es mir vergönnt war, die liebliche Sängerin zu ſehen. Der Herr Hauptmann hatte dem Feſtungskommandanten, ſowie ſeinen Offizieren ein Diner

gegeben und nach demſelben ſaßen die Herrſchaften auf der Terraſſe vor dem Hauſe und tranken Kaffee, während ich an meinen Blumen beſchäftigt war. Auf einmal rief mich der Herr Hauptmann, ich lief eilig näher, und da war er ſo freundlich, mich dem Herrn General v. N. vorzuſtellen.

„Das iſt alſo das Wunder von einem Feuerwerker!“ ſagte dieſer lachend; „ſieht recht ſauber aus, aber jung, noch unverſchämt jung.“

Am Tiſche ſaß auch die Tochter des Hauptmanns. Sie trug ein einfaches Kleid von gelber, ungefärbter Seide und hatte einen breiten Strohhut auf dem Kopfe, der, da ſie obendrein das Geſicht herabgebeugt hielt, ihre Züge gänzlich verdeckte. Erſt als ihr Vater ſie recht ſanft bei der Hand nahm und ihr ſagte: „Das iſt Feuerwerker Wortmann, von dem ich dir ſchon geſagt,“ hob ſie den Kopf in die Höhe und ſah mich mit großen, ſo eigenthümlich

glänzenden Augen an, daß es mir faſt den Athem benahm und ich kaum im Stande war, eine Verbeugung zu machen. Sie mochte damals achtzehn Jahre alt ſein, und etwas Lieblicheres wie dieſes Geſichtchen hatte ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen. Das war nun für die damalige Zeit nicht hoch geſchworen, denn was meine Kenntniß des weiblichen Geſchlechts anbelangt, ſo war dieſelbe nicht der Rede werth. Aber auch ſpäter, nachdem ich viele Schönheiten geſehen, dachte ich immer noch mit Entzücken an dieſen Augenblick und mußte mir geſtehen, daß ich weit ſchönere Mädchen geſehen, aber nichts Lieblicheres, als die Tochter des Herrn Hauptmanns. — Nur die Augen, die Augen, ſo wunderbar ſchön, hatten einen ſo ſeltſamen Ausdruck, und als ich ihr vorgeſtellt wurde und meine Verbeugung machte, lächelte ſie wohl, aber ihre Blicke flogen wie theilnahmlos bei mir vorüber und ſchienen etwas zu ſuchen, hoch oben im Blau des Himmels.

Der Hauptmann befahl mir, eine Taſſe Kaffee anzunehmen und das ſchöne Mädchen ſchenkte ſie mir ein. Doch taſtete ſie dabei unſicher auf dem Tiſch umher und der Vater ſchob ihr Taſſe und Kaffeekanne zwiſchen die kleinen weißen Finger. Ja, als ſie mir den Kaffee reichen wollte, hielt ſie die Taſſe mehr gegen den Premierlieutenant als gegen mich, weßhalb denn mein ſtrenger Vorgeſetzter ſo freundlich war, ſie ihr abzunehmen und mir höchſt eigenhändig darzureichen. Doch unterließ er nicht, dabei zu ſagen: „dem geſchickten Artilleriſten.“

„Sie ſind unverbeſſerlich!“ ſagte der Hauptmann v. Walter laut lachend zu ihm, „und obendrein ſehr undankbar. Was hat die Artillerie mit dem Kaffee zu thun? Ein Gärtner hat ihn gepflanzt und ebenſo den Zucker, den Sie ſo ſehr lieben. Ja, der größte Theil des Diners, das wir heute gemacht, ſind Produkte der Landwirthſchaft. — Wahrhaftig, nächſtens laſſe ich Ihnen einmal einen ſoliden Zünderſatz backen oder eine Kartätſchenſuppe machen.“

Ich trank meine Taſſe, ſchielte aber ein paarmal über ſie hinaus nach der Tochter meines Hauptmanns, welche ein Bouquet neben ſich liegen hatte, das ſie zuweilen an ihr Geſicht drückte.

„Apropos,“ ſagte ihr Vater zu mir, „obgleich ich das Blumenabſchneiden im Allgemeinen nicht leiden kann, ſo wär's mir doch

recht, wenn Sie mir täglich einen Strauß schnitten. Meine Tochter liebt sehr die Blumen, nicht wahr, Elise?"

Darauf hob sie wieder ihren Kopf in die Höhe und sprach zu mir, ohne mich aber anzusehen, mit einer angenehm klingenden, weichen Stimme: „Ja, wenn der Feuerwerker so freundlich sein will, bin ich sehr dankbar dafür."

„Dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben," ergänzte der Hauptmann, wobei er sein Kind mit einem eigenthümlichen Blicke ansah.

Nach einer Verbeugung ging ich an meine Geschäfte zurück, konnte aber die seltsamen Augen des schönen Mädchens nicht vergessen, und dazu hörte ich immer die Worte ihres Vaters: Dabei sehen Sie aber mehr auf den Duft der Blumen, als auf helle glänzende Farben. — — — — Auf einmal blieb ich wie erstarrt stehen, ja, plötzlich verstand ich den seltsam starren Blick ihrer Augen, ihr eigenthümliches Wesen — — die Worte des Hauptmanns. — — Das arme unglückliche Mädchen war blind.

Und so war es auch in der That. Der Feldwebel, den ich noch am heutigen Tage befragte, gab mir es achselzuckend zu und meinte: „Das ist ein großes Unglück, welches den Herrn Hauptmann betroffen; und es ist jammerschade für dies vortreffliche gute Mädchen." Auch erfuhr ich jetzt, daß die Frau des Hauptmanns schon vor langen, langen Jahren gestorben sei und ebenso, daß die kleine Elise bis in ihr zwölftes Jahr sehend gewesen, dann aber in Folge einer Erkältung erblindet. „Zuweilen," sagte der Feldwebel, „kommt einer der geschicktesten Augenärzte der Residenz, wenigstens alle Jahre einmal, und sieht nach der Kranken. Er hat die Hoffnung, sie zu heilen, nicht aufgegeben, will aber, und darin hat er Recht, langsam und äußerst behutsam zu Werke gehen."

Ich muß gestehen, daß mich das schöne Mädchen sehr beschäftigte, und daß ich außerordentlich auf den Moment begierig war, wo frühe am Morgen ihr weicher, melancholischer Gesang erschallte. Häufig sah ich sie nun auch über Tages im Garten, und an ihrem Benehmen merkte ich zu meiner großen Freude, daß ihr Vater etwas auf mich hielt und gut von mir sprach; denn oft trat sie allein auf die Terrasse hinaus und rief mit ihrer

silberhellen Stimme meinen Namen, worauf sie mich dann gewöhnlich bat, sie an irgend einen Punkt des Gartens zu begleiten. Das erste Mal benahm ich mich dabei entsetzlich dumm und ungeschickt. Wenn ich Fräulein Elise führen sollte, so mußte ich ja ihren Arm oder ihre Hand ergreifen, welch letztere sie mir auch entgegenstreckte. Nun war ich aber zu ängstlich und schüchtern, um ihre feinen Finger anzufassen, und stand einige Minuten rathlos da, bis ich endlich näher trat und ehrfurchtsvoll meinen Arm darreichte, worauf sie nun ihre kleine Hand legte, aber so leicht, so leicht, daß es nicht anders war, als sei ein Rosenblatt darauf gefallen.

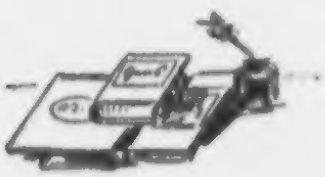
Wenn ich sie nun so an irgend einen Punkt des Gartens geleitete, da war es doch selbstredend, daß ich in der Nähe blieb. Sie konnte ja etwas verlangen, nach Jemand rufen, und es wäre ja schrecklich gewesen, wenn sie Niemand gehört hätte. Ich arbeitete dann in ihrer Nähe bald dies, bald das, und wenn sie vielleicht einen Zweig rauschen hörte und meinen Fuß leicht auf dem Sande knirschen, da frug sie häufig: „Sind Sie es, Wortmann?“ und zuweilen knüpfte sie dann ein längeres Gespräch an. Ja, im Verlaufe der Zeit mußte ich ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählen und ich that das der Wahrheit gemäß, von meinem Vater und meiner Mutter, von unserem Kasernenleben, von der Miranda, von meinem Freunde Poltes, sowie auch, daß man mich als kleines Kind Major nannte. Das Letztere erschien ihr außerordentlich komisch und sie lächelte freundlich darüber, muß es auch ihrem Vater erzählt haben, denn dieser sagte eines Tages freundlich zu mir: „Nun, lieber Wortmann, wenn auch kein Major aus Ihnen wird, so hoffe ich doch noch was Tüchtiges an Ihnen zu erleben. Sie haben einen guten Kopf, sind auch fleißig und lernen leicht. Aber Sprachen müssen Sie treiben, das ist unumgänglich nothwendig.“

Er hatte das schon häufig gesagt, und mir auch französische und englische Bücher zum Selbstunterricht gegeben. Daß ich aber heimlicherweise sehr früh am Morgen und Abends spät bei einem Sprachlehrer der Stadt in beiden Sprachen Stunden nahm und mit einem eisernen Fleiß darüber her war, hatte ich ihm nicht gesagt. Weßhalb ich es verschwieg, wußte ich eigentlich nicht.

Meinen Vorgeſetzten damit zu überraſchen, das konnte ich mir nicht gut einbilden; ich glaube, der Hauptgrund war, daß ich zuerſt ſehen wollte, ob ich ein Talent für fremde Sprachen habe. Doch hätten dieſe heimlichen Lektionen mir faſt Unangenehmes zu Wege gebracht. Obgleich der Herr Hauptmann v. Walter gegen mich ſowohl im Dienſt als auch im Garten ſehr gut und freundlich war, ſo hatte das doch eine gewiſſe Grenze, über die er nie hinausging, und ſchien ſich auch im Uebrigen um mein Leben und Treiben nicht im Geringſten zu kümmern. Wie mir aber ſpäter klar wurde, war das durchaus nicht der Fall; er bekümmerte ſich vielmehr ſo genau um mein Leben außerhalb des Dienſtes, daß er bald erfuhr, ich bringe ſowohl des Morgens in aller Frühe als auch Abends ſehr ſpät manche Stunde in einem Hauſe der Stadt zu. Da mein Sprachlehrer ziemlich unbekannt

war, das Haus, in dem er wohnte, aber recht ärmlich und seine Umgebungen vielleicht nicht im besten Rufe standen, so fiel dadurch ein Schatten auf mich, den ich obendrein nicht aufklären konnte, da ich keine Ahnung davon hatte.

Wohl bemerkte ich, daß der Herr Hauptmann, obgleich er wohlwollend und gütig wie immer war, doch nicht mehr so freundlich wie früher gegen mich zu sein schien. Davon konnte ich mir keinen Grund erklären, und obgleich ich mich mehr als je bestrebte, meinen Dienst zu seiner Zufriedenheit zu thun, so vermißte ich doch die Herzlichkeit, mit der er sich sonst über jedes noch so Unbedeutende bei mir bedankt. Ja, er hatte mir sogar einmal ziemlich ernst gesagt, als ich an einem Tage zwei schöne Bouquets für seine Tochter gemacht, ich plündere ja seinen ganzen Garten. Auch Fräulein Elise kam nie mehr allein in den Garten und ich hatte sie schon längere Zeit nicht mehr nach einem ihrer Lieblingsplätze führen dürfen. Wohl dachte ich zuweilen daran, den Feldwebel zu befragen, doch kam mir das wieder so anmaßend vor, daß ich mich schämte, es zu thun.



11.

So kam der Spätherbſt, ich ließ Pflanzen und Bäume in die Gewächshäuſer einräumen, und wenn ich dabei die ſchon halb verwüſteten Blumenbeete betrachtete, ſo dachte ich mit wahrer Traurigkeit an den Winter, wo hier der weiße Schnee liegen würde, wo dort droben im Hauſe kein Fenſter mehr geöffnet ſei und alſo auch kein Geſang in den Garten dringen könne. Dann hatte ich begreiflicherweiſe nicht viel da oben zu thun, und wenn mich auch die Gewächshäuſer manche Stunde beſchäftigten, ſo kam ſie doch nicht mehr in den Garten, an der, ich geſtehe es offenherzig, ſchon damals beinahe unbewußt mein ganzes Herz hing. Sie war die ſchönſte der Blumen.

Zuweilen hatten wir noch heitere warme Tage, und an einem derſelben ſaß Fräulein Eliſe in der Nähe des kleinen Springbrunnens, hatte den Kopf in die Hand geſtützt und horchte, recht traurig, ſo ſchien es mir, wie ſie aber öfters zu ſein pflegte, auf

das Plätschern des Wassers. Hie und da fielen dürre Blätter von den Bäumen, und wenn dieselben auf dem andern gelben Laub am Boden raschelten, so horchte sie auf, und dann flog ein recht trübes Lächeln über ihr schönes Gesichtchen. Auch sie dachte an den Winter, aber ganz anders als ich. Auch sie fühlte wohl, daß es Herbst würde, und daß sie Abschied nehmen müsse von der frischen und feinen Natur und dem Dufte der zahlreichen Blumen und daß auch für sie die Zeit des Winters käme, welche ihr, der armen Blinden, gewiß doppelt hart sein mußte.

Unterdessen war der Herr Hauptmann in den Garten getreten, ich hatte ihn schon vor kurzer Zeit in Uniform aus der Citadelle kommen sehen, er war aber in's Haus gegangen und kam jetzt von dort her in seinem grauen Sommerrocke, den Strohhut auf dem Kopfe, mit einer brennenden Cigarre, deren Duft er mit sichtlichem Behagen in die frische Herbstluft hinausblies; auch sang er halblaut vor sich hin, was nicht allzuhäufig bei ihm vorkam. Als er in der Entfernung vor mir vorüberschritt, gegen seine Tochter hin, rief er mir zu: „Sie sind ja ungeheuer fleißig gewesen, Wortmann!“ Ich ließ nämlich gerade die kleine Orangerie einräumen und war fast damit fertig. „Wenn Sie vielleicht einen Augenblick abkommen können, so lassen Sie sich hier bei uns sehen.“

Hinter dem Hauptmann kam das Dienstmädchen aus dem Hause und trug einige Früchte, weißes Brod und eine Flasche Wein mit Gläsern in den Garten, welches sie Alles auf das Tischchen vor Fräulein Elisen niedersetzte.

Auch ich säumte nicht, mich da einzufinden; der Herr Hauptmann war sehr freundlich, wies auf einen Stuhl und bot mir eine Cigarre an, was er noch nie gethan. Als er mir dieselbe gab und ich mich ehrfurchtsvoll weigerte, sie anzunehmen, blickte Fräulein Elise in die Höhe, und auf ihrem Gesichte drückte sich ein kleines Erstaunen aus. Als ich meine Cigarre angezündet hatte, mußte ich mich niedersetzen und bekam ein Glas Wein. Wir sprachen über dies und das, über den Herbst, über Gewächshäuser und Frühbeete, auf einmal sagte der Herr Hauptmann, wohl anfänglich lächelnd, dann aber mit einem so ernsten Tone, daß ich ordentlich zusammenschrak: „Wissen Sie auch, Wortmann,

daß Sie ein Heimlichthuer ſind, ein tückiſcher, abgeſchloſſener Menſch?"

„Ich, Herr Hauptmann?" ſtotterte ich, in der That auf's Höchſte erſchreckt, „ich weiß wirklich nicht, was ich mir zu Schulden kommen ließ."

Fräulein Eliſe war bei der ſeltſamen Rede ihres Vaters roth geworden und blickte ſtille vor ſich nieder auf den Teller.

„Kannſt du dir wohl denken," fuhr er nun fort, gegen ſeine Tochter gewendet, „was dieſer Feuerwerker Wortmann treibt. Ich habe ihm eine engliſche und franzöſiſche Grammatik gegeben und ich denke nun, er wird mich eines Tags um Rath fragen, wie er es anfangen müſſe, um die beiden Sprachen gründlich zu erlernen. Gott bewahre! Da geht er hin, ſucht ſich einen Lehrer und treibt das Alles im Geheimen. Iſt das nicht ein heimtückiſcher Menſch?"

Als mein Chef ſo ſprach, konnte ich mich nicht enthalten, verſtohlen das junge Mädchen anzuſehen. Gott! und wenn ich mich nicht täuſchte, aber man täuſcht ſich ſo leicht in dergleichen, ſo lächelte ſie freundlich. Natürlicherweiſe ſagte ich zu meiner Entſchuldigung, ich hätte mich nicht unterſtehen wollen, den Herrn Hauptmann mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; „ja," ſetzte ich verlegen hinzu, „es würde mir auch das höchſte Glück geweſen ſein, auf einmal dem Herrn Hauptmann ſagen zu können, das und das habe ich gelernt, aber," ſetzte ich hinzu, „ich bin noch ſehr weit zurück."

„Das wollen wir morgen früh ſehen," erwiederte er mir lachend. „Morgen iſt es Sonntag und nach der Kirche ſind Sie zum Spracheramen kommandirt. Fällt das nach Wunſch aus, ſo dürfen Sie bei mir zu Mittag eſſen."

Wer war glücklicher als ich! War der Wein ſo berauſchend oder die Cigarre ſo ſtark, genug, als ich mich dankend entfernte, taumelte ich ordentlich auf dem breiten Wege dahin und war dabei ſo blaß, daß mich mein Bombardier fragte, ob mir etwas Unangenehmes zugeſtoßen ſei?

Den andern Tag fand ich mich erwartungsvoll bei meinem Examen ein. Daß Fräulein Eliſe dabei ſaß, machte mich anfänglich über alle Maßen verlegen, doch mußte der Herr Hauptmann

mit mir zufrieden ſein, denn, als wir fertig waren, ſagte er zu ſeinem Bedienten: „Man ſolle drei Couverts auflegen, der Feuerwerker Wortmann ißt bei uns.“

Der machte große Augen.

Den Unterricht mit meinem alten Sprachlehrer ſetzte ich nun eifriger als je fort, ja ich fing bald darauf bei einem andern das Lateiniſche wieder an und brachte es durch eiſernen Fleiß ſo weit, daß ich in nicht gar zu langer Zeit meinen Cornelius Nepos gehörig verſtand.

Unterdeſſen bedeckte der Schnee die Wälle und Gräben der Citadelle und unſern kleinen reizenden Garten. Der Premierlieutenant konnte nun die Kompagnie keinen ſtrengen Dienſt thun laſſen und ſo hatte ich Zeit genug, mich mit all den Wiſſenſchaften wieder zu beſchäftigen, die ich ſeit meinem verunglückten Examen ziemlich vernachläſſigt.

Der Hauptmann v. Walter hatte mich liebgewonnen, das

ſah ich. Er war mehr mein väterlicher Freund, als mein Vorgeſetzter. Um ſeinen Gewächshäuſern bei Tag und Nacht näher zu ſein, hatte er mir auf der kleinen Orangerie zwei Zimmer eingeräumt, und daneben war noch ein anderes, wo die vier beſten Leute meiner Korporalſchaft wohnten, was des beſtändigen Heizens und Lüftens wegen nothwendig war. Auch hatte er mir eine förmliche kleine Bibliothek geliehen, und in den langen Winterabenden war ich ſo unbeſchreiblich glücklich, häufig in ſein Wohnzimmer kommen zu dürfen, wo ja auch Fräulein Eliſe war, und wo er uns förmliche Vorträge über Geſchichte und Geographie hielt. Oefters mußte ich vorleſen, deutſch, franzöſiſch oder engliſch, und das kam ſpäter dann auch wohl vor, wenn er am Tage ausgegangen war und ſich Eliſe mit ihrem Dienſtmädchen allein in ihrem Zimmmer befand. Ach! für die Aermſte gab es ja keinen Tag und keine Nacht, und die ewige Finſterniß, welche ſie umgab, war wohl hauptſächlich Schuld daran, daß ſie ſo liebevoll, freundlich und dankbar zuhörte, wenn ich ihr vorlas. Dabei las ich mich aber förmlich um meine Ruhe, und wenn ich, wie Eliſe ſo freundlich war, zu ſagen, gut las, ſo kam das wohl hauptſächlich daher, weil ich das Gefühl, welches ich für ſie im Herzen trug, in meine Worte ausſtrömen ließ.

Dabei mußte ich mich aber ſehr zuſammennehmen, denn ein Blick, ein Wort konnte mich aus der Faſſung bringen, und ich dann roth werden, wie es ſich eigentlich nicht für einen Feuerwerker ſchickte. So weiß ich, daß eines Tages der Herr Hauptmann zurückkam, und freundlich ſagte: „Nun, Kinder, was habt ihr geleſen?“ Dies Wort machte mich ſo verlegen, und trieb mir das Blut ſo ſtark in's Geſicht, daß ich mich vor mir ſelber ſchämte, ſo daß ich nachher, als ich allein war, mich heftig ausſchalt.

Eines Tages, es fing ſchon an, Frühjahr zu werden, der Schnee war geſchmolzen, von den Baſtionen herab floß das Waſſer in kleinen grauen Bächen in die Gräben und über die Ebene ſtrömte zuweilen ein ahnungsvoller warmer Windhauch, ſo daß Fräulein Eliſe ihre Fenſter häufig öffnen konnte, ließ mich der Herr Hauptmann in ſein Zimmer rufen und gab mir einen Brief meines Vaters, der, wie er ſagte, durch Einſchluß an ihn ge-

kommen ſei. Vater Wortmann ſchrieb mir in ſeiner gewohnten Kürze, daß ſich die ganze Familie wohl befinde, und daß es ihn außerordentlich freue, mich in einer ſo vortrefflichen Kompagnie zu wiſſen, daß er ſich aber namentlich auf's Höchſte geehrt fühle durch den Entſchluß meines Herrn Hauptmanns, für meine Zukunft ſo glänzend ſorgen zu wollen.

Nachdem ich das geleſen, ſowie das nie fehlende Poſtſcriptum meiner Mutter, welche mir ſchrieb, daß meine älteſte Schweſter die Braut des weiſen Vogels ſei, der ein hübſches kleines Landgut geerbt, blickte ich fragend meinen Hauptmann an, da ich das, was mein Vater von meiner glänzenden Zukunft ſagte, nicht verſtand. Es durchzuckte mich wohl ein ſüßer Gedanke, aber der war ja ſo thöricht, daß ich ihn gleich wieder verwarf.

Der Hauptmann ging ein paarmal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir ſtehen und ſagte: „Sehen Sie, mein lieber Wortmann, ich habe allerdings an Ihre Zukunft gedacht, und Ihrem Vater geſchrieben, ob er mir völlig freie Hand über Sie laſſen will. Zu gleicher Zeit geſtehe ich Ihnen offenherzig, daß ich mich durch meinen Freund, den Generalſteuerdirektor, nach Ihrer Familie erkundigte; deſſen Antwort iſt vollkommen befriedigend ausgefallen, was mich außerordentlich freut. Offizier können und wollen Sie nicht werden. Sie ſind jung, haben einen guten Kopf, auch ſchon recht viel gelernt, deßhalb will ich Ihnen einen Vorſchlag machen: Ich habe ſchon die nöthigen Schritte gethan, Sie als Zögling erſter Klaſſe in die Forſtakademie nach C. zu bringen. Dort können Sie Ihre landwirthſchaftlichen Studien fortſetzen, ſie beendigen und haben dann ſpäter die Wahl, ob Sie irgend ein Gut bewirthſchaften wollen oder in das Forſtfach übergehen. Wenn Sie fleißig ſind und Ihre Aufführung tadellos bleibt, wie bisher, ſo werde ich, nachdem Sie Ihre Studien beendigt, mit wahrer Freude auch ſpäter für Sie ſorgen.“

Ich ſtand ſprachlos da über das ungeheure Glück, welches ſich meinen Augen zeigte. Eine Forſtakademie beſuchen, ein vollkommener Landwirth werden, darin hatten von jeher meine kühnſten Wünſche beſtanden, aber wie konnte ich an ſo etwas denken? Ich war mittellos und die Studien, die ich noch zu machen hatte, ſehr koſtſpielig.

Als ich mich einigermaßen gefaßt, ſchämte ich mich durchaus nicht, meinem freundlichen Wohlthäter mit Thränen in den Augen zu danken. Er drückte mir freundlich die Hand und ſprach liebevoll zu mir, wie ein Vater zu ſeinem Sohne. So ſtattete er mich auch in jeder Hinſicht aus, und als nach wenigen Wochen der Augenblick gekommen war, wo ich von der Kompagnie im Allgemeinen, von meiner Korporalſchaft insbeſondere, vom Feldwebel und der lieben, lieben Citadelle Abſchied nahm und nun zum letztenmale vor den Herrn Hauptmann und Eliſe trat, war der alte Herr ſelbſt außerordentlich gerührt, und als ich ihm weinend wie ein Kind wiederholt auf's Herzlichſte dankte, ſagte er mit

feuchten Augen lächelnd: „Seien Sie ruhig, lieber Wortmann, ich bin ein Egoiſt. Was ich vielleicht an Ihnen thue, iſt ein Kapital, von dem ich dereinſt ſchöne Zinſen erwarte.“

Und Eliſe! —

Sie reichte mir zum Abſchied ihre beiden lieben Hände, die ich mich nicht enthalten konnte, innig zu küſſen und dabei war ich ſo überaus glücklich, einen leiſen, leiſen Druck derſelben zu empfinden.

Hiermit iſt eigentlich die Geſchichte des Feuerwerkers Wortmann, die ich dem geneigten Leſer verſprochen, zu Ende; denn Uniform und Titel und auch ſonſt noch Manches ließ ich in der Citadelle zurück, um aber gegen die, welche vielleicht Antheil an meinem Schickſal genommen, nicht undankbar zu ſein, will ich noch hinzufügen, daß ich drei Jahre auf der Forſtakademie blieb, daß ich auch recht fleißig war und endlich mit Zeugniſſen entlaſſen wurde, die mich nicht nur zu einer höheren Forſtſtelle berechtigten, ſondern mir ſogar geſtatteten, mich zu einer Lehrerſtelle bei einer der landwirthſchaftlichen Anſtalten des Staates zu melden, und dieſe letztere Ausſicht machte mich ganz unbeſchreiblich glücklich; denn mein Wohlthäter, mit dem ich begreiflicherweiſe viel korreſpondirte, hatte mir vor einem halben Jahre brieflich angezeigt, er habe ſich endlich entſchloſſen, ſeine liebe Citadelle zu verlaſſen und zwar, weil ihm durch die Gnade Seiner Majeſtät das Direktorium einer der größten landwirthſchaftlichen Anſtalten des Landes übertragen worden ſei. — Das hatte mich innig gefreut, aber ſchmerzlich hatte es mich berührt, daß er zu gleicher Zeit von einem andern erfreulichen und wichtigen Ereigniſſe ſeiner Familie ſchrieb. Gewiß hatte ſich ein Bewerber um Eliſe gefunden, das ſagte mir mein Herz tauſendmal und machte mich recht, recht traurig.

Der Weg von der Forſtakademie zum nunmehrigen Aufenthalte meines ehemaligen Chefs, der mir befohlen, ſogleich zu kommen, führte über die kleine Feſtung J., und Herr v. Walter hatte mir geſchrieben, ich ſolle mich auf dem ehemaligen Schauplatz unſerer Thaten ein bißchen umſehen. Daß er hinzuſetzte: „Man muß ſich an den Wechſel alles Irdiſchen gewöhnen,“ begriff ich damals nicht recht.

Ich erreichte die Feſtung an einem ſchönen Frühlingsmorgen, diesmal zu Wagen und vom Poſtgebäude ging ich gleich nach der Citadelle. Der Unteroffizier am Thor war mir ein völlig fremdes Geſicht; ebenſo der Feldwebel, bei dem ich um Erlaubniß bat, die Werke ſehen zu dürfen. — Und dieſe Werke, wie waren ſie verwandelt! Mir war zu Muthe, als ſei hier früher ein Zaubergrund geweſen, der mit dem Verlaſſen des guten Genius wieder ſeine traurige ehemalige Geſtalt annahm. Verſchwunden waren Felder, Anlagen und Gärten; auf ſämmtlichen Baſtionen ſtanden die ſtillen verdrießlichen Geſchütze, von unſerem ehemaligen Garten war keine Spur mehr zu ſehen und wo unſere Blumen geblüht, vor dem kleinen Kommandanturgebäude, war jetzt ein nüchterner glatter Kiesplatz, wo nach Zählen Rechts- und Linksum gemacht wurde, eine für Körper und Geiſt gleich angenehme Beſchäftigung, der übrigens der jetzige kommandirende Artillerie-Kapitän mit großer Befriedigung zuſchaute. Es war das eine lange dürre Geſtalt mit ſehr gebogener Naſe und tief herabfallendem blondem Schnurrbart. Ich grüßte ihn höflich, und da er mich fragend anſah, ſo erlaubte ich mir, ihm zu ſagen, ich hätte die Citadelle in früheren Jahren gekannt, und dem Wunſche nicht widerſtehen können, ſie nochmals zu ſehen.

„Ja, mein Lieber," ſagte er mit ſchnarrender Stimme, „da werden Sie viel verändert finden. Es hat mir auf Ehre Mühe genug gekoſtet, die ſchauderöſe Wirthſchaft hier in Ordnung zu bringen. War das ein Anblick, als ich kam! So was habe ich in meinem ganzen Leben nicht geſehen! Nun wir haben gründlich aufgeräumt, das kann ich Sie verſichern. — — — — Guten Morgen! Aufgepaßt,

Feuerwerker Schlatterich, da unten. Der dritte Mann vom Flügel tritt ja mit dem rechten Fuß an; Donnerwetter auch, wozu hat er denn den linken?"

Ja, gründlich hatten ſie aufgeräumt, und als ich die Baſtion umſchritt, fand ich nichts mehr von unſerem ehemaligen Garten, als zwiſchen den Rädern des ehemals ſo blanken Vierundzwanzigpfünders ein kleines Tropäolum, das ſich dort trotz Kies und Schaufel kümmerlich aus einem zurückgebliebenen Samenkorn entwickelte. Auch die lebenden Weſen, meine Kameraden, mit denen ich hier ſo glücklich geweſen, waren in alle Welt zerſtreut, theils mit dem Herrn Hauptmann v. Walter, theils nach Hauſe gegangen, theils in die Civilcarriere eingetreten. Selbſt der Premierlieutenant hatte ſich ſo an die Blumen gewöhnt, daß er die nackten Wälle nicht mehr ſehen konnte, doch hatte er beim Abſchiede geflucht: „Hol' mich der Teufel! wie bin ich hier verdorben worden!"

Von der Rampe, wo ſich kein weißes Gitterthor mehr befand, niederſteigend, hörte ich ſie droben noch kommandiren und zählen Eins — zwei — — Einundzwanzig — zweiundzwanzig. — —

Verflogen war unſer wunderbarer Blumentraum; aber es machte mich nicht traurig, viel ſchmerzlicher hätte es mich berührt, wenn ich Alles droben gefunden hätte wie ehedem, grünend und blühend — ohne Eliſe!

Nach einigen Tagen erreichte ich die zwiſchen Feld und Wald an einem kleinem lieblichen See gelegene prachtvolle landwirthſchaftliche Anſtalt. Mein Wohlthäter empfing mich wie einen Sohn, den man lange Jahre nicht geſehen — und Eliſe? Das freudige Familienereigniß hatte allerdings ſie betroffen, doch war ſie nicht vermählt, vielmehr durch die Hülfe der Aerzte ſehend geworden.

Lächelnd führte mich der Vater an ihr Zimmer und ließ mich leiſe eintreten. Sie ſah mich erſtaunt an mit ihren großen, glänzenden Augen, die aber nicht mehr ſtarr und ſeltſam blickten, ſondern in welchen ſich jetzt ihre ganze ſchöne Seele ſpiegelte, aus denen ein tiefinniges Gefühl ſtrahlte.

Wie ängſtlich ſchlug mein Herz! — Ob ſie mich erkannte? Darauf ſchien auch ihr Vater geſpannt; er hielt ſich ſtill hinter der Thür. — Als ſie mich eine Sekunde angeſchaut, überflog eine dunkle Gluth ihre ſchönen Züge. Sie eilte mir entgegen, und ich weiß nicht genau, ergriff ich ihre Hände und küßte dieſelben oder umging ich dieſe Förmlichkeit und wagte es, ſie feſt an mein Herz zu drücken. — Wer kann das in ſolchen Augenblicken, die nur einmal im Leben kommen, genau wiſſen. Genug, der Vater trat einen Augenblick nachher zu uns und ſagte: „Kinder, ich habe nichts dagegen.“

Schreiben der Madame Wortmann an ihren Sohn.

ein Dießmal muß ich den Hauptbrief ſchreiben und wenn Dein Vater noch etwas hinzufügen will ſo kann er dießmal die Nachſchrift machen was wir glücklich ſind daß Du Profeſſor geworden und eine ſo ſchöne reiche Frau bekommen das kann ich Dir gar nicht ſagen ich habe eine große Kaffeegeſellſchaft gegeben und es dabei den Damen meiner Bekanntſchaft angezeigt ebenſo, daß Deine Schweſter, die Frau Vogel, einen ganz geſunden Buben hat alſo bin ich Großmutter und hoffe es noch mehr zu werden apropos, die Frau Hammer lebt noch, doch iſt ſie ſchon recht alt neulich war ſie bei uns und da haben wir die ganze Geſchichte nochmals abgeſprochen als Du damals auf die Welt kamſt und wie drunten der Unteroffizier ſagte, jetzt kommt der Major weißt Du auch wohl, mein lieber Sohn daß das noch in Erfüllung gehen kann mir hat der Zollinſpektor geſagt, wenn Du einmal ſpäter was wohl vorkommen könnte ſelbſt ein Direktor würdeſt ſo hätteſt Du den Titel als Major aber das wär' eine Freude für Deine Dich getreu liebende Mutter."

So ſchrieb die gute Frau, und wenn ſie es auch nicht mehr erlebte, daß ich ein Direktor der Anſtalt wurde, ſo geſchah das doch, freilich nach vielen Jahren, und damit ging auch die Prophezeiung der Madame Hammer in Erfüllung: daß aus mir noch etwas Rechtes werden würde.

Der abgerissene Knopf.

Die erste Wache.

Der abgeriſſene Knopf.

s ſaßen drei alte Soldaten bei einem Glaſe Wein, ein Huſar, ein Infanteriſt und ein Artilleriſt. Doch iſt dieſer Satz nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn der Huſar war ein General der Kavallerie, der zuletzt bei den Huſaren gedient, der Infanteriſt hatte als Oberſt ein Regiment braver Musketiere kommandirt, und nur der Artilleriſt war im Wachsthum etwas zurückgeblieben, wie ſeine Kameraden zu ſagen pflegten, und man hätte ihn ſo gut wie jenen Andern den ewigen Lieutenant nennen können, denn nachdem er treu und redlich gedient, nicht bis an ſein kühles Grab, wohl aber beinahe vierzig Jahre, da packte er auf und ließ ſich penſioniren. Er hatte etwas weniges Vermögen und lebte nun viel behaglicher als damals, wo er auf der Straße ſpazieren gehend in einer Stunde fünfzigmal an ſeine Dienſtmütze hinauflangen mußte.

Das Glas Wein aber, bei dem die Drei ſaßen, war eine dickbauchige Bowle Maitrank, duftende Kräuter, wohl verzuckert. Und den Maitrank ſchlürften ſie auf der Terraſſe des Marienbildchens in Deutz, vis-à-vis zu Köln am Rhein, von wo man ſo behaglich

niederſieht auf den majeſtätiſch dahinfließenden Strom, auf die alte heilige Stadt ſelber und auf den ehrwürdigen Dom, bei dem jetzt nach und nach die große Wunde zuheilt, die man ſo lange, lange zwiſchen Thurm und Chor ſah.

„Ja," ſagte der Oberſt, indem er ſeinen Lieblingsmarſch auf dem Tiſche trommelte und aus ſeiner Meerſchaumpfeife ein paar tüchtige Züge that, „ſo viel auch hier herumgebaut und rumort

worden iſt, das alte, gute Geſicht unſrer lieben Stadt iſt nicht zu entſtellen. Sie können hier die Phyſiognomie nicht verwiſchen, und ſo oft ich über die lange Rheinbrücke nach Haus ſpaziere, iſt es mir gerade wie dazumal — es ſind ſchon viele Jahre — als ich mit dem blauen Kittel deſſelben Weges zog und zum erſtenmal mit weit aufgeriſſenem Maule den rieſenhaften Dom vor mir liegen ſah."

„Erlauben Sie, Herr Oberſt," bemerkte der ehemalige Lieutenant, „da kommen Ihrem Gedächtniß auch noch andere Dinge zu Hülfe: das Gehör und vor allen Dingen der Geruch."

„So iſt's!“ rief der General; „der Kamerad von der Artillerie hat Recht, hol' mich der Teufel! Gehör und Geruch, das iſt die Hauptſache. Das weckt auf eine fabelhafte Art die Erinnerung alter Tage in uns auf, namentlich der Geruch.“

„Gewiß, lieber Herr Oberſt, das iſt nicht zu leugnen,“ meinte der Artilleriſt. „Betritt man die Rheinbrücke, ſo iſt Gehör und Geruch immer auf die gleiche Art beſchäftigt. Das ewig gleichförmige Knarren der Bretter, das Aechzen der Planken, das Klirren der Ketten bei jedem Fußtritt, und dann vor allen Dingen der Theergeruch. So was vergißt ſich nie und führt uns lebhaft den erſten Augenblick, wo ſich das uns bemerklich machte, wieder vor die Phantaſie.“

„Ja, ja, der Geruch, das will ich zugeben,“ meinte nachdenklich der Oberſt, „darin könnt ihr Beide Recht haben. Geht es mir doch auch ſo. Wenn ich zum Beiſpiel irgendwo friſches Heu rieche, ſo denke ich doch urplötzlich immer wieder an einen gewiſſen Tag in meiner Jugend, wo ich mit einer Menge anderer Buben und Mädchen von einem großen Heuhaufen herabkugelte. Und habe doch während der Zeit ſchon mancherlei anderes Heu zu riechen bekommen.“

Der Lieutenant hatte ſein Glas an den Mund geſetzt und langſam ſchlürfend einen Zug gethan. „Ja, der Geruch,“ ſprach er faſt wehmüthig, „der kann Einen ſo lebhaft in eine gewiſſe Situation zurückverſetzen, daß Einem ordentlich das Herz ſchwer wird.“

„Und bei welchem Geruch ergeht es Euch ſo?“ fragte ironiſch lächelnd der General.

„O — mit,“ erwiederte ausweichend der Andere, „ich ſprach nur mehr ſo im Allgemeinen. Ich kenne eigentlich keinen ſo pronoucirten Odeur, von dem ich das ſagen könnte. Ein Duft, bei dem mir allenfalls eine angenehme Erinnerung kommt, iſt der von Reſeda.“

„Aber der Kamerad von der Artillerie hat Recht,“ fuhr der Huſar fort. „Was denkt ihr zum Beiſpiel wohl, was mir einfällt, wenn ich da über den Thurmmarkt gehe bei dem königlichen Hof und dem Hof von Holland vorbei, und rieche dort, was in [illegible]ann's Küche für wunderbare Sachen gekocht werden? Wenn [illegible] deliciös in die Straße hinaus duftet, daß man ordentlich [illegible]ger bekommen ſollte, na, was glaubt ihr wohl?“

„Da denkſt du einfach an ein gutes Diner, was du wohl irgendwo gemacht haſt," ſprach der Oberſt, „oder an ſonſt eine verſchwenderiſche Ueppigkeit."

„Fehlgeſchoſſen," entgegnete der General. „Dabei erinnere ich mich vielleicht der ärmlichſten und betrübteſten Zeit meines Lebens, eines Tages, wo ich, noch ein junger Menſch, zum erſtenmal nach dem heiligen Köln kam, aber gar nicht davon erbaut war. Damals kam ich auf den Thurmmarkt in's Quartier zu liegen. Und in was für ein Quartier! Ich habe nachher viel erlebt in den Feldzügen, aber — nun ſeht, es gab zu jener Zeit auch ſchon Gaſthäuſer da in der engen Straße, die man den Thurmmarkt nennt, und aus denen duftete es auch nicht unlieblich hervor; aber wenn ich heute bei Dietzmann vorbeigehe und rieche die Düfte des feinen Bratens und dergleichen, ſo denke ich weder an ein pures Diner, wie du, Oberſt, vorhin behauptet, noch an ſonſt eine verſchwenderiſche Ueppigkeit, ſondern an jenen Tag, und da ſteht dann mit einemmale das finſtere, unheimliche Quartier ſo lebhaft vor mir, als ſei das geſtern geweſen, und es ſind doch ſchon faſt fünfzig Jahre vorüber."

„So erzähl' uns denn einmal von dem Quartier!" meinte lächelnd der Oberſt. „Ich bin überzeugt, es iſt nicht halb ſo arg geweſen, ihr Herren von der Kavallerie wollt immer was Apartes haben."

„Das paßt nicht," erwiederte der General, indem er die rechte Hand gegen ſeinen Freund ſchüttelte. „Auch ich trug damals den Kuhfuß und marſchirte in Gamaſchen — auch ich bin in Arkadien geboren."

„Siehe! ſiehe!" ſagte kopfnickend der Oberſt. „Habe ich doch nie begreifen können, woher Ihr die ſolide Grundlage habt, die Euch vor Vielen von denen vom Steigbügel auszeichnet. — Ja, wenn man bei der Infanterie gedient hat!" — Er nickte majeſtätiſch mit dem Kopfe und nahm dann mit großer Befriedigung einen tüchtigen Schluck aus ſeinem Glaſe.

„Aber der Herr General ſollte uns das doch erzählen."

„Meinetwegen," gab dieſer zur Antwort; „es iſt aber nicht viel daran, erzählt nur von einem ſchlechten Quartier, und beweiſt, wie oft unbedeutende Dinge wirkſam in unſer Leben eingreifen.

Denn bei der Einquartierungsgeſchichte ſpielt ein abgeriſſener Knopf mit, der die Hauptſchuld war, daß ich von der Infanterie zur Kavallerie kam und daß es mir in Folge davon ſpäter möglich wurde, den flüchtigen Franzoſen tüchtig den Pelz zu waſchen, und dafür das eiſerne Kreuz erſter Klaſſe zu erhalten. — Reſpekt ſage ich euch!“

„Ja, davor allerdings Reſpekt,“ verſetzte der Oberſt, indem er ſeine Mütze ein wenig lüpfte, während ſich der Lieutenant von der Artillerie mit dem feierlichſten Geſicht von der Welt bolzgerade für einen Augenblick erhob.

„Danke, danke!“ ſagte der Huſar geſchmeichelt. „Jetzt ſollt ihr auch meine Geſchichte vom ſchlechten Quartier und vom abgeriſſenen Knopfe hören.“

„Alſo!“ —

„Das war dazumal,“ erzählte nun der General, „Anno ſo und ſo viel, als ich in das Militär trat, auf Befehl meines Papa ſeliger unter die Infanterie. Daß ich mit Leib und Seele gegen die Gamaſchen und den Kuhfuß war, das könnt ihr mir glauben; aber das half Alles nichts, ich wurde einrangirt und mußte mit tiefem Schmerz dem Sattel und dem Säbel Adieu ſagen, nach dem ich mich ſo außerordentlich geſehnt. Alle meine Bitten halfen nichts; Papa pflegte zu ſagen: die Infanterie iſt das Fundament des ganzen Militärſtandes, es iſt die ſolideſte Waffe, und viele der größten Feldherrn aller Zeiten haben die Muskete getragen.“

„General,“ unterbrach ihn hier lachend der Oberſt, „Euer Vater war ein ſehr braver Mann; aber das Sprichwort vom Apfel und Stamme hat ſich bei Euch nicht bewährt.“

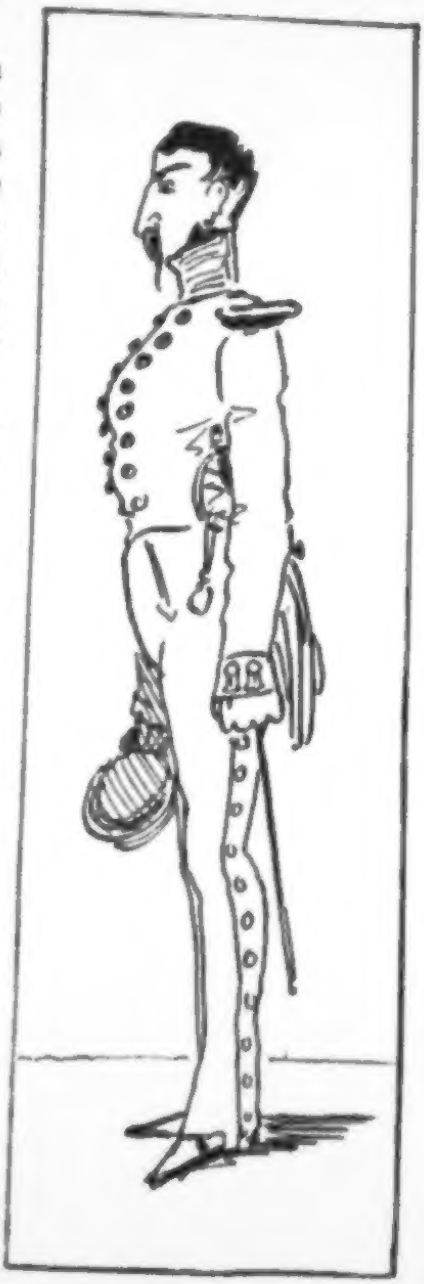
„Es war damals Friedenszeit,“ fuhr der General mit einem leichten Achſelzucken fort, „und wir mußten marſchiren und exerciren, daß uns die Seele wehe that. Und das wollte damals noch mehr ſagen wie jetzt. Dazu hatten wir einen Lieutenant, von dem die Leute behaupteten, er eſſe nichts wie ſpaniſchen Pfeffer und trinke Schuhwichſe dazu; ſo war denn auch ſein Benehmen gegen uns gallig und giftig und gleich ſo ſah er im Geſichte aus: [illegible]end roth auf den Backen und mit kohlſchwarzen Haaren. Wir [illegible]ten ihn auch nur den Lieutenant Pfefferkorn; wie ſein eigent[illegible]er Name war, habe ich vergeſſen.

„Nun kam es, daß wir eine andere Garniſon erhielten, und, dort angekommen, da es an Kaſernen fehlte, bei den Bürgern einquartiert wurden. Es war uns wind und weh dabei zu Muth, denn damals war das Einquartiert-werden kein Spaß. Heutzutage gibt man dem Soldaten ein anſtändiges Zimmer und verpflegt ihn ordentlich, aber zu jener Zeit — na! ihr werdet ſchon hören.

„Ich kam alſo mit zwei Andern zu einem Seifenſieder in eine Kammer im Zwiſchenſtock, deren Decke ſo niedrig war, daß man die Bajonette abnehmen mußte, um die Gewehre in einen Winkel ſtellen zu können. An Möbelwerk war ein Tiſch vorhanden und zwei Stühle, und das Bett beſtand aus einer einzigen großen Matratze, die am Boden lag, was aber den großen Vortheil hatte, daß wir nicht hoch hinabfielen, wenn Einer des Nachts auf den Boden rollte, was häufig genug geſchah.

„An dem Tage, wo wir einrückten, hatten wir einen ſtarken Marſch gemacht und waren ſehr ermüdet, weßhalb wir uns auch

frühzeitig niederlegten und trotz der großen Hitze, — es war gerade Sommer — bald einſchliefen.



„Aber die Freude war von kurzer Dauer. Mir träumte ſogleich, ich ſei beim Baden in einen Brenneſſelbuſch gerathen und je mehr ich mich aus demſelben losarbeiten wollte, um ſo tiefer kam ich hinein. — Das zwickte und brennte und ſtach und peinigte mich, daß ich endlich mit einem tiefen Seufzer erwachte. — Doch verließ mich mein Traum immer noch nicht; obgleich ich wohl fühlte, daß ich auf der Matratze lag, ſo war es mir doch immer, als hätte man die Brenneſſelbüſche unter und über mich gelegt. Meinen Kameraden ging es um kein Haar beſſer, denn als ich meinem Nachbar zurief: ‚Nun, wie geht's dir?' antwortete dieſer: ‚O weh! o weh! wo ſind wir hingerathen!'

„Darauf hielten wir eine Beſprechung und beſchloſſen, aufzuſtehen, um unſer Lager zu unterſuchen. Mit Mühe zündeten wir das Licht an, denn es gab damals nur das Huſarenfeuerzeug, und ſchauten nach. Da ſah unſer Lager aus, wie ein dreitägiges Schlachtfeld, wißt ihr, wie ein Schlachtfeld, auf dem die braunen Huſaren Sieger geblieben ſind, denn die genirten ſich hier durchaus nicht und ſchwärmten herum, daß es eine wahre Freude war. Ganze Schwadronen jagten auf-

gelöst dahin mit Flankeurs und Nachhut, und wenn man zum Beispiel das Kopfkissen aufhob, so stob es ordentlich nach allen Seiten davon."

„Hurrah! auf Husarenart!" lachte der Oberst.

„Nein, nein!" entgegnete der General; „es sah eher aus wie Sandhasen. — Nun also weiter!

„Auf der Matratze mochte Keiner mehr liegen bleiben; ich versichere euch, das war ein wahrer Laurentius-Rost, und wir hatten doch zu Märtyrern gar keine Geduld. Wir zogen uns also wieder nothdürftig an und beschlossen, ein wenig zum Fenster hinauszusehen, was wir denn auch thaten. Das Zimmer hatte nun auf zwei Seiten Fenster; eines stand offen und ging auf die enge, dunstige und übelriechende Straße; an dem anderen war der Laden mit ein paar Nägeln zugemacht, was aber für uns kein Hinderniß war; wir wollten doch wenigstens wissen, was wir da für eine Aussicht hätten, und eins der Bajonnette half uns hiezu, indem wir den Nagel zurückbogen und dann den Laden öffneten.

„Hier sah es bei Weitem freundlicher aus, und wir blickten in einen Garten, der dicht belaubte Baumgruppen hatte, aus welchem eine angenehme, kühle, wohlriechende Luft in unser heißes Zimmer hereindrang. Das Haus, zu dem dieser Garten offenbar gehörte, stand übrigens so dicht an dem unsrigen, daß ein großes Fenster des ersten Stockes nicht drei Fuß von unserer Spelunke entfernt war. Seine Laden waren offen, und durch einen Vorhang, der drinnen herabhing, bemerkte man deutlich hellen Lichter-

glanz; auch hörte man Stimmen von Leuten, welche ſich vergnügt und lachend unterhielten.

„‚Jetzt wißt ihr was,‘ ſagte ich zu meinen beiden Kameraden, ‚löſche Einer das Licht aus und dann ſetzt euch ruhig auf die beiden Stühle an das Fenſter; da drüben geht's luſtig her, wir wollen doch einmal ſehen, ob es nicht möglich iſt, irgend eine Unterhaltung anzuknüpfen, die uns von Nutzen ſein kann.‘

„Nun müßt ihr wiſſen, daß ich in meiner Jugend eine für die damalige Zeit ſehr anſtändige Erziehung genoſſen, namentlich hatte ich Muſik gelernt und ſang auch, daß es eine Freude war. Unternehmend war ich auch, immer zu allen möglichen Streichen aufgelegt, und ſo beſchloß ich denn in dieſem Augenblicke, ein recht ſehnſüchtiges Lied loszulaſſen, indem ich hoffte, die Stille der Nacht würde es vielleicht an irgend ein Ohr gelangen laſſen, wo es gut aufgehoben ſei.

„Ich ging alſo mit einem Liede los, das gerade damals viel Furore machte; ich weiß nicht, war es: Guter Mond, du gehſt ſo ſtille, oder: Komm, mein Liebchen, komm an's Fenſter; das habe ich vergeſſen. — Genug, ich ſang wie eine Nachtigall und erlebte auch bald von meinem Geſang eine Wirkung.

„Drüben am Fenſter wurde der Vorhang zurückgezogen und ich konnte in das Innere des Zimmers blicken. Das war eine ſehr behagliche Stube, in deren Mitte ein Tiſch ſtand mit allerlei appetitlichen Sachen zum Abendbrod und mit Flaſchen und Gläſern bedeckt. Eine Geſellſchaft von fünf bis ſechs Perſonen ſaß herum, ein alter, dicker, ſehr gutmüthig ausſehender Herr, der mit dem Kopfe hin und her wackelte und mit ſeinem Meſſer auf dem Tiſch den Takt zu meinem Liede ſchlug. Rechts von ihm ſaß ein junges, ſehr hübſches Mädchen, die ſich lichernd an ſeine Schulter lehnte und mit ihren hellen Augen zu uns herüber blinzelte, vielleicht um zu entdecken, wer und wo ich eigentlich ſei, — denn ich kann euch verſichern, mein Geſang war nicht ohne. — Am Tiſche ſaß ſonſt noch eine ſchon ältere Frau, ein paar Herren und — was mir ſehr unlieb war — der Lieutenant Pfefferkorn.

„Nach der zweiten Strophe meines Liedes ſtand der alte Herr vom Tiſche auf, kam an das Fenſter, öffnete es und rief heraus:

‚Bravo! bravo! unbekannter Sänger! — Vortrefflich gemacht! bacapo! bacapo!‘ — Dabei bemühte er ſich, mich zu erkennen, was ja aber unmöglich war; doch entdeckte er die Uniform und ſprach in die Stube hinein gewendet, wahrſcheinlich zu dem Lieutenant: ‚Es ſcheint mir ein Soldat zu ſein,‘ worauf Pfefferkorn augenblicklich am Fenſter erſchien und mit ſeinem harten Tone herüberrief: ‚Wer hat da geſungen?‘

„‚So ſchön geſungen,‘ ſagte der alte Herr.

„Ich legte mich nun ebenfalls zum Fenſter hinaus und nannte meinen Namen. — ‚Aha!‘ ſprach der Lieutenant, ‚habe mir doch gleich gedacht, daß der es ſei.‘ — Nun ſchien ihn der alte Herr zu fragen, wer ich denn eigentlich wäre, worauf mein Vorgeſetzter nur eine ſehr befriedigende Antwort geben konnte, indem der Name meiner Familie immer einen guten Klang hatte. — ‚Unſern Dank müſſen Sie ſchon annehmen!‘ rief luſtig der alte Herr. Und alsdann winkte er einem Bedienten, der ein paar Flaſchen Wein brachte, dazu etwas kalte Küche in ein Tuch band und es nebſt Brod an einem Stocke herüber bot.

„Ob wir zulangten, könnt ihr euch denken, denn der Seifensieder hatte uns, was das Nachteſſen anbelangt, außerordentlich kurz gehalten. — Gleich darauf erſchien der Herr wieder am Fenſter und diesmal mit ihm das junge hübſche Mädchen, das ihm ſchüchtern über die Schulter ſah. — ‚He! Herr Soldat,‘ rief er herüber, ‚bekommen wir noch ein Lied zu hören? Wir ſind große Freunde davon.‘

„‚So gut es ohne Begleitung geht,‘ ſagte ich.

„‚Alſo verſtehen Sie auch eine Begleitung?‘ erwiederte er.

„Worauf ich ihm entgegnete: ‚Ein wenig das Klavier.‘

„‚Das iſt ja ſehr charmant,‘ antwortete nun der alte Herr, und hierauf wandte er ſich an den Lieutenant Pfefferkorn, dem er einige Worte ſagte. Dieſer zuckte anfänglich die Achſeln, dann aber nickte er mit dem Kopfe, und nun lief der alte Herr wieder an's Fenſter, beugte ſich weit zu uns herüber und rief mir zu: ‚Herr von X., ich freue mich, Ihre Bekanntſchaft zu machen und lade Sie ein, bei uns ein Glas Wein annehmen zu wollen. Ihr Herr Lieutenant hat's gnädigſt bewilligt. — Warten Sie, es kommt ſogleich ein Bedienter, der Sie herüberführen wird. — Auf Wiederſehen alſo!‘

„Ihr könnt denken, daß ich hocherfreut meinen beiden Kameraden gern das uns geſchenkte Nachteſſen überließ. Dann zog ich meine Uniform zurecht, ſtrich mein Haar ſo gut als möglich nach hinten, nachdem ich — nicht zu vergeſſen — ein paar ſaubere Schuhe und gute Gamaſchen angezogen, und als nun der Bediente kam, ging ich mit ihm hinüber.

„Es war das ein großes und ſchönes Haus, jenem kleinen freundlichen Manne, einem reichen Kaufherrn, gehörend. Wir gingen eine weite Treppe hinauf, durch mehrere Zimmer und kamen endlich in das, wo ſich die Geſellſchaft befand. Der Hausherr lief mir beweglich entgegen, drückte mir freundlich die Hand, nannte meinen Namen und ſetzte hinzu: Sohn des ſehr verdienten Hauptmanns von X. Alsdann ſagte er: ‚Das iſt meine Frau, dies meine Tochter Roſine, und das die Herren Pfiff und Pfaff.‘ — Ich habe die Namen vergeſſen.“

„Aber den der Roſine habt Ihr behalten, alter Sünder?“ ſprach lachend der Oberſt.

„Ach ja," fuhr der alte Huſar ſeufzend fort, „die Roſine habe ich nicht vergeſſen. — Aber nun hört weiter. Ich mußte alſo zuerſt gehörig am Abendbrode Theil nehmen und dann wurde das Klavier geöffnet und ich ſpielte und ſang nach Herzensluſt."

„Vielleicht auch Duetts?" fragte der Oberſt.

„Auch das; auf Ehre!" erwiederte der General. „Ein ſchönes Duett mit Roſine, und unſere Stimmen paßten vortrefflich zu einander. Das fanden denn auch alle Zuhörer, mit Ausnahme unſeres Lieutenants Pfefferkorn, der wohl gut eſſen und trinken, aber weder ſingen noch ſpielen konnte. — Ach!" ſetzte der General nach einer kleinen Pauſe hinzu, „es war dies ein ſehr vergnügter Abend. — Und er ging leider ſo ſchnell vorüber! — —

„Nachdem ich aber in dem Hauſe einmal eingeführt war, bot ich meine ganze Liebenswürdigkeit auf, mich da angenehm zu machen. Ich war joli coeur durch und durch; ich erzählte von unſerem Marſchtage, von der früheren Garniſon, auch etwas von zu Hauſe und kam dann zurück auf mein gegenüberliegendes Quartier, deſſen ſchrecklichſte Eigenſchaften ich nur leicht vorübergehend erwähnte, umſomehr aber hervorhob, wie es ſo klein ſei, ſo ſchwül und dumpfig und wie ich mich dort ganz unglücklich fühle."

„Darauf ſprach die ſchöne Roſine mit ihrem Vater," meinte laut lachend der Oberſt, „und der alte Herr bot Euch ein Quartier in ſeinem Hauſe an. — O General, wir kennen das."

„Ihr kennt es aber diesmal ſehr ſchlecht," ſprach ruhig der Erzähler; „weder die ſchöne Roſine noch der Papa ſagte etwas, aber deſſen Gemahlin, die mich, wie ich glaube, liebgewonnen hatte, meinte, es würde ſich wohl noch ein Plätzchen für mich in ihrem Hauſe finden."

„Und das fand ſich auch, unehrlicher Huſar?" fragte der Oberſt; „wahrſcheinlich am Herzen der Tochter?"

„Davon ſchweigt die Geſchichte. — Ich habe nur verſprochen, bis zum abgeriſſenen Knopf zu erzählen. Was darüber hinaus liegt, geht euch nichts an. — Um ſo beliebter ich mich nun in dem Hauſe zu machen wußte, um ſo mehr bemerkte ich, daß ich dem Lieutenant Pfefferkorn hier ein großer Stein des Anſtoßes war. Er hatte ſich in das hübſche Mädchen ſterblich verliebt und machte ihr ſeine Cour, ſo oft das nur anging.

„Eines Tages nun war ich bei Roſine im Zimmer, ich weiß nicht, wie es kam, genug wir hörten plötzlich ſeine Schritte, und da mir gerade in dem Augenblick Alles daran gelegen war, nicht von ihm überraſcht zu werden, ſo verbarg ich mich hinter einem großen Vorhange. Er trat in das Zimmer, ſchien ſehr aufgeregt, ſeufzte Einiges, während er bald an das Fenſter ging, bald ſich vor Roſine hinſtellte, die ſich auf einen Stuhl niedergelaſſen hatte. Endlich nach einigen gleichgültigen Worten brach er los, ſprach von ſeiner unbezwinglichen Liebe gegen ſie, von der Verzweiflung, die in ihm toben werde, wenn es ihm nicht gelinge, ihr Herz zu erweichen, und was dergleichen Unſinn mehr war. Das Mädchen lachte dazu, ſtellte ſich anfänglich, als verſtände ſie ihn gar nicht, wollte Alles für einen Scherz nehmen, brachte ihn aber hiedurch nur noch immer mehr in Eifer, bis er zuletzt ausrief: ‚Ich ſehe, Sie treiben Ihren Spott mit mir, grauſame Roſine; wohlan denn! wenn Sie mich nicht erhören wollen, ſo habe ich auf dieſer Welt nichts mehr zu thun, als mir hier vor Ihren ſo ſchönen Augen den Tod zu geben.‘ — Bei dieſen Worten zog er den Degen aus der Scheide und riß mit ſolcher Heftigkeit die Uniform auf, daß einer ſeiner Knöpfe davonflog, auf den Boden fiel und, da derſelbe rund war, bis hinter meinen Vorhang rollte.“

„Oho!“ ſagte der Oberſt. — „Aber der Lieutenant ſtieß ſich den Degen nicht in die Bruſt?“

„Nein, das that er gewiß nicht; er wollte nur ſehen, welche Wirkung ſein Spiel auf das Mädchen hervorbrächte, und hoffte vielleicht, ſie würde ihm weinend in die Arme ſinken. Da aber dies nicht geſchah, ſie ihm vielmehr feſt und ruhig erklärte, ſie verböte ſich ein- für allemal dergleichen Geſchichten, ſo ſteckte er gelaſſen ſeinen Degen wieder ein und erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung, in welcher er lange genug verharrt. — Ich war aber gleich überzeugt, daß ihn noch etwas Anderes calmirt, als die Weigerung Roſinens; er mußte nämlich, während er die Uniform aufriß, geſehen haben, daß ſich der Vorhang, hinter welchem ich ſtand, bewegte, denn in dem Augenblick, wo er den Degen zog, machte ich mich fertig, um im Nothfalle hervorſtürzen zu können, mochte auch daraus erfolgen, was da wolle. Gleichfalls hatte er auch wohl bemerkt, welche Richtung ſein abgeriſſener Rockknopf

genommen, er machte deßhalb dem Mädchen eine steife Verbeugung und wandte sich alsdann nach meinem Versteck, um, wie er sagte, wenigstens seinen Knopf wiederzuerlangen, worauf Rosine wohl etwas zu hastig empor sprang, sich an den Vorhang stellte und ihm entgegnete: sie werde es nie dulden, daß er sich in ihrem Zimmer dergleichen Freiheiten herausnehme.

„Was konnte er thun? — Das Mädchen sah entschlossen genug aus, um im Nothfalle nach Hülfe zu rufen oder ihm sonst eine höchst unangenehme Scene zu bereiten. — Genug, er mußte sich zurückziehen, doch ballte er ingrimmig die Fäuste, biß die Zähne übereinander, und murmelte mit vor Zorn erstickter Stimme: ‚Wertheste Demoiselle, ich werde meinen Knopf schon wiederfinden.'"

„Und er fand ihn?" rief lustig der Oberst.

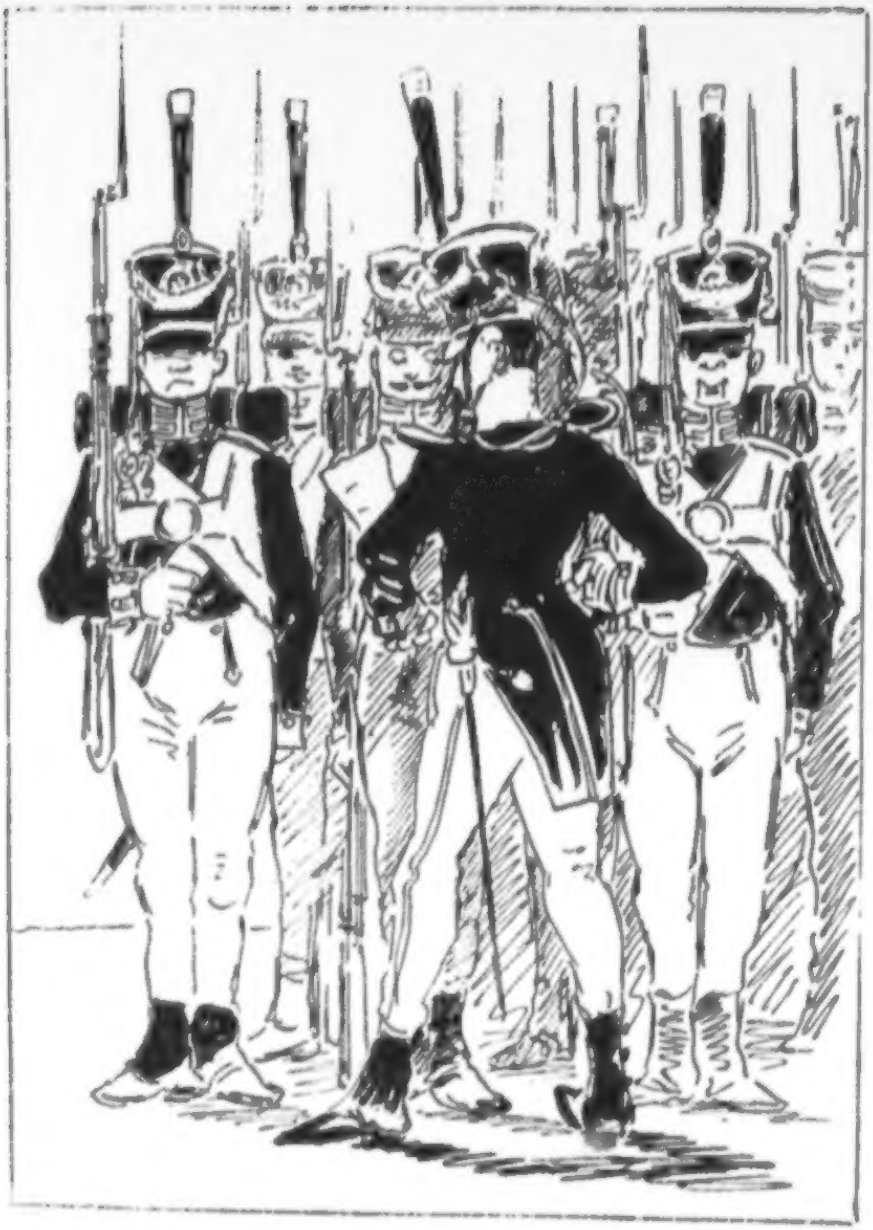
„Ich war damals noch ein sehr leichtsinniger Bursche," fuhr der General achselzuckend fort; „ich hob den bewußten Rockknopf lachend auf, steckte ihn in meine Tasche und verbrachte darauf mit dem Mädchen noch eine angenehme kleine Stunde, die so — —"

„Genug, genug!" meinte der Oberst; „bleibt beim Rockknopf."

„Ja," sprach seufzend der Erzähler, „damit hatte ich Unglück. Wenige Tage nach diesem Vorfalle nämlich mußten wir ausrücken, und wie ich meine Uniform zuknöpfe, sehe ich, daß mir am Pantalon ein Knopf fehlt. Nun konnte mich nichts retten, als ein schleuniges manoeuvre de force, wozu mir der bewußte Knopf in meinem übergroßen Leichtsinn außerordentlich passend erschien. — Ihr wißt doch, was in diesem Falle manoeuvre de force heißen will? — Man macht an dem betreffenden Ort ein Loch in das Tuch, steckt das Oehr des Knopfes hindurch, durch dieses ein Hölzchen und — es ist fertig."

„Kostet jedoch drei Tage Arrest," versetzte der Oberst.

„Ich wußte mir aber nicht anders zu helfen und machte also mein manoeuvre de force. Nun hatte mich aber der Lieutenant Pfefferkorn seit jenem Tage unglaublich auf dem Strich, wo er mir was in's Zeug flicken konnte, da unterließ er es nicht. Mochten meine Waffen noch so sauber geputzt sein, er fand doch irgend einen Flecken. Und leider erging es mir an diesem Tage nicht besser. Nachdem er an meinem Anzuge äußerlich diesmal nichts gefunden, plagte ihn der Teufel, und er befahl mir, die Uniform



aufzuknöpfen, um nachſehen zu können, ob auch darunter Alles in Ordnung ſei. — Na, das Geſicht vergeſſe ich in meinem Leben nicht! ich meine, der Schlag ſollte ihn treffen, als er hinſchaute und mein manoeuvre de force mit ſeinem Rockknopf entdeckte.

„Von dem, was nun folgte, will ich ſchweigen, und keines

der Worte erwähnen, mit welchen er mich bediente. Zuerſt kam ich drei Tage in Arreſt und darauf wurde ich dem Hauptmann, der meinen Vater genau kannte, als unverbeſſerlich gemeldet und von dieſem auf Anrathen des Lieutenants als gänzlich unbrauchbar nach Hauſe zurückgeſchickt. Begreiflicherweiſe war dort mein Empfang kein glänzender, und erſt als ich aufrichtig die ganze Geſchichte erzählt, erhielt ich nicht nur Verzeihung, ſondern wurde auch durch Vermittlung eines alten Onkels bei der Kavallerie placirt. Der Abſchied von Roſinen war mir ſehr ſchmerzlich, doch tröſtete ich mich, ſo gut es ging, und auch ſie hat es ebenſo gemacht, wie ich ſpäter erfuhr.

„So war denn mein ſehnlichſter Wunſch erfüllt und das hatte ich doch, wie ich Anfangs ſagte, nur dem abgeriſſenen Knopfe zu verdanken.“

Der General that einen großen Zug aus ſeinem Glaſe, und der Oberſt ſagte:

„Das war eine ganz hübſche Geſchichte. Jetzt haben wir Beide, der General und ich, etwas von unſern Erinnerungen aus der Jugendzeit erzählt, die uns Gerüche hervorgerufen.“ —

„Du?“ fragte verwundert der General.

„Nun ja, als ich vom Heuſchober herunterkugelte. Es iſt freilich keine Geſchichte, denn es paſſirte da weiter nichts Intereſſantes. Jetzt aber möchte ich auch wohl wiſſen, was unſerem Kameraden von der Artillerie beim Dufte der Reſeda's eigentlich einfällt.“

„O, das iſt zu unbedeutend,“ verſetzte der ehemalige Lieutenant, „gewiß nicht der Mühe werth.“

„Erzählt!“ ſagte gutmüthig der General. „Ich rieche Reſeda auch für mein Leben gern; es hat ſo was jugendlich Friſches.“

„Ach ja, das hat es,“ gab der Artilleriſt mit einem leichten Seufzer zur Antwort.

„Nun denn, laßt hören,“ ſprach der Oberſt. „Ich kann Euch verſichern, mir ſchmeckt der Maitrank noch einmal ſo gut, wenn ich was Pikantes dabei erzählen höre. — Alſo!“

„Es iſt wahrhaftig nicht der Mühe werth,“ meinte der Lieutenant. „Aber wenn der Herr Oberſt wünſchen —

„Ich wurde als wirklicher Vicebombardier bei der Fußartil-

lerie zur reitenden verſetzt. Ich hatte von C., wo wir damals lagen, nach J., wo die reitende Batterie war, zwei Marſchtage mit einem Nachtquartier in B. Ich mochte damals ſiebzehn Jahre alt ſein, war ein ſchmales dürres Bürſchlein, und als ich wegging, ſagte unſer Kapitain d'Armes: nun Gott ſei Dank, daß der fortkommt, da brauchen wir doch keine Uniform mehr zu verhunzen, — die meinigen wurden nämlich alle ein paar Zoll eingenäht — und, fügte er hinzu, ich brauche mich bei einer Kammervisitation nicht mehr zu ſchämen, denn haben nicht die Beinkleider dieſes Kerls — damit meinte er mich — wie ein doppeltes Degenfutteral ausgeſehen! Natürlicher Weiſe ließ ich ihn ſchwätzen und zog an einem ſchönen Frühlingsmorgen meines Weges. Es war im Frühjahr, die gefährlichſte Jahreszeit, denn die Sonne ſtach, das Gras ſchoß und die Bäume ſchlugen aus. Ich kam aber ungefährdet durch alle dieſe Dinge hindurch und freute mich einer Lerche, die eben in der Luft jubilirte und faſt ſo luſtig war wie ich ſelber, obgleich ſie nicht wirklicher Bombardier bei der reitenden Artillerie geworden war. Den ganzen Tag über zog ich ſo langſam dahin, genoß Mittags eine Schüſſel Milch und ein Stück Brod, ſchlief darauf eine Stunde in irgend einer Scheune und kam Abends nach B.; mein Quartier erhielt ich bei einem reichen Bauern, der mich freundlich empfing. Man ſetzte ſich gerade zum Nachteſſen, und die Knechte und Mägde, die nach und nach hereinkamen, betrachteten mich wie eine Art Naturmerkwürdigkeit und mochten denken, ich ſei von irgend einer Zwergenbatterie, denn ſie fragten mich, ob wir wirkliche Kanonen hätten mit dicken Kugeln wie die anderen und wie hoch unſere Pferde ſeien. Natürlicherweiſe warf ich mich in die Bruſt und brachte ihnen einen vortrefflichen Begriff bei von der Batterie Nr. 16, der ich zugetheilt war. Einer der Knechte ſchüttelte hartnäckig den Kopf und meinte ſchließlich, die Kinderwirthſchaft möchte er doch mit anſehen. Doch nahm mich die Großmagd in Schutz und bemerkte ihrem Kollegen, bei der Artillerie komme es nicht darauf an, daß man ein großer und dicker Eſel ſei, ſondern da müßte man's tüchtig im Kopf haben, und das ſcheine bei mir der Fall zu ſein. Die Großmagd war eine der ſtämmigſten Perſonen, die ich in meinem ganzen Leben geſehen; ſie war zu groß und ſtark, als

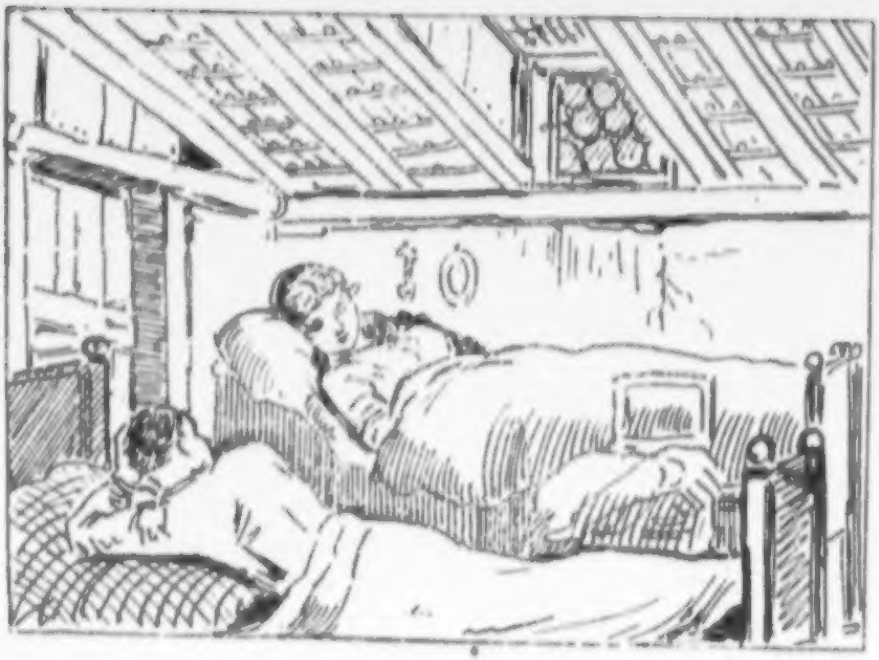
daß ſie mir damals ſchön vorkommen mochte, ich ſah nur mit einer Art von Bewunderung zu ihr empor; ſie behandelte mich vollkommen als ein Kind, und als ihr mein Stuhl beim Nachteſſen zu weit abſtehend erſchien, ſchob ſie mich mit demſelben ganz ſanft näher an die Schüſſel.

„Mit der Großmagd paſſirte mir das erſte Abenteuer meines Lebens.“

„Oho!“ ſagte der Oberſt, „wir wollen nicht hoffen, daß —“

„Laßt ihn doch erzählen,“ verſetzte der General; „es kann der Sache nichts ſchaden, wenn ein bißchen Intereſſantes hineinkommt; Jugend hat nicht Tugend.“

„Dem muß ich für diesmal widerſprechen,“ fuhr der Erzähler fort. „Ich war wirklich zu der Zeit vollkommen tugendhaft. — Alſo wir hatten gegeſſen und nachher plauderte ich noch eine Weile am Küchenfeuer mit dem Wirth, ſeiner Frau, und dann wurde zu Bette kommandirt. Die Großmagd brachte mich in ein Zim-



mer; es waren zwei Betten darin, und ſie zeigte mir das meinige; das andere wird für irgend einen Knecht ſein, dachte ich, es iſt viel Volk im Hauſe, man muß ſich behelfen. So zog ich mich aus und legte mich hin, entſchlief auch bald, denn ich hatte einen tüchtigen Marſch gemacht. Ich kann nicht ſagen, daß mich gerade ſchwere Träume beunruhigt oder meine Nachtruhe ſonſtwie geſtört worden wäre, nur einmal kam es mir vor, als habe ich die Augen geöffnet und Licht in dem Zimmer geſehen, auch die Geſtalt einer Perſon, die ſich wahrſcheinlich im zweiten Bette zur Ruhe begab. Doch warf ich mich wieder auf die andere Seite und ſchlief weiter.

„Wenn man beim Militär iſt und namentlich Pferde geputzt hat, ſo gewöhnt man ſich an's Frühaufwachen; mir ging es an dieſem Morgen ebenſo. Es mochte vier Uhr ſein, als ich mich ſchon vollkommen munter befand; es war ſchon heller Tag und, nachdem ich zum Fenſter hinaus und nach dem Wetter geſehen, fiel mein Blick auf das andere Bett; ich hatte natürlich gedacht, einer der Knechte ſei mein Schlafkamerad, wie erſtaunte ich aber, als ich auf einem Stuhle ſtatt männlichen Kleidungsſtücken Unterröcke, Jacken, lange Strümpfe und dergleichen erblickte."

„Aha!“ machte der General, „eins, zwei, drei, aus dem Bette; hurrah! auf Huſarenart.“

„Ich will nicht hoffen,“ ſagte der Oberſt.

„Seien Sie unbeſorgt,“ ſprach der Erzähler weiter; „ich verſichere Sie, daß das einzige Gefühl, was mich damals beſchlich, nur in der Luſt beſtand, laut hinaus zu lachen, dazu aber kam eine kindiſche Neugierde und ich beſchloß, mich vollkommen ruhig wie ſchlafend zu verhalten, um das Aufſtehen gehörigermaßen mit anſehen zu können.

„Eine halbe Stunde, nachdem ich erwacht war, bewegte es ſich in dem andern Bette ebenfalls. Richtig! es war meine Freundin, die Großmagd. Sie hob ihren Kopf in die Höhe und blickte nach mir herüber; ich that, als wenn ich feſt ſchliefe, und hiedurch beruhigt, machte ſie ihre Toilette mit einer erſchrecklichen Ungezwungenheit. Uebrigens war dieſelbe bald beendigt, denn der ganze Anzug jener Bauermädchen beſtand aus Schuh und Strümpfen, aus einem Unter- und Ueberrocke, ſowie einer Jacke von Zeug, die vorne zugehakt wird. Ehe nun meine Zimmernachbarin dies Manöver ausgeführt, fand ich es für gerathen, durch einiges Dehnen und Strecken, ſowie einen tiefen Seufzer mein Erwachen anzukündigen. — Ich kann nicht ſagen, daß das Mädchen dadurch ſehr erſchrocken gerade herumgefahren wäre; ſie begnügte ſich, mich lachend anzuſehen, mit dem Kopfe zu nicken, und ſagte dann: ‚So, Ihr ſeid aufgewacht?‘ — ‚Ja, ich bin aufgewacht,‘ entgegnete ich ſcheinbar im Tone des größten Erſtaunens und riß meine Augen ſo weit als möglich auf.

„‚Nun, und was verwundert Ihr Euch denn ſo?‘ fragte ſie lachend.

„‚Dazu habe ich doch alle Urſache,‘ verſetzte ich. ‚Iſt es denn bei euch Mode, daß man Soldaten, die hier einquartirt werden, mit einer der Mägde zuſammen in's Zimmer legt?‘

„‚Ach! geht doch,‘ entgegnete ſie, ‚Soldaten, das iſt was Anderes, aber Ihr! —‘

„‚Nun, was bin ich denn?‘

„‚Ihr ſeid ein Kind, wer wird ſich da viel geniren; und dann hat's Euch wohl auch nichts geſchadet, daß wir in einem Zimmer ſchliefen.‘

„‚Mir freilich nicht,‘ erwiederte ich, ‚aber es hätte Euch ſchaden können.‘

„Worauf ſie aber ein ſo luſtiges und lautes Lachen aufſchlug, daß es mich ordentlich ärgerte; auch rollte ſie in dieſem Augenblicke ihre Hemdärmel auf und zeigte ein Paar ſo ſtarke und muskulöſe Arme, daß ich ihr das Gelächter verzeihen mußte. — Aber die Arme waren ziemlich weiß und das ganze Mädchen kam mir überhaupt viel hübſcher vor wie geſtern Abend.

„Da ich nun aber einmal für ein Kind erklärt war, ſo ſpielte ich auch meine Rolle in aller Unbefangenheit fort. Ich lobte ihr Ausſehen, und das ſchien ihr zu gefallen; ich fragte ſie um ihren Namen, ſie hieß Anne, ich plauderte mit ihr von allen möglichen Dingen und veranlaßte ſie ſo, ihre Toilette langſamer zu beendigen. Endlich war dieſelbe beinahe fertig bis auf die Schließung ihres Jäckchens, und ehe ſie das that, ſteckte ſie einen großen Buſch Reſeda hinein, den ſie vorher ſorgfältig aus einem Blumenſcherben, der vor dem Fenſter ſtand, gepflückt. Dann ſagte ich zu ihr: ‚Wenn Ihr mich alſo für ein Kind haltet, Anne, ſo könnt Ihr mir auch wohl einen Kuß geben, ‚worauf ſie mich überraſcht anblickte, und ich glaubte ſchon, ſie würde es mir verweigern; doch ſagte ſie nach einer kleinen Pauſe: ‚warum nicht?‘ und trat an mein Bett. Ich war damals ſchon pfiffig genug, kam ihr nicht einen Zoll entgegen, ſo daß ſie ſich auf mich herniederbeugen mußte.“

„Aha, nun kommt der Reſedaduft!“ ſagte lachend der General.

„Sie beugte ſich alſo zu mir herab, drückte mir ihre friſchen Lippen auf den Mund, und damit der Kuß nicht gar zu kurz werden ſollte, ſchlang ich ihr meine beiden Arme um den Hals und hielt ſie einen Augenblick feſt, ja ſogar noch eine Sekunde länger, als der Kuß gedauert hatte, und dieſe Sekunde benutzte ich dazu, um ihr recht feſt in die Augen zu ſehen. — — Das allein konnte ſie nicht ertragen, denn ſie machte meine Hände mit einiger Gewalt los und ſagte: ‚Ach laßt doch die Narrenspoſſen!‘

„Uebrigens dauerte die ganze Geſchichte mit dem Kuß nur wenige Sekunden, dann beendigte ſie ihre Toilette und verließ lachend das Zimmer. Ich blieb noch eine halbe Stunde auf meinem Lager und überlegte bei mir, es würde gerade nicht ſo un-

paſſend ſein, wenn ich mir hier in dem hübſch gelegenen Dorfe und bei meinen angeſehenen Wirthsleuten einen Ruhetag herausſchlüge. Ich brauchte nur einige Müdigkeit zu affektiren und die Sache war abgemacht. Das that ich denn auch beim Kaffee, den wir unten gemeinſchaftlich tranken und der Bauer ſagte bereitwillig: „Wißt Ihr was, wenn Ihr müd ſeid, ſo bleibt heute noch da, Ihr braucht deßhalb auch nicht auf's Bürgermeiſteramt zu gehen, um eine Verlängerung Eures Quartierbillets nachzuſuchen; es macht mir eine Freude, wenn Ihr dableibt."

„Ich ſagte nicht Ja und nicht Nein, ſondern ging in den Garten, um mich draußen umzuſehen. Da ſtand die Anne und hing Wäſche auf. ‚Es gefällt mir hier,' ſagte ich zu ihr, ‚und der Bauer hat mich eingeladen, noch den heutigen Tag und die nächſte Nacht hier zu bleiben; was meint Ihr dazu, Anne?'

„‚Bleibt da,' entgegnete ſie ruhig, ohne mich anzuſehen, ‚mir ſoll es gleich ſein, — auch werde ich Euch,' ſetzte ſie nach einer kleinen Weile ſtockend hinzu, ‚morgen früh nicht wieder ſtören, wie heute.'

„‚Wie ſo!' fragte ich überraſcht.

„‚Weil ich heute Nachmittag auf das benachbarte Dorf zu meiner Schweſter gehe, um dort ein paar Tage zu bleiben.'

„‚Ah ſo!' ſagte ich unangenehm überraſcht. ‚Dann iſt es doch wohl beſſer, wenn ich heute abmarſchire.'

„‚Das meine ich auch,' entgegnete das Mädchen, ‚es iſt gewiß beſſer — ſo lebt denn wohl!' damit reichte ſie mir ihre Hand und nachdem ſie mich einen Augenblick mit einem eigenthümlichen

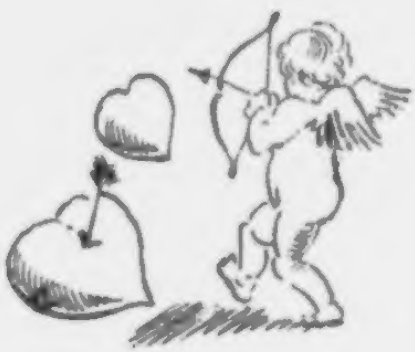
Gesichtsausdrucke betrachtet und vielleicht meine Blicke bemerkt haben mochte, nahm sie ihren Resedabusch vom Busen und gab ihn mir. Ich ging in's Haus zurück, packte meine sieben Sachen,

nahm von dem Bauern Abschied und zog gedankenvoll meines Weges. — — — —

„Was man nicht Alles erleben kann, sagte ich zu mir selber. Bin ich nicht heute Nacht um ein paar Jahre älter geworden?

Ja, ja, es kann nicht anders ſein, denn die Anne, der ich geſtern ſo ſehr jung vorkam, hielt mich heute für kein Kind mehr.“

So erzählten drei alte Soldaten aus ihrer Vergangenheit bei einem Glaſe Wein, und blickten dann lächelnd und einander freundlich zunickend in den vorbei fließenden Strom hinab: — zu Deutz bei Köln am Rhein.



Die erſte Wache.

ls ich dazumal zur Batterie kam — es iſt ſchon eine geraume Zeit her und ich war noch ein blutjunger Burſche, hatte Empfehlungen von meinem Alten ſelig an den Kapitän, die Beiden ſtanden in mir unbekannten Beziehungen zu einander — da wurde ich recht gut aufgenommen, lernte auch bald das Exerciren, und als ich damit fertig war, kommandirte mich der Hauptmann, da ich eine ſaubere Hand ſchrieb, zum Feldwebel und darauf wurde ich Batterieſchreiber und hatte das beſte Leben von der Welt.

In jener Zeit war auch die ganze Brigade mobil, und die zwölfpfündige Batterie, der ich die Ehre hatte anzugehören, lag mit ihren vielen beſpannten Fahrzeugen, mit ihren Granat-, Kartätſchen- und Kugelwagen, mit Bagagekarren und Feldſchmiede in acht Dörfern und Höfen zerſtreut, und der Stab, d. h. der Kapitän, der erſte Lieutenant, Feldwebel, Doktor, Kurſchmied und ich hatten unſer Quartier in einem bedeutenden Bauernhofe, ganz in der Nähe der eben erwähnten acht Orte.

Es war das für mich ein ungeheuer angenehmes Leben, und

des Morgens früh, wenn die Anderen in Hitze und Staub zum Exerciren hinaus mußten, trank ich meinen Kaffee im Garten und ging darauf wohlgemuth in die Schreibstube — ein angenehmes, schattiges Plätzchen. Ach! an dies Zimmer denke ich noch mit Vergnügen. Es hatte kleine Fenster, vor denselben befand sich dichtes Rebenlaub, das nur hie und da einen zitternden Sonnenstrahl hereinließ. Mitten im Zimmer saß der Feldwebel und ich, und ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, wir hätten uns zu Tode gearbeitet; namentlich aber der Feldwebel. Das war ein sehr dicker Mann, und wenn es so recht heiß war, so hielt er sich am liebsten in der Ecke des alten Lederſopha's auf, das in der Schreibstube stand. Da blies er die Hitze von sich, wedelte mit seinem Taschentuche und versicherte, im Sommer sei es ihm absolut unmöglich, viel zu thun.

Unser Batterie-Chef war der Hauptmann H. — Gott hab' ihn selig, er ist jetzt todt — ein großer, magerer Mann mit einem langen, blonden Schnurrbart, dessen Enden horizontal von seinem Gesichte abstanden und ihm ein böses, martialisches Ansehen gaben. Aber er war die gute Stunde selbst, viel zu sanft für diese Welt. Fluchen konnte er gar nicht, und das war sein Unglück, denn wie soll man mit den Kerls von einer zwölf-

pfündigen Batterie fertig werden, ohne jeden Tag ein paar Dutzend Millionentausend Schock Donnerwetter loszulassen? Doch bei uns wurde das Gleichgewicht durch den ersten Lieutenant hergestellt; denn was der Hauptmann in diesem Punkt zu wenig that, das that dieser zu viel. Und ein strenges Regiment war unbedingt nothwendig. Denn wenn man damals den Leuten nicht die Faust auf's Auge hielt, so waren sie aus Rand und Band. Und wie sollte man sie bestrafen? Ein solides Arrestlokal gab's gar nicht, in einem der Dörfer war freilich so ein Ding, aber es gehörte einem Bäcker, der zugleich eine Wirthschaft hatte, und da wurde von den Arrestanten mehr getrunken, als vor Gott zu verantworten war.

Der erste Lieutenant, den die ganze Batterie wie das Feuer fürchtete, hatte sich nun seine eigenen Strafen erfunden. Hie und da ließ er Einen an das Geschützrad binden, die Arme rückwärts über die Felgen, und das war bei so einer Hitze ein artiges Vergnügen. Auch bestellte er wohl Einen, der sich besonders schlecht aufgeführt hatte, zum Rapport in den Stall, und dann schloß er die Thüren zu, schnallte seinen Steigbügelriemen los, und was dann weiter geschah, davon sprach kein Mensch, weder der Eine noch der Andere; aber die wildesten Kerls hatten vor dem ersten Lieutenant einen donnermäßigen Respekt.

Der Bauer, dem der Hof gehörte, wo wir lagen, hatte eine sehr schöne Nichte. Man konnte nichts Lieberes sehen, als das Mädel; doch als wir erst ein paar Tage im Haus waren, da packte sie ihre Sachen zusammen, und ihr Oheim, welcher der Soldatenwirthschaft nicht traute, wollte sie zu einem Anverwandten schicken, einem Geistlichen, der gerade eine Haushälterin brauchte. Doch redete der erste Lieutenant ein vernünftiges Wort mit dem Alten, und wir Alle, die wir das muntere Ding wohl leiden konnten, versprachen uns fein säuberlich aufzuführen. Und darauf blieb sie da. Aber es wäre besser gewesen, wenn sie den Hof verlassen hätte!

Da war bei der Batterie der Kurschmied, ein junger hübscher Bursche, der hatte auch etwas gelernt und wollte sich später irgendwo als Thierarzt niederlassen. Der hatte ein ernsthaftes Auge auf das Mädel geworfen, wovon ich jedoch damals keine Ahnung hatte; denn auch ich machte mich natürlicherweise daran, ihr in

allen Ehren die Cour zu ſchneiden. Und dazu hatte ich die allerbeſte Gelegenheit. Der Feldwebel bekümmerte ſich im Allgemeinen um die Weiber gar nicht, und wenn ich recht fleißig für ihn ſchrieb, ſo hatte er auch wieder nichts dagegen, wenn ich manche Stunde zum Fenſter hinauslauerte und mich mit der kleinen Roſa herumneckte. Da ſaß ſie meiſtens unter dem Rebenlaub und beſorgte die Gemüſe für die Küche. Ach! wie konnte man ſo allerliebſt mit ihr necken! Ich warf ſie mit Papierkugeln und ſie mich mit Erbſen, und das trieben wir ſo lange, bis zufälligerweiſe einmal eins dieſer Geſchoſſe den Feldwebel an ſeine dicke Naſe traf. Dann mußten wir für eine Zeitlang aufhören. Ich muß geſtehen, ich fing an, mich in das Mädchen auf das Heftigſte zu verlieben und hatte die ſolideſten Abſichten. Roſa hatte Vermögen, ihr gehörte ein kleines Bauerngut in der Nähe, das der Onkel für ſie bewirthſchaftete und von dem ſich wohl leben ließ. Was mich allein genirte, das war der Kurſchmied, denn ſo oft er keinen Dienſt hatte, machte er ſich an das Mädchen oder unterhielt ſich mit dem Alten. Das fiel mir nach und nach auf, und ich hatte mir ſchon feſt vorgenommen, mit ihm einmal darüber zu ſprechen, denn entweder er oder ich mußte das Mädel aufgeben; das war doch natürlich. Ich konnte dabei gerade nicht behaupten, daß ſie mich beſonders bevorzugte, aber ſie bewies mir auch keine Abneigung, wie ſie es dem erſten Lieutenant that, der ſich auch mit ihr zu ſchaffen machte, mehr als gerade nöthig war. Vor dem hatte ſie eine wahre Todesangſt, und wenn er auf ſeinem Rappen wie toll in den Hof ſprengte, was er gar zu gern that, um ſie zu erſchrecken, da lief ſie mit einem lauten Schrei davon und ſah ſich ganz ſchüchtern und ängſtlich nach ihm um.

Da kam ich eines Tages dazu, wie der Kurſchmied mit Roſa eine heftige Unterredung hatte. Aha! dachte ich mir, jetzt wird ſie ihm ſchon ſagen, wo er her iſt, und ich bin Hahn im Korbe! Ich ſchlich mich ſachte auf die Seite, und als ich hinter einem dicken Baum ein bißchen vor nach den Beiden ſah, ſo hatte er die Hände gefaltet und ſprach heftig in ſie hinein. Bald blickte er gen Himmel und biß krampfhaft die Lippen aufeinander, bald ſchaute er ihr in die Augen, und endlich faßte er ihre beiden Hände, und ich hörte deutlich, wie er ſagte: „Roſa, das wär' mein gewiſſer Tod!“ Sie

aber hatte den Blick zu Boden geſchlagen, und wenn ich mich nicht täuſchte, ſo fielen ein paar Thränen auf ihr Halstuch.

Von der Stunde an ſchlich der Kurſchmied wie eine Katze Tag und Nacht im Hofe umher. Abends, wenn Alles zu Bette ging, war er noch auf, und die erſten Leute, die Morgens um vier Uhr in den Stall gingen, ſahen ihn ſchon wieder, wie er um die Ecke des Gehöftes

herumkam. Dabei war er, sonst so lustig und aufgeräumt, jetzt finster und mürrisch, gab Keinem ein gutes Wort, und wenn er bei Jemand vorbeikam, so knirschte er mit den Zähnen und ballte die Faust.

Er dauerte mich. Offenbar hatte ihn das Mädchen wegen meiner abgewiesen; sie hatte ihm gestanden, daß sie mich über Alles liebe, und das war er nicht im Stande zu ertragen. Offen und ehrlich, wie ich immer gewesen, suchte ich ihn deßhalb eines Abends auf; ich wollte wahrhaftig so großmüthig sein und auf das Mädchen verzichten, wenn er wirklich gute Absichten auf sie habe. — Bei mir ist die Sache zweifelhaft, dachte ich, du bist noch ein junger Bursche, kannst nicht so bald heirathen. Er aber nimmt nächstens seinen Abschied, läßt sich irgendwo als Thierarzt nieder und kann eine Frau brauchen. Ich will edel sein.

Das war ich denn auch. Ich zog ihn also bei Seite und sagte ihm ungefähr, was ich gedacht. Da sah er mich mit großen Augen an und lachte mir schrecklich in's Gesicht. „Ei," sagte er, „also auch du liebst das Mädel und glaubst, ich gräme mich, weil sie dich vorzieht? Nimm mir nicht übel, aber ihr Schreiber seid doch ein ganz eigenthümliches Volk. Was nicht auf eurem Papier steht, das seht ihr nicht. Gott im Himmel! Du liebst die Rosa und kannst heiter und vergnügt sein bei all' den schrecklichen Geschichten?"

„Was für Geschichten?" rief ich erschreckt.

Da faßte er mich bei der Hand und preßte sie mir zusammen, daß ich vor Schmerz laut aufschrie, und sagte mit tiefer, tonloser Stimme: „Vor meinem Fenster steht ein Baum, und auf dem Baum sitzt zuweilen ein Vogel und singt allerlei Schelmenlieder. Neulich erzählte er mir von einem Mädchen, das einen Liebsten habe, der es gut mit ihr meine, und einen anderen, der sie betrügen wolle. — — — — Und sie ließ sich betrügen. — — — — Schreiber, du hast aber nichts davon gemerkt, denn es ist bis jetzt kein Rapport darüber auf die Kanzlei gekommen."

„Ah!" sagte ich, und ich sah ihn groß an, denn ich dachte nicht anders, als er sei ein bißchen verrückt geworden.

„Weißt du was," fuhr er nach einer Pause fort, „ich laß' mich versetzen und mach' eine große Reise. Ich kann das hier nicht aushalten. Aber ich will dir was sagen: „Weißt du, wo das Schlafzimmer der Rosa ist?"

Ich wußte es zufällig.

„Nun gut; dem gegenüber ist unser Heuboden. Nun laß' dir einmal die Mühe nicht verdrießen und klettere ein paar Abende nach einander dort hinauf."

Damit ging er fort und an seine Geschäfte. Gott im Himmel! wie waren mir seine Worte auf's Herz gefallen! An dem Tage war ich nicht im Stande eine ordentliche Zeile zu schreiben, und einen Bericht an das Abtheilungs-Kommando überschrieb ich: „Einem verehrlichen Heuboden" und erhielt dafür eine unendliche Nase.

Da kam ich eines Tages später als sonst in den Hof hinunter. Ich hatte die Rosa gestern nicht gesehen, und ich war erfreut darüber, denn wenn ich das liebe, frische, junge Mädchen sah und mir einen Sinn in die Worte des Kurschmieds brachte, dann überlief mich ein Schauder von oben bis unten. Aber mit wem konnte sie eigentlich so böse Geschichten treiben? Das war mir am unerklärlichsten.

Also, wie ich in den Hof hinunter kam, standen die Kanoniere der Haubitze, welche bei uns lag, auf dem Hofe beisammen und sprachen eifrig mit einander. Der Geschützführer und die Bombardiere gingen daneben auf und ab, und der Erstere sagte: „Das kann eine böse Geschichte werden; so zwanzig Jahre Festung oder dergleichen, wenn er nicht gar am Ende erschossen wird." Da entgegnete einer der Bombardiere: „Es ist aber noch die Frage, ob der Lieutenant es anzeigt."

Ich wollte eben auf sie zutreten, um mich zu erkundigen, worüber sie eigentlich sprächen, als der Kurschmied hinter mir die Treppe herabkam, die Unteroffiziere grüßte und gleichgültig an den Himmel hinauf sah. Er hatte, wahrscheinlich weil es ein Sonntag war, seine beste Uniform angezogen, den Säbel umgeschnallt und die Feldmütze auf dem Kopfe.

„Ist denn hier was geschehen?" fragte ich ihn. „Die da drüben sagen von irgend einem Verbrechen, das begangen worden sei."

„So, die sprechen davon?" entgegnete er mir ruhig. „Ja, in der Welt geschehen allerhand Sachen. Wer kann es ändern?" Damit nahm er seinen Säbel unter den Arm, grüßte mich freundlich und schritt zum Hofe hinaus.

Es war, wie gesagt, an einem Sonntag, der Bauer mit seiner Familie in der Kirche, der Hauptmann ebenfalls. Endlich kamen sie zurück, mit ihnen Rosa, frisch und gesund, aber etwas bleich. Ich hatte schon gefürchtet, er habe dem Mädel ein Leides gethan, denn er war sehr zornig auf sie und von heftiger Gemüthsart.

Gleich darauf ging der erste Lieutenant zum Hauptmann, und dann kam die Ordonnanz und fragte nach dem Kurschmied. Er war vielleicht in das nächste Dorf gegangen, wo kranke Pferde waren.

Sonntags war der Hof gewöhnlich sehr still, heute Nachmittag aber ausnahmsweise wie ausgestorben. Außer der Stallwache war von den Kanonieren Niemand da; die Bedienungsmannschaften hatte man nach einem der Dörfer beurlaubt, wo Kirchweihe war. Nur die Offiziere waren zurückgeblieben und Rosa, welche wie gewöhnlich unter einem Lindenbaum vor der Schreibstube saß. Sie hatte die Hände gefaltet und schaute starr vor sich hin und schrak bei dem leisesten Geräusch zusammen. Oft richtete

ſie ihre mit Thränen gefüllten Augen in die Höhe und blickte angelegentlich nach dem Eingang des Hofes, als ob da Jemand kommen ſollte.

Wie hatte ſich das Mädchen ſeit ein paar Tagen verändert. Mir that es in der Seele weh, und ich ging hinaus, um mit ihr

zu ſprechen. Vielleicht ſchloß ſie mir ihr Herz auf und nahm einen guten Rath von mir an. Ich ſetzte mich neben ſie hin, ſprach ſie an; aber ſie gab mir nur ſpärliche Antworten. Ihre Bruſt hob ſich ſchwer athmend, und wenn ſie oftmals in die Höhe fuhr, ſo wiſchte ſie mit der Hand über die Stirne, auf welcher Schweißtropfen ſtanden, oder ſtrich ihr Haar heftig aus dem Geſicht. Sie ſchien auf's Höchſte beunruhigt, irgend etwas ihr Herz zu drücken. Es war ein heißer Tag geweſen; wir ſaßen im Schatten, aber

um uns herum brannten noch die Strahlen der untergehenden Sonne. Zahllose Mücken ſummten in den Blüthen der Linde.

Da kam ein kleiner Bauernjunge athemlos zum offenen Eingang des Hofes hereingelaufen, und als er mich ſah, ſtürzte er auf mich zu, ſchnappte nach Luft und ſchluckte heftig. — „Da! da!“ rief er endlich, „geht hinaus — draußen auf dem Kirchhof — hinter dem Thor — da liegt der Schmied eurer Batterie — er hat ſich erſchoſſen!“ — — — —

Das Mädchen neben mir war zitternd aufgeſprungen, und als der Bube ſo geſprochen, ſchauderte ſie zuſammen und ſank mit einem leiſen Schrei nieder. Ich fing ſie in meinen Armen auf.

Weiß nicht, wie es kam, aber es dauerte eine Zeitlang, bis ſie ſich wieder erholte, und als ich ſie darauf aus meinen Armen laſſen und an einen Baum lehnen wollte, blickte ich an den Fenſtern in die Höhe, ob nicht Jemand da ſei, den ich zur Hülfe herbeirufen könnte. Richtig! da lag auch Jemand im Fenſter und blickte hohnlachend auf uns herab. Es war der erſte Lieutenant, und der rief mir zu: „Ei, ei, das iſt 'ne allerliebſte Gruppe! der Herr Batterieſchreiber machen ſeine Cour recht öffentlich.“

Kaum hatte er aber dieſe Worte geſprochen, ſo ſprang Roſa mit einem lauten Schrei empor, ſtreckte ihre Hände wie beſchwörend oder drohend in die Höhe und ſtürzte in's Haus.

„Was hat denn das Mädchen?“ rief der Lieutenant.

„O, ſie iſt ein wenig alterirt!“ entgegnete ich ihm. „Draußen auf dem Kirchhof liegt der Kurſchmied erſchoſſen; er hat es ſelbſt gethan.“

„Der Teufel!“ rief der Offizier beſtürzt. — — „Unbegreiflich.“

„Vielleicht auch begreiflich!“ entgegnete ich ihm lauter, als gerade nothwendig war. Und auf das hin fuhr er mit dem Kopf zurück und kam eiligſt zu mir herab in den Hof. Er hatte den Säbel unter den Arm genommen, den Schnurrbart hoch hinaufgewichst, und biß die Lippen auf einander, was er immer that, wenn er ſchlecht gelaunt war. Er ſah ziemlich blaß aus und fragte mich mit einer ſehr unangenehmen Höflichkeit: „Darf ich Sie vielleicht fragen, Herr Schreiber, was Sie in einer Sache, die mir unbegreiflich iſt, ſehr begreiflich finden? He?“

Was ſollte ich darauf antworten? Ich zuckte die Achſeln und ſchwieg.

„Wer iſt von der Mannſchaft zu Hauſe?“ fragte er.

„Niemand als die zwei Offiziersburſchen und ich.“

„Das ſind drei,“ ſagte er zu ſich ſelber; „wir müſſen einen Poſten dort aufſtellen, bis das Gericht Zeit findet, die Legal-Inſpektion vorzunehmen. — In dem Fall,“ ſagte er laut und ſonderbar lächelnd, „werden Sie es begreiflich finden, daß ich Sie zu dieſem Wachtdienſt mit heranziehe.“

Was half alles Zornigwerden oder innerlich Raiſonniren? Ich konnte nichts machen. Er gab darauf ſeine Befehle; im Stalle war unſere Wachtſtube, und von da aus mußten wir den Poſten bei dem Erſchoſſenen beziehen. Mir gab der erſte Lieutenant aus beſonderer Rückſicht, wie er ſagte, Numero zwei, d. h. da es jetzt neun Uhr war, wo die erſte Nummer aufzog, mußte ich von Elf bis Eins, alſo während der Mitternachtsſtunde, auf dem Kirchhofe Wache ſtehen. — — Schöne Kommiſſion das!

Es war eine laue Sommernacht, der Himmel leicht mit Wolken überlaufen, die hie und da einen Stern durchblitzen ließen, aber das Licht des vollen Mondes dämpften und dadurch der ganzen Natur einen ungewiſſen Schimmer gaben. In der Ferne an den Bergen wetterleuchtete es, und ringsumher hörte man die Stimmen unzähliger lebender Weſen, die ſich nach dem heißen Tage der kühlen Nachtluft freuten. Leuchtkäfer flogen umher, in hellen blauen Funken unter dem dunkeln Laub der Gebüſche glänzend. Nachtſchmetterlinge ſummten mit ſchwerem Flug vorüber, und hie und da machte eine Fledermaus ihre ſeltſamen Bewegungen in der Luft.

Wir gingen dahin, der Kamerad, der mich aufführte und ich, bei der kleinen Kirche vorbei, und ich muß geſtehen, je näher wir dem Friedhofe kamen, deſto kleinere Schritte machten wir Beide. Ich hatte von jeher mit todten Leuten nie gern etwas zu thun gehabt. Und nun hier ein guter Freund, mit dem ich heute noch geſprochen, und der ſich ſelbſt das Leben genommen! — Es hatte ſchon eine gute Weile elf geſchlagen, und am Thore des Kirchhofs kam uns die Schildwache entgegen, indem ſie uns zurief: „Nun, ihr bleibt lange genug aus!“

„Wo iſt der — Poſten?“ fragte ich ihn, und mein Herz ſchlug ſchneller und ſtärker.

„Am anderen Ende!“ entgegnete er. „Kommt, ich führe Euch auf.“

Und darauf gingen wir bei dem ungewiſſen Schein des Mondes zuerſt auf einem breiteren Weg, und dann bogen wir links ab und ſtolperten über die Grabhügel, Baumſtämme und umgeſtürzte Steine. Die Kreuze von Holz, die hier ſtanden, weiß angeſtrichen, erſchienen ſo eigenthümlich hell glänzend, und blickten wie verwundert auf uns Drei, die wir an dieſer Stätte des Friedens in Wehr und Waffen mit gezogenen Säbeln wandelten. Endlich kamen wir an Ort und Stelle. Ich hatte ſchon lange dorthin geſpäht, ſah aber nichts, als einen großen, weißen, viereckigen Flecken auf der Erde. — — Dort lag er — man hatte eine wollene Decke über ihn geworfen. —

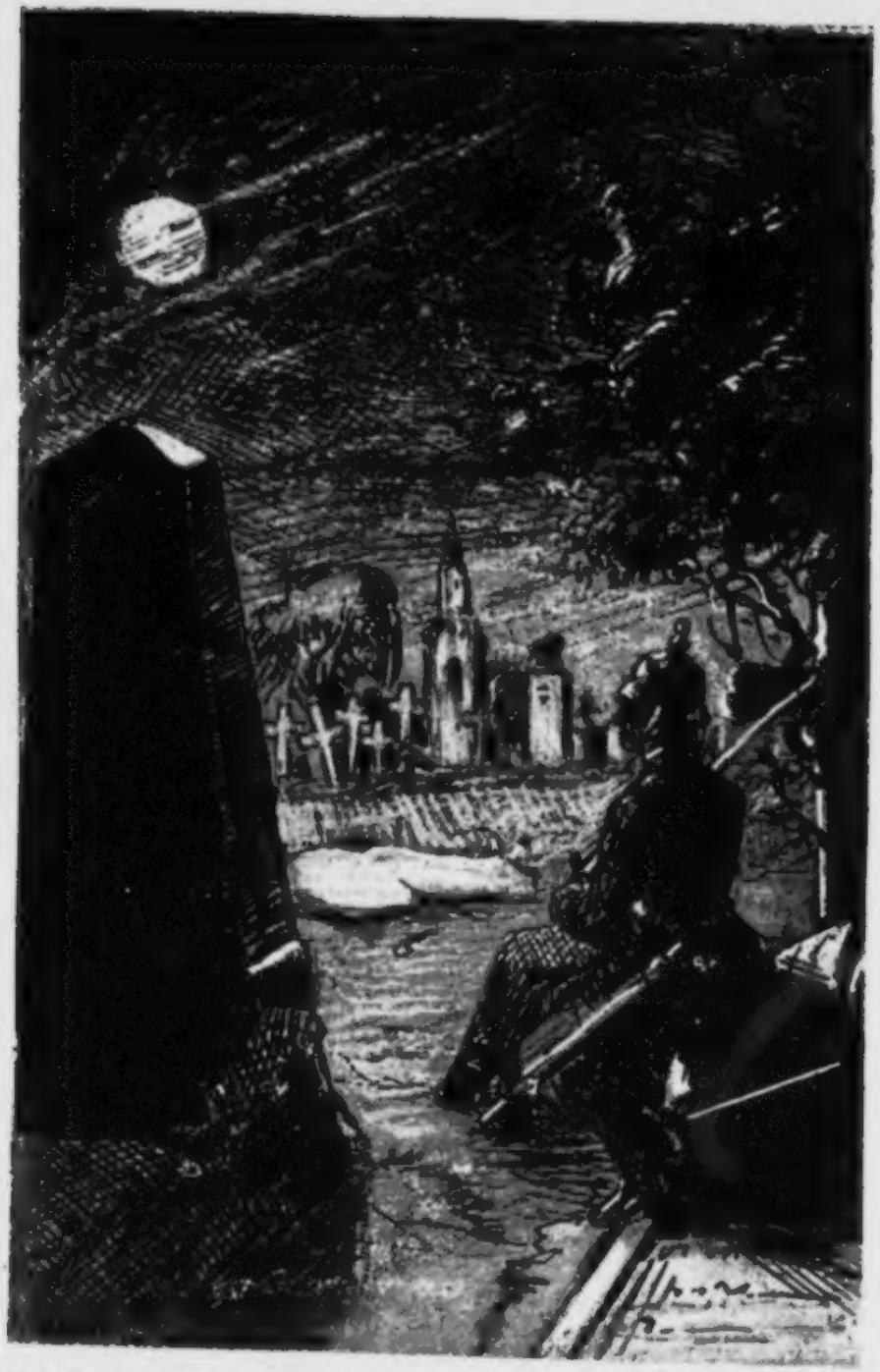
„So," ſagte mein Kamerad, den ich ablöste, „jetzt bin ich froh, daß das vorbei iſt; denn bis ich wieder aufziehe, kommt der Tag. — Brrr! — Ich wünſch' Euch gute Wache!"

„'s iſt doch nichts Neues hier auf Poſten?" fragte ich ihn ziemlich ängſtlich.

„Neues nichts, was gut zu melden wäre," entgegnete er achſelzuckend.

Und damit gingen die Beiden fort und ließen mich allein.

Es war gut, daß ſie ihn zugedeckt hatten, denn den Anblick des Kameraden hätte ich nicht ertragen. So ſah man doch nichts, als die wollene Decke, in deren Mitte freilich eine unheimliche



Erhöhung. Es wurde mir ſehr warm unter meinem Helm, und das Lederzeug drückte mich ungemein. Nachdem ich einen Augenblick ſtehen geblieben war, entfernte ich mich haſtig von dem Todten

ſo weit wie möglich, und ging dann in einem außerordentlich weiten Bogen um ihn herum, konnte aber kein Auge von der unangenehmen Stelle wegwenden.

Ich will nur geſtehen, daß ich damals ein junger Menſch von ſehr aufgeregter Phantaſie war. Ich hatte viele merkwürdige Geſchichten geleſen, und konnte mir leicht aus den einfachſten Dingen die ſonderbarſten Bilder machen. So auch heute Abend. Daß der arme Kurſchmied todt war, wußte ich ganz genau, aber wie ich ſo im weiten Bogen um ihn herumſchritt, unabläſſig auf die Decke ſtarrend, da kam es mir vor, als zucke es unter derſelben und bewege ſich etwas hin und her. Auch glaubte ich hie und da ein leiſes Geräuſch zu vernehmen. Mein Haar ſträubte ſich empor, der Schweiß floß mir von der Stirne, und es trieb mich eine unſichtbare Macht, die Kreiſe um ihn immer kleiner und kleiner zu machen. Endlich berührte mein Fuß die Decke. Ich beugte mich nieder, hob ſie empor und blickte auf ſein zerſchoſſenes Haupt. — — Ach, ein ſchrecklicher Anblick! Der konnte nicht mehr leben und ſich bewegen! Ich floh entſetzt zurück und umſchritt ihn abermals im weiteſten Kreiſe. Doch es erging mir mehrmals, wie ich ſoeben erzählt. Immer glaubte ich, er bewege ſich, und immer zwang ich mich ſelbſt, zu ihm hinzugehen, die Decke aufzuheben und ihm in's Geſicht zu ſchauen, das eigentlich kein Geſicht mehr war. —

Die Zeit ſchlich mir unendlich langſam vorüber; jede Viertelſtunde däuchte mir eine Ewigkeit. Mein größter Troſt war, hie und da einen Hund zu hören, der anſchlug, oder den Geſang des Nachtwächters im benachbarten Dorfe. Ich hätte gar zu gerne meinen Poſten auf einen Augenblick verlaſſen, um am anderen Ende des Kirchhofes ſpazieren zu gehen; aber ich fürchtete mich dann wieder, hieher zu kommen. So lange ich den Todten mit meinem Blicke bannte, konnte da nichts geſchehen; aber wenn ich fortging und wiederkam, da konnte er ſich langſam aufgerichtet haben und ſich nach der Schildwache umſchauen. — — Solch' närriſche Gedanken hatte ich in jener Nacht!

Aber meine Kreiſe machte ich immer weiter und weiter, und zuletzt ſetzte ich mich auf einen Grabſtein, ſehr entfernt von ihm und zwang mich zu ruhigerem Nachdenken.

In Betreff des Mädchens ſchien mir Manches klar zu werden,

und es war mir ein wahrer Troſt, daß er auf mich nicht eiferſüchtig geweſen. O, die Weiber! die Weiber! Ich bekam von da an einen wahren Abſcheu vor ihnen. Der Unglückliche da vor mir mußte in Betreff der Roſa ſaubere Erfahrungen gemacht haben. Er war gewiß auf den Heuboden geſtiegen, von wo man in ihr Schlafzimmer ſehen konnte. —

Doch was war das? Nein! Jetzt war es keine Täuſchung mehr, wenn ich glaubte, die Decke bewege ſich. Sie wurde emporgehoben; ich ſah das ganz deutlich. Schaudernd ſprang ich empor, faßte meinen Säbel feſter in die Hand und zwang mich, gerade aus zu gehen. Es war richtig. Wo er mit dem Kopfe lag, bewegte ſich etwas Weißes, und dann verſchwand es wieder. Es war gerade, als wedle Jemand hie und da mit dem Taſchentuch. Gott der Gerechte! der brauchte ſich ja keinen Schweiß mehr abzutrocknen! — Wie mir zu Muthe war, könnt ihr euch denken! Ich eilte tief athmend und hochklopfenden Herzens an meinen Poſten zurück. Jetzt hatte ich ihn erreicht. — Alles rundum ſtill; die Decke lag da ausgebreitet wie vorhin; es bewegte ſich nichts. Und doch hatte ich's vorhin ſo deutlich geſehen.

Ich war nicht im Stande, dieſen Platz zu verlaſſen. Wie feſtgebannt, konnte ich nur meine Augen bewegen, und meine Blicke irrten über ihn hinweg bis an's Ende des Kirchhofs. — Da erſchien es wieder dicht an der Mauer. Da flatterte eine weiße Geſtalt vom Boden auf und war im nächſten Augenblicke wieder verſchwunden. Mit dem Muthe der Verzweiflung ſtürze ich darauf zu, mir gleichviel, ob es ein Geiſt ſei, oder vielleicht ein Menſch, der mich necken wollte. Sein Untergang war beſchloſſen: todt mußte es ſein! Doch auf einmal hefteten ſich meine Füße am Boden feſt, als ich in die Nähe der räthſelhaften Erſcheinung gekommen. Ich ſah vor mir ein offenes Grab, und es rieſelte mir eiskalt den Rücken hinunter. In demſelben flatterte etwas Weißes, Geſpenſterhaftes auf und nieder. — „Halt! Wer da?“ ſchrie ich ſo laut wie möglich, ſchwang meinen Säbel hoch, ſprang in großen Sätzen nahe hinzu, und da ſah ich —

„Ein offenes, friſch gemachtes Grab und in demſelben — — eine weiße Gans, die hineingefallen war, und ſich nun vergeblich bemühte, da hinauszuflattern.“ — —

Aber mich hat niemals der Anblick einer Gans, ſelbſt der beſtgebratenen nicht, die doch eine gute Gabe Gottes iſt, wieder ſo glücklich gemacht, als in dem Augenblicke dies harmloſe Geſchöpf, und ich faßte von der Zeit an eine wahre Neigung zu allen Vögeln dieſes Geſchlechts. Ich half ihr aus dem Loche heraus und ſetzte ſie neben mich hin. Sie war dankbar und lief nicht davon. Wir thaten die Wache gemeinſchaftlich; die Zeit verging mir da auch viel ſchneller und bald ſchlug es ein Uhr, wo ich abgelöst wurde. Dann zogen wir nach Hauſe, und die Gans zog mit uns.

Der Kurſchmied ward am andern Tage begraben, und trotzdem er ein Selbſtmörder war, gab ihm doch die ganze Batterie das Geleite. Nur der erſte Lieutenant fehlte. Daß er aber nicht mit hinaus gegangen, und auch vielleicht ſonſt noch manches Andere nahm ihm unſer guter Hauptmann ſo übel, daß er zum erſtenmal eine heftige Unterredung mit ſeinem erſten Lieutenant hatte, wovon die Folge war, daß ſich der Letztere bald nachher zu einer

anderen Batterie verſetzen ließ. Was nun die Geſchichte mit Roſa anbelangte, ſo ſprach von der Batterie damals Keiner gern darüber, und der dicke Feldwebel pflegte zu ſagen, das ginge ſo mit im Kantonnirungsleben, und die Mädels ſollten geſcheidter ſein. Sie

war verdorben und iſt bald nachher auch geſtorben. Kurze Zeit darauf verließen wir die Höfe und kamen nach G. in Garniſon, ein Jahr nachher aber ging ich in Urlaub und konnte es nicht unterlaſſen, über unſere ehemalige Kantonnirung zu gehen und den Kirchhof zu beſuchen. Juſt an der Stelle, wo er damals gelegen, war nun ihr Grab, ein kleines, weißes Kreuz, darauf ſtand: Roſa F.,

geboren den . . . ., geſtorben den . . . . Sie war nur achtzehn Jahre alt geworden, und das iſt doch ſehr wenig für ein Mädchen, ſo ſchön, ſo friſch, ſo blühend.

Ich habe ſie nie vergeſſen können, meine erſte Wache. —